Akademische Blätter

AKADEMISCHE BLÄTTER.

Beiträge

zur

Litteratur-Wissenschaft.

Herausgegeben

von

OTTO SIEVERS.

Braunschweig,

C. A. Schwetschke und Sohn

(M. Bruhn).

1884.

Inhaltsverzeichnis.

Briefe an Bertuch.

Mitgeteilt von

Ludwig Geiger.

Die reichen Briefschätze des Bertuch-Frориepschen Archiv in Weimar, die mir von den Besitzerinnen desselben zur uneingeschränkten Benutzung überlassen waren (Herbst 1880), haben bereits Gelegenheit zu mannigfachen Veröffentlichungen gegeben. F. J. Bertuch (1747—1822), der Weimarer Hofbeamte, Verleger, Schriftsteller, war in seiner dreifachen Thätigkeit mit so verschiedenartigen Kreisen und Persönlichkeiten in Berührung gekommen, dass in der von ihm zusammengebrachten gewaltigen Briefsammlung kaum ein bedeutender deutscher Schriftsteller am Ausgange des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts unvertreten ist. Einem solchen Reichtume gegenüber that Beschränkung not. Man würde sowohl den Korrespondenten, als dem Sammler einen sehr schlechten Dienst erweisen, wenn man alle diese Bündel öffnen und das darin Enthaltene unterschiedslos zum Drucke befördern wollte. Ich habe daher bei den Veröffentlichungen aus dem Bertuchschen Nachlasse den Grundsatz befolgt, nur dasjenige mitzuteilen, was entweder für den Schreiber oder Adressaten persönlich interessant oder litterargeschichtlich wichtig ist. Bei einer derartigen Methode ist, wie ich keineswegs verkenne, die Willkür thätig, aber es ist ein weit geringerer Schade, wenn ein paar merkwürdige Notizen unbeachtet bleiben, als wenn Seiten und Bogen mit redseligem und überflüssigem Geplauder gefüllt werden. Nach solchem Grundsatze bin ich z. B. bei Mitteilung der Briefe Gleims an Bertuch (‚Grenzboten‘ 1881, II, S. 442—448) zu Werke gegangen, ähnlich bei denen C. F. Weisses, die dem ‚Archiv für Litteraturgeschichte‘ zum Drucke übergeben sind. Waren nur wenige, aber charakteristische Briefe vorhanden, wie z. B. die drei liebenswürdigen Billete der Korona Schröter (‚Die Gegenwart‘ 1880 Nr. 40), oder zwei Briefe Schillers (‚Deutsche Revue‘, 1. Okt. 1880 S. 10—14), oder die sechs inhaltreichen, das Wesen des Dichters trefflich darlegenden Briefe Bürgers (‚Vom Fels zum Meer‘, November 1883), so war selbstverständlich eine vollständige unverkürzte Wiedergabe geboten. Andererseits glaubte ich auch gehalten zu sein, die inhaltlich keineswegs immer bedeutenden Billete Goethes vollständig abzudrucken (Goethe-Jahrbuch IV, S. 197—229), nachdem ich die zahlreichen aus demselben Archive stammenden Mitteilungen über Goethe (daselbst Band II, S. 374—415) gebracht hatte, welche den mächtigen

Eindruck schilderten, welchen Goethes Erscheinen in Weimar hervorrief, und die vielfachen Beziehungen andeuteten, welche er auch später noch mit Bertuchs weit zerstreuten Genossen unterhielt.

Auch die übrigen Weimarer Grössen ausser Schiller und Goethe waren mit Bertuch verbunden. Am nächsten stand ihm Wieland, da Bertuch Mitredakteur, vor allen Dingen geschäftlicher Leiter des ‚Teutschen Merkur' war. Aus Wielands Nachlass haben daher viele und sehr merkwürdige Stücke (vgl. den Brief Jacobis G. J. II, 322—384) in das Bertuch-Froriepsche Archiv ihren Weg gefunden; Briefe Wielands selbst dagegen sind kaum erhalten. Von Herder sind folgende vier Briefe mitteilenswert:

1.

Herder an Bertuch. [Juni 1782].

Lieber Bertuch! Ohne Zweifel kommen Sie mit Villoison heute zusammen. Sein Sie doch so gütig und entschuldigen mich bei Gelegenheit, dass ich ihn so wenig cultivire. Ich sitze unter einem Bollwerk von Kirchenrechnungen, nicht kleiner als das Bollwerk der Wilden in Eurer neulichen Helden- und nackten Staats-Aktion und kann die Arbeit nicht aufschieben, weil den künftigen Montag Termin der Abnahme ist. Mich dauerts, dass mir der Umgang mit einem Manne, der eine Bibliothek alter und neuer Literatur ist, so zerrissen und versagt ist; jede Viertelstunde indessen, die mir übrig ist, werde ich ausser dem Hause des Fürsten, das ich auch wegen der Blattern scheuen muss, mit Vergnügen auskaufen. Ich bitte Sie sehr hierum, denn da ich gestern mich bald nach der Tafel streichen müssen, so weiss ich nicht, was er von mir denkt. H.

2.

Herder an Bertuch. [Febr. 1783].

Eben da der Hofkirchner die Quittung meines Taufgeldes an E. W. überbracht hat und ich ihn nach dem seinigen frage, erzählt er mit sehr zufriedener unbefangener Demuth, dass E. W. ihn auf das Beckengeld verwiesen hatte, womit sein Dienst schon bezahlt sei. Ob er sich nun gleich damit gern befriedigt (denn wie geduldig er sei, weiss Jedermann), so kann ich doch nicht umhin zur Ehre des Herzogs und seines ersten Kindes E. W. zu bitten, seine Hochfürstliche Durchlaucht in meinem Namen und mit Vorzeigung dieses Zettels die unterthänigste Vorstellung zu thun, dass Beckengeld und Taufgebühr für den Kirchner zwei völlig verschiedene Sachen sind. Das erste geben die Pathen, das andere der Vater des Kindes, der taufen lässt. Auch der Geringste im Volk weigert sich dieser Observanz nicht und es ist wohl, seitdem die Kirchenordnung existirt, die leider! auf solche Dinge verweiset, kein Exempel, dass ein Vater sich von dem, was Taufgebühr heisst, unter

dem Vorwande, die Pathen hätten für ihn bezahlt, hätte losmachen können und wollen, zumal bei der Taufe eines ersten Kindes. Nicht also für den Kirchner (der von diesem Zettel nichts weiss), sondern für die Ehre des Herzogs, der, wenns unter den Pöbel kommt, ihm in einem Lichte erscheinen würde, dessen Namen ich nicht gerne nenne und ordentlich unter den ärmsten Vater des ärmsten Kindes herabsänke, wünsche ich, dass ihm und dem Kirchenwärter das Seine würde. Die Sache ist nicht der Rede werth und unter dem Volke, wo der Herzog jetzt blos Vater ist, der sein Kind taufen lässt und Kirchner und Kirchenwärter nicht bezahlen will, riecht so was unbeschreiblich übel. — Fände es indess Se. Durchlaucht für gut, als Landesfürst eine Ausnahme von der Observanz zu machen, der sich der Geringste bequemt, so bitte ich mir in der Stille nur zwo Zeilen Nachricht aus, dass ich den beiden Leuten von meiner Gebühr das Ihrige entrichte und fast ärgerts mich, dass ich den ganzen Brandbrief schreibe.

Herder.

Die Briefe 1 und 2 sind, wie die Herderschen Briefe an B. überhaupt, undatiert. Doch lassen sich die Daten leicht aus dem Inhalt ergänzen. Ansse de Villoison, dessen im ersten Brief gedacht ist, war im Juni 1782 in Weimar und hat über seinen dortigen Aufenthalt einen Bericht hinterlassen, der im G. J. II, 431 nachzulesen ist. Dort ist unter den Weimaranern, von denen der Besucher sich entzückt zeigt, auch le sublime Ms. Herder genannt, ohne dass dem Namen, wie manchen der sonst Erwähnten, ein lobender Nebensatz hinzugefügt wird. Doch hat Villoison offenbar einen sehr günstigen Eindruck von Herder empfangen, wie das lobpreisende lateinische Gedicht a. a. O. S. 432 bekundet. Der Brief Nr. 2 bezieht sich auf die Taufe des am 15. Februar 1783 geborenen Erbprinzen. Der Brief ist an Bertuch, in dessen Eigenschaft als herzoglicher Chatoullier gerichtet. Der etwas heftige Ton des Briefes scheint für den Schreiber keine üblen Folgen gehabt zu haben. Wenigstens erhielt Herder, der ausser der eigentlichen Taufrede auch eine Kantate verfasst hatte, die in der Kirche zum Vortrag kam, noch in demselben Jahre zwei freundliche Briefe des Herzogs, die zuletzt von H. Düntzer: ‚Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und Herder‘ (Leipzig 1883) S. 115 flg. abgedruckt sind. Für eine andere Taufrede (Juni 1793) bedankt sich der Herzog direkt (daselbst S. 129): „Nehmen Sie meinen besten Dank für die gestrige Anstrengung. Sie haben uns viel Freude dadurch gemacht und dem Neugeborenen Glück zugewiesen, da er so human in die menschliche Gesellschaft übergebracht worden ist“. — Damals freilich war die Verstimmung Herders gegen den Herzog, die mit seiner Abneigung gegen Goethe zusammenhing, in vollster Stärke.

Waren die beiden ersten Briefe Herders an Bertuch, den Hofmann, den mit dem höchsten Kreise in engstem Zusammenhange Stehenden gerichtet, so die beiden letzten an Bertuch den Gelehrten, den Buchhändler.

3.

Herder an Bertuch.

Liebster Freund! Ihre letzte Anfrage, die Sie mir auf den letzten Augenblick verspart hatten, kam mir so auf den Plotz (?), dass ich nicht antworten konnte. Ich habe dies überlegt und wäre wohl bereit, der Buchhandlung der Gelehrten ein Werk zu geben, wenn sies auf eignes Risko übernähme und es mir, der ersten Auflage nach nämlich, baar abkauften. Ich würde ihr dazu Eins geben, das nur die Fortsetzung eines Buches vom besten Gange ist, nehmlich meine Briefe das Studium der Theologie betreffend, von denen die Auflage in Einem Jahr beinahe vergriffen sein soll und von dem Hofm[ann?] gern die Fortsetzung haben wollen. Das Buch ist geschlossen, aber so, dass ich ihm gern noch den Kranz aufsetzen möchte mit einem Alphabetchen aus zwei kleinen Theilen; in Grösse der vorigen beiden. Der Titel wäre:

Theologische Briefe
Ein Nachtrag zu den Briefen das Studium
der Theologie betreffend
1. 2. Theil.

und kann auch mein Name davor genannt werden. Ich habe die besten Materien dahin zurückgespart und nicht nur Jeder muss das Buch haben, der das vorige hat, sondern auch viele, die jenes nicht haben. Es kommt nur darauf an, wie wir des Handels Eins werden und was die Buchhandlung zu geben gedenkt. Eins müsste ich mir erbitten, dass der Preis nicht über 1 *fl* wäre: denn viele Theologen sind arm und bei den ersten Theilen hat der billige Preis zum Abgang mitgeholfen. — Da Sie, wie man sagt, in der Buchhandlung selbst interessirt sind, oder wenigstens mit den Herren in Verbindung stehn: so erwiesen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie sich der Sache annähmen. Es sollte mir lieb sein, wenn ich mit meiner Wenigkeit der Buchhandlung auch künftig dienen könnte.

Sie haben mich letztens erschreckt, da Sie übers Glossar von Interessen sprachen. Ich kann doch jetzt unmöglich umherschicken und, ehe das Buch da ist, das Geld einfordern lassen, sobald es kommt, soll das Geld einkassirt und Ihnen sträcklichst und mit Dank abgeliefert werden. Oberlin ist, wie ich aus allem sehe, ein Strassburger Trödler. Ihr müsst also Geduld haben, Ihr ungerechter Haushalter, und nicht gleich Euren Mitknecht nach dem Evangelio wiegen.

Sie verbinden mich, wenn Sie mir wegen des ersten Punkts bald honette Antwort geben und es bei den Dessauern gut einleiteten. Gute Nacht.

Herder.

4.

Herder an Bertuch.

Lieber B.! Mein Buch ist jetzt soweit, dass ich den Druck desselben zu Weihnachten oder Neujahr versprechen kann; ich bitte also in Rudolstadt dazu Anstalten und Raum zu verschaffen.

Zugleich aber muss ich um eine Gefälligkeit bitten, die ich in Absicht meines Contracts für billig und nöthig halte, nehmlich dass in Ab-

sicht der 2. Auflage der 3. und 4. Punkt des Contracts wegfalle und mir diese frei bliebe. Sie wissen, es wurde anfangs blos contrahirt auf 2 Louisd'or den Bogen und Sie lasen mir den Brief darüber vor: diese Punkte sind nachher hinzugeschlichen und ich habe die Folgen derselben damals nicht überdacht. Nun steh ich mit meinem Buch, wie ich nur bei einem Buchhändler stehen kann: die zweite Auflage kann so gross gemacht werden, dass das Buch keine dritte erlebt und dies ist nicht nur meinem Vortheil, sondern dem Buch selbst entgegen, da die orientalische Literatur jetzt mit so grossem Schritte zunimmt und sich in wenigen Jahren viel wird geändert haben, wozu auch das Buch beiträgt. Entweder müsste ich alsdann ein anderes schreiben, das dieses einem grossen Theil nach unabgangbar machte oder es muss mir die zweite Auflage zu einem völlig neuen Contract und zu jeder beliebigen Einrichtung freibleiben. Die Verlagskasse der Gelehrten wird sie billigerweise eingehn: denn Schaden hat sie an der ersten Auflage nicht, wie es die kleinste Berechnung gibt und es soll ja der Zweck ihres Instituts sein, dass den Autoren ihr Eigenthum bleibe. Nun bin ich durch diese Punkte so gut als um dasselbe gebracht und die 2 Louisd'or ersetzen mir ja diesen Verlust nicht, welches Honorar mir auch von Buchhändlern angeboten worden ist. Ich glaube also die Herren Directoren der Verlagskasse werden so billig und ihrem Hauptgesetz gemäss denken und mich dieses Punkts entlassen, der im Grunde den ganzen Contrakt für mich zur Maske macht. Meine Bescheidenheit über den Abgang des Werkes bewilligte ihn und die Billigkeit der Herren Directoren wird, da das Werk gut geht und sie ihren Vortheil sobald daraus ziehen, ihn removiren. Herder.

Unter den übrigen Weimaranern steht Bertuch der Künstler G. M. Kraus am nächsten. Er war der intimste Freund der Familie, der Mitherausgeber des „Journals für Luxus, Kunst und Moden“, beteiligte sich mit Lust und Geschick an Bertuchs mannigfachen merkantilischen Unternehmungen. Einzelne Briefe desselben, soweit sie sich auf Goethe beziehn, sind an der mehrerwähnten Stelle des Goethe-Jahrbuchs II, S. 385 fg. abgedruckt. Diese sind aus dem Jahre 1775, als Kraus vor seiner definitiven Niederlassung in Weimar seine Vaterstadt Frankfurt nochmals besuchte. Zwischen ihnen und den folgenden Brieffragmenten liegen drei Jahre, während deren sich Kraus vollkommen in Weimar eingebürgert hatte. Diese Briefe, die Beschreibung einer in Begleitung der Herzogin Amalia unternommenen Reise, werden willkommen sein. Die im letzten Briefstück erwähnten Personen, Frau von la Roche, die Steinsche Familie, sind aus der Schilderung Goethes (‚Dichtung und Wahrheit‘ Buch 15), der diese Gegenden 4 Jahre früher besuchte, genugsam bekannt. Fritz Jacobi ist schon oben erwähnt. ‚Hans Sachs‘ ist die von Bertuch beabsichtigte neue Ausgabe der Werke des Meistersängers, von der in den Briefen der Zeitgenossen sehr viel die Rede ist. — Die Reise der Herzogin Amalia, in deren Umgebung ausser Kraus sich Einsiedel und Fräulein von Göchhausen befanden, brachte die Frau Rath in die engen Beziehungen zu dem Weimarischen Hofe, von

denen die Briefe bei Keil, Frau Rath S. 111 ein so liebenswürdiges Zeugnis ablegen.

5.

G. M. Kraus an Bertuch. Ilmenau, 27. May 1778.

Ich halte es für unnöthig Ihnen, mein liebster Freund, eine weitläufige Beschreibung von unserer hiesigen Lebensart zu machen, will Ihnen also nur kurz sagen, dass wir am Sonnabend gesund und trocken hier ankamen. Ehrenpforten, Beleuchtung, Freudengesänge, Tänze und was so alles mehr gebräuchlich, ist hier unaufhörlich. Die hiesigen Stadt- und Landleute verfolgen unsere liebe Amalia von morgens bis in die späte Nacht mit Jubelngeschrei und ich glaube es geht denen guten Leuten von Herzen. Bei vielen Scenen kann ich nicht ohne gerührt zu sein bleiben. Die Herzogin ist hier charmant. Sie bezeugt sich so gnädig und gut gegen jedermann, dass man sie lieben muss. Alle Tage wird hier geritten, gefahren und zu Fuss gelaufen. Gabelbach, Kikelhahn, Schmelzhütte, Porcellanfabrik, Elgersburg, alles das haben wir schon besucht. Auch sind wir sämmtlich schon unter der Erde gekrabbelt. Seit gestern und heute da es regnet sitzen wir im Zimmer und tuschen die Zeichnungen aus, die hier nach der Natur schon sind entworfen worden und dabei ists uns wohl. Sie können sich leicht selbst eine Vorstellung machen, wie es uns denn übrigens hier gehen kann. Sie kennen unsere Leutchen und auch den Ort, wo wir jetzo leben. Wenn es Ihnen möglich, so kommen Sie zu uns, Sie sollen gewiss freundlich empfangen werden. Ihre Wohnung ist bestellt und man erwartet Sie mit Freuden. Unsere ganze Gesellschaft grüsst Sie, Amalia besonders lässt Ihnen viel Schönes sagen.

6.

Kraus. Frankfurt, 17. Juni 1778.

Dass wir den 12. von Ilmenau abmarschirten, werden Sie wohl wissen. Wir gingen von da über Schmalkalden, Fulda und Hanau. In letzter Stadt kamen wir am 14. morgens 5 Uhr an. Sie müssen wissen, dass wir Tag und Nacht fortreiseten und da blieben wir den ganzen Tag über, uns ein wenig auszuruhn und um zu sehn und den nämlichen Abend fuhren wir hierher in das liebe Frankfurt. Ich schlich mich gleich nach unserer hiesigen Ankunft ganz stille in meines Vaters Haus; mein redlicher ehrlicher Vater und meine Geschwister waren ganz ausser sich erst für Schrecken und dann für Freude, mich so unvermuthet zu sehn . . . . . Unsere gute Amalia wird hier ganz inconito behandelt, aber jedermann weiss doch wer sie ist. Wir wenden unsere Zeit hier gut an, besehen Kabinets-Kunstsachen und alles das wenige, das hier zu sehen ist. Mutter G o e t h e ist täglich von morgens bis abends bei uns. Freund M e r c k kam heute auch her zu uns und wird uns bis Düsseldorf begleiten.

7.

Kraus. Düsseldorf, den 30. Juni 1778.

..... Die Reise von Frankfurt hierher ging so glücklich und so vergnügt, dass ich Ihnen unser allseitiges Vergnügen nicht gross genug beschreiben kann. Wir übereilten auch nicht diese reizende Wasserfahrt und blieben sieben Tage unterwegens; wo es uns gefiehl, liessen wir Anker werfen, und so hielten wir öfters Mittags- und Nachtruhe in unserer Jagd*) mitten im Flusse des Rheins. Von denen vielen herrlichen malerisch-schönen Gegenden will ich Ihnen nichts sagen aber Abzeichnungen davon sollen Sie, mein Bester, zu sehen bekommen und mündlich sollen Sie auch zu seiner Zeit Vieles, Vieles erzählt bekommen, was uns Gutes und Liebes auf unserer Reise widerfahren ist. Soviel kann ich Ihnen sagen, dass unser kleines Häuflein recht froh, einig und vergnügt lebet, und dass Ihnen alles herzlich grüsset. Unsere liebenswerthe Fürstin macht uns alle glücklich durch ihre beständige Munterkeit. Freund Merck ist ein herrlicher Reisegefährte.

Wir passiren überall für gelehrte Kunstrichter und man hat gewissen Respect für uns, der uns oft lustig macht. Hier sind wir täglich in der Gallerie, welches hoffentlich uns allen nützen soll; ich — ich möchte mich da ganz einsperren und begraben lassen. Seit dem 26. sind wir hier und werden auch noch etliche Tage hier bleiben und dafür dank ich dem Himmel und unserer lieben Amalia. Auf unserer Rückreise werden wir einige Bäder besuchen.

Für Hans Sachs sorge ich überall wie für mein eigenes Werk. Fritz Jacobi will hier selbsten Subscribenten sammeln helfen und so habe ich auch an anderen Orten gute Hoffnung.

*) so = Yacht.

8.

Kraus. Frankfurt, den 20. Juli 1778.

In Düsseldorf blieben wir 8 Tage, die meiste Zeit davon brachten wir in dortiger Gallerie zu; wenige, aber nach meiner Meinung die besten Leute, die da wohnen, waren unser täglicher Umgang. Höchst vergnügt und freudig von alledem was wir dort gesehn und gehört, reisten wir von da nach Ems. Unterwegs beguckten wir noch Schlösser und Gegenden, die verdienen mit ganz aufgesperrten Augen gesehen zu werden. In Ems, wo uns Madame de la Roche auch nachfolgte und etliche Tage bei uns bliebe, hielten wir uns auch 8 Tage auf. Da trafen wir freilich bei denen Kurgästen nicht die beste Gesellschaft und in jenen warmdampfenden Badehäusern nicht die bequemste Wohnung an. Aber die malerische Gegend, wo ein Felsen am andern hängt, zwischen denen der kleine Lahnfluss läuft und dabei das ganz naheliegende scharmante Haus, wo die liebe von Steinische Familie wohnt. O Freund wie vergnügt lebten wir da. Dann reisten wir über Schwal-

bach nach Schlangenbad und da wollte uns die Gesellschaft vieler, aber lauter steifer Grafen und gemalter Gräfinnen gar nicht behagen; bis endlich die Frau von Stein mit ihrer lieben Familie von Nassau dahin zu uns kam und so verlebten wir denn auch eine Woche in diesem Bad. Endlich reisten wir dann über Wiesbaden nach meiner lieben Vaterstadt zurück, wo wir alle, besonders auch unsere gute Amelie sehr gern sind. Noch diese ganze Woche werden wir hier bleiben und uns recht vergnügen. Frau Rath Goethe ist täglich — zu unserer aller Freude — von morgens früh bis in die späte Nacht bei uns.

Von sonstigen Weimaranern ist Nichts anzuführen. Dagegen lasse ich Briefe einiger anderer deutscher Schriftsteller — nach dem Namen alphabetisch geordnet — folgen. Den Anfang mache Campe. Einzelne Briefe Campes an Bertuch und Wieland, die sich auf einen Streit des Letztern mit dem bekannten Berliner Aufklärer C. F. Nicolai beziehen, habe ich u. d. T. ‚Wielandiana I. Wieland und Nicolai' Im neuen Reich 1881, II, S. 417—435 abdrucken lassen und dabei zugleich die Geschichte der verunglückten Vermittlung Campes eben zwischen Wieland und Nicolai im Jahre 1775 erzählt. Zwischen jenem Versuche und unserm Briefe liegen drei Jahre, in denen, wie es scheint, kein Verkehr unter beiden Männern stattfand.

Die von Campe übersendete Schrift ist das erste Bändchen des Werkes: ‚Kleine Kinderbibliothek' (auch u. d. T.: ‚Hamburgischer Kinderalmanach', 12 Bändchen, Hamburg 1779—1784), das auch ins Französische übersetzt wurde. Das darin aufgenommene Liedchen Bertuchs, der übrigens in dem mangelhaften Verzeichnis der Mitarbeiter bei Leyser, J. H. Campe I, 229 fehlt, kann ich nicht nachweisen. Die erste Ausgabe der ‚Kinderbibliothek' ist mir nicht zugänglich; in der mir vorliegenden: ‚Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften 2. Teil der Kinderbibliothek 1. Teil', 14. Aufl. Braunschweig 1828 ist kein Gedicht von Bertuch verzeichnet. Die von Campe angedeuteten im Druck erschienenen Gedichte Bertuchs sind die ‚Wiegenliederchen' Altenburg 1772. Bertuch war kein Dichter. Er hat zwar Verse genug gemacht auch Verse für Kinder, die vielleicht Campe gefielen, weil sie seinen pädagogischen Maximen entsprachen, aber den Namen eines Dichters dadurch nicht erworben. Im Nachlasse finden sich derartige kindliche, ja recht kindische Verse ‚An Mama den 22. April 1779 von Carl', d. h. dem ältesten Sohne, dem spätern Land-Cammerrat, der ziemlich früh starb, Verse, die des Druckes unwert das eben abgegebene Urteil durchaus rechtfertigen.

Die Schrift, deren Verbreitung Campe seinem Korrespondenten empfiehlt, ist entweder die bereits erwähnte Kinderbibliothek, oder, was wahrscheinlicher, die ‚Sammlung einiger Erziehungsschriften' 2 Teile, Leipzig 1778. — Der angekündigte Aufsatz erschien als selbstständige Schrift u. d. T.: ‚Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht' Hamburg 1779.

9.

J. H. Campe an Bertuch.

Ich habe in langer Zeit keine Veranlassung gehabt, Ihnen, Hochgeschäzter Freund, eine Versicherung meiner fortdauernden Freundschaft zu geben. Jezt habe ich, stat einer, deren auf einmal zwei.

Erstlich schicke ich Ihnen das erste Bändchen eines kleinen Kinderbuchs, woran Sie, ohne es zu wissen, einigen Antheil haben. Ich habe nemlich auch von Ihnen ein Liedchen darin aufgenommen und bitte Sie nun inständigst, diese Samlung durch ähnliche niedliche Kinderstückchen verschönen zu helfen. Die gedruckten, nemlich die komponirten Wiegenlieder, habe ich in Händen, und werde, mit Ihrer Genehmigung, bei den folgenden Theilen Gebrauch davon machen. Aber ich wünschte mir auch, wenn es seyn könnte, noch etwas Ungedrucktes dazu, und halte es für Pflicht, Sie zu bitten, Ihr vorzügliches Talent zu dieser Dichtungsart nicht brach liegen zu lassen. Darf ich hoffen?

Aber was werden Sie zu meiner Keckheit sagen, in dem aufgenommenen Stücke, ohne vorhergegangene Rücksprache mit Ihnen, einige Veränderungen gewagt zu haben? Sind sie mit diesen Abänderungen zufrieden: so bin ich schon gerechtfertiget; hätten sie aber das Unglück, Ihnen zu missfallen: so bleibt mir in diesem Falle weiter nichts übrig, als Sie um Vergebung zu bitten.

Nun zu meiner 2ten Bitte. Sie erhalten hierbei einige Pränumerationsplane, mit der Bitte, mir in dieser Angelegenheit nach Ihrem Vermögen behülflich zu seyn. Erstlich ersuche ich Sie um eine baldige Bekanntmachung dieses Plans im Merkur, und dann um die Bemühung, mir Pränumeranten sammeln zu helfen. Ich hoffe, dass der Hofr. Wieland, den ich meiner fortwährenden Hochachtung zu versichern bitte, Ihnen dazu gern die Hand bieten wird.

Wollen Sie in Ihrer freundschaftl. Dienstfertigkeit noch weiter gehen und auch meine Kinderbibliothek im Merkur anzeigen: so würde ich auch das mit Dank erkennen.

Ich machte in voriger Woche einen philos. Aufsatz über Empfindsamkeit und Empfindelei, den ich Ihnen für den Merkur mitzuschicken dachte: aber er scheint mir jezt zu lang geworden zu seyn, um auf einmal eingerückt werden zu können; deshalb lasse ich ihn zurück.

Falls Ihnen meine Erziehungsschriften solten zu Gesicht gekommen seyn: so wissen Sie schon, was ich jezt treibe. Es geht mir übrigens ganz wohl.

Mich verlangt, ein Paar Zeilen Antwort von Ihnen zu haben; und so umarme ich das Bild, welches ich mir von Ihnen mache, mit Hochachtung und Liebe.

Hamburg d. 20. Febr. 78.

Campe.

Da ich nicht eigentl. in Hamburg, sondern auf einem niedlichen Landgute ausser H. wohne: so ist meine Addresse:

Abzugeben in der Heroldischen Buchhandlung.

War die Veranlassung des vorstehenden Briefs hauptsächlich der ‚Teutsche Merkur', so spielt in dem folgenden das von Bertuch geleitete ‚Journal für Luxus' etc. eine Rolle; die ‚Jenaer Literatur-Zeitung', für welche Bertuch als Verleger, Mitredacteur und Mitarbeiter thätig war, tritt hinzu. Ausserdem aber wird in den folgenden Briefen in sehr merkwürdiger Weise von den Lebensschicksalen und Aussichten eines höchst verdienstvollen Schriftstellers und Publicisten gesprochen.

Ch. W. Dohm (1751—1820) war seit 1779 in Berlin als Geh. Archivar, seit 1783 definitiv im Ministerium des Auswärtigen unter Hertzbergs Leitung beschäftigt. Er hatte 1785 seine, vielfach mit Unrecht dem Minister Hertzberg zugeschriebene Schrift ‚Über den deutschen Fürstenbund' veröffentlicht, wiederabgedruckt in Dohms ‚Denkwürdigkeiten meiner Zeit' Bd. III, Lemgo und Hannover 1817 S. 220—364. Die Wiener Broschüren, gegen welche Dohms Schrift gerichtet ist, sind namentlich die von Spielmann und Gemmingen [dem Verfasser des ‚Deutschen Hausvaters'], über welche Dohm a. a. O. S. 142 ff. 146 ff. zu vergleichen ist. — Dass Karl August am Zustandekommen und später bei der Ausbildung und innern Reform des deutschen Fürstenbundes lebhaften und wirksamen Anteil genommen, ist bekannt genug. Vgl. z. B. Ranke, ‚Die deutschen Mächte und der Fürstenbund' I, 363 ff. — Interessant ist die Übersendung eines Exemplars der Dohmschen Schrift an Goethe. Von brieflichen Beziehungen Goethes zu Dohm ist nichts bekannt. Erwähnt wird Dohm von Goethe nur einmal (Campagne in Frankreich, Nov. 1792, Werke, Hempel XXV, 136), wo es bei Gelegenheit des Aufenthalts in Düsseldorf heisst: „Herr und Frau von Dohm kamen von deutscher Seite heran, um von den Zuständen nähere Kenntnis zu nehmen". — Die Ankündigung des Bertuchschen Journals durch Dohm erfolgte höchst wahrscheinlich in der Vossischen Zeitung vom Febr. 1786.

Karl August war im Jan. 1786 auf Einladung Friedrichs II. in Berlin gewesen, vgl. A. D. B. XV, S. 345. — Die Wirkung seiner Schrift hat Dohm in den ‚Denkwürdigkeiten' III, 150 flg. ähnlich dargestellt. Er sagt: „Überall in Deutschland wurde sie mit Beistimmung gelesen, nicht nur an den Höfen, die dem Bunde beigetreten waren, sondern auch an denjenigen, welche bisher noch wankten und sich mehr auf die entgegengesetzte Seite geneigt hatten, war man von der Nothwendigkeit des Bundes, von den gerechten und wohlmeinenden Absichten des preussischen Hofes überzeugt". Nur in Bezug auf Wien macht D. in den ‚Denkwürdigkeiten' andere Mitteilungen als in unserm Briefe. Dort bemerkt er nämlich (S. 151 flg.): „Der Kaiser liess sogar alles Schreiben über diesen Gegenstand ausdrücklich verbieten und dass dieses geschehen sei, dem König bekannt machen". — Linguet kann nur der bekannte und berüchtigte französische Schriftsteller Simon Ni-

colas Henri L. 1736—1794 sein, der 1777—1792 unter mannigfachen Schwierigkeiten seine Aufsehen erregenden ‚Annales civiles, politiques et littéraires' herausgab. Von einem Aufenthalt des Genannten in Wien oder von einer selbständigen Thätigkeit desselben im Wiener Interesse gegen den Fürstenbund ist aber nichts bekannt. — Die beiden Anzeigen von Dohms Schrift, nach unsren Briefen von Bertuch selbst geschrieben, sollen im ‚Teutschen Merkur' und in der ‚Allgemeinen Literatur-Zeitung' stehn. Die letztere findet sich wirklich 1786 Nr. 38 S. 305—312. Die erstere dagegen, mit der Dohm seine besondere Zufriedenheit bezeugt, habe ich im Jahrgang 1786 des ‚Teutschen Merkur' nicht auffinden können.

Mirabeau war Jan.—Mai 1786, Juli 1786—Jan. 1787 in Berlin. Über seine verschiedenen, den Berliner Hof und die Geschichte Preussens betreffenden Schriften hat Dohm ausführlich in den ‚Denkwürdigkeiten' V, S. 395—413 gehandelt. Unter den an jener Stelle erwähnten Schriften befindet sich aber nicht die am Schluss des Briefes angedeutete; diese ist vielmehr die Brochüre Lettre du comte de Mirabeau à *** sur MM. de Cagliostro et Lavater. Vgl. darüber den sehr merkwürdigen Abschnitt in Grimms ‚Correspondance littéraire' Juni 1786, neue Ausgabe, Paris 1880, XIV, S. 395—400. — Die im 13. Briefe begonnenen Unterhandlungen über eine Anstellung Dohms in weimarischen oder sächsischen Diensten führten, wie im 14. Brief ausgeführt ist, zu keinem Resultate. — Moses Mendelssohn war am 4. Jan. 1786 gestorben; die Schrift Jacobis gegen ihn ist die ‚Wider Moses M. Beschuldigungen', eine Antwort auf Ms. ‚An die Freunde Lessings', die ihrerseits eigentlich nur eine Entgegnung auf Jacobis ‚Briefe von M. M. über die Lehre des Spinoza' gewesen war. Die Anzeige der letztgenannten findet sich in der ‚A. L. Z.' 1786 (Febr.) Nro. 36, S. 292—296. — Martin Ernst v. Schlieffen, geb. 1732, gest. nach 1817, war von 1772—1789 hessischer General-Lieutenant und Staatsminister, vgl. Dohm a. a. O. III, 54—56 Anm. — Engel, der hier zu einer diplomatischen Stellung empfohlen wird, zu der er wohl schwerlich der geeignete Mann war, ist der bekannte Popularphilosoph und Ästhetiker 1741—1802. — Ferber, dessen Ankunft in Berlin gemeldet wird, ist der berühmte Mineraloge Johann Jakob F. 1743—1790, ein geborener Schwede, der seit 1781 Professor in St. Petersburg war und angeblich aus Gesundheitsrücksichten 1786 Russland verliess; er trat dann in preussische Dienste über. Der wahre Grund seiner Abreise aus Russland wird wohl hier angegeben. — Born in Wien, zu dem F. reist, ist Ignaz Edler v. B. 1742—1791, ein vielfach thätiger Schriftsteller im Berg- und Hüttenwesen; dessen „neue Erfindung" ist nach Karmarsch (‚Allg. d. Biogr.' III, 162) „das verbesserte Amalgamationsverfahren bei der Gold- und Silbergewinnung".

10.

C. W. Dohm an Bertuch. Berlin, 27. Dez. 1785.

Ich übergebe Ihnen hierbey, theuerster Freund, eine kleine Schrift, die man für nöthig gefunden hat, den vielen Wiener Broschüren entgegenzusetzen, die, so schlecht sie auch im Räsonnement und Styl sind, doch hin und wieder im Reiche sollen Eindruck gemacht haben. Ich habe in erstaunlicher Eile und unter unzähligen Abhaltungen schreiben müssen, indessen hoffe ich doch meinen Gegnern wohl überlegen zu seyn. Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir ihr Urtheil über meine Arbeit ganz offen mittheilen, auch von dem Eindruck, den sie sonst in Ihrem Kreise macht, Nachricht geben wollen.

Auch für die gute Sache Nutzen zu stiften, ist es nöthig, dass diese Schrift recht allgemein bekannt werde. Ich wünsche aber, dass durch eine baldige, recht ausführliche Anzeige in der ‚Allg. Lit. Zeitg.‘ die Aufmerksamkeit des Publikums darauf geleitet würde, aber um hier die rechten Punkte herauszuheben müsste Niemand anders als Sie diese Recension machen. Ich ersuche Sie also um diese Bemühung, sobald es Ihre Zeit erlaubt.

Ich lege noch 1 Ex., welches ich bitte Ihrem vortrefflichen Herzog, in meinem Namen, mit Bezeugung meiner wahrsten Devotion zu Füssen zu legen. Da er so wesentlichen Antheil an der Sache genommen, wird ihm auch vielleicht eine Schrift, die diese Sache behandelt, nicht ganz uninteressant seyn. Auch lege ich noch zwei Exemplare für Hn. v. Goethe und Hn. Wieland bei, die ich gefälligst abgeben zu lassen bitte.

11.

C. W. Dohm an Bertuch. Berlin, 17. Febr. 1786.

Ich habe Ihre beiden Briefe richtig erhalten, theuerster Freund, und mit dem letztern Ihr Journal der Moden, das sowohl mir als als meiner Frau ein Vergnügen gemacht hat. Ich wünsche, dass Ihnen die beiliegende Ankündigung nicht missfallen möge. Das Lob, das ich der Idee darin ertheilt habe, ist ganz aufrichtig und ich höre auch, dass es guten Eindruck macht und das Journal schon stark gesucht wird . . . Ich bewundere Ihre erstaunende Arbeitssamkeit und Ihre Kraft, die Zeit zu benutzen. Die Verschreibung der Moden wird Ihnen gewaltiges Geschäft machen. Hier im Lande werden die einschränkenden Gesetze wenig Bestellungen erlauben und wir werden uns hier wohl begnügen müssen, Ihre schönen Ideale von Stühlen oder Kopfzeugen und Oefen im Bildniss zu betrachten . . . Aufrichtig kann ich Ihnen sagen, dass Ihr Herzog hier allgemein gefallen hat. Auch nicht einen Mislaut habe ich vernommen. Der Cirkel, in dem er hier sich herum drehn musste, war natürlich nicht der meinige. Er schien sich sehr um die Einrichtungen unseres Staates zu bekümmern. Kann ich hierin irgend einen Wunsch

erfüllen, so wird es mir wahres Vergnügen seyn. Denn ich liebe diesen Fürsten aufrichtig, weil er so sehr Mensch ist.

Dass meine Schrift Ihren und Ihrer Freunde Beifall hat, freut mich sehr. Sie thut überall mehr Wirkung als ich je geglaubt hätte. Sie kennen aber unsere Verfassung gar nicht, wenn sie glauben, dass für so etwas hier an irgend eine Belohnung zu denken wäre. Der König achtet den gewiss sehr reellen Gewinn, den er seit dem Bayrischen Kriege aus den Staatsschriften gehabt hat, gar nicht. In Wien ist man aufmerksamer darauf, und da die dortigen Kämpfer nicht mehr fortkönnen, lässt der Kaiser itzt Linguet mit einer ansehnlichen Pension kommen, um uns niederzuschreiben.

Niedergedrückt durch eine Menge meistens nicht sehr wichtiger Arbeiten sehne ich mich nach einer Lage, wo ich mehr den Wissenschaften leben könnte. Ich habe eine Menge Ideen und glaube itzt gerade reif genug zu sein, um etwas leisten zu können, das der Mühe werth wäre. Aber dazu gehört Musse und der preussische Geschäftsmann ist mit dem Gelehrten nicht wohl zu combiniren. Der letztere liegt mir indess mehr am Herzen als der erstere und wenn sich eine gute Gelegenheit fände, möchte ich jenen wohl fahren lassen. Ich sage Ihnen dies im Vertrauen. Ich mag und werde mich nirgends anbieten, aber einigen auserlesenen Freunden, zu denen ich Sie vorzüglich rechne, will ich es nach und nach sagen, dass ich mir eine Lage wünsche, wo ich mehr Musse für die Wissenschaften hätte. Wäre Ihnen eine solche in Ihrem Kreise bekannt, so sagen Sie es mir. Meine itzige Situation ist mir bloss deshalb nicht recht, weil ich gar keine Zeit zum Studiren habe und die überhäufte Arbeit für meine Gesundheit nachtheilige Wirkung zu äussern anfängt. Ich darf Ihnen bei einer solchen Aeusserung die nöthige Behutsamkeit nicht erst empfehlen; dass ich mich Ihnen eröffne, ist Beweis meines Vertrauens.

Haben Sie Dank für Ihre Anzeige in dem Merkur, die ich bald zu lesen hoffe und dass Sie auch die in der ‚Allg. Lit. Zeitg.‘ im Auge haben wollen. Die meisten Anzeigen thun so schüchtern.

Wir haben itzt den Comte Mirabeau hier, wirklich einen Mann von Talent und Kenntnissen und sehr republikanischen Gesinnungen. Wir werden also wohl nicht ganz gut wegkommen, wenn er, wie ich glaube, über unsern Staat schreiben wird.

[Angeregt durch diesen Brief schrieb Bertuch am 1. März und richtete wohl an D. die Anfrage, ob er geneigt sei, eine Professur an der Universität Jena zu übernehmen. Aus dem sehr ausführlichen Antwortschreiben seien nur folgende Stellen hervorgehoben, mit der Bemerkung, dass er seine grosse Darlegung in dem Wunsche zusammenfasst, als „Kanzler der Akademie“ gerufen zu werden].

12.

C. W. Dohm an Bertuch. Berlin, 7. Apr. 1786.

. . . Mein Wunsch wäre eine Stelle, die mir eine interessante Beschäftigung, bei der ich nach eigener Ansicht handeln und soviel möglich

unmittelbar nützlich sein könnte, zugleich aber auch Musse übrig behielte, um mir selbst und den Wissenschaften leben zu können. Ich schmeichle mir, itzt genug Erfahrungen gesammelt zu haben und hinlänglich reif genug zu sein, um in dem publizistisch-politischen Fache, in der Landes-Polizei oder auch dem Schulwesen, in einem Lande, wo ich eine einigermassen freie Thätigkeit hätte, unter einem erleuchteten Fürsten nöthig sein zu können . . .

Ich wäre bereit, entweder dem ganzen Herzogl. sächsischen Hause in eigentlich politischen Reichs- und andern auswärtigen Sachen mit Gutachten u. s. w. nach meiner besten Einsicht zu dienen, oder falls hierbei etwa Collisionen zu besorgen wären, mich zu diesen Geschäften besonders Ihrem Hofe zu verpflichten und entweder gewisse Theile derselben ganz zu übernehmen oder darinn zu arbeiten, wie es der dortigen Verfassung am angenehmsten wäre. Ausserdem aber wünschte ich, dass irgend ein Fach der innern Administration, das auf den Wohlstand der Unterthanen Bezug hätte, meiner Direktion übertragen würde, z. B. Nahrung und innere Polizei der Städte, Beförderung von Industrie und Handel, Armenwesen oder auch Aufsicht über die Schulen. Diese Beschäftigungen würden mir die liebsten sein, weil bei ihnen am unmittelbarsten gewirkt werden kann; es versteht sich aber, dass, um dieses Gute zu wirken, ein gewisser bestimmter freier Wirkungskreyss nothwendig ist, worin ich nach eigener Einsicht handeln könnte . . .

Ich freue mich, dass Ihr Journal so gut geht und ich bin versichert, es wird sich erhalten. Manche gelehrte Zeitungen haben sich freilich dabei etwas wunderlich genommen. Ich werde hier von Zeit zu Zeit eine Anzeige besorgen. Ich habe nun die Ihrigen in ‚Merkur' und ‚Lit. Zeitung' von meinem Fürstenbunde gelesen und bin sehr damit zufrieden, vorzüglich mit der erstern. Mit Vergnügen las ich auch endlich in der ‚A. L. Z.' die Anzeige von Jacobis Schrift gegen unsern, leider! uns entrissenen Mendelssohn, welche die Sache sehr gut fasste; auch ist es schön, dass Sie in dieser Zeitung auf die geheimen Bewegungen des Catholischen Unions-Geistes aufmerksam machen, als welches gewiss nicht genug geschehen kann. Ich hoffe eine so eben erschienene Schrift vom Gr. Mirabeau soll dazu beitragen, diese interessanten Nachrichten auch an die zu bringen, welche deutsche Sachen nur französisch lesen.

13.

C. W. Dohm an Bertuch. Berlin, 13. Juni 1786.

. . . Mein Schicksal hat in dieser Zeit eine mir sehr angenehme Entwicklung gefunden, und es ist mir nur doppelt angenehm, dass die Negotiation, welche Ihre Freundschaft anfangen wollte, nicht zu Stande gekommen, weil wir leider nur dadurch embarassirt worden wären. Der Knoten hat sich kurz so geschürzt: Zwei Tage nach Abgang meines Briefes an Sie erhielt ich von Hrn v. Schlieffen auf eine ungemein verbindliche Art einen Antrag nach Marburg. In meiner Situation und

bei den Gesinnungen, die Sie kennen, musste er mir willkommen sein. Ich antwortete also zuerst ohngefehr ebenso wie ich Ihnen geschrieben hatte und nach Empfang Ihres Briefes betrieb ich die Sache ernstlich. Meine Bedingungen wurden erfüllt und die Sache wurde soweit reif, dass ich vor drei Wochen diesen Ruf anzeigen und auf den Fall, dass man mich nicht gegenwärtig reell entschädigen würde, meinen Abschied fordern musste. Man kam darüber in Verlegenheit, man wollte mich halten, aber nur durch die Aussicht künftiger Dinge. Es that mir ausnehmend leid um den würdigen Minister von Hertzberg, der mich so ungern verlieren als ich ihn verlassen wollte. Indess es kam hier zu sehr auf das Glück meines ganzen Lebens an, und ich musste mit Festigkeit handeln. Sonderbar fügte es nun die Vorsehung, dass gerade am Tage nach meiner geschehenen Anzeige hier die Nachricht von dem Tode unsres Kreis-Directorial-Gesandten in Westpfahlen einging. Mit dem bisherigen Gehalt konnte ich zwar die Stelle nicht annehmen, da es aber um mehr als die Hälfte erhöht wurde, war es ein Posten, den ich jedem andern vorziehen musste und der mir vom Könige auf die gnädigste Art conferirt wurde. Ich bleibe nun in den Geschäften, die ich kenne und die ich ohne zu grosse Ueberladung, liebe; ich bleibe im Preussischen Dienst, der mir, alle übrigen Umstände gleich, doch bei weitem der liebste ist und dem ich wahrhaft attachirt bin. Ich bekomme ein ruhiges nicht mit zu vielen Arbeiten beladenes Leben, und behalte Zeit, desselben zu geniessen und den Wissenschaften zu leben. Freilich wird es mir in der heiligen Stadt Cölln am Rhein an dem unheiligen Umgange, den ich liebe, fehlen, aber schöne Gegend und ruhige Musse nebst kleinen Reisen müssen es ersetzen . . .

Sie erinnern sich, was wir voriges Jahr über einen Residenten der beiden wichtigsten und nun associirten Sächsischen Höfe an dem hiesigen sprachen. Sollte die Sache nicht itzt zu realisiren sein und zwar für Engel, der mit seiner itzigen Lage unzufrieden zu sein Ursache hat. Er ist gewiss unter allen deutschen Gelehrten hier der allgemein beliebteste, und würde sich auch in diesem Fache als Mann von Kopf zeigen. Denken Sie doch darüber nach, ob das nicht einzufädeln wäre. Engel würde mit einem ganz mässigen Gehalt zufrieden sein . . .

Wir haben itzt Ferber aus Petersburg hier, der durch den Despotismus des weiblichen Präsidenten der Akademie, Fürstinn Daschkof beleidigt, seinen Abschied genommen und ansehnliche Anträge von der Hand gewiesen hat. Sie kennen ihn als Mineralog, aber als Mensch ist er ebenso schätzbar von einem sanften, liebenswürdigen Character. Er hat etwas Vermögen und ist willens, entweder in Italien oder in den Rheingegenden zu privatisiren, wenn ihm nicht eine Stelle nach seinen Wünschen angeboten wird, wo er den Wissenschaften leben kann. Es ist mir eingefallen, ob so ein Mann nicht eine Acquisition für Ihr Jena wäre? Hier fixirte ihn der Minister Heinitz gern; es fehlt aber in dem Augenblick an Fond. Er geht itzt nach Wien, um Born zu besuchen und dessen neue Erfindung zu studiren. Wenn Sie es gut finden, auf die Idee zu entriren, so schreiben Sie es mir bald. Denn ich fürchte,

wenn er noch in Wien ist, wird er doch engagirt, ob er gleich itzt keine Lust zum Oesterreichischen Dienst hat.

Der folgende Briefschreiber G. W. F. Grossmann, Schriftsteller und Schauspieler, 1746—1796, hat zwar als Schriftsteller keine sonderliche Bedeutung, verdient aber Anerkennung wegen seines unermüdlichen Strebens, Lessing ein würdiges Denkmal zu setzen. Seit 1788 bemühte er sich darum, gab von dem genannten Jahr an Theatervorstellungen zum Besten des Denkmals und ermunterte Andere zu gleichem Thun, vermochte aber mit seinen Bestrebungen nicht durchzudringen. Den Misserfolg seiner Bemühungen setzte er in der Schrift: ‚Lessings Denkmal, eine vaterländische Geschichte, dem deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt' (1791) auseinander. Auch unsere Brieffragmente behandeln dieselbe Angelegenheit und bedürfen daher keiner weitern Erklärung. — Nur für den Anfang des ersten Briefes (Nr. 14) ist eine Bemerkung nötig. Der Tischbein, der hier nur gemeint sein kann, ist der Maler Joh. Heinr. Wilh. Tischbein (1751—1829), der mit Goethe in Italien zusammen war. Dort malte T. das bekannte Bild, das Goethe darstellt, wie er auf antiken Steintrümmern liegt, die römische Campagne betrachtend — jetzt in einer vortrefflichen Reproduktion veröffentlicht vgl. Goethe-Jahrb. II, S. 535 flg. Das Gerücht, dessen Gr. hier gedenkt, scheint aber unbegründet zu sein. Das Bild wurde vielmehr (vgl. Rollett, Goethe-Bildnisse S. 75 und Anm. 3) von einem zu Rom ansässigen deutschen Kaufmann erworben und kam aus dessen Händen in den Besitz des Freiherrn von Rothschild in Frankfurt, in dem es sich noch gegenwärtig befindet.

14.

Grossmann an Bertuch. Cassel, 25. Sept. 1790.

. . . Ich habe mich in Weimar nach einem Bild erkundigt, das Tischbein von Goethe gemacht haben solle. Man konnte mir nicht sagen, wo es hingekommen ist. Nun erfahre ich, dass ein englischer Bischof, der Graf Bristol, es gekauft hat, und dies vortreffliche Genieprodukt nach England nimmt. Konnte es kein deutscher Fürst bezahlen? Wollen Deutsche nichts für Deutsche thun? Soll auch Lessings Denkmal nicht zu Stande kommen? Sie hatten einen guten Gedanken, mein Bester, durch Privatsammlungen eine Summe zusammenzubringen. Wollten Sie diesen Gedanken nicht ausführlich in Ihrem Journal bekannt machen und 1. alle Gönner und Freunde Lessings aufrufen, dergleichen Sammlungen in ihrem Wirkungskreise zu veranstalten. 2. Ein jeder Sammler behält die Summe bis Ostern 1791 bei sich. 3. Vierzehn Tage vor Ostern zeigt er in Ihrem oder in einem andern bekannten Journale die gesammelten Summen an. 4. Durch eben diesen Weg wird bekannt gemacht, ob sämmtliche Summen einen solchen Ertrag geliefert haben, um etwas Lessings Andenken Würdiges auszuführen. 5. In diesem Falle werden die Gelder an den Rath Campe nach Braunschweig geschickt, welcher darüber einen Empfangschein

gibt. 6. Ist die Summe zu unbeträchtlich, so wird solches gleich bekannt gemacht, und jeder Sammler zahlt das Empfangene zurück und Teutschlands Genius verhüllt beschämt sein Antlitz und verbirgt eine Thräne des Unmuths über Teutschlands Kaltsinn und Undank. Sämmtliche deutsche Schauspieler werden nochmals gebeten, eine Vorstellung zur Ausführung des Denkmals zu geben . . . Fügen Sie hinzu, was Ihnen passend dünkt. Wir haben dann das Unsrige gethan und waschen unsere Hände in Unschuld. Die Privatsammlungen haben noch das Gute, dass dazu Städte beitragen können, wo keine Bühne aber vielleicht Verehrer Lessings sind. In Reval ist bereits eine Summe von 38½ Rubeln zusammen, welche zu jeder Zeit bei Hn. Präsidenten von Kotzebue erhoben werden können.

15.

Grossmann an Bertuch. Hamburg, 24. Apr. 1795.

Lessings Denkmal habe ich endlich zu Stande, nachdem mir der Herzog von Braunschweig gegen 700 Centner Marmor dazu geschenkt hat. Ausser Ihren 12 Thalern habe ich aus Weimar noch nicht einen Deut erhalten. Ist es denn nicht noch möglich? Was sind denn einem Goethe, einem Wieland, einem Einsiedel, dem Herzoge, der verwittweten Herzogin und den Hofchargen ein paar Carolin? Ich bitte Euch, Lieber, setzt ein kurzes, dringendes Promemoria auf und lasst es circuliren. Bringt es auch nur ein Dutzend Carolin, sie sind gut, um den Maurermeister oder den Schlosser für das Gitterwerk zu bezahlen. Oder soll ich allein alles thun? Wohl, so gebe ich so lange Vorstellungen hier, in Pyrmont und Bremen, bis Alles bezahlt ist.

Der Klage über das geringe Spenden des Herzogs mag der Ausdruck der Zuversicht auf seine Freigebigkeit folgen. Freilich einer vergeblichen Zuversicht. Denn die grosse Pension, von der Klamer Schmidt hier träumt, wurde vom Herzog gar nicht gezahlt. Trotzdem mag der Brief als ein rührendes Zeichen der Stimmung aus dem Gleimschen Kreise hier einen Platz finden. Klamer Eberh. Schmidt (1746—1824) hatte zur Zeit, als er seinen jämmerlichen Brief schrieb, schon eine ganze Reihe poetischer Werke veröffentlicht (vgl. Goedeke, Grundriss II, S. 582) und war damals Kriegs- und Kammersecretär in seiner Vaterstadt Halberstadt. Aus den Briefen Gleims an Bertuch weiss ich übrigens keine Spuren des Gerüchts, dessen Kl. Schmidt hier Erwähnung thut, nachzuweisen; aus ihnen geht nur hervor (vgl. ‚Grenzboten' 1881, II, S. 445), dass Gleim damals auch daran dachte, seinen Wohnsitz aus Halberstadt weg zu verlegen und dieser Plan, der freilich nicht ausgeführt wurde, mag die Pein des armen Schmidt vermehrt haben. —

Ziemlich auffallend ist das Anerbieten in der Nachschrift des Schmidtschen Briefes. Dass er seine Romanze für den ‚Merkur' anbot, nimmt freilich nicht Wunder, denn er war Mitarbeiter an der Zeit-

schrift; diesmal bot er freilich vergeblich an, denn in dem fraglichen Bande des Merkur findet sich keine Klamer Schmidtsche Romanze. Umsomehr muss in Erstaunen setzen, dass Klamer Schmidt ein Gedicht Goethes beizulegen verspricht. Goethe war seit dem November 1775 in Weimar, die Halberstädter wussten das (vgl. Gleims Bericht 15. Jan. bis 14. Febr. 1776 Goethe-Jahrb. II, 386), zudem stand G. weder mit den Halberstädtern überhaupt, noch mit Klamer Schmidt insbesondere in derartigem Einvernehmen, dass er ihnen seine Lieder handschriftlich zusandte, und sie mit der Veröffentlichung derselben betraute. Zu erklären ist das Anerbieten nur so, dass Goethes Lied in einer Abschrift nach Halberstadt gelangt war und nach den damals herrschenden seltsamen Begriffen von geistigem Eigentum von dem zufälligen Besitzer zum Drucke befördert werden konnte. Eine Handschrift war am 15. Jan. 1775 schon einige Zeit in Boies Besitz, vgl. v. Loeper in der Hempelschen Goethe-Ausgabe I², S. 273. Die Sache ist um so merkwürdiger, als das Gedicht, das seit 1779 die Überschrift: „An Christel“ trägt, wirklich im Merkur 1776, April (Loeper S. 272) zuerst gedruckt wurde, vielleicht nach Klamer Schmidts Handschrift, und höchstwahrscheinlich auf seine Anregung.

16.

Klamer Schmidt an Bertuch. Halberstadt, den 16. Febr. 1776.

Eben hör' ich von unserem Gleim: Ihr vortrefflicher, gnädigster Herzog habe 5000 ₰ zu Pensionen für Gelehrte bestimmt! Unser Gleim hat Sie gebeten, den armen, Aussichtlosen Schmidt, wenns zur Thatsache kömmt, nicht zu vergessen. Das wäre nun schon gut. Gleims Vorsprache gilt bey den Bertuchen so vollgültig, als eines Heiligen seine bey Gott im Himmel! Weil aber Gleim den Drang meiner Umstände, und die ganze düstre Beschattung von meinen Aussichten in die Zukunft hin, noch nicht halb kennt, und ich überdem recht herzlich mich darauf was einbilde, in Ihrem vortrefflichen Herzen auch keine Niete zu seyn; so lassen Sie mich immer, für mich selbst, auch ein Weilchen betteln! — ich weiss was Sie, und der einzige Vater Wieland über Ihren grossen Herzog vermögen! ich weiss und fühl es, wie so wenig ich bin! Könnten Sie mir aber eine Pension verschaffen, die so nothdürftig hinreichte, mich, durch den Wirrwarr des Mangels, hindurch zu wirren, dann dächt' ich, wollt' ich noch etwas werden! Und die Wielande und Bertuche solltens erfahren, dass sie ihre liebesvolle Vorsprache für keinen Unwürdigen zum Besten gegeben hätten. — Wird zum Genuss der Pension nothwendig erfordert, dass der damit Begnadigte zu Weymar, sich häusslich niederlassen muss; je nun! mit der ehrerbietigsten Zufriedenheit wollt' ich aus dem Lande ziehn, so viel Edles und Liebes ich auch hier verlieren möchte! — All' die Bedrückung, worunter ich hier meine Tage so hinschleppe, lässt mich die Schätze der Liebe und der Freundschaft nur halb geniessen.

Ueberdem könnt' ich zu Weymar für Ihren Merkur thätiger seyn!

Bey Ihrer liebesvollsten Liebe, liebster Bertuch, helfen Sie aus dem garstigen Labyrinth, mich heraus! Biethen Sie Ihr ganzes schönes glühendes Herz für mich auf; und das meinige soll forthin, der vierte Theil Ihr seyn! Ein Schlag für Gott, der 2. für Sie, der 3. für Wieland und der 4. für mein kleines Mädchen!

Wann eher, mein Geliebter wird Ihr schöner Liebestag, am schönen Mayhimmel aufgehn? Denn beym May bleibts doch noch? Wenn Ihr liebendes Mädchen Sie so liebend und glühend anblickt, und Alles rings vergisst, und Sie alles rings vergessen, dann wünscht' ich, Ihr Schmidt möcht' unter dem, was da vergessen wird, nicht mit seyn: Die Glorie Ihrer Liebe würde vollbürtig seyn, wenn Sie so, an Ihrem Hochzeittage sagen könnten: „ich habe viel Glückliche gemacht; auch den macht' ich glücklich; aber was ist das Alles gegen Dich, Glücklichmacherin! Liebe? Ich umarme meinen lieben Bertuch und meinen verehrungswürdigen Wieland, auf das zärtlichste! Ewig

Ihr
eigenster
Schmidt.

Ich schick' Ihnen, ehester Tage, eine grosse Bogenlange Romanze im Ton der Marianne, für den Merkur: Kennen Sie Göthes treffliches Stück: Hab oft einen dummen, düstern Sinn, auch das könnt' ich für den M. beylegen!

An den schmeichlerischen Bitt-, um nicht zu sagen Bettelbrief Schmidts schliesse sich unmittelbar ein Brief Wittenbergs an, der an Grobheit seines gleichen sucht. Zu diesem Briefe hat Bertuch seine Antwort im Koncept verwahrt, die daher gleichfalls mitgeteilt werden mag. Diese Antwort schrieb Bertuch nicht bloss in seinem eigenen Namen, sondern auch in dem K. A. Böttigers, des eigentlichen Redakteurs des „Journals des Luxus“. Daher ist ein Zettel Böttigers zu erklären, der bei diesem Konzepte liegt, der folgende Worte enthält: „Wenn diese Portion nicht vergoldeter, sondern gepfefferter Niesswurz dem Sensorium des Hn. Licentiaten nicht eine kleine Öffnung verschafft, so ist der Kerl selbst fürs Bedlam zu toll. Herzlichen Dank für diese Mühwaltung die ich Ihnen unschuldigerweise verursacht habe“. Albrecht Wittenberg, geboren 1736, gestorben 1807, ist in der Litteraturgeschichte eine ziemlich anrüchige Person. Weniger durch seine unbedeutenden Dichtungen (vgl. ‚Goedeke, Grundriss‘ II, 1086, 1095), als durch sein Benehmen gegen die ersten Schriftsteller der Nation. Wittenberg war ein getreuer Schildknappe des Hamburger Hauptpastors Goeze. Als solcher war er mit Schmähungen und Drohungen gegen Lessing aufgetreten und auch sonst hatte er gelegentlich diesen und jenen begeifert. Man erinnere sich nur an den Eifer, mit welchem er gegen „Werther“ auftrat und an den Hohn, den er dafür von Goethes jugendlichen Genossen einerntete.

In unsern Briefen handelte es sich gleichfalls um einen Streich gegen einen bedeutenden Schauspieler und für jene Zeit nicht un-

wichtigen Schriftsteller der klassischen Periode. Fr. L. Schröder, geboren 1744, gestorben 3. September 1816, setzte, wie kaum ein anderer Schauspieler jener Zeit, die Federn von Freunden und Feinden in Bewegung und sorgte durch eigene schriftstellerische Thätigkeit für Nahrung der Anderen. (Vgl. für das Folgende: ‚Flugschriften über Fr. L. Schröder und seine Familie. Eine bibliographische Sammlung von Hermann Uhde‘ im ‚Archiv für Litteraturgeschichte‘ VIII, 201—224). Am 13. April 1795 nun erliess Schröder, der schon damals wohl die Absicht hatte, sich von der Bühne zurückzuziehn, eine Absicht, die er am 18. März 1796 ausführte, einen Brief an seine Schauspieler. Diesen gab Wittenberg u. d. T.: „Herrn Fr. L. Schröders, Directors des deutschen Schauspiels in Hamburg Schreiben an die Mitglieder seiner Schaubühne, mit einigen Anmerkungen“ heraus. Der ersten Ausgabe (15. September) folgte bald (15. Oktober) eine „zweite verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Ausgabe“. — Wittenberg gab dann 1797 in einem kurzen Anhang zu der Übersetzung von Edm. Burke „Zween Briefe an ein Mitglied des jetzigen Parlaments über die Vorschläge zum Frieden mit dem Königsmörderischen Direktorium von Frankreich“, einige Bemerkungen über seine Herausgabe des Schröderschen Schreibens. Ein Eingehn auf das Schrödersche Schreiben würde zu weit führen; es wäre dazu nöthig, einen ganzen Abschnitt der Hamburgischen Theatergeschichte, den Gegensatz des deutschen und französischen Theaters zu behandeln; die Auffassung Wittenbergs und Bertuchs gegenteilige Ansicht geht aus den folgenden Briefen klar genug hervor.

17.

Wittenberg an Bertuch. Hamburg, 5. Jan. 1796.

Meine Herren!

Sie haben sich so weit erniedrigt, ein Pasquill eines ungenannten ehrlosen Buben, worin ich auf die verläumderischste Art angegriffen werde, in dem November-Stücke 1795 Ihres Journals des Luxus und der Moden bekannt zu machen. Dieser Bube hat mich zwar nicht genannt; aber er nennt den Verfasser von ‚Schröders Schreiben an die Mitglieder seiner Schaubühne. Mit einigen Anmerkungen‘ und ich bin nicht allein in Hamburg, sondern auch ausserhalb als der Verfasser dieser in Hamburg wenigstens, wo man besser als auswärtig von demjenigen, was die hiesige deutsche Schaubühne angeht, unterrichtet ist, mit grossem Beyfalle aufgenommenen Schrift bekannt. Dass dieser ungenannte Bube ein niedriger Speichellecker des Hn. Schröder ist, sieht man unter andern daraus, dass er dessen Garderobe sogar königlich nennt. Wie lächerlich! Blosse Schimpfwörter des Schurken würde ich, wie das Bellen eines Hundes, verachten; aber der Verworfene greift meinen moralischen Charakter an; er giebt mir Schuld, dass ich Schröders Schreiben durch ein sehr niedriges Mittel an mich zu bringen gewusst habe, er bürdet mir bosshafte Verdrehungen und Verläumdungen auf, und hierzu kann ich

nicht schweigen. Hier ist eine aufrichtige Erzählung von der Art, wie ich zu Schröders Schreiben gekommen bin.

Ich hatte im verwichenen Sommer einige Freunde bey mir zum Mittags-Essen, worunter sich einer wegen seiner musikalischen Talente bekannter und berühmter Mann befand. Schröders Brief war damahls der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung in Hamburg, und seiner wurde auch bey mir erwähnt. Ich hatte mich bisher garnicht bemühet, diesen fameusen Brief zu bekommen, ob er gleich in Hamburg fast allgemein bekannt war. Dasjenige was mein musikalischer Freund davon sagte, reizte meine Neugierde; ich bat ihn, mir denselben zu verschaffen; er versprach es, hielt Wort, und theilte mir eine Abschrift davon mit, so wie ich sie unverstümmelt habe drucken lassen, und noch aufbewahre; heisst diess nun einen Brief durch ein sehr niedriges Mittel an sich bringen?

Ich hatte damahls, als ich das Schreiben erhielt, wahrlich nicht die Absicht es drucken zu lassen: aber Schröders darin geäusserte grosse Undankbarkeit gegen Hamburg war mir zu auffallend, reizte meinen Unwillen zu sehr, als dass ich dabey gleichgültig hätte bleiben können. Ich beschloss also, diess Schreiben, welches bereits eine solche Publicität in Hamburg hatte, als wenn es gedruckt gewesen wäre, mit einigen Anmerkungen drucken zu lassen, und meine Vaterstadt an Schröders Undank zu rächen. Ich brachte meinen Entschluss zur Ausführung, theilte aber meine Anmerkungen vor dem Drucke einem Freunde von allgemein bekanntem redlichem Charakter in Hamburg mit, und hatte das Vergnügen, alles von ihm gebilligt zu sehen: Meine Anmerkungen wurden auch in Hamburg von dem besten Theile der Stadt, worunter sich sogar viele von Schröders Freunden befanden, mit dem grössten Beyfalle aufgenommen, und man dankte mir für die Vertheidigung meiner Mitbürger, und für die Demüthigung des Schröderschen Stolzes und Egoismus. Meine Anmerkungen wurden so begierig gelesen, dass sogar eine zweite berichtigte und vermehrte Auflage nöthig war, die noch immer gekauft wird.

Dies, meine Herren, ist die reine Wahrheit, urtheilen Sie nun selbst, ob ich das erwähnte Schreiben auf ein sehr niedriges Mittel an mich gebracht habe? ob ich nicht, da Schröder sich so sehr undankbar gegen Hamburgs Einwohner zeigte, Ursache hatte, diess Schreiben drucken zu lassen, und dessen Ungrund zu zeigen, zumahl da man es recht geflissentlich in Hamburg zu verbreiten gesucht hatte? Ich erkläre also den ungenannten Verfasser des pasquillantischen Aufsatzes in gedachtem Stücke des Journals des Luxus und der Moden für einen ehrlosen des Staupenschlags würdigen Buben und schändlichen Verläumder, und von Ihnen, meine Herren, verlange ich, dass Sie mir den Namen dieses Buben melden, und diesen meinen Brief in das nächste Stück ihres Journals einräumen. Sie wissen, dass die Gesetze zwischen einem Pasquillanten und dem Verbreiter eines Pasquills keinen Unterschied machen, und ich werde Sie, wenn Sie mir die verlangte Genugthuung verweigern, mit dem Pasquillanten in eine Classe setzen müssen. Melden Sie mir mit umlaufender Post den Namen des

Buben, und ob Sie mir die verlangte Genugthuung gewähren wollen? In Ermangelung einer Antwort werde ich solche Maassregeln nehmen, die Ihnen wohl eben nicht angenehm seyn möchten.

Hamburg d. 5. Jun.
1796. Albrecht Wittenberg Lt.

NB. Ein ähnliches Schreiben habe ich an den Herrn Hofrath Wieland erlassen.

18.

Bertuch an Wittenberg. Weimar den 15. Jan. 1796.

Euer Hochedelgeb.

Schreiben von 5., an uns Herausgeber des Journals des L. und der Moden habe ich richtig erhalten. Es thut mir leid daraus ersehen zu müssen, dass Sie sich durch das im letzten November unsers Journals abgedruckte Schreiben aus Hamburg über das teutsche und französische Theater (welches ich aufzunehmen kein Bedenken finden konnte, das keinen Nahmen nannte, und blos Facta erzählte und rügte) beleidigt finden und dass Ew. Hochedelgebr. der Herausgeber des Schröderischen Briefes mit Anmerkungen sind, als welches ich jetzt erst durch Sie selbst erfahre. Ich fand, wie gesagt, nicht das geringste Bedenken, dieses mir von sehr guter und sicherer Hand aus Hamburg zugekommene Schreiben in unser Journal aufzunehmen, theils weil das Teutsche Theater ein planmässiger Gegenstand unseres Journals ist, und diese Hamburger Bühne immer eine der ersten und würdigsten in Teutschland war; theils dem teutschen Publico einen nöthigen Wink über seine einreissende Gallomanie zu geben; theils auch dem Publiko die litterarische Freybeuterey, einen Privat-Brief ohne Wissen und Willen des Schreibers und Empfängers öffentlich drucken zu lassen, wodurch so vieles Unheil geschehen, und welches vor keinem Tribunale des Rechts oder der Ehre gerechtfertigt, nicht einmal entschuldigt werden kann, zu seiner Missbilligung darzustellen, da durchaus kein Nahme genannt, das Factum völlig anonym war und folglich auch keine persönliche Beleidigung stattfinden konnte. Dass Sie sich in Hamburg als den Herausgeber des Schröderschen Schreibens bekannt gemacht haben, und sich jetzt auch uns als denselben nennen, gehört nicht hierher und ist eine ganz andere Sache. Dass also das Hamburger Schreiben, so ich aufnahm, nichts weniger als ein Pasquill ist, und ich also auch kein Pasquill gegen Sie habe abdrucken lassen, werden Sie mir hoffentlich als Licentiat beyder Rechte, der doch bestimmt wissen muss, was ein Pasquill ist oder nicht, eingestehen und ich schreibe es blos ihrer Übereilung, davon ihr Brief so viele Spuhren trägt, zu, dass Sie es ein Pasquill nannten. Von Genugthuung kann also die Rede nicht unter uns seyn; und Ihnen meinen Correspondenten in Hamburg zu nennen, wie Sie verlangen, würde eine gränzenlose Indiscretion und eine abge-

schmackte Inconsequenz von mir seyn, da der Herausgeber eines Journals für alle Artikel, welche er darinn aufnimmt, responsabel seyn muss, und ich auch bei unserm Journale als Redacteur gleiche Pflichten auf mir habe. Ich würde, wenn ich damals, als ich das Schreiben abdrucken liess, gewusst hätte, dass Sie der Herausgeber des Schröderschen Schreibens wären, allerdings einige Ausdrücke meines Correspondenten gemildert, das Factum des gemissbrauchten Privatbriefes selbst aber gewiss nicht unterdrückt haben, weil ich es noch heute missbillige und Sie selbst als ein ehrliebender Mann, wenn sie jetzt ruhig und ohne Leidenschaft darüber nachdenken wollen, als eine schwerlich zu entschuldigende Uebereilung, es missbilligen müssen.

Alles worüber Sie sich also nun mit einigem Rechte in dem Hamburger Schreiben beschweren könnten, wäre diess, dass Ihnen mein Correspondent Schuld giebt, dass Sie das Schrödersche Schreiben durch ein sehr niedriges Mittel an sich zu bringen gewusst hätten. Sie rechtfertigen sich über diesen Punkt in Ihrem Briefe, und erzählen mir, dass das Schrödersche Schreiben blos durch Zufall in Ihre Hände gekommen sey. Ich glaube Ihnen diess sehr gerne, und bin zum Beweise meiner völligen Unpartheilichkeit sogleich erbötig — wenn sie sich dem teutschen Publico als den Herausgeber des Schröderschen Schreibens mit Anmerkungen öffentlich darstellen und über gedachten Punkt und Vorwurf rechtfertigen und diess in einen anständigen und gemässigten Tone thun wollen — Ihre Rechtfertigung und zugleich meines Correspondenten und meinen eigenen Widerruf über diesen Punct, in unserm Journale sogleich abdrucken zu lassen. Aber bemerken Sie dabey wohl, dass in diesem Falle nicht Ihre blosse Erzählung, wie Sie zu dem Schröderschen Schreiben gekommen sind, hinreicht, sondern dass Sie diess Factum durch ein ausgestelltes namentliches Zeugniss Ihres musikalischen Freundes dem richtenden Publico erweissen müssen; sonst möchte der Verdacht schwerlich abzuwenden seyn. Mehr als diess, mein werther Hr. Licentiat, können Sie und werden Sie nicht von mir, der seine Rechte kennt, und zu vertheidigen weiss, fordern. Thun Sie nunmehr in der Sache was Sie wollen. Ich gebe Ihnen sogar freye Macht meinen gegenwärtigen sehr flüchtig geschriebenen Brief, ohne mich weiter drum zu fragen, wenn es Ihnen beliebt, auf Ihre Kosten drucken zu lassen. Ich muss Ihnen nur dabei bemerken, dass ich eine vidimirte Abschrift davon behalten habe, um seine Authencität zu erhalten. Wollen Sie aber als ein vernünftiger Mann handeln, so erkennen Sie, dass Sie eine nie zu entschuldigende — Uebereilung will ichs nennen — mit dem Schröderschen Schreiben begingen, bereuen Sie es, und lassen keinen fremden Brief wieder drucken.

F. J. Bertuch.
H. S. Weimar. Legat.-Rath.

Zum Schlusse dieser Mitteilungen mögen zwei Briefe stehn, die weniger wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Schreiberin von hohem Interesse sind. Die Schreiberin Jenny von Voigts ist die Tochter

des herrlichen Justus Möser, ihrem Vater nicht unähnlich, Herausgeberin seiner Schriften. Goethe war mit ihr in Beziehung getreten und hatte zwischen 1774 und 1781 fünf Briefe an sie geschrieben, die bei Strehlke, ‚Goethes Briefe' II, S. 361 verzeichnet sind. Trotz ihrer nicht gewöhnlichen Bildung schreibt Frau von Voigts, wie viele gebildete Frauen des 18. Jahrhunderts, völlig unorthographisch und nimmt es mit den Regeln der Grammatik wenig genau. Ich gebe ihre Briefe, die gerade durch diese Seltsamkeiten ungemein charakteristisch werden, buchstäblich getreu wieder, nur mit leiser Änderung der Interpunktion.

Die Briefe bedürfen kaum einer Erklärung. Die erwähnten Personen sind meist bekannt. Zum Verständnis der Bestellung in der Nachschrift des letzten Briefes ist nur darauf hinzuweisen, dass Bertuch neben anderen industriellen Unternehmungen auch eine Fabrik künstlicher Blumen eingerichtet hatte, die sich guten Zuspruchs aus allen Teilen Deutschlands erfreute (vgl. z. B. die Bestellung der Frau Rath ‚Goethe Jahrb.' IV, S. 229). Die Erwähnungen Goethes, mit dem der Verkehr freilich seit Jahren abgebrochen war, geben den Briefen noch ein erhöhtes Interesse.

19.

Frau v. Voigts an Bertuch. Lintorf im Osnabrückischen 19. Aug. 1785.

Nun nur nicht gleich in so einen Amts Eifer geraten; kan ich dafür, das mir das Andenken an Sie sogar bis in Lintorf verfolgt und nicht gleich erlöscht, wie das meinige bey Ihnen; kan ich dafür das Sie mich auf den ersten Blick zutrauen einflösten und es mir nicht einfiel, das es das erste mahl wäre, das wir uns sähen, sondern Sie sogleich als einen alten Bekanndten und Freund betrachtete, mit dem ich schon über die gewöhnlichen Knicks Ceremonieen überweg wäre. Sind Sie nicht an allen Schuld? Die mehrsten Menschen, die ich in Pirmont angetroffen habe, habe ich so gleichgültig wieder verlassen, dass ich mich ihres Namens nicht mehr erinnere; warum gehören Sie nicht mit darunter? Was für eine Idee, sich in meiner Freundschaft, Hochachtung, Zutrauen so einzuschmiegen, das ich Sie nicht vergessen kann, nicht vergessen will, das ich mich jeden mit Ihnen zugebrachten Augenblicks mit vergnügen erinnere und Sie nun mit meinem Mann, der sie liebt und ehrt, oft zum Gegenstande unserer Unterredung mache? Da rufen Sie Ihr geliebtes weib und Kind zusammen, wundern sich mit denen über die Freiheit, die sich eine Weschfälingerin herausnimt und bedenken nicht selbst, wie viel Sie hierzu beygetragen haben: den ohne Ihre Güte, Ihre Freundschaft würde ichs nicht wagen, an Sie zu schreiben; wenn Ihr Gewissen nicht ganz verstickt ist, so werden Sie niemanden die Schuld beymessen wie sich selber.

Ohnerachtet alle Ihre Kenntnisse und Wissen bin ichs überzeugt, wissen Sie nicht wo Lintorf liegt, obs im Osnabrückschen oder an der Küste von Guinea zu suchen ist. Ein kleinen Beytrag zur hiesichen

Geschichte will ich Ihnen liefern, hier sollen Kohlen Bergwerke angelegt werden, NB. wenn hier Kohlen sind und ich bin hier zur Gesselschaft meines geliebten Mannes, um ihm zu pflegen, aufzuwarten, mit ihm von unserm geliebten Bertuch zu schwazen und ich bemühe mich den ernsthaft, Feler an Sie aufzusuchen, thut mich nur leid, das all meine Bemühungen umsonst sind bishero gewesen; der heilige Crisostomus behüte, das Sie nicht vollkommener sind wie weiland Grandison.

Nahe inigst nahe giengs mir das ich pirmont verlassen musste. Ihre Herzogin hatt einen unausleschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht und ihr Bild, jedes ihrer Worte ist auf immer drin aufgenommen und bewahrt — Sie können nicht glauben, wie sehr ich durch ihre Gnade gerührt war, wie ich Mühe hatte mein Gefühl zurückzudrängen, es in Schranken der Ehrfurcht zu halten. Dank Ihnen dafür, mein teurer Freund, den gewis ohne Sie würde ich zu diesem Glück nicht gelangt sein, sie zu sehen. Bald sehen Sie Sprickmann, grüssen Sie den braven Mann von mir. — Ist Goethe schon wieder zurück? Er wird sich freuen die Gallizin zu sehen, die nebst Sprickmann und Fürstenberg nach Frankfurt wollen, erhalten Sie mir sein Andenken oder vielmehr erneuern Sie es bey ihm.

Mein guter Vatter freut sich Ihrer Bekanndtschaft und stimt in meinen Gefühl für Sie und Ihre Herzogin gantz mit ein, mein Mann umarmt Sie aufs zärtlichste und nimt es nicht für ungut, das ich seinem Beyspiel folge. Leben Sie wohl, lieber würdiger Freund, sagen Sie Ihrer geliebten Frau, das sie in der Liebe die ich für Sie hatte, mit eingeschlossen wäre und bitten für mich um ihre Freundschaft. Gott erhalte Sie allerseits, mit wahrer Hochachtung nenne ich mich

Ihrer Ihnen ergebene
Freundin Jenny von Voigts
geb. Moeser.

In der nachschrift pflegt gemeiniglich das wichtigste zu kommen. Meine Mutter die sich Ihnen empfiehlt und in parenthesi eine vortreffliche Frau, wehrt Ihrer Bekanntschaft ist, bittet ihr, doch nach Osnabrück für eine Pistole Blumen zu schicken, die von den Händen Ihrer hübschen Mädgens gemacht sind — und hier im Ernst bitte ich um Verzeihung wegen mein Geschmier. Dancken Sie mirs immer, das ich aufhöre, ich hette sonst grosse Lust die Nachschrift so lang zu machen wie der Brief ist. Sagen Sie der demoiselle Rosluben das es mir weh thäte, das ich ihre Bekanndtschaft nicht hätte können fortsetzen und machen das uns ein günstiges Schicksal zusammen aufs künftige Sommer nach Pirmont führt, — dan mus Goethe auch mitkommen, damit nichts felet. — Leben Sie recht wohl und vergessen indessen meiner nicht.

20.

Frau v. Voigts an Bertuch. d. 23. Oct. 1785.

Immer ists nicht zu verzeihen, dass Sie noch nicht den Dank erhalten haben für Ihren mir so theuern angenemen Brief, das ich Ihnen

noch nichts gesagt habe von der Freude, die mir der Strauss vergismeinnicht machte, wie ich ihn nach Absendung meines vorhergehenden Briefes mit einem kleinen Zettel für Frau von Voigts umwunden fand. Das war mir so unerwartet, ich kans Ihnen gar nicht sagen, so nicht ausdrücken. Nemen Sie, bester Mann, beste Frau, den Dank von Ihrer Freundin Jenny mit frohen Herzen an, da es Ihnen beyden so sehr gelungen ist mir Freude zu machen, ob zwar ich Sie gewis beyde nie vergessen würde, so ist den doch mir der Strauss vergismeinnicht unendlich theuer und ich bin wahr gerührt davon geworden.

Wie froh bin ich, mein teurer Freund, das Ihnen der Brunnen und das Bad so gut bekommen ist. Zur vollendung der ganzen Kur müssen wir uns künftig Jahr wieder zu pirmont treffen und dan komt Ihre geliebte Frau mit — wenn man überhaubt pirmont zur versamlung der Freunde machte, käme dort auf 3 Wochen zusammen, genösse sein Leben — sähe sich, freute sich zusammen, dies würde den doch vorschmack künftiger Freuden sein; meine Eltern und meinen Mann brächte ich mit, die reizende Julie Manart käme aus Hannover, ihr Mann wird ja wohl von seiner leidigen Hipochondrie gegen künftig Jahr erlöset werden, das er den auch angenehmer und heiterer wird, wie er vergangenen Sommer es wahr. Viel von den diesjärigen Menschen wollen wir nicht wieder hinbestellen — denn die mehrsten darunter füllten doch nur die Bühne. Sehen Sie, wie ich schon gantz in den plan hereingehe, ohne zu wissen, ob er Ihnen gefält — wir wolten uns dan auch wieder in der Allee umarmen, wie wir beym Abschied thaten, welches mir eine komische Geschichte zuzog, den kurz darauf kamen welche zu mir, wünschten mir Glück das mein Mann angekommen wäre, ich staunte, frug, wo er den sey — mein Gott haben Sie ihn nicht in der Allee geküsst — nein das war Hr. Bertuch. Solte man wol glauben, mein teurer Freund, das man in Pirmont noch so sehr nach alter Sitte wäre. Was sagen Sie hierzu, liebes gutes Weibgen, fürchten Sie übrigens wegen des Kusses nichts, den der Gegenstand, der ihn Ihrem Mann gab, war nicht jung, nicht schön, nicht reizend und überhaupt sind die Osnabrückerinnen niemandem nicht gefärlich. Aergern thuts mich dass Sprickmann nicht die Herzoginn gesehen hat und das Sie, mein theurer Freund, nicht die Gallizin haben kennen gelernt, die doch würklich interessant ist; für mich ist Luise mehr, den wenige Menschen haben den Eindruck auf meiner Seele gemacht, den sie darauf gemacht hat, aber die Gallizin ist den doch ein ausserordentliches Wesen. Ich glaube gut für die Männer, das es nicht viel ihrer Art giebt. — Haben Sie den Elise von Recke gesehen, das mus ja auch eine von den seltenen Erscheinungen sein nach allen was ich davon höre.

Was macht den Goethe? der Mann intresirt mich sehr, ob zwar ich glaube, das er meiner gantz vergessen hat. — Ich lese jetzt Herder seine zerstreuten Blätter, die mir sehr gefallen und ich verstehen kan.

Wenn Sie bey Ihren vielen Reisen einmal nach Erfurt kommen, so besuchen Sie doch bey einen erübrigten Augenblicke Lotte Bening-

hauss, ich denke die Bekandtschaft wird Ihnen nicht gereuen, sie ist Ihrer Freundin Jenny sehr theuer.

Den Brief mit dem Ld'or werden Sie erhalten haben*), ich war aber so eilig dabey, das ich mich des Geschriebenes nicht mehr erinnere und Sie es werden kaum haben lesen können; verzeiung erbitte ich mir von Ihnen dafür, ich wolte es hernach immer wieder gut machen, aber da kamen soviel häussliche Abhaltungen, die uns Frauens eben so wichtig sind, wie bey Ihnen Männern gelehrte Abhandlungen.

Mein guter vatter leidet noch oft wegen seiner Schlaflosigkeit und seinen Nervenzuckungen, indessen ist er den doch überhaubt genommen besser, wie er sonst gewesen ist, die zufälle kommen nicht so häufig mehr — er empfielt sich Ihnen bestens und gedencket oftmals mit Freuden Ihrer Bekandtschaft; möchten Sie doch einmal Lust und Laune kriegen, Westfalen, worunter sich so viel ein ähnliches Sibirien denken, besehen zu wollen. Mit welchen Freuden würden Sie nicht von Ihrem Freund Möser und Freundin Voigts empfangen werden. Ist den dazu in diesen Leben gar keine Hofnung? . . .

Leben Sie wohl, mein würdiger theurer Freund, recht recht wohl, leben Sie wohl, meine liebenswürdige unbekannte Freundin, innig werden Sie beyderseits geliebt und geachtet von Ihrer Freundin

Jenny von Voigts.

Jugendgedichte Karl Lachmanns.

Mitgeteilt von

Ludwig Hänselmann.

I.

„Dieser Gemeinschaft — mit Ernst Schulze, Bunsen, Lücke, Clemens Klenze u. A. — sowie einer zarten und stillgepflegten Neigung verdankte Lachmann auch die Anregung zu dichterischer Production. Mit seinen Gedichten aber, sobald sie Gemüthsstimmungen darstellten, war er fast verschämt zurückhaltend: nur Scherzhaftes und Spottgedichte teilte er den Anderen mit. Doch auch von jenen sind wenigstens einige in seiner Familie und von Freundeshand bewahrt worden".

So berichtet Martin Hertz**) aus Lachmanns zweiter Göttinger Studienzeit; einige Proben der damaligen Muse desselben teilt er in einer der Beilagen seines Buches mit. Eine grössere Zahl in Lachmanns eigener Aufzeichnung sind neuerdings von dessen Neffen, Herrn

*) Es ist jedenfalls der vorige Brief gemeint.
**) Karl Lachmann. Eine Biographie von Martin Hertz. Berlin 1851 S. 14.

Rudolf Lachmann in Braunschweig, wieder aufgefunden und nebst einem etwa 50 Briefe umfassenden Reste seiner Correspondenz der dortigen Stadtbibliothek übergeben worden.

Dreiundzwanzig dieser Gedichte hat Lachmann in ein Sedezheft — 18 Bll. Postpapier, vier mit roter Seide an einander gehängte Lagen, die erste von 6, die übrigen drei von je 4 Bll. — sehr zierlich zusammengetragen. S. 1 und 36 sind unbeschrieben, ein Titel oder sonstiger Vormerk fehlt, Zweck und Bestimmung der Abschrift erhellt einigermassen aus der letzten Zeile des — ungezählten — Einleitungssonettes S. 2. Gleich diesem allesamt ohne jede Bezeichnung des Inhalts, folgen S. 3—27 vierzehn gezählte Stücke verschiedener Form; sieben „Sonette", zwischen deren erstem und zweitem, wiederum ungezählt, eine „Antwort von Ernst Schulze" eingeschaltet ist, nehmen S. 28—35 ein. In jener vordern Reihe an sechster Stelle, hier durch die von Strophe zu Strophe wechselnden Überschriften ‚das Mädchen', ‚der Jüngling' als Zwiegesang gekennzeichnet, das bei Hertz S. X der Beilagen abgedruckte ‚Hör ich von fern nicht Saiten erklingen' etc.; Num. 12—14 die ebd. S. III unter der Überschrift ‚Die Kränze' zusammengefasste Stanzenfolge; das letzte der Sonette dort S. VI unter der Überschrift ‚Am Palmsonntage, den 19. März 1815'.

Abermals sieben Sonette, ebenfalls ohne jede Bezeichnung, offenbar aber an einen abwesenden Freund gerichtet, sind auf zwei lose ineinandergelegten Doppelblättern gleiches Papiers und Formates wie jenes Heftchen enthalten. Sie sind mit ungleich minderer Sorgfalt geschrieben und liegen hier mutmasslich in der von Lachmann zurückbehaltenen Originalniederschrift vor.

„Bei vollkommener Beherrschung der Form zeichnen sich Lachmanns Dichtungen durch ein tiefes und zartes Gefühl, einige geistliche Lieder darunter durch eine tiefe und innige Frömmigkeit aus", urteilt Hertz. Kühler würdigt sie Wilhelm Scherer: „Sich in deutschen Versen zu versuchen, lag einem jungen Manne, dem Rhythmus und Reim leicht wurden, damals sehr nahe, auch wenn sein poetisches Talent im übrigen nicht weit reichte" *). Wie man es ansehe — „ein Unrecht gegen den Entschlafenen" wird es nicht heissen können, wenn an dieser Stelle nunmehr auch solche Gedichte, welche Hertz entweder nicht kannte oder mit Überlegung zurückhielt, der Vergessenheit entrissen werden. Denn was er ferner von ihnen rühmt: dass sie einen Einblick in zarte Saiten von Lachmanns Gemüt eröffnen, die auch später anklangen, wenn sie berührt wurden — „Fernerstehende ahnten das freilich nicht und konnten es nicht ahnen" — diesen Ausspruch werden die voraufgestellten Proben lediglich erhärten; seine neckische Spottlust, von der die Freunde zeit seines Lebens zu sagen wussten, treibt ihr Wesen in dem zweiten Sonettencyklus zu Ende der nachfolgenden Mitteilung. Und auch diese Züge in dem Charakterbilde des grossen Gelehrten und Kritikers in möglich hellste Beleuchtung zu rücken, das ist ein Recht seiner Verehrer und eine Pflicht, die sie seinem Andenken schulden. —

*) Allgemeine Deutsche Biographie Band 17 S. 472.

Ach wohin eilt ihr, meine lieben Kleinen?
Genügt nicht länger euch der alte Stand?
Ihr wagt euch in ein unbekanntes Land,
Müsst bald nach mir in kalter Ferne weinen.

„Lass uns nur ziehn! Wir nennen uns die Deinen,
Und sind willkommen, weil du uns gesandt.
Wohin wir gehn, da sind wir längst bekannt,
Und nur die Worte möchten neu erscheinen“.

Nun wohl, so geht, wohin es euch gefällt.
Nur meidet klug — ihr seid nur leichte Träume —
Den schlauen kalten Späherblick der Welt.

Und grüsst von mir, ihr vielgeliebten Reime,
Ist irgendwo ein reines Herz euch hold;
Doch Sie zuerst, zu der ihr selber wollt.

1.

Es klingt mir im Herzen so süss und hold,
Wie wenn fernher Flöten ertönen,
Von Lust und Freuden und Minnesold,
Von unendlichem Liebessehnen;
Und will sich nimmer und nimmer hervor
Aus der Tiefe des Busens wagen.
Kaum würden die leisen Klänge zum Ohr,
Und nie zum Herzen getragen.

Doch kommt nur, ihr Lieben, freudig und leicht
Aus der dunkelen Kammer zu gehen.
Denn wenn ihr den gleichen Freunden euch zeigt,
Sie werden euch wohl verstehen.
Die meine Freuden und meinen Schmerz
Mit gleicher Empfindung fühlen,
Ihr müsset ihnen das zärtliche Herz
Im freundlichen Tanz umspielen.

Und die der Himmel mir ausersehn,
Ach könntet ihr zu Ihr dringen,
Die Seel' ihr lieblich in leisem Wehn
Mit Liedesbanden umschlingen!
Dann würd euch süss ein vollerer Klang
Euer inniges Tönen erwidern,
Und im einstimmigen Liebesgesang
Verschmölzen die Seelen zu Liedern.

2.

Der süsse Wahn, ich kann ihm nicht entsagen,
Der mir mit halbem Licht das Leben schmückt.
Doch darf ich kaum es auszusprechen wagen,
Wie mich der Hoffnung schmeichelnd Bild entzückt.
Denn trostlos heisst die Furcht mich wieder klagen,
Zeigt mir den Schein, der boshaft mich berückt.
Und halb geglaubt nur sagen meine Lieder:
Wie ich sie liebe liebt auch sie mich wieder.

Hab ich zu leicht dem holden Wahn vertraut,
Dass mich ihr Blick, mich suchte unter Allen?
Und als sie in das Auge mir geschaut,
Schien nicht die Wang' in flüchtgem Roth zu wallen?
Ach da erhebt der Zweifel schon sich laut:
Ist ihr auch je ein Wort der Lieb' entfallen?
Noch hat kein sichres Zeichen dir bewährt
Was trügrisch dich die Hoffnung glauben lehrt.

Und kann denn Niemand mir den Schleier heben?
Wo mag mir Wahrheit rein und voll erblühn?
Kannst du mir, Zufall, nicht ein Zeichen geben,
Vor dem der Zweifel gläubig muss entfliehn?
Umsonst! er bleibt mit unbezwungnem Streben:
Vieldeut'ger Zufall, nie verscheuchst du ihn.
Will sie nicht selbst den Knoten mir entwirren,
Muss ewig zwischen Licht und Nacht ich irren.

3.

So treibst du mit dem treuen deinen Spott?
Ach nur an unserm Schmerze dich zu weiden
Versprichst du trügrisch ewge Freuden?
Verdient ich das, grausamer Gott?
Hab ich mich dir nicht willig hingegeben?
Dein Necken kenn ich wohl:
Drum hab ich nicht gewagt zu widerstreben.

Du zeigtest mir das himmelsschöne Bild.
Noch konnt ich nicht die hohe Wonne fassen.
Da musst' ich schon die Holde lassen.
Und meine Sehnsucht ungestillt
Durch Berg' und Thäler schweifend mit mir tragen;
Und nun so weit von Ihr,
Muss einsam ich im fernen Lande klagen.

Kannst du's, erhöre meiner Liebe Flehn!
Ach Amor, stille freundlich mir das Weinen!
O lass die Theure mir erscheinen!
Darf ich nur einmal sie noch sehn,
Willst du mir diesen süssen Wunsch gewähren,
Dann spiele wie du magst;
Gern will auf lang' ich deiner Gunst entbehren.

Und freundlich zog der Gott in meine Brust.
Liess er mich sehn in einen Zauberspiegel,
Gab er der trunknen Seele Flügel,
Nicht wusst' ichs in des Schauens Lust.
Denn so wie ich im Leben sie gesehen
Mit ihrem ganzen Reiz
Sah ich die Jungfrau herrlich vor mir stehen.

4.

Wohlan, nun lass uns eilen,
Mein ritterliches Pferd!
Noch wenig kurze Meilen,
Du treuer Kampfgefährt!
Nur munter fortgeflogen!
Das Glück ist uns gewogen.
Nah ist das Ziel, es wird uns bald gewährt.

Wie hat die frische Kühle
Auf welschen Sonnenbrand
Die tobenden Gefühle
Aus meiner Brust gebannt,
Und freies heitres Leben
Dem Sinn zurückgegeben!
Daran erkenn ich dich, mein Vaterland.

Ich hab auf weiten Zügen
Manch schönes Land gesehn:
Die fremden Reize lügen,
Der Schimmer muss vergehn.
Dir mag sich keins vergleichen.
Wo wär in andern Reichen
Auch Mann und Weib so bieder, rein und schön?

So lass denn, lass uns eilen,
Mein ritterliches Pferd!
Mich trennen wenig Meilen
Vom väterlichen Herd.
Des Vaters frommem Segen,
Der Mutter Kuss entgegen!
So wird dem Müden schöner Lohn gewährt.

Vielleicht — o wie die Sinne
Vor Wonne mir vergehn! —
Wird mir von hoher Zinne
Ein Tuch entgegenwehn.
Mein Ross, o lass uns eilen!
Du darfst, du darfst nicht weilen!
Die Liebste harrt, von fern mich zu erspähn.

5*).

Nein ich kanns nicht länger tragen,
Auf dem Herzen liegts so schwer.
Was mir fehlt, ich kanns nicht sagen;
Alles ist mir kalt und leer.
Weinen muss ich stets und klagen.
Nein ich kanns nicht länger tragen,
Auf dem Herzen liegts so schwer.
Verzweifle nicht, wenn schweres Leiden
Zum Kreuze dir das Schicksal gibt.
Es gibt dir wundersüsse Freuden
Oft wenn aufs höchste du betrübt.
Soll die Hoffnung Trost mir geben,
Da der Wunsch dem Herzen fehlt?
Kann ich hoffen oder streben,

*) Die beiden Strophen dieses Liedes: ‚Verzweifle nicht, wenn schweres Leiden etc.' und: ‚Tritt einer Jungfrau hold Gebilde' etc. sind von Cl. Klenze (Lachm.).

Weiss ich selbst nicht was mich quält?
Nur im Wunsch kann Hoffnung leben:
Soll die Hoffnung Trost mir geben,
Da der Wunsch dem Herzen fehlt?
　　Tritt einer Jungfrau hold Gebilde
　　Dir herzig vor das Angesicht,
　　Spricht dir ihr Auge wonnigmilde —
　　Die höchste Noth, du fühlst sie nicht.
Ach in dieser Oede findet
Wunsch und Hoffnung nicht das Ziel.
Wie du tröstend mir gekündet
Mein verborgenes Gefühl:
Ach der lichte Schimmer schwindet,
Ach in dieser Oede findet
Wunsch und Hoffnung nicht das Ziel.
　　Und durch die Wolken bricht die Sonne,
　　Ein heitrer Strahl dringt in das Herz.
　　Bald blüht dir wieder neue Wonne;
　　Die höchste Freude folgt dem Schmerz.

6.

Das Mädchen.

Hör ich von fern nicht Saiten erklingen?
Sendet er nicht die Töne zu mir,
Holden Gruss mir herüber zu bringen,
Bis er selber nahet der Thür?
Darf er am Tage mich selten schauen,
Wo uns die Welt, die verwirrende, stört,
Will er der freundlichen Nacht vertrauen,
Die der Liebe Geheimniss ehrt.

Der Jüngling.

All das stürmische thör'ge Verlangen
Ist verschwunden, der Wunsch gestillt.
Ruht sie auch längst vom Schlummer umfangen,
Seh ich auch nicht das liebliche Bild:
Ihr bin ich nah' und setze mich nieder
Auf der Bank, und freue mich still.
Schaffen die Saiten sich selbst die Lieder!
Spiele die Hand drin frei wie sie will!

Das Mädchen.

Wie er da sitzt in stillem Entzücken!
Ach wie treibt es mich so mit Gewalt!
Aber warte nur noch! wir pflücken
Nicht die Blume der Freude zu bald.

Doch nachher dann will ich mich zeigen,
Dass im Gespräche die Blum' erblüh.
Aber jetzt, jetzt muss ich noch schweigen,
Sonst bemerkt mich der Freund zu früh.

Der Jüngling.

Und ich habe dich doch vernommen;
Ach die Liebe, sie hört genau.
Wolltest du nun ans Fenster kommen,
Du geliebte, du liebliche Frau!
Ach da hör ich das Fenster klingen;
Freundlich grüssend erscheinet sie.
Du verstumme, mein schwaches Singen,
Vor der süsseren Melodie.

(Das nächste Heft bringt die zweiten Hälfte).

Hundertjährige Druckfehler in deutschen Klassikern.

Von

Wilhelm Buchner.

Es ist bekannt, dass unsere Klassiker in neuerer Zeit der Gegenstand einer gewissermassen philologischen Untersuchung geworden sind. Die dem Abdruck zu Grunde liegenden ursprünglichen Handschriften, welche wir jetzt als unschätzbare Zeugnisse unserer grossen Dichter mit Gold aufwiegen würden, hat der stumpfe Sinn jener Zeit nur in den seltensten Fällen aufbewahrt, sodass eine zwingende Beweisführung, was Lessing, Goethe und Schiller wirklich geschrieben, aus der Urschrift heutzutage nicht mehr möglich ist. Auch ihre Korrekturen haben sie wohl sehr selten, vielleicht gar nicht selbst gelesen; es mag diese knechtische Jagd auf einen armseligen Druckfehler, dieses trockene Wiederkäuen des frisch und kraftvoll Empfundenen, für den wahrhaft schöpferischen Genius allerdings eine höchst lästige Aufgabe sein. Dazu kam die Unbequemlichkeit, Langsamkeit und Kostspieligkeit des damaligen Postverkehres, sowie ferner der Umstand, dass die Verleger unserer Klassiker gelehrt gebildete Korrektoren an der Hand hatten, welche zuverlässig genug erschienen, um ihnen die Tagelöhnerarbeit des Nachbesserns überlassen zu können. Wer aber selbst jemals Korrektur, und wäre es auch diejenige eigener Arbeiten, gelesen hat, weiss auch, wie leicht das Auge über ein ursprünglich anders geschriebenes Wort hingleitet, sofern es nur einigermassen einen Sinn ergiebt, nicht einen wirklichen Buchstabenfehler enthält. Bedenken wir nun weiterhin, dass diese Werke unserer Klassiker, vornehmlich die Erstlinge, nicht bloss

der Freibeuterei der Nachdrucker schutzlos ausgesetzt waren, sondern auch mehrfach von den berechtigten Verlegern unberechtigter Weise ohne Vorwissen der Verfasser neu aufgelegt wurden, sowie dass man beim Wiederabdruck bisweilen ganz wahllos einen fehlerhaften älteren Druck oder gar Nachdruck zu Grunde legte, so erklären uns alle diese Umstände, wie es in unseren Klassikern leider nicht mangelt an einer grossen Zahl von alten Lese- und Druckfehlern, Auslassungen u. s. w., und dass leider so gut wie in allen Fällen auch das Zurückgehen auf den ältesten vorhandenen Druck dieser Dichtungen uns wenig hilft, da die Urschriften längst vernichtet sind. Man liest gemeiniglich über diese fehlerhaften Stellen hinweg, da sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt wenigstens nicht auffällig sinnstörend sind; bei schärferem Zusehen und Nachdenken erkennt man, dass hier ein hundert Jahre alter Druck- oder richtiger Lesefehler verborgen liegt, den man in rein philologischer Weise, durch eine Conjectur zu heilen suchen muss. Das auf diesem Wege neugefundene Wort wird in Buchstabenzahl, vielleicht sogar in einigen Buchstaben selbst, dem gegenwärtig irrtümlich vorhandenen entsprechen müssen. Bei der Frage: Was mag wohl hier Lessing, was Goethe geschrieben haben? müssen wir uns Lessings zierliche, das Verlesen begünstigende Engschrift, Goethes freie, rasche und vielfach recht sorglose Schriftzüge vor die Gedanken stellen; bei Schiller sind, soweit ich beurteilen kann, derartige alte Lesefehler weit seltener vorhanden, und ich bin geneigt, das der klaren, grossräumigen Schrift des Dichters zuzurechnen.

Wenn ich im Nachfolgenden einige Vermutungen zu unseren Klassikern vorbringe, so schicke ich voraus, dass dieselben meines Wissens noch nicht vorgebracht worden sind; sollte die eine oder andere Vermutung bereits ausgesprochen worden sein, so ist mir das eine willkommene Bestätigung meiner selbständig gefundenen Ansicht*).

I. Zu Lessing.

1. Minna von Barnhelm IV, 2 ist die bekannte Riccaut-Scene, die manche Beurteiler seltsamer Weise überflüssig finden, während sie mir doch als Vorbereitung auf den bevorstehenden Umschlag wie zu besserer Hervorhebung von Tellheims allzustraff gespanntem Ehrgefühl sehr wesentlich erscheint. Riccaut führt sich bei dem Fräulein von

*) Eben bei der Korrektur (27. Okt.), nachdem das Manuskript seit mehreren Wochen in unseren Händen ist, erhalten wir Nr. 43 der ‚Gegenwart' und finden, dass dort dieselbe Vermutung zu Minna ausgesprochen wird, welche unter anderen unser Aufsatz bringt, ja dass dieselbe schon früher von dem Professor Elze in Halle aufgestellt ist. Wenn irgend etwas imstande ist, die in Rede stehende Konjektur plausibel zu machen, so ist es diese Uebereinstimmung dreier Forscher, welche völlig unabhängig von einander zu dem gleichen Resultate gelangt sind. Uebrigens steht nach dem Zeugnisse des Landgerichtsdirektors Lessing im Manuskripte, welches uns ein glückliches Geschick erhalten hat, nicht Vol, sondern Val; es handelt sich also nicht um einen Druck- oder Lesefehler, sondern um einen Schreibfehler des Dichters.
O. S.

Barnhelm ein als „le Chevalier Riccaut de la Marlinière, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or". Nun ist es in dem Wesen des Schauspiels und ganz besonders des Lustspiels begründet, wenn nicht die Haupt-, doch die Nebenpersonen durch ihre Namen schon im voraus näher zu kennzeichnen, und so liegt die Annahme nahe, dass Lessing ebenfalls, wenn auch nicht im Namen Marlinière, so doch in den beiden Beifügungen eine gewisse Hindeutung auf Riccauts ehrlose Geldschnapperei und Betrügerei beabsichtigt habe. Diese Hindeutung ist in dem Worte Prensd'or deutlich ausgesprochen, und so liegt die Vermutung um so näher, dass auch der erste Name Pret-au-val eine entsprechende sinnbildliche Bedeutung haben solle. Liest man Prêt-au-vol, so bekommt das jetzt sinnlose Wort Bedeutung; der edle Chevalier wird damit zu einem Herrn „Bereit-zum-Diebstahl", von der Seitenlinie „Goldnehmer", die letztere eine allerdings „gross, gross Familie". Der alte Lesefehler erklärt sich sehr leicht durch Lessings kleine Handschrift, in welcher eine Verwechselung von a und o nahe lag. Auch ein der Fremdsprache Kundiger konnte leicht über den unrichtigen Namen hinweglesen, wenn er nicht der Pflicht des Komödiendichters gedachte, durch Namen näher zu charakterisiren, einer Pflicht, die ein so scharfer Kopf, ein solcher Kenner der dramatischen Gesetze wie Lessing sicherlich nicht verabsäumte.

2. Nathan der Weise II. 5. zeigt uns das erste Zusammentreffen des Tempelherrn mit dem jüdischen Weisen. Der Tempelherr behandelt den Nathan anfangs sehr von oben herab, bis er allgemach durch dessen milde Nachgiebigkeit und dadurch, dass ihm derselbe ein Zartgefühl unterschiebt, das er sich keineswegs bewusst ist, entwaffnet wird. Nathan spricht:

> Ich weiss, wie gute Menschen denken, weiss,
> Dass alle Länder gute Menschen tragen.

Der Tempelherr will einen Unterschied geltend machen, welchen aber Nathan nur in Bezug auf Farbe, Kleidung, Gestalt gelten lassen mag; er fährt fort:

> Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
> Der grosse Mann braucht überall viel Boden,
> Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
> Sich nur die Aeste. Mittelgut wie wir
> Findt sich hingegen überall in Menge.
> Nur muss der Eine nicht den Andern mäkeln,
> Nur muss der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
> Nur muss ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
> Dass es allein der Erde nicht entschossen.

So lautet der überkommene Text; es ist nur zu verwundern, dass der darin verborgene Lesefehler nicht längst beseitigt ist.

> Der grosse Mann braucht überall viel Boden!

Ganz treffend, denken wir, indem wir an irgend eine bedeutsame geschichtliche Gestalt uns erinnern, die auch zum Wachsen und Wirken den entsprechenden Raum braucht und sich denselben erforderlichen Falls mit Gewalt erzwingt; wir denken etwa an Friedrich II., Napoleon I.,

welche gleichermassen viel Boden brauchten, an Bismarck, welcher ihn noch braucht. Bedenklich aber wirkt gleich der Nachsatz:

Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.

Was für mehrere? Männer? Zu nah gepflanzt? Und sie zerschlagen sich die Aeste? Sonderbares Bild! Und dazu das Weitere, der Knorr und der Knubben, das Gipfelchen, welches meint der Erde allein entschossen zu sein! Lauter Bilder, welche ausschliesslich aus dem Pflanzenleben, aus dem Waldleben hergenommen sind! Und wie sollen diese Bilder zusammengeknüpft werden mit dem Anfang: Der grosse Mann braucht überall viel Boden? Handelt es sich doch nicht darum, festzustellen, dass kein erheblicher Unterschied zwischen den einzelnen Menschen stattfinde, sondern dass der nationale und religiöse Hochmut einzelner Völker und Bekenntnisse ebenso unberechtigt sei, wie der persönliche Hochmut des Einzelnen. Dieser Grund, in Verbindung mit den von Anfang bis zum Schluss der Stelle hindurchgehenden Vergleichungen aus dem Leben des Waldes hat mir seit langer Zeit die Ueberzeugung aufgedrängt, dass Lessing geschrieben hat:

Der grosse Baum braucht überall viel Boden,

und dass der Lesefehler des ersten Druckes nur deshalb bis dahin stehen geblieben ist, weil die falsche Lesart vom grossen Mann bestechend geistreich klingt, und weil man dieselbe nicht genügend mit dem Folgenden in Verbindung brachte. Man lese die Stelle in der von mir vorgeschlagenen Fassung und die ganze Reihenfolge von Bildern stimmt aufs Schönste; zugleich liegt es auf der Hand, dass in Lessings Schrift das Wort „Baum“ sehr wohl „Mann“ gelesen werden konnte.

II. Zu Goethe.

Egmont V. 1. ist der Auftritt, in welchem Klärchen, von Brakenburg begleitet, die Bürger von Brüssel zur Erhebung anzustacheln sucht. Vergebliche Bemühung! Die Bürger drücken sich beiseite, und Klärchen bleibt allein zurück mit dem treuen Mann, der auch sie zu bewegen sucht, dass sie heimgehe. Es heisst da:

Klärchen. Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloss. Es ist nichts unmöglich, gieb mir einen Anschlag.

Brakenburg. Wenn wir nach Hause gingen?

Klärchen. Gut.

Brakenburg. Dort an der Ecke seh' ich Albas Wache; lass doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen! Hältst du mich für feig? Glaubst du nicht, dass ich deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir beide toll, ich so gut wie du.

In dieser Weise redet er dem leidenschaftlich aufgeregten Mädchen noch eine Weile zu, bis Klärchen endlich gebrochenen Herzens dem treuen Mahner folgt.

Versucht man nun diese Stelle in ihrer gegenwärtigen Fassung laut zu lesen, so wird man, wie ich oftmals erprobt, stets scheitern an der Unmöglichkeit, das „Gut“ richtig zu verstehen und zu betonen; es

ist völlig sinnlos. Brakenburg vermahnt Klärchen mit ihm heimzugehen; sie antwortet ruhig „gut“, bleibt aber doch noch eine Weile in gleich heftiger Gemütserregung, ehe sie dem Zwange der Notwendigkeit gehorcht. Die ganze Unverständlichkeit der Stelle wird aufgehoben, wenn wir annehmen, dass Goethe schrieb: „Geht!“ Klärchen hat auf des Freundes Vermahnung „Wenn wir nach Hause gingen?“ nur die rasch ausgestossene Antwort „Geht!“ d. h. Geht Ihr, wenn Ihr Euch fürchtet! Auf diese unausgesprochene Vermutung antwortet Brakenburg mit dem Worte: „hältst du mich für feig?“ Dass in einer zwar grossen, aber flüchtigen und undeutlichen Handschrift, wie diejenige Goethes war, die beiden Worte leicht verwechselt werden können, scheint mir nicht zweifelhaft.

Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethes.

Von

Heinrich Düntzer.

I.

Jedes lyrische Gedicht, das nicht auf bestimmte Thatsachen sich bezieht, sollte sich so deutlich aussprechen, dass seine Auffassung von der Kenntnis der Zeit und der Verhältnisse, aus denen es hervorgegangen, unabhängig wäre, wonach die Frage, wann es aus der Seele des Dichters geflossen, nur in dem Falle von Bedeutung sein dürfte, wo diesem der Guss misslungen. Aber auch von hervorragenden Meistern der Lyrik, nicht bloss von Klopstock in seiner späteren künstelnden Zeit, giebt es bedeutende Dichtungen, die nicht volle lichte Klarheit erlangt, und manche andere gestalten sich trotz ihrer scharfen Ausprägung nur bei demjenigen zu vollem innern Leben, der sich ganz in den Zustand, der sie hervorgetrieben, zu versetzen weiss. Ein solches Hineinversetzen ist aber so wenig aller Sache, dass die meisten, statt auf den Herzgrund der Dichtung zu dringen, sich an Nebensächliches halten, das sie besonders anspricht, auf falsche Beziehungen und Verbindungen der Gedanken und Gefühle geraten, den Keim- und Kernpunkt übersehen. Daher die vielfach abweichenden Auffassungen selbst solcher Gedichte, auf welche der Genius das Siegel der Vollendung gedrückt. Gerade hier ist die Kenntnis der Zeit und der Verhältnisse, denen ein Gedicht sein Entstehen verdankt, von grosser Wichtigkeit, da sie vor allen nach den verschiedensten Seiten ableitenden Irrwegen sichern kann. Auch setzt eine solche Kenntnis nicht selten das Verdienst des Dichters, der sich frei aufgeschwungen, in das glänzendste Licht. Und wie wir von Menschen, die wir lieb gewonnen, die Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen, gern näher kennen lernen, so wünschen wir auch von

Dichtungen, die sich uns in Geist und Herz geprägt, die Geschichte ihrer Entstehung zu erfahren, um mit ihnen wie trauten Bekannten zu leben. Noch viel bedeutender aber ist die Kenntnis der Zeit der einzelnen Gedichte für das Verständnis der Entwicklung jener Dichter, die als mächtige Naturerscheinungen unvergängliches Leben für alle Zeiten und Völker gewonnen; denn wie in der ganzen Natur, so lässt sich auch bei ihnen eine aus dem lebendigen Keime notwendig hervorgegangene, wenn auch mehr oder weniger durch die äussern Umstände bedingte Aus- und Durchbildung erkennen, die nur dann ganz durchsichtig erscheint, wenn wir wissen, zu welcher Zeit und in welcher Folge der immer neue Blätter und Blüten treibende Baum diese reichen Früchte getragen. Dabei ergeben sich manche zur Würdigung des Dichters belangreiche Beobachtungen, wie bei Goethe die überraschende Vollendung einzelner Jugendgedichte, der stürmische Schwung des Jünglings, der sich dann zu stiller Beschauung und reiner Innigkeit vertieft, die Leichtigkeit, womit er aller Töne Meister wird, sich auch noch als ernster Mann in den humoristischen Übermut seiner Jugend zurückzuversetzen weiss, die schon von Solger hervorgehobene jugendliche Frische und Glut des Fünfzigjährigen, ja die erschütternde Liebesleidenschaft des Greises. Da ist es denn nicht bloss anziehend, sondern bedeutend über die Zeit der Entstehung der einzelnen Gedichte ins Klare zu kommen, mag auch die Kenntnis, wann manche kleine Gelegenheitssprüche dem Zufall ihr Dasein verdankt, mehr wissenschaftlichen als thatsächlichen Wert haben. Klopstock, der seine Oden persönlich hoch verehrte, hat es nicht unterlassen, sie nach den Jahren, in welchen sie ihm gelungen, zu ordnen. Dagegen widerstrebte eine solche chronologische Musterung Goethe und Schiller, und wenn Körner die lyrischen Gedichte, wie die sämtlichen Werke seines Freundes, in drei Perioden teilte, so handelte er nicht im Sinne Schillers, obgleich Goethe freilich bei ihm, dessen Bildungsepochen entschieden und deutlich seien, eine solche Anordnung für zweckmässiger hielt als sie bei ihm selbst sein würde, wo daraus das wunderlichste Gemisch entspringen müsste.

Goethe that zunächst nichts, um die Entstehungszeit seiner Gedichte zu bestimmen; sie sollten einzeln und in ihrer Gesamtheit wirken, was sie nach ihrem Wesen wirken konnten. Die einzigen Haltpunkte zur Unterscheidung der Zeit bot die Folge ihrer Veröffentlichung, aber diese waren weder hinreichend noch ganz sicher, da manches Aeltere erst später gedruckt worden war. Über die Zeit einzelner Gedichte gab er erst in ‚Wahrheit und Dichtung‘ nicht immer ganz zuverlässige Auskunft; die Erinnerung täuschte ihn hier zuweilen ebenso wie in andern Punkten seines erst so spät beschriebenen Lebens. Nach Vollendung des dritten zunächst abschliessenden Teiles ging er an die Bearbeitung der dritten Ausgabe seiner Werke, in welcher der eine Band der ‚Gedichte‘ zu zweien erweitert werden sollte. Der Zumutung, wie bei den Werken Schillers, die chronologische Ordnung eintreten zu lassen, konnte er nicht entsprechen, worüber er sich in der Ankündigung derselben vom 16. März 1816 erklärte. Inwiefern die Angabe der ‚Annalen‘ unter dem Jahre 1816 richtig ist, wunderliche Menschen, die jenes Ver-

langen geäussert, hätten „beinahe den schon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht“, wissen wir nicht. Die dritte Ausgabe hatte Datierungen nur bei dem an den Herzog Karl August gerichteten Gedichte ‚Ilmenau‘, bei der Feier der Heldenthat der Johanna Sebus, dem ‚Diner zu Coblenz‘, dem ‚Jahrmarkt zu Hünefeld‘ und einem Jubiläumsgedichte; auch war bei den ‚Epigrammen‘ der ursprüngliche Zusatz ‚Venedig 1790‘ aus den früheren Ausgaben beibehalten. In jener Ankündigung hatte der Dichter versprochen, am Schlusse der Ausgabe klar darzulegen, was er über die Entstehung der Werke sagen könne. Als er aber daran gehen wollte, erkannte er bald die Unmöglichkeit, „eine chronologische, auch nur flüchtig verknüpfte Darstellung zu geben“, und so beschränkte er sich auf ein ‚summarisch-chronologisches Verzeichnis‘, das er im März 1819 abschloss. Von lyrischen Gedichten waren hier nur erwähnt: ‚Römische Elegien, Venetianische Epigramme‘ (1790), aus den Beiträgen zu Schillers Musenalmanachen mit manchen Irrtümern ‚Alexis und Dora, der neue Pausias, Braut von Corinth, Gott und Bajadere, die Xenien‘ (1796) und ‚Euphrosyne, Trauergedicht‘ (1797); ‚Weissagungen des Bakis‘ (1798); ‚neuere kleinere Gedichte‘, im sechsten Bande der ‚neuen Schriften‘; ‚die romantische Poesie, Maskenzug, ausgelegt in Stanzen, russischer Völkerzug, begleitet von Liedern, J. M. der Kaiserin von Österreich gewidmete Gedichte in Karlsbad‘ (1810); ‚Rinaldo, Cantate‘ (1811); ‚drei Gedichte an die Majestäten im Namen der Karlsbader Bürger‘ (1812); ‚Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckart, die wandelnde Glocke, Epilog zum Essex‘ (1813); ‚Gastmal der Weisen, Gedichte dem Grossherzog zum Willkommen‘ [die Sammlung ‚Willkomm‘] (1814); endlich ‚der Abdruck des Divans, der Festgedichte bei Anwesenheit Ihro der Kaiserin Mutter Majestät in Weimar‘ (1818). Diese Angaben waren möglichst unzureichend; die Gedichte vor der Reise nach Italien wurden nicht erwähnt, es fehlten sogar die beiden Sammlungen der ‚neuen Lieder mit Melodien‘ (1769) und der ‚der Geselligkeit gewidmeten Lieder‘ (1803).

In der Ausgabe letzter Hand (1827) trat zu den beiden Bänden der Gedichte noch ein dritter, in welchem fünf durch besondere Gelegenheiten veranlasste Gedichte das Datum ihrer Entstehung tragen. Die chronologische Übersicht am Schlusse der Ausgabe fehlte, dagegen brachte dieselbe zuerst die von 1749 bis 1822 reichenden ‚Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse‘. Diese sind in den ersten Jahren sehr summarisch gehalten. Von 1764 bis 1769 werden ‚einige Lieder‘ als übrig geblieben bezeichnet, von 1769 bis 1776 die Lieder ‚an Belinden und Lili‘ (eine sonderbare Bezeichnung) erwähnt, womit eben über die Mitteilungen in ‚Wahrheit und Dichtung‘ so wenig hinausgegangen war, dass diese genauer lauten. Auch in den Abschnitten „bis 1780“ und „bis 1786“ findet sich über die lyrischen Gedichte nichts Bestimmtes. In dem ersteren heisst es: „Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei grössern und kleinern Festen mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältnis, wurden von mir und andern, oft gemeinschaftlich, hervor-

gebracht. Das meiste ging verloren; ein Teil, z. B. ‚Hans Sachs', ist eingeschaltet [in die Werke] oder sonst verwendet". Unter 1789 ist der beiden ‚cophthischen Lieder' in der Art gedacht, dass man meinen sollte, Reichardt hätte ausser ihnen noch andere komponiert; auch wird angeführt, dass er aus seinem Singspiel ‚die ungleichen Hausgenossen' Arien, Lieder und mehrstimmige Partien nachher in seine lyrischen Sammlungen verteilt. Die Ausarbeitung der ‚Römischen Elegien' findet sich auch hier eine unter dem Jahre 1790. Von den Beiträgen zu den ‚Musenalmanachen' und den ‚Horen' ist nicht viel ausführlicher und richtiger als früher in der summarisch-chronologischen Übersicht die Rede; noch immer stehen die ‚Braut von Corinth' und ‚der Gott und die Bajadere' ein Jahr zu früh, wogegen ‚der neue Pausias' richtig aus dem Jahre 1796 in das folgende versetzt ist. Dem September 1797 werden zwei Lieder von der schönen Müllerin (es sollten drei genannt sein) zugewiesen, dagegen ist es ein neuer Irrtum, wenn gleichzeitig mit dem ‚neuen Pausias' die früher nicht angeführte ‚Metamorphose der Pflanzen' erscheint, die ein Jahr später gehört. Man sieht, wie wenig genau auch dieser Bericht ist, den wir gerade kontrollieren können. In den spätern Jahren gedenkt Goethe von früher nicht erwähnten Gedichten noch der durch das Mittwochskränzchen in seinem Hause veranlassten Lieder (aber erst unter dem Jahre 1802), des Gesanges zur Feier des Geburtstages der Herzogin und der Gedichte an Tischbein (1806), des Prologs von 1807, der Begrüssung der Erbprinzessin Auguste von Hessen (1808), des ‚Divans' seit 1814, der ‚Orphischen Urworte' (1817), des Liedes ‚um Mitternacht' (1818), des ‚Paria' und der ‚zahmen Xenien'. Alle diese Erwähnungen blieben sehr vereinzelt und ungenau, wenn auch Goethe gelegentlich in der ‚Campagne in Frankreich' über andere Gedichte berichtet hatte.

Einen entschiedenen Fortschritt that erst 1836 die Quartausgabe in dem vor dem ersten Bande gegebenen Inhaltsverzeichnis, in welchem wo möglich die Entstehungszeit jedes einzelnen Gedichtes, sonst das Jahr des ersten Druckes verzeichnet wurde. Sehen wir, welche neue Zeitbestimmungen hinzugekommen sind. Die hier zum erstenmal gedruckten ‚poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi', die ‚Ode an Zachariä', welche schon in der zweiten Ausgabe aus dem ‚Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1777' aufgenommen worden war, und der gereimte Brief an Friederike Oeser, den das ‚Morgenblatt' im Jahre 1834 gebracht, tragen das ursprüngliche Datum. Das der drei zum erstenmal nach der Handschrift gegebenen Oden an Behrisch war, sollte es nicht beigeschrieben gewesen sein, nach dem Inhalt ergänzt. Über die im Oktober 1769 erschienenen ‚neuen Lieder mit Melodien' wussten die Herausgeber noch weniger wie wir, da ihnen die Sammlung der Lieder, die Goethe spätestens im Sommer 1768 Friederike Öser verehrt hatte, noch unbekannt war. In den ‚nachgelassenen Werken' (1833) waren die dort zuerst aufgenommenen sechs Lieder als ‚Jugendgedichte' und mit der Zahl 1769 bezeichnet. Im Inhaltsverzeichnis wird das Lied ‚Brautnacht', ursprünglich ‚Hochzeitlied. An meinen Freund' überschrieben, in das Jahr 1767 versetzt. Es findet sich schon

im Liederhefte der Oeser, was freilich Minor-Sauer nicht abgehalten hat, es für eines der 1769 auf die Hochzeit von Anna Schönkopf „versuchten“ Hochzeitslieder zu halten. Was die Herausgeber veranlasste das Lied dem Jahre 1767 zuzuweisen, ist schwer zu sagen, da von einer Vermählung eines Freundes von Goethe in diesem Jahre nichts bekannt. Auch fällt es auf, dass von den in die Quartausgabe aufgenommenen Gedichten der ‚neuen Lieder‘ nur drei, von denen eines ursprünglich in der Überschrift den Zusatz ‚an mein Mädchen‘ hatte, den Jahren 1767—1768 (das soll wohl heissen, der Leipziger Zeit), die übrigen den Jahren 1767—1769 zugeschrieben, also unentschieden gelassen wird, ob sie nicht erst nach der Rückkehr von Leipzig gedichtet sind. Wirklich gehören der Frankfurter Zeit zwischen dem Leipziger und dem Strassburger Aufenthalte das ‚Neujahrslied‘ und die ‚Zueignung‘ an, welche auch die Quartausgabe noch ausgeschlossen, wahrscheinlich weil Goethe selbst sich gegen ihre Aufnahme in die ‚nachgelassenen Werke‘ erklärt hatte. Diese stellten an die Spitze der Jugendgedichte von 1769 die zuerst in der ‚Iris‘ im Jahre 1775 erschienenen Verse ‚Den Männern zu zeigen‘, die schon Himburg im vierten Bande von ‚J. W. Goethens Schriften‘ gebracht hatte. Das Inhaltsverzeichnis setzt diese Verse „1767—1769“, was beweist, dass keine bestimmte Erinnerung Goethes vorlag. Ein sicherer Haltpunkt fehlt auch noch heute.

Für die Zeit von der Reise nach Strassburg bis zum Besuche Weimars besitzen wir Goethes Bericht in ‚Wahrheit und Dichtung‘. Auf diesen stützen sich die Datierungen: ‚Mit einem gemalten Bande. etwa 1770‘ (wahrscheinlicher 1771). ‚Wanderers Sturmlied, der Wanderer. 1771‘ (letzteres auch in einem Briefe Goethes an Zelter, aber beide Angaben sind ein Jahr verfrüht). ‚Geistesgruss, der untreue Knabe, der König in Thule. 1774‘. ‚Neue Liebe, neues Leben, an Belinden, auf dem See, vom Berge, an ein goldenes Herz, das er am Halse trug, Lilis Park. 1775‘. Die Versetzung der Kunstlieder in das Jahr 1774 stützt sich wohl neben der Erwähnung derselben in ‚Wahrheit und Dichtung‘ kurz vor dem December dieses Jahres auf die 1835 erschienenen ‚Briefe an Johann Heinrich Merck‘, die mehrere derselben im December 1774 gedenken (I, 55). Dass aber ‚Künstlers Fug und Recht‘ achtzehn Jahre zu frühe gesetzt sei, sah Riemer später selbst nach seinen Äusserungen ‚Mitteilungen‘ I, 67. II, 580. Für das ‚Zigeunerlied‘ lag die Thatsache vor, dass es zur ersten Bearbeitung des ‚Götz‘ gehörte; wenn das Inhaltsverzeichnis hiernach 1772 setzt, so wissen wir jetzt, dass dieser erste Entwurf in den Schluss des vorigen Jahres gehört. Von der Ode ‚an Schwager Kronos‘ hatte sich die genaue Datierung handschriftlich erhalten, ebenso von dem Hochzeitsliede von 1774. Das Gedicht auf Gellerts Denkmal von Oeser wird mit Sicherheit der Zeit zugewiesen, in welcher dieses errichtet worden. Die Jahresbestimmung der Verse aus der zweiten Ausgabe von ‚Werthers Leiden‘ ergab sich aus ihrer Absicht. Der ‚Klaggesang der edeln Frauen des Asan Aga‘ ist mit 1775 bezeichnet, weil Goethe ihn aus der in diesem Jahre zu Bern erschienenen kleinen Schrift ‚die Sitten der

Morlacken' genommen hatte. Kaum dürften sich die Herausgeber auf die Äusserung Goethes in ‚Kunst und Alterthum' V, 2, 53 gestützt haben: „Schon sind es funfzig Jahre, dass ich den Klaggesang der edeln Frauen des Asan Aga übersetzte". Nun erschien zwar das betreffende Heft erst 1825, aber der Entwurf zu dem Aufsatze, in welchem jene Äusserung steht, gehört dem vorigen Jahre an, und solche allgemeinen Zeitangaben dürfen nicht als genau zutreffend gelten. Freilich wäre es nicht unmöglich, dass Goethe sich genau erinnerte, die Übersetzung bei seinem ersten Aufenthalte in der Schweiz gemacht zu haben, ja es könnte sich die Angabe auf eine Tagebuchbemerkung gründen; denn dass ihm noch beim vierten Teile von ‚Wahrheit und Dichtung' ein Tagebuch seiner Schweizerreise vorgelegen, deutet er selbst an, auch beruft er sich auf ein von ihm aufbewahrtes Gedenkheftchen aus jener Zeit. Wenn das Inhaltsverzeichnis die jetzt ‚Hoffnung' überschriebenen Verse in den Juni 1775 setzt, so kann eine solche bestimmte Angabe unmöglich aus den Fingern gesogen sein, und man sieht nicht, worauf sie sich anders gründen könnte als auf eine urkundliche Datierung. Freilich glaubt von Loeper mich durch eine in Herders Abschrift vom Jahre 1781 erhaltene Fassung siegreich widerlegt zu haben, in welcher sich die Beziehung auf Goethes Garten findet. Er hat aber nicht bedacht, dass das Inhaltsverzeichnis das Datum der ursprünglichen Fassung anzugeben pflegt, wenn diese auch später wesentlich umgestaltet wurde, wie bei den ‚neuen Liedern' und den jetzt ‚Einschränkung' überschriebenen, ursprünglich an Karl August gerichteten Versen. Es ist ganz in Goethes Weise, dass er ein auf der Schweizerreise gedichtetes kleines Lied in seiner handschriftlichen Sammlung mit Beziehung auf seinen Garten umänderte, der ihm jetzt schon ein damals nicht geahntes, ihn mit weiterer fröhlicher Hoffnung erfüllendes Glück bot. Mit demjenigen, der lieber das bestimmte Datum, das ihm ein Stein des Anstosses ist, unerklärt liegen lässt als einer wahrscheinlichen, sich von selbst aufdrängenden Vermutung Gehör schenkt, rechte ich nicht. Von Loepers eigene Beziehung auf die ἀγαθὴ τύχη nach des Dichters Tagebuch vom 25. December 1776 verwirrt statt aufzuklären. An jener Stelle handelt es sich um ein Denkmal nach griechischer Weise, das am 5. April 1777 wirklich „gegründet" wurde und sich bis heute erhalten hat. Das Gedicht ‚Hoffnung', das sich auf seine Bäume bezieht, steht damit in keiner Verbindung.

Von den in den Musenalmanachen Boies auf die Jahre 1774 bis 1776 und 1775 in Jacobis ‚Iris' erschienenen Gedichten, deren Entstehungszeit unbestimmt ist, wird bloss das Jahr des Druckes angegeben. Dabei ist nur übersehen, dass die Musenalmanache spätestens im Herbste des Jahres erschienen, das dem auf dem Titel angegebenen vorhergeht. Dieser Irrtum geht durch das ganze Inhaltsverzeichnis. So werden auch die nach Schillers Musenalmanachen und nach Wielands und Goethes Taschenbuch auf das Jahr 1804 angeführten Gedichte ein Jahr zu spät gesetzt, und diese falschen Angaben haben sich bis zu der neuesten Goedekeschen Ausgabe fortgepflanzt. Freilich wird dem Irrtum dadurch Vorschub geleistet, dass auch in Hirzels ‚Verzeichnis einer Goethe-

Bibliothek' die Almanache unter das Jahr gestellt sind, dessen Namen sie tragen, nicht unter das ihres Erscheinens.

Während der elf Weimarischen Jahre waren wenige Gedichte in Wielands ‚Merkur' von 1776 und in Seckendorffs ‚Volks- und andere Lieder' von 1779 und 1782 gedruckt, ‚das Göttliche' und (ohne Goethes Namen) ‚Prometheus' in Jacobis Schrift ‚Ueber die Lehre des Spinoza' (1785), ‚Philomele' in den ‚Ephemeriden der Litteratur und des Theaters' (1785), auch einzelne Maskenzüge für den Hof; mit Ausnahme der Letztern wurden diese meist nach dem Druckjahre bestimmt. Das Datum der ‚Seefahrt' nahmen die Herausgeber wohl nicht aus Boies ihnen ferner liegendem ‚deutschen Museum' (1777), sondern aus Goethes Briefen an Lavater (1833), wenn nicht etwa die Handschrift vorlag. Ein Versehen war es, wenn das Gedicht ‚an Schlosser' die Jahreszahl 1776 sogar im Texte trägt. Freilich erschien ein Abdruck des Gedichtes im ‚Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1776', aber dieser war den ‚P o e m a t a' von Hieronymus Schlosser (1775) entnommen, und das Gedicht wohl noch ein Jahr älter. Das Datum der ‚Harzreise' ergab sich wohl aus der Handschrift, wenn hier nicht etwa das Tagebuch verglichen ward. In Goethes eigener Erklärung des Gedichtes von 1821, wozu er das Tagebuch benutzt hatte, stand durch Versehen 1776 statt 1777. Die Zeit der Abfassung des Gedichtes ‚Einschränkung' ergab sich aus dem Drucke der ursprünglichen Fassung in einem Briefe an Lavater, dessen Jahreszahl leicht zu erraten war; hätte die Handschrift vorgelegen, so würden wir wohl statt des allgemeinen ‚Thüringer Wald' lesen ‚Stützerbach auf dem Schlossberge', wie in Herders Abschrift. Von dem ‚Nachtliede' auf dem Gickelhahn hatte Goethe in einem Briefe an Zelter die Zeit angegeben. Die Handschriften ergaben das Datum des Gedichtes ‚Ilmenau' (1783), der Verse auf die Geburt des Erbprinzen (1783), des Abschiedes der Engelhäuser Bäuerinnen (1786), des Liedes ‚Epiphanias' (1781), der V e r s u s m e m o r i a l e s (1782) und des Spottgedichtes ‚P a u l o p o s t f u t u r i' (1784). Auffallend erscheint die Versetzung des Epigrammes ‚Neue Heilige' in das Jahr 1787, das hiernach in Rom gedichtet wäre. Freilich bleibt die Möglichkeit, dass diese Verse nicht unmittelbar nach der Freisprechung der Oliva, sondern erst auf Veranlassung ihrer Ankunft in Aachen gedichtet worden, deren der Herzog gegen Goethe erwähnen konnte, wie er es im Briefe vom 8. Juli 1787 gegen Knebel that. Ein Druck- oder Schreibfehler der Jahreszahl bleibt immer möglich, aber von Loeper macht es sich doch zu bequem, wenn er die von mir (I, 201) nicht übersehene Angabe des Inhaltsverzeichnisses tot schweigt. In der ein Jahr spätern ‚Chronologie' wird das Gedicht übergangen. Von den meisten Epigrammen ist nur das Druckjahr 1789 angegeben (die Absendung erfolgte im December 1788), nur das auf den Herzog Leopold von Braunschweig wird nach dem dadurch verewigten Tode des Bruders der Herzogin Mutter 1785, in „April bis Mai 1782" gesetzt ‚Einsamkeit', ‚Erwählter Fels' und ‚Ländliches Glück'; bei den drei letzten Gedichten geschah die Datierung nach Goethes Brief an Knebel vom 5. Mai 1782, dem diese gleichzeitig übersandt wurden. Von den

,Maskenzügen' waren die Datierungen meist schon in der Ausgabe letzter Hand angegeben, nur der ,Aufzug der vier Weltalter' ward jetzt auf den 30. Januar 1782 bestimmt, dagegen wussten die Herausgeber die Zeit des ,Aufzugs des Winters' so wenig, dass sie ihn an die Spitze dieser Abteilung mit der Bezeichnung „1776—1780“ setzten, während er, wie jetzt aus den Briefen an Frau von Stein erhellt, zuerst im Februar 1781 aufgeführt wurde. Nur vermutungsweise werden die Gedichte ,Meine Göttin', ,der Becher' und ,an die Cikade' 1781, ,das Göttliche' 1782 gesetzt; bloss die Bestimmung der beiden mittlern hat sich als richtig ergeben, das erste ist 1780, das letzte wahrscheinlich 1783 gedichtet. Die Angabe der Anrede des Sebastian Simpel an den Herzog Karl August „etwa 1778“ ist zwei Jahre verfrüht. Der Druck der ,Zueignung' wird richtig dem Jahre 1787 zugewiesen; die letzte Hand legte Goethe an diesen im August 1784 ihm rasch gelungenen Anfang der ,Geheimnisse' wohl erst im Januar 1787.

In die Zeit der italienischen Reise wird ausser dem erwähnten Epigramm ,Neue Heilige' nur ,Amor als Landschaftsmaler' nach Goethes ,italienischer Reise' gesetzt. Am Schlusse desselben Jahres 1788 war die Gedichtsammlung für den achten Band der Werke vollendet, nach welchem das Inhaltsverzeichnis gegen 40 Gedichte als „gedruckt 1789“ bezeichnet; übersehen ist dabei das Lied ,Abschied' („Lass mein Aug' den Abschied sagen“), dessen ersten Druck das Inhaltsverzeichnis irrig dem Jahre 1806 zuweist. Dass mehrere Stücke aus ältern Singspielen stammen, wie schon die ,Jahr- und Tageshefte' angedeutet, wird unberücksichtigt gelassen.

Die ,Elegien' sind auch hier noch in das Jahr 1790 gesetzt. Die Datierung der Epigramme ,Feldlager', ,Wieliczka', ,Sakontala' ergab sich aus dem Inhalte, bei dem ,neuen Amor' aus Goethes eigenem Bericht in der ,Campagne in Frankreich'. Dass die ,Episteln' in das Ende des Jahres 1794 gehören, lehrte der Briefwechsel mit Schiller. Nach dem Musenalmanach auf das Jahr 1796 wird in dieses Jahr statt in das vorige, der Druck der Gedichte ,Nähe des Geliebten', ,der Besuch', ,Meeresstille' und ,glückliche Fahrt' gesetzt. ,Der Besuch' war schon 1788 gedichtet und bereits in die Handschrift des achten Bandes aufgenommen, aber aus besonderer Rücksicht zurückgezogen worden. Dem Jahre 1796 werden auch das Lied ,an Mignon', ,der Chinese in Rom' und die Elegie ,Hermann und Dorothea' zugewiesen. Für die beiden letzteren ergab sich die Zeit aus dem Briefwechsel mit Schiller, aber nicht für das erstere, das im Briefwechsel erst am 28. Mai 1797, und nur unter der dunkeln Bezeichnung „ein Lied, das sich auch an einen gewissen Kreis anschliesst“, erwähnt wird. Wir kommen später hierauf zurück. Auch die bestimmte Bezeichnung, dass ,Alexis und Dora' in den Mai 1796 falle, war nicht aus dem Briefwechsel zu schöpfen, der auf diese Elegie erst am 10. Juni deutet. Hier könnte das Tagebuch zu Grunde liegen, wobei freilich auffiele, dass nicht der Tag angegeben ist. Dem Jahre 1797 sind richtig, ausser den in den ,Jahr- und Tagesheften' genannten Balladen von der Müllerin, ,der neue Pausias', die Beschäftigung mit der erst viel später in anderer Weise gelungenen ,empfind-

samen Gärtnerin' und die Dichtung des ,Zauberlehrlings' zugewiesen; dieses konnte dem Briefwechsel mit Schiller entnommen werden, aber nicht dass ,die Braut von Corinth' anfangs Juni 1797, der ,Gott und die Bajadere' auf den 9. Juni falle; dazu bedurfte es der unmittelbaren oder mittelbaren Benutzung des Tagebuchs. So lag auch in den Briefen an Schiller und in der Schweizerreise von 1797 deutlich vor, dass ,Euphrosyne' im Oktober 1797 begonnen, im Juni 1798 vollendet worden, aber nur das Tagebuch bot den 16. Juni 1798 für das ,Blümlein Wunderschön'. Hiernach ist es unzweifelhaft, dass bei dem Inhaltsverzeichnisse schon Angaben des Tagebuches benutzt wurden, aber nur vereinzelt; denn hätten die Herausgeber Kenntnis von allen Aufzeichnungen des Tagebuches gehabt, so hätten sie nicht allein den Fehler der ,Jahr- und Tageshefte', die Metamorphose sei 1797 gedichtet, nicht fortgepflanzt, sondern auch von den Distichen ,Spiegel der Muse' nicht das Druckjahr, sondern den in den Tagebüchern genannten Tag der Entstehung angeführt. Aus dem Schillerschen Briefwechsel ergab sich das Datum des kleinen darin enthaltenen Gedichts vom 13. Juni 1797, aus dem Zelterschen die Entstehungszeit der ,ersten Walpurgisnacht'. Wenn das Lied ,Wer kauft Liebesgötter'? „etwa 1795" gesetzt wird, so benutzte das Inhaltsverzeichnis nicht den ersten Druck im Vossischen ,Musenalmanach auf das Jahr 1795', sondern das Datum ergab sich daraus, dass es zu Goethes ,zweitem Teil der Zauberflöte' gehörte; denn Goethe schrieb den 12. Mai 1796 an Schiller, vor drei Jahren habe er ,die Fortsetzung der Zauberflöte' begonnen. In demselben Vossischen Musenalmanach hätten die Herausgeber auch die Elegie ,das Wiedersehen' finden können, von welcher sie irrig 1800 als Druckjahr angeben. Die Balladen ,Mignon' und ,der Sänger' werden nach dem ersten Drucke im ersten Bande der ,Lehrjahre' angeführt, der freilich erst anfangs 1795 erschien, aber schon im vorigen Jahre ausgedruckt war, die Lieder ,die Spröde' und die ,Bekehrte' nach Schmieders ,Journal für Theater und andere schöne Künste' (1797).

Die sechs zuerst in dem 1800 erschienenen siebenten Bande gedruckten Lieder und Balladen sind mit Ausnahme der ,ersten Walpurgisnacht' unter diesem Jahre aufgeführt, obgleich sie schon im vorigen in diese Sammlung aufgenommen, die Ballade ,die Spinnerin' wohl schon vier Jahre älter war. Von den ,der Geselligkeit gewidmeten Liedern' im ,Taschenbuch auf das Jahr 1804' werden die nicht einer früheren Zeit zugewiesenen als im Jahre 1804 gedruckt, wie noch heute bei Goedeke, bezeichnet, obgleich sie schon Ende Sommer 1803 erschienen. Drei derselben waren bereits im Taschenbuch datiert. Die irrige Versetzung des zum 11. November 1801 gedichteten ,Stiftungsliedes' in das nächste Jahr scheint dadurch veranlasst, dass es auf das den Anfang bildende Lied ,zum neuen Jahre 1802' folgte und in den ,Jahr- und Tagesheften' erst nach dem Neujahrsliede unter dem Jahre 1802 erwähnt wird. Freilich ergaben die Bemerkung, eine edle Gesellschaft habe sich schon „im Laufe des vergangenen Winters" zu ihm gehalten, der Inhalt des Neujahrsliedes und die Erwähnung des Gesellschaftslieds im Briefe Goethes an Schiller vom 10. November

1801 entschieden dieses Jahr. Für das ‚Tischlied‘ boten die ‚Jahr- und Tageshefte‘ und der Schillersche Briefwechsel sogar den Tag, zu welchem es schliesslich bestimmt wurde. Die Zeit des ‚Hochzeitsliedes‘ war dem Zelterschen Briefwechsel zu entnehmen. Mit „etwa 1802“ werden ‚frühzeitiger Frühling‘ und ‚Schäfers Klagelied‘ bezeichnet, welche Zelter schon in diesem Frühjahr erhielt. Auf Druckfehler oder einem sonstigen Versehen beruht der Ansatz „etwa 1803“ des Liedes ‚Sehnsucht‘, da es dafür an jedem Haltpunkte fehlt, wogegen Riemer wissen konnte, dass Zelter das Lied schon am 18. December 1802 gesetzt hatte und es sich unter den gleich darauf überschickten Kompositionen fand. Ausser den Gedichten des Taschenbuches setzt das Inhaltsverzeichnis in das Jahr 1802 noch die Verse gegen Gleim, die Goethe auf das neunte Heft des ‚deutschen Merkur‘ dieses Jahrganges schrieb. Die sonderbare Zeitbestimmung des ‚neuen Alcinous‘ (1803—1806) gründet sich auf die Berechnung, die Riemer ‚Mitteilungen‘ II, 526 f. giebt. Für die Verse: ‚Der Narr epilogirt‘ folgte die Zeitbestimmung 1804 daraus, dass es zur Bühnenbearbeitung des ‚Götz‘ gehört. Das Datum 1804 des Gedichtes an den Fürsten von Ligne beruht wohl bloss auf einem Druck- oder Schreibfehler, da wir aus Riemers ‚Briefen von und an Goethe‘ wissen, dass es eine Erwiederung auf die Verse des Prinzen vom 10. August 1810 war. Die ‚Chronologie‘ des nächsten Jahres lässt es aus.

(Das nächste Heft bringt einen zweiten Artikel).

Zur dramatischen Litteratur der Gegenwart.

Von

Albert Lindner.

Paul Heyse, Don Juans Ende. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Hertz. 1883. 2 ℳ 60 ₰.

Es hat den Anschein, als wenn Paul Heyse nur dann einmal der Muse des Dramas einen Besuch abstattete, wenn er das Bedürfnis fühlte, seine novellistische Thätigkeit der Abwechslung wegen zu unterbrechen, um durch die Beschäftigung mit der dramatischen Kunstform die nötige Erfrischung und Erholung für die epische zu gewinnen. Von Heyse liegen der Welt bereits achtzehn Dramen vor, davon haben nur einige sich eine Bedeutung für unsere Bühne gewinnen können: ‚Colberg‘ und ‚Hans Lange‘. Heyse ist unbestrittener Meister der Novelle, und darin liegt des Geheimnis seiner unzulänglichen Kraft im Drama. Ich will, um einen Vergleich zu bieten, von den Neueren nur einen Einzigen anführen, der Leser kann das Gesetz noch an anderen Modernen bestätigt finden: Friedrich Spielhagen. Das Mysterium der Unversöhnbarkeit der

epischen und der dramatischen Kunst ist in den Worten des Aristoteles enthalten, welche mit modernen Worten ausgedrückt, etwa lauten mögen: Eine interessante Handlung herausgesponnen aus den Anlagen eines Charakters. Es ist bekannt, dass dem Epiker die zweite Forderung nur in sekundärer Linie steht, während sie bei dem Dramatiker die erste Stelle einzunehmen hat — nämlich bei dem männlichen Genius, wie Shakespeare, Aeschylus und Kleist es sind. Der weibliche Genius, wie Mozart und Goethe, wird sich begnügen müssen, von der Gestaltung seiner Fabel alle Wirkung abhängig zu machen und diese Wirkung nur durch die Totalität des Kunstwerks zu erreichen, während Genies der ersten Art ihrer Wirkung auch durch einzelne Scenen und Akte (Shakespeare!) gewiss sind. Bei Heyse tritt nun noch, um dieses Naturgesetz in ihm bis zur Vollendung auszuprägen, eine Spezialneigung in Berechnung, welche den Künstler nötigt, in der Auswahl seiner Gegenstände einer besonderen Liebhaberei zu folgen; das ist das Jagen nach allerhand psychologischen Problemen. Diese Neigung ist bei Heyse ebenso stark in den Novellen, wo sie offener zu Tage tritt, als in den Dramen. Ein psychisches Rechenexempel liegt ihnen allen zu Grunde. Ich nenne nur ‚Ehre um Ehre', ‚Elfriede', ‚das Recht des Stärkern', ‚Maria Moroni'.

Aber in der Wahl des Sujets liegt nicht allein ein stark subjektiver Zug des Dichters, es liegt darin im allgemeinen auch ein Kriterium für jede dichterische Natur. Darum ist die Wahl von Heyses letzter Arbeit schon eine dichterische That: Don Juan Tenorio, unserem Volke fast nur durch Mozarts Oper bekannt, dem Litteraturkenner aber auch aus dem vorcalderonischen Tenorio und vielleicht auch aus Grabbes ‚Don Juan und Faust', wie präsentiert sich der alternde, aber noch nicht erloschene Vulkan in seinen reiferen Jahren, wenn er der Hölle entgangen ist, die ihn in der Oper verschlungen hat? Wie präsentirt sich dieser Don Juan in der Rolle eines Vaters, sobald er durch intime, reinmenschliche Bande an jene Menschheit geknüpft ist, die er bisher nur durch seine unbändige Leidenschaft verwüsten gelehrt hat? Das ist das Heysesche Problem. Am Fusse des Vesuv begegnet uns der wüste Abenteurer. Die Scenerie ist, wenn ich den Dichter verstehe, symbolisch. Der Feuerberg hat lange genug geschlafen, aber beginnt zu grollen mit dem Beginn des Stückes. Der Schluss: Don Juan endet sein Leben, indem er sich in den Krater wirft. Leporello, den er am Fusse des Berges zurückgelassen, entdeckt ihm, dass er sich verändern, d. h. heiraten wolle. Der Taumel soll beim Diener in der nüchternsten Alltäglichkeit enden. So kann es beim Herrn freilich nicht geschehen. Der Nerventaumel kann nur in einem Nerventaumel von potenziertem Grade enden. Man denkt unwillkürlich an das Ende des Dieners Fausts im alten Volksbuch, welcher zum Nachtwächter wird, während sein Herr von den Teufeln geholt wird.

Es naht eine Procession, die junge Ghita darunter. Don Juan versucht seine alten Künste an ihr, wird aber von ihr würdevoll abgewiesen. Legen wir die Personalverhältnisse schon hier klar. Ghita ist die Tochter der Gräfin Maria de Luna, diese aber die Schwester jener Anna de Silva von Sevilla, welche das erste Opfer des dämonischen Verführers

gewesen. Don Juan wird nach Abtritt der Procession von zwei Strolchen angefallen, aber durch den hinzukommenden jungen Arzt Gianotto gerettet. Derselbe kehrt nach dreijährigen Studien in Salerno nach Hause zurück und gilt als der Sohn der gräflichen Haushälterin Martina, ist aber der Sohn Don Juans und der Anna de Silva. Beide sind also die Kinder zweier Schwestern, das Band ihrer Liebe ist längst geknüpft. Aber als Don Juan erfährt, dass sein Retter der eigene Sohn gewesen, beschliesst er, diesen Sohn niemandem zu gönnen als sich selbst und ihn dadurch zu beglücken, dass er ihm die Herrlichkeiten der Welt zu eigen giebt, er beschliesst Gianotto vom Herzen des Mädchens loszureissen. Freilich thut er es auf eine etwas plumpe Art, weder des alten Verführungskünstlers, noch der Erfindungsgabe des Dichters entsprechend. Er schleicht sich in Ghitas Gemach, um sie durch die Gewalt seiner Ueberredung zu bestimmen, dass sie Gianotto aufgebe. Dieser bringt der Geliebten unten im Garten ein Ständchen. Don Juan zeigt sich mit einem Bouquet Ghitas auf dem Balkon, sodass Gianotto glauben muss, seine Ghita habe einen Liebhaber in dieser Nacht bei sich. Das eben ist es, was ich nicht fein nannte. Don Juans Zweck musste sich durch raffiniertere psychologische Mittel erreichen lassen als durch diesen groben Operneffect. Und seine Berechnung täuscht ihn dennoch: die Unschuld der beiden Kinderseelen — und hier erst ist Heyse der kundige Kenner der Herzen wieder — durchkreuzt sein grobes Gewebe. Ghita, welche glauben muss, dass Gianotto von ihrer Untreue überzeugt sei, ertränkt sich im Meer, und als man die Leiche bringt, ersticht sich der Liebende an ihrer Bahre. Don Juan ist fertig mit seinem Leben: er, der mit so viel Frauenherzen experimentiert hat, muss schliesslich einsehen, dass er der Unschuld gegenüber nur ein unwissender Stümper geblieben ist. Er schreitet den Abhang des Vesuv hinauf und stürzt sich in seinen Krater.

Das Stück hat etwas Fascinierendes, wie es der Leib und das Auge der Schlange hat, aber darum erwärmt es an keiner Stelle. Es hat nur die Wirkung eines prächtigen Feuerwerks. Das ermüdete Auge ist mit dem Falle des Vorhangs froh, ausruhen zu können. Man fühlt es dem Dramatiker an, dass keine Figur ihm sonderlich an das Herz gewachsen ist, auch nicht Don Juan, auf dessen Zeichnung er die feinste psychologische Kunst gehäuft hat. Dass Don Juan sich in den Krater wirft, ist keine dramatische Lösung der Frage, wie ein Don Juan an die sittliche Menschheit zurückzugeben sei. Es ist nur eine — novellistische.

Arthur Fitger, Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Oldenburg, Schulze. 1883. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

Es war vor etwa 13 Jahren, als der der dramatischen Kunst leider zu früh verstorbene Direktor August Becker in Oldenburg mich auf ein neuaufgehendes Licht aufmerksam machte, von dem noch Grosses zu hoffen sei. Es war Arthur Fitger. Er hatte bis dahin freilich nur einen ‚Adalbert von Bremen' geschrieben, und gab der Welt fürder auch nur in grossen Pausen weitere Dramen, ich weiss nicht, ob die Muse der Malerei, der er dient, ihm aus Eifersucht so wenig Zeit gönnt. Als aber

seine ‚Hexe' erschien, da hab ich dem Dichter recht warm die Hand gedrückt und viele schöne Hoffnungen in diesen Händedruck verflochten. Das prächtige Stück ist aber nichts für die gewöhnlichen Hofbühnen, denn es ist zu markig und verfährt mit den konventionell geschulten Salonnerven nicht sehr säuberlich. Ich sagte „für die gewöhnlichen", und darunter rechne ich natürlich die Meiningische nicht, die das Drama jetzt in der That in ihr Repertoire aufzunehmen sich anschickt. Nun hat er abermals eine dramatische Arbeit erscheinen lassen: ‚Von Gottes Gnaden', und das ist recht eine Leistung pour le roi de Prusse, natürlich im figürlichen Sinne. Man höre den Inhalt. Es ist 1792, der Ort ein deutscher Kleinstaat am linken Rheinufer. In Paris hat die Anarchie ihren Hexenkessel etabliert und ihre Dünste verpesten bereits die deutsche Luft bis weit über den Rhein hinaus. Die regierende junge Fürstin fühlt sich gelangweilt, gepeinigt, verödet unter dem Schwarme ihrer liederlichen Höflinge, sie muss unter dem Fluche leiden, die edle Abkömmlingin schurkischer und verlotterter Ahnen zu sein, und auf ihr Haupt nehmen, was diese gelehrigen Schüler jener Louis quinze von Sünden an ihrem Volke aufgehäuft. Sie sehnt sich, unter Larven die einzig fühlende Brust, nach einem Menschen, nach einem wahren und natürlichen Menschen. Sie hat ihn gefunden, ehe sie suchte. Es ist der Forstwart Wolfgang, ihr Milchbruder, mit dem sie die unschuldige Jugend verlebt hat. Endlich wird sie ihrer Frauenliebe sich bewusst, ein anderer Kodex von weiblichen Pflichten thut sich vor ihrem Auge auf, ihr Fürstenstand ist nichts mehr, die vererbten Doktrinen von Fürstenpflicht und Konvenienz werden ihr Dinge, die sie nur abzuwerfen habe, um sich dem Ideale ihres Menschtums zu nähern — sie freit um den Waldhüter, lässt sich ihm antrauen und führt ihn als ihren Gemahl in das Schloss.

Unmöglich! Wo hatte der Dichter seine Besinnung, als er diese Exposition schuf? Oder hat ihm der böse Geist des politischen Radikalismus alle Sehkraft geblendet? Was im Drama gehandelt wird, was aus dieser Handlung entwickelt werden soll, muss doch entweder historische oder wenigstens menschliche Wahrheit haben? Denn dass diese Aktion in dem Jahre der Freiheit und Gleichheit geschieht, im Jahre 1792, macht das Stück noch nicht möglich für die Welt. Nun, die Konsequenzen sind auch darnach! Sie sind die echtgeborenen Kinder dieser unmöglichen Exposition. Man denke sich den Haupthelden zur Puppe seines Weibes, der regierenden Fürstin erniedrigt, alle hohen Ziele und hehren Entwürfe seines Geistes von den liederlichen Höflingen verhöhnt, gemisshandelt, denn dazu haben diese ja das historische Recht ihrer fürstlichen Geburt! Und vor solchen Situationen sollen Zuschauer oder Leser ein ästhetisches Behagen empfinden?

Die Consequenzen von solchen Voraussetzungen sind nun eben im Verlauf der Handlung Scenen, aus denen der Widerschein des Pariser Hexenkessels leuchtet, fast eines Höllenbreughel nicht unwürdig. Im zweiten Akt hat Wolfgang seinen vom alten Regime misshandelten Bruder Rochus gegen die bourbonisch geschulte Hofmeute zu verteidigen: er verteidigt das reine Menschenrecht gegen die Willkür der souveränen

kleinen Aristokraten. Nun wohl, dagegen hat niemand etwas. Aber gegen welche Jammermenschen verteidigt er sie, der als Volksheros veranlagte Mann? Gegen verächtliche Roués mit Schimpfworten und prahlhänsigen Drohungen, indem er mit „gichtbrüchigen alten Männern“, mit „getrüffeltem Hirne“ u. dgl. um sich wirft. Ist er daran schuld? Nein, die schiefe Situation, in die ihn des Dichters Exposition gebracht hat. Und im vierten Aufzug, wo die Demokraten Bachler und Stark die Hefe des Volkes in das Schloss führen, um Rechnung zu machen mit der Fürstin! Vier Waisenkinder, denen der fürstliche Förster den Vater erschossen hat, weil sein und der Seinen Hunger ihn trieb, eine Wildsau zu schiessen; eine Bettlerin, die in Lumpen den Tag über auf der Brücke sitzt, weil der hochselige Fürst ihren Mann an die Engländer verkauft hatte; alte Krüppel, die 50 Jahre im Zuchthause gesessen, weil sie sich bei der Hochzeit eines fürstlichen Vorfahren einen Witz erlaubt hatten; ein Sohn, der zum Füttern der fürstlichen Hunde gepresst wird, während seine alte Mutter verhungern muss — genug! Das Scheussliche ist noch lange nicht ein Erhabenes und die Auswüchse der menschlichen Geschichte sind keine Materie für die historische Kunst. Ich möchte Herrn Fitgers Talent einladen, solches einmal zu malen, und das Bild auszustellen! Wir haben mit diesem Drama nur eine traurige Verirrung eines grossveranlagten Talents zu buchen. Der Auslauf des Stückes ist freilich von bewundernswerther Consequenz. Wolfgang, den sein fürstliches Weib nur aus fürstlicher Laune gewonnen, beschliesst, dieses Weib sich durch eigene Kraft in die Grenzen der Menschheit zurückzuerobern, er schliesst sich den Revolutionären an, wird ihr siegreicher Führer und erobert das Schloss. Hier überzeugt er die Fürstin mit der Suade seiner Zunge und mit einer Portion von Sophistik, dass sie in die Arme ihres Mannes gehöre, einerlei ob dieser Mann ein Fürst oder ein Waldhüter sei. Sie folgt ihm mit den Worten: „Gebiete über mich. Du hast Recht“. Der fünfte Akt zeigt uns beide in der Waldhütte, aber kann sich eine Fürstin je in die Rolle der Hausfrau eines Waldhüters finden? Da hätten wir sie nicht kennen lernen müssen in ihren wahrhaft fürstlichen Eigenschaften! Die Lösung dieses verstandlos geknüpften Problems kann nur der Tod übernehmen. Er wird zu spät ein Mann, sie besinnt sich zu spät auf die Bestimmungen ihrer Geburt und ihres Standes. Und wenn sie ihn auch ersticht, sich selbst dem Tribunal übergiebt, ist das eine Lösung? Der Dichter hat die tiefsten socialen Probleme der Neuzeit angeregt und ist uns die Lösung schuldig geblieben. Dafür hab' ich aber dem Detail des Dramas ein um so höheres Lob zu spenden. Fitger ist ganz auf der Höhe seines Könnens, wie er es uns in der ‚Hexe' versprochen hatte. Einen grossen Dramatiker macht nicht die kunstvolle Verschlingung, der regelrechte Aufbau einer Handlung nach allen Forderungen des Aristoteles, unfehlbarer ist das Kriterium scharf und entschieden auf ihre dramatische Bestimmung hin gezeichneter Menschen, das wahrhaft Bühnenmässige ihres Verhaltens auf Schritt und Tritt. Den ersteren Vorzug erreicht auch schon ein Possenschreiber, zu dem zweiten gehört ein grosser, prädestinierter Dichter. Fitgers Talent hat, wie mir

scheint, einen verhängnisvollen Dämon. Fitger mag ihm die Pforten sperren zu der dramatischen Kunst! Dieser Dämon ist des Verfassers politische Konfession!

Minna von Barnhelm und Don Quijote?

Von

Wilhelm Brandes.

Über ein Jahrhundert hat es als litterargeschichtliches Dogma gegolten, dass Lessing den Stoff seiner „Minna von Barnhelm", soweit derselbe ihm nicht vielleicht durch Zeitereignisse, durch die lebendige Umgebung geliefert wurde, selbständig erfunden, sich zum mindesten dabei an nichts litterarisch Vorhandenes angelehnt habe. Das erste nationale Bühnenwerk der klassischen Periode stand doppelt bewundernswert da als das ureigenste Produkt des Lessingschen Genius, als die schlagende Wiederlegung seiner bekannten überbescheidenen Selbstkritik. Dieser bislang unangefochtenen Auffassung tritt nun eine vor kurzem erschienene Schrift von C. Th. Michaëlis „Lessings Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote" (Berlin 1883, Gärtners Verlagsbuchhandlung. H. Heyfelder) mit der sehr eingehend begründeten Behauptung einer „bewussten und gewollten Anlehnung Lessings an Cervantes' Meisterschöpfung" entgegen. Nicht genug, dass der Verfasser unleugbare Beziehungen zwischen dem inneren Verhältnisse Tellheims zu Minna einer- und dem des Ritters von der traurigen Gestalt zur Dulcinea von Toboso anderseits nachzuweisen meint, dass er die Grundzüge der Handlung und die Lösung des Konflikts in der Episode des Fernando und der Dorothea im ersten Buche des Romanes wiederfindet — auch für die Gestalten und Charaktere der übrigen Mithandelnden, für Lokal und Jahreszeit der erzählten Ereignisse, weiter für zahllose, kleine Züge, ja selbst für einzelne Redewendungen bei Lessing glaubt er die Vorbilder in den Ventascenen des Don Quijote zu entdecken.

Ich will gleich hier gegenüber diesen Ergebnissen der Arbeit meine Meinung über dieselbe unumwunden dahin aussprechen, dass sich selten mit soviel subtilem Scharfsinn im Einzelnen eine so vollständige Urteilslosigkeit im Grossen verbunden hat, wie zur Gewinnung des angeführten Resultates. Und wären die Analogien und Parallelen zwischen beiden Werken zehnmal so augenfällig und sicher erwiesen, wie sie es in Wahrheit sind — wie kann man Lessing eine so qualvolle Musivarbeit, ein solches Ragout aus eines anderen Schmaus zutrauen, so ein Versteckenspielen mit Cervantes und dem Publikum, und vor allen Dingen wie hätte je aus soviel umgefärbten Lappen und Flicken ein Ganzes werden können, ungenäht wie der Rock von Trier, ein Werk,

das so unverkennbar in jeder Faser Lessingsche Eigenart zeigt! Wohl „beruht die Erfindungskraft des menschlichen Geistes im Grunde genommen auf der Stärke der Reminiscenzen", aber nicht auf der Stärke des bewussten Gedächtnisses, sondern auf der der unbewussten Receptions- und Reproduktionsfähigkeit. Mit der letzteren haben Entlehnungen in der Zahl und Ausdehnung, wie die oben aufgeführten, nichts mehr zu schaffen — Verfasser weist sie ja auch selbst dem Gebiete des bewussten Erinnerns zu — ihre Thatsächlichkeit also zugestanden, bliebe uns kaum etwas anderes übrig, als entweder in Lessing den unverschämtesten Plagiarius zu sehen oder das ganze Stück nicht mehr ernsthaft zu nehmen.

Wie aber steht es nun ferner mit jenen Übereinstimmungen selbst, die Michaelis bald schüchtern, bald im Tone der Siegesgewissheit für Entlehnungen Lessings ausgiebt? Zunächst stellt er, nachdem er in der Einleitung des Dichters Bekanntschaft mit dem Don Quijote hinreichend nachgewiesen, die Fabel der Minna, soweit sie ihm in den Kram passt, mit den seiner Meinung nach entsprechenden Stücken des Don Quijote (I, 16—47) zusammen. Schon hier macht sich eine Manier der Darstellung geltend, die für die ganze Schrift charakteristisch ist: das Assimilieren der beiderseitigen Data durch absichtlich unbestimmt und dämmerig gehaltene Ausdrücke. Ein Beispiel für zehn: die Episode des Riccaut wird in die Worte zusammengefasst: „Dazwischen erscheint ein Abenteurer, der zugleich Verschwender, Prahlhans und falscher Spieler ist, und dem Spitzbuben wird wieder auf die Beine geholfen". Dem entsprechend heisst es in dem Excerpt aus Don Quijote: „Dazwischen erscheint der Sklave, der Bruder des Auditors, der die merkwürdigsten Kriegsabenteuer erlebt hat. Die Befreiung eines Spitzbuben ist eine der Thaten des Don Quijote". In ähnlicher Weise werden überall mit wirklich bewundernswerter Gewandtheit die Worte gewählt, um nirgends zuviel Besonderes zu sagen, aber überall soviel Gemeinsames, als irgend möglich, hervortreten zu lassen.

Ich übergehe den folgenden Exkurs über die soldatischen Elemente in beiden Dichtungen, um mich sogleich zu den Betrachtungen zu wenden, die Michaelis über die Zeit der Handlung anstellt. „Ist es Zufall", fragt er, „oder wie erklärt es sich, dass die Handlung der Minna von Barnhelm in den August verlegt wird, und dass ebenso der Aufenthalt des Don Quijote in der Venta nach Cervantes' Angaben in den August fällt?" Obwohl hier nach langer Erwägung der beiderseitigen Verhältnisse die Entscheidung vernünftigerweise so ausfällt: „Ich für mein Teil kann mich nicht entschliessen, an irgend eine Beziehung der Daten im Don Quijote und in der Minna von Barnhelm zu glauben", paradiert im Schlussresümé doch wieder das gemeinsame Monatsdatum als ein Glied in der Kette, die Michaelis um die beiden Dichtungen schlingt. — Die Erklärung des grossen Geheimnisses, warum Lessing an die Stelle des 22. September später den 22. August setzte (Akt II, Scene 2), liegt übrigens gar so fern nicht: in der zehnten Scene des folgenden Aktes erfahren wir, dass Tellheim in der Nacht nach seiner Verdrängung im Freien kampiert hat; dies ist im August recht wohl zu ertragen, eine

Berliner Septembernacht aber aus der zweiten Hälfte des Monats hat ihre grossen Unannehmlichkeiten, und so änderte Lessing an jener früheren Stelle das Datum, um diese Leistung seines Helden nicht zu einer Donquichotterie zu machen. Freilich liefere ich mit dieser kleinen Beisteuer zur äusserlichen Erklärung des Stückes Herrn Michaelis ein neues Analogon: Don Quijote kampiert gelegentlich im Freien, Tellheim auch — aber diese Waffe ist ihm zu seinem übrigen Arsenale gern geschenkt.

Ein auserwähltes Rüstzeug aus demselben holt er nach einer vorsichtig gehaltenen Besprechung der Übereinstimmung des Lokals (wobei wohl daran erinnert werden darf, dass auch Miss Sara Sampson in einem Gasthause spielt) weiter S. 23 hervor, indem er auf das merkwürdige Zusammentreffen hinweist, dass „von einer Tochter des Wirtes in beiden Dichtungen geredet wird“. Ich kann es mir nicht versagen, als Probe der Behandlung diesen höchst charakteristischen Absatz hier in extenso wiederzugeben: „Im Don Quijote wird uns begreiflicher Weise, dem Charakter des Wirtshauses gemäss, die ganze Familie des Wirtes vorgeführt. In der Minna von Barnhelm redet nicht nur Werner und Just von der Wirtstochter, sondern auch Franziska scheint von deren Existenz Kenntnis zu haben“. (Zu diesem „scheint“ vergleiche man Akt II, Scene 8). „Das letztere ist jedenfalls nicht gerade wahrscheinlich gemacht“. (Wem wäre wohl am Vorabend der Handlung die Einführung der beiden Damen in ihre Gemächer natürlicher zugefallen, als der Wirtstochter?) „Wie kam Lessing zu dieser Wirtstochter? Ist sie stehendes Inventarium eines Gasthauses oder der Bühne, oder gehört sie auch zur goldenen Gans, oder ist sie die Kopie der Wirtstochter im Don Quijote?“ (Also die Möglichkeit einer freien Erfindung ist von vornherein ausgeschlossen!) „Grosse Ähnlichkeit zeigen beide freilich nicht. Im Don Quijote ist sie ein recht hübsches, einfältiges Ding, das von Zeit zu Zeit den Mund zum Lächeln öffnet, und wenn sie den Vater von den Liebesklagen der Ritter und der Sprödigkeit der Damen vorlesen hört, sich mit herzlichem Bedauern denkt: Wozu alle die Umstände; lasst sie heiraten, denn mehr begehren sie ja nicht. Das Äussere der Wirtstochter in Lessings Drama scheint dagegen eher von der Maritornes, der mitleidigen asturischen Magd im Wirtshause, erborgt (!) zu sein, die ja ein wahrer Ausbund von Schönheit ist, und wie sie über Tellheims Kummer denkt, erfahren wir leider (!) nicht“. Sollte man es für möglich halten? Alles, was wir von dem Äussern, wie dem Innern der Lessingschen Wirtstochter erfahren, beschränkt sich auf die paar cynischen Redensarten zwischen Just und Werner (Akt II, Scene 12), aber nicht einmal die Hässlichkeit einer im Vorbeigehen erwähnten Nebenfigur konnte der armselige Lessing ohne spanische Unterstützung erfinden! Schon glaubte ich, der Verfasser habe an dieser Stelle sein Möglichstes geleistet, aber nein! S. 39 findet sich ein Satz, der diesen ganzen Wirtstochterpassus noch überbietet: „Auch die Ausflucht Franziskas, dass sie und ihre Herrin Geschriebenes nicht gut lesen könne, erinnert daran, dass Dulcinea weder schreiben noch lesen kann“.

Nach solchen Proben glaube ich es dem Leser gegenüber verantworten zu können, wenn ich von einem ferneren Eingehen auf die zahllosen Einzelheiten der Untersuchung, die zwar nicht alle von diesem oder ähnlichem Kaliber, aber durchweg auch für sich betrachtet mehr oder minder anfechtbar sind, absehe. Ich schenke ihm und mir also die Parallele zwischen Just und Sancho, weiter das mit Cotilloncommandos*) geschmackvoll aufgeputzte Taschenspielerstück, wodurch die beiden Paare in der Venta, Fernando-Dorothea und Cardenio-Lucinde, als die Originale der Lessingschen Brautpaare entpuppt werden, endlich auch die Vergleichung der Charaktere, den Kleinkram von nebensächlichen Analogieen und die köstliche Schlussharmonie: „In einem Gasthause irgend eines Landes hält sich im August irgend eines Jahres der Neuzeit ein Vertreter des Adels- und des Waffenhandwerks mit seinem dienenden Begleiter vorübergehend auf“ u. s. w.

Hier und da findet sich wohl eine vernünftige Bemerkung, wie die, dass die Unbekanntschaft des Bedienten der Minna mit Stand und Namen seiner Herrin (Akt I, Scene 9) bei Lessing nicht eben überzeugend motivirt ist — beiläufig die einzige Stelle, wo man dem Verfasser die Möglichkeit einer unbewussten Entlehnung zugestehen möchte — aber nirgends zeigt sich auch nur eine Ahnung davon, dass es denn doch die bare Ungeheuerlichkeit ist, anzunehmen, irgend ein Dichter könne von solchen Originalen, wie der Don Quijote sie bietet, auf solche Kopien, wie die Gestalten des Dramas, verfallen. Und nicht genug, dass dem Verfasser das nötige psychologische Verständnis mangelt, auch seine litterarischen Kenntnisse scheinen recht dürftig zu sein: wer die Manier, sich die Worte anderer einzuprägen, um ihnen gelegentlich damit zu dienen, für eine Eigentümlichkeit des Dialogs in der Minna von Barnhelm ansieht, also nicht weiss, dass es ein von allen Komödiendichtern seit den lieben Alten gleichmässig verwandtes Kunstmittel ist, der sollte es doch um Gottes willen unterlassen, über Fragen, die das innerste Wesen der Komödie berühren, ein Urteil abzugeben.

Genug und übergenug! Stände die besprochene Schrift vereinzelt da, so wäre es kaum zu entschuldigen, dass ihre Verurteilung soviel Raum dieser Blätter in Anspruch genommen hat. Aber sie ist typisch für eine gerade auf unserem Felde neuerdings ins Kraut schiessende Gattung dilettantischer Schriftstellerei, welche durch ihr die Parodie herausforderndes Gebahren geeignet ist, die wissenschaftliche Behandlung der neueren Litteratur überhaupt bei dem grossen Publikum in Misskredit zu bringen.

---

*) S. 27. „Im Drama kommandiert der Dichter am Eingange: Les cavaliers seuls: im Roman heisst es: Erster Herr und zweite Dame!“ Vgl. S. 30.

Recensionen von Jakob Minor.

Ludwig August Frankl, Zur Biographie Franz Grillparzers. Wien. Pest. A. Hartlebens Verlag. 1883. 1 ℳ 50 ₰.

Man weiss nachgeradezu im vornhinein, wie L. A. Frankls Beiträge ‚Zur Biographie Lenaus', ‚Zur Biographie Grillparzers', ‚Zur Biographie Schillers' beschaffen sind. Das Interessante darin ist selten neu: so hat er uns im Frühjahre 1883 mit Mitteilungen über Schillers Beerdigung, Auffindung und Beisetzung seiner Gebeine aus Streichers Nachlass beteiligt, welche seit 30 Jahren durch Julius Schwabe Jedermann bekannt waren, und wie er damals seines Vorgängers mit keiner Silbe erwähnte, so wird uns auch hier S. 75 verschwiegen, dass die auf Grillparzers ‚Mignon' bezüglichen Schriftstücke bereits vor zwei Jahren von Dedekind in der ‚Neuen freien Presse' veröffentlicht worden sind. Schlagen wir nun, wie es billig ist, die Wichtigkeit der S. 19 ff. über Grillparzers Familie mitgeteilten Daten noch so hoch an, so wird ihr Wert doch kaum hinreichen, uns über die Unbedeutenheit des übrigen hinauszuhelfen. Nicht als ob nicht manches Detail in einem grösseren Zusammenhange von Wert und Bedeutung sein könnte: aber dieser Zusammenhang fehlt eben, und das anekdotenhafte, klatschsüchtige, notizenmässige widert an. Haben Grillparzers Freunde nicht tiefer in seiner Seele zu lesen verstanden, dann begreift es sich völlig, dass er sich ihnen verschlossen hat. Haben sie darüber Buch geführt, wie er gegessen und getrunken hat, wann er einmal lustig und traurig gewesen ist, dann verstehe ich den Missmut und die Verstimmung, welche ihn von der Welt abschlossen. Vielleicht aber auch, dass er von ihnen nicht verstanden sein wollte: denn das eine hat Grillparzer vor Goethe und Tieck voraus, dass er keinen Eckermann — höchstens eine schreibselige Verehrerin neben sich leiden mochte. Frankls Mitteilungen muten uns oft an, wie Nicolais Anmerkungen zu den Briefen Lessings. Man vergleiche z. B. folgende Stelle: „Nicht ohne Widerstreben muss ich noch von mir selbst sprechen, weil sich Gelegenheit bietet, eine Eigenthümlichkeit Grillparzers zu charakterisiren. Der geistvolle Bibliothekar des Erzherzogs Karl, Herr Karl Sengel, lud einen Kreis von litteraturfreundlichen Männern ein, unter ihnen Grillparzer, dem ich mein eben vollendetes Gedicht ‚Christoforo Colombo' vorlesen sollte. Grillparzer hörte, wie ich aus seinen nach der Vorlesung gemachten eingehenden Bemerkungen entnehmen konnte, mit aufmerksamer Teilnahme zu und schloss dieselben, indem er sagte: „Ich habe die Matrosen nicht genug bei ihrer Arbeit, ich habe sie nicht rudern sehen!" Ich habe erst später diese seine Kritik verstanden, dass er, bei vieler ausgesprochener Anerkennung, das Gedicht zu lyrisch und die plastische Gestalt des Helden zu wenig episch aktuell gefunden hat". Ich denke, das war doch deutlich genug herausgesagt und man bewundert die glückliche Naivetät Frankls, der sich darüber den Kopf zerbrach. Wie Grillparzer über Frankls Dichtungen dachte oder (vgl. S. 5) vielmehr nicht dachte, erfährt man überhaupt zu wiederholten Malen, mitunter in recht ungeschickten Wendungen. Man beachte z. B. das „u. s. w." in der Stelle S. 27, wo sich Grill-

parzer über Frankls episches Gedicht ‚der Primator' äussert: „Diese Zeiten sind unserer Theilnahme entrückt, um so mehr muss ich die Kunst und Gestaltungskraft anerkennen, mit der Sie u. s. w." oder S. 3 f., wo man dem Verfasser zu widersprechen Gelegenheit erhält: „Ich darf seine Aeusserung (über ein Franklsches Gedicht) ohne unbescheiden zu sein, mittheilen, weil ich glaube, dass sie der zu Satire und Epigramm stets aufgelegte Dichter vielleicht nur wohlwollend ironisch that: „Da steigt wieder eine junge Lerche in Oesterreich auf!" Damals habe ich den Ausspruch für ein Lob genommen und ich schwelgte in Lorbeerglück". Diese „wohlwollende Ironie", welche Grillparzer so meisterlich zu Gebote stand, ist ergötzlich. — Wir glauben den Verfasser darauf aufmerksam machen zu müssen, dass manches Anekdötchen für die weltliche Gesellschaft ganz amusant sein mag, welches doch in der literarischen nur ein bedingtes Interesse beanspruchen darf, und dass wir auch in der äusseren Form etwas wählerischer sein müssen. Wer mag einen Satz wie den S. 8 lesen: „Als dies der Hofschauspieler Schwarz, der die Missachtung, die Saphir in den Schriftstellerkreisen Wiens genoss, kannte, verkündete, und alle schwiegen, versprach er trotzdem Saphir am folgenden Abend mitzubringen". — Am Schlusse S. 85 werden drei in den gesammelten Werken Grillparzers fehlende Gedichte mitgeteilt.

Josef Freiherr von Eichendorff, sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. 4 Bände. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1883. 20 ℳ.

Eichendorff ist der einzige unter den Romantikern, welchem die Gunst des Lesepublikums bis zum heutigen Tage getreu geblieben ist. Seine einfache und anspruchslose Begabung wusste alle Klippen der Paradoxie und Bizarrerie, an denen die anderen Talente dieser Schule so oft scheiterten, glücklich zu vermeiden. Die romantische Weltanschauung, welche die Physiognomie anderer Dichter so oft in Ironie und Sarkasmus verzerrte, trägt bei ihm ein heiteres Gesicht und conciliantere Formen. So wird auch diese dritte, hübsch ausgestattete Ausgabe seiner „poetischen" Werke (mit Recht ist dieser Zusatz in den Titel aufgenommen worden, da Eichendorffs litteraturgeschichtliche und prosaische Werke in einem anderen Verlage gesammelt erschienen) auf die Teilnahme eines grösseren Publikums zählen dürfen. Sie unterscheidet sich von der zweiten sechsbändigen Auflage (1864) hauptsächlich dadurch, dass die Übersetzungen aus den geistlichen Schauspielen des Calderon und des Grafen Lucanor von Don Juan Manuel, welche dort den fünften und sechsten Band füllten, weggelassen, oder wie es heisst: einer Separatausgabe vorbehalten wurden. Dass das Portrait und das Faksimile aus dem ersten Bande gleichfalls geopfert wurden, dürfte mancher bedauern, der sonst kein Freund unserer illustrierten Litteraturgeschichten ist. Die Oekonomie in den ersten vier Bänden ist gleichfalls verändert worden. Der erste Band, welcher früher die Biographie und die lyrischen Gedichte enthielt, stellt die letzteren voran und lässt die erzählenden Gedichte (früher im dritten Bande) folgen. Es ist ein Beweis, wie oberflächlich die Kritik

bei uns betrieben wird, dass man die Anmerkung S. V des ersten Bandes (nach welcher die mit * bezeichneten Gedichte bisher ungedruckt oder neu in die Sammlung aufgenommen sein sollten) ohne weiteren Vergleich für einen Zusatz der dritten Auflage genommen und eine grosse Anzahl neugedruckter Gedichte hat finden wollen. Aber diese Anmerkung gehört schon der zweiten Auflage an und neues findet man unter den Gedichten dieser Sammlung nirgends, vielmehr sind — ohne dass man den Grund einsähe, da doch auch sonst an schwächerem nicht gerührt wird — S. 276 drei von den elf Sprüchen der ersten Auflage weggeblieben. Auch in der inneren Anordnung der Gedichte sind Umänderungen vorgenommen worden, welche man billigen kann: ‚Jugendandacht' (S. 51), ‚Todeslust' (S. 99), ‚Frühling' (S. 101), ‚Mondnacht' (S. 101) und: ‚Auferstehung' (S. 241), ‚Durch' (S. 246) und: ‚der Kranke' (S. 252), ‚Sterbeglocken' (S. 252), welche in der zweiten Auflage alle der VI. Abteilung (‚Geistliche Lieder') angehörten, welcher sie theilweise recht äusserlich eingeordnet waren, sind unter die II. (‚Sängerleben'), IV. (‚Frühling und Liebe') und V. (‚Totenopfer') Abteilung verteilt worden. Der zweite Band enthält wie der entsprechende der vorigen Auflage, die beiden Romane; aber der Gedanke den früheren: ‚Ahnung und Gegenwart' (zuerst 1815) mit dem späteren: ‚Dichter und ihre Gesellen' (1834) den Platz tauschen zu lassen, war kein glücklicher und konnte nur entstehen, weil man trotz Goedekes Warnung (Grundriss III. 304) die grösstenteils unrichtigen chronologischen Angaben aus den Inhaltsverzeichnissen der einzelnen Teile auf Treu und Glauben aus der früheren Ausgabe mit hinübergenommen hat: dort werden beide Romane mit 1853 bezeichnet. Der dritte Band entspricht dem vierten der zweiten Ausgabe und enthält die Dramen; die Chronologie ist hier richtig. Der vierte Band enthält die Novellen und die Biographie des Dichters, welche gegenüber dem entsprechenden (vierten) Bande der früheren Ausgabe mit den erzählenden Gedichten den Platz getauscht und einige Abänderungen und Zusätze erfahren hat. Der Text ist nicht ganz fehlerfrei. Im ersten Bande S. VI ist die chronologische Angabe zu der ‚Zigeunerin' aus 1834 in 1835, S. VII zu ‚Toast' 1831 in 1834, S. IX zu ‚Spaziergang' 1818 in 1815 verdruckt; dass S. VIII zu ‚die Mahnung' die Zahl 1837 nicht die Zeit der Veröffentlichung bedeuten kann (das „Gedr." also zu tilgen ist) ergiebt sich aus dem beigesetzten Sternchen. S. 27 Z. 13 von oben („Keine kann so f r ö h lich schauen") lautet S. 265 der zweiten Ausgabe: „Keine kann so f r i s c h lich schauen". In dem Gedichte ‚Sängerglück' S. 75 ist der Abschnitt nach dem zweiten Verse, welcher in der vorigen Auflage (S. 319) die Seite schliesst, sinnlos. S. 99 ist der Titel des Gedichtes ganz unnötig aus ‚Vergeb n e r Aerger' (zweite Auflage S. 350) in ‚Vergeb l i c h e r Aerger' verändert u. dgl. m.

Nach den schlimmen Erfahrungen, welche wir mit dem Texte unserer Klassiker gemacht haben, wird die moderne Kritik wohl thun, auch solchen Ausgaben näher auf die Finger zu sehen, welche ein blosser Neudruck sind und nicht mehr von dem Auge des Dichters selbst überwacht werden. Ich habe hiermit in den ‚Akademischen Blättern' den Anfang gemacht.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. Oktober bis 1. November 1883.

Das zweite (Februar-) Heft wird die Übersicht bis zum 1. Januar weiterführen.

Vorbemerkung. Vollständigkeit ist nur bezüglich der streng wissenschaftlichen Erscheinungen und der Recensionen wissenschaftlicher Zeitschriften angestrebt, hinsichtlich der zeitgenössischen Dichtungen und der Recensionen populär gehaltener Blätter müssen wir uns auf eine Auswahl beschränken. Eine Übersicht über die in Frankreich und England veröffentlichten Schriften zur neueren deutschen Litteraturgeschichte werden wir alle drei Monate bringen. Da es in unserer Absicht liegt, das bevorstehende Erscheinen solcher Arbeiten anzukündigen, die in den Rahmen dieser Zeitschrift fallen, so bitten wir um bezügliche Mitteilungen.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Bartsch, K., Goethe und das serbische Versmass. ‚Gegenwart‘ 1883 (41), 229—231.

Bergmann, E. A., Hermaea. Studien zu G. E. Lessings theologischen und philosophischen Schriften. Leipzig, Drescher. *M* 3.
Inhalt: 1. Lessings „Gedanken über die Herrnhuter“. 2. Lessing und Tertullian. Harmonien und Dissonanzen. 3. Lessings Trinitätslehre, Autoritäten und Kritik derselben.

Bulthaupt, H., Dramaturgie der Classiker. 1. u. 2. Bd. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze. *M* 10.

Fontane, Th., Wilibald Alexis. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (40), 568—71; (41) 579—84; (42) 595—98; (43) 611—15.

Freytag, G., Doktor Luther. Eine Schilderung. 2. Aufl. Leipzig, Hirzel. *M* 2.

Frimmel, Th., Beethoven und Goethe. Eine Studie. Wien, Gerold. *M* 1.

Gaedertz, K. Th., Die Hamburgischen Opern in Beziehung auf ihre niederdeutschen Bestandtheile. ‚Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung‘ VIII, 115—69.

Geiger, Ludwig. Der Dichter der „Lenore“ und Friedrich Justus Bertuch. ‚Vom Fels zum Meer‘ 1883 (11), 165—71.

Goerth, A., Zur Einführung in das Studium der dramatischen Dichtkunst. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 129—72.

Gottschall, R. v., Levin Schücking. Ein literarischer Essay. ‚Unsere Zeit‘ 1883 (10), 553—75.

Grisebach, Ed., Gesammelte Studien. Die deutsche Literatur seit 1770: G. C. Lichtenberg. Herder. Bürger. Blumauer. Brentano. Heine. 3. m. e. Namenregister versehene Aufl. Leipzig, Friedrich. *M* 4.

Hehn, V., Gedanken über Goethe. 1. Naturformen des Menschenlebens. ‚Grenzboten‘ 1883 (40. 41), 6—21. 80—89. 2. Stände, ebend. (44), 243—257.

Helbig, Fr., Die Sage vom Doctor Faust. ‚Gartenlaube‘ 1883 (41. 42), 671 - 674. 685 - 687.

Hofmeister, Ad., Caspar Abels niederdeutsche Gedichte. ‚Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung‘ VIII, 1—25.

Holzhausen, P., Die Ballade und Romanze von ihrem ersten Auftreten in der deutschen Kunstdichtung bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger (Schluss). ‚Zschr. f. d. Phil.' 15, 297—344.

Honegger, J. J., Leopold Kompert. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1883 (42), 648—50.

Keil, Rob., Wiener Freunde 1784—1808. Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur. Heft 2 der Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich. Her. von J. Minor, A. Sauer, R. M. Werner. Wien, Konegen. ℳ 3.

Köstlin, Jul., Luthers Leben. Mit authentischen Illustrationen. 3. Aufl. Leipzig, Fues. ℳ 8.

Lewes, G. H., Goethes Leben und Werke. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Jul. Frese. 14. Aufl. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. ℳ 5.

Lipp, F., Ein Philosoph und Dichter (F. Th. Vischer). ‚Westermanns Monatsh.' 1883 (326), 180—87.

Lübben, A., Die Halberstädter niederdeutsche Bibelübersetzung von 1522. ‚Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung'. VIII, 108—15.

Minor, Jac., Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Frankf. a. M., Literar. Anstalt. ℳ 4.

Nerrlich, Paul, Briefe von Helmina von Chézy an Jean Paul. ‚Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg.' 1883 (39. 40).

Pfaff, Adam, Zur Erinnerung an Friedrich Ötker. Gotha, Perthes. ℳ 4.

Robert-tornow, W., Goethe in Heines Werken. Berlin, Haude u. Spener. ℳ 2.

Schleusner, G., Luther als Dichter, insonderheit als Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Wittenberg, Wunschmann. ℳ 2,40.

Schwab, Chr. Th., Gustav Schwabs Leben. Erzählt von seinem Sohne. Freiburg, Mohr. ℳ 4.

Spengler, F., Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im XVI. Jahrh. Heft 3 der Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich. Her. von J. Minor, A. Sauer, R. M. Werner. Wien, Konegen. ℳ 3.

Stern, A., Aus den Tagen der Classiker. 1. Karl von Dalberg, der Koadjutor und Fürstprimas. ‚Grenzboten' 1883 (41), 62—80.

—, Gottfried Kinkel. ‚Westermanns Monatsh.' 1883 (325), 22—36.

Wiederholungen aus der deutschen Litteraturgeschichte in katechetischer Form für die Oberklasse höherer Unterrichtsanstalten, sowie besonders auch für Candidaten und Candidatinnen des Mittel- und des Volksschulamtes und zum Privatstudium. Von einem Schulmanne. 3. verb. Aufl. Leipzig, Lesimple. ℳ 1,80.

X., Levin Schücking. ‚Grenzboten' 1883 (43), 184—96.

X., Levin Schücking. In memoriam. ‚Nord u. Süd' 1883 (79), 141—45.

Zimmermann, Paul, Ernst Theodor Langer, Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein Freund Goethes und Lessings. Wolfenbüttel, Zwissler. ℳ 1,50.

Ausgaben. Sammelwerke.

Der Wiener Hanswurst. Stranitzkys und seiner Nachfolger ausgewählte Schriften, her. v. R. Werner. 1 Bdchn.: Lustige Reiss-Beschreibung aus Saltzburg in verschiedene Länder von J. A. Stranitzky. Heft 6 der Wiener Neudrucke. Wien, Konegen. ℳ 1,20.

Endinger Judenspiel. Zum ersten Mal her. von R. v. Amira. Heft 41 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke d. XVI. und XVII. Jahrh. Halle, Niemeyer. ℳ 0,60.

Gedichte des Königsberger Dichterkreises, aus Heinr. Alberts Arien und musical. Kürbshütte her. von L. H. Fischer. 1. Hälfte. Heft 44 und 45 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke d. XVI und XVII. Jahrh. Halle, Niemeyer. ℳ 1,20.

Heine, Heinr., Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruck-Bildern und 100 Text-Illustr. nach Original-Zeichnungen v. Paul Thumann. Erste illustr. Ausg. Leipzig, Titze. ℳ 25.

Ludwig, Otto, Gesammelte Werke (Neue Ausg.). Mit einer Einleitung von Gust. Freytag. 4 Bände. Berlin, Janke. ℳ 6.

Luthers Brief an sein Söhnlein Hänsigen. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Ludw. Richter. 5. Aufl. Leipzig, Dürr. ℳ 0,15.

—, Dichtungen. Her. von Karl Goedeke. Mit einem Lebensbilde Luthers von Jul. Wagenmann. — 18. Bd. der Deutschen Dichter des 16. Jahrh. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Her. v. Karl Goedeke und Jul. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. ℳ 3,50.

—, Die Septemberbibel. Das neue Testament. Nachbildung der zu Wittenberg 1522 erschienenen 1. Ausg. Mit einer Einleitung von Jul. Köstlin. Bd. 1 der Deutschen Drucke älterer Zeit, in Nachbildungen her. von Prof. Dr. Wilh. Scherer. Berlin, Grote. ℳ 50.

—, Schriften, in Auswahl her. v. Johannes Delius. 2. unveränderte Aufl. Gotha, Perthes. geb. ℳ 2,40.

—, 95 Sätze vom Ablass, welche er am Allerheiligen-Abend an die Schlosskirche zu Wittenberg anschlagen lassen. — Schreiben an Markgraf Albrecht, Kurfürst und Erzbischof zu Mainz und Magdeburg, am Allerheiligen-Abend 1517. — Sermon vom Ablass und Gnade, gehalten zu Wittenberg im November 1517. Gütersloh, Bertelsmann. ℳ 0,25.

Luther-Lieder und Sprüche. Der singende Luther im Kranze seiner dichtenden und bildenden Zeitgenossen. Eine Jubelgabe zu Dr. Martin Luthers 400jähr. Geburtstage, eingeleitet von Hofprediger Garnison-Pfarrer Emil Frommel. Mit Randzeichnungen und Handrissen v. Albr. Dürer und Lucas Cranach. Berlin, Meidinger. geb. ℳ 12.

Melanchthon, Ph., Die Historie vom Leben und Geschichten des ehrwürdigen Herrn Dr. Martin Luthers, der unverfälschten und wahren Theologie Lehrer. Treulich und wahrheftiglich beschrieben. Gütersloh, Bertelsmann. ℳ 0,25.

Reuter, Fritz, Ergänzungsbände zu den sämmtlichen Werken. (Lustspiele und Polterabend-Gedichte). Volks-Ausg. in 2 Bdn. Leipzig, Koch. geb. ℳ 3,60.

Sachs, Hans, Dichtungen. 1. Thl. Geistliche und weltliche Lieder. Her. v. Karl Goedeke. 2. verb. Aufl. — 4. Bd. der deutschen Dichter des 16. Jahrh. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Her. v. Karl Goedeke und Jul. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. ℳ 3,50.

—, Sämmtliche Fastnachtspiele. In chronologischer Ordnung nach den Originalen her. von Edm. Goetze. Heft 42 und 43 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke d. XVI. und XVII. Jahrh. Halle, Niemeyer. ℳ 1,20.

Schmid, Christoph v., Gesammelte Schriften. Originalausgabe von letzter Hand. Illustrierte unveränderte Aufl. 1. Bändchen. München, Finsterlin. ℳ 1,50.

Stelzhamers, F., ausgewählte Dichtungen. Her. von P. K. Rosegger. 4 Bde. Wien, Hartleben. geb. ℳ 6.

Stilling, Heinr., Jugend. Jünglingsjahre-Wanderschaft. Mit einer Einleitung von Rob. Boxberger. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 52. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Wagner, Rich., Gesammelte Schriften und Dichtungen. 10. Bd. Leipzig, Fritzsch. ℳ 6.

Zeitgenössische Dichtung.

Anzengruber, Ludw., Allerhand Humore. Kleinbäuerliches, Grossstädtisches und Gefabeltes. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. ℳ 4.

Bartsch, Karl, Der verlorene Brautring. Novelle. ‚Vom Fels zum Meer‘ 1883 (10), 1—18.

Baumbach, Rud., Trug-Gold. Erzählung aus dem 17. Jahrh. 2. Aufl. Berlin, Goldschmidt. geb. ℳ 6.

Cassel, **Paulus**, Fredegunde. Eine Novelle in Briefen. Leipzig, Friedrich. ℳ 2,40.
Dahn, F., Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 378 n. Chr.). 2. Bd. der kleinen Romane aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. ℳ 8.
Ebers, **Georg**, Die graue Locke. Ein Märchen. ,Vom Fels zum Meer' 1883 (11), 129—47.
Eckstein., **Ernst**, Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. 3 Bde. Leipzig, Reissner. ℳ 12.
Fitger, A., Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Oldenburg, Schulze. ℳ 2.
Franzos, C. E., Melpomene. Novelle I. ,D. Revue' 1883 (10), 1—34.
Heyse, P., Siechentrost. Novelle. ,D. Rundschau' 1884 (1), 1—39.
Jensen, W., Die Pfeifer von Dusenbach, Roman aus dem 15. Jahrh. ,Westermanns Monatsh.' 1883 (325. 326) 1—21, 145—69.
—, Ueber die Wolken. Roman. 2. Aufl. Leipzig, Bergmann. ℳ 6.
Kirchbach, W., Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Friedrich. ℳ 4.
Kretzer, Max, Gesammelte Berliner Skizzen. Berlin, Luckhardt. ℳ 1,50.
—, Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung aus grosser Zeit. Berlin, Luckhardt. ℳ 4.
Laube, **Heinr.**, Der Schatten-Wilhelm. Eine geschichtliche Erzählung. Leipzig, Haessel. ℳ 3.
Roberts, **A. Bar. v.**, Lou. Roman. Dresden, Minden. ℳ 3,50.
Rossmann, **Wilh.**, Meister Lukas. Dramatisches Charakterbild in 2 Aufzügen. 2. veränderte Aufl. Als Festgabe zur Feier d. 400. Geburtstages Martin Luthers. Oldenburg, Schulze. ℳ 1,20.
Samarow, G., Plewna. Roman. 3 Bde. Stuttgart. Deutsche-Verlags-Anst. ℳ 12.
Schack, **Ad. Fr. Graf v.**, Lotosblätter. Neue Gedichte. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta. ℳ 3.
Scheffel, **Jos. Vict. v.**, Bergpsalmen. Dichtung. Bilder von Ant. v. Werner. Lichtdr. von J. Schober. 4. Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. ℳ 5.
—, Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers, illustrirt von Ant. v. Werner. Mit 28 Holzschn. 4. Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. ℳ 6.
Schücking, L., Märtyrer oder Verbrecher. Novelle. ,Nord u. Süd' 1883 (79), 1—43.
Trojan, J., Scherzgedichte. Leipzig, Liebeskind. ℳ 2,60.
Wachenhusen, H., Sünders Kind. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. ℳ 13,50.
Wichert, E., Unter einer Decke. Novellen. Leipzig, Reissner. ℳ 5.
Wilbrandt, A., Assunta Leoni. Schauspiel in 5 Aufzügen. Wien, Rosner. ℳ 3.
—, Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel in 3 Aufzügen. Wien, Rosner. ℳ 3.
Wildenbruch, E. v., Das Hexenlied. ,Nord u. Süd' 1883 (79), 67—74.
Winterfeld, A. v., Der Waldkater. Humoristischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. ℳ 15.

Übersetzungen.

Arce, **D. Gaspar Nuñez de**, Bruder Martins Vision. Nach der 10. Aufl. der Dichtung unseres Zeitgenossen im Versmass des Originals übertragen von Dr. Joh. Fastenrath. 3. Aufl. Leipzig, Friedrich. ℳ 1.
Camoens, **Luis de**, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch v. Wilh. Storck. 5. Bd.: Die Lusiaden. Paderborn, Schöningh. ℳ 5.
Cervantes Saavedra, **Miguel de**, Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludw. Braunfels. 1. Bd. ,Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek'. 259. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.
Chinesische **Novellen**. Die seltsame Geliebte, das Juwelenkästchen. Deutsch m. e. bibliograph. Notiz von Ed. Grisebach. Leipzig, Thiel. ℳ 3,60.
Cicero, **Marcus Tullius**, Ausgewählte Reden. Uebers., mit Einleitung und

Kommentar v. Dr. Paul Hellwig. ,Spemanns Deutsche Hand- u. Haus-Bibliothek'. 115. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Conscience, Hendrik, Die hölzerne Clara. Aus dem Vläm. von Rud. Müldener. Nr. 1789 der ,Universalbibliothek'. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

Dante Alighieris Hölle. 1. Abth. der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Jul. Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. ℳ 5.

Daudet, Alph., Die Könige im Exil. Pariser Roman. Deutsch v. Wilh. Loewenthal. Einzig autoris. Uebersetzung m. Portr. u. Facsm. d. Verf. 4. Aufl. Dresden, Minden. ℳ 3,50.

Haller, Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes, ins Deutsche übersetzt, in span. u. deutschen Sprache erörtert, u. verglichen mit den entsprechenden der alten Griechen u. Römer, der Lateiner der späteren Zeiten, der sämmtlichen germ. u. roman. Völker und einer Anzahl der Basken, endlich m. sachl., sprachl., geschichtl., literarhistor., biograph., geograph. u. topograph. Erläuterungen versehen, nebst Vorwort, Einleitung, Index u. e. kleinen Anhang. 2. Teil. Regensburg, Manz. ℳ 9.

Hartmann von Aue, Gregorius oder der gute Sünder. Eine Erzählung. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Karl Pannier. Nr. 1787 der ,Universalbibliothek'. Leipzig, Reclam. geb. ℳ 0,60.

Leopardi, Giac., Dichtungen. Deutsch v. Gust. Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Neue (Titel-) Ausg. Halle (1869), Gesenius. ℳ 2.

Mancini, Grazia Pierantoni, Vom Fenster aus. Roman. Uebers. v. H. Lobedan. ,Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek'. 258. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Mérimée, Prosper, Novellen (Columba-Carmen). Uebers. u. eingeleitet von Otfr. Mylius. ,Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek'. 213. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Mistral, Frédéric, Magali. Aus dem Provençalischen übersetzt von K. Bartsch. ,Zeitgenosse' 1883 (1), 18.

Ossians Gedichte. In neuer Uebertragung v. Ed. Brinckmeier. 2. Bd. ,Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek'. 165. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Ovidius', Publius Werke. 2. Bd. Die Verwandlungen. In Auswahl übersetzt v. Joh. Heinr. Voss. Neu bearbeitet und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von F. Leo. ,Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek'. 114. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Petrarca, Francesco, Gedichte. Uebersetzt v. Wilh. Krigar. 2. Aufl. Neue (Titel-)Ausg. Mit 2 Portraits: Petrarca und Laura. Halle (1866), Gesenius. ℳ 4.

Platon, Laches oder von der Tapferkeit. Uebersetzt von Frd. Schleiermacher. Neu her. von Dr. Otto Güthling. Nr. 1785 der ,Universalbibliothek'. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

Rangabé, A. R., Die Hochzeit des Kutrulis. Lustspiel. Vom Autor selbst aus dem Neugriech. ins Deutsche übertragen. Breslau, Schottländer. ℳ 2.

Rumänische Dichtungen. Deutsch von Carmen Sylva, her. und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. 2. Aufl. Leipzig, Friedrich. ℳ 5.

Sophokles. Deutsch in den Versmassen der Urschrift v. J. J. C. Donner. 10. Aufl. 2 Tle. in 1 Bd. Leipzig, Winter. ℳ 6.

Turgenjeff, Iwan, Tagebuch eines Ueberflüssigen. Aus dem Russ. von Wilh. Lange. Nr. 1784 der ,Universalbibliothek'. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

Vermischtes.

Altteutsch Calender zur gedechtnus unsers lieben D. Martini Luther auff das kummend jar auffgericht 1884. Das ist ein allzeyt nützlich büchlein mit vilen sprüchen D. Martini, in sein briefen und tischreden getan über sein eygen person, jugent, wircken, christlich hausstandt und wissenschaft, dann des teutschen volkes astrologisch glauben und meynung zu Lutheri

zeyten, eygenschafft der vier complexionen und der sieben planeten wirckung, auch vil gutte haus- und lebensregeln und ertzeneyen auff rat der berumbten meyster Hypokras, Avicenna, Almansor, auch wind und wetterregeln, nach alten kalendern und ire rechtschreybung getreulich wiedergegeben und auff kummend jar gericht und auszgegeben von Wilhelm Streit. Dresden. ℳ 3.

Böhme, Oskar, Beiträge zur Altersbestimmung der in Weigands Wörterbuche enthaltenen nhd. Wortformen. ‚Germania' 28, 358–75.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2. Bd. 2. Abth.: Aus dem Jahrhundert der Reformation. 14. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 4,50.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. 7. Jahrg. 1882 (Hamburg). Norden, Soltau. ℳ 2.

Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizer. Mundart-Literatur. 19. und 20. Heft. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. à Heft ℳ 0.50.

Woeste, Fr., Beiträge aus dem Niederdeutschen. ‚Zschr. f. d. Phil.' 15, 359–63.

Recensionen.

Ariosts Rasender Roland, übersetzt von Otto Gildemeister. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1883 (44), 1548.

Brahm, O., Gottfried Keller. Ein literarischer Essay. Ang. v. J. Frapan, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1883 (40), 571—74. — Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1883 (41), 644.

Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Ang. v. K. Karg, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1883 (10), 383—84.

Eine deutschnationale Verslehre (C. Beyers Deutsche Poetik). Ang. v. A. Stern, ‚Grenzboten' 1883 (42), 126–42.

Feder, J., Ueber die tirolischen Kriegslieder (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv' 70 (2), 224.

Fischer, J. G., Gedichte. 3. Aufl. Ang. ‚Allgem. Ztg.' 1883 (291 Beil.), 4281–83.

Fitger, A., Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. Ang. v. Otto Brahm, ‚D. Lztg.' 1883 (43), 1520.

Fontane, Th., L'Adultera. Novelle. Ang. v. K. v. Perfall, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1883 (43), 682—683.

Freytag, L., Herwara. Ang. v. O. Henne-Am Rhyn, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1883 (42) 668—70.

Goethes Werke. Erster Bd. von G. v. Loeper. Ang. v. Minor, ‚Anz. f. d. Altert.' 9, 399—400.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 6. Bd. Ang. v. Wilh. Scherer, ‚D. Rundschau' 1884 (1), 157–58.

Grünbaum, Jüdischdeutsche Chrestomathie. Ang. v. R. Köhler, ‚Anz. f. d. Altert.' 9, 402–407.

Hellinghaus, F. L. Graf zu Stolberg und J. H. Voss. I. (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv' 70 (2), 223.

Henzen, W., Martin Luther. Reformationsdrama in fünf Akten und einem Vorspiel. Ang. v. Jul. Grosse, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1883 (43), 615–16.

Herder, J. G., Denkmal J. Winckelmanns her. v. A. Duncker. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1883 (43), 1518–19.

Hittmair, O., Die Partikel be in der mhd. und nhd. Verbalkomposition. Ang. v. R. Kögel, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1883 (10), 379—80.

Jahrbuch d. Vereins f. nd. Sprachforschung IX. Ang. v. R. Sprenger, ‚Lbl. f. germ. u. roman, Phil.' 1883 (10), 380–83.

Keil, R. u. R., Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Ang. v. R. Doehn, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1883 (40), 627.

Kern, F., Drei Charakterbilder aus Goethes Faust. Ang. v. R. M. Werner, ‚Anz. f. d. Altert.' 9, 395—98. — Ang. ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1883 (10), 384—85.

Kleinstück, G., Goethe und Cotta. Ang. v. W. Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (42), 661.
Kürschner, J., Deutscher Litteratur-Kalender auf 1883. Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 206.
Lange, C., Dr. Martin Luther und Graf E. von Erbach. Schauspiel in vier Aufzügen. Ang. v. Julius Grosse, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (43), 616.
Lehnerdt, A., Die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrh. in ihren Beziehungen zu Horaz (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 221.
Lindemann, R., Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. v. Herder. Ang. v. E. Naumann, ‚Anz. f. d. Altert.‘ 9, 393—95.
Martin Luthers Werke. Kritische Gesammtausgabe. 1 Bd. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (44), 1531—33.
Lyon, O., Goethes Verhältnis zu Klopstock. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (43), 1484.
Mayr, Ambr., Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes II. III. (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 225.
Michaelis, Lessings Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1883 (42), 1463.
Moleschott, J., H. Hettners Morgenroth. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (41), 644—45.
Prosch, Ueber Klingers philosophischen Roman (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 223.
Reden-Esbeck, F. J. v., Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ang. v. A. Schlossar, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (42), 666—67.
Reinkens, Lessing über Toleranz. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1883 (40), 1391.
Schack, Ad. v., Gesammelte Werke. Ang. v. Fr. Muncker, ‚Allgem. Ztg.‘ 1883 (293 Beil., 294), 4313—14, 4322—23.
Schroeter, Ad., Geschichte der deutschen Homerübersetzungen. Ang. v. J. Minor, ‚Gött. gel. Anz.‘ 1883 (40), 1277—80.
Sommer, W., Die Metrik des Hans Sachs. Ang. v. R. Bechstein, ‚Germania‘ 28, 375—81.
Stein, A., Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 225.
Sternat, Entwickelung der Idee des Lessingschen Dramas Nathan der Weise (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 222.
Strodtmann, A., Dichterprofile. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (41), 643—44.
Süpfle, Ueber den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 220.
Tragl, Ueber Lessings dramatische Entwürfe (Progr.). Ang. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (2), 222.
Weddigen, H. F. O., Die Hohenzollern und die deutsche Literatur. Ang. v. W. Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (42), 664—66.
—, Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit. Ang. v. R. Doehn, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (40), 625—27.
Werner, R., Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. Ang. v. Ernst Wichert, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (43), 617.
Werner, R. M., Lessings Emilia Galotti. Ang. v. W. Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (42) 660—61.
Winckelmann, J., Briefe an seine Züricher Freunde her. v. H. Blümner. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (43), 1518—19.
Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart. Ang. v. Franck, ‚Anz. f. d. Altert.‘ 9, 360—63.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Zeitgenössische Mitteilungen über Schiller.

Aus Handschriften der Dresdener Bibliothek veröffentlicht von

Robert Boxberger.

1.

Schwan an Wieland. (Undatiert; Anfang 1783).

Schiller hält sich seit einem Monat in Bauerbach, in der Gegend von Meinungen auf. Der Herzog verbot ihm das Schreiben und drohte ihm mit dem Aschberg, wenn er noch etwas ohne sein Wissen drucken liesse. Das konnte Schiller nicht ertragen; weil er noch vieles im Kopfe hatte, das er der Welt mitzutheilen sich berufen hielt. Er machte also links um, entfloh heimlich aus Stuttgart und dürfte wohl, so lange der Herzog lebt, ohne Gefahr nicht dahin zurückgehen. Er hat sich vorgenommen Sie im Frühjahr in Weimar zu besuchen. Ich habe ihn so viel möglich abgemahnt, sich fürs erste weiter in das Feld der Dramaturgie und Dichtkunst zu wagen, sondern sich vielmehr seinem Hauptstudio, der Medicin, worin er wirklich sehr gute Progressen gemacht haben soll, ganz zu widmen. Ich glaube aber nicht, dass er meinem Rathe folgen werde. Ich habe ein neues Trauerspiel von ihm unter der Presse, die Zusammenverschwörung des Fiesko von Genua, das ich ihm abgekauft, um ihm Reisegeld zu verschaffen.

2.

Mannheim, den 6. Hornung 1784.

Von Schiller ist ein neues Stück unter der Presse; sobald es fertig ist, erhalten Sie es mit der ersten guten Gelegenheit. Sein Fiesco scheint hier kein gross Glück zu machen. Die Räuber aber sieht man noch immer gern.

3.

Göschen an Wieland. Leipzig, den 17. Januar 1787.

Schiller lebt immer noch in Dresden. Ich hoffe noch viel Gutes von ihm, weil er in der That ringet nach Vervollkommnung. Sie werden Sich unendlich ihn verpflichten, wenn Sie ihn Ihrer Beurtheilung würdigen. Schiller ist im Umgang ein stiller, sanfter Mann, ganz und gar das Gegentheil, was man von seinem Temperament und Charakter denkt, wenn man seine Schriften gelesen hat, ohne ihn gesehen zu haben.

4.

Körner an Göschen. den 7. Mai 1787.

Der Jude Beit wird Ihnen Nachricht geben, ob er den Wechsel von Schillern von Ihnen einkassiert oder statt dessen einen von mir annimmt. Zugleich wird er Ihnen melden, ob er Ihnen den Freitag Zweihundert Gulden für meine Rechnung geben kann oder nicht. Dadurch bestimmt sich die Summe, welche Sie von Heinrich Bassenge bekommen, nämlich 150 Thlr., welche Sie von dem Gelde für Schillern inne behalten.

200 [? 700] von Beiten
650 — von Bassenge.

Bekommen Sie nichts vom Juden für mich, oder müssen Sie auf Schillers Wechsel bezahlen, so bekommen Sie Alles von Bassenge.

5.

den 11. Mai 1787.

Bassenge wird Ihnen 600 und Beit [? 700] Thlr. gegeben haben, und Schiller wird Sie über 150 Thlr. quittieren, ohne dass Sie seinen Wechsel einzulösen haben. — — Ich fürchte mich vor einem neuen Projecte, wenn Sie mit dem Goethe fertig sind. — — Es bleibt also bei unserer Abrede. Die 4000 Thlr. bleiben in der Handlung, aber die 1500 Thlr. für den Goethe erwarte ich nach und nach, sowie er sich kostenfrei gemacht hat, zurück. — —

Bei Dresden fällt mir ein, dass hier kein einziges Stück Thalia zu haben ist. — — So wird gewiss auch viel Nachfrage nach dem Karlos an allen den Orten entstehen, wo er gespielt wird. — Ich bin um Communication des Juni 1786 von Literatur- und Völkerkunde gebeten worden. Hier kann ich es nicht auftreiben. Wenn es angeht, so schicken Sie mir dieses Stück auf etliche Tage.

6.

Dresden, den 15. Mai 1787.

Den Wechsel wegen der 500 Thlr. habe ich an Sch. geschickt. Ich hätte es längst gethan, wenn ich den Namen des Gläubigers gewusst hätte.

Schiller schickt Ihnen den Le Bret und lässt Sie bitten, ihm bald wieder Aushängebogen vom Karlos zu schicken.

Der Le Bret kann heute nicht fort. Es ist zu spät.

7.

Dresden, den 20. Juli 1787.

Wenn Sie Geld für mich liegen haben, so zahlen Sie doch an Schillern gegen seine Quittung dreyssig Thlr. und rechnen Sie mir sie an.

8.

den 2. October 1787.

Die Starkische Vertheidigung wünschte ich bald zu haben, wenn sich Gelegenheit findet, mir sie zu schicken.

Ich habe den Juden wegen 750 Thlr. Ld'or an Sie gewiesen. Das Geld bekommen Sie mit den 500 Thlr. für den Marschall'schen Wechsel zu Anfang der Zahlwoche.

9.

den 9. October 1787.

Hiervon bezahlen Sie an den Juden Beit 750 Thlr.

Die Starkische Vertheidigung habe ich erhalten. Von neuen Sachen wünscht' ich zu haben:

Bibliothek der Romane, 14ter Band.

Herder's Persepolis.

— zerstreute Blätter, 3ter Band.

10.

Dresden, den 21. October 1787.

Schiller bleibt länger in Weimar, als wir geglaubt haben.

11.

Dresden, den 19. November 87.

Ich höre, dass Goethe nicht wieder nach Weimar komme und in Italien bleibe. Was wissen Sie denn davon? Es währt mir zu lange, ehe ich darüber von Schillern Antwort bekomme.

12.

den 24. December 1787.

[Er will die Berliner Monatsschrift nicht mehr halten].

Schiller scheint nach einer Aeusserung in seinem letzten Brief zur Fortsetzung der Thalia Lust zu haben.

13.

Göschen an Wieland. Leipzig, den 16. Januar 1788.

Ich sehe wohl ein, dass, wenn Sie Schiller's poetische Forderung befriedigen wollen, Ihnen so wenig übrig bleibt, dass Sie mir keinen leichtern Akkord machen können. Dieses ist eine grosse Schwierigkeit! aber ich lasse mich nicht gerne abschrecken. Lassen Sie uns sehen, ob wir ohne Gefahr darüber wegkommen können. Die Hoffnung, den Absatz über 1500 bringen zu können, reizt meinen Muth, da die Ueberlegung, den Absatz vielleicht nicht auf 1500 zu bringen, mich schreckt. Lassen Sie uns mit dem ersten Jahre des N. Merkurs den Versuch machen. Komme ich nicht auf meine Kosten, so lässt

Schiller von seiner Forderung so viel nach, dass Sie mir in den Akkord von 336 Ld'or so viel erlassen können, dass ich nur meine 5 prc. übrig behalte und also ohne Gewinn und Verlust bliebe.

14.

Leipzig, den 22. März 1788.

Dürft' ich Sie noch um eine Gewogenheit bitten? Ich habe nicht Zeit an Schiller zu schreiben, und doch möchte ich ihn bitten, den Schluss der Thalia 5tes Heft nicht zu verzögern. Wenn er bei Ihnen seine Erholung in diesen Tagen sucht, so bitt ich ihm meine Wünsche ans Herz zu legen.

15.

Körner an Göschen. den 30. Juni 89.

Dass Sie mir den Merkur geschickt haben, war mir lieb, weil ich ihn doch, wie ich hoffte, von Schillern seit dem April nicht erhalten habe. Den Junius habe ich noch nicht.

16.

den 15. September 89.

Beygehendes Stück Merkur gehört dem Rath Reinhold in Jena. Ich habe es aus Versehen mitgenommen und dagegen das Juliusstück bey Schillern gelassen. Von diesem habe ich nicht viel Hoffnung es wiederzubekommen.

Dass Sie auf Schillers 30jährigen Krieg nicht ganz gewiss rechnen, kann ich Ihnen nicht verdenken. Auch ist Archenholz, däucht mich, der rechte Mann zu Ihrem Behuf. Aber wie sind Sie auf Luther gefallen? Wären nicht die Geschichten einiger Königinnen von Frankreich, Maria von Medicis, Anna von Oesterreich etc. oder selbst Maria Theresia ein besseres Sujet? Dorchen ist bereit zu der Zeichnung [von Luther].

Er (Huber) scheint jetzt ernstlich an das 9te Heft der Thalia zu denken. Auf welchen Fuss sind Sie denn nun mit S. in Ansehung der Thalia?

17.

den 6. October 89.

Gestern habe ich von Ihnen, lieber Freund, Goethens Lila
etc.
erhalten. — — Für die Mittheilung des Goethischen Manuscripts danke ich Ihnen sehr. Es ist keins von seinen wichtigen Produkten, und mehr als ein Gerüste für Musik und Tanz zu schätzen. Aus Goethens Hand ist indessen alles willkommen. Ich lege das Manuscript wieder bey.

An Sie habe ich eine Assignation auf 30 Thlr. an Bassenge ausgestellt. Diese behalten Sie von dem Steuerscheine zurück.

Jetzt bitte ich bloss um — — Becks Handbuch der Universalhistorie (das grössere Werk, nicht den Auszug). Ist denn das englische

Wörterbuch nach Bayley heraus, das Schweikert von Adelung, glaube ich, bearbeiten liess?

18.

den 22. Dec. 89.

Wegen Ihres Verhältnisses mit Schillern bin ich in Sorgen. Er ist jetzt fest überzeugt, Ihnen sein Versprechen halten zu können. Aber wenn er es nun nicht thut, wenn es für ihn (seiner Meynung nach) eine Unmöglichkeit ist, was wollen Sie mit ihm anfangen? Wäre es nicht besser, Sie versähen Sich auf den Nothfall mit einer Ressource von Archenholz?

19.

Göschen an Wieland. Leipzig, den 6. März 1790.

Vom historischen Kalender sind 7000 versandt. Ob solche abgesetzt sind, weiss ich noch nicht. Die Ostermesse bringt immer etwas zurück.

Schiller hat mir noch neulich versprochen, ich könne gewiss auf ihn rechnen. Die Zeichnungen sind bereits alle fertig und werden fleissig gestochen. Stellen Sie Sich vor, dass ich 7000 Thlr. in den Calender von 90 stecken habe und für diese Zeichnung und Stiche bereits 1000 Thlr. zu 1791 wieder ausgegeben sind, und Sie werden gestehen, dass diese kleine Galanterie einem viel zu schaffen macht.

Ich rechne viel auf mein gutes Glück bei Schillern und auf seine Freundschaft. Er hat mich bisher noch nie sitzen lassen. Wenn Schiller es nun über sich erhalten kann, einen Plan über seine Zeit zu machen, so zweifele ich nicht an seinem Glück. Die treffliche Frau von Kalb hat so manches Verdienst um Schiller, möchte sie der jungen Gattin ihres Freundes Winke geben, welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann! Mir däucht, in Absicht dieses Glückes liegen die Würfel auf dem Tisch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung, oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe, welche mich bei keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenig Menschen so geliebt wie diesen.

20.

Göschen an Wieland. Leipzig, den 20. Juni 1790.

Herrliche Sachen bring' ich noch dieses Jahr: den Peregrinus Proteus, ein treffliches Werk von Thümmel — dieses sub rosa — Alxingers Bliomberis, von Schiller, welcher schon fleissig Mspt. liefert, den Kalender, Schulz seine Leopoldine, und von Reinhold die Fortsetzung seiner Briefe.

21.

Körner an Göschen. den 6. October 90.

Die Aushängebogen von Ihrem historischen Kalender haben mir viel Freude gemacht. Ich glaube, Sie können mit Schiller zufrieden

sein, und bei einer zweiten Bearbeitung kann diese Geschichte vielleicht eine von Schillers besten Arbeiten werden. — — Wie steht's denn mit dem Bilderbuche und der blauen Bibliothek?

22.

den 19. October 90.

Es freut mich, dass Sie vom Kalender gute Erwartungen haben, und dass die Abtheilung des Ganzen Ihnen nicht zuwider ist. Mehr Kürze würde bei diesem Stoffe wirklich der Darstellung geschadet haben.

23.

den 6. December 1790.

Von der Geschichte des 30jährigen Krieges habe ich Aushängebogen bis mit 7.

24.

Loschwitz, den 24. Juni 91.

Wie wird's denn mit Ihrem Kalender gehen? Schiller hat ja wieder Krämpfe bekommen, und wie mir die Frau schreibt, bringt er noch jetzt seine Zeit meistens im Bette zu.

25.

Göschen an Wieland. Karlsbad, den 14. Juli 1791.

Schiller ist seit vier Tagen hier und trinkt seit zwei Tagen das hiesige Wasser. Sein Arzt, welcher auch der meinige ist, hat grosse Hoffnung zu seiner Erhaltung. Die Reise hat ihn wenig fatiguiert, und er ist heute sehr wohl. Gestern hat er den Plan zum Cal.[ender] so bestimmt, dass er geschont wird auf drei Wochen, dass wir keine fremde Hülfe gebrauchen. Nur um eins bitten wir beide Sie: um eine Vorrede, worin Sie der Welt sagen, dass eine gefährliche Krankheit Schillern abgehalten habe, mehr als einige Bogen zu geben. Wollen Sie über den Nutzen der Geschichte und über den Charakter eines guten Schriftstellers etwas hinzufügen, sodass es etwa ein oder zwei Bogen würden, so würden Sie uns unendlich verbinden.

26.

Körner an Göschen. Loschwitz, den 15. Juli 91.

Schiller wird nun wohl in Karlsbad sein. Sonst bitte ich Sie diesen Brief bis zu seiner Ankunft bei sich zu behalten. Sollte es ihm an Gelde fehlen, so werden Sie schon Rath schaffen. Aeussersten Falls stehe ich dafür.

[Funk arbeitet für den Damen-Kalender auf 1792].

27.

den 18. Juli 91.

Leben Sie wohl und grüssen Sie Schiller [in Karlsbad]; auch bitten Sie ihn seine Briefe an mich über Johann-Georgenstadt durch ein Couvert an das Postamt zu schicken. Sonst sind sie zu lange unterweges.

28.

Göschen an Wieland. Karlsbad, den 1. August (1791).

Eben trat der Bote mit Ihrem Brief und Schiller zugleich in meine Stube. Sie hätten die Freude sehen sollen, welche Schillern Ihre Liebe verursachte. Ein Strahl von Feuer, welches so lange erloschen war, glänzte in seinen Augen. Ich danke Ihnen tausendfach für diese Freude und für die Güte, womit Sie immer aufs Neue verpflichten.

Wenn Sie es als ganz gewiss annehmen, — alle Aerzte behaupten es und die Erfahrung hat es bestätigt — dass ein Schwindsüchtiger oder Brustkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, so ist die Erfahrung, dass Schiller 18 Becher täglich ohne den mindesten übeln Erfolg seit 18 Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich alle seine Freunde mit der schönsten Hoffnung zu beglücken. Das aber ist nicht alles. Er kam so schwach hierher, dass er eine kleine Anhöhe nicht ersteigen konnte. Gestern hab ich ihn schon aber einen sehr beschwerlichen Berg geführt und heute hat er ziemlich schnell gelaufen, ohne dass er darauf Acht gab.

Ich selbst hoffe von meinem Krampf befreit zu werden; seit etlichen Tagen lässt er nach.

29.

Leipzig, 1. October 1791.

Ich war überzeugt, mein theuerster und verehrungswürdigster Freund, dass Ihnen die Arbeit für den Calender kein angenehmes Geschäft sein konnte. Daher wagte ich es nicht Sie zu erinnern. Schiller wollte so frei sein Sie darum zu bitten. Es scheint, als habe auch er es nicht wagen wollen. Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie mich noch damit unterstützen. Je schleuniger Sie mir solche senden, je grösser ist meine Verbindlichkeit

Liegen lassen kann ich die Fortsetzung nicht, oder es lagen 6000 Thlr. auf zwei Jahre brach. Also muss ich die Sache durchsetzen, wenn ich gleich erst in vier Wochen fertig werde. Schiller liefert acht Bogen. Die Kupfererklärung macht vier Bogen. Eine Schilderung von Richellieux (sic), Oxenstiern, der Amalia Elisabeth und Maximilians Herzog von Baiern, alles von Schillers Freunden, machen auch acht Bogen. Erhalt ich nun noch von Ihnen die Vorrede, so ist das Werk gekrönt; es ist ein ganz ansehnlicher Kalender, und er wird durch innern und äussern Werth über alle seine Brüder den Rang haben.

30.

Körner an Göschen. den 7. October 91.

Dass Sie mir die Amalia abnehmen, ist mir ein grosser Trost.

31.

Göschen an Wieland. Leipzig, den 1. November 1791.

Stellen Sie Sich vor, dass ich in der Messe fünf Bogen Erklärung der Kupfer, welche mir ein guter Freund versprach und damit sitzen liess, selbst schreiben musste. Da Schiller nur sechs Bogen Text lieferte, so gingen alle Kupfer in einen Zeitraum, den die Geschichte noch nicht erreicht hat. Die Kupfer mussten also durch eine zusammenhangende Erzählung aneinander geknüpft werden. Dazu musste ich Folianten bei Nacht durchlesen. — — Nun ist das Werk so weit gediehen, dass in 14 Tagen der Calender fertig ist.

32.

Körner an Göschen. den 9. April 92.

Noch eine Bitte um Nachricht, sobald Schiller zu Ihnen kommt, über den Tag, da wir ihn gewiss zu erwarten haben. Nach seinem Briefe sollte er schon hier seyn.

33.

den 16. November 92.

Um desto willkommener ist mir Ihre jetzige Idee. Ich lege einen Brief an Schillern bey, um mit ihm wegen der Vertheilung im ersten Jahre Abrede zu nehmen.

34.

den 23. November 92.

An Schillern habe ich einen andern Brief beygelegt, worin ich ihm meinen Entschluss melde und ihn den allgemeinen Abriss des Zustandes von Europa zu übernehmen bitte.

Noch eins. In der Thalia ist ein Aufsatz über Samuel, der vielen anstössig seyn wird. — Wenn ich ihm (Schiller) darüber schreibe, so schade ich mehr, weil er alsdenn seine Meinung mit Hartnäckigkeit vertheidigt. — —

Und die Thalia steht schon hier nicht in dem besten Rufe, wie ich zuverlässig weiss. Fahren Sie in diesem Ton fort, so wundern Sie sich nicht, wenn nächstens eine Confiscation erfolgt.

35.

den 7. October 93.

Eben fällt mir ein Schillerscher Brief in die Hände, den Sie mir mit den letzten Büchern geschickt haben, und den Sie vielleicht zur Beantwortung brauchen. Ich eile, Ihnen diesen zurückzuschicken.

36.

A. W. Schlegel an Göschen. Braunschweig, den — August 1795.

Nach der besondern, bloss für die Mitarbeiter bestimmten Ankündigung der Horen, die ich erst jetzt erhalten u. s. w. Da ich indessen

bei Einrückung jenes Stückes, welches ich eigentlich gar nicht dazu bestimmt hatte, diese Bedingung gar nicht wusste, und hätte ich sie gewusst, mir lieber ungeachtet des unmittelbaren Vortheils die Freiheit des künftigen Druckes vorbehalten hätte, so habe ich Hrn. Schillern deswegen geschrieben, ob nicht hier eine billige Abweichung vom Gesetze Statt finden dürfte. — — Meine Adresse ist für jetzt in Braunschweig beim Hrn. Professor Neyron.

37.

Böttiger an Jacobs. W., den 9. October 1796.

Der neue Schiller'sche Musenalmanach ist ein wahres Revolutionstribunal, ein Terrorism, gegen welchen alle guten Köpfe in Masse aufstehen müssen.

Es ist mir unbegreiflich, wie Goethe, der sonst so leise auftretende, furchtsame Zauderer, sich zu einem so jugendlichen Muthwillen mit offenem Visier hinreissen lassen konnte. Aber ich erinnere mich noch zum Glück, ihn das Urtheil sprechen gehört zu haben: das deutsche Publicum erträgt und verschlingt alles.

Der arme Manso dauert mich nur darum, weil er Gefahr läuft, der Spott seiner Schüler zu werden.

Wieland, der selbst nicht ganz verschont ist, sagt, Falk sei der Mann, der diesen Frevel am sichersten bestrafen könne. Aber hoffentlich ist es mit deutschem Witz noch nicht so kläglich bestellt, dass hier nicht jeder wissen sollte, was er zu thun hätte. So viel ist gewiss, dass wohl ein eigener Musenalmanach dagegen aufgestellt werden müsste, und da Falk schon einen unternommen hat: so könnte dieser die Waffenkammer werden.

Oder glauben Sie, dass man sich mit Stillschweigen rächen müsse? Darauf dient zur Antwort: dass dies hier durchaus nicht geht. Schiller hat laut gesagt, er sei überzeugt, dass gegen diesen Hercules kein Pygmäe aufstehen werde. Sie würden es so hinnehmen müssen.

38.

Jacobs an Böttiger. Gotha, den 29. October 1796.

Von Manso habe ich seit der Erscheinung des famosen Almanachs keinen Brief bekommen. Ich hoffe, dass er die ihn betreffenden Invectiven so nehmen wird, wie es sich gebührt. Der Tadel, durch welchen er sich an Schillers Majestät vergriffen hat, wird durch die ganze Fluth von Spott, die man über ihn ausgegossen hat, nicht entkräftet, und tausend und aber tausend Epigramme, wenn sie auch noch mehr in ihren Taschen trügen, als diese Xenien, werden es nie dahin bringen, dass Sprach- und Geschmack-Verderberei nicht das sei, was es wirklich ist. Dass die Scurrilität seiner Gegner meinem Freunde in seinem Amte nachtheilig werden könnte, fürchte ich gar nicht. — — Von Manso's Versen endlich wird keiner schlechter, weil Gegner, die sich von ihm beleidigt glauben, seine poetischen Verdienste in ziemlich schlechten Versen in Zweifel ziehn. Mit einem Wort, ich glaube, dass er allen möglichen Grund hat, einen Angriff zu verachten, der nichts weiter als

den Dünkel und die Empfindlichkeit seiner Gegner in ihrer ganzen Blösse zeigt. — — Genug und schon allzu viel über diese Materie. Wenn ich länger so fortführe, könnten sie in der That glauben, ich verdiente das Emblem des Widders, unter welchem ich die Ehre habe den Zodiakus anzuführen.

39.

Böttiger an Jacobs. W., den 5. November 1796.

Den Zodiakus im M. A. hat Goethe gezimmert, und ich weiss es von einem, dem Goethe selbst den Commentar dazu gab, dass er unter dem Widder sich Freund Manso dachte. Von Ihnen hat er nie anders als mit wahrer Achtung gesprochen, da ihm Wolf gesagt hatte, wer Sie sind.

40.

Professor Heinrich in Breslau an Böttiger. den 9. November 1796.

Herr Manso empfiehlt sich Ihnen aufs Beste; bei den Angriffen der Xenien beweist er in der That Sokratische Gleichmüthigkeit.

41.

Jacobs an Böttiger. den 24. November 96.

Nur Ihre Freundschaft für mich und Ihre Gutmüthigkeit kann Sie hindern zu sehen, dass unter der Figur des Widders niemand anders verstanden sein kann als ich. So unbestimmt der Inhalt des Distichi die Deutung lässt, so zuverlässig ergiebt sie sich aus dem nächsten Epigramm. Der Namensbruder des Hallischen Ochsen kann nicht Manso sein. Dass es mich aber gar nicht kränkt, zum Vehikel zu dienen, um jenen kenntlich zu machen, dürfen Sie mir auf mein Wort glauben. Es ist in diesem Distichon gar nichts, was mich trifft. Ich habe weder die Ehre, der Führer der Dyckischen Heerde zu sein, noch bin ich mir bewusst, jemand in irgend einer literarischen Angelegenheit Trotz gezeigt zu haben. Ein solcher Streich in die Luft zeigt zwar den bösen Willen dessen, der ihn thut; aber er schmerzt nicht. Hätte er mich getroffen, so würde ich geglaubt haben, dies durch meine andern Sünden verdient zu haben; an Goethens *numen* habe ich mich wissentlich nie versündigt.

42.

Böttiger an Jacobs. W., den 4. December 1796.

Noch habe ich die Leipziger Missgeburt nicht gesehen und werde sie vielleicht auch noch nicht so bald zu Gesicht bekommen. Aber was Sie mir davon schreiben, und was ich von Falk höre, dessen Hallische Freunde sich gewaltig über diese Windeier ärgern, vermehrt meinen Unmuth über diese neue *miscarriage* auf's äusserste. Goethe und Schiller erreichen gerade dadurch alle ihre Absichten. Alle Lacher bleiben auf ihrer Seite. Sie haben in jenen begeisterungsvollen Abenden, wo ihre Muse, um mit dem sel. Musäus zu reden, sich so reichlich bestuhlgängelte, noch mehr als 500 ἀνέκδοτα zu Papier gebracht, davon einige

weit beissender und greifender sind als die erschienenen. Diese hätten sie hübsch zu Hause behalten müssen, wenn alles geschwiegen hätte. Nun haben sie Fug und Recht, auch diese an Hrn. Cotta gegen Goldgulden umzusetzen — denn jedes Epigramm bezahlt Cotta mit einem Ducaten — und ihr Muthwille und ihre Erwerblust werden zu gleichen Theilen befriedigt. Hatten Sie denn nicht einige Gewalt über den armseligen Dyk, um ihm einen Kappzaum anzulegen? Doch eben besinne ich mich, dass es auch auf dieser Seite bloss um Absatz zu thun ist. Nun, Glück zu, Herr Magister. Herr Cotta wird Ihnen gern ein kleines Präsent machen. Denn schon wird stark an der zweiten Auflage seines Almanachs verkauft. Die erste war 3000 stark.

Uebrigens scheinen es beide Duumviri jetzt darauf anzulegen, durch ein paar Aufsehen erregende Geistesproducte ihren Muthwillen vergessen zu machen. Schiller arbeitet unablässig an seinem schon oft versprochenen Trauerspiel Wallenstein, und Goethe hat vorige Woche hier die ersten 2 Gesänge seiner in Plan und Ausführung völlig neuen Epopöe, die durch Vossens Luise veranlasst worden ist, mit allgemeinem Beifall vorgelesen.

Wie gefällt Ihnen die Agnes von Lilien im letzten Stück der Horen von Kosegarten? Mich hat lange Zeit nichts so angenehm überrascht und gespannt.

Jugendgedichte Karl Lachmanns.

Mitgeteilt von

Ludwig Hänselmann.

II.

7.

Durch die einsam stillen Gassen
Irr' ich schweigend und allein.
Und die milden Stern' erblassen,
Matter strahlt der Lampen Schein.

Und ein unbestimmtes Sehnen
Treibt mich weiter weiter fort.
Antwort gibt den leisen Tönen
Meiner Brust kein freundlich Wort.

Ach mich würde Licht umfliessen,
Und das Sehnen wär' gestillt,
Könnt' ich in den Arm dich schliessen,
Dich nur sehn, du theures Bild.

8.

„Woher, du Veilchen? und was willst du mir?“
Ach schon vergessen, in zwei kurzen Tagen?
Ein treuer Bote dient' ich freudig dir,
Zum Freunde deinen lieben Gruss zu tragen.

Nun wohn' ich dort in einem schönen Haus,
Umgeben von viel zarten Liebesliedern;
Und ström' ich mein Gefühl in Düften aus,
Sie wissens hold in Tönen zu erwidern.

Da trat der Freund zu mir mit trübem Blick:
Dein alter Herr ach leidet bittre Schmerzen.
O, fleht' ich, Lieber, sende mich zurück,
Den Trost zu bringen dem gequälten Herzen.

Jetzt bin ich hier, du lieber guter Freund;
Du sei getrost, und klage nicht vergebens;
Und hast du deinen Kummer ausgeweint,
So freue dich des schönen heitern Lebens.

Nun aber muss ich fort mit schnellem Schritt.
Leb wohl! die Lieder werden mein erwarten.
Geht keins der deinen zur Begleitung mit?
Sie blühn auch dort in einem lieben Garten.

9.

Dies war der Ort doch, hier sollt ich sie finden;
Die Zeit, wo sie zu kommen mir versprach.
Des Mondes keusche Liebesblicke winden
Sich zitternd schon durch dieses Blätterdach.
Ach niemand will die Liebliche mir künden;
Die Nachtigall hallt nur mein Klagen nach.
So irr' ich zwischen diesen düstern Buchen
Vergebens, das verheissne Glück zu suchen.

Du zartes Lüftchen, das zu leisem Beben
Die Wipfel regt im ungewissen Spiel,
O wolltest du zu der Geliebten schweben,
Ihr von des Freundes sehnendem Gefühl,
Der sie erwartet, flüsternd Kunde geben!
O dann erreicht' ich meiner Wünsche Ziel;
Dann käme sie; das schmachtende Verlangen
Fühlt' ich in reiner Liebeslust zergangen.

10.

Soll ich lachen? soll ich klagen?
Tragen, dass mir schwand die Liebe?
Ach, in süssen Stunden oft
Hofft' ich, dass sie ewig bliebe,
Als in ihren Zauberkreis
Sinnbethörend sie mich bannte.
Hin ist alles! ich erkannte
Ihrer Schlauheit argen Trug.
Der Gewinn ist mein; du gabst mir,
Glück, genug:
Einen seligen Augenblick.

Wird sie klagen? wird sie lachen?
„Schwachen Herzen Banden knüpfen
Werd' ich leicht; die Müh' ist klein,
Ein zu fangen, die entschlüpfen".
Spare Zaubrinn, deinen Fleiss;
O, es wird dir nicht gelingen.
So bequem ziehst du die Schlingen,
Die sich öffneten, nicht zu.
Er entfloh, und kehrt nicht wieder;
Ach, und du
Weinest ihm verlassen nach.

11.

In liebeleisem Klange
Erbebt mein Saitenspiel,
Zu sehnendem Gesange
Löst sich das schmachtende Gefühl.
Der Liebe Sterne scheinen,
Im Herzen hier, am Himmel dort;
So wurd' ich her zum Ort
Geleitet, zu der Einen.

Der Liebe zartes Leben
Wird sie, von euch umspielt,
Mit süssem Reiz durchbeben,
Gefühle, die die Liebe fühlt.
Sie wird im selgen Traume
An klaren Quellen*) sich ergehn,
Dann wieder sinnend stehn,
Und lauschen, unterm Baume.

Geleitet zu der Einen
Den Sehnsuchtsklang in mir!
Ihm sollt ihr euch vereinen,
Ihr Melodien! hinauf zu ihr!
Sollt ihr die Stirn umweben
Mit süsser Träume leisem Flor,
Hold zaubern vor ihr Ohr
Der Liebe zartes Leben.

Und lauschen unterm Baume
Der Nachtigall Gesang,
Aufschaun zum ewgen Raume,
Erröthen bei dem Liebesklang;
Und dann sich plötzlich bücken —
O rauscht, ihr Töne, freudig hell! —
Dann wird sie zaudernd schnell
Ach eine Rose pflücken;

Ach eine Rose pflücken, —
Die zweite, — nicht für sich,
Ans Herz sie beide drücken.
Dann weckt sie! dann erschein' auch ich,
Dass ich sie schnell umfange,
Im Kuss, mit lieblicher Gewalt.
Schweigt, Töne, schweigt! verhallt,
In liebeleisem Klange.

12.

Wer ist es werth, dass herrlich sie zu zieren,
Der Lorbeerkranz die Scheitel ihm umflicht?

*) „An klaren Quellen" ursprünglich „Auf grünen Wiesen"

Wer kühn und klug das Schwert versteht zu führen,
Am besten für die beste Sache ficht.
Dem Sieger wird der Siegeskranz gebühren,
Der ernst auf seinem Haupte ruhend spricht:
Du wandelst freudig auf des Ruhmes Bahnen,
Der hohe Preis soll dich zur Demuth mahnen.

Und wer mit zwingend mächtigen Gewalten
Ein Meister herrschet auf dem Saitenspiel,
Und weiss in Tön' und Worte zu gestalten
Des reinen Herzens innerstes Gefühl,
Dem wird der Kranz des Sieges nimmer alten,
Den ihm der Gott reicht am errungnen Ziel;
Und drückt verwirrend ihn und fremd das Leben,
Ihm ward ein göttlich süsser Trost gegeben.

Doch wer in kühner Faust mit Macht geschwungen
Der Freiheit edeln Schutz, sein gutes Schwert,
Und kräftig in den Kampf hineingesungen,
Der eign' und Freundes Brust mit Muth bewehrt,
Der hat den schönsten Lorbeer sich errungen,
Ihm ward ein doppelt herrlich Loos gewährt;
Und muss er selbst den Tod im Siege finden,
Wird Schwert und Leier ewig Grün umwinden.

Im Himmel hoch seh' ich die Kränze schweben;
Sie winken mir, ach ewig unerreicht.
Es ward mir nicht, das rege Kriegerleben;
Der Augenblick hat sich umsonst gezeigt.
Will ein Gefühl sich aus der Brust erheben,
Es sinkt zurück, die schwache Zunge schweigt.
Der Schmuck, den mir die Götter nicht verleihen,
Soll nur auf fremden Stirnen mich erfreuen.

13.

Der hohe Lorbeer ward dir nicht beschieden,
Den nur als Sieges-Preis das Schicksal beut.
Dein liebend Herz erwählte sich den Frieden;
Ihm ward dein Leben, deine Kraft geweiht.
Wie du des Kampfes schwebend Spiel gemieden,
Hat dich im Stillen hohes Glück erfreut:
Auch deine Stirne seh ich herrlich prangen,
Hold von der Myrte zartem Laub' umfangen.

Wenn sich das Herz zum gleichen Herzen findet,
Und, wie das leichte Kinderspiel entweicht,
Die Myrte fest sich um die Rosen windet,
Bis nun ein zartes Band bequem und leicht
Die beiden Herzen eng' in eins verbindet;

Laut redet das Gefühl, die Lippe schweigt:
Dann spricht der Himmel heiligend den Segen,
Und hält den Kranz den Liebenden entgegen.

Und was er gnädig über sie beschlossen,
Das stellt sich auf der Erde sichtbar dar.
Da steht die Braut, von Himmelsglanz umflossen,
Die Myrte spielt im blondgelockten Haar,
Und fröhlich jauchzen rings die Spielgenossen;
Da tönt der Wunsch der Alten, ernst und wahr:
Der Kranz der Eintracht, den euch Gott verliehen,
Er soll auf ewig unverwelkt euch blühen.

Willst du nach Ehr' und ewgem Ruhme streben,
So ringe nach des Lorbeers edler Zier.
Er mag empor dich zu den Sternen heben:
Das kleine Kränzlein, lieber wär' es mir.
Kann ich beglückt in stillem Frieden leben,
Den stolzen Lorbeer gönn' ich willig dir.
Kannst du doch nur dich selber mit ihm schmücken,
Die Myrte Zwei vereinigend beglücken.

Jetzt aber schweif' ich noch auf wilden Wogen,
Mir schwankt vom Hafen fern der schwache Kahn.
War auch das Glück dem Wünschenden gewogen,
Durft ich auch mancher jungen Rose nahn,
Doch hat es stets die Myrte mir entzogen,
Und bald erschien, was ich gehofft, nur Wahn.
Ach will nicht bald der Augenblick erscheinen,
Muss ich wohl ewig nach dem Kranze weinen.

14.

Schön seh' ich jene Schaar zum Ziele wallen,
Die sich in Kampf und Sieg den Lorbeer bricht.
Doch diesen ist ein süssres Loos gefallen,
In deren Haar bequem die Myrte liegt.
Ihn preis' ich wohl den Seligsten von allen,
Dem sich die Myrte durch den Lorbeer flicht;
Ihm lacht' im Kampf das Schicksal und im Frieden,
Ihm ward ein übermenschlich Glück beschieden.

Ich aber muss der schönen Kränz' entbehren;
Zum Kampfe fühl ich mich, zum Siege, schwach;
Die Myrte will das Glück mir nicht gewähren.
Wohl mir, dass noch die Zeit nicht alles brach!
Wenn meiner Jugend Rosen nicht mehr wären,
Und bliebe freudig nicht die Hoffnung wach,
So müsst' ich gar verzweifeln und verzagen,
Ich würde nie die edlen Kränze tragen.

Doch ist ein süsser Trost mir noch geblieben,
Doch gönnte manchen Kranz mir das Geschick,
Der hold mich mahnet an die fernen Lieben,
Mich süss erinnernd an vergangnes Glück.
Und die mich aus der weiten Ferne lieben,
Auch ihnen liess ich manchen Kranz zurück.
Will mir der Glaube, will die Hoffnung wanken,
Den werthen Trost muss ich dem Himmel danken.

Kennst du das Blümlein traulich und bescheiden?
Den schönsten Namen trägts, Vergissmeinnicht.
Wer Pracht und Schimmer sucht, er soll es meiden:
Doch wenns die Freundschaft sich, die Liebe bricht,
Wenns, freundlich weckend die genossnen Freuden,
Den treuen Namen uns entgegenspricht,
Dann wird es zur geweihten Himmelsblume,
Blüht ewig in des Herzens Heiligtume.

O wolltest du, die diese Lieder grüssen,
Statt meiner an dein zärtlich Herz gesandt,
Vor allen in den Sinn dies Eine schliessen,
Es wahren als den Kranz von meiner Hand!
Und könnten Blüthen immer neu entspriessen
Den Blumen, die ich sorgsam für dich band!
O möchte dir ihr Blühen Freude geben,
Nie würd' ich fürder nach dem Lorbeer streben.

Sonette.

1.

Ihr werthen edlen Freunde, treu und bieder,
Hoch ehren muss ich euer ernstes Streben:
Doch euch mit diesem schwächeren Gefieder
Beherzt zu folgen ist mir nicht gegeben.

Denn wag' ich es mit euch mich zu erheben,
Da senkt der hohe Flug sich plötzlich wieder
Herab zu Lieb' und Lust und leichtem Leben;
Dann lehrt der muntre Sinn mich kleine Lieder.

Gewähren die auch euch bisweilen Freude,
So lasst von ihnen, wie ich bin, euch sagen;
Denn sie sind wahr, beim Ernst und wenn sie scherzen.

Und thu ich manches Mal euch viel zu Leide,
Wenn mich ein Schmerz und wenn mich Launen plagen,
So sind sie gut und lieben euch von Herzen.

Antwort von Ernst Schulze.

Du Nachtigal, die hold in dunkeln Zweigen
Von ihrer Lust, von ihrer Liebe singt,
Und, wenn ihr Ton auch tief zur Seele dringt,
So schüchtern zagt, den Augen sich zu zeigen;

Wohl wird sein Ohr dir gern ein Jeder neigen,
Dem gleicher Ton im gleichen Herzen klingt,
Und, was so süssliebkosend ihn umschlingt,
Dir dankbar lohnen mit bescheidnem Schweigen.

Und schaun wir auch dem kühnen Adler nach,
Der hoch sich hebt mit stolzem Flügelschlag,
Durch blaue Luft zur Sonn' emporgetragen,

Viel lieber weilt das zärtliche Gefühl
Im stillen Thal an klarer Quellen Spiel,
Bei holdem Scherz und süssen Liebesklagen.

2.

Der sehnende Gedank' an Sie gestaltet
Zum Bilde sich, vom Himmel mir gesandt.
Ich sehe sie; kein leiser Zug entschwand,
Und jeder Reiz ist ganz vor mir entfaltet.

Jetzt, wie sie mächtig über alle schaltet,
Dann seh' ich, wie sie ging an meiner Hand;
Euch hör' ich, Saiten; weiss, was ich empfand,
Als ihr so lieblich in ihr Singen halltet.

Treu malt sich alles mir und deutlich nach,
Gestalt und Gang und der Gebärde Leben,
Und jeder Scherz, und wie sie lacht' und sprach.

Doch ward das Herrlichste dir nicht gegeben;
Des Blickes Zauber fehlt, du holdes Bild.
So bleibt mein Sehnen dennoch ungestillt.

3.

Das Klöcklein ruft so heilig und vertraut;
Gern folgt zur Kirche sie den lieben Tönen.
Sie tritt hinein und sucht mit leisem Sehnen
Den Ort, wo sie zuerst den Freund geschaut.

Da sieh! er selber! Da wird in ihr laut
Ein neu Gefühl des Herrlichen und Schönen;
Es strömt hervor in gläubger Liebe Thränen;
So betet, ewig ihm geweiht, die Braut.

Und nie vergeht, was sie so fromm begonnen.
Denn ein Gebet ists, was die Liebe schafft,
Wenn Glaub' und Hoffnung Kraft und Macht gewonnen.

Das hat auch in sich der Erhörung Kraft,
Wo sich der Hoffnung feurigfrommes Streben
Zum Glauben und zur Liebe konnt' erheben.

4.

Ich sah zwei edle himmlische Gestalten,
Tief musst' ich ihrer Herrlichkeit mich neigen.
Wohl fühlt' ich, dass, entflohn der Götter Reigen,
Sie noch nicht lang' auf irdschem Boden wallten.

Die Eine konnt' ihr mächtig hohes Walten
In Ernst und Scherzen mit Bestimmtheit zeigen,
Die Andre jungfräulich beredt im Schweigen,
Die zarte Knosp' ist eben im Entfalten.

Wohl mocht' ich zwei der Grazien erkennen;
Der Blick verrieth sie mir und die Gebärden;
Und wen sie lieben, muss ich glücklich nennen.

Doch holder noch erschien in selgen Träumen
Die dritte mir: die fand ich nicht auf Erden.
Weilt sie noch droben in des Himmels Räumen?

5.

Ich war das Christfest, traurig und allein,
Nur mit mir selber, zu begehn gezwungen.
Da zogen liebliche Erinnerungen
Der Kinderzeit ins Herz mir tröstend ein.

Doch als nun die Gestalten, zart und rein,
Sich froh drin auszubreiten, eingedrungen,
Hielts schon ein anderer Gedank' umschlungen,
Denn eben, o mein Clemens, dacht' ich dein.

Der wollte nicht den lieben Kleinen weichen,
Und, weil ihr muntres Wesen ihm gefiel,
Eilt er, die Hand den freundlichen zu reichen.

Sie ziehen ihn zu ihrem Kinderspiel;
Und wie sie erst den neuen Bruder kennen,
Da wollen sie sich nimmer von ihm trennen.

6.

O selig, wer nur mit bescheidnem Streben
Sich kleine Blumen sucht auf ebner Bahn.
Er sieht am Ziel vergnügt, was er gethan.
Sein stilles Glück ach ward mir nicht gegeben.

Denn öffnet sich mir freundlich hold das Leben,
Will ich mit Lust den zarten Blüten nahn,
Dann heisst mich zwingend Ahnung oder Wahn
Den Blick zu höhern himmlischen erheben.

Und eben kaum von jenen losgemacht
Hat ird'sche Lust mich aus den lichten Höhen
Schon wieder auf die Erd' herabgebracht.

Nun sage mir, wo mag ich sicher stehen?
Ich kann der niedern und der höhern Macht
Doch nicht zugleich mich geben und entgehen.

7.

Die andern aber brachen grüne Maien,
Und streuten vor dem Herrn sie auf den Pfad.
Das Hosianna Ihm, der gnädig naht!
Hört man bei jedem Schritt sich laut erneuen.

Er reitet, still, bescheiden, durch die Reihen;
Noch einmal denkt er Gottes ewgen Rath,
Was bald geschehen soll, und was er that,
Mit seinem Heil uns alle zu erfreuen.

Uns Schwachen ist der Augenblick genug;
Uns stolz zu schmücken mit der Freude Zweigen
Befiehlt des Wahns leichtschmeichelnder Betrug.

Woll' uns im Jetzt, o Herr, das Künftge zeigen!
Von unserm Auge nimm das dunkle Tuch!
Dass in der Freude wir demüthig schweigen.

II.

In Prosa schreib' ich heute nicht ein Wörtchen.
Drum komm, du edler Reim, des Liedes Perle,
Du Erster, dann die Brüder! Flink, ihr Kerle,
Gehts vorn nicht, flugs hinein zum Hinterpförtchen.

Wir dulden alles heut in unserm Gärtchen,
Selbst wildes Unkraut, selbst die hohe Erle,
Ja schnitzen en passant sogar wohl Querle;
Thats doch der liebende Pastor für Dörtchen*).

*) Siehe Schmidts Kalender der Musen und Grazien (Lachm.).

Und müssen wir zurück zum alten Gleise,
So in den letzten unsrer vierzehn Zeilen,
So mag der Schluss den Abschweif immer büssen.

Wir machen eben keine lange Reise,
Und jede Station von wenig Meilen.
Hier will ich, von der ersten ab, dich grüssen.

Das erste Lied war etwas stark bebildert
Und närrisch aufgestutzt mit Wasserfarben.
Dem vorgen Sommer musst' ich die abdarben,
Denn jetzt ist alles viel zu sehr verwildert.

Hat sich die Luft ein wenig auch gemildert,
Was hilft es nun? die Lenzhoffnungen starben.
Der Boden trägt noch frische Regennarben,
Mit runden Wolken ist die Luft beschildert.

Wohl wahr. Doch beinah leugnets jener Sperling,
Der jetzt erwacht' auf dieses Baumes Gabel,
Und reichte treu dem Weibchen seinen Schnabel.

Wohl seh ich, wie noch dran des Thaues Perl' hing,
Und deut' ich recht der Vögel Sprachen Babel,
Er pfiff geschwätzig: Wohl geruht, my Darling *)?

Zwar sind wir eben jetzt im Osterfeste,
Der heut'ge Festtag ist nun schon der zweite,
Und eben schweigt das summende Geläute,
Da wäre fromm zu sein denn wohl das Beste.

Der alte Schuster steigt aus seinem Neste,
In den Ornat wirft er sich prunkend heute,
In dem er schon vor vierzig Jahren freite,
Den rothen Rock, die rothverschossne Weste.

Mich kann das Fest nun heute gar nicht rühren,
Kann mir die Possen aus dem Kopf nicht schlagen.
Nun sage mir, ich armer Mann was thu' ich?

Ein andermal, da will ich besser schmieren;
Dann wird er wohl auch besser gehn, der Wagen.
Für diesmal trag' ich nun mein Schicksal ruhig.

*) Englisch, mein Schatz (Lachm.).

Nun muss mich noch ein andres Leiden quälen,
Und das kann ich so leicht nicht unterjochen.
Von tausend Dingen, die jetzt in mir kochen,
Weiss ich das rechte nicht für dich zu wählen.

Von Villers Tod zwar könnt' ich viel erzählen,
Und wie Tofana wirkt, in wieviel Wochen.
Doch davon werde lieber nicht gesprochen,
Das möchte dich und möchte mich nur quälen.

Drum wills ich nicht des Breitern referiren:
Dem Himmel bleib' es immerhin gestellt heim;
Auch sag' ich nichts von unsern rothen Krebsen*).

Doch könnte dich vielleicht interessiren,
Dass sehr splendid hier lebet der Graf Veltheim,
Und ein halb Dutzend Fräulein Adelepsen.

Und eine Einzge sah ich unter allen
Den Adelepser hohen Bohnenstangen,
Die hat mir zwar auch nicht das Herz gefangen,
Doch musst' ich meinen Harnisch fester schnallen.

Die Aeltste freilich kann nicht mehr gefallen:
Von ihren drei und zwanzigjährgen Wangen
Sind längst des Frühlings Rosen schon vergangen,
Und bald wird winterlicher Schnee ihr fallen.

Zwar hier blüht noch dem siebten Lustrum Liebe,
Das sehen wir an unsrer Mamsell Schlegel**).
Ja als Andreas Romberg jüngst hier geigte,

Da stand sie da, ein kleiner runder Kegel,
Und sang, indem sie sich kokett verneigte:
„O dass sie ewig, ewig grünen bliebe".

Doch die weiss doch noch neue Glut zu fachen.
Der Christiane Lueder geht es schlimmer,
Weil der Amtsschreiber Wagemann noch immer,
Obgleich schon Bräutgam, keinen Ernst will machen.

Ja wahrlich übel stehn bei ihr die Sachen,
Denn ach sie wird von Tag zu Tage dümmer
Und älter; Lottchen hütet viel das Zimmer,
Und Gustchen, die singt wirklich schlecht zum Lachen.

*) Hannoversche Soldaten in rother Uniform (Lachm.).
**) Sie ist aber erst 33 Jahre alt (Lachm.).

Doch mehr zu lachen giebts noch bei dem Jungen
Von dessen Tölpelei wär viel zu sagen;
Der heisst Major und lebt hier ausser Dienste.

Der Alte hält nur Winkelvorlesungen,
Und weil Verbotnes Manchem will behagen,
So steht es ziemlich gut mit dem Verdienste.

Ich könnte dir noch vielerlei berichten
Von manchem Närrchen und von manchem Pinsel:
Nur hört man jetzt von der verwünschten Insel
Und von Paris zu traurige Geschichten.

Da ist es Zeit zu anderm als zum Dichten,
Obgleich ich gar kein Freund bin vom Gepinsel,
Noch weniger vom Heulen und Gewinsel,
Und bin gewiss, gut wird sich alles schlichten.

Doch wirst du nicht das kleine Buch verachten,
Die kleine Beilag', und nicht gleich verzischen,
Was besser wohl gepasst hätt' auf Weihnachten.

Auch wollt ichs wirklich damals schon dir senden,
Nur kam mir leider da etwas dazwischen.
Schnell muss ich mit dem Lebewohl jetzt enden.

Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethes.

Von

Heinrich Düntzer.

II.

Als zuerst in der zweiten Ausgabe, im ersten und achten Bande (1806 und 1808), gedruckt werden zehn Gedichte genannt. Ausser ihnen sind mit 1806 nach den „Tag- und Jahresheften" das Lied zum Geburtstage der Herzogin und die vier kleinen Gedichte an Tischbein bezeichnet, dann auch die Xenie ‚Ist erst eine dunkle Kammer gemacht', wohl nach der Handschrift. Die in die folgenden acht Jahre fallenden Gedichte, deren Zeit entweder die persönliche Datierung oder das Fest, zu welchem sie bestimmt waren, ergiebt, übergehen wir, wie wir es auch bei späteren thun werden. In die Jahre 1807 bis 1808 werden die Sonette gesetzt, nur vier derselben, nach der Datierung oder ihrem Inhalte, dem ersteren zugewiesen. Riemer erinnerte sich, dass Goethe sie im December 1807

zu dichten begonnen und damit bis in den nächsten Januar fortgefahren war, dann zum Zwecke der bald aufgegebenen Herausgabe eine Abschrift durch ihn hatte nehmen lassen. Dass ‚Wirkung in die Ferne' und ‚der Goldschmiedsgeselle' in das Jahr 1808 fallen, ergaben die Handschriften oder das Tagebuch. Die Gedichte ‚Rechenschaft', ‚Ergo bibamus', ‚Schneidercourage' und ‚Genialisch Treiben' sind nach dem Zelterschen Briefwechsel dem Jahre 1810 zugewiesen, dagegen nahm Riemer dieselbe Zeitbestimmung für die parabolischen Stücke ‚Katzenpastete' und ‚Fliegentod' aus dem Tagebuche oder auch aus seiner Erinnerung, ja vielleicht aus seinen eigenen, uns leider noch nicht zugänglichen Tagebüchern. Auch an der Übersetzung des „finnischen Liedes" am 28. November 1810 hatte er mitgeholfen; die letztere Angabe könnte freilich auch Goethes Briefwechsel mit Knebel entnommen sein, der handschriftlich den Herausgebern vorlag; denn aus ihm floss, wie oben bemerkt, die Zeitbestimmung dreier Epigramme, zum zweiten Bande gaben sie ein Facsimile eines Briefes daraus und zu seinen ‚Mitteilungen' (1841) hatte Riemer die Briefe Goethes vielfach benutzt. Das Datum 1811 des ‚sicilianischen Liedes' und des ‚Schweizerliedes' stimmt damit, dass Riemer diese mit dem finnischen Liede im März 1811 an Zelter sandte; sehr zweifelhaft aber dürfte es doch sein, dass diese erst damals entstanden seien. Auf Versehen, wohl auf einem Schreib- oder Druckfehler, muss es beruhen, wenn die epigrammatischen Verse ‚Problem' 1811 und das ‚Mailied' 1812 gesetzt werden, da das erstere im Zelterschen Briefwechsel schon 1810 vorkommt, das andere von Zelter im Oktober 1810 komponiert wurde. Handschriftliche Überlieferung liegt bei dem Ansatze der Verse ‚den Zudringlichen' auf den 5. August 1812 zu Grunde. Das Gedicht ‚Gegenwart' setzte Riemer in das Jahr 1813 nach der Erinnerung seiner Frau, die zugegen war, als Goethe es auf ein abgerissenes Blatt eines Briefes hinwarf; nach den Aufzeichnungen von Musculus, deren wir später gedenken müssen, wäre es am 4. Januar geschehen, aber die Tagebuchbemerkung des Kanzlers von Müller, er habe es am 12. December 1812 von Fräulein Engels singen hören, schliesst jeden Zweifel aus. Wahrscheinlich liegt eine Verwechslung damit zu Grunde, dass am 4. Januar 1813 Goethe eine Bassarie von Bianchi völlig umdichtete, da auch das Lied ‚Gegenwart' eine Umdichtung war. Mit Recht sind in das Jahr 1813, aus dessen nicht „reichlichem poetischen Gewinne" die ‚Tag- und Jahreshefte' nur die drei Romanzen verzeichnen, auch ‚Gewohnt, gethan', ‚die Lustigen von Weimar' und die auf dem Drucke datierte ‚Idylle' gesetzt; das erstere Lied sandte Goethe den 5. Mai 1813 an Zelter, das andere ist in der Handschrift vom 15. Januar 1813 datiert und Riemers Frau erinnerte sich der Zeit der Dichtung. Vom Jahre 1814 an wird Riemer die Tagebücher genauer durchgesehen haben, da sie für die Datierung der einzelnen Lieder des ‚Divans', die möglichst genau gegeben werden sollte, von höchster Wichtigkeit war. Auf diese wird es zurückzuführen sein, wenn ‚Kriegsglück' den 14. Februar, der ‚neue Kopernicus' den 26. Juli, ‚auf den Kauf' den 21. November, ‚Das Parterre spricht' den 1. December 1814 gesetzt wird. Dass die

letzte Strophe zum ‚Epimenides' und die Verse: ‚Was haben wir nicht für Kränze gewunden?' in das Jahr 1814 gehören, ergab sich aus dem Inhalt. Das Gedicht ‚Pfingsten' war eine Neckerei gegen Riemer selbst, die dessen Gattin wohl noch in der Handschrift und mit der Datierung „Berka den 24. Juni 1814" besass. Die Datierungen der Gedichte ‚Eigenthum', ‚Gleich und gleich', ‚die Jahre', ‚das Alter', ‚Egalité', ‚Zu verschweigen meinen Gewinn' beruhen darauf, dass Goethe im Februar und April 1814 sie an Zelter sandte; dass aber diese Zeitbestimmung nichts weniger als sicher ist, ergiebt sich schon daraus, dass das erste bereits auf einem Stammbuchblatte Goethes vom 28. December 1813 steht.

In der dritten Ausgabe, zu welcher die Gedichte in den beiden letzten Monaten des Jahres 1814 durchgesehen wurden, erschienen zum erstenmal mehr als 60 Gedichte und einzelne Sprüche, auch die beiden Abteilungen ‚Gott, Gemüth und Welt' und ‚Sprichwörtlich'. Von vielen dieser Gedichte wäre leicht die Zeit der Entstehung nachzuweisen gewesen, die bei einzelnen sehr früh fällt. Um die genaue Datierung der einzelnen Divanslieder, von denen 1814 und 1815 die bedeutendsten gedichtet wurden, haben sich die Herausgeber durch Benutzung der Tagebücher verdient gemacht. Aus derselben Quelle floss die Angabe der Zeit vieler sonstigen Gedichte der nächsten Jahre; manche andere sind festlichen Gelegenheiten geweiht. Von den in der Abteilung ‚Rhein und Main' vereinigten Gedichten waren in der Ausgabe letzter Hand nur zwei datiert; die Quartausgabe weist sie alle den Jahren 1814 bis 1816 zu und fügt bei einigen die genaue Datierung vom August 1815 und vom Mai 1816 hinzu. Goethe selbst hatte in der Ausgabe letzter Hand diese Gedichte in die Zeit seines Aufenthaltes am Rhein und Main, also in die Jahre 1814 und 1815, gesetzt, ja noch zwei andere dazu gezählt, welche die Quartausgabe unter besondern Überschriften bringt. Das Jahr 1816, dem das Lied: ‚So ist der Held, der mir gefällt', vom Inhaltsverzeichnis zugewiesen wird, bezeichnet die Zeit, in welcher Goethe dasselbe, verkürzt und verändert, Zelter mitteilte; die ursprüngliche Fassung fällt wohl 1773, jedenfalls vor die Sommerreise von 1774. In dem 1817 erschienenen ersten Hefte ‚zur Naturwissenschaft überhaupt' hatte Goethe mehrere Sprüche als Mottos verwandt, deren Datierung das Inhaltsverzeichnis nur teilweise giebt. Dass die vier ältesten Strophen von ‚Howards Ehrengedächtnis' in demselben Jahre gedichtet seien, muss auf handschriftlicher Datierung oder auf dem Tagebuch beruhen, wobei es freilich auffällt, dass die später von Musculus angemerkte Angabe des Tages fehlt. Das Gedicht ‚Kore' wird „etwa 1819" gesetzt. Riemer scheint sich nicht mehr erinnert zu haben, dass dieses sich auf einen Aufsatz Welckers vom Jahre 1817 bezieht. Die Datierung der Verse ‚Wert des Wortes' vom 10. Januar 1818 fand sich in der Handschrift.

Eine Reihe Gedichte, auch die ‚Orphischen Urworte' und eine Abteilung zahmer Xenien', brachte Ende 1820 das dritte Heft des zweiten Bandes von ‚Kunst und Altertum'; von denjenigen, deren Entstehungszeit nicht in der Handschrift verzeichnet oder aus sonstigen

Zeugnissen bekannt war, ist das Druckjahr angegeben. Die bestimmte Datierung des epigrammatischen Gedichtes ‚die Käufer' bot der Zeltersche Briefwechsel. Wenn die Strophe ‚pilgernde Könige' bezeichnet wird „etwa 1820", so ist dabei Schwabs Ausgabe der Legende von den heiligen Dreikönigen von Johann von Hildesheim übersehen, wo sie mit dem Datum des 1. Juni 1821 steht. Der ‚Paria' ist in das Jahr 1821 gesetzt, in welchem endlich der Abschluss der Ballade gelang, obgleich es in den ‚Tag- und Jahresheften' unter diesem Jahre nur heisst, er habe die von Zeit zu Zeit ergriffene indische Legende völlig zu gewältigen gesucht. Das Gedicht ‚Eins und Alles' hatte Goethe schon am 28. November 1821 an Riemer gesandt, der freilich im Jahre 1846 die betreffende Briefstelle irrig auf die ‚Urworte' bezog.

Bei den Gedichten der folgenden Jahre, die 1826 in die Handschrift des dritten Bandes der Gedichte der Ausgabe letzter Hand aufgenommen wurden, ist keine Benutzung der Tagebücher zu bemerken. Zelters Briefwechsel und handschriftliche Datierungen liegen zu Grunde. Wenn bei den Terzinen auf Schillers Schädel, die noch nicht in den schon zum Druck abgesandten dritten Band der Gedichte aufgenommen werden konnten, die Bezeichnung „zum 17. September 1826" der Handschrift entlehnt wurde, so war dies eben ein Versehen, da diese dort durchstrichen und unten durch das entscheidende Datum des 25. ersetzt ist. Die sechs Gedichte, welche im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand im Register Nr. 32—37 als ‚Liebschaft' und in den „aufklärenden Bemerkungen" dazu als „Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Konflikt mit Weltleben und täglicher Beschäftigung" bezeichnet sind, giebt die Quartausgabe als „Andeutungen. Marienbad 1823", fügt aber noch zwei aus den ‚nachgelassenen Werken' hinzu, von denen eines schon dem Briefe an Zelter vom 14. December 1822 beigefügt ist. Wenn das zuerst in den ‚nachgelassenen Werken' aufgenommene Gedicht ‚Als ich ein junger Geselle war', das Fr. Förster für seine eigene Dichtung ausgab, in das Jahr 1826 gesetzt wird, so veranlasste dazu wohl die Beziehung desselben auf das in diesem Jahre von Sebbers auf eine Tasse gemalte Bild Goethes. Aber wenn das Gedicht wirklich Goethe angehört, so dürfte es eher 1827 gedichtet und durch Zelters Äusserung im Briefe vom 1. Oktober veranlasst sein: „Porzellantassen, Pfeifenköpfe, Dosen mit Goethes Bildnisse sind, wie in den unzähligen Bilderladen Abdrücke, zu allen Preisen zu haben".

Eine sehr grosse Zahl der im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand 1827 erschienenen Gedichte wird, da die Entstehungszeit nicht ermittelt war, als in diesem Jahre gedruckt bezeichnet. Schon in den ‚nachgelassenen Werken' waren den beiden Gedichten ‚dem aufgehenden Vollmonde' und ‚Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten' die Datierungen „Dornburg, 25. August 1828" und „Dornburg, September 1828" beigegeben, während das zwischen beiden stehende ‚der Bräutigam' und das den Schluss bildende ‚Und wenn mich am Tage die Ferne' keine Zeitbestimmung hatten. Die Quartausgabe bringt sie mit derselben Datierung, die beiden erstern unter den ‚Liedern', die andern dagegen

unter den „vermischten Gedichten“; das Inhaltsverzeichnis datiert sie alle vom Jahre 1828, in Übereinstimmung mit dem Tagebuch, das sie als Frucht des vom 7. Juli bis zum 11. September dauernden Dornburger Aufenthaltes anführt. Von Loeper kümmert sich nicht darum, dass hiergegen seine Versetzung des Liedes ‚der Bräutigam‘ in das Jahr 1825 oder 1826 „schwer haltbar“ ist, wie schon Geiger im ‚Goethe-Jahrbuch‘ II, 317 bemerkt hatte. Die Möglichkeit, dass Goethe ein schon auf einer Seite beschriebenes Blatt in seinen Papieren mit nach Dornburg genommen und, da ihm dies gerade in die Hände fiel, auf die freie Seite ein Gedicht hingeworfen, scheint er nicht geahnt zu haben. Die Beziehung der dem Horaz nachgebildeten Verse: ‚Wie ist heut mir doch zu Muthe‘ auf das Jahr 1828 beruht darauf, dass sie zur zweiten Bearbeitung der ‚Wanderjahre‘ gehören. Der gleiche Ansatz für die vier ‚Angedenken‘ überschriebenen Reimpaare ward kaum dadurch veranlasst, dass Goethe das zweite 1828 in ein Stammbuch schrieb; er hatte sie sich wohl damals entworfen, um sie einzeln für Stammbuchblätter zu verwenden. Auch ‚ein Gleichnis‘ ist „1828“ datiert. Freilich beweist der erste Druck im ‚Morgenblatt‘ vom 20. März 1828 noch nicht, dass diese Parabel kurz vorher gedichtet sei, da die in das Jahr 1827 fallende Übersetzung eines schottischen Liedes dort erst im Juli 1828 erschien. Möglich ist es freilich, dass Riemer durch den Druck des Gedichtes in ‚Kunst und Altertum‘ VI, 2 auf das Jahr 1828 kam, aber dadurch, dass die Verse sich auf die 1825 erschienene Übersetzung Goethescher Gedichte der Frau Panckoucke beziehen und Goethe im Januar 1827 einer Frau Panckoucke (vielleicht der Schwiegermutter der Uebersetzerin?) gegen Eckermann als Besitzerin eines chinesischen Zimmers gedenkt, hat von Loeper, der die Angabe des Inhaltsverzeichnisses übersieht, noch nicht bewiesen, dass das Gedicht 1826 oder 1827 falle; konnte Goethe doch, als er zufällig eines seiner Gedichte in der schon längere Zeit besessenen Übersetzung las, sich so angenehm berührt fühlen, dass er diese Verse hinwarf; wissen wir ja, dass manche Bücher nicht augenblicklich, sondern erst, als er sie in einer günstigen Stunde aufschlug, eine Wirkung auf ihn übten. Schon im ‚Chaos‘ hatte die vermehrte ‚Lebensregel‘ das Datum des 25. Oktober 1828. Die 1829 daselbst erschienenen Gedichte ‚an Sie‘ werden mit Recht in dieses Jahr gesetzt, da sie eben auf eine Neckerei abgesehen waren. Den zweiten 1829 erschienenen Band der ‚Wanderjahre‘ schliesst das Gedicht ‚Vermächtnis‘, von dem die nähern Freunde wussten, dass es am Anfange dieses Jahres gedichtet war, mit dem es denn auch bezeichnet wurde. Auch die Verse ‚Erinnerung‘, die das ‚Chaos‘ 1830 brachte, sind mit Recht demselben Jahre zugewiesen. Handschriftlich ist die Datierung der Parabel ‚die Originalen‘ vom 3. März 1830 erhalten.

Aus unserer Übersicht ergiebt sich, dass das Inhaltsverzeichnis, wenn es sich auch meist auf frühere Datierungen, Handschriften und Briefwechsel gründete, doch auch manchmal auf das Tagebuch zurückgegangen war; einzelne nicht gegebene Zeitbestimmungen hätten bei weiterer Umschau erbracht werden können (so waren z. B. der ‚deutsche‘,

früher ‚Wandsbecker Bote‘ und der Musenalmanach von Voss nicht verglichen), und es fehlt nicht an kleinen Irrtümern. Dass bei der ein Jahr später als das Inhaltsverzeichnis, am Schlusse des zweiten Bandes der Quartausgabe gegebenen ‚Chronologie der Entstehung der Goetheschen Schriften‘ jenes zu Grunde gelegt wurde, verstand sich von selbst; die Gedichte, von denen bloss das Druckjahr angegeben war, wurden, wenn nicht die Zeit der Entstehung noch zu ermitteln stand, meist ausgelassen, auch einiges berichtigt. Letzteres geschah nicht durchgehend und einige früher richtig datierte Gedichte blieben aus Versehen weg, wogegen der Ausfall der frühern Angaben der Tage absichtlich war. In einer Anmerkung erklären die Herausgeber: „Etwaige Abweichungen der Jahreszahlen in den Inhaltsverzeichnissen [beider Bände] sind nach dieser Chronologie, wobei Goethes Tagebücher zu Grunde gelegt worden, zu berichtigen“. Aber dass schon beim Inhaltsverzeichnisse einzelne Angaben aus den Tagebüchern genommen worden, haben wir gesehen. Riemer hatte sich wohl manches aus den ihm bald nach Goethes Tode zur Verfügung stehenden Tagebüchern angemerkt, und wenn bei einzelnen wohl aus den Tagebüchern genommenen Angaben die Tagesangabe fehlt, so beruht dies vielleicht auf mangelhafter Aufzeichnung, wenn nicht auf Nachlässigkeit.

Sehen wir nun, welche sachliche Abweichungen die ‚Chronologie‘ von dem Inhaltsverzeichnisse bietet. Die Unterscheidung der ‚neuen Lieder‘ in der Jahresbezeichnung ist weggefallen. Die Jahre 1766 bis 1769 werden zusammengefasst und unter ihnen von kleinen Gedichten genannt die Oden an Behrisch und sechzehn der ‚neuen Lieder‘: durch Versehen ist von letzteren weggelassen ‚die Freude‘; auch die Ode an Zachariä ist übergangen, dagegen die Verse ‚Den Männern zu zeigen‘ wohl absichtlich, weil zeitlich unsicher, weggeblieben. In die Jahre 1770 bis 1771 werden gesetzt: ‚Stirbt der Fuchs‘, ‚Blinde Kuh‘, ‚der Abschied‘, ‚an die Erwählte‘, ‚Willkommen und Abschied‘, ‚mit einem gemalten Bande‘ und ‚Wanderers Sturmlied‘. Hier haben wir eine bedeutende Abweichung vom Inhaltsverzeichnisse, das nur das letztere irrig 1771 setzte, das vorletzte „etwa 1770“ bezeichnete, von den übrigen bloss die Druckjahre 1775, 1789 und 1800 angab. Diese Abweichung beruht weder auf einer Tagebuchangabe (die erhaltenen Tagebücher beginnen erst 1776), noch auf einer sonstigen Überlieferung, sondern die Herausgeber haben, wie nach ihnen viele andere gethan, die fünf übrigen Lieder zur Sesenheimer Liebe gezogen; nur bei ‚Willkommen und Abschied‘ bot ‚Wahrheit und Dichtung‘ einen gewissen Anhalt. Richtig ist jetzt der ‚Wanderer‘ aus dem Jahre 1771 in das folgende gesetzt, wir wissen nicht, auf welche Veranlassung, da keine Briefe, aus denen diese Zeitbestimmung folgt, damals vorlagen. Unter 1773 bis 1774 stehen dieselben Lieder, die das Inhaltsverzeichnis dem Jahre 1774 zuschrieb. Auch die Jahre 1775 bis 1777 stimmen mit diesem, nur war früher ‚Hans Sachs‘ bloss als „1776 gedruckt“ bezeichnet, während das Tagebuch die Vollendung des Gedichts auf den 27. April 1776 setzte. In das Jahr 1781 werden, wie früher, die Gedichte ‚meine Göttin‘, ‚der Becher‘ und ‚an die Cikade‘ gesetzt, nur mit Weglassung

des „etwa", zu welcher aber kaum ein Recht vorlag; dass das erstere 1780 gedichtet wurde, haben freilich erst Goethes Briefe an Frau von Stein gelehrt. Auch 1782 ist bei der Ode ‚das Göttliche' das sehr berechtigte „etwa" ohne weiteres gestrichen, statt dass man das nicht sicher zu datierende Gedicht hätte weglassen sollen. Die Dichtung der ‚Römischen Elegien' hatte das Inhaltsverzeichnis ein Jahr zu spät (1790) gesetzt; jetzt ist umgekehrt ein Jahr zu früh (1788) angenommen. Unter dem Jahre 1791 finden wir die Bearbeitung der ‚theatralischen Abenteuer' von Cimarosa und die beiden Arien ‚die Spröde' und ‚die Bekehrte', die das Inhaltsverzeichnis als 1797 gedruckt bezeichnet hatte; aber die beiden Arien legte Goethe nicht schon bei den ersten Aufführungen vom Oktober und December 1791 ein, sondern 1796 bei der neuen Bearbeitung von Vulpius. Das Erscheinen der Gedichte ‚die Nähe des Geliebten', ‚der Besuch', ‚Meeresstille' und ‚glückliche Fahrt' wird richtig in das Jahr 1795 gesetzt, gegenüber dem frühern „gedruckt 1796"; freilich konnten die Herausgeber noch nicht wissen, dass ‚der Besuch' schon 1788, die ‚Nähe des Geliebten' im April 1795 gedichtet war. Den ‚Musen und Grazien in der Mark' wird jetzt richtig das Jahr 1796 angewiesen, nach der genauen Angabe des Tagebuches, ebenso das folgende der Ballade ‚der Schatzgräber', dem Liede ‚Nachgefühl' und der ‚Legende' (vom Hufeisen), früher irrig als „gedruckt 1798" bezeichnet. Aber noch immer steht die ‚Metamorphose der Pflanzen' ein Jahr zu früh und bei ‚Euphrosyne' ist verschwiegen, dass sie erst 1798 vollendet wurde. 1798 werden richtig ‚die Musageten', ‚deutscher Parnass' und die Distichen ‚Spiegel der Muse' nach dem Tagebuche gesetzt, während sie früher erst 1799 gedruckt sein sollten. Von den ‚geselligen Liedern' ist das ‚zum neuen Jahre 1802' dem vorhergehenden zugewiesen, da es am Silvesterabend gesungen wurde, aber das ‚Stiftungslied' noch immer ein Jahr zu spät gesetzt, und bei dem ‚frühzeitigen Frühling' ist das „etwa" vor „1802" unbefugt weggelassen. Das Erscheinen der ‚der Geselligkeit gewidmeten Lieder' ist mit Recht aus dem Jahre 1804 in das vorige gesetzt, was freilich Goedeke nicht hinderte, den alten Irrtum wieder zurückzuführen. Unter dem Jahre 1810 ist durch Versehen das Gedicht ‚Katzenpastete' ausgefallen. ‚Pfaffenspiel', früher mit „gedruckt 1815" bezeichnet, ist nach dem Tagebuch unter 1813 gestellt. Wenn die „Ballade" (vom zurückgekehrten Grafen), deren Druckjahr im Inhaltsverzeichnisse angegeben war, jetzt in das Jahr 1816 gesetzt wird, so ist dies nur insofern richtig, als sie damals vollendet wurde, wogegen umgekehrt „Howards Ehrengedächtnis" nur 1817 genannt, nicht, wie früher, dessen 1821 gedichteter Eingang erwähnt wird. Neu ist die Anführung der damals noch ungedruckten Übertragung des Liedes ‚Veni, creator spiritus' (1820) und der, wie alle Übersetzungen, von der Quartausgabe ausgeschlossenen ‚neugriechisch-epirotischen Heldenlieder' (1822) und der ‚neugriechischen Liebeskolien' (1825). Unter dem Jahre 1823 ist das dritte Gedicht der ‚Trilogie der Leidenschaft' übersehen; auch durften in diesem und dem vorigen Jahre die kleinen Marienbader Gedichte, in der Quartausgabe ‚Andeutungen'

überschrieben, nicht wegbleiben, eben so wenig 1814 und 1815 neben dem ‚Divan' die Lieder unter der Abteilung ‚Rhein und Main'.

Nach unserer Entwicklung wird der Name ‚Chronologie der Goetheschen Schriften', nicht mehr, wie bisher, ein schwankender Begriff sein, bei dem man sich nichts Rechtes dachte, man wird in Zukunft das, was auf Goethes ‚summarisch-chronologischem Verzeichnis' von 1819 und den ‚Tag- und Jahresheften' beruht, von den spätern Zusätzen der Herausgeber der Quartausgabe scheiden und sich weniger auf diese als auf die Quellen berufen, denen sie folgten; ja sind erst einmal die Tagebücher vollständig mit der nötigen Gewissenhaftigkeit gedruckt und die von jenen benutzten datirten Handschriften einzelner Gedichte genau bekannt, so wird man sich kaum mehr auf sie zu beziehen haben. Ich selbst konnte, früher eine ziemliche Anzahl damals unbekannter Zeitbestimmungen der Tagebücher mitteilen, die sich in Riemers Nachlass auf einzelnen alphabetisch geordneten Blättern noch unbenutzt fanden; sie stammten wohl alle aus der Zeit, wo Riemer zuerst die ‚Tagebücher' durchsah und manches später Übersehene sich anmerkte, nicht aus der neuerdings durch von Loeper, freilich wunderlich, eröffneten Quelle.

Von jedem geschulten Kritiker verlangt man, dass er wie über den früheren apparatus criticus, so besonders über den neuen Zuwachs desselben so berichte, dass man sich eine genaue Vorstellung von dem Bestande machen könne, vor allem, wenn dieser nicht allgemeiner Benutzung zugänglich ist. Aber für den neuesten Herausgeber ist eine solche Forderung etwas Unerhörtes; versteht er sich auch dazu, die Ausgaben der Goetheschen Werke von Himburgs erstem Nachdruck bis zum Jahre 1840 aufzuführen, wobei man freilich auch das Taschenbuch auf 1804 und ‚Kunst und Altertum' als bedeutende Druckstätten der Gedichte nicht übergangen wünschte, von einer so äusserst wichtigen Auskunft über das Verhältnis der Ausgaben zueinander ist keine Spur. Vergebens sind diese fortlaufend numeriert; in den Anmerkungen wird die als 8. gezählte selten unter dieser Bezeichnung angeführt, sie heisst meist Folioausgabe, obgleich das Format Hochquart ist, zuweilen mit dem Zusatze ‚von 1836' oder ‚(8)' oder beiden zusammen. Während die Bezeichnungen bestimmt und kurz sein und sich gleich bleiben sollten, setzt von Loeper sich über diese Forderung hinweg. Und wie macht er es mit seinen sonstigen Quellen? Wir gehen hier zunächst auf diejenige ein, welche die Einleitung als ‚Eckermanns handschriftliche Kollektaneen über die Chronologie der Goethischen Werke' bezeichnet. Unsere Erwartung, über Art und Umfang dieser neuen Quelle, wenigstens, wenn nicht am Orte, wohin es gehört, doch in den Anmerkungen einen sichern Aufschluss zu gewinnen, wird hingehalten. Im ersten Bande wechseln die Bezeichnungen ‚Eckermanns Papiere' (zum Teil mit dem Zusatz ‚zur Chronologie'), ‚Eckermanns Auszüge', ‚Eckermanns Aufzeichnungen', ‚Eckermann', ‚Auszüge aus Goethes Tagebuch', ‚Auszug zur Chronologie von Goethes Werken'. Einmal (S. 381) ist bemerkt, dass Eckermanns Ansatz vermuthlich aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel gefolgert sei, ein andermal (S. 412) dessen Vermutung mit der gegebenen Be-

gründung wörtlich angeführt. So entpuppen sich allmählich diese ‚Kollektaneen'. Aber erst in der Einleitung des zweiten Bandes vernehmen wir, Herr von Maltzahn habe festgestellt, dass diese „von Eckermann hinterlassenen Kollektaneen" Auszüge seien, welche Musculus in Eckermanns und Riemers Auftrage (die Herausgeber nennen sich in umgekehrter Folge ‚Riemer. Eckermann') aus Goethes Tagebüchern und anderen Quellen ausgezogen. Damit wird denn die Behauptung verbunden: „Aus seiner Arbeit gingen die chronologischen Notizen zu Ende der Cottaschen Ausgaben und zum grössten Teil die vielen Daten über die Entstehungszeit Goethischer Gedichte [soll heissen: das ‚Inhaltsverzeichnis'] der Folioausgabe von 1836 hervor". Jene ‚chronologischen Notizen' datieren ja auch erst von der sogenannten Folioausgabe, von wo sie unverändert in die vierzigbändige Ausgabe übergingen. Wir haben gesehen, wie es sich mit dem Inhaltsverzeichnis und der Chronologie jener Ausgabe verhält. Der Leser hätte doch wohl einen Wink gewünscht, wer jener Musculus sei. Es ist derselbe, der unter Riemers Mitwirkung 1835 die ‚Inhalts- und Namensverzeichnisse nach der Ausgabe letzter Hand und dem Nachlasse' (d. h. den ‚nachgelassenen Werken') für die Duodez- und Oktavausgabe anfertigte, die später auch für die vierzigbändige Ausgabe erschienen. Bei dem Inhaltsverzeichnisse können diese Auszüge noch gar nicht vorgelegen haben, da Riemer und Eckermann sie sonst dabei benutzt haben würden; erst als man die für den Schluss der Quartausgabe in Aussicht genommene ‚Chronologie' näher bedachte, schien es geraten, die Tagebücher zu diesem Zwecke nochmals durchzugehen und auch alles sonst dafür noch vorhandene Material zu sammeln, womit denn Riemer Musculus betraute, da er und Eckermann durch die Besorgung der Ausgabe selbst genug in Anspruch genommen waren. Hiernach nennt denn von Loeper im zweiten Bande Eckermann bei Anführung dieser Quelle nicht mehr: sie erscheint unter der Bezeichnung der ‚Auszüge aus des Dichters Tagebüchern' oder der ‚mir vorliegenden Auszüge aus Goethes Tagebuch'; erst S. 398 heisst es: „nach den von Musculus genommenen Auszügen aus Goethes Tagebuch", und S. 530 „nach Musculus' Auszügen aus Goethes Tagebüchern". Aber meist fehlt der Name, und es ist von den ‚Auszügen zur Chronologie von Goethes Werken', ‚Tagebuchauszügen', ‚unsern Tagebuchauszügen' die Rede, bis es endlich ganz ehrlich herauskommt, dass es nur ‚Auszüge aus Goethes Tagebüchern und seinen Briefwechseln'. Warum wurde dies nicht gleich am Anfange mit dürren Worten in der Einleitung gesagt und dieser Quelle später immer unter irgend einer stehenden Bezeichnung gedacht! Zu guter Letzt kommt noch einmal ein neuer t e r m i n u s: ‚Materialien zur Chronologie'. Das Einfachste wäre gewesen, da, wo Angaben aus den Tagebüchern genommen sind, diese, etwa mit dem Zusatze ‚nach Musculus', anzuführen, dagegen, wo der Briefwechsel zu Grunde liegt, nicht erst auf Musculus zu verweisen, etwa mit Ausnahme des Falles, wo dieser einen ungehörigen Schluss aus einer Briefstelle gezogen. Aber das wäre eine unstatthafte Herabwürdigung der ‚Auszüge' gewesen, die ihr Besitzer so hochhält, dass er sie allem andern, selbst der handschriftlichen Datierung und

der eigenen Äusserung Goethes in den ‚Tag- und Jahresheften' vorangehen lässt, wie I, 280. 348, auch der Angabe der Quartausgabe, wie I, 400. 405. 483, und den von mir gegebenen Anführungen Riemers, wie I, 373 (wo Riemer genauer). 375. 377, II, 543. Dass Riemer dasselbe berichtet, wird I, 279 (‚Lust und Qual'). 346. 348. 392 (Riemer ist hier genauer). 399. 423 (wo das Richtigere Riemer mitteilt). II, 341 ganz übersehen. So wird den Auszügen ganz übermässige Ehre in völliger Verkennung des thatsächlichen Bestandes gespendet. Wo wirklich diese etwas Neues aus den Tagebüchern bringen, wollen wir es gern ihnen und ihrem Besitzer danken, aber darüber hinaus reicht ihre Bedeutung nicht, am wenigsten durften sie sich vordrängen, wo ihre Angabe schon von anderer Seite her bekannt ist. Eigentlich hat ja Riemer selbst diese veranlasst, wenn wir es ihm auch verdenken, dass er sie nicht schon voll ausgebeutet hat. Ein paarmal widersprechen die neuen Auszüge den Angaben Riemers, wo denn von Loeper natürlich seinen Eckermann- oder vielmehr Musculus-Papieren ohne jede Begründung den Vorzug giebt. Das Lied ‚Kriegsglück' setzt Riemer nach dem Tagebuch den 14. Februar 1814, Musculus zwei Tage früher. Wessen Angabe ist hier richtiger? hat sich Riemer oder Musculus verlesen oder verschrieben? Von Loeper weiss es. Die Ballade ‚der Gott und die Bajadere' ward nach den neuen Papieren unseres Herausgebers den 6. bis 9. Juni 1797 gedichtet, wobei übergangen ist, dass die Quartausgabe den 9. (ohne Zweifel als Zeit der Vollendung), die handschriftlichen Mitteilungen Riemers den 7. bis 9. haben. ‚Alexis und Dora' wird von Musculus dem 12. bis 14. Mai 1796 zugewiesen; Riemer lässt es einen Tag früher beginnen, was wenigstens nicht unwahrscheinlich ist. Die Ballade ‚der Müllerin Verrath' schrieb Goethe nach Musculus zu Weimar am 12. und 16. Mai 1797, aber in dieser Zeit war er ganz in die Ilias versenkt, seine dichterische Fähigkeit sparte er für Jena auf, und so hat der Riemersche Bericht, den von Loeper todt schweigt, an sich viel mehr Wahrscheinlichkeit; nach diesem gedenkt das Tagebuch des ‚Verrathes' am 16. Juni. Schon am 4. war Goethe nach Jena zurückgekehrt, wo er erst, nachdem er die Aufsätze für die ‚Propyläen' druckfertig gemacht, mit seinen Beiträgen für den Musenalmanach begann, besonders die im vorigen Jahre unvollendet gelassenen Gedichte zum Abschluss brachte. Wir thun Musculus kaum Unrecht mit der Annahme, dass er den Mai und Juni miteinander verwechselt habe. Die ‚Metamorphose der Pflanzen' ist nach Musculus den 17. und 18. gedichtet. Riemer, den von Loeper unerwähnt lässt, hat bloss den 17. angemerkt. Zum ‚neuen Pausias' bemerkt von Loeper: „Zu Jena am 22. Mai 1797 gedichtet (nach Eckermann), jedenfalls beendigt", mit Vernachlässigung der Mitteilung Riemers, die Elegie habe Goethe am 22. und 23. Mai beschäftigt. Wenn von Loeper sagt, ‚Euphrosyne' sei nach Eckermanns Auszügen erst am 12. und 13. Juni 1798 vollendet worden, so konnte doch die Vollendung nur an einem Tage stattfinden und so hat richtig der hier wieder von diesem unbeachtet gelassene Riemer die Vollendung auf den 13. gesetzt, wobei nicht geleugnet sein soll, dass nach dem Tagebuch der Dichter sich auch am 12. damit beschäftigte. Die

Verse ‚Entoptische Farben‘ wurden nach der Quartausgabe zu Jena den 17. Mai 1817 gedichtet, nach den Auszügen von Musculus den 19. und 20., wo es doch auffällt, dass das kleine an Julie von Egloffstein gerichtete Gedicht ihn zwei Tage beschäftigt haben soll. Freilich könnte man geneigt sein, in 17. einen durch die Jahreszahl veranlassten Druckfehler zu sehen, aber für die Richtigkeit des Riemerschen Datums scheint es zu sprechen, dass ein kleines Gedicht an die Schwester von Julie von Egloffstein auf denselben 17. Mai 1817 fällt. Das Gedicht ‚die Weisen und die Leute‘, ohne Zweifel die Vollendung dieses Goethe lange beschäftigenden Scherzes, wird von Musculus auf den 7. Juni 1814 gesetzt; von Loeper übergeht, dass ich in Riemers Aufzeichnungen den 9. fand. An demselben Tage sandte Goethe den ‚Epimenides‘, woran nur noch der Schluss fehlte, an Riemer ab und that sich denn auf diese launige Philosophenhetze etwas zu gute.

Die Zahl der neuen Mitteilungen, die wir den Aufzeichnungen von Musculus verdanken, ist nicht unbedeutend. Zunächst nennen wir die, welche neben Jahr und Monat, die bekannt waren, uns den Tag der Entstehung geben. Dass die Gedichte ‚Nachgefühl‘ und ‚Abschied‘ in den Mai 1797 fallen, stand längst fest; das Tagebuch erwähnt nach Musculus am 24. Mai 1797 ‚zwei kleine Gedichte‘, welche nur diese gewesen sein können. ‚Gewohnt, gethan‘ war nach Riemers Aufzeichnungen zwischen Leipzig und Teplitz nach dem 18. April 1813 gedichtet; als Ort wird jetzt Oschatz, als Zeit der 19. April zwischen 12 und 3 Uhr Mittags genannt; dort ward es jedenfalls niedergeschrieben, war aber wohl schon während der Fahrt bedacht und entworfen worden. Bestimmte Tagesangaben erhalten wir ferner von der ‚Idylle‘ auf den 30. Januar 1813 (den 18. und 19.) und vom Gedichte ‚um Mitternacht‘ (den 13.). Den Monat der Dichtung teilt Musculus von der schon in der ‚Chronologie‘ 1819 gesetzten ‚Metamorphose der Tiere‘ mit, die Goethe erst am 5. Oktober dem Kanzler von Müller vorlas. Für die nach den ‚Tag- und Jahresheften‘ 1817 gedichteten ‚Orphischen Urworte‘ wird auffallend unbestimmt der Anfang Oktober genannt, wonach kein bestimmter Tag im Tagebuch angegeben war; fast könnte man vermuten, die Angabe sei bloss erschlossen. Von Loepers Behauptung: „Demselben [vorangeht ‚aus Anfang Oktober jenes Jahres‘] ist das Gedicht auch in den Tag- und Jahresheften zugeeignet“, ist wenigstens zweideutig, und sollte, der Wahrheit gemäss, nur das Jahr gemeint sein, so wäre es doch wunderlich, dass der ‚Tag- und Jahreshefte‘ nicht drei Zeilen früher vor oder vielmehr statt der ‚Chronologie‘ gedacht worden. Monat und Tag erfahren wir von der Cantate ‚Rinaldo‘ (22. März; das Tagebuch ist genauer), ‚Pfaffenspiel‘ (23. Februar), ‚Schneidercourage‘ (18. April), den zuerst gedichteten Strophen von ‚Howards Ehrengedächtnis‘ (13. December) und den Versen ‚Wohl zu bemerken‘ (6. Oktober). Der Abschluss des ‚Paria‘ wird auf den 17. December (1821) gesetzt. Aber wenn Goethe das Gedicht noch zwei Jahre ungedruckt liegen liess und gegen niemand der Ballade gedachte, so scheint ihn deren Ausfeilung doch noch lange beschäftigt zu haben. Was von Loeper selbst über die Entstehung bemerkt wird, ist unzureichend. Das

in den Sommer 1827 fallende Gedicht auf die Sontag, ‚die neue Sirene', soll an den Tagen des 29. Juli und 21. August gedichtet sein, wobei es doch auffällt, dass das Epigramm den Dichter an zweien, drei Wochen auseinander liegenden Tagen beschäftigt haben soll, und man wünschte gern den Wortlaut der Angabe von Musculus zu kennen, wie man denn überhaupt vom Herausgeber verlangen durfte, dass er über die Art der Eintragungen genau berichtete, damit wenigstens eine Art Controle möglich wäre.

Einzelne Angaben von Musculus sind bedenklich, andere geradezu falsch. Das Lied ‚an Mignon' soll im September 1796 gedichtet sein, wobei die Unbestimmtheit auffällt, da das Tagebuch immer die wirklichen Tage nennt. Schon das Inhaltsverzeichnis hat, was von Loeper übersieht, das Jahr 1796, weil in dieses die Vollendung des Romans fällt. Musculus wählte wohl den September, weil Goethe das letzte Buch zum Drucke absandte, ehe er am 18. August nach Jena ging. Ganz ähnlich setzt er die Elegie ‚Hermann und Dorothea' gleich nach Vollendung des gleichnamigen Epos in den Herbst 1797, wobei er übersieht, dass das Tagebuch derselben im December 1797 gedenkt, wie wir aus Riemers Aufzeichnung ersehen. Das Lied an Mignon war es, das nach meiner Vermutung, der von Loeper zustimmt, Goethe am 28. Mai 1797 als ein dem Freunde noch ganz unbekanntes sandte. Es scheint für den Musenalmanach gedichtet, dessen Ausstattung Goethe erst im nächsten Frühjahr bedachte, während ihn im September, als er in Jena verweilte, ‚Hermann und Dorothea' lebhaft in Anspruch nahm. Kann nun auch nicht geleugnet werden, dass es ihm an Zeit zu einem kleinen Gedichte damals nicht fehlte, so dürfte das Lied ‚an Mignon' doch die allgemeine Bekanntschaft mit dem traurigen Ende Mignons voraussetzen, und der letzte Band des Romans erschien erst nach der Mitte Oktober. — Die ‚erste Walpurgisnacht' soll den 30. Juli 1799 „gedichtet" sein; es kann dies aber nur der Tag sein, an welchem Goethe die ihm längst vorschwebende Idee auszuführen begann. Das Datum habe ich längst in meinen ‚Erläuterungen' nach Riemer gegeben. — Neu, aber durch Verwechslung entstellt, sind die Angaben, Goethe habe die erste Ballade von der schönen Müllerin (‚der Edelknabe und die Müllerin') zu Heidelberg am 26. August 1797 „angefangen", Anfang September zu Stuttgart „beendigt", die zweite (‚der Junggesell und die Müllerin') sei den 4. September zu Stuttgart, die vierte (‚der Müllerin Reue') am 5. und 6. daselbst „entstanden". In den ‚Tag- und Jahresheften' gedenkt Goethe nur der zweiten und vierten: „Anfangs September [daher ohne Zweifel der Ausdruck bei Musculus] fällt ‚der Junggesell und der Mühlbach', den Zumsteeg [zu Stuttgart] sofort komponierte, sodann der ‚Jüngling und die Zigeunerin' [die vierte Ballade]". Goethe hatte sich dabei seines Tagebuches, freilich unvollständig und nicht ohne Missverständnis, bedient, wie der Briefwechsel mit Schiller zeigt, aus dessen genauer Vergleichung von Loeper, hätte er die Sache nicht über das Knie gebrochen und an Eckermanns Unfehlbarkeit geglaubt, die Verwechslung ersehen haben würde. Nach der Äusserung an den jenaischen Freund vom 31. August hatte er damals erst das zweite Lied, „ein Gespräch

zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen“, das er bald zu überschicken hoffte. Die Freude über die Datierung des ersten Liedes von Heidelberg am 26. August liess von Loeper den Widerspruch mit Goethes gleichzeitiger Äusserung übersehen. Dieses zweite Lied blieb aber liegen und Goethe schrieb (nach der Tagebuchangabe von Musculus) am 4. das erste, das er aber erst am 14. aus Tübingen, wo er sich seit dem 7. befand, Schiller übersandte. Dass er die dritte und vierte Ballade schon in Stuttgart am 5. und 6., kurz vor der Abreise nach Tübingen, entworfen, glauben wir Musculus. Die zweite, die ihn lange Zeit beschäftigt zu haben scheint, schickte er Schiller aus Stäfa am 17. Oktober nach der Rückkunft vom Gotthard, das vierte von Nürnberg aus am 10. November. Von diesem allen findet sich bei dem neuesten Herausgeber nichts, er folgt blind den Mitteilungen Eckermanns. Ebensowenig äussert er Bedenken gegen die Behauptung, der Todtentanz sei zu Weimar am 23. August 1813 „verfasst“, wenn anders Musculus diesen Ausdruck verschuldet. Dass dies rein unmöglich, ergiebt sich daraus, dass Goethe ihn schon am 6. Juni, ehe er an die Fortsetzung von ‚Wahrheit und Dichtung‘ ging, von Teplitz zugleich mit der ‚wandelnden Glocke‘ und dem ‚getreuen Eckart‘ sandte. Die Antwort auf Riemers Aufnahme dieser Balladen ist Goethes Brief vom 20. Juni, in welchem er seine Freude darüber ausspricht, dass diese kleinen Gedichte seinen Beifall erhalten. Riemer nennt in einer Anmerkung ausdrücklich auch den ‚Todtentanz‘, und wenn er sich sonst auch wohl einmal bei seinen spätern Anmerkungen zu Goethes Briefen geirrt hat, so dürfte doch jeder Zweifel hier unberechtigt sein, da Goethe des ‚Todtentanzes‘ immer zugleich mit den beiden anderen Balladen, und zwar an erster Stelle, gedenkt. Freilich sagt Riemer in den ‚Mitteilungen‘ (II, 548. 577) nicht ausdrücklich, dass Goethe ihm auch den ‚Todtentanz‘ von Teplitz gesandt, aber nur weil er diesem keinen besondern Artikel gewidmet hat. Goethe las am 24. August den schon von Teplitz geschickten ‚getreuen Eckart‘ und auch den ‚Todtentanz‘ nach Riemers eigenem Berichte diesem vor; beide hatte er noch einmal durchgearbeitet. Also hatte das Tagebuch nur den Tag verzeichnet, an dem er die Ballade neu durchgesehen. Hiergegen kann der Umstand nichts beweisen, dass Musculus die Entstehung des ‚Todtentanzes‘ nicht in den Eintragungen über den Aufenthalt in Teplitz verzeichnet fand, wie die der beiden andern Balladen (freilich ergiebt sich dies vom ‚getreuen Eckart‘ aus von Loepers Angabe nicht mit voller Sicherheit); wir wissen, dass das Tagebuch nicht mit gleicher Regelmässigkeit und Genauigkeit geführt wurde.

Dass nichts darauf zu geben, wenn Musculus ‚die glücklichen Gatten‘, die er ein ‚Familiengemälde‘ nennt, den neunziger Jahren zuschreibt, gesteht von Loeper selbst; dieser meinte wohl, es sei eine Frucht von Goethes eigenem ehelichen Glücke. Den stärksten Beweis seiner Leichtfertigkeit bietet die Bemerkung über die später zu den ‚vier Jahreszeiten‘ benutzten, früher „Vielen“ überschriebenen Distichen: „[1796] Arrangiert einen Redoutenaufzug, wozu Distichen gedichtet werden. Wahrscheinlich, g e w i s s möchte ich behaupten, sind es die-

selben, welche im Musenalmanach 1797 abgedruckt sind.“ Von Loeper hat dies sattsam widerlegt. Dagegen bezweifelt er nicht die Angabe, dass die ‚Weissagungen des Bakis‘ vom Juni bis Oktober 1796 „ausgeführt“ seien. Nach Riemer werden sie im Tagebuch unter dem 23. März 1798 „zuerst notiert“. Dieses Datum übergeht Musculus, wenn von Loeper genau berichtet. Riemers „zuerst notiert“ deutet nicht etwa darauf, dass noch spätere Notierungen sich finden, sondern besagt nur, dass diese auf jeden Tag im Jahre beabsichtigten Sprüche nicht eher begannen oder erwähnt werden; wäre ihrer noch später gedacht worden, so würde Riemer, und gewiss auch der genau nachsehende Musculus, diese Erwähnungen verzeichnet haben. Dazu kommt, dass Goethe in den ‚Tag- und Jahresheften‘ bemerkt, sie hätten ihn nur einige Zeit erfreut. Musculus hatte im Tagebuch keine weitern Angaben über die ‚Weissagungen‘ gefunden, da er ganz unbestimmt nur der Monate Juni bis Oktober gedenkt. Wie er dazu gekommen, diese für gewiss auszugeben, lässt sich freilich nicht berechnen. Dass seine Angaben oft auf Schlüssen beruhen, liegt klar vor. So verrät sich die Herkunft der Behauptung, der Schluss der ‚Ballade‘ (vom Grafen) falle zwischen den Brief an Zelter vom 26. December 1816 und den Schluss des Jahres schon durch die Fassung; nur ob gerade die zwei letzten Strophen fehlen, bleibt doch zweifelhaft. Auch über die Entstehung dieser ‚Ballade‘ ist von Loeper ungenügend kurz; ich habe in meiner Ausgabe der Gedichte Genaueres gegeben. — Dass ‚das Hochzeitslied‘ im Frühjahr 1802 entstanden, beruht einfach auf der Erwähnung Zelters vom 7. April, aber dieser hatte den Anfang schon bei seiner Anwesenheit zu Jena Ende Februar von Goethe erhalten. — Vom ‚Schatzgräber‘ schreibt von Loeper: „Nach Eckermanns Chronologie im Mai 1797, unmittelbar nach dem ‚neuen Pausias‘“, als ob Musculus hier eine neue verbürgte Thatsache berichtete. Freilich führt er an, dass nach meiner Mitteilung das Tagebuch am 1. Mai der beim ‚Schatzgräber‘ zu Grunde liegenden artigen Idee gedenke, wie ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringe, und dass ein Bild in einer deutschen Uebersetzung einer Petrarchischen Schrift diese dem Dichter geboten haben werde, ja er fügt hinzu, dass Goethe sich damals mit Petrarca beschäftigt, nur übergeht er gerade das, was an der Stelle war, dass Goethe mit dem Briefe vom 26. September den ‚Schatzgräber‘ übersandte, und Schillers Urteil von demselben Tage sich darauf bezieht, wie Vollmer mit mir annimmt, und doch auch von Loeper glauben muss, der freilich I, 423 nur sagt, die Äusserung in der Erwiederung auf das überschickte Gedicht beziehe sich nicht auf den ‚neuen Pausias‘. Aber worauf denn? Hat sich von Loeper diese Frage etwa nicht gestellt? Übrigens bin ich es gerade, der die Äusserung Schillers auf den ‚Schatzgräber‘ bezogen hat, und es ist eben nur ein Versehen von mir, wenn in meinen ‚Erläuterungen‘ III, 113 der Zwischensatz „das er recht sentimentalisch schön . . . fand“ sich aus der ersten Ausgabe erhalten hat. Unmittelbar nach dem ‚neuen Pausias‘ könnte der ‚Schatzgräber‘ gedichtet sein, aber unmöglich wäre es auch nicht, dass Goethe nicht bloss die Idee, sondern schon den Entwurf nach Jena mitbrachte und hier erst die letzte Hand daran legte.

Wenn Schiller in jener Erwiderung schreibt: „Übrigens belustigte es mich, diesem kleinen Stücke die Geistesatmosphäre anzumerken, in der Sie gerade leben mochten; denn es ist ordentlich recht sentimentalisch schön!" so ist die Beziehung nicht ganz klar, doch dürfte es am ersten auf den glücklichen Zustand gehen, dessen er sich nach seiner eigenen Äusserung damals in Jena erfreute. — Bei dem ‚Zauberlehrling' entgeht es auch von Loeper nicht, Musculus möge zu seiner Versetzung in den Juli 1797 dadurch bestimmt worden sein, dass Schiller im Briefe vom 23. Juli desselben gedacht hat, obgleich daraus nur folgt, dass dieser das Gedicht schon längere Zeit besessen. Der Standort vor den beiden folgenden Balladen, meint von Loeper, spräche eher für den Mai; aber der Standort im Musenalmanach beweist eben gar nichts, da Schiller, ehe er den Druck begann, alle Gedichte Goethes dazu schon besass und keine Veranlassung hatte, sie chronologisch auf einander folgen zu lassen. Betrachtet man Goethes Balladendichtung dieses Jahres im Zusammenhange (und der Mangel eines solchen Überblicks, wie ich ihn im ersten Bande meiner ‚Erläuterungen' gegeben, rächt sich bei von Loeper gar sehr), so wird man den ‚Zauberlehrling' vor die beiden andern grossen Balladen setzen müssen. Das Gedicht scheint im Tagebuch gar nicht erwähnt zu sein, woher es auch gekommen sein mag, dass Goethe desselben weder im ‚chronologisch-summarischen Verzeichnis', noch in den ‚Tag- und Jahresheften' gedenkt. — Auch wenn Musculus ‚Euphrosyne' vom 8. bis zum 20. Oktober 1797 zu Stäfa entstehen (richtiger entwerfen) lässt, liegt keine Bemerkung des Tagebuches zu Grunde, es ergibt sich nur, dass Goethe nach der Rückkehr aus den kleinen Kantonen in dieser Zeit die Kunde vom Tode der talentvollen Schauspielerin empfing und das Gedicht zu ihrer Verherrlichung anfing. — Endlich gedenken wir noch des später ‚deutscher Parnass' genannten Gedichtes. Von Loeper sagt: „Das Gedicht fällt in den Juni 1798, die Zeit etwa vom 15. zum 20. (nach Auszügen aus Goethes Tagebuch und Riemer II, 543)." Da Riemer nur berichtet, es werde in Goethes Tagebuch vom 15. Juni 1798 der ‚Wächter auf dem Parnass' genannt, so muss die Zeit „etwa vom 15. zum 20." trotz des auffallenden „etwa" von Musculus herrühren. Aber Riemer würde die weiteren Erwähnungen des Gedichts, wenn sich solche im Tagebuche gefunden, nicht übergangen haben, während hier bestimmt nur von einem Tage die Rede ist; dazu kommt, dass Musculus selbst, wo er Erwähnungen an mehreren Tagen fand, diese auch anführt, und, was entscheidend, das Tagebuch am 16. dreier andern Gedichte gedenkt, auf den 17. nach Riemer die ‚Metamorphose der Pflanzen' fällt, nach Musculus gar den 17. und 18., wogegen am 13. ‚Euphrosyne' abgeschlossen ward, dagegen am 14. keine Dichtung erwähnt wird, wonach es wahrscheinlich, dass eben am 15. der Abschluss des vielleicht schon am 13. begonnenen oder wieder aufgenommenen Spottes auf die Sittlichkeitswächter der Poesie gelang.

Aus unserer Verfolgung aller in den Aufzeichnungen von Musculus gebotenen Datierungen ergiebt sich, dass dieselbe manche neue enthalten, die grösstenteils auf den Tagebüchern, aber auch auf dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel und den daraus nicht immer glücklich ge-

zogenen Folgerungen beruhen. Bei den Tagebuchnotizen hätte man gern gewünscht, dass diese Angaben, um sicher beurteilt werden zu können, wörtlich mitgeteilt worden wären. Die Briefwechsel, deren seit Riemer-Eckermanns unverändert gebliebener ‚Chronologie' sehr viele neue erschienen sind, bieten manches Unbekannte, nur bedarf ihre Benutzung sorgfältigster Erwägung. Wenn mein Freund Vollmer, ein ebenso gründlicher wie scharfsinniger Forscher, sich durch einen blendenden Schein einmal verführen liess, die Nachschrift von Goethes Brief an Schiller vom 30. Mai 1798: „Hierbei das älteste, was mir von Gedichten übrig geblieben ist. Völlig 30 Jahre alt", auf das 1799 gedruckte Lied ‚Am Flusse' zu beziehen, so hat er auf meinen ausführlich begründeten Widerspruch (Erläuterungen III, 731) später meine schon 1859 gegebene Beziehung auf die ‚Laune des Verliebten' angenommen, wie sein Register zur vierten Ausgabe des Briefwechsels zeigt. Dies hielt indessen von Loeper nicht ab, das Lied als „Schlussakkord (!)" der ‚neuen Lieder' zu fassen und es in den Sommer 1768 oder 1769 zu setzen. Nachdem er auf Vollmers Aufsatz verwiesen, bemerkt er: „Hiergegen freilich Düntzer in seiner so überaus bescheidenen Weise: ‚Die Vermutung einer frühern Entstehungszeit ist völlig haltlos'." Kannte der Berliner Kritiker nicht die Beziehung auf ‚die Laune des Verliebten', die in jeder Beziehung passt, oder welchen vernünftigen Grund konnte er gegen diese, welchen Scheinbeweis dafür beibringen, dass Goethe dem Freunde ein ungedrucktes Liedchen von 1768 oder 1769 geschickt habe? Aber so genau pflegt dieser es nicht zu nehmen; hat er es ja sogar fertig gebracht, zu ‚Wanderers Nachtlied' I, 320 aus Knebels Tagebuch eine Behauptung anzuführen, die gar nicht darin steht, wobei er sich wohl hütete, die Stelle wörtlich anzuführen, wie sie mir längst vorlag. Dass er „Goethens Verse" gelesen, sagt Knebel so wenig als dass sie auf der Wand des Bretterhäuschens gestanden. Wer Stellen aus Tagebüchern zum Beweise anführt, sollte diese wörtlich geben, selbst wenn sie schon gedruckt sind, was bei den Knebelschen nicht der Fall.

Eine beweisende Kraft haben die von Goethes Hand stammenden Datierungen kleiner Gedichte, wobei man nur berücksichtigen muss, dass dieser später dieselben Sprüche manchmal zu verschiedenen Zeiten auf Denkblättern mit der Angabe des Datums schrieb, so dass nicht immer bestimmt zu behaupten, die Datierung bezeichne die Zeit der Dichtung, nur das beweist sie freilich, dass diese nicht später fällt. Von Loeper hat das Verdienst, auch die handschriftliche Datierung mancher von ihm genau verglichenen Denkblättchen gegeben zu haben. Bei dieser Gelegenheit sei mir die Bemerkung gestattet, dass die Verse ‚Zarte, schattende Gebilde', Nr. 65 der ‚Inschriften, Denk- und Sendblätter' der Ausgabe letzter Hand, wie mir mitgeteilt wird, das Datum „Weimar den 21. April 1818" tragen.

Höchst bedeutsam für die Zeitbestimmung sind auch frühere handschriftliche Sammlungen der Gedichte, wenn sie auch keine unbekannte Datierungen bieten, da sie für die Stücke, welche sie enthalten, wenigstens eine Grenze nach unten bestimmen, wenn die

Zeit der Niederschrift feststeht. Die älteste ist die der Frau von Stein, über die ich ausführlich 1877 in Schnorrs ‚Archiv‘ VI, 96—110 berichtet habe. Zu Grunde lag eine eigenhändige Sammlung, die Goethe 1777 von seinen neu durchgesehenen und verbesserten Gedichten gemacht hatte. Von Loeper hat meine Mitteilungen nicht übergangen, aber wie es sich mit dieser Sammlung verhalte, erfährt der Leser nicht, es ist einfach von der Abschrift der Frau von Stein mit der Jahreszahl 1777 oder 1778 die Rede, erst im zweiten Bande wird ein paarmal auf meinen Aufsatz im ‚Archiv‘ verwiesen. Dass das Gedicht ‚Königlich Gebet‘ sich schon hier vorfindet, wird II, 333 übergangen, obgleich sich daraus ergiebt, dass es nicht nach 1777 fällt, während Herders Abschrift vier Jahre jünger ist. Auch für die Gedichte ‚Legende‘ (‚in der Wüste ein heiliger Mann‘), ‚Ganymed‘, ‚vor Gericht‘, ‚Hypochonder‘ und ‚Menschengefühl‘ ist diese Sammlung das älteste Zeugnis.

Einen höchst bedeutenden Fund hatte Suphan im Jahre 1876 gemacht, worüber er im siebenten Bande der ‚Zeitschrift für deutsche Philologie‘ berichtete. Er hatte in Herders Nachlass mehrere Sammlungen Goethescher Gedichte entdeckt, die Herder selbst abgeschrieben. Die umfangreichste (a) enthält auf sechs Blättern eines in Oktav gelegten Bogens von gewöhnlichem Papier 36 Gedichte in sehr kleiner kompresser Schrift und mit vielen Abkürzungen; auf zwei besonderen Oktavblättern (b) finden sich sechzehn Epigramme; in einem ‚poetischen Sammelbuche‘ (c) stehen sechs Gedichte Goethes, die jetzige ‚Zueignung‘, ‚Wanderers Nachtlied‘ (‚der du von dem Himmel bist‘) und vier Lieder aus ‚Wilhelm Meister‘, aber in einer vom Roman abweichenden Folge, Mignons ‚Kennst du den Ort‘, des Harfenspielers Klage: ‚Wer sich der Einsamkeit ergiebt‘, ‚der Sänger‘ und des Harfenspielers Strophen: ‚Wer nie sein Brot mit Thränen ass‘. Erst nachträglich fand sich, wie Suphan in einem zweiten Aufsatze im ‚Goethe-Jahrbuch‘ von 1881 mitteilte, ein in Oktavform gelegter Briefbogen von feinem Papier (d) mit den Gedichten, die später überschrieben wurden ‚Nachtgedanken‘, ‚an die Cikade‘, ‚der Becher‘, ‚geweihter Platz‘, ‚das Göttliche‘, ‚meine Göttin‘, ‚die Nektartropfen‘, das Parzenlied aus der ‚Iphigenie‘ (IV, 5) und das Gebet aus der ‚dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe‘. Auch ältere Abschriften, die Herders Gattin von Goethes ‚Wanderer‘ und der Uebersetzung des ‚Klaggesangs‘ vor der Weimarischen Zeit gemacht, wurden entdeckt. In dieser Weise und mit genauer Angabe der Folge der Gedichte auch in a und d hätte von Loeper, dem Suphan die Handschriften zur Ausbeute in einer „kritischen“ Ausgabe überlassen hatte, über diesen hochbedeutenden Zuwachs unserer Kenntnis berichten müssen, aber unser Berliner Herausgeber hat eben von einer solchen Forderung, die zu den ersten Pflichten eines Herausgebers gehört, keinen Begriff; ob der Leser eine klare Vorstellung von seinem Apparate sich bilden könne, kümmert ihn nicht. Ergötzlich ist die Art, wie dieser sich abgefertigt sieht. In der Einleitung wird einfach der „für Goethes Gedichte aus der Zeit vor der italienischen Reise so überaus wichtigen, von Suphan bearbeiteten Materialien (!) aus Herders Nachlass“ gedacht. Bei der ‚Zueignung‘ heisst es, verglichen sei Herders

Abschrift des Gedichts in der ältesten Fassung von 1784, wobei auf Suphans ersten Aufsatz verwiesen ist. Wie kann nun der Leser ahnen, in den folgenden Erwähnungen der Herderschen Abschrift bei den Gedichten ‚Mut', ‚auf dem See' u. s. w. sei eine Abschrift aus dem Jahre 1781 (a) gemeint, was er nur entdeckt, wenn er sich den angeführten Aufsatz Suphans näher ansieht. Erst ziemlich spät, bei ‚Wonne der Wehmut', heisst es, die Abschrift sei vom September 1781, und wir hören auch, zwischen welchen Stücken das Lied steht, aber nichts von der Sammlung selbst, obgleich er weiter bei ‚Wanderers Nachtlied 1' des Heftes zu gedenken hatte, in welchem die ‚Zueignung' die ‚Balladen Mignon und der Sänger' stehen, was bei besonnenem Verfahren zur ‚Zueignung' bemerkt sein musste. Bei ‚Wanderers Nachtlied 2' wird nicht erwähnt, dass hier wieder ein ganz anderes Heft gemeint sei, doch treffen wir auf die falsche Behauptung: „Obige Kopie konnte Herder im folgenden Jahre (1781) von der Strophe nehmen". Hat denn von Loeper vergessen, dass alle diese Abschriften nach Goethes eigener Herder mitgeteilter Handschrift gemacht wurden? Weiter wird ohne nähere Bezeichnung „Herders Kopie" angeführt. Erst bei den Balladen ‚Mignon' und der, Sänger' ist „Herders Abschrift aus 1785 oder 1786" mit Verweisung auf Suphans zweiten Aufsatz erwähnt. Aber hier finden wir eine merkwürdige Abweichung v. Loepers. Nach Suphan steht das Gedicht in c, wo ‚Zueignung' und ‚Wanderers Nachtlied 1', also Gedichte von 1784 und 1776, vorangehen; von Loeper dagegen sagt, in diesem „Sammelbande" gingen vorher einige 1782 gedruckte Gedichte, und er lässt ‚Prometheus' in einem „starken Sammelhefte" der Ballade ‚Mignon' und dem ‚Sänger' vorangehen (II, 326). Ich vermag dies nicht zu reimen mit Suphan im ersten Aufsatze S. 207, im zweiten S. 144. Worauf sich die Datierung 1785 oder 1786 gründet, weiss ich nicht. Herder schrieb sich die ‚Zueignung' schon gleich im Jahre 1784 ab, und ohne Zweifel auch die fünf folgenden Lieder, die nicht nach 1784 fallen. Weiter verdanken wir von Loeper die neue Kunde von der in Herders Nachlass gefundenen Abschrift des ‚Königs von Thule' von fremder Hand, deren Text noch älter als der in Seckendorffs ‚Volksliedern' von 1782. Bei den Epigrammen in der Abteilung ‚Antiker Form sich nähernd' hätte man eine genauere Angabe über die Herdersche Abschrift (b) verlangt. Freilich wird bei den einzelnen angegeben, welche Nummer sie in der Handschrift haben, aber stellt man sich diese Angaben mühsam zusammen, so hat man 15 statt 16 Epigramme. Dass die Abschrift 1785 falle, war wenigstens mit einem Worte hervorzuheben. Suphan hatte im ersten Aufsatz S. 230 gemeint, sie könnte von 1788 sein, und es steht wenigstens nichts der Annahme entgegen, dass sie nach der Abschrift der Frau von Stein 1786 bis 1788 gemacht sei. Im zweiten Bande werden einfach Herders Abschriften genannt, zuweilen mit Bezeichnung ihres Standorts in der Sammlung, aber zwischen a und d wird nicht unterschieden, die Jahreszahl nie genannt. Nur bei dem Gedichte ‚die Nektartropfen', die nach Suphan das sechste Stück des Viertelbogens d bilden und vor dem Parzenliede stehen, heisst es, Herders Kopie befinde sich auf einem losen Doppelblatte neben dem Parzenliede.

Wenn von Loeper sich so wenig darum kümmert, dem Leser einen Einblick in den Bestand der Herderchen Abschriften zu verschaffen, so ist es nicht zu verwundern, dass er die kritische Frage ganz unerörtert gelassen, von deren Erledigung die Zeitbestimmung mehrerer Gedichte abhängt. Dass die Sammlungen a und d in das Spätjahr 1781 gehören, kann man im allgemeinen zugeben, obgleich es denkbar wäre, dass die erstere in längerer Zeit hintereinander geschrieben wäre, da die Haltung der Schriftzüge einigemal wechselt, nach dem zweiten Aufsatze (S. 106), wogegen sie nach dem ersten (S. 231) auf einmal zusammengetragen scheint; aber es steht zu beweisen, dass das siebente Blatt von a erst später, im Jahre 1788, geschrieben ist. Suphan selbst gestand dies früher; die neun Gedichte desselben, bemerkte er, seien, wie die verschiedene Dinte und der veränderte Zug der Handschrift zeigten, später, doch gleich hintereinander zu derselben Zeit, geschrieben. Den Beweis, dass dies nach dem Februar 1788 geschehen, entnahm er einem der neun Gedichte. Die Gedichte des siebenten Blattes sind: Gretchens Klage ‚Meine Ruh ist hin', die Ode von Einsiedel: ‚Umschwebst du mich, Götterbild', ‚rastlose Liebe', Klingers Uebersetzung einer schottischen Ballade, die Verse ‚Ich armer Teufel, Herr Baron' und ‚Der Segen wird gesprochen', ‚Nicolai auf Werthers Grabe', Verse auf drei bei Kopenhagen gefundene Urnen und das ‚Nachtlied' auf dem Gickelhahn. Suphan hatte mit Recht darauf hingewiesen, dass, da Goethe am 16. Februar 1788 den Abendsegen (‚Der Segen wird gesprochen') Fritz von Stein mitteilt, der ihn Herders und Fräulein Göchhausen recitiren solle, er erst später (der Brief kam anfangs März in Weimar an) von Herder abgeschrieben sein könne. Aber im zweiten Aufsatze nahm er dieses, wie auch seine frühere Verlegung der Sammlung a in das Jahr 1786, entschieden zurück. Beides ist voneinander unabhängig, die Art, wie Suphan jetzt dem Jahre 1788 entgehen möchte, an sich unhaltbar. Goethe schreibt am 16. Februar 1788 seinem Zöglinge und früheren Hausgenossen Fritz von Stein, er habe jetzt in Rom einen zweiten Fritz, der zehn Jahre älter sei: „Er hat mich auch recht lieb. Da er einen erstaunlichen Abscheu für Schnee, Eis u. s. w. und alles, was von Norden kommt, empfindet, so ist der Abendsegen: ‚Die Zwillinge sind in der Nähe', auf seinen Zustand abgeändert worden. Und wenn er abends bei Tische anfängt einzuschlafen, so wird folgendes recitirt", und nun folgt der ganze Abendsegen, wie er in Herders Abschrift sich findet, nur steht im Drucke des Briefes an Fritz von Stein, wohl durch Versehen „die" statt „drei". Dann fährt er fort: „Ich werde mich freuen, wenn ich den Abendsegen einmal über dich sprechen kann", mit der erwähnten Aufforderung des Recitierens. Nichts kann klarer sein, als dass dieser Abendsegen Fritz Stein ganz unbekannt war, völlig, nicht etwa in einem oder zwei Versen, von dem abwich, den Goethe über ihn zu sprechen gewohnt war; denn wie hätte dieser sich die Mühe geben sollen, ihn ganz hinzuschreiben, wenn er nur wenig abwich, wie hätte er sich nicht mit einem u. s. w. begnügt, wenn die Folge Fritz bekannt war? Der ursprüngliche Abendsegen, der begann: ‚Die Zwillinge sind in der Nähe', war wohl auch Herder und Fräulein

von Göchhausen bekannt, etwa derselbe, den Goethes Mutter über ihren Wolfgang gesprochen, und der eigentliche Spass lag darin, dass Herders, wobei an die ganze Familie zu denken ist, an der völligen Umgestaltung desselben sich ergetzten. Nur die Absicht, um jeden Preis diesen schlagenden Beweis für das Jahr 1788 wegzuschaffen, erklärt es, dass ein Mann wie Suphan sich zur Behauptung verirren konnte, es folge nicht, dass die Reime in Rom gemacht seien, der Scherz könne älter sein und doch wirken, als ob er just für den zweiten Fritz gereimt wäre, obgleich Goethe ausdrücklich sagt, der Abendsegen sei auf den Zustand des zweiten Fritz, des Malers Bury, abgeändert worden. Die Thatsache, dass die Verse von Goethe gerade mit Beziehung auf Bury wesentlich abgeändert sind, lässt sich durch keinen Winkelzug wegschaffen. Suphans Fragen: Wie sollte Herder dazu gekommen sein, die drei kleinen Stücke, ‚Nicolai auf Werthers Grabe', das Urnengedicht und das ‚Nachtlied' auf dem Gickelhahn, so spät nachzutragen und woher hätte er eben damals die Vorlage, zumal zu dem Spottgedicht auf Nicolai, entnommen, verschlagen gar nichts, da die Thatsache vorliegt, und woher die Vorlage gekommen, lässt sich mit ziemlicher Gewissheit sagen. Von Frau von Stein, deren Sohn ihm den Abendsegen recitierte und mit der Herder gerade damals, wo beide mit gleicher Sehnsucht den römischen Freund zurückerwarteten, in innigster Verbindung stand. Nach Suphan weicht Herders Abschrift des Spottes auf Nicolai mehrfach von den bekannten Fassungen ab; ebenso die der Frau von Stein, die gerade in dem einzigen von Suphan angeführten Falle mit der Herderschen übereinstimmt. Hiernach dürfte es denn wahrscheinlich sein, dass Herder auch die anderen Stücke von dieser Freundin Goethes erhalten hatte. Das Gickelhahner ‚Nachtlied' schrieb diese, wir wissen freilich nicht zu welcher Zeit, auf einen Brief Goethes vom 18. September 1780. Es wäre sonderbar, wenn Goethe ihr dieses nicht mitgetheilt hätte. Und von seiner Hand wird sie auch die andern Gedichte zur Zeit, wo er so manches, was er in seinen Papieren fand, an sie schickte, erhalten haben. Sie, die ihr Herz zu dem schon anderthalb Jahr entbehrten Freund trieb, muss einen eigenen Genuss darin gefunden haben, seine Briefe und Alles, was sie von ihm besass, wieder und wieder zu lesen und zu betrachten, und so mag sie auch bei Gelegenheit der Mitteilung des Abendsegens noch andere Stücke, die Herder noch nicht kannte, diesem mitgeteilt haben.

Und dafür, dass nicht alle Stücke des letzten Blattes schon 1781, in welches Jahr nach Suphan die Abschrift der übrigen 27 fallen muss, gedichtet waren, haben wir noch andere Beweise. Alle Gründe, welche man gegen Goethes eigene Datierung des Gickelhahner ‚Nachtliedes' vom September 1783 beigebracht hat, sind hinfällig; sie sind, wie ich längst gegen Goedeke gezeigt habe, auf Sand gebaut, oder beruhen, wie von Loepers Anführung aus Knebels Tagebuch, auf Entstellung. Suphan meint mit Sicherheit eines der Gedichte des letzten Blattes dem Jahre 1781 zuweisen zu können, aber dass gerade dieses später sei, lässt sich schlagend nachweisen. Er bemerkt: „Das kecke Lied: ‚Ich armer Teufel' ist, wie bekannt, in das dritte Buch von ‚Wilhelm

Meisters Lehrjahre‘ verflochten (Kap. 9). An diesem Buche arbeitete Goethe schon im Jahre 1781.“ Nun aber ist allen, welche sich mit der Entstehung des Romans beschäftigt haben, längst bekannt, dass die jetzigen acht Bücher ganz anders eingetheilt sind als die zwölf der ersten Bearbeitung, und dass so das jetzige dritte dem früheren fünften entspricht, das Goethe im Jahre 1784 schrieb, zum Theil Frau von Stein in die Feder diktierte. Man könnte glauben, dass diese Freundin damals eine Abschrift von dem Spottgedicht genommen, das ihr besonders gefallen mochte, wie sie an allem Heitern so gern Anteil nahm, dass sie selbst die unsaubern Verse auf Nicolai abschrieb. Also jene Verse können nicht vor 1784 geschrieben sein. Freilich hat Suphan, ohne etwas davon zu ahnen, bereits eine Vermutung geäussert, durch welche trotzdem ein älterer Ursprung derselben ermöglicht wird. „Die Einlage ist aber wohl älter“, bemerkt er; „es spukt etwas darin von der ausgelassenen Laune der ersten Weimarer Zeit.“ Aber die Bezeichnung als „Einlage“ enthält eine petitio principii; das Gedicht ist aus dem Zusammenhange des Romans hervorgegangen und nur in diesem verständlich, wie es denn überhaupt erst zu erweisen wäre, dass Goethe je früher gedichtete Lieder nachträglich in ein Drama oder einen Roman eingefügt habe. Dass in dem Scherzgedicht etwas an die ausgelassene Laune der Weimarischen Geniezeit erinnere, finde ich nicht; von diesem derben Humor ist keine Spur zu entdecken, vielmehr hält der Witz sich in den Schranken epigrammatischer Feinheit. So muss ich jede Berechtigung zu der Annahme, dass das Gedicht vor 1784 falle, entschieden leugnen. V. Loeper wusste sehr wohl, dass das jetzige dritte Buch im Jahre 1784 entworfen wurde, was aus I, 352 erhellt, und er musste deshalb die Grundlosigkeit der Suphanschen Annahme erkennen, dass jenes kecke Lied 1781 gedichtet sei: doch ihm lag es daran, auch das siebente Blatt dem Jahre 1781 zuzuweisen wegen seiner Behauptung, das Gickelhahner ‚Nachtlied‘ sei schon 1780 gedichtet. Aber dieses Wahngebilde ist jetzt völlig zerstört.

Aus der Herderschen Abschrift ist auch die Zeit des Gedichtes ‚Rastlose Liebe‘ bekannt geworden, das die Datierung „Ilmenau, den 6. Mai 1776“ trägt. V. Loeper freut sich, dass meine Vermutung, es sei vielleicht erst bei der Sammlung der Gedichte im Jahre 1788 gedichtet, dadurch widerlegt wird; auch ich freue mich über diese Entdeckung, und brauche es nicht zu bereuen, eine nach dem damaligen Stande der Sache nicht unberechtigte Vermutung geäussert zu haben. Freilich hat von Loeper Recht, dass es ein geringerer Fehler war, wenn Goedeke auf den 11. Februar 1776 riet, insofern er die Zeit näher getroffen, aber Goedekes Aufstellung war eine seiner Schrullen, für die auch nicht der geringste Schein vorlag; denn das wirklich in dieser Zeit gedichtete Nachtlied hat mit ‚Rastlose Liebe‘ eben gar nichts zu thun, stimmt einen völlig anderen Ton an. Von Loeper selbst erklärte Goedekes Annahme für „fast unmöglich“, wonach sie mehr als ein „Fehler“ war. Aus den Herderschen Abschriften der ersten 27 Lieder von a gewinnen wir eine Grenze nach unten für ‚Grenzen der Menschheit‘, ‚Wonne der Wehmut‘ und ‚Ganymed‘, wie für ‚das Göttliche‘ und

‚die Nektartropfen‘ aus d; denn auch diese Gedichte erhielt Herder nach Suphans Bemerkung kurz nach den am 21. September von Goethe ihm zugesandten der ersten Sammlung, und zwar, wie wir hinzufügen dürfen, am 1. oder 2. Oktober 1781, da er damals, noch keine zwei Tage nach der Rückkehr von Leipzig, Gotha besuchte, von wo er erst am 15. Oktober zurückkehrte. Jene beiden Gedichte hatte er beizufügen vergessen, als er am 21. September die erste Sammlung dem Freunde zusandte. Was das in Verse geteilte Parzenlied aus der ‚Iphigenie‘ betrifft, so bemerken wir, dass dessen Versabteilung völlig verschieden ist von der von Goethe 1780 gemachten (vgl. meine Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen S. 78 f.). Gerade im Jahre 1781 war Goethe mit einer neuen prosaischen Umschrift des Stückes beschäftigt, die er im November vollendete. Im Parzenliede stimmen der erste Entwurf und die Fassung von 1781 bis auf eine Kleinigkeit überein, die schon 1780 geändert wurde.

Recensionen.

Das Endinger Judenspiel, zum ersten Mal herausgegeben von Karl von Amira. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts No. 41). Halle, Max Niemeyer. 1883. 60 S.

Besprochen von R. Sprenger.

Das hier zum ersten Mal veröffentlichte Volksschauspiel, welches im Jahre 1616 in der breisgauischen Stadt Endingen am Kaiserstuhl unter grossem Volkszulauf gespielt worden, beruht auf einer geschichtlichen Begebenheit: Um 1462 wurde dort eine christliche Bettlerfamilie ermordet, als deren Mörder 1470 mehrere Juden eingezogen, zum Geständnis gebracht und verbrannt wurden. Der Dichter des Schauspiels, dessen Form die im 16. Jahrhundert hergebrachte ist, sucht die Gesetze der Schriftsprache zu beobachten, verfällt aber jeden Augenblick in den alemannischen Dialekt. Über die Person des Dichters hat sich der Herausgeber keinerlei Vermutung gestattet, doch steht wohl fest, dass derselbe dem gelehrten Stande angehörte, da er dem Bettler den Namen des Irus der Odyssee giebt; da er auch historische Kenntnisse verrät (vgl. Einleitung S. 9 f.), möchte ich in ihm am ehesten einen gelehrten Stadtschreiber vermuten. In der heimischen Litteratur scheint er wenig bewandert, da irgend welche sichere Anklänge an ältere Dichtungen gänzlich fehlen; auch der eigentümliche Reim V. 1641 lässt auf keine Entlehnung schliessen. Die Ausgabe, welcher sieben Hss., von denen aber nur vier für die Kritik in Betracht kommen, zu Grunde liegen, scheint sorgfältig. Doch hätte der Hg., da keine der Hss. direkt auf

das Original zurückgeht, der Conjekturalkritik mehr Raum gewähren dürfen. So durfte z. B. serben V. 35 unbedenklich in den Text aufgenommen werden. 756 war zu schreiben: solt du der juden müssig gahn und zu erklären 'du sollst dich nicht um die Juden kümmern', während dem offenbar verderbten Verse 1619 aufgeholfen ist, wenn wir schreiben die sochten (Hs. solchen) mort 'die Mord versuchten, verübten' (s. Lexer s. v. suochen). Zur Erklärung des Textes bemerke ich folgendes: unverwert in V. 835, 979 u. ö. ist nicht zu verwerden, welches stark flektiert, sondern zu verwerten zu stellen; übrigens ist das part. Adj. unverwert bei Lexer vielfach belegt. V. 958 war bei beckher auch auf die ursprüngliche Form bêgehart (s. Lexer s. v.) zu verweisen. Über zennen V. 1813 vgl. auch Lexer s. v. zannen. leiden V. 1854 ist nicht zu mhd. lîdenlich zu stellen. Das Wort kommt so z. B. in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig ed. Tittmann S. 123, Z. 14 vor: Er gab seinem Bedünken nach leiden gut Ding für. Vgl. auch das Register zu Schades Satiren und Pasquille a. d. Reformationszeit. Betreffend No. 45 des Personenverzeichnisses halte ich es nicht für wahrscheinlich, dass Narren in beiden Handschriftengruppen übereinstimmend aus Knaben verderbt sei. Sollte nicht etwa der Schreiber, welcher dasselbe aufstellte, diese Bezeichnung aus der Anrede des zweiten Puer an den ersten V. 1862 (Du narr) entnommen haben?

Das Büchlein verdient die Aufmerksamkeit auch der Juristen, denen das eigentümliche Gerichtsverfahren gegen die Juden, welches der Hg. S. 10—12 der Einleitung eingehend bespricht, interessant sein wird.

Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (E. Hoppe) 1883. 4 M.

Besprochen von Wilhelm Buchner.

Heinrich Düntzer hat mit der erneuten berichtigten Herausgabe von Carl Augusts Briefen an Knebel und Herder sich den Dank eines jeden erworben, welcher für die Zeit unserer klassischen Litteratur lebhafteres Interesse hat. Die Briefe des Herzogs an Knebel erschienen zuerst 1835 im ersten Bande von Knebels Literarischem Nachlass und Briefwechsel, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. Varnhagen gab nur seinen Namen zu der Veröffentlichung her; dagegen fand Mundt einen freiwilligen Gehülfen und Ratgeber in dem Sachsen-Weimarischen Kanzler von Müller, welcher eine Abschrift der Briefe besorgte, die ohne genauere Prüfung dem Drucke zu Grunde gelegt ward. Nach dessen Vollendung fand Varnhagen, dass Kanzler von Müller, ohne Zweifel der Meinung, er müsse die schwarze Wäsche seines genialen Herzogs ein bischen vorauswaschen, nicht bloss eine Anzahl kräftiger Stellen in dessen Briefen unterdrückt, sondern

ausser etlichen weniger wichtigen Zetteln den sehr bedeutsamen Brief vom 31. Oktober 1797 stillschweigend beiseite gelegt hatte. Es war das die Art, wie man damals die Briefwechsel unserer grossen Männer, in usum Delphini zurecht gemacht, veröffentlichte. Varnhagen entdeckte erst nach dem Abschlusse des Druckes diese offenbaren Unterschlagungen und stellte Düntzer 1852 eine berichtigte Abschrift zur Verfügung; dank derselben erhalten wir dreissig Jahre später einen, soweit es jetzt, ohne dass die Urschriften uns vorliegen, möglich ist, vollständigen und berichtigten Abdruck der Briefe des grossen Herzogs an Knebel.

Fünfzig Jahre sind freilich in unserer schnelllebenden Zeit lange genug, um auch bei einem regierenden Herzoge unverstümmelte Wiedergabe seiner Äusserungen möglich zu machen. Im Jahre 1835, sieben Jahre nach Carl Augusts Tode, mochte man vor manchem dreisten oder derben Worte des genialen Mannes einen sanften Schauder empfinden; uns, denen Carl August und sein Hof und alle, die daran aus und ein gingen, längst zu geschichtlichen Persönlichkeiten geworden sind, stören solche Natürlichkeiten, solche Überbleibsel der Genie-Periode nicht mehr; wir wissen viel zu sehr den grossartigen Kleinfürsten, welcher in seinem Ilm-Athen die erleuchtetsten Geister Deutschlands zu vereinigen und durch die Kraft seiner stets anregenden, stets hilfsbereiten Persönlichkeit festzuhalten wusste, zu würdigen, um uns durch diese oder jene Ungezwungenheit des vertrauten Freundeswortes stören zu lassen. Auch dieser berichtigte Neudruck der Briefe Carl Augusts an Knebel lässt uns den Herzog nicht in einem anderen Lichte erscheinen als bisher; was uns vor allem erfreulich berührt, ist die wahrhaft grossartige Gestalt des Herzogs gegenüber dem Freunde, dessen unerschöpfliche Launenhaftigkeit er mit gleich unerschöpflicher Geduld erträgt, dem er, obgleich Knebel amtlos nur von des Herzogs Gnadengehalt lebte, nie den Gebieter zeigt, wenn er auch gewissenhaft genug ist, dem Freunde nicht ein Amt zu übertragen, zu welchem demselben nicht bloss die Vorbildung, sondern auch die Stetigkeit und Arbeitsfähigkeit eines Goethe mangelten; es liegt die Vermutung nahe, dass mancher Zug in Goethes Tasso von Knebel abgenommen ist. Wer Hochachtung vor Carl August bekommen will, der lese diese Briefe des allezeit geduldigen, allezeit freundschaftlichen Herzogs an den ewig missvergnügten, von Zeit zu Zeit seinem Herrn, um einen Ausdruck Luthers zu gebrauchen, den Sack vor die Füsse werfenden Knebel; er sehe, wie sogar in seinen Derbheiten der Herzog diesem unverbesserlichen Frondeur gegenüber sich als den achtungsvollen nachsichtigen Freund zeigt; er sehe zugleich, wie Carl August in diesen hingeworfenen Briefen sich als einen wahrhaft geistreichen, beherrschenden Menschen zeigt. Nur ein paar Stellen mögen davon Zeugnis geben. So macht u. a. der Herzog dem Freunde 1780 den umfassenden Plan zu einer Schweizerreise und schreibt ihm, als die Reise zu Ende ging:

> Wenn Du dich lange genug herumgetrieben, so komme wieder. Beobachte doch eins! Wenn du Bedürfniss spürst zurückzukehren, so halte an dir! Folge nicht gleich deiner Neigung, sondern streiche

noch etwas wider Willen herum, so dass das Bedürfnis äusserst werde. Zweitens hüte dich, dir irgend etwas vorzusetzen, was du treiben wolltest, wenn du zurückkehrst, lasse dich dem Schicksal über und mache dir keinen Plan vom Leben noch Verhalten. Das Schicksal ist bei grossen Veränderungen Feind von Plänen und macht sie mit unsern Schmerzen eitel. Leb wohl, Lieber!

Als dann Herbst 1781 Knebel seines Amtes als Erzieher des Prinzen Constantin enthoben wird und einen Ruhegehalt von 600 Thlr. empfängt, so nahm das Knebel, welcher nach einem ausgedehnten amtlichen Wirken strebte, ohne doch die erforderliche Ausdauer und Arbeitskraft zu besitzen, gewaltig übel und gedachte fortzugehen. Carl August schreibt ihm am 4. Oktober 1781 einen langen, klassisch schönen Brief und darin die wahrhaft herzbewegenden Worte:

Sind denn die, die sich deiner Freundschaft und Umganges freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, dass du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Aktenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, dass du nirgends ein Plätzchen findest, wo du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Grosses, die innere Existenz verbessernd, veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, dass du für unser Brod, so furchtsam und unstät, dass du für unsere Sicherheit arbeiten musst? Sind wir nicht mehrerer Freuden als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuss finden, wenn du, von dem Dreck und Gestank des Weltgetriebes Reiner, deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauss von den Blumen des Lebens gebunden uns vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, dass wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuen, wenn sie schön in demselben aufgefasst sind? Sind wir blos zu Ambossen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter aushaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe ebenso sehr sein Dasein schuldig als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit zubringt, aus fremden Ländern Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen und auszulesen? Muss er nicht etwa auch das Schmiedehandwerk daneben treiben, um seine Existenz recht auszufüllen?

Bist du nun so im Bösen, so über dich selbst verblendet, dass du leugnen könntest, du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest du uns gering genug, dass du glauben könntest, wir würden dich so lieben, wie wir dich thun, wärest du uns hierinnen unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreissen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz

ergreifen und dich, Gott weiss wohin, unter Menschen, die dich nichts mehr angehen oder mit denen du kein reines und dir gewohntes Verhältniss hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall befleckt ist?

Und warum? Um etwa ein paar Cancellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die dir deine Semmel, die du mehr hast als sie, beneiden, weil du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst du dich flüchten? Nimmst du nicht überall deine paar Semmlein mit, die du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, deine sehen und sie beneiden werden? Wirst du deren ihren Neid besser aushalten? Dich, weil du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als du es hier sein möchtest? Siehst du etwas Erreichbares vor dir, das dir das, was du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiss? Schlägt's fehl, kann's deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herumzuirren? Willst du also das Beständige fürs Unbeständige hingeben? Ist eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? muss sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur ferner befürchten können, ist's dann nicht weiser auszuhalten, als aufs Ungewisse und aufs nicht in die Ferne zu Übersehende zu wagen? Wem bist du mehr Nutzbarkeit schuldig als denen, die dich lieben, und wem nützest du dann weniger, wenn du alles zerreissest, was dich bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was du für sie thatest, und dich ihnen fremd und abgebunden machst? Achtest du dich so wenig oder hältst du dich für so allein, dass du glaubst, höchstens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande lösest, die uns mit dir verbinden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reisst, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen?

Lass uns die Sache nicht so feierlich nehmen und das Übel nicht für so unheilbar halten! Ist's deiner Natur gut sich zu verändern, so reise! Da du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet dich, Glücklicher, keine Stunde. Gehe also deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniss von Bewegung und Luftwechsel nach, kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich Ulyssen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist? —

Ist das nicht völlig, als ob man Alfons zu Tasso reden hörte?

Es liesse sich noch manches geist- und gemütvolle Wort hervorheben, wenn der Raum dazu vorhanden wäre. Bemerkt werde noch,

dass die Reihe der 56 Briefe im Oktober 1779 beginnt und Eingang 1800 schliesst. Die zeitweilig eintretenden Pausen und das endliche Verstummen des Briefwechsels erklären sich aus Knebels oft recht launenhaftem und unliebenswürdigem Gebaren; das hinderte Carl August nicht, beim persönlichen Zusammentreffen mit dem alten Freunde immer gleich teilnehmend und wohlwollend zu sein.

Ein anderes Mitglied des Weimarer Musenhofes, welches nicht minder des Herzogs Geduld und Nachsicht in Anspruch nahm, war Herder. Auch die an ihn gerichteten Briefe Carl Augusts sind zum grösseren Teile schon 1845 im Weimarischen Herder-Album gedruckt worden; sechs weitere hat Düntzer 1859 im Morgenblatt veröffentlicht. So kann es uns nur willkommen sein, diese 27 Schreiben hier nach so langer Frist erneut und vereinigt zu finden. Es ist erklärlich, wenn der Herzog gegen seinen Hofprediger und Konsistorialpräsidenten einen anderen Ton anschlägt, als gegenüber Knebel, welcher ihm als Adeliger und Offizier näher stand. Die hin und wider derben Spässe des Fürsten waren einem Herder gegenüber nicht am Platz; der Briefwechsel beschränkte sich im wesentlichen auf kürzere Mitteilungen geschäftlichen Inhalts, zwischen welche wohl auch längere Äusserungen über Herders Schriften, über die Erziehung des Erbprinzen etc. sich mischen; ein eigentlich vertrautes Verhältnis fand nicht statt, war auch bei der entschieden feindseligen Stellung, welche der leidenschaftliche Herder und seine leidenschaftlichere Frau gegenüber dem allezeit wohlmeinenden Herzog einnahmen, nicht wohl möglich. Die Briefe gehen vom Spätjahr 1781 bis zu Herders Tode Ausgang 1803.

Heinrich Düntzer hat die Briefe mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen, welche sich mit unbedeutenden Ausnahmen darauf beschränken, das wirklich zum Verständnis Notwendige mitzuteilen. Der Druck ist bis auf etliche Kleinigkeiten korrekt. S. 35 muss es sicher heissen: Goethe hat angefangen, seinem (d. h. Miedings) Andenken einen Kranz à sa (nicht la) façon zu weihen. Das Urselerthal heisst gegenwärtig nicht Ursener, sondern Urserenthal; ich habe eine erbärmliche Balourdise (nicht Barloudise) gemacht, schreibt der Herzog an Herder. Einen Druck- oder Lesefehler kann ich nur durch eine Konjektur verbessern; S. 23 bestellt Carl August in Chamouni zwei Pfund Lärchensamen und ebensoviel Semence d'Aroles. Das Wort findet sich in keinem Wörterbuch; ich lese dafür Erable; der Ahorn ist in den Hochalpen besonders schön.

Adolf Stern, Geschichte der neueren Litteratur. 5 Bände. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1882—83.

Besprochen von Ferdinand Sonnenburg.

Die vorliegende ‚Geschichte der neueren Litteratur' berücksichtigt alle christlichen Völker Europas. Genau genommen würde eine Besprechung dieses Buches über das Programm der ‚Akademischen Blätter'

hinausgehen, aber eine Betrachtung, welche nur die auf deutsche Litteratur bezüglichen Teile dieses Werkes herausheben wollte, würde dem Verfasser niemals gerecht werden können. Es sei mir also gestattet, das Ganze zu überschauen.

Den Plan des Verfassers zeigen die Ueberschriften, welche er den einzelnen Bänden vorgesetzt hat: 1. Frührenaissance und Vorreformation. 2. Hochrenaissance und Reformation. 3. Gegenreformation und Akademismus. 4. Klassicismus und Aufklärung. 5. Die Rückkehr zur Natur und die goldne Zeit der neueren Dichtung. Schon diese Titel zeigen, dass der Verfasser nicht auf dem ausschliesslich historischen Wege einherschreitet, auf dem die Schreiber weitverbreiteter „Litteraturgeschichten“ der letzten Jahre sich mechanisch von ihrem Stoffe weiter schieben lassen; es begegnet uns hier vielmehr eine organische, wohldurchdachte Entwicklung. Mit Recht steht am Eingange der „neueren Litteratur“ die gigantische Gestalt Dantes, in ihm erscheint auf poetischem Gebiete christlicher Zeit das erste vollendete Individuum; vor ihm war alle Dichtkunst mehr — wenn ich so sagen darf — Gildenarbeit, mit allen Vorzügen und allen Mängeln dieser Arbeit; man stelle Wolframs Parzival der Göttlichen Komödie gegenüber — Wolfram wird von dem ganzen, vollen Strome der Ideen seiner Zeit getragen und er schwimmt mit diesem Strome; wie hoch und vereinsamt schwebt der Dichter des „Inferno“ über seiner Zeit! Wie markig tritt seine Gestalt mit den ausgeprägtesten Zügen vor unser Auge! Und Ad. Stern hat es vortrefflich verstanden, uns ein ausdrucksvolles Bild des grossen Florentiners zu zeichnen. Hier, wie bei allen bedeutenden Männern seines Buches, giebt er zuerst eine ausführlichere biographische Skizze, und das ist ein besonderer Vorzug seines Werkes, denn die Persönlichkeit des Dichters zu kennen ist der natürlichste Weg zum tiefern Verständnis seiner Werke; wie schmerzlich entbehren wir diese Kenntnis bei Shakespeare! Auf die Biographie folgt eine Analyse der Göttlichen Komödie, und danach eine Abhandlung über die Bedeutung derselben und eine Übersicht über Dantes übrige Dichtungen; durch das Kapitel ‚Nachahmung und Nachwirkung Dantes‘ wird das ganze Bild vervollständigt. Schon in diesem ersten grossen Bilde treten zwei Eigenschaften hervor, die dem Verfasser fast in seinem ganzen Werke treu bleiben: es ist eine angenehm berührende klare, oft beinahe kühle Objektivität des Urteils und ausserdem die Fähigkeit, in grossen, markigen Zügen eine ausgeprägte, ausdrucksvolle Gestalt zeichnen zu können.

Ein Urteil dieser Art ist natürlich das erste Erfordernis des Kritikers; nur derjenige gewinnt es, der seinen Stoff vollkommen beherrscht, denn „nur die Fülle führt zur Klarheit“. Die Klarheit kann aber auch zur Kälte führen und an dieser Klippe ist der Verfasser nicht überall glücklich vorüber gekommen. Ja an manchen Stellen wird die Darstellung trockenschematisch, z. B. Bd. II bei Hans Sachs und Fischart, während der voraufgehende Luther ganz vortrefflich gezeichnet ist; Bd. IV in den letzten vier Kapiteln über Diderot u. s. w. finden wir zum grossen Teil nichts als ein dürres Gerippe von Namen und Zahlen. So etwas

gehört in ein Register zum Nachschlagen, aber nicht in eine Arbeit, die auch in der Form mustergültig sein muss — und es bei dem vorliegenden Werke in den meisten Teilen auch wirklich ist. An diesen und noch manchen andern Stellen der Art bliebe die Feder für eine neue Auflage anzusetzen.

Kehren wir noch einmal kurz zur Besprechung Dantes zurück, so wäre noch lobend hervor zu heben, dass bei diesem, so wie bei allen andern Schriftstellern die besten Ausgaben ihrer Werke, bei den fremden auch die besten Übersetzungen angegeben sind. Dem Leser ist dies eine notwendige Handhabe zum eigenen Studium. Warum hat aber der Verfasser gerade bei Dantes Göttlicher Komödie, deren erster Teil an ästhetischem Werte die beiden folgenden so hoch überragt, nicht auch eine Einzelübersetzung des ‚Inferno' angeführt? Zumal da hier eine so vortreffliche Arbeit vorliegt; ich meine das viel zu wenig bekannte Buch: Dante Alighieri, die Hölle. Übers. von Julius Braun. Berlin 1863, Enslin.

An Dante schliessen sich nun zunächst die grossen Italiener des 14. Jahrhunderts an, und dann sehen wir in stetiger Folge alle bedeutenden Erscheinungen der gebildeten Völker Europas an unseren Augen vorüberziehen; allgemeiner gehaltene, zum Teil geschichtliche und kulturgeschichtliche Abhandlungen, knapp und inhaltreich, vermitteln die Übergänge und zeigen immer wieder auf die allgemeine Harmonie der Gesamtentwicklung zurück. Besonders glänzende Partien sind die Kapitel ‚Cervantes', ‚Lope de Vega', ‚Calderon', ‚Camoëns'. Die Dichter jenseit der Pyrenäen scheinen sich einer besonderen Vorliebe des Verfassers zu erfreuen; freilich verdienen sie es auch in reichem Masse, dass man sich eingehend mit ihnen beschäftigt; hat je ein Dichter seine hinreissenden Verse anmutiger, melodischer, blendender und berauschender geschrieben als Calderon?

Der fünfte Band ist vorwiegend unserer deutschen Litteratur gewidmet, er umfasst auf diesem Gebiete die Zeit von Klopstock bis auf Uhland und Grillparzer. Abgesehen von dem Missstande, dass auch gerade dieser Band stellenweis mit Material überladen erscheint, verdient seine zuverlässige, objective, reife, geschmackvolle Darstellung hohes Lob; es ist eine Freude zu sehen, wie hier in scharfem Gegensatze zu der heute breit wuchernden Plattheit wegelagernder Kritikaster jedes Urteil sich auf gründliches Studium und charaktervolles Wissen stellt. — Ein sechster Band, den die Verlagshandlung verheisst, wird hoffentlich auch die junge amerikanische Dichtung berücksichtigen.

Was das Äussere betrifft, so wäre es sehr erwünscht, wenn manche Schwerfälligkeiten des Stils noch ausgemerzt würden. Bd. I S. 134 stehen die Worte: „Wie lebendig stehen die ausgeführteren Pilgergestalten" — und erst nach 51 Zeilen folgt auf der nächsten Seite der Schluss des Satzes „vor jedermanns Augen". Solche Beispiele finden sich öfter. Auch der Ausdruck ist der Verbesserung zuweilen bedürftig: I, 27 steht „Knabenliebe" in der Bedeutung „Liebe des Knaben" — warum ist das erste Wort, dem der gemeine Sinn so stark anhaftet, nicht vermieden? —

Fassen wir alles zusammen, so werden wir zu dem Urteil gelangen, dass wir in dem vorliegenden Werke eine Arbeit besitzen, die gleich sinnvoll in ihrer Anlage, wie korrekt in ihrer Ausführung ist. Diese Litteraturgeschichte Ad. Sterns gehört in die Reihe der besten Erzeugnisse, die wir auf diesem Gebiete aufweisen können; sie ist ein schönes, gediegenes Buch, das jeder Leser, dem es um ernste Arbeit zu thun ist, mit dem Vertrauen in die Hand nehmen kann, dass er diesem Führer unbedingt und getrost folgen darf.

Zuschriften an den Herausgeber und deren Beantwortung.

Geehrter Herr.

Nachdem auch Ihre neuen akademischen Blätter I p. 34 die Vermutung ausgesprochen haben, es müsse in der Minna von Barnhelm der Chevalier Riccaut sich einen Seigneur Pret-au-Vol nennen und dabei die Gegenwart (43) und ein früherer Aufsatz in der Augsburger A. Zeitung von Elze erwähnt wird, erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, dass ich die Konjektur bereits 1868 in der Einleitung zu dem Stück, das damals in der Groteschen Buchhandlung erschien, vor Elze*) aufgestellt habe. Ob man sie gegen des Dichters eigene Handschrift in den Text nehmen darf, ist mir trotzdem zweifelhaft. — Ihnen diese Zeilen zu beliebigem Gebrauche überlassend

mit aller Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. G. Wendt.

Karlsruhe (Baden), 10. 12. 1883.

*) Elze hat die Konjektur in der ‚Allgemeinen Ztg.' vom 4. Juli 1869 veröffentlicht (s. ‚Gegenwart' 1883 (48), 351). O. S.

Brieg, d. 15. Dez. 1883.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir zu den sehr ansprechenden Emendationsversuchen von Direktor Buchner (Heft I, S. 33 ff.) die Bemerkung:

Sollte Nathan der Weise II, 5 die Lesart „Stamm" nicht noch näher liegen als „Baum"?

Hochachtungsvoll
ergebenst
Dr. Bielschowsky,
Oberlehrer a. d. Königl. Ober-Realschule.

Geehrter Herr!

Die Konjektur zu Nathan „Der grosse Stamm etc." hat den Vorzug, dass sie der bisherigen Lesart „Mann" nach Zusammenstellung der Buchstaben noch näher kommt als mein „Baum". Andrerseits drückt „Baum" den beabsichtigten Gedanken, wie mir scheint, klarer aus als „Stamm". Übrigens ist das mehr Gefühlssache; ich erkenne gern an, dass einem zwischen den beiden Konjekturen die Wahl schwer werden kann.

Mit ergebenster Empfehlung

Buchner.

Crefeld, 18. 12. 1883.

Ob „Mann" verdruckt oder von Lessing verschrieben ist, lässt sich nicht entscheiden, da das Original-Manuskript des Nathan nicht mehr vorhanden ist. In dem handschriftlich erhaltenen ersten Entwurf (im Besitz des Banquiers Ernst Mendelssohn-Bartholdy in Berlin, abgedruckt von Guhrauer nach einer Abschrift Danzels, ferner von v. Maltzahn, korrekter in der Hempelschen Ausgabe XI. 2. Abth., S. 777 ff.) fehlen die fraglichen Worte. Der Umstand, dass in allen alten, d. h. bis zu Lessings Tode erschienenen Ausgaben „Mann" steht, beweist nicht viel gegen die Möglichkeit eines Druckfehlers, da Lessing sich um die neuen Ausgaben seiner Werke nicht eben zu bekümmern pflegte, und also ein Druckfehler, der sich in die erste eingeschlichen hatte, sehr leicht auch in die späteren übergehen konnte. In dieser Beziehung ist ein an mich gerichteter Brief des Herrn Landgerichtsdirektors Lessing in Berlin lehrreich, welchen ich nachstehend zum Teil abdrucken lasse.

O. S.

Berlin, d. 21. Dez. 1883.

Hochgeehrter Herr!

W. Buchner hat ganz Recht, Lessing war kein Korrektor; seine Briefe bestätigen wiederholt, dass er nicht gern korrigierte, dass sein wesentliches Interesse mit dem Erscheinen des Werks erloschen war. Da ich die Ausgaben des Nathan Wort für Wort verglichen, um den möglich ursprünglichen Text zu finden und für meine Ausgabe zu benutzen, da ich ferner mit einer gleichen Arbeit für die Minna eben fertig geworden, so kann ich das nur durchaus bestätigen, soweit mir diess von meinem bescheidenen Standpunkte gestattet ist. Einen positiven Beweis aber gewährt der Einblick in die von Lessing selbst korrigierte erste Ausgabe des Laokoon, die, obwohl er einzelne Partieen drei- bis viermal durchsah, dennoch eine grosse Zahl von unzweifelhaften Druckfehlern enthalten hat. Ich besitze das Korrekturexemplar Lessings.

Für mich ist es unzweifelhaft, dass jede spätere Ausgabe der Minna wie des Nathan eigentlich nur ein Abdruck der früheren Ausgabe ist.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung

ergebenst

Lessing.

Zerbst, d. 12. 12. 1883.

Verehrter Herr!

Gestatten Sie mir, einigen Bemerkungen hier Raum zu geben, die ich beim Lesen des 1. Heftes der ‚Akademischen Blätter' gemacht habe: 1) p. 3

wird für die Taufe des Erbprinzen der 15. Februar 1783, Lewes II p. 47 aber der 5. Februar angegeben. 2) auf derselben Seite der ‚Akademischen Blätter' heisst es, eine Kantate Herders sei zum Vortrag gekommen, bei Lewes an demselben Orte wird dies von einer Kantate Wielands behauptet; welche Angaben sind nun richtig? 3) p. 4 der ‚Akademischen Blätter' finde ich „Plotz" als fragliche Lesart bezeichnet, das Wort ist aber in den Dialekten vorhanden; bei uns zu Hause (in Mitteldeutschland) sagt man „uf'n Plutz", was mit dem von Herder gewählten Ausdrucke identisch ist; übrigens ist von dem „Plotz" wohl das Adverb „plötzlich" abzuleiten.

Mit grösster Hochachtung
ergebenst

Dr. Hermann Wäschke,
Oberlehrer.

Ad 1. Unser Mitarbeiter setzt nicht die Taufe, sondern die Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich auf den 15. Febr. an („der Brief Nr. 2 bezieht sich auf die Taufe des am 15. Februar geborenen Erbprinzen"). Was die Daten selbst betrifft, so werden dieselben auch in wissenschaftlich gehaltenen Werken verschieden angegeben. Wir haben daher Herrn Dr. Reinhold Köhler in Weimar gebeten, das Taufregister der weimarer Hofkirche einzusehen, und erhalten die Antwort: Karl Friedrich ist Sonntag den zweiten Februar 1783 früh gegen drei Uhr geboren und Mittwoch den fünften abends sechs Uhr getauft worden.

Ad 2. In Bezug auf die bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen zum Vortrag gekommenen Kantaten können die Angaben unseres Mitarbeiters und Lewes' neben einander bestehen. Herders Kantate findet sich W. (Hempel) I, 559—563, Wielands W. (Hempel) XXIX, 233—236.

Ad. 3. Die Lesart des Herderschen Briefes „auf den Plotz" ist richtig. Vgl. Daniel Sanders, ‚Wörterbuch der deutschen Sprache', 2. Bd., 1. Hälfte, S. 565.

O. S.

Thatsächliche Berichtigung.

S. 40 f. dieser Monatsschrift macht Düntzer den Herausgebern der Studien zur Goethe-Philologie den Vorwurf, dass sie das ‚Hochzeitlied' mit der Verheiratung der Anna Schönkopf in Verbindung gebracht hätten, trotzdem es sich schon im Liederhefte der Oeser finde. So viel wir aus Jahns Briefen Goethes an Leipziger Freunde S. 217 entnehmen konnten, findet sich das Lied allerdings in einer Abschrift in Friederikens Nachlass vor, dem handschriftlichen Liederbuche gehört es nicht an. Es konnte also sehr wohl später an Friederike Oeser geschickt sein.

Die Herausgeber der
„Studien zur Goethe-Philologie".

Antwort.

Freilich sollte statt des ‚Liederheftes' des ‚Nachlasses' von Friederike Oeser gedacht sein; aber an der Sache ändert das kaum etwas. Dafür, dass Goethe die frühere Fassung der ‚Brautnacht' erst von Frankfurt aus nach Leipzig geschickt, spricht eben gar nichts, dagegen ist es höchst wahrschein-

lich, dass Friederike sich diese Abschrift verschafft, ehe Goethe ihr die ‚Lieder mit Melodien‘ widmete. Die von allen Seiten sich ergebende Unmöglichkeit der von Minor-Sauer vertheidigten Annahme, die erste Gestalt der ‚Brautnacht‘ sei eines der Hochzeitslieder, deren Goethes Brief an die Schönkopf vom 12. Dezember 1769 gedenkt, ist auch von v. Biedermann (Archiv X, 270) und Werner (Zeitschr. f. d. A. XIV, 250 f.) schlagend erwiesen worden. Freilich v. Loeper entscheidet sich nicht, meint aber doch, die Abschrift in Friederikens Nachlass spreche für Leipzig. Der Brief gedenkt nur „versuchter“ Hochzeitslieder in einer Weise, die ziemlich deutlich verrät, dass sie nicht zu Ende geführt, jedenfalls verworfen worden. Wären aber auch jene Hochzeitslieder fertig geworden, für die Aufnahme in die ‚Neuen Lieder mit Melodien‘ wären sie zu spät gekommen, da sie, wie der angeführte Brief zeigt, in Folge der Aufforderung der Schönkopf, ein Lied zu ihrer in ein paar Monaten zu feiernden Hochzeit zu senden, versucht wurden. Diese Aufforderung erfolgte in ihrem vor „etlichen Monaten“ geschriebenen Briefe. Nun hatte Goethe, als er ihn am 27. August schrieb, diese Aufforderung noch nicht erhalten, wonach ihr Brief allerfrühestens in den letzten Tagen dieses Monats angekommen sein kann, und wir die Hochzeitslieder, da Goethe sich bei der langen Frist kaum mit einem so schwerfallenden Auftrage übereilt haben wird, frühestens gegen die Mitte September, wahrscheinlicher nach seiner Herbstreise, nicht vor Ende des Monats setzen dürfen. Nun scheint aber schon die Art der Erwähnung der ‚Neuen Lieder mit Melodien‘ im Briefe an Friederike vom 19. Februar 1769 die Vollendung der Sammlung samt den Melodien vorauszusetzen. Wenn Goethe darauf am 1. Juni der Schönkopf schreibt, diese seien noch immer nicht gedruckt, aber ihr baldiges Erscheinen hofft, so kann ihm nichts ferner gelegen haben, als im September, wo der Druck auf dem Punkte der Vollendung stand, ein neues Lied zu senden, das noch erst gesetzt werden musste. Und man merke wohl in einer von der ersten Fassung weit verschiedenen Gestalt, nachdem er die erste bereits nach Leipzig gesandt, und dieses neue Lied tritt nicht etwa, wie man erwarten sollte, in die Nähe des Schlusses, sondern findet sich in der ersten Hälfte der Sammlung. Das ist ein Hohn auf alle Wahrscheinlichkeit, ja fast eine reine Unmöglichkeit, wogegen nichts natürlicher, als dass Goethe schon in Leipzig das ‚Hochzeitslied‘ dichtete und dass auch die spätere Fassung in die Zeit vor seiner Krankheit fällt, obgleich die Möglichkeit, dass die verbesserte Gestalt des Liedes erst im Februar 1769 mit dem ‚Neujahrsliede‘ und der ‚Zueignung‘ zum Ersatze der ursprünglichen von Frankfurt aus gesandt wurde, nicht ausgeschlossen ist. Auch kann das ‚Hochzeitslied. An meinen Freund‘, abgesehen von seiner ganz allgemeinen Haltung, deshalb nicht auf die Vermählung der Schönkopf gedichtet sein, weil Goethe sonst in dem Briefe vom 12. Dezember bei Erwähnung seiner schon gedruckten Lieder, d. h. der ‚Neuen Lieder mit Melodien‘, gerade auf dieses Lied als für sie gedichtet hätte hinweisen müssen.

H. Düntzer.

Köln, d. 21. Dez. 1883.

Geehrter Herr Redakteur!

In dem Aufsatze ‚Minna von Barnhelm und Don Quijote?‘ (Heft I, S. 51 dieser Zeitschrift) geht der Verf., Herr Dr. Wilhelm Brandes, davon aus, dass bis zu der vor kurzem erschienenen Schrift von C. Th. Michaelis ‚Lessing's Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote‘ es als „literargeschichtliches Dogma“ gegolten habe, „dass Lessing den Stoff seiner ‚Minna von Barnhelm‘, soweit derselbe ihm nicht vielleicht durch Zeitereignisse, durch die lebendige Umgebung geliefert wurde, selbständig erfunden, sich zum mindesten dabei an nichts literarisch Vorhandenes angelehnt habe“. — Gestatten Sie mir hierzu zu bemerken, dass ich in meinem, zuerst in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ vom 4. Juli 1869 und dann, in etwas veränderter Gestalt, in meinen ‚Vermischten Blättern‘

S. 93 bis 103 gedruckten Aufsatze ‚Zu Minna von Barnhelm' Farquhar's Lustspiel ‚The Constant Couple' (1700) als eine Quelle Lessings für seine Minna von Barnhelm nachgewiesen habe, und dass somit die obige Äusserung des Herrn Dr. Wilh. Brandes insoweit einer Beschränkung unterliegt. Um allfälligen irrtümlichen Auffassungen vorzubeugen, kann ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zugleich hinzuzufügen, dass Herr Prof. Dr. Erich Schmidt in seiner soeben erschienenen Biographie Lessings S. 464 flg. meinen in Rede stehenden Aufsatz benutzt hat und die Angabe seiner Quelle im zweiten Teile seines Werkes nachzutragen beabsichtigt.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr
ergebener

K. Elze.

Halle, 20. Dez. 1883.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. November 1883 bis 1. Januar 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Achelis, Ernst, Die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern. Marburg, Elwert. ℳ 1.

Biese, A., Prometheus, Hiob und Faust. ‚Allg. Zeitung' 1883 (311. Beil.) 4579—80.

Blumenthal, Maximilian, Luther als Schriftsteller. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1883 (45), 643—48.

Bobertag, Felix, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. 1. Abth. Bis zum Anfange d. 18. Jahrh. 2. Bd. 2. Hälfte. Berlin, Simion. ℳ 5.

Bolz, J., Hans Sachs und seine Stellung zur Reformation. ‚Daheim' 1884 (6), 83.

Braun, Jul. W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—81. 1. Bd. 1747—72. Berlin, Stahn. ℳ 9.

—, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773–1812. 2. Abth.: Goethe. 2. Bd. 1787–1801. Berlin, Luckhardt. ℳ 7,50.

Buchner, W., Noch einmal die Briefe Verstorbener. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1883 (49), 769—71.

Bulthaupt, Heinr. Alfred, Dramaturgische Skizzen. 2. (Titel-) Ausg. Norden, Fischer. ℳ 3.

Bulthaupt, Heinr. Alfred, Streifzüge auf dramaturgischem und kritischem Gebiete. 2. (Titel-) Ausg. Norden, Fischer. ℳ 3.

Caro, J., Ein Brief Turgenjews über Lessing. ‚D. Revue' 1883 (12), 255—57.

Carrière, Mor., Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen m. Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Brockhaus. ℳ 12.

—, Lessings Weltanschauung. ‚Gegenwart' 1883 (47), 324—26.

Carrière, M., und seine Gedichte. ‚Grenzboten' 1883 (46), 353—60.

Claassen, Johannes, Anna Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff, Leben und ausgewählte Dichtungen. Ein Denkmal. Mit dem Bildniss der Dichterin und acht Landschaftsbildern. 2. verb. und verm. Aufl. Gütersloh, Bertelsmann. ℳ 4.

Doempke, G., Das Libretto im Kunstwerk der Zukunft: Kritische Bemerkungen zu R. Wagners Operntexten. ‚Gegenwart' 1883 (44), 275—79; (45), 299—300.

Dorer, Edmund, Zu Lessings „Emilia Galotti". ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1883 (44), 639.

Düntzer, H., Der Text des zweiten Teiles von Goethes Faust. ‚Zschr. f. d. Phil.' 15, 434—71.

Edlinger, Anton, Lenau in Schwaben. ‚Oesterr. Rundschau' 1883 (12), 1109—16.

Fäulhammer, Adb., Franz Grillparzer. Eine biographische Studie. Graz, Leuschner und Lubensky. ℳ 3,60.

Goedeke, Karl, Goethes Leben. Supplement zu den Werken des Dichters. Neu durchgesehen. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 50. Bd. Stuttgart, Cotta. ℳ 1.

Goethe und das Volkslied. Wissenschaftliche Beilage der ‚Leipziger Ztg.' 1883 (102), 613—16; (103), 621—24; (104) 629—34.

Goethe und Hummel. ‚Grenzboten' 1883 (47), 413—15.

Grimm, Wilibald, Kurzgefasste Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung bis zur Gegenwart. mit Berücksichtigung der vorlutherischen deutschen Bibel und der in der reformirten Schweiz gebrauchten deutschen Bibeln. Eine Denk- und Dankschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Geburt Luthers. Jena, Costenoble. ℳ 2,40.

Hehn, V., Gedanken über Goethe. 2. Stände (Schluss). ‚Grenzboten' 1883 (45), 292—309.

Hirsch, Frz., Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 2. u. 3. Lfg. Leipzig, Friedrich. à ℳ 1.

Honegger, J. J., Leopold Kompert. ‚Gegenwart' 1883 (50), 375—77.

Karpeles, G., Luthers Vorbild. ‚Europa' 1883 (52), 2041—46.

Klaar, Alfr., Das moderne Drama, dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern. 2. und 3. Abteilung. Prag, Tempsky. — Leipzig, Freytag. à ℳ 3.

Koenig, R., Der Dichter der ‚Palmblätter' (K. Gerok). ‚Daheim' 1884 (10), 152—54.

Köstlin, Jul., Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 3. Aufl. (Unveränderter Abdruck der 2. Aufl.). 2 Bde. Elberfeld, Friderichs. ℳ 18.

Litzmann, Berthold, Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn. Hamburg, Voss. ℳ 4,50.

Lutherfund, ein. (C. Cordatus Tagebuch 1524—1539). ‚Daheim' 1884 (6) 83.

Meissner, Johannes, Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. 4. Hft. der Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Her. v. Jak. Minor, Aug. Sauer, Rich. Maria Werner. Wien, Konegen. ℳ 5.

Noiré, L., Ein' feste Burg. ‚Gegenwart' 1883 (45), 291—92.

Rössler, Constantin, Die Entstehung des Faust. ‚Grenzboten' 1883 (48), 436—45; (49), 487—502; (52), 659—73.

Salomon, L., Zu Max v. Schenkendorfs 100. Geburtstage. ‚Ill. Zeitung' 1883 (2110), 520.

Schmidt, E., Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 1. Bd. Berlin, Weidmann. ℳ 7.

Schönfeld, Paul, Unsere Zeitgenossen. Robert Hamerling. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1883 (44), 627—31; (45), 648—52; 659—63.

Schulz, J. G., Das Verhältniss der Lepelschen zu der Hamburger Handschrift von Schillers ‚Jungfrau von Orleans'. ‚Zschr. f. österr. Gymnasien' 34 (10), 727—49.

Schuré, Edouard, Geschichte des deutschen Liedes. Eingeleitet von Adolf Stahr. 3. Aufl. Mit einem Vorwort von Osk. Schwebel. Alleinberechtigte deutsche Ausg. Minden, Bruns. ℳ 3.

Stern, Adolf, Geschichte der neueren Litteratur. Von der Frührenaissance bis auf die Gegenwart. 1.—4. Lieferung. Leipzig, Bibl. Inst. à ℳ 0,50.

Walden, E., Zwei österreichische Volksdichter (Rosegger und Anzengruber). ‚Allg. Zeitung' 1883 (344 Beil.), 5066—5068.

Zabel, E., Graf A. F. v. Schack. Ein litterarisches Porträt. ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (328), 531—43.

Ausgaben. Sammelwerke.

Arnims Tröst Einsamkeit. Her. von Frdr. Pfaff. Mit zehn Abbildungen 2.—5. (Schluss-) Lief. Freiburg, Mohr. ℳ 5,80.

Brentano, Clemens, Chronika eines fahrenden Schülers. Fortgesetzt und vollendet von A. v. der Elbe. 4. Aufl. Heidelberg, Winter. geb. ℳ 5.

Briefe an Ch. de Villers von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. H. Voss und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers her. von M. Isler. 2. verm. Ausg. Hamburg, Meissner. ℳ 3.

Chamissos gesammelte Werke. Neu durchgesehene und vermehrte Ausg. in 4 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung her. v. Max Koch. Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. 47., 52., 54., 56. Bd. Suttgart, Cotta. à ℳ 1.

Cordatus, Conr., Tagebuch über Dr. Martin Luther, geführt 1537. Zum ersten Male her. von H. Wrampelmeyer. 1. Heft. Halle, Niemeyer. ℳ 1,60.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Gedichte. 13. Aufl. Leipzig, Amelang. geb. ℳ 5.

Friedrich d. Grosse, De la littérature allemande. Nr. 16 der Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh., her. von Bernh. Seuffert. Heilbronn, Henninger. ℳ 0,60.

Geibels, Eman., Gesammelte Werke. In 8 Bänden. 6.—40. Lief. Stuttgart, Cotta. à ℳ 0,50.

Geiler von Kaisersberg, Ausgewählte Schriften, in freier Bearbeitung von Domkapitular Dr. Ph. de Lorenzi. 4. Bd.: 1. Das Schiff des Heils. — 2. Register zu Bd. 1—4. Trier, Groppe. ℳ 3,60.

Goethes sämtliche Werke. Neu durchgesehene und ergänzte Ausg. in 36 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 8. und 9. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 51. und 58. Bd. Stuttgart, Cotta. à ℳ 1.

Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Grosse Ausgabe. 19. Aufl. Berlin, Hertz. ℳ 6.

Hauff, Wilh., Märchen für Söhne und Töchter gebildeter Stände. 17. Orig.-Aufl. Mit 91 Illustr. von Offterdinger und Bertall und 6 Radirungen von J. B. Sonderland. Stuttgart, Rieger. geb. ℳ 4.

Hebel, J. P., Briefe. Her. v. Prof. Otto Behaghel. Erste Sammlung: Briefe an K. Ch. Gmelin, an die Strassburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniss Hebels in Lichtdr. Karlsruhe, Reuther. ℳ 5.

Heine, Heinr., Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustr. nach Originalzeichnungen v. Paul Thumann. 2. Aufl. Leipzig, Titze. geb. ℳ 25.

Kleists, Heinr. v., Briefe an seine Braut. Zum ersten Male vollständig nach den Original-Handschriften her. von Karl Biedermann. Mit den Bildnissen Kleists und seiner Braut. Breslau, Schottländer. ℳ 4.

—, Sämtliche Werke. Neue durchgesehene und ergänzte Ausg. in 4 Bänden. 4. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 42. Bd. Stuttgart, Cotta. ℳ 1.

Langbein, A. F. E., Schwänke. Neue durchgesehene Ausgabe. München, Bibliographisch-artist. Inst. ℳ 2,40.

Lenau, Nic., Sämtliche Werke in einem Bande. Her. von G. Emil Barthel. Zweite, durch eine Biographie des Dichters vermehrte Aufl. Leipzig, Reclam. ℳ 1,25.

Lenau, Nic., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Anastasius Grün. 4. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 44. Bd. Stuttgart, Cotta. ℳ 1.

Lessings sämtliche Werke in 20 Bänden. Her. und mit Einleitungen versehen von Hugo Göring. 6. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 55. Bd. Stuttgart, Cotta. ℳ 1.

Luther, Martin, Pädagogische Schriften. Mit einer Einleitung über Luthers Leben und Werke, mit erläuternden Anmerkungen her. von Joh. Chr. G. Schumann. 15. Bd. der Pädagogischen Klassiker. Her. unter der Red. von Gust Adolf Lindner. Wien, Pichler. geb. ℳ 4.

—, Werke. Kritische Gesammtausg. 1. Bd. Weimar, Böhlau. ℳ 18.

Luther im Urtheile eines Zeitgenossen. Genauer Abdruck des Capitels Dr. Martinus Lutherus aus Sebastian Francks Chronica, Zeytbuch und Geschichtsbibel, cet. v. 1531, besorgt durch Xanthippus. Rom Loescher. ℳ 2.

Pfaff, F., Lied des 16. Jahrhunderts. ‚Germania' 28, 421.

Platens sämtliche Werke in 4 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Karl Goedeke. 3. u. 4. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 43. u. 45. Bd. Stuttgart, Cotta. à ℳ 1.

Schiller, Gedichte. Für das deutsche Volk erläutert und mit ausführl. Namen- und Wortregister versehen von Karl Ed. Putsche. Mit Schillers Portrait. Leipzig, Wartig. ℳ 2,40.

—, Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 6. und 7. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 41. und 57. Bd. Stuttgart, Cotta. à ℳ 1.

—, Wilhelm Tell. Von O. Kallsen. — 2. Teil der Klass. deutschen Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus. Her. von Karl Heinr. Keck. Gotha, Perthes. ℳ 1,20.

Schlegel, A. W., Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. 1. Teil (1801—1802) Die Kunstlehre. — Nr. 17 der Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh., her. von Bernh. Seuffert. Heilbronn, Henninger. ℳ 3,50.

Wolzogen, Karoline v., Agnes von Lilien. Mit einer Einleitung von Rob. Boxberger. Spemanns Deutche Hand- und Haus-Bibl. 55. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.

Zeitgenössische Dichtung.

Amyntor, Gerh. v., Ein Problem. Roman. Basel, Schneider. ℳ 4.

Bartsch, K., Elfriede. Novelle. ‚Nord und Süd' 1883 (80), 159—94.

Bodenstedt, Frdr., Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy. Neues Liederbuch. 13. Aufl. Leipzig, Brockhaus. geb. ℳ 6.

—, Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. 2. Aufl. Leipzig, Brockhaus. ℳ 5.

Dioskuren, die. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungar. Monarchie. 13. Jahrg. Wien, Manz. ℳ 7.
Ebner Eschenbach, Marie v., Aphorismen. 2. Aufl., vermehrt um ein viertes Hundert Aphorismen Berlin, Ebhardt. ℳ 3,50.
—, Dorf- und Schlossgeschichten. Berlin. Paetel. ℳ 4.
Franzos, K. E., Melpomene. Novelle II. ‚D. Revue‘ 1883 (12), 137—64.
Freytag, Gust., Die Ahnen. Roman. 1. Abth. Ingo und Ingraban. 13. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 6,75.
Gerok, Karl, Pfingstrosen. 8. Aufl. Gütersloh, Bertelsmann. ℳ 2,40.
Gregorovius, Ferd., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen. 5. Aufl. Leipzig, Brockhaus. ℳ 2,40.
Groth, Klaus, Quickborn. 1. Theil. 14. vermehrte Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 4,50.
Hänselmann, Ludw., Unterm Löwensteine. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen aber wahrhaftigen Chronika. Wolfenbüttel Zwissler. ℳ 4.
Jensen, W., Die Pfeifer vom Dusenbach. Roman aus dem 15. Jahrh. ‚Westermanns Monatsh.‘ 1883 (327), 281—310; 1884 (328) 427—51.
—, Ein Skizzenbuch. Freiburg, Kiepert u. v. Bolschwing. ℳ 5.
—, In Wettolsheim. Ein dramatisches Gedicht. Freiburg. Kiepert u. v. Bolschwing. ℳ 1,50.
Junghans, Sophie, Die Gäste der Madame Santines. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reissner. ℳ 6.
Keller, Gottfr., Gesammelte Gedichte. 2. Aufl. Berlin, Hertz. ℳ 7.
König, Ewald Aug., Nikodemus Fugger und Comp. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. ℳ 9.
Lorm, Hieron., Der fahrende Geselle. Roman. Leipzig, Schlicke. ℳ 5.
Meyer, Conr. Ferd., Das Leiden eines Knaben. Novelle. Leipzig, Haessel. ℳ 2.
—, Gedichte. 2. verm. Aufl. Mit dem Bildniss des Dichters. Leipzig, Haessel. ℳ 3.
—, Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. 4. Aufl. Leipzig, Haessel. ℳ 3.
—, Lutherlied. ‚D. Rundschau‘ 1884 (2), 161—63.
Passarge, Louis, Baltische Novellen. Leipzig. Schlicke. ℳ 5.
Pichler, H., Genrebilder aus dem Seeleben. Oldenburg, Schulze. ℳ 3.
Polko, Elise, Ein Vergissmeinnichtstrauss. Novellen und Skizzenblätter. Minden, Bruns. ℳ 5.
—, Faustina Hasse. Eine Geschichte aus dem Musikleben des 18. Jahrh. 3. Aufl. Leipzig, Schlicke. ℳ 6.
Putlitz, Gust. zu, Lustspiele. Nr. 1: Das Schwert des Damokles. Schwank in einem Akt. 4. Aufl. Berlin, Lassar. ℳ 2.
Rittershaus, Emil, Gedichte. 7. Aufl. Breslau, Trewendt. geb. ℳ 6.
Rosegger, P. K., Neue Waldgeschichten. Wien, Hartleben. ℳ 2,50.
Schack, Adf. Frdr. Graf v., Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen. 4. Aufl. Mit einem Titelbilde von Jul. Naue, darstellend die Rückkehr von Kallias und Arete aus der Schlacht von Salamis. Stuttgart, Cotta. ℳ 3.
—, Gaston. Trauerspiel in fünf Akten und einem Vorspiel. Stuttgart, Cotta. ℳ 3.
—, König Cheops. ‚Nord u. Süd‘ 1883 (12), 351—60.
Scheffel, Joseph Victor v., Der Heini von Steier. Dichtung. Durch 9 Original-Tuschzeichnungen illustriert von Karl Fröschl. München, Ackermann. ℳ 20.
Schwebel, Oskar, Vom Eisenhute bis zur Kaiserkrone. Kurbrandenburgisch-preussische Geschichten. 1. u. 2. Thl. Minden, Bruns. ℳ 12,50.
Storm, Th., Zwei Novellen (Schweigen. — Hans und Heinz Kirch). Berlin, Paetel. ℳ 4.
Sturm, Jul., Natur, Liebe, Vaterland. Neue Gedichte. Leipzig, Brockhaus. ℳ 3.
Sylva, Carmen, ‚Meine Ruh‘. Mit einem Titelbild. Berlin, Duncker. ℳ 7,50.

Vischer, Frdr. Thdr., Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. 3., neu durchgesehene Aufl. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. ℳ 9.
Voss, Richard, Römische Dorfgeschichten. Frankfurt a. M., Koenitzer. ℳ 3,50.
Weitbrecht, Richard, Das Gudrunlied. In neuhochdeutschen Versen nachgedichtet. Stuttgart, Metzler. ℳ 2.
Wildenbruch, Ernst v., Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas. 5. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 2.
—, Harold, Trauerspiel in 5 Akten. 3. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 2.
—, Kinderthränen. Zwei Erzählungen. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 2.
—, Novellen (Francesca von Rimini. Vor den Schranken. Brunhilde). 3. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 4.
Wolff, Jul., Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. 2 Bde. Berlin, Grote. ℳ 8.

Uebersetzungen.

Bickell, Gust., Dichtungen der Hebräer. Zum erstenmale nach dem Versmasse des Urtextes übersetzt. III. Der Psalter. Innsbruck, Wagner. ℳ 3,20.
Calderons ausgewählte Werke in 3 Bänden. Uebersetzt von Aug. Wilh. Schlegel u. J. D. Gries. 3. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 48. Bd. Stuttgart, Cotta. ℳ 1.
Cervantes Saavedra, Miguel de, Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludw. Braunfels. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 260.—261. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. à ℳ 1.
Chaucers, Geoffrey, Werke. Uebersetzt von Adf. v. Düring. 1. Bd. (Das Haus der Fama. Die Legende von guten Weibern. Das Parlament der Vögel). Strassburg, Trübner. ℳ 3.
Cicero, Marcus Tullius, 2. und 3. Bd. Uebersetzt mit Einleitung und Kommentar von Paul Hellwig. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 117. und 119. Bd. Stuttgart, Spemann. à ℳ 1.
La Bruyère, Werke. 1. Bd. Die Charaktere oder die Sitten im Zeitalter Ludwigs XIV. Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Richard Hamel. 214. Bd. von Spemanns Deutscher Hand- und Haus-Bibliothek. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.
Longfellow, Henry Wadsworth, Sämmtliche poetische Werke in 2 Bänden. Uebersetzt von Herm. Simon. Leipzig, Reclam. ℳ 3.
Longos, Daphnis und Chloe. Uebersetzt von Franz Passow. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 118. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.
Meister Pathelin. Altfranzösischer Schwank in drei Aufzügen. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Albr. Graf Wickenburg. Neues Wiener Theater Nr. 116. Wien, Rosner. ℳ 2.
Molières ausgewählte Werke in 3 Bänden Uebersetzt von F. S. Bierling. 2. und 3. Bd. Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. 46. und 49. Bd. Stuttgart, Cotta. à ℳ 1.
Scott, Walter, Werke. 2. Bd. Waverley. Uebersetzt und eingeleitet von Ludw. Proescholdt. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibl. 167. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.
Shakespeares dramatische Werke nach der Uebersetzung von Aug. Wilh. Schlegel, Philipp Kaufmann und Voss, revidiert und teilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen versehen und her. von Max Koch. 6. und 7. Bd. Cotta'sche Bibl. der Weltlitteratur. 53. und 59. Bd. Stuttgart, Cotta. à ℳ 1.
Tegnér, Esaias, Die Frithjofs-Sage. Mit den Abendmalskindern. Uebersetzt von Karl Simrock. 4. Aufl. Stuttgart, Brettinger. geb. ℳ 3,50.

Tegnér, Esaias, Werke. Uebersetzt und her. von Gottfr. v. Leinburg. 1. Bd. Die Frithjofs-Sage. 13. durchgehends umgearbeite Aufl. Leipzig, Leiner. ℳ 2,50.
Tennyson, Alfr., Enoch Arden. Aus dem Englischen. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Mit Tennysons Porträt. 5. autorisierte Volks-Ausg. Hamburg, Grüning. geb. ℳ 0,60.
—, Enoch Arden. Aus dem Englischen. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Mit Tennysons Porträt. Autorisierte Ausg. 23. Aufl. Hamburg, Grüning. geb. ℳ 1,50.
Turgenjew, Iwan, Gedichte in Prosa. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von R. Löwenfeld. 3. Aufl. Breslau, Trewendt. ℳ 1,50.
Winter, Chrn., Die Flucht des Hirsches. Ein Gedicht. Nach dem Dänischen von Wilh. Honoré. Leipzig, Fleischer. geb. ℳ 4.
Wolfram v. Eschenbach, Parzival und Titurel. Rittergedichte, übersetzt und erläutert von Karl Simrock. 6. durchgesehene Aufl. Stuttgart, Cotta. ℳ 10.

Vermischtes.

Andresen, Karl Gustav, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 3., vermehrte Aufl. Heilbronn, Henninger. ℳ 5.
Bartsch, K., Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. ‚Germania' 28, 423—511.
Böhme, Oskar, Beiträge zur Altersbestimmung der in Weigands Wörterbuche enthaltenen neuhochdeutschen Wortformen. ‚Germania' 28. 391—412.
Draheim, H., Deutsche Reime. Inschriften des 15. Jahrh. und der folgenden, gesammelt. Berlin, Weidmann. ℳ 4.
Hohenbühel-Heufler v., Alte Priameln in Mils. ‚Germania' 28, 417—20.
Hopf, G. W., Alliteration, Assonanz, Reim in der Bibel. Ein neuer Beitrag zur Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung. Erlangen, Deichert. ℳ 0,50.
Kayser, Chrn. G., Vollständiges Bücherlexikon, enthaltend die von 1750 bis Ende des Jahres 1882 in Deutschland und in den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. 21. und 22. Thl. oder 15. und 16. Suppl., die von 1877 bis Ende 1882 erschienenen Werke, sowie Nachträge und Berichtigungen zu den früheren Theilen enthaltend. Bearbeitet v. Rich. Haupt. Leipzig, Weigel. à ℳ 9,35.
Kluge, Frdr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5.—7. (Schluss-) Lfg. Strassburg, Trübner. à ℳ 1,50.
Reicke, H. und Vaihinger, H., Die Kant-Bibliographie des Jahres 1882 mit Nachträgen zu früheren Jahren [Aus: ‚Altpreuss. Monatsschr.']. Königsberg (Beyer). ℳ 0,40.
Schröder, Hans, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte begründet. Fortgesetzt von Dr. A. H. Kellinghusen. 30. (Schluss-) Heft oder 8. Bd. 2. Heft. Hamburg, Mauke Söhne. ℳ 0,75.

Recensionen.

Andresen, Karl Gustav, Ueber deutsche Volksetymologie. Ang. v. Max Roediger, ‚D. Lztg.' 1883 (49), 1729.
Antoine, Ferd., Étude sur le Simplicissimus de Grimmelshausen. Ang. v. Franz Muncker, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil. 1883 (12), 459—60.
Bächtold, Goethes Iphigenie. Ang. v. M. Koch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1883 (11), 419.

Belling, Eduard, Die Metrik Schillers. Ang. v. Minor, ‚D. Lztg.‘ 1883 (45), 1579—80.

Beyer, C., Deutsche Poetik. Ang. v. R. v. Gottschall, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (50), 792—93.

Bleibtreu, Karl, Aus Norwegens Hochlanden. Ang. v. Reinhard Mosen, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (48), 757—58.

Carrière, Moriz, Die Poesie. Ang. v. R. v. Gottschall, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (50), 788—92.

Chaucer, G., Werke übers. v. A. v. Düring. Bd. I. Ang. v. E. v. Dincklage, ‚Allgem. Zeitung‘ 1883 (338. Beil.) 4977.

Chevalier, L., Goethes Gedicht: ‚Zueignung‘. Eine Abhandlung. (Jahresbericht des d. St. U. G. auf der Neustadt in Prag 1882). Ang. v. F. Prosch, ‚Zschr. f. österr. Gymnasien‘ 34 (11), 876—77.

Dahn. Felix, Bissula. Ang. v. Th. Zolling, ‚Gegenwart‘ 1883 (48), 342—44. — Ang. ‚D. Revue‘ 1883 (13), 402—3. — Ang. v. Pantenius, ‚Daheim‘ 1884 (10), 159. — Ang. v. A. Horawitz, ‚Allgem. Zeitung‘ 1883 (327. Beil.), 4810.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. von B. Seuffert. No. 7 und 8. Ang. vor R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (52), 825—26.

Deutsche National-Literatur. Herausgegeben von Jos. Kürschner. Lief. 1—34. Ang. v. Lambel, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1883 (11), 415. — Lief. 1—51. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (51), 803—5.

Dioskuren, die. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der öster.-ungar. Monarchie. Ang. v. Oskar Welten, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (48), 764—65.

Düntzer, Heinr., Life of Goethe. Translated by Thomas W. Lyster. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (50), 1759—60.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Dorf- und Schlossgeschichten. Ang. v. Paul Schlenther, ‚D. Lztg.‘ 1883 (49). 1747.

Eckstein, E., Prusias. Ang. v. O. v. Leixner. ‚D. Romanzeitung‘ 1884 (10), 721—22.

Elsässer Sprichwörterschatz, her. von Alsaticus. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (52), 826.

Feder, J., Ueber die tirolischen Kriegslieder der Jahre 1796 u. 1797. (Progr. d. Staatsgymn. in Teschen 1882). Ang. v. F. Prosch, ‚Zschr. f. öster. Gymnasien‘ 34 (11), 877.

Finck, K., Fabeln. Ang. v. P. Schlenther, ‚D. Lztg.‘ 1883 (52), 1862.

Fischer, J. G., Gedichte. Ang. ‚Grenzboten‘ 1883 (47), 422—24. — Ang. v. L. Salomon, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (51), 750.

Fontane, Th., Schach von Wuthenow. Ang. v. A. Friedmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (44), 697.

Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. herausgegeben v. W. Scherer. Ang. v. B. Suphan, ‚D. Lztg.‘ 1883 (51), 1805—8.

Frankl, Ludw. Aug., Zur Biographie Franz Grillparzers. Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.‘ (48), 1694. — Ang. ‚Grenzboten‘ 1883 (47), 395—99.

Frenzel, K., Chambord. Ang. v. A. Friedmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (44), 696.

Freytag, L., Herwara. Ang. v. Robert Schneider, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (46), 667—68.

Ganghofer, Ludwig, Bergluft. Hochlandsgeschichten. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.‘ 1883 (46), 1628—29.

Gegner, die, der zweiten schlesischen Schule. I. Joh. Christ. Günther. Her. von Ludwig Fulda (‚Kürschners Deutsche National-Literatur‘ Bd. 38). Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (50), 1760—61.

Geibel, E. und **Schack, F. A. v.**, Gesammelte Werke. Ang. ‚Grenzboten‘ 1884 (1), 17—30.

Gensichen, O. F., Studienblätter. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (49), 781—82.

Goethe, Werke. 1. und 2. Bd. (Gedichte). Mit Einleitung und Anmerkungen her. v. G. v. Loeper. Ang. ‚D. Lztg.‘ 1883 (52), 1846.

Gottschall, R. v., Die Papierprinzessin. Ang. v. Th. Zolling, ‚Gegenwart‘ 1883 (47), 326—28.

Grisebach, Eduard, Chinesische Novellen. Ang. v. M. Benfey, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (49), 709—10.

Heine, Heinr., Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Ang. ‚Grenzboten‘ 1883 (51), 623—29.

Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. Ang. v. A. Friedmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (44), 695—96.

—, Neue Dramen (Alcibiades. Don Juans Ende. Das Recht des Stärkeren). Ang. von R. v. Gottschall. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (44), 683—93.

Hopfen, H., Brennende Liebe. Roman. Ang. v. Th. Zolling, ‚Gegenwart‘ 1883 (52), 413—15.

Hosäus, Wilh., Ernst Wolfgang Behrisch. Ang. ‚Europa‘ 1883 (48), 1897—1901.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (48), 1675. — Ang. v. H. Loeschhorn, ‚Zschr. f. d. Gymnasialwesen‘ 37, 687.

Jensen, W., Skizzenbuch. Ang. v. Th. Zolling, ‚Gegenwart‘ 1883 (50), 773—79.

Jensen, W., Vom alten Stamm. Ang. v. Ilse Frapan, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (44), 631—33.

Keller, Gottfried, Gesammelte Gedichte. Ang. v. Ilse Frapan, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (50), 723—27. — Ang. v. Otto Brahm, ‚D. Rundschau‘ 1884 (3), 476—80. — Ang. ‚Grenzboten‘ 1883 (52), 675—76.

Kluge, Frdr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (49), 1712.

Köstlin, Julius, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 2. Aufl. Ang. v. J. K. F. Knaake, ‚D. Lztg.‘ 1883 (45), 1572—73.

Kretzer, Max, Berliner Novellen und Sittenbilder. 1. u. 2. Bd. Ang. v. J. Karus, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (46), 665—66.

Lessings hamburgische Dramaturgie für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von Jos. Buschmann. Ang. v. J. Minor, ‚Zschr. f. österr. Gymnasien‘ 34 (11), 865.

—, Werke. Ill. Prachtausgabe. Her. v. H. Laube. Lieferung 43—56. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (52), 824—25.

Luther, Martin, Dichtungen. Her. von Karl Goedeke. Mit einem Lebensbilde Luthers von Julius Wagenmann. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1883 (46), 1610—12.

—, Werke. Kritische Gesammtausgabe (ed. J. K. F. Knaake). 1. Bd. Ang. v. G. Kawerau, ‚D. Lztg.‘ 1883 (45), 1569—72.

Mayr, Ambros., Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes. II. Justinus Kerner. III. Gustav Schwab. (Progr. d. Gymn. in Komotau 1882). Ang. v. F. Prosch, ‚Zschr. f. österr. Gymnasien‘ 34 (11), 877.

Meissner, A., Norbert Norson. Ang. v. A. Friedmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (44), 697.

Meister Pathelin. Altfranzösischer Schwank in drei Aufzügen. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Albrecht Graf Wickenburg. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1883 (44), 1553—54.

Michaelis, C. Th., Lessings Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (46), 1613—14.

Nibelungen Not, der. Nach Karl Lachmanns Ausgabe übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Oskar Henke. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (49), 1713.

Olfers, M., Simplicitas. Ang. v. O. Bulle, ‚Gegenwart‘ 1883 (49), 364—66.

Peschkau, E., Die Reichsgrafen von Walbeck. Roman aus der Gegenwart. Ang. v. P. Dobert, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (46), 663—65.

Pfaff, Adam, Zur Erinnerung an Friedrich Oetker. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (48), 1664—65.

Pfalz, F., Die deutsche Literaturgeschichte, in den Hauptzügen ihrer Entwicklung sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet. Th. I. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (52), 822.

Poestion, Jos. Cal., Das Tyrfingschwert. Eine altnordische Waffensage. Ang. v. Robert Schneider, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (46), 668.

Prölss, Robert, Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ang. v. Minor, ‚D. Lztg.‘ 1883 (44), 1542—43. — Ang. v. H. Bulthaupt, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (46) 721—25; (47), 739—42.

Putlitz, Gustav zu, Das Maler-Majorle. Ang. v. Reinhard Mosen, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (48), 753—54.

Riffert, J., Kaiser Heinrich IV. Eine Trilogie. Ang. v. A. Petrick, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (49), 777—81.

Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig ins Deutsche übersetzt, mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. 4. u. 5. Bd. (des Commentars 1. u. 2. Theil). Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (45), 1575—77.

Rosegger, P. K., Der Gottsucher. Ang. v. J. J. Honegger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (50), 785—88.

Schleusner, G., Luther als Dichter, insonderheit als Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1883 (46), 1610—12.

Schwab, Chr. Th., Gustav Schwabs Leben. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (52), 1842.

Spielhagen, F., Uhlenhans. Ang. v. Th. Zolling, ‚Gegenwart‘ 1883 (51), 394—96.

Sternat, J., Entwicklung der Idee des Lessingschen Dramas: Nathan des Weisen und Darlegung des Sinnes der in eben demselben Stücke enthaltenen Parabel von den drei Ringen in seiner Beziehung auf die Idee. (Jahresber. des Real- u. Ober-Gymn. in Brody 1882). Ang. v. F. Prosch, ‚Zschr. f. österr. Gymnasien, 34 (11), 875—76.

Stürmer und Dränger. I. Klinger und Leisewitz. II. Lenz und Wagner. III. Maler Müller und Schubart. Her. von August Sauer (Kürschners Deutsche National-Literatur Bd. 79—81). Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (50), 1760.

Sturm, A., Auf Flügeln des Gesanges. Ang. v. E. M. Schranka, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (45), 715.

Sylva, Carmen, Die Hexe. Ein Gebet. Meine Ruh. Ang. v. R. v. Gottschall, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (52), 826—30.

Tacitus, Agricola und Germania. Uebersetzt von C. N. Krauss. Ang. v. L. Mezger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (44), 685—86.

Taylor, Bayard, Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen. Ang. v. Schröer, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1883 (12), 460—63.

Taylor, G., Klytia. Ang. v. A. Weigert, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (49), 772—74.

Tragl, A., Ueber Lessings dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente. (Progr. d. Ober-Gymn. in Böhm.-Leipa 1882). Ang. v. F. Prosch, ‚Zschr. f. österr. Gymnasien‘ 34 (11), 875.

Trojan, Johannes, Gedichte. Ang. v. C. Lemcke, ‚D. Lztg.‘ (48), 1708–9.
—, Scherzgedichte. Ang. v. C. Lemcke, ‚D. Lztg‘. (48), 1709.

Wachenhusen, H., Nemi. Ang. v. R. Mosen, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (48), 757.

Wagner, B. A., Zu Lessings spanischen Studien. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (46), 1613.

Waldmüller, Robert, Don Adone. Ang. v. Reinhard Mosen, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (48), 755—57.

Wichert, E., Eine vornehme Schwester. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1883 (47), 1672—73.

Wildenrath, J., Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. 2. Aufl. Ang. v. Th. Leo, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1883 (51), 739–40.

Winckelmanns Briefe an seine Züricher Freunde, her. v. H. Blümner. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1883 (52), 823–24.

Zimmermann, P., E. Th. Langer, Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein Freund Goethes und Lessings. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1883 (52), 1847—48.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Tieck als Novellendichter.

Von

J. Minor.

I.

Kaum hat eine Dichtungsgattung in verhältnismässig kurzer Zeit so viele Wandelungen durchgemacht als die Novelle, welche Friedrich Schlegel das wilde Naturgewächs der neueren Poesie genannt hat. Streng genommen gehört uns dieselbe erst seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, seit Goethes Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten an, und wie verschiedenartig hat sie sich bald darauf unter den Händen der Romantiker entwickelt! Tieck war einer der letzten unter den Romantikern, welcher in einer späteren Periode seines Dichtens auf die Novelle geführt wurde. Als er um das Jahr 1820 mit seinen ersten hierher gehörigen Dichtungen auftrat, begann man der romantischen Ritterromane und der sentimentalen Nordlandshelden eben müde zu werden. Neben Fouqué beherrschten damals E. T. A. Hoffmanns Gespenstergeschichten die Litteratur, während Contessa und Weissflog (über den letzteren hat Laube neuerdings in seinen Erinnerungen schätzbare Mitteilungen gemacht) das grosse Publikum beschäftigten und Clauren mit seinen schlüpfrigen Romanen recht eigentlich der Modeschriftsteller war. Die Waverley-Novellen des grossen Unbekannten, in deren Nachahmung sich die Vielschreiber Van der Velde und Tromlitz abmühten, gaben der erzählenden Richtung auch bereits den Anstoss zum Historischen. . . . Tiecks Novelle, welche (wie wir auf den folgenden Blättern nachzuweisen suchen) von den verschiedensten Seiten Anregungen erfährt und im Laufe der Zeit ihre Physiognomie wiederholt wechselt, ist recht geeignet, uns von der Raschlebigkeit dieser Dichtungsgattung ein Beispiel zu geben. Und wie andere Bahnen hat dieselbe wieder eingeschlagen, seitdem Tiecks Novellen vor nicht mehr als dreissig Jahren zum letzten Male vor dem Publikum erschienen sind! Auch in unseren Tagen wird kein gebildeter Leser dieselben ohne gehabten Genuss aus der Hand legen, aber ebensowenig wird er, an die moderne Novellenproduktion gewöhnt, sich eines Gefühls der Fremdartigkeit erwehren können. Heute, nicht viel später als ein Menschenalter nach ihrem Erscheinen, sind wir in der Lage, sie historisch zu

betrachten und nicht bloss nach dem ästhetischen Genusse, den sie fortdauernd gewähren, sondern auch als bedeutende litterarische Erscheinungen ihrer Zeit zu würdigen*).

Was uns in Bezug auf die Tieckschen Novellen zunächst auffallen muss, ist ihre Entstehungszeit. Die ersten derselben datiren aus dem Jahre 1821, in welchem sich Tieck zuerst entschieden mit dem Dresdner Theater eingelassen hatte, in welchem er auch bereits die Herausgabe einer dramaturgischen Zeitung ins Auge fasste. Das folgende Jahr 1822, in welchem dieser Gedanke wieder in den Hintergrund trat, ist das eigentliche Novellenjahr: drei seiner schönsten Novellen sind in demselben entstanden. Mit den Theaterkritiken, welche Tieck in den Jahren 1823 und 1824 für die Dresdner Abendzeitung schrieb und welche später unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" gesammelt wurden, hält die Novellendichtung gleichen Schritt. Man sollte weit eher erwarten, dass der Dresdner Dramaturg, der scharfe Beurteiler des Schillerschen Wallenstein nunmehr seine längst angekündigten Dramen aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges liefern würde, als dass ihn die Novellendichtung so ganz in Anspruch nimmt. Aber die theoretisch-kritische Beschäftigung mit dem einen, und die praktische Beschäftigung mit dem andern sind nicht ohne gegenseitigen Rapport geblieben, sondern haben einander geweckt und genährt.

Zunächst war für Tieck der Uebergang aus der phantastischen Mährchenwelt seiner Jugenddichtung zur Darstellung der wirklichen und gegenwärtigen Welt in den Novellen zwar durch die Rahmenerzählung des Phantasus und einige kleinere Dichtungen vorbereitet, aber ein Blick in seine Dramaturgie und in seine gleichzeitigen kritischen Schriften wird uns lehren, dass ihm erst durch seine eigenthümliche Betrachtung des Drama der Sinn für die künstlerisch dargestellte Gegenwart und Wirklichkeit aufgegangen ist. Tiecks Dramaturgie stellt

*) Tieck, welcher vormals trotz wiederholter Aufforderungen von Seiten Jean Pauls, Friedrich Schlegels und anderer Freunde niemals für Almanache und Taschenbücher Beiträge geliefert hatte, beabsichtigte schon 1821 seine ersten Novellen in einem eigenen „Novellenkranze" herauszugeben. Man riet ihm wegen der von einer solchen Redaktion unzertrennlichen Unannehmlichkeiten ab. Seine Novellen erschienen deshalb seit 1822 in verschiedenen Taschenbüchern; grösstentheils im Wendtischen ‚Almanach', in der bei Brockhaus erscheinenden ‚Urania'; seltener in den ‚Rheinblüten', im ‚Dresdener Merkur' im ‚Berliner Kalender' u. a. Im Jahre 1825 trat Tieck zum ersten Male selbständig mit einer Erzählung vor das Publikum: die Zaubergeschichte ‚Pietro von Abano' erschien 1825 als erster Teil der „Mährchen und Zaubergeschichten, Weihnachtsgabe von Tieck" bei Max in Breslau; ein zweiter Teil ist nicht gefolgt. Erst seit dem Jahre 1831 gab Tieck seinen „Novellenkranz" heraus: es erschienen, da der Jahrgang 1833 ausfiel, bis 1835 vier Bände. Auch in „L. Tiecks Novellen" (7 Bände, Berlin und Breslau 1823—1828) und in „L. Tiecks gesammelte Novellen, vermehrt und verbessert" (14 Bändchen, Breslau, 1835—1842) ist manches neue hinzugekommen. Eine „vollständige, aufs neue durchgesehene Ausgabe in zwölf Bänden", welche zugleich eine Fortsetzung zu der in demselben Verlage erschienenen Ausgabe der Tieckschen Schriften bildet, ist 1852—1854 in Berlin im Verlag von Georg Reimer erschienen. Diese letztere enthält mit Ausnahme der Vittoria Accorombona alle im folgenden zu besprechenden Novellen und Erzählungen.

die unmittelbare Gegenwart der Handlung im Drama als obersten Gesichtspunkt auf. Der Dramatiker begiebt sich ganz des Zaubers der Ferne: und ob die Begebenheiten der Zeit und dem Raume nach noch so entfernt von uns sind, sie geschehen erst jetzt und hier, vor unseren Augen, wir erleben sie mit. Das Drama lebt in und von der Gegenwart: in einer ersonnenen Gegenwart, die es zur wirklichen macht. Der Bezug auf die Gegenwart, das Hereinspielen der Gegenwart in die Dichtung ist damit notwendig gegeben. Wenn das Drama alles fernliegende, halb unverständliche, an vorübergegangene Umstände und Zeiten zu sehr erinnernde, verbannen muss, so ist es notwendig, dass es, um lebhaft zu sein und zu ergötzen, um zu rühren und zu überzeugen, sowie um ganz verständlich zu sein, seine Kräfte, Gedanken und Beziehungen aus einer gegenwärtigen, allgemein verständlichen Zeit entlehne. „Daher (sagt Tieck) kommt es, dass der ächte dramatische Dichter (jeder Poet, nur der Dramatiker mehr als Alle), wenn er Fremdes, Seltenes, Unverstandenes und Vorzeit aufgiebt, wieder seine schönsten Kräfte und poetischen Elemente aus seiner Gegenwart nimmt. Ohne diese würde er weder verständlich sein, noch weniger aber grosse Wirkungen hervorbringen können. Wie er aber seine Gegenwart benutzt und kennt, wie er sich ihrer bemächtigt, indem er über ihr steht, und sie dadurch mit erhabenem Instinkt mit Vorzeit und der fernsten Zukunft verknüpft, das eben ist es, wodurch er erst zum wahren, zum grossen Dichter wird; ist er nicht über seiner Zeit, und versteht er sie wohl gar nicht, und ist ihr nicht gewachsen, sondern wird selbst von einem schwachen Rieseln ihrer Flut mit hingerissen: so gehört er eben zu jenen schwachen Geistern, über die die Nachwelt und meist schon ihre Mitwelt das richtige Urteil spricht“. Der Zusatz in Parenthese zeigt deutlich, wie Tieck jene Forderung, welche ihm aus dem Drama am deutlichsten entgegentrat, bald auf die Dichtung überhaupt ausdehnte. Dem von ihm begünstigten Dichter Uechtritz, dem Verfasser des Trauerspiels „Alexander und Darius“, hatte er schon 1820, als dieser ihm eine Erzählung vorlegte, die gestaltlose Unbestimmtheit, die man so leicht in früheren Jahren für die rechte eigentliche Poesie halte, zu fliehen und dafür die Wirklichkeit als den natürlichen Boden der Poesie anzusehen empfohlen. Er hielt sich dabei das Beispiel des Cervantes, dieses grossen Erfinders, neben — oder besser: nach welchem er Boccaz und Goethe als seine Muster verehrte, vor Augen, welcher die Leser und Autoren auf das wirkliche Leben hingewiesen und durch seinen grossen Genius gezeigt habe, wie das Alltägliche und Geringe den Schimmer und die Farbe des Wunderbaren annehmen könne. Seit ihm besitzen wir die Erzählungen und Darstellungen aus der wirklichen Welt, jener Zufälligkeiten und Schwächen des Lebens, die zuletzt auch nicht die niedrigsten Armseligkeiten verschmäht und den Abschreiber der Jämmerlichkeit zuweilen auch für einen Dichter haben gelten lassen. Den poetischen Gehalt, den Tieck und seine Genossen in einer früheren Zeit in der Mythologie und in den romantischen Zeiten gesucht hatten, wollte er jetzt aus dem Leben und der Gegenwart schöpfen und er nennt es geradezu nur Verwöhnung einiger vorzüglicher Kritiker

(besonders Friedrich Schlegel ist gemeint), in der Zeit selbst einen unbedingten Gegensatz vom Poetischen und Unpoetischen anzunehmen. „Alle Stände, alle Verhältnisse der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigentümlichkeiten sind dem klaren dichterischen Auge gewiss nicht minder zur Poesie und edlen Darstellung geeignet, als es dem Cervantes seine Zeit und Umgebung war . . . Gewinnt jene Vorzeit für uns an romantischem Interesse, so können wir dagegen die Bedingungen unseres Lebens und die Zustände desselben um so klarer erfassen“.

Von seiner zweigeteilten Thätigkeit als Theaterkritiker und Novellist hatte Tieck ferner den Vorteil, sich den Unterschied der erzählenden von der dramatischen Dichtung beständig lebhaft vor Augen zu halten. Die Vermischung und Verwirrung der Dichtungsarten war ein Uebel, an welchem Tieck wie alle Romantiker beständig krank gelegen hatte. Auch jetzt hält er soviel davon aufrecht, als wir ihm gerne zugestehen werden: dass die drei Hauptarten der Poesie sich in allen Gattungen durchdringen können, ein Lied z. B. auch dramatisch sein könne; aber er behauptet auch, dass immer die eine oder die andere Gattung die Basis bilden müsse. Praktisch und theoretisch hatte Tieck Gelegenheit, sich den Unterschied der sogenannten pragmatischen Dichtungsarten klar zu machen. Die letzte Entwickelung der Novelle: „der Geheimnisvolle“ war ursprünglich zu einer Komödie bestimmt; als Tieck später den Stoff als Erzählung behandelte, suchte er das Dramatische zurückzudrängen und die ersten zwei Dritteile, welche ihm in dieser Form notwendig erschienen, wurden hinzugefügt. Als Kritiker eiferte er wiederholt gegen die damals einreissende Sucht, gute Erzählungen in schlechte Dramen umzuwandeln. Gelegentlich des von Auffenberg nach Walter Scott gedichteten Schauspiels „der Löwe von Curdistan“, sowie gelegentlich der Besprechung von Körners Tony (bekanntlich einer Bearbeitung von Kleists Erzählung ‚die Verlobung in S. Domingo‘) sucht er die Schwierigkeit, aus einer vortrefflichen Erzählung oder Novelle ein wahres Schauspiel zu bilden, recht ins Licht zu setzen; bei Gelegenheit von Oehlenschlägers Correggio untersucht er die Natur des Stoffes, welche ihm zur novellistischen Behandlung geeigneter erscheint als zur dramatischen. Am deutlichsten spricht er sich über den Gegensatz zwischen der Erzählung und dem Drama in der Kritik des Körnerschen Stückes aus. In der Erzählung muss nach Tieck Zeit und Ort beständig anklingen, um so mehr, als es Altertum oder ferne Gegend ist; das Detail der Umstände macht die Spannung, die sich des Gemütes bemeistert, sanft und künstlerisch; die hereinbrechende Entwicklung, die unvorhergesehenen Zufälle und Personen, die oft dem Anfange widersprechen dürfen, das Anknüpfen der Hauptbegebenheit an Kleinigkeiten, ihre Lösung durch nicht zu berechnendes Ungefähr: alles dies könne der Erzählung Reiz und wunderbaren Charakter geben. Aber alle diese Zauber mussten vor der blendenden Nähe der Gegenwart verschwinden, in welche der Dramatiker die Begebenheit dicht vor unsere Augen reisst. Hier schwindet die Ferne der Zeit und ihre Dauer völlig; ebenso die Fremdheit des Ortes, weil beides im ächten Dichterwerke völlig in Gegenwart aufgeht . . . „Wenn uns der Erzähler eine sonder-

bare Geschichte oder ein Märchen vorbringt, so gewinnt er unsere Einbildung oft und stimmt sie im voraus für den Eindruck, wenn er uns die Zeit der Begegnung in eine ferne, fast unkenntliche Zeit verlegt, wenn er uns in entlegene Räume und sonderbare Umgebungen versetzt. Dann wirkt oft, wenn es sein Zweck so erfordert, das Nahe der allgemein verständlichen Gesinnungen um so mehr Leid und Freude, kurz das Menschliche wird auf dem Grunde des Fremdartigen und Wunderbaren um so glänzender hervorgehoben. Sowie der Dichter aber dieselbe Begebenheit selbst handelnd und sich vollendend, d. h. im Dialog und Drama, vorträgt, so verlangt er, dass wir sie nicht mehr durch das Medium eines Dritten geniessen und verstehen sollen; sondern wir befinden uns selbst unmittelbar unter den handelnden und sprechenden Figuren. Alle Zauber eines fernen Raums, einer alten Zeit kann er nun nicht mehr brauchen, denn in unserm Zimmer geschieht ja alles, als eben jetzt entstanden. Durch diese kühnste Figur und Umkehrung in der Dichtkunst wird das Interesse lebendiger gesteigert, die Empfindung bis auf den tiefsten Grund ergriffen und erschüttert, und ganz andere Bedingungen, Gesetze, Formen, eine ganz andere Natur und Wahrheit treten ein, als beim Erzähler. Weil ich selbst mit in der Begebenheit stehe, verlange ich vom Dramatiker eine ganz andere Wahrheit als von jenem. Dem Erzähler glaube ich manches auf sein Wort, manches Unglaubliche wird durch den Schleier der Ferne nicht so verletzend ins Auge fallen: der Dramendichter soll seine Wunder verständig, begreiflich einrichten, er soll mir von allem Rechenschaft geben, je tiefer er motivirt, um so besser, Absprünge, Launen, blosse Zufälle, die in der Erzählung mich so wenig stören, dass sie ihr im Gegenteil neue Reize geben können, sind im Drama verletzend und heben das Interesse und die Täuschung auf. Diese unerlässlichen Forderungen, die die Nähe des Drama erzeugen und die Phantasie und Launen zu beschränken scheinen, werden aber reichlich aufgewogen durch jene Kühnheit der Abkürzung und der Verlängerung des Stoffes, durch Verschweigen und Herausheben der Gegenstände, durch keckere Laune und geistigere Ironie, durch die unmittelbare Erregung der Leidenschaft (der poetischen), durch den Taumel des enthusiastischen Zaubers, in welchen der grosse Tragiker und Komiker uns versetzt, dass er wieder kühn eine Menge von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten uns bieten darf, die wir dem Erzähler ganz anders nachrechnen würden, die wir aber, von einem höhern Interesse fortgerissen, gern aus der Acht lassen und vergessen, oder, von unzeitigen Kritikern daran erinnert, nur deren Kleinmütigkeit belächeln". Eine interessante Anwendung finden diese Grundsätze in der Einleitung zu Lenzens Schriften auf die Dramen Goethes, welche Tieck, weil überall ein Gedanke, eine Absicht das Ganze in allen seinen Teilen regiere und den Componisten neben der Darstellung begeistere und treibe, mehr als Novellen im Dialoge, denn als ächte Schauspiele gelten lassen wollte. Den Götz findet er musterhaft als dramatischen Roman oder als scenische Novelle. Auch werde man zwischen Werther, Meister, den Wahlverwandtschaften oder Dorothea und den Schauspielen desselben Dichters, ja zwischen diesen und mancher guten Er-

zählung keinen so wesentlichen Unterschied finden, wie sich etwa zwischen Homer und Sophokles, oder den italienischen und anderen Novellisten und Shakespeare offenbare. Zur Begründung dieser Behauptung wird neuerdings der Unterschied der drei Hauptgattungen der Dichtkunst erörtert und diesmal auch die Lyrik herbeigezogen. Das Schauspiel ist eben dadurch nur ein solches, weil es nie eine That, einen geschehenen Vorfall unmittelbar vergegenwärtigt; ein längst Vergangenes, eine Begebenheit, die sich in fernen Gegenden zugetragen, mir vor die Augen führt und mich selbst erleben lässt. Die Lyrik lässt die Umstände eines Vorfalls unaufgeklärt, sie giebt die unmittelbare Empfindung des Augenblicks in Freude und Schmerz; das erzählende Gedicht entfernt sich vom Gegenstande und dieser unmittelbaren Begeisterung, trägt mit Ruhe und Behagen das Geschehene vor und ergötzt sich im Ausbilden von Nebenumständen, wirkt durch Beschreibung der Lokalität, malt Luft und Licht hinein und erhöht den Zauber oft, indem es uralte Zeiten mit unbekannten Wunderländern und die Ferne in die Darstellung hineinwebt. Wenn uns dann die Sage oft an diese Bedingungen, die unsrer Umgebung fremd und widersprechend sind, erinnert, so wird durch diese Erinnerung an das Fremde häufig Kolorit und Täuschung verstärkt. Als die kühnste Verwandlung und die höchste Spitze der Dichtkunst wird auch hier das Drama hingestellt. Nicht Empfindung mehr, Malerei, Erinnerung, nicht Vortrag dessen, was gewesen, soll uns ergötzen, nein, vor unsern Augen geschieht etwas Grosses und Wunderbares, die Ursachen, die geheimen Motive der Handlung, was veranstaltet, was gefühlt wird, Anfang und Ende, Einleitung und Zweck, Zufall und Plan, alles erleben wir selbst mit; und sei nun die That eine längst in alten Zeiten ausgeübte, sei die Begebenheit in den fernsten Ländern, ja in fabelhaften Zeiten vorgefallen, wir können uns nur für sie interessieren, wir können nur getäuscht und wie von etwas Wirklichem überzeugt werden, wenn wir in seltsam poetischem Wahn glauben, die Sache geschehe erst jetzt in diesem Augenblicke. Dasjenige, was mich gelehrt, pedantisch daran erinnert, dass es nicht so sei, sei die Erinnerung auch scheinbar nöthig, ergötze oder belehre sie selbst den Unterrichteten, wird diese Täuschung feindselig zerstören. Eine Täuschung, die, wie jede künstlerische, nicht die brutale des Vogels ist, der nach den gemalten Weinbeeren fliegt, sondern eine wie vor der Malerei, das Erkennen einer höheren Natur, indem man vor dem besten Portrait weiss, man stehe vor der Leinwand, und doch mehr auf ihr sieht, als von nachgeahmten Menschen selbst. Die Anwendung auf Goethe ist leicht gemacht: Wenn Goethe alles mehr auf eine unsichtbare, als eine wirkliche Bühne bezieht, wenn es ihm wichtiger ist, die Stimmungen des Gemüths, dessen Verirrungen und die Gefühle des Herzens, die in zarter Wehmut, in Sehnsucht und Liebe, in Freude und Leid rätselhaft spielen und sich gegenwärtig durchdringen, mit fester Hand des reifen Künstlers zu zeichnen, als eine eigentliche Handlung darzustellen, die aus Veranlassungen und dem Zusammentritt verschiedener Gestalten und Charaktere hervorgeht und immer äusserlich sichtbar werden muss, so ist er weit mehr erzählender Roman- oder Novellen-

dichter, als dramatischer. Wie er selbst einmal behauptet, man könne sich ein Schauspiel in Briefen denken, so charakterisiert auch alles an ihm mehr den schildernd-erzählenden, den grossen Romandichter und Seelenmaler. Endlich ist er sehr oft, fast immer bestrebt, die unmittelbarste Gegenwart, welche der dramatische Dichter nicht entbehren kann, in seine Dichtung einzuführen: aber es ist mehr als einmal auffallend, in welcher Weise und wie mit zu weit getriebener Absicht Goethe hierin verfährt und wie in den meisten Dramen des Dichters das Nahe durch die dramatische Verwandlung etwas zu dicht vors Auge gerückt wird.

Auch innerhalb der erzählenden Dichtung selbst war Tieck in der damaligen Zeit bestrebt, den Unterschied der Gattungen strenge aufrecht zu erhalten. In seinen Novellen wird wiederholt tadelnd hervorgehoben, dass der Titel „Novelle“ jetzt für alles mögliche beliebt werde, während man sich dabei etwas bestimmtes, eigentümliches zu denken habe, welches diese Dichtungen charakterisire und von allen andern erzählenden scharf absondere. Besonders der Missbrauch des Wortes für alle, besonders die kleineren Erzählungen und unbedeutenden Geschichten, welche man damit zu entschuldigen suche, dass man sie als Novellen bezeichne, konnte ihn in Harnisch bringen. Er warnt nach den grossen Mustern des Boccaz, Cervantes, Goethe das Wort nicht mit Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall oder gar Anekdote als gleichbedeutend zu gebrauchen und entwickelt seine Grundsätze über die Eigenart der Novelle in der Einleitung zum elften Bande seiner Schriften folgendermassen: „Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden als eine Erzählung, diese sich von Geschichte unterscheiden und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, dass sie einen grossen oder kleinern Vorfall ins hellste Licht setzt, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter andern Umständen wieder alltäglich sein könnte. So erfahren wir es im Leben selbst, so sind die Begebenheiten, die uns, von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgeteilt, den tiefsten und bleibendsten Eindruck machen“. Als Beispiel erinnert Tieck an jene Goethesche Novelle in den Ausgewanderten, in welcher der sich aufhebende Ladentisch, der das Schloss überflüssig macht, welches der junge Mann eine Zeitlang benutzt, um sich mit Geld zu versehen, ein solcher alltäglicher und doch wunderbarer Vorfall sei; ebenso auch die Reue und Besserung des Jünglings, die in eine Zeit fällt, so dass sie fast unnütz wird. Das sonderbare Verhältnis der Sperata im Meister ist wunderbar und doch natürlich, wie dessen Folgen; in jeder Novelle des Cervantes ist ein solcher Mittelpunkt. „Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere lässt die ächte Novelle zu, nur wird sie

immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen anderen Gattungen der Erzählung unterscheidet".

Ehe ich an diese letzten Äusserungen weiter anknüpfe, muss zweierlei hervorgehoben werden: Erstens, dass der Unterschied zwischen der Novelle und dem Romane nirgends bedeutsam hervorgehoben wird. Nur im Vorübergehen heisst es einmal, dass der Roman eine besonnene Kunstanlage erfordere und dass deshalb Jean Pauls Romane keine Romane seien, wohl aber der Wilhelm Meister, wenn man ihn nur nicht gegen den einzigen Don Quijote messen wolle. Ein anderes Mal wird ein charakteristisches Merkmal der Novellenform gegenüber dem Roman und dem Drama dahin verlegt, dass in der ersteren manches in konventioneller oder ächter Sitte und Moral Hergebrachte überschritten werden dürfe; was also so ziemlich auf das bereits oben erwähnte Vorrecht der Bizarrerie und des Eigensinnes hinausläuft. Tiefer aber lässt sich Tieck auf diesen Unterschied nicht ein. Zweitens aber ist zu beachten, dass Tieck auch die Unterscheidung der Novellen von den kleineren erzählenden Prosadichtungen später sowohl praktisch als theoretisch aus den Augen verloren hat. Viele seiner späteren Novellen sind in der That nicht mehr als Anekdoten und Geschichten; und in seinen Unterhaltungen mit Köpke (II, 234) suchte Tieck den Unterschied der Novelle von den verwandten Gattungen, Roman und Erzählung, einmal in der ausgesprochenen Tendenz, in etwas hervorspringendem, in der Spitze, in der man sich wiederfinde; dann wieder in der scharfen, epigrammatischen Pointe — ohne sich beide Male genug zu thun, und er gab es endlich ganz auf, einen allgemeinen Begriff zu finden, auf den sich alle Erscheinungen dieser Art zurückbringen liessen.

Die charakteristischen Momente, welche die Novelle gegenüber den kleineren erzählenden Dichtungen aufweist, sind also nach Tiecks oben vorgetragener Theorie die beiden folgenden: Erstens das Wunderbare, welches er aber nicht mehr wie in der Periode seiner Mährchendichtungen in einer phantastischen Welt sucht, sondern dessen Farbe und Schimmer das alltägliche Leben annehmen muss. Von Novalis sagt Tieck in der Vorrede zu dessen Schriften: „Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Übernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath". Die erste Hälfte dieses Satzes war Tieck zum Glaubensbekenntnis geworden und überall in seinen Novellen ist er darauf aus, zu zeigen, dass das Wunder nicht in dem Aussergewöhnlichen, in der Ausnahme — sondern gerade in dem Gewöhnlichen, in dem Gesetze liege. Gegenüber dem falschen Wunderglauben der „Wundersüchtigen" spricht Clara die Meinung des Dichters aus: dass alles Wunder, welches unsere unerfahrene Jugend reizte, uns bei höherer Bildung gleichgültig oder lächerlich erscheinen werde und dass wir das ächte Wunder dort erblicken würden, wo das blöde Auge gar nichts

oder das Gleichgültige erschaut. „Sehr wahr, fuhr der Gelehrte fort, die Natur, das Erkennen derselben, Kunst und Wissenschaft, das einfache, edle Leben unschuldiger Kinder, der Liebreiz des Frühlings, das Verständnis der Poesie und die Fähigkeit, ihn, den Ewigen, allenthalben wahrzunehmen, hier findet der ächte Schüler das Wunder und dessen Verständnis. Verwandelt der Schwärmer dagegen Wissenschaft, Natur, ja seinen Glauben an den Höchsten in ein Gespenst, sieht er mit seltsamem Grauen in die Natur und den Geist des Menschen hinein, kitzelt er sich mit dem Gefühl, durch Zahlen, Zeichen, willkürliche Worte und Geberden Annäherung zu fremdartigen Geistern, ja Herrschaft über sie zu erlangen, so ist er schon für das Verständnis der Dinge und jene Freiheit des Geistes verloren, die den gesunden klaren Menschen so liebenswert und so ehrwürdig macht“. So ist auch für den Maler Labithe im ‚Hexensabbath‘, welcher Züge von Wackenroder angenommen hat, die Natur das wahre Wunder: wo ein Wunder geschieht, geschieht es ganz natürlich, einfach, wenn auch nicht alltäglich, nach notwendigen Gesetzen, wenn auch unsern dummen und verwöhnten Sinnen nicht immer begreiflich. Er ist deshalb ein Feind des Aberglaubens und der Wundersucht, wie auch der in der „Übereilung“ eingeführte Professor Balzer gegen diejenigen räsonniert, welche sich den Druck der langweiligen Gegenwart dadurch erleichtern, und die Finsternis sich aufhellen wollen, dass sie nach Wundern und Seltsamkeiten suchen und gern das Unmögliche und Widersprechende annehmen, um nur dem lästig Vernünftigen aus dem Wege zu gehen. Dabei aber ist er der Meinung, „dass es nur an Augen fehlt, um wahrzunehmen, wie immerdar das Seltsame, ja Wundervolle sich ereigne, und dass es äusserst selten die Kleidung des Phantastischen an sich nehme, und darum von den Poesie-Suchern nicht beachtet werde. Ruhe doch unser Leben, wenn man sich besinne, ja die ganze Schöpfung auf Bedingungen und Gründen, die man mährchenhaft nennen müsse, und auf das Woher, Wohin und Wozu gebe es nirgend eine Antwort. In dieser allgemeinen Stummheit der Öde glaube das angespannte geistige Ohr manchmal einen Rätsellaut, wie das Echo aus einem andern Dasein, zu vernehmen, und diesen Widerhall übersetze die schaffende Phantasie in Worte, aus denen sich Bilder, Gefühle und Gedanken entwickelten, welche den Sterblichen nachher Dichtkunst, Religion und Idee oder Mystik erschaffen. So sei man eben immer nur bei der Auslegung, willkürlich, ohne Text“.

Von einer solchen Betrachtungsweise, welche das Wunderbare in dem Gewöhnlichen sucht, war eine gewisse Vorliebe für das Wunderliche, Absonderliche und Aparte nicht leicht zu trennen. Das hat schon die gleichzeitige Kritik den Novellen Tiecks zum Vorwurfe gemacht und trotz der Abwehr seiner Freunde muss aufrecht gehalten werden, dass der reinmenschliche Gehalt derselben ein geringer ist. Am deutlichsten tritt diese Thatsache hervor, wenn wir den Beziehungen nachspüren, welche Tiecks Novellendichtungen zu seinem Leben aufweisen: denn wie Goethe hat auch Tieck allenthalben eigene Erlebnisse künstlerisch gestaltet. Aber es spricht sich nicht wie bei Goethe der volle rein-

menschliche Gehalt seines Daseins aus, sondern es werden mehr die aparten Zufälligkeiten, welchen Tieck hier und dort begegnet ist, der Dichtung zu Grunde gelegt. Wo er in der Heimat oder in der Fremde je eine kostbare Narrenfigur oder eine dankbare Lächerlichkeit kennen gelernt hat, da nimmt er sie in eine Novelle auf. Nicht ohne Grund treten besonders Reiseerlebnisse, in welchen das Zufällige immer überwiegt, so bedeutend hervor; nicht ohne Grund finden wir ferner die Modelle mehr in bloss episodischen Charakteren als in den Hauptfiguren verwerthet. Auch im Seelenleben der Menschen sucht Tieck weniger die Tiefen zu ergründen, als den Wechsel der Stimmungen und Anlagen zu beobachten; die Virtuosität und Elasticität des Geistes- und Empfindungslebens erfährt eine besondere Berücksichtigung. So sind es die Wunderlichkeiten der Menschen, die Momente der Übereilung auf der einen, der Geistesgegenwart auf der anderen Seite, die momentane Gabe der Prophezeiung, der bacchischen Begeisterung, das Dämonische wie es sich in den bekannten Worten Egmonts ausspricht u. s. w., was Tieck zur Darstellung reizt. Die Wirtin im „jungen Tischlermeister", welche jeden Gast auf eigentümliche Weise zu behandeln versteht, ist sichtlich eine Lieblingsfigur des Dichters. Dieselbe Bevorzugung des Aparten finden wir auch in der Weltbeobachtung des Novellisten, wie sie besonders in den Gesprächen zum Ausdrucke kommt. In seiner romantischen Periode hatte Tieck von seinen Freunden, den Schlegel und Novalis, erlernt, die verschiedensten Dinge als Kunst zu betrachten: in den Rahmengesprächen des Phantasus hatte er von dieser Betrachtungsweise den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Auch für Tiecks Novellen erwies sich diese vergleichende Methode, Verschiedenartiges unter einem Gesichtspunkt anzusehen, als fruchtbar. Zu den schönsten Stellen in Tiecks Novellen gehören doch diejenigen, in denen er z. B. die Augen der Tiere oder die Charaktere der Blumen unter einander vergleicht oder die Eigenart der Künste durch Parallelen erörtert.

Das zweite Moment, welches Tieck nirgends, wo er von der Novelle redet, hervorzuheben vergisst, bilden die von ihm sogenannten Wendepunkte, an welchen sich die Erzählung unerwartet umkehrt. Auch in der Recension des ‚Löwen von Curdistan' ist davon die Rede und in der Besprechung von Körners ‚Tony' gehören „die unvorhergesehenen Zufälle und Personen, die oft dem Anfange widersprechen dürfen", hierher. Gustav Schwab erkannte Tiecks Eigenart hierin ganz richtig, wenn er von diesem schreibt: „Am wohlsten wird mir bei Ihren Erzählungen da, wo die gemeine Kritik darüber als unnatürlich und unwahrscheinlich zu schimpfen anfängt, d. h. wo die gewohnten Formen, mit welchen Sie das Publikum beschwichtigen, mit einemmal aufhören und die lautere Poesie, derselben spottend, ungehemmt hervorsprudelt; wo der zahme Bach auf einmal zum Wasserfall wird und seinen Weg durch Wald und Felsen nimmt, wie in Ihren alten, herrlichen Dichtungen". Ein Beispiel für diesen „Wendepunkt" soll uns die ‚Gesellschaft auf dem Lande', die sogenannte Zopfnovelle (ein dem Amtmann Römer abgeschnittener Zopf bildet das Hauptmotiv der Handlung) geben. Tieck verwertet hier eigene Erlebnisse. Die Novelle

spielt 1801 in der Brandenburgischen Mark: das aufklärerische Berlin mit seinem Judenhass, mit den von der jüngeren Generation der Romantiker und besonders von Tieck verpönten Pfeifen und Zöpfen waren dem Dichter wohl bekannt. In dem Enthusiasmus für Friedrich den Grossen, der das wahre deutsche Reich erneut und auf besseren Säulen begründet habe, glaubt man Tiecks eigene Meinung zu erkennen, welcher an Preussen festhielt trotz der gegenteiligen Meinung anderer, dass gerade Friedrich der Grosse zuerst zur Zerstörung des deutschen Reiches den Grund gelegt habe. So scheint alles auf ein Loblied der alten Zeit, welche Tieck noch in ihren letzten Zügen gesehen hatte, hinauszulaufen — da wendet der Dichter das Blatt: einen ganz ähnlichen erlebten Vorfall benutzend (Köpke II, 153), lässt er den alten Amtmann Römer, der sich für einen Husaren Friedrichs des Grossen ausgiebt, nach seinem Tode als Betrüger enthüllen, der endlich selbst an die Wahrheit seiner Lüge geglaubt hat. Einen ebenso plötzlichen Umschlag finden wir in der historischen Novelle ‚Der wiederkehrende griechische Kaiser‘. Hier geschieht alles, um uns an die ehrlichen Motive und an die Wahrhaftigkeit der Person eines falschen Prätendenten glauben zu machen: plötzlich aber wendet sich das Blatt und wir sehen nun alles in einem anderen Lichte. Das ist nicht einfach die objective Darstellungsweise, welche den Leser nicht voreinnehmen will; das ist die romantische Ironie, wie sie unter Solgers Einfluss sich in Tieck entwickelt hat und in den dramaturgischen Blättern noch wiederholt, besonders an Shakespeare, bewundert wird. Wenn an Shakespeare die versteckten künstlerischen Absichten gerühmt werden, welche er im Geheimen verfolgt, so steckt bei Tieck ein Schalk hinter der ganzen Handlung, welcher das Bild mit einem Male aus dieser in jene Betrachtungsweise rückt. Nicht von einem Punkte aus, den Autor und Leser unverrückt inne haben, übersehen wir das ganze Bild: das Bild wird verschoben oder wir werden genötigt den Standpunkt zu wechseln. So sind die Novellen Tiecks Vexirbildern ähnlich; man weiss, es wird getaschenspielert werden und ist, sobald man sich weiter in die Novellen eingelesen hat, vor dem Schalke auf der Hut. Schade nur, dass es damit auch um das gläubige Vertrauen geschehen ist, welches der Erzähler von seinem Zuhörer fordern muss.

Auch gegen die Charaktere verfährt der Dichter mit derselben Ironie. Ironische Charaktere, welche in den ersten Novellen erscheinen, haben des Dichters ganze Vorliebe. So ist sogleich in der ersten Novelle ‚die Gemälde‘ der Ironiker Eulenböck mit der Teufelsphysiognomie die eigentliche Hauptperson: der das Schicksal der Menschen in die Geschicklichkeit verlegt, die Umstände mit Verstand zu nutzen oder gar selbst hervorzubringen; der (wie oft hatte Tieck als Dichter in seiner früheren Periode dasselbe gethan!) Maler aller Schulen kopiert und die Kopieen als Originale verkauft. Er trägt Tiecks Gedanken über die Kunst des Trinkens vor, indem er die verschiedenen Weine als Dichtungen ihres besonderen Bodens erscheinen lässt; ihm heisst ein Kunstwerk verstehen soviel als es erschaffen, denn wie der Wein kann auch ein Kunstwerk bloss das in uns erwecken, was schon

in uns schlummert. In der zweiten Novelle: ‚die Verlobung' tritt der Ironiker in der Gestalt des Barons, welcher den Frömmlern als ein Freigeist, nach den geringen Motiven in den Handlungen der Menschen spähend, gemein konstruierend erscheint, etwas gemütlicher und behäbiger hervor. In der ‚Gesellschaft auf dem Lande' bleibt der Humorist und Ironiker aus der jüngeren Generation, welcher eine Liebe, die heiraten will, als Geschäft betrachtet und ein Geschäft auch als Geschäft betrieben wissen will, mehr im Hintergrunde. Aber nicht bloss in einzelnen Charakteren zeigt sich die Ironie des Dichters; er behandelt im Gegenteile auch als Künstler alle seine Charaktere mit Ironie. Nur in den frühesten Novellen, wie in ‚der Verlobung' und den ‚musikalischen Leiden und Freuden' kommt eine grössere Wärme in die Darstellung, indem Tieck seine eigene Meinung durch einen Sprecher (hier durch den Grafen, dort durch den Laien) zum Ausdrucke bringen lässt. Sonst hält er sich vornehm über den Parteien und verfolgt überall die geheime Absicht, die Schwächen und Fehler seiner Charaktere sich wie von selbst verraten zu lassen. Eins der glücklichsten Beispiele hat Tieck dem Cervantes abgelernt. Er rechtfertigt in der Novelle ‚die Sommerreise' die von andern als überflüssig und störend bezeichnete Novelle des Neugierigen im Don Quijote als ein tiefsinniges Gegenbild, welches von einer andern Seite die Thorheit des Manchaners erläutert. Ein solches Gegenbild hält er in der Novelle ‚der Geheimnisvolle' gleichfalls seinem Helden, einem Lügner, entgegen. Auf Schloss Neuhaus, wohin er ihn führt, herrscht die Lüge im kleinen, die Anekdote, bei den Frauen; der Wahrheitsfeind Wehlen, dem das Lügen in den gleichgültigsten Dingen und zum blossen Scherze Natur geworden ist, ist hier unentbehrlicher Gesellschafter. Welcher Triumph für die Ironie unseres Dichters, wenn nun der Held, welcher sich von diesem kleineren Lügner genärrt sieht, gegen das Lügen loszieht, ohne sich des Balkens im eigenen Auge bewusst zu werden! Erst hinterher wird auch der Leser mit der geheimen Absicht des Dichters bekannt . . . . . So entwickelt sich auch die Ansicht des Dichters, der die äusserste Linke aufgegeben hat und sich in der Mitte zu halten sucht, immer den extremen Charakteren gegenüber: der eine Charakter hat gegen den andern recht, welcher gegen den dritten wieder im Unrecht befunden wird u. s. w. Die Vorliebe des Dichters aber wendet sich von den enthusiastischen Charakteren ganz ab und den ironischen zu. Man hat auch hier dem Dichter nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht, dass es ihm mit seinen Charakteren nicht Ernst sei, dass er sie nicht wahr nehme: denn auch bei ihnen tritt ja die Ironie des Dichters erst zu Tage, wenn sie an den ‚Wendepunkt' gelangt sind; und auch, dass die geistreichen Gespräche sich in dem Munde von Personen, welche sich nachträglich als albern herausstellen, oft unwahrscheinlich sind, ist mit Recht eingewendet worden.

In späterer Zeit fand Tieck (nicht in Erinnerung dessen, was er in seinen Novellen zu leisten beabsichtigt hatte, sondern indem er aus dem Geleisteten erst wieder eine allgemeine Regel abzuleiten suchte) in einem grossen Teile seiner Novellen eine ausgesprochene Tendenz, etwas Hervorspringendes, eine Spitze, in der man sich wiederfindet; in

andern freilich suchte er sie auch wieder vergebens. Am meisten tritt diese Tendenz in den frühesten Novellen hervor, welche überhaupt eine Gruppe für sich bilden und die novellistische Eigenart Tiecks am schärfsten ausgeprägt zeigen. Der Inhalt derselben ist fast durchgängig ein reaktionärer. Tieck kämpft gegen die Richtungen, welche er einst selbst im Bunde mit den Schlegel, Wackenroder und Novalis hervorgerufen hatte, und welche er in der Gegenwart nur verzerrt und übertrieben wiederfinden wollte. Man vergleiche nur sogleich die erste Novelle: ‚die Gemälde' mit A. W. Schlegels Gemäldegesprächen, welche wie die Novelle in Dresden lokalisiert sind. Der Inhalt ist das gerade Gegenteil; die durch Wackenroders ‚Klosterbruder' und Schleiermachers ‚Reden über Religion' angeregte Richtung, welche in jenen Gesprächen ihren Ausdruck fand, wird hier in ihrer späteren Entwickelung durchaus mit Ironie behandelt. Der Vertreter der neuen christlichen Kunst ist der junge Maler Dietrich, der im sogenannten altdeutschen Rock, mit bis auf die Schultern wallendem weisslichen Haar eingeführt wird: also zugleich auch ein Vertreter der Deutschtümelei, welche mit der christlichen Kunst Hand in Hand ging. Gegen die Darstellung heiliger Gegenstände, die Marienbilder und Kreuzabnahmen, welche die Schlegel noch immer als die einzigen würdigen Gegenstände der modernen Malerei empfahlen, sowie gegen diejenigen, welche glauben, dass die Andacht allein das künstlerische Verständnis für diese Gegenstände gewähre, richtet sich der Spott des Dichters. Nachdem die Barbarei der Unwissenheit vorüber sei, welche einen Rafael nur mit einschränkender Kritik bewundern zu dürfen glaubte, drohe von der andern Seite der Enthusiasmus die Einsicht zu übertönen. Giulio Romano wird von den neumodischen Eiferern bekämpft, weil er geistliche Gegenstände nicht mit der gehörigen Innigkeit dargestellt haben soll: während ihm dafür die Verklärung des frischen sinnlichen Lebens, die Herrlichkeit des freien Mutwillens und das Spiel der lebendigsten Phantasie vorbehalten waren. Und wie der unbärtige Enthusiasmus in der Kunst abgewiesen wird, so auch in der Liebe: mit überlegener Ironie behandelt der Dichter, der ehemalige Genosse des Dichters der ‚Lucinde', die enthusiastische Liebe und lässt uns nicht in Zweifel, dass er die Ehe ohne Leidenschaft, aber aus vernünftigem Entschluss, die sogenannten Konventionsheiraten, für das richtigste hält. Neben der religiösen Kunst hatten Tieck, Wackenroder, Novalis, Schlegel einst die Religion als Kunst zu üben gelehrt: gegen das aus diesen Anregungen hervorgegangene Aetherisiren und Frommsüsslichen, gegen die Frömmler, deren Schlagwort das Überirdische, Heilige, die ewige Wahrheit ist, schrieb Tieck seine zweite Novelle: ‚Die Verlobung'. In der beliebten Gesprächform wird die ganze Richtung gebrandmarkt. Nachdem sich das Bedürfnis des Glaubens auf erfreuliche Weise wieder gemeldet habe, sei es Sitte geworden, religiös zu scheinen und beim dritten Worte vom Heiland zu reden. Wie in den Zeiten der Empfindsamkeit und Aufklärung suche auch jetzt ein krankes Bedürfnis, das nach Religion, allenthalben Nahrung. Man fühlt an dem erregten und entschiedenen Ton, dass Tieck die Sache, welche er hier vertrat, ans

Herz ging. Seine Frau und seine Tochter waren zum Katholicismus übergetreten, ihn selbst hatte man zu den heimlichen Convertiten gezählt. Nicht bloss die Genossen seiner Jenenser Zeit sah er sich immer weiter von gesunder Religiosität entfernen; auch in seinem eigenen Hause forderte bald die religiöse Schwärmerei an seiner Tochter Dorothea ein schmerzhaftes Opfer. Von Friedrich Schlegel musste es Tieck bei einem Besuche in Dresden hören, dass die Kirche und ihre Formen eins und alles, Wissen und Kunst aber nur sündhaft seien. Gegen solche Gesinnungen wendet sich Tieck in der besprochenen Novelle: für ihn ist auch der ein Frommer, dem aus dem Gemälde eine Entzückung ausstrahlt und der sich, so lange er Shakespeares Sommernacht liest, selig und im Himmel fühlt. Er fasst diese Richtung tief an ihrer Wurzel: wie verderblich sie auf die Erziehung wirkt, indem sie in den Familien Weichlichkeit und eine gewisse verzärtelnde Liebe festsetzt, welche die Kinder in der Jugend des Gehorsams entbindet und eben deshalb nie zur wahren Freiheit gelangen lässt; wie sie falsche und übertriebene Begriffe von Wahrheit in die Gesellschaft und den feineren Umgang bringt, wo nicht immer das blanke Ja und Nein gilt; wie sie die Jugend am Abend vor Mährchen und Schauergeschichten ängstlich behütet, aber sie am helllichten Tage dem ärgsten Aberglauben überliefert; wie sich endlich der geistliche Schwindel mit dem politischen verbindet und zuletzt auch in der Kunst unserem grössten Dichter schulmeisternd mit Glaubensfragen naherückt. Tieck denkt dabei an die sogenannten unächten Wanderjahre und Goethe lobte ein über das andere Mal den „guten“ Tieck, dass er so kräftig für ihn gegen die Frömmler Partei ergriffen habe. Wie wenig sich dieser trotz alledem von seinen früheren Gesinnungen losgesagt hatte, wie wenig er sich etwa mit den ‚Reden über Religion‘ in Widerspruch wusste, das zeigt deutlich, dass der Vertreter seiner jetzigen Denkungsart das unbedingte, unendliche und unaussprechliche Glück, welches sich die Jugend wohl einbildet, für unerreichbar erklärt, und das wahre Glück in die Resignation, in das Gefühl der Wehmut verlegt, welches (wie Tieck in der Einleitung zum Phantasus gelehrt hatte) auch der Schönheit, Kunst, Begeisterung zum Grunde liege: als Wehmut hatte aber Schleiermacher gerade auch das religiöse Gefühl bezeichnet. Auch hier finden wir die Ehe ohne Leidenschaft von zwei Seiten betrachtet: die frömmelnde Mutter stellt diese Gesinnung als etwas Verächtliches hin, während sie der Graf (der Sprecher des Dichters) in milderem Lichte darstellt. Wird hier gegen die scrupulöse äussere Wahrhaftigkeit, welche im Leben undurchführbar erscheint und nur der Heuchelei zum Deckmantel dient, förmlich Partei ergriffen, so sucht Tieck in einer ganzen Reihe folgender Novellen der inneren Wahrhaftigkeit gegenüber der Lüge und dem Selbstbetrug in Gesinnung und Handlung wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Nur versteckt und wenig deutlich ist dies sogleich in der nächsten Novelle: ‚die Reisenden‘, der Fall. Auf das Incognito-Reisen hatte Tieck schon in den ‚Gemälden‘ gestichelt, in welchen er sich des incognito reisenden Fürsten, einer beliebten und bis zum Überdrusse verbrauchten Komödienfigur, bedient. Hier büsst der Held, welcher sogleich Eingangs

im Gespräche für das Reisen unter fremdem Namen eintritt, seine Neigung zum Truge, indem er mit einem andern verwechselt und in ein Narrenhaus gesperrt wird, welches Tieck reichlich mit Narren, die er im Leben kennen gelernt hatte, bevölkert. Die Abenteuer mit der Ophelia; der Mann mit der roten Jacke, der sich einbildet, die Pygmäen mit seiner Peitsche verfolgen zu müssen, sind nach dem Leben geschildert. Und wie sich in dieser Schalksnarrennovelle voll der buntesten Verwicklungen und des tollsten Übermutes die Klugen und Narren beständig so unter und durch einander mischen, dass man sie gar nicht mehr von einander unterscheiden kann und dass sie schliesslich in einander übergehen, so ist auch der Spass des Dichters mitunter als Ernst zu verstehen und satirisch auszulegen: die Idee eines Irrenhauses mit satirischer Tendenz (eine Art verkehrter Welt) hatte schon Schelling in den Nachtwachen ausgeführt. Der Leser, der von rückwärts liest und ein Buch nur mit Andacht in die Hand zu nehmen braucht, um alle Wissenschaften zu kennen, der auch zugleich als Rezensent in den Büchern blättert; der Meistersänger der Galimathias für den Geist, der Musenliebling der Galimathias fürs Herz vorbringt; der glückliche Unglückliche, welcher in der ganzen Welt, in Litteratur und Theater vergebens nach Unsinn sucht u. s. w., sind Eingebungen schneidender Ironie. Gegen das Unächte und Unwahre im Kunstleben geht die folgende Novelle: ‚Musikalische Leiden und Freuden'. Webers ‚Freischütz' war damals in Dresden erschienen und schob die musikalischen Interessen in den Vordergrund. Tieck eifert gegen den gesellschaftlichen Misbrauch der Musik: gegen den erheuchelten Enthusiasmus, den Kunstzwang, die Capricen der Sänger ebenso wie gegen diejenigen, welche die Musik als Zeitvertreib pflegen, und gegen die Unmusikalischen, die über Musik das lauteste Wort führen. Der Laie, der schliesslich fast allein redet, spricht zugleich die Meinung des Dichters aus, dessen musikalische Erlebnisse wir hier wiederfinden. Er erzählt, wie er zuerst mit Reichardt, dem bekannten Gegner Mozarts, dessen ‚Don Juan' gehört; wie ihn dann die alte Kirchenmusik, welche er im Kreise einer bekannten Familie (der Burgsdorff'schen in Ziebingen) kennen gelernt, von der weltlichen Musik ganz abgezogen habe; bis er von dieser Einseitigkeit zum Genusse Mozarts u. a. wieder zurückgekehrt sei. Die Auslassungen über Mozart, an dessen ‚Don Juan' die Ironie bewundert wird, über Beethoven, dem der Vorwurf der gesuchten Originalität gemacht wird, über Bach und Rossini bilden die Fortsetzung zu den entsprechenden Kapiteln im ‚Phantasus'. Das Virtuosentum, das den Gesang beherrscht, wird in der drolligen Figur des auf die „deutsche Seelenmanier" im Gesange erbosten Italieners köstlich persifliert und unter demselben Gesichtspunkt betrachtet, von welchem Tieck in den ‚dramaturgischen Blättern' gegen die deklamatorischen Paradestellen der Schauspieler eifert. Am deutlichsten und schönsten wird in der nächsten Novelle: ‚der Geheimnisvolle' gegenüber der in der ‚Verlobung' geltend gemachten Ansicht, nach welcher auch für die gesellschaftliche Unwahrheit ein beschränkter Raum frei zu halten ist, für die innere Wahrheit und Lauterkeit des Gegners plädiert: für jene Unschuld,

welche uns nicht angeboren ist, sondern zu welcher der Mensch durch Liebe wieder geboren werden muss. Der Held, welcher über diese Wahrheit, noch ehe ihn die äusseren Verhältnisse zu ihrer Einsicht zwingen, aus seinem eigenen Innern belehrt wird, belügt die Welt, indem er sich für den Verfasser eines gefeierten politischen und patriotischen Buches gegen Napoleon (Tieck dachte dabei an Reichardts Schrift ‚Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate') und für das Haupt einer durch ganz Deutschland gehenden Verschwörung gegen den Unterdrücker ausgiebt. Er wird bald in einen gastfreien Cirkel geführt, wo man ihn für den erwarteten Vetter hält, und er lässt diese Unwahrheit gelten, selbst nachdem ihn die Tochter des Hauses, mit welcher er in Herzensbeziehungen geraten ist, wegen seines unwahren Betragens zur Rede gestellt und ihm Reue abgenötigt hat. Diese Eitelkeit und Geheimniskrämerei bringen ihn endlich, indem er als vermeintlicher Verfasser des revolutionären Buches vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll, bis nahe an den Tod. Hier ergiebt sich auch eine natürliche Gelegenheit, die politischen Meinungen zu verwerten. Sogleich Eingangs wird der Held in eines der beliebten Tischgespräche verwickelt, welches von der Litteratur ausgeht und allmählich in die Politik hinüberzielt. Frau Wildhausen ist eine Anhängerin der französischen Litteratur, welche erst die Einquartierungen von ihrer Vorliebe zurückbringen. Ihr Mann, wenn ihn Deutschheit und Wein begeistern, und wenn er an einem Dritten einen Anhalt hat, poltert entgegen: dass es nur unser eigener Fehler sei, wenn wir uns schämen dumm zu sein, beizubehalten, was man für altfränkische Dummheit erkläre — aber insgeheim von seiner Frau vorgenommen, lässt er seinen Patriotismus bald fahren und kriecht bis zum Flehen herunter. Zwei fernere Typen aus dem damaligen politischen Leben enthüllt bald ein anderes Gespräch. Der Musikus, kalt und indifferent gegenüber der deutschen Sache, hält die Fremdherrschaft für das geeignete Mittel uns national und deutsch zu machen; während uns früher kleinstädtischer Provinzeigensinn nur gelähmt habe, entwickele sich jetzt, wo, von der Politik ungehemmt, Litteratur und Wissenschaften blühen, ein europäischer Geist in der Pressfreiheit. Ihm steht der junge begeisterte, aufopferungsvolle Emmerich entgegen, welcher die Gedanken Tiecks, wenn auch in schrofferer und einseitigerer Fassung zum Ausdrucke bringt: nach ihm hat Deutschland mit der Freiheit alles verloren, der Nationalsinn müsse erwachen und alle Provinzen brüderlich verbinden, nicht die Press-f r e c h heit. In diesem Schimpfworte wie in dem Hinweise auf das Mittelalter und sein Kaisertum spricht sich deutlich aus, wie auch Tiecks politische Überzeugungen damals in die reaktionäre Bahn einlenkten und besonders gegen Jungdeutschland, als dessen Vertreter der Musikus zu betrachten ist, Partei ergriffen. Dieselbe Idee der Wahrhaftigkeit liegt endlich auch der sechsten Novelle: ‚D i e G e s e l l s c h a f t a u f d e m L a n d e' zu Grunde, deren Inhalt uns schon bekannt ist: sowohl der alte Amtmann Römer, der sich für einen Husaren Friedrichs II. ausgiebt und nach seinem Tode als Lügner erkannt wird, als der Liebhaber, der sich verstellter Weise als Maler einführt und für seinen harmloseren

Betrug bei der Geliebten büssen muss, sind die passiven Vertreter derselben.

Zwei spätere Novellen reihen wir dieser ersten Gruppe an, mit welcher sie die Reaktion gegen die einstmals so entschieden aufgestellten romantischen Tendenzen verbindet. Oder ist es nicht wie gegen Friedrich Schlegels ehemalige Richtung gesagt, wenn es in der (übrigens bloss einige Jahre) späteren Novelle ‚Glück giebt Verstand' heisst: „Nichts das sich wiederholt ist gleich: es ist ebenso thöricht das Griechentum wie das Mittelalter wieder herstellen zu wollen". Und wie verhält es sich zu der einst von Friedrich Schlegel in der Europa geforderten geheimen Verbrüderung der Besseren zur Vergöttlichung der Menschheit, wenn Tieck hier gegen das Freimaurertum den Satz geltend macht: „wer gutes thun will, kann es auch ohne geheime Verbindung". Im übrigen erinnert gerade diese Novelle stark an die Geschichten, welche Tieck einstmals in Nicolais Solde für die ‚Straussfedern' geschrieben hatte. Das dort so oft variirte Thema, „wie man in der Welt sein Glück macht", d. h. zu einer Anstellung kommt, wird hier an einem mutlosen Predigersohn demonstrirt, welchem erst eine Mystifikation (ein falscher „Fürst" sagt ihm sein Wohlwollen und eine Stellung zu) den nöthigen Mut und die Keckheit giebt, mittelst deren sich etwas durchsetzen lässt. Durch die Art, wie hier die Bösen bestraft und die Guten belohnt werden, fühlen wir uns recht Ifflandisch angemutet; und der Fürst, der incognito reist, um seine Braut kennen zu lernen, ist nicht wahrscheinlicher, als im ‚Johann von Paris', in den ‚Pilgern', der ‚Weissenturn' oder in Houwalds ‚Fürst und Bürger', welche Tieck so einsichtig getadelt hat, in Scene gesetzt. Über die Witzeleien der Straussfederngeschichten wird die Novelle durch die Ironie, mit welcher der angehende und neugebackene Tribunalrat, der den falschen Fürsten bekomplimentiert und den rechten in getreuer Erfüllung seiner neuen Amtspflicht verhaften lässt, behandelt ist, hoch hinausgehoben. Auch ist die Figur des simplen Helden, welche in jenen Geschichten immer wiederkehrt, nicht bloss zu ergötzlicher komischer Wirkung verwendet, sondern auch mit etwas feineren Zügen und einem höheren moralischen Bewusstsein ausgestattet. Eine Art von Abdication ist auch die letzte der kleineren Novellen, welche Tieck erst 1840 geschrieben hat: „Waldeinsamkeit". Tieck, welcher dieses Wort selbst in seinem blonden Ekbert zum ersten Mal eingeführt hatte und von sich selbst hier in der dritten Person redet, macht wieder gegen den Missbrauch einer von ihm selbst angeregten guten Sache Front: ein Schwärmer für Waldeinsamkeit wird von seinem Freunde mittelst eines Schlaftrunkes entführt und in der Absicht, ihn um die Braut zu prellen, in Waldeinsamkeit abgeschlossen gehalten, aus welcher er sich aber noch rechtzeitig befreit.

Nicht nur in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in formeller Hinsicht zeigen die Novellen der ersten Gruppe am meisten ein eigentümliches Gepräge. Charakteristisch für die Tiecksche Novelle bleibt die Vorliebe für Ensemblescenen, in welchen sich die Handlung fortbewegt. Gesellige Gespräche, besonders aber Tischgespräche, nehmen

einen überaus breiten Raum in Anspruch und dehnen sich oft ins Maasslose. In der Rahmenerzählung des Phantasus, welche von der bei den Romantikern beliebten Form des geschriebenen Gespräches zur Erzählung fortleitet und in gewissem Sinne als Tiecks erste Novelle betrachtet werden kann, leitet Tieck an, das Tischgespräch als Kunst zu betreiben. Erinnerungen an die romantischen Symposien in Jena mit den anregenden Gesprächen und der freiesten Meinungs und Gesinnungsäusserung, welche dort üblich waren, vermischten sich hier mit den Eindrücken einer feineren Geselligkeit, welche er in Ziebingen im Verkehre mit der gräflichen Familie von Finkenstein u. a. erhalten hatte. Ältere Freunde beneideten ihn wohl auch um den Kreis, den es ihm gelungen war in Dresden um sich zu bilden und den sie lebendiger, umfassender, wie er sein soll, beweglicher als irgend einen andern fanden. Ebenso oft freilich gleicht die Gesellschaft in Tiecks Novellen jenen von ihm an einem andern Orte geschilderten verwirrten, zu lebendigen Gesellschaften, wo, wenn alles geistreich, scharfsinnig, vielseitig, höchst gebildet, durch- und aneinander rennt, und unbeantwortete Fragen sich kreuzen, und Urteile sich übereilen, und neue Ansichten hundert verwirrende Perspectiven bilden: man gern einen trivialen Mann in ein ruhigeres Fenster nähme und sich an seinen müssigen Gedanken wie an tiefer Weisheit erbaute. Die davon unzertrennlichen Gespräche aber bildeten einen Haupt- und Angelpunkt in Tiecks Theorie: „Es wird sich auch entbieten“, sagt er, „dass Gesinnung, Beruf und Meinung im Kontrast, im Kampfe der handelnden Personen sich entwickeln und dadurch selbst in Handlung übergehen. Dies scheint mir der ächten Novelle vorzüglich geeignet, wodurch sie ein individuelles Leben erhält. Eröffnet sich hier für Räsonnement, Urteil und verschiedenartige Ansicht eine Bahn, auf welcher durch poetische Bedingungen das klar und heiter in beschränktem Rahmen anregen und überzeugen kann, was so oft unbeschränkt und unbedingt im Leben als Leidenschaft und Einseitigkeit verletzt, weil es durch die Unbestimmtheit nicht überzeugt und dennoch lehren und bekehren will, so kann auch die Form der Novelle jene sonderbare Kasuistik in ein eigenes Gebiet spielen, einen Zwiespalt des Lebens, der schon die frühesten Dichter und die griechisch-tragische Bühne in ihrem Beginn begeisterte . . .“ (Tieck zielt auf die antike Schicksalsidee). So kommt die satirische Tendenz der Novellen weit mehr in den Gesprächen, welche die Ironie des Dichters überwacht, als in der Handlung selbst zum Ausdrucke, wie sich auch die Charaktere viel mehr im Gespräche enthüllen, als in der Handlung entwickeln. Gesellschaftliche Ensembles, Gespräche, Tischgespräche sind also in den ersten Novellen gehäuft, welche noch ganz an die Einleitung zum Phantasus erinnern, in welcher die Gespräche nur der Abrundung wegen von einer — übrigens gar nicht zu Ende geführten und nur spärlich hie und da zum Vorschein kommenden — Liebesgeschichte durchzogen werden. Sogleich in den ‚Gemälden‘ haben wir drei Symposien mitzumachen, bei welchen die verschiedenen Charaktere sich quer über den Tisch äussern. In der ‚Verlobung‘ befreit der Graf die älteste Tochter einer frömmelnden Familie, welche als eine Art Aschenbrödel misshandelt wird, weil sie

nicht Beruf und Gabe hat mitzuheucheln, und heirathet sie: das Eintreten des Grafen in diesen frommen Zirkel giebt auch hier Gelegenheit, die Meinungen im Gespräch aufeinander platzen zu lassen („wie es leicht zu geschehen pflegt, dass ein Gespräch, wenn es mit leichter Unbefangenheit und feinem Sinn geführt wird, wohl in Anmassung und Spannung eine polemische Natur annimmt“, sagt der Dichter) und auch das Tischgespräch fehlt nicht. In den „Reisenden“ erleben wir die ergötzlichsten Scenen gleichfalls in dem Gesellschaftszimmer, in welchem sich die Narren zur Pflege der Geselligkeit versammeln. Schon der gesellige Charakter der musikalischen Kunst bringt es mit sich, dass wir in den „musikalischen Leiden und Freuden“ fast nur Ensemblescenen erleben; gerade beim Abendessen geschieht es auch, dass jeder der Anwesenden seine musikalischen Erlebnisse, Leiden und Freuden, erzählt. In dem „Geheimnisvollen“ wird der Held in dem bei der Umwandlung der beabsichtigten Komödie in eine Novelle hinzugefügten früheren Teile von einer Tischgesellschaft zur anderen geführt und man meint oft, der Tag bestehe für ihn bloss aus Mahlzeiten. Die folgende Novelle ‚Gesellschaft auf dem Lande‘ verräth schon im Titel ihren geselligen Charakter u. s. w. Man wird dieser Eigenart auch einen bedeutenden Einfluss auf Sprache und Stil des Dichters zuschreiben müssen. Die Geister haben sozusagen Handschuhe an und ihr Ausdruck ist die Salonsprache. Hier hat sich Tieck offenbar Goethe zum Muster genommen: wie wir ihn im Fortunat oft in der Person Shakespeares reden hören, so goethisiert er uns hier zu viel und gerade in den ersten Novellen hat er jenen Stil am stärksten ausgebildet, welcher ihm bei einer unbilligen Kritik den Vorwurf eines Talmi-Goethe eingetragen hat. Nur selten reden die Personen der ersten Novellen eine charakteristische mimische Sprache: wie der radebrechende Italiener in der Musiknovelle, oder die ‚Gesellschaft auf dem Lande‘, welche nicht ganz frei vom berlinischen Dialekt ist, über dessen Verwechslung von Dir und Dich sich der Dichter launig auslässt. Erst in den späteren Novellen tritt an die Stelle der gleichmässigen eleganten Ausdrucksweise das Bestreben, durch die Sprache zu charakterisieren: den Negersklaven im ‚Tod des Dichters‘ lässt er nach dem Vorgang Schlegels in der Übersetzung von Shakespeares Heinrich V. sogar einen selbstgeschaffenen Dialekt reden, weil er in den dramaturgischen Blättern die Meinung ausgesprochen hatte, dass es uns Deutschen an einem überall verständlichen wirklichen Dialekt fehle, um Bauern u. dgl. sprechen zu lassen. In den letzten Novellen finden wir gerade in dieser Beziehung einen vollkommenen Umschlag. Es wird wiederholt und mit sichtbarer Vorliebe an das Wort, welches Götz in der ersten Auflage dem kaiserlichen Herold zuruft und welches Bürger auch den Shakespeareschen Makbeth hatte sagen lassen, erinnert: in der ‚Vogelscheuche‘, wo es den Mittelpunkt der Handlung bildet, wird es mit grossem Behagen umschrieben. Das in die ‚Waldeinsamkeit‘ eingelegte Tagebuch eines Wahnsinnigen, welcher von den erhabensten Ideen über das Universum immer wieder auf die simpelste Nothdurft zurückkommt, erinnert in seinem Cynismus oft an den Simplicissimus.

Was die äussere Technik anbelangt, so scheint Tieck hier das Hauptgewicht auf den Eingang und den Schluss gelegt zu haben. Seine Novellen exponiren sich leicht und ohne viel Einleitung führt er seine Personen handelnd und redend ein. Gegen die Naturschilderungen hat er sich im ‚alten Buche‘ selbst ausgesprochen: „Nur keine Naturschilderungen, wie einige vielgelesene und berühmte Romanciers sie jetzt Mode gemacht haben. Ohne Stimmung ist keine Natur da, und ob der Nebel auf den Bergen oder auf meinem Gemüte liegt, ist dasselbe. Diese zusammengesuchte Mosaik ist eben so lästig, wie die gelehrte Kleiderbeschreibung der Personen, oft der unbedeutenden. Man sieht nicht vor lauter Sachen, wie in manchen neumodischen Stuben, die nur aus Fenstern bestehen. Heilig und zart ist der Umgang mit der Natur, und sie spricht nicht in allen Stunden zu uns; aber wenn sie redselig ist, ist es auch das Lieblichste, was unsere Seele vernimmt“. Ebenso rasch liebt er es auch die Lösung eintreten zu lassen und seine Novellen eilen am Schlusse ihrem Ende zu. Die abwechselnde Erzählungsart, wie in den ‚Reisenden‘, ist beliebt: der Dichter entwickelt die Handlung in zwei Zügen oder Armen weiter, indem er den einen bis zu einem spannenden Punkte führt, an welchem er ihn stehen lässt, um sich zu dem anderen zu wenden, bis in der Lösung schliesslich beide zusammentreffen — für die spätere Märchennovelle war dies die typische Art. In der Musiknovelle haben wir eine sogenannte Rahmennovelle: die Personen erzählen ihre Erlebnisse und die Novelle kommt dadurch zu Stande, dass diese Erlebnisse mit den in der Novelle selbst enthaltenen Vorgängen sich verknüpfen. Der Graf erzählt, er habe ein Mädchen singen gehört, welches er sich seitdem allenthalben zu suchen gedrängt fühle. Wirklich findet er in der Gesellschaft, welche die Novelle vorführt, ein ihr ähnliches Wesen: sie weigert sich aber zu singen. Nach mancherlei Verwirrungen stellt sich denn auch seine Behauptung, sie müsse singen und jene Stimme besitzen, die ihn so sehr entzückt, als wahr heraus. Ort und Zeit werden in den ersten Novellen (mit Ausnahme der ‚Gesellschaft auf dem Lande‘, welche 1801 in der Brandenburgischen Mark spielt) nicht näher angegeben: die letztere ist die Gegenwart, wie aus den satirischen Bezügen erhellt; die Scenerie ist meist dieselbe, wie in der Phantasusnovelle, welcher das Lokale von Ziebingen zu Grunde liegt. Nur die beiden Kunstnovellen führen uns in die grossen Städte (in den „Gemälden“ wird ausdrücklich Dresden genannt), sonst geht die Handlung auf Schlössern und Gütern vor sich wie auch im ‚Wilhelm Meister‘ und wie dort vermischen sich in den Tieckschen Gesellschaftskreisen Adelige und Bürgerliche ungescheut.

Den Übergang von der Zeitnovelle zur historischen Novelle machte Tieck durch die K ü n s t l e r n o v e l l e. Diese lag dem Romantiker nahe genug und schon von den frühesten Novellen hatten sich ‚die Gemälde‘ und die ‚musikalischen Leiden und Freuden‘ viel mit dem Thema der Kunst beschäftigt. Charakteristisch für die Romantik war das Suchen nach einer Mythologie, einem bereits künstlerisch geformten Stoffe, den man der Dichtung zu Grunde legen wollte. Diesen hatte Tieck in seiner ersten Periode in den Volksbüchern, in der Märchen- und Sagen-

welt gefunden. Als er jetzt das moderne Leben zum Gegenstande seiner Darstellung wählte, lag es nicht fern, Künstler und Dichter zu Helden zu wählen, welche ihr Leben bereits selber zum Kunstwerke zu gestalten gesucht hatten. Und nur in so weit sie bewusste und besonnene Lebenskünstler waren, nicht etwa als blind zutappende Genies hat Tieck seinen Shakespeare und Camoëns verherrlicht. Wieder verhalf ihm die gleichzeitige Kritik dazu, über die Natur seiner künstlerischen Arbeit Klarheit zu erlangen. Künstlerdramen waren damals in der Mode: der ‚Ostade' von einem mir unbekannten Verfasser begann die Reihe; der Dresdener Dramatiker Kind, welcher aus Malerdramen eine eigene Gattung erschaffen wollte, in seinem ‚Van Dyks Landleben', Castelli in seinem ‚Rafael', Öhlenschläger in seinem ‚Correggio' setzten sie fort. In der Kritik des letzteren setzt Tieck ausführlich auseinander, warum ihm diese Aufgaben weit mehr für den Romancier, für den Erzähler und Novellendichter, wohl selbst für den Märchendichter geeignet schienen als für den Schauspieldichter: die ersteren könnten den ganzen Apparat des Malergewerbes, ihre Ansicht über die Kunst, sowie alles, was das Talent bedarf und was mit ihm zusammenhängt, zur Darstellung bringen; das Individuelle, was den Maler zum Maler macht, schildern; ja selbst das Didaktische, falls der Erzähler etwas von der Sache verstehe, finde hier schicklich seinen Platz. Als Muster schwebt ihm Goethes sogenannte Kunstnovelle ‚der Sammler und die Seinigen' vor, in welcher Goethe die Novellenform ebenso zur Darstellung theoretischer Ansichten benutzt hatte, wie Tieck, dessen Novelle sich auf dem umgekehrten Wege aus den Kunstgesprächen des Phantasus entwickelt hatte, nach und nach eine novellistische Einkleidung in Theaterkritiken, Vorreden und Recensionen kaum mehr entbehren konnte. Wer einen grossen Künstler in einem Gedichte zeichnen will, von dem verlangt Tieck, dass er dasjenige, was er uns erläutern und recht ans Herz legen will, um das Verständnis des geliebten Gegenstandes zu erhöhen, auch ganz besitze, das Gedicht muss nicht nur ein Abglanz und Widerschein des künstlerischen Gemütes und grossen Talentes sein, sondern auch noch, besonders in der dramatischen Form, eine Belehrung über dasselbe, über seine Art und Weise, warum er dieser und kein anderer war, welche Begeisterung ihn zu dieser Ansicht der Natur und Gestalten trieb — und auch hier steht ihm Goethes Muster, diesmal im ‚Tasso', unerreicht vor Augen. „Warum", fragt er ein anderes Mal in der Recension einer Novelle von Steffens, „so grosse Schatten heraufbeschwören, wenn sie uns nicht mehr und wichtigeres zu enthüllen haben?"

Alle diese Anforderungen hat Tieck in seiner Novelle: ‚Dichterleben', in welcher er seinen Abgott Shakespeare zum Helden erkor, zu erfüllen getrachtet. Mit welcher Vorbereitung er hierbei zu Werke ging, lässt sich daraus ersehen, dass er die seit mehr als einem Viertel Jahrhundert zu einem projectirten umfassenden Werke über Shakespeares Leben und Dichtung gesammelten Materialien hier verwertet hat. Sein erster dichterischer Versuch, der uns aus den frühesten Jugendjahren erhalten ist, hatte in Form eines Zaubermärchens die Dichterweihe des Knaben Shakespeare behandelt; A. W. Schlegel, der

nicht ohne Eifersucht auf die Shakespearekritik seines Freundes blickte, hatte gleichwohl nicht Unrecht, wenn er meinte, Tieck solle lieber was, als über was schreiben. Tieck schrieb also Shakespeare, nicht über Shakespeare; er fasste dichterisch zusammen, was er kritisch in seinem Buche nicht loswerden konnte und auch später niemals mehr los geworden ist. Was er in jener Recension des Correggio verlangt: dass der Künstler in seiner ganzen Eigenart, wie er sich in seinen Werken zeige, erscheine; das hat er auf Grund der Ansichten, welche er sich eigentümlich und nicht frei von subjektiven Einflüssen über Shakespeare gebildet hatte, in grossem Stile ausgeführt. Und wie jenes kritische Werk auch das ganze Zeitalter der Elisabeth in demselben Lichte, in welchem er es einst dem Aufklärungszeitalter gegenübergestellt hatte, schildern sollte, so wird auch hier die Person des Dichters nicht isoliert, sondern auf dem breiten Hintergrunde seines ganzen Zeitalters hingestellt. So sehr war ihm der Stoff und seine Auffassung desselben ans Herz gewachsen, dass er die Mühe und den Vorwurf der Gehässigkeit nicht scheut und in einem Brief an einen Freund Walter Scotts dieselbe Zeitperiode behandelnden Roman: ‚das Schloss Kenilworth‘ bis ins einzelnste als schlechtes Buch nachzuweisen sucht. Seine Freunde erkannten Tiecks Geist hier am eigentümlichsten wieder: Immermann wurde hier das geheimnisvolle Schaffen der Tieckschen Phantasie am klarsten; A. Reinbold wollte noch durch kein Werk Tiecks diesen so nah, so sichtbar vor ihren Geist gestellt gesehen haben, als durch dieses. A. W. Schlegel aber fand es hinreissend und meinte, dass es, in das Englische übersetzt (was auch bald geschehen ist) Furore machen würde. Es verlohnt sich, auf die einzelnen Teile, welche an Wert und Charakter verschieden sind, des näheren einzugehen.

In dem ersten Teile geht Shakespeare gleichsam nur im Hintergrunde vorüber. Im Vordergrunde stehen seine dichterischen Zeitgenossen und Vorläufer: der selbstquälerische Green und der heissblütige, prahlerische und hochmütige Marlowe, deren Schicksale abwechselnd mit einander und mit denen eines ekstatischen Brownianers erzählt und schliesslich verflochten werden, während sich allenthalben der Ausblick auf das reiche majestätische London der Königin Elisabeth, mit seinen Puritanern und Sectierern, seinen Buhlhäusern und Theatern u. s. w., zeigt. Über die litterarischen und dichterischen Verhältnisse der Zeit werden wir durch eine Reihe von Tischgesprächen orientiert, denen wir in einer Wirtsstube beiwohnen und in denen Shakespeare, als unbekannter Schreiber eingeführt und mehr die ruhige Kritik als den drangvollen Genius vertretend, immer das letzte und entscheidende Wort erhält. Hier charakterisieren sich wieder auf die bei Tieck beliebte indirekte Art sowohl der aus einer Art von prophetischem Wahnsinn dichtende Marlowe, dem die Grazie des Scherzes ganz versagt ist, und der mit sich selbst zerfallene Green, der die poetische Stimmung immer mit sich herumträgt, weil er Wirklichkeit und Phantasie nicht von einander zu trennen vermag. Deutlich ist hier in der Mitte für Shakespeare ein Platz freigelassen, welchen der Schreiber denn auch herzhaft verteidigt: es ist der Kunstdichter, welcher Scherz und Ernst

verbindet, und der also Green und Marlowe überwindet. Mit Recht hat Adelheid Reinbold den Gegensatz Shakespeares zu Marlowe als den Kampf der menschlichen mit der wilden chaotischen Kraft, als den Kampf der Götter mit den Titanen bezeichnet. Die Frage nach der Unmoralität der Poesie beantwortet Marlowe ganz im Sinne der rohen Naturmenschen: der Schreiber antwortet ihm, Sinnenreiz könne als blosser Naturtrieb nicht Aufgabe der Poesie sein, die Natur müsse mit dem Ewigen und Geistigen vermählt werden, der Trieb in die Sehnsucht nach dem Unendlichen gesteigert werden. Der sich auf seine gelehrte Bildung steifende Marlowe will den Patriotismus in der Kunst nicht gelten lassen: Shakespeare sieht in ihm einen zum edelsten Bewusstsein ausgearbeiteten Instinkt und weist auf die nationalen Stoffe hin, welche seine späteren Historien behandeln. Die Ironie des Dichters zeigt sich diesmal darin, dass die Meinungen der Green, Marlowe u. s. w., so ernsthaft sie der Dichter zu nehmen scheint und so viel scheinbar Wahres sie vorzubringen wissen, immer vor dem Shakespeareschen Kunststandpunkte wieder zu Schanden werden. Dem mit den Kunstansichten Tiecks und der Romantiker vertrauten Leser wird es dabei nicht entgehen, wie vieles aus der Doctrin der letzteren auf den britischen Dichter übertragen wird. Ebenso verrät sich Novalis in dem Gedanken Marlowes, dass wir nur den Geist, nicht aber die Materie verständen, dass unser Wunsch, Gedanke, Einfall mehr ausrichten können als unsere Handlungen, dass unser Wille auch in die Ferne wirke; oder es verrät sich Tieck, wenn für die Ahnungsfähigkeit, in welcher sich Wollust mit Grausen vermählt, ein eigener Sinn in Vorschlag gebracht wird. Ausser in einem dieser Symposien tritt Shakespeare wenig, aber bedeutsam hervor. Prächtig wird er eingeführt: ein Page, welcher beauftragt ist, eine Flasche Wein dem, der am meisten majestätisches Ansehen habe, zu überbringen, verfehlt Marlowe und bietet sie dem einfachen Schreiber dar. Nachdem sich hier die kindliche Natur für den Dichter ausgesprochen, verkündigt später ein Chiromant, zu welchem Shakespeare von Green und Marlowe mitgenommen wird, seinen zukünftigen Ruhm. Alles ist darauf angelegt zu zeigen, wie Shakespeares Stern im Hintergrunde aufgeht, während sich seine Vorgänger zu Grabe neigen. Es will uns als eine grosse Geschicklichkeit des Dichters erscheinen, dass er das dürftige Vorleben Shakespeares umgeht; auch was er als Schreiber war, wird nicht gesagt: er tritt nur mit seinen Gedanken in die Handlung ein und ist, während uns Green und Marlowe im Vordergrunde beschäftigt haben, bereits als grosser Dichter aufgestanden. Schon ist Romeo und Julie bei Lord Hunsdon aufgeführt worden und selbst der neiderfüllte Marlowe hat den Dichter wider seinen Willen bewundern und verehren müssen. Nach dieser Aufführung sehen wir Shakespeare wieder im Hintergrunde in reicher Kleidung mit dem Grafen Southampton vorübergehen, der ihm die Hand zum Abschied schüttelt. Der Titan Marlowe, „der an nichts als an sich selbst hätte zu Grunde gehen können“ und dem wir unsere Bewunderung nicht versagen können, stirbt; der „sanfte weiche Green, der eben in der süssen Milde seines Gemütes uns doch wieder auf dem Sterbebette die poetische Beruhigung

zeigt, die sein Leichtsinn ihm auf immer zu entreissen gedroht", stirbt — beide gehen in zwecklosen Leidenschaften zu Grunde und ihr Tod bildet die Folie für Shakespeares besonnene Lebenskunst. Dieser erscheint dann auch an dem Todtenbette des ersteren und widmet ihm ein ehrenvolles Scheidewort, worauf Marlowe mit den Worten die Seele aushaucht: „diese Worte von Dir — ich habe nicht umsonst gelebt!"

In diesem Teile erscheint Shakespeare als eine halbmythische, heilige Person. Wie Pallas springt er fertig aus dem Haupte Jupiters hervor. Seine Schwäche, Unwürdigkeit, Niedrigkeit wird uns erlassen: besonders die drückenden Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend werden übergangen. Auch mit dem unausstehlichen Herkules in den Windeln werden wir verschont. Diese weise Absicht hat Tieck leider wieder zunichte gemacht, indem er einige Jahre später (1824) in einem ‚Prolog zum Dichterleben' eine Episode aus Shakespeares Jugendleben: ‚das Fest zu Kenilworth' in Novellenform behandelt. Wider den Willen seines Vaters begiebt sich der elfjährige Dichter zu einem am Hofe der Königin veranstalteten Feste, wobei er, in einer Komödie als Echo aushelfend, von der Königin beachtet und beschenkt wird. Tieck verwertet hier auch Reminiscenzen aus der eigenen Jugend: der Vater wird als strenger und ernster Puritaner geschildert, während der Knabe Märchen und Sagen liebt; der letztere ist auch etwas altklug ausgefallen und verrät doch zu oft und zu absichtlich den künftigen grossen Dichter.

Als die Aufgabe des zweiten Teils (1829) erkannte Adelheid Reinbold von vornherein ganz richtig, den Dichter im Kampfe mit sich selbst zu zeigen, und wie er in sich das Ungeheure und die nach allen Seiten überströmende Kraft durch das Menschliche, und in diesem Sinne Göttliche bändigte. Wer so unendlich tief empfand, dass er so in jede Menschenbrust zu tauchen verstand, der müsse selbst alles Menschliche durchempfunden haben; denn wenn es ihm tout bonnement angeboren wäre, so stände er uns zu unbegreiflich fern, als dass wir uns für ihn interessieren könnten. Aber auch dieser zweite Teil steht nicht auf der Höhe des ersten. Wie Tieck den grossen Dichter uns näher in den Vordergrund rückt, scheint er uns an Grösse eher zu verlieren als zu gewinnen. Hier hat sich die Ironie Tiecks einen zu erhabenen Gegenstand gewählt, über welchen sie sich nicht hoch genug zu erheben vermag. Schon die äussere Handlung entspricht nicht ganz dem grossen Maassstabe, der mit Shakespeares Namen in die Novelle hineingetragen wird. Sogleich Eingangs wohnen wir wieder einem Symposion bei, bei welchem sich, wie früher die dichterischen Zeitgenossen Shakespeares, so jetzt die Gelehrsamkeit vernehmen lässt und zwar sowohl diejenige, welche ins Leben hinauszuwirken bestrebt ist als die trockene Schul- und Buchstabengelehrtheit. Es wird hier die in der Romantik so oft erörterte Frage aufgeworfen, ob eine Dichtung in der englischen Muttersprache, eine neulebendige möglich ist oder ob bloss in der Nachahmung der Alten das Heil zu suchen sei. Es wird die Bedeutung der Reformation für die englische Litteratur hervorgehoben: aber auf der andern Seite eifert gerade auch Shakespeare, der seiner Abstammung nach

halb der katholischen, halb der protestantischen Religion angehörend gedacht wird, trotz seinem Festhalten am Protestantismus gegen die Puritaner, welche läugnen, dass das Schöne jemals gut sein könne und deren finsterem zelotischem Geiste er den alten romantischen Grundsatz entgegenhält, dass auch in dem Unbedeutenden, scheinbar Niedrigen das Himmlische gegenwärtig sein könne. Er will die neu errichtete (anglikanische) Kirche überhaupt nur als Kunstwerk betrachtet sehen. In einer zweiten Gesprächsscene erzählt dann Shakespeare seinem Freunde Southampton sein ganzes bisheriges Leben und Streben, wobei die beengenden und umstrickenden Verhältnisse, in welchen ihn das Vaterhaus und eine unwürdige Ehe gefesselt hielten, zur Sprache kommen müssen. Interessant ist besonders, wie Tieck seine künstlerische Entwicklung auffasst: Shakespeare, heisst es, hat sich zuerst als Nachahmer versucht, wodurch er gleichsam selbst zur Person des gelesenen Dichters wurde — also sein Ausgangspunkt und seine Stärke liegt in dem mimischen Talent, in welchem Tiecks Dichterkraft wurzelte. Und wie es Tieck in den dramaturgischen Blättern liebt, alles was ihm bei seinem beständigen Suchen nach dichterischer Ironie in Shakespeares Dramen auffiel, als dessen weise künstlerische Absicht hinzustellen, um ihn als höchst bewussten Dichter erscheinen zu lassen: so erscheint uns auch der Shakespeare der Novelle, wenn er von seinen Werken redet, zu absichtlich und bewusst; er redet von sich und seinen Arbeiten wie ein Litterarhistoriker der romantischen Zeit, oder wie Tieck über den Hamlet. So stimmt auch das, was die Gelehrten in der Novelle gegen das Theater einwenden, ganz mit dem überein, was die Romantiker so oft in den Ansichten der Aufklärungsperiode über Shakespeare blossstellten. Nach Tiecks kritischer Vorliebe für einige unbillig zurückgesetzte oder gar für unecht erklärte Dichtungen Shakespeares wird uns auch in der Novelle der Dichter des Hamlet, Romeo u. s. w. nur im Hintergrunde, in der Erzählung, vorgeführt, der des Lear und Makbeth in der Zukunft angedeutet: vor uns sehen wir den Dichter der ‚verlorenen Liebesmüh‘ und die einzige Figur, welche wir ihn direkt aus dem Leben aufgreifen sehen, ist der italienische Sprachmeister, das Urbild des Holofernes. Aus Ähnlichkeit mit Tiecks eigener Begabung fällt auch auf den Schauspieler ein Hauptaccent, ohne dass wir auch hier Gelegenheit hätten, seinen Triumphen näher als aus der Ferne gegenwärtig zu sein; ja selbst an den Fechter, den Arrangeur geschmackvoller Tänze werden wir zu glauben angeleitet. Dagegen folgen wir in einer dritten Scene seinem Freunde Southampton und dem Dichter in die drückenden Verhältnisse des Vaterhauses, wo sich Shakespeare mit seinen, die Schauspielerei verfluchenden Eltern und mit seiner Frau, freilich nur, um sich von der Ungleichen ewig zu trennen, versöhnt und im Wiedersehen seiner Kinder von Menschenwohl und Menschenwehe zugleich ergriffen wird. Wir finden ihn dann bei einem Schäferstündchen in den Armen einer Rosalie, welche von den unwürdigen Geliebten der Green und Marlowe wenig oder nicht zu ihrem Vorteile unterschieden ist und nur seine Sinne ausfüllt, während seine Seele von dem leidenschaftlich geliebten, mädchenhaft schönen Freunde

Southampton befriedigt wird. Aber während Shakespeare sich von seinem bisherigen Theaterunternehmer verabschiedet und die Gründung des Globetheaters betreibt (bei welcher Gelegenheit wieder im Gespräche mit einem Puritaner principielle Unterschiede erörtert werden), verbinden sich hinter seinem Rücken der treulose junge Freund und die treulosere Freundin und man kann sich bei diesem doppelt betrogenen Shakespeare eines unangenehmen Eindrucks nicht erwehren, den die spätere Versöhnung mit Southampton so wenig verwischt, als sich bei Shakespeare das alte Vertrauen zu seinem Freunde wieder herstellt.

Einige Jahre später, nachdem er bereits in der historischen Novelle sein Bestes geleistet, wählte Tieck den portugiesischen Dichter Camoëns zum Helden einer Novelle, welche sich schon durch ihren Titel: ‚Tod des Dichters‘ (1833) als Pendant zum ‚Dichterleben‘ kennzeichnet und dem Dramatiker Halm erst den Mut gegeben zu haben scheint, sein (zehn Jahre früher geschriebenes) gleichnamiges Drama 1837 der Bühne zu widmen. Das Gespräch nimmt hier einen noch grösseren Raum als in den Shakespeare-Novellen ein: während die äusseren Vorgänge fast ganz zurücktreten, ist das Gespräch zwischen zweien, von denen der eine Erzähler ist, die fast durchgängige, konstante Situation. Auf diese Weise wird das Leben des Camoëns von einem Freunde erzählt; seine Liebesgeschichte erfahren wir aus dem Munde der Geliebten; die Treue seines Negersklaven, der ihn mit Speise versorgt, hebt der Dichter selbst hochrühmend hervor; die Lusiaden werden in ihrer Eigentümlichkeit im Gespräch des italienischen Officiers charakterisiert und mit Tasso in Parallele gesetzt; ja auch die geschichtlichen Voraussetzungen werden uns im Gespräche mitgeteilt, zum Teile von Camoëns selbst an die Hand gegeben. Dieser bleibt wie Shakespeare lange im Hintergrunde, aus welchem er erst am Schlusse hervortritt: wir begegnen ihm früher nur ab und zu im entscheidenden Augenblicke, in einem Bürgerkreis, in welchen er sich vor den Verfolgungen seiner hohen Neider nach seiner Rückkehr aus Indien zurückgezogen hat, um unerkannt zu leben. Die Tischgespräche und Schenkenscenen der Bürger sogleich am Anfang, in welchen der Dichter das letzte Wort erhält, versetzen uns in eine ähnliche Sphäre wie in den Shakespeare-Novellen. Auch Camoëns wird wie Shakespeare mimisch eingeführt: wir sehen ihn im Hintergrunde mit seinem treuen Neger im Gespräch. Während uns der kleine einäugige Mann (in dessen Person wir den Dichter erst erraten müssen) ab und zu im rechten Augenblicke handelnd oder beratend in den tieferen Schichten entgegentritt, wird in den höheren Kreisen unsere Aufmerksamkeit auf die Schicksale des Dichters Camoëns gelenkt. Erst das Kind Maria, die Enkelin des Dichters, in welcher sich die Stimme des Blutes und (wie in dem Pagen der Shakespeare-Novelle) der geheime Zauber verrät, welchen das Genie auf kindliche Naturen ausübt, führt die Entdeckung herbei, infolge deren der sterbende Camoëns mit seiner Jugendgeliebten wieder zusammentrifft. Das Wiederfinden getrennter Jugendgeliebten im Alter, welches Tieck früher schon in dem ‚Mondsüchtigen‘ und in der ‚Ahnenprobe‘ dargestellt hatte, diese persönliche Handlung spielt sich auf einem

düsteren politischen Hintergrunde ab, welchen der in grossen Zügen dargestellte Untergang des Dom Sebastian mit seinem Heere bildet. Mit Recht schreibt ein Freund des Dichters im Hinblicke auf die zur Zeit des Erscheinens der Tieckschen Novelle in Portugal stattfindenden Bewegungen: „So wie durch ein wunderbares und wirklich nicht zufälliges Zusammentreffen der Untergang Dom Sebastians den wüsten Hintergrund bilden müsste, auf welchem die Verklärung der Lusiaden desto herrlicher hervorleuchtet, so der schreckliche Bruder- und Bürgerkrieg an den Gestaden des Tejo und Mondego, während durch Sie in Deutschland diese Apotheose des so wenig gekannten Dichters unvergänglich für unser Volk, und hoffentlich auch für fremde Nationen, heraufsteigt". Was nun die Charakteristik des Dichters und des Menschen Camoëns betrifft, so machen wir auch hier dieselben Erfahrungen wie in den Shakespeare-Novellen: indem Tieck die ganze geistige Eigenart des portugiesischen Nationaldichters zu ergründen sucht, verrät er doch zugleich eigene Züge. Camoëns urteilt über Ariost und die italienische Dichtung überhaupt genau so, wie Wilhelm Schlegel und Tieck. Religion und Vaterland (wobei auf dem politischen und nationalen der Hauptaccent ruht) bilden den Inhalt seiner Dichtung, in deren Form die Allegorie zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist. Camoëns, welchen Tieck übrigens auch mit seinem Lieblinge unter den Malern: mit Correggio in Parallele bringt, bezeichnet das Einsteigen in das Irdische, um dort das Überirdische zu finden, als seine Bestimmung; sein und seines Freundes Element ist die Resignation — lauter Wendungen, welche Tieck auch von sich selber gern im Munde führte. Höchst bemerkenswert ist auch die conservative Gesinnung des Camoëns: er verteidigt wie Tieck in der kurz zuvor entstandenen Novelle die ‚Ahnenprobe' die Adelsvorrechte, trotzdem der Adel ihn zu Grunde gerichtet hat; er findet es wie Novalis in ‚Glauben und Liebe' natürlich und recht, dass Könige verdiente Männer oft zu belohnen vergässen, und entschuldigt den Fehler, unter welchem er selber gelitten. Loebell verstand die versteckte Klage des Dichters: er fand in Camoëns dasselbe Schicksal wieder, welches auch Tieck bei seiner Nation gehabt hätte; und der Freiherr von Friesen berichtet uns, wie oft Tieck bei der Abfassung dieser Novelle von dem Gefühle beschlichen worden sei, diese Dichtung müsse sein eigener Tod sein.

Mit diesen Künstlernovellen war Tieck bereits tief in das Gebiet der historischen Novelle vorgedrungen: ein Jahr nach Vollendung des ersten Teiles des ‚Dichterleben', also noch vor Vollendung des Ganzen und des Camoëns, hatte er in dem ‚Aufruhr in den Cevennen' sein Bestes auf historischem Gebiete geleistet. Dass er durch das Beispiel Walter Scotts auf diesen Weg gelenkt wurde, ist eben so wenig zu bezweifeln, als dass Tieck seine Nachfolgerschaft nie hätte gelten lassen: nachdem er es sich einmal zum Grundsatze gemacht hatte, das wahre und wirkliche Leben in seinen Novellen dichterisch zu gestalten, lag der Schritt aus der Gegenwart in die Vergangenheit eben nicht ferne und wir wissen, wie seine Theorie den Zauber der räumlichen und zeitlichen Ferne ganz dem erzählenden Dichter zusprach. Sage und

Märchen, die Quellen seiner Jugenddichtung, traten unter diesen Gesichtspunkten in den Hintergrund und ein bestimmtes geschichtliches Leben wurde das Haupterfordernis der historischen Novelle. Seine über Walter Scott erhaltenen Urteile zeigen uns, dass er in diesem Punkte auch mit seinem Vorläufer nicht ganz einverstanden war; und es darf jedenfalls nicht bloss als eine Folge seiner Eifersucht auf den „weltberühmten Mann“ (so nennt er ihn, so oft er von ihm redet) ausgelegt werden, wenn er seine abweichende Meinung nirgends zurückhalten konnte. Jedenfalls hat er ihn, auch auf seine Vorbilder und seine Ausbildung hin, eingehend studiert. Wenn er den neuen Waverley auch nicht als aus dem Götz von Berlichingen hervorgegangen betrachten wollte, so glaubte er doch, dass durch dieses deutsche Meisterwerk das Gemüt des schottischen Dichters früh zu anderen Versuchen entzündet worden sei, als wozu ihm die Schule des Pope hätte Mut machen können. Wie ungeschickt später im Kenilworth die Hofmaskerade des Egmont zu wörtlich nachgeahmt worden sei, brauche nur erwähnt zu werden. Auch sei die sogenannte School of lake, wenn sie vom deutschen Geiste etwas in sich aufgenommen habe, schon früh auf Walter Scott und Byron von Einfluss gewesen, wenn sich auch der letzte nachher noch so feindselig ihr gegenübergestellt habe. Dann aber weist Tieck auf den grossen Gewinn hin, den der Autor davon ziehe, wenn er wie Walter Scott auf einen frischen Boden gerate, der vor ihm noch gar nicht bearbeitet war. Zustände, Sitten, Verfassungen, Menschenarten und Meinungen, die bis dahin noch nicht beachtet oder mit dem Auge abgestumpfter Gewöhnung angesehen wurden, geben dem poetischen Beobachter zuweilen eine ganz neue Welt der Darstellung. „Dies machte den Waverley und die nachfolgenden Werke desselben Autors so anziehend und bereitete ihm seinen rasch eroberten Ruhm. Es gehörte aber auch mit dazu, dass die geschilderten Zustände so gut wie ganz verschwunden waren und nur noch in der Erinnerung lebten. Durch diese Ferne, wenn anders ein Dichter in solcher Zeit lebt, werden sie erst poetisch und für Gemälde brauchbar“. Fielding und Smollet seien den Begebenheiten zu nahe gestanden und an den Einrichtungen und Sitten der Hochlande ohne das Interesse, welches ihnen Walter Scott entgegenbrachte, vorübergegangen. „Diese untergegangenen Zustände der Schotten, die Sitten der Hochlande, der Streit der Sekten dort, diese Gegenstände sind es, in welchen der Verfasser des Waverley wie ein König in seinem Eigentum herrscht und gewissermassen unangreifbar ist. Geht er, um zu erobern, aus diesem Gebiete nach England oder Frankreich, oder in ältere Zeiten hinauf, wie im Kenilworth, Ivanhoe, Quentin Durward, oder will er Monarchen und Herrscher zeichnen, wie Karl den Kühnen, Richard Löwenherz, Maria von Schottland oder Elisabeth, so wird er vom historischen oder kritischen Wissen ohne grosse Anstrengung in sein eigentliches Gebiet zurückgedrängt“. Auch von der künstlerischen Einsicht Walter Scotts hatte Tieck keinen hohen Begriff. Die Parteinahme für Lesages Originalität, welche Scott in der Einleitung zu einem novellistischen Sammelwerke zu retten versucht hatte, schrieb er mehr einem gutmütigen Leichtsinn, um dem be-

freundeten Romanschreiber durchzuhelfen, als wissenschaftlicher Gründlichkeit zu; seine Lobpreisung des Franzosen fand er übertrieben, seine Kritik schwach; am meisten aber ärgerte ihn der noch von Smollet herrührende dürre Artikel über Cervantes, der ihm den Zweifel eingab, ob Scott überhaupt die Überzeugung habe, dass ein Roman eben so gut wie Epopöe oder Tragödie ein Kunstwerk sein könne und solle. „Jene passive Behaglichkeit, die er so hoch stellt, ist wenigstens nicht der höchste Genuss, den uns grosse Geister auf diesem Wege zuführen". Tieck selbst ist geneigt, dem Don Quixote, Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften den ersten Rang in der Romanlitteratur anzuweisen und sie Kunstwerke zu nennen; den zweiten gesteht er einigen der besten und früheren Werke von Walter Scott, dem besten von Fielding und einigen anderen zu; an dritter Stelle komme Smollets ‚Humphrey Klinker' in Betracht; und erst in vierter Reihe will er Lesage gelten lassen. Ein anderes Mal scheint er das Verdienst Walter Scotts (für dessen ausgezeichnetes Talent, nachdem er auf eine Zeit lang fast jeden früheren Namen erschlagen habe und überschätzt worden sei, es doch eine herbe Unterschätzung gewesen sei, dass man nachher seine schwächeren Nachahmer über ihn hinaufstellen wollte) überhaupt bloss darin zu suchen, dass er den Weg gewiesen habe, wie sich ein erzählendes Buch einrichten liesse: durch ihn seien nachher unzählige Werke fast in allen europäischen Sprachen geschrieben worden, die ihren Wert haben und eine Zeit lang für das Gute und Bessere geachtet wurden. Ebenso macht Tieck in der Einleitung zur Insel Felsenburg den Gesichtspunkt geltend, Bücher als Fabrikate zu betrachten: „Soll es denn etwas Geringeres sein, ein gutes Buch — wenn es auch nicht Jahrhunderte überdauert — seinen Zeitgenossen in die Hände zu geben, als gesundes Getreide zu erzeugen, Wolle und Tuch hervorzubringen und zu fabricieren, das Erz aus den Bergen zu graben, oder Kinder zu Soldaten oder Staatsbeamten zu erziehen? Gehen Sie nur zum berühmten Walter Scott in die Lehre und nehmen Sie von jenem merkwürdigen Selbstgeständnis in seiner Vorrede Unterricht!" Ja er steht nicht an, ihn mit dem verschollenen Vielschreiber Cramer zu vergleichen, über dessen rohe Ritterromane jetzt jedermann die Achseln zuckt: „selbst der Gemeinheit ist er zu gemein geworden und doch scheint den feinsten Lesern aus manchem neuen gefeierten Autor das Ähnliche entgegen, ohne dass sie es im Enthusiasmus bemerken: manche Kapitel des weltberühmten Walter Scott erinnern mich an jene herabgesetzten Bücher, ohne dass ich darum das grosse Talent und die Erfindungsgabe dieses Autors zu verkennen brauche". In den Unterhaltungen mit Köpke sprach Tieck seinem Nebenbuhler eine grosse Fähigkeit der Schilderung und Darstellung zu, er wisse die Dinge im einzelnen anschaulich zu machen und darin liege seine grosse Wirkung; es fehle ihm nur wenig, um ein wahrer Dichter zu sein, aber dieses Wenige reiche hin, ihn von der höchsten Stufe auszuschliessen. Auf dieser höchsten Stufe sah er aber Manzoni und mit deutlichem Hinblick auf Walter Scott sagt er, Manzoni habe uns in seinen ‚Promessi sposi' einen Roman geliefert, der mehr als ein Jahrhundert überdauern und leben

werde, wenn viele der jetzt berühmten längst vergessen sind. In der Novelle ‚Das alte Buch‘ heisst es ebenso: „In den neuesten Zeiten, so sagt man, ist Byron, auch Walter Scott von diesem wunderlichen Dichtergeist umarmt worden, inniger aber als diese Manzoni in Italien, dessen Roman wohl einige Jahrhunderte überdauern wird und unseren Nachkommen unsere Gesinnungen überliefern“.

Tieck mochte es gerne hören, dass ihm ein Franzose in einem privaten Schreiben über den ‚Hexensabbat‘ seinen Unterschied von Walter Scott in den folgenden Worten vor Augen hält: „Walter Scott hat dies alte Herkommen, die alten Gebräuche und Gesetze von England und besonders von Schottland geschildert; Victor Hugo in ‚Notre-Dame-de-Paris‘ die des alten Paris; beide haben in ihrem Vaterlande von ihrem Vaterlande geschrieben: Sie, mein Herr, Sie haben über ein Land geschrieben, welches nicht das Ihre ist; aber den Satz zur Wahrheit machend „dass die ganze Welt die Heimat des Genius ist“ haben Sie alte fremde Sitten, die seit lange todt, abgemalt, als ob sie lebend und handelnd vor Ihnen stünden; und Sie übertreffen oft die beiden anderen Genies durch die Einfachheit des Stils, die Offenheit der Erzählung; und Ihre Erdichtungen werden Wahrheit!“ Das beschränkt Historische zu allgemein menschlicher Bedeutung zu erheben und auch dem modernen Leser die Vergangenheit und Fremde ans Herz zu legen, das ist das oberste Princip Tiecks in den historischen Novellen. Daher lässt er den Bezug auf die Gegenwart, welchen er in den dramaturgischen Blättern dem Dramatiker so sehr einschärft, trotz der sorgfältigsten Beobachtung des Costümes, durch welche er sich eben vom Dramatiker unterscheiden wollte, nirgends aus den Augen: seine historischen Novellen behandeln ähnliche Stoffe in ähnlicher Form wie die Zeitnovellen. Es sind die Perioden des religiösen Fanatismus, der Glaubensschwärmerei, des Religionskrieges, des Aberglaubens, der politischen Insurrektion, welche ihn zur Darstellung locken. Derselbe gegenüber den Tendenzen seiner romantischen Jugendzeit reaktionäre Geist, welchen wir in den Zeitnovellen betrachtet haben, zeigt sich auch hier: der Preis des Mittelalters, wenn er auch nicht ganz verstummt, wird doch hauptsächlich auf das poetische Gebiet eingeschränkt und jene Kehrseite des Mittelalters herausgewendet, welche sich in den bis in die Neuzeit fortlebenden Hexengerichten und fanatischen Verfolgungen zeigt. Wie in der historischen Darstellung des Dichters die Ironie zur Geltung kommt, habe ich oben an einem deutlichen Beispiele gezeigt. Es erübrigt noch darauf hinzuweisen, dass sich auch die Technik der historischen Novellen wenig von der der Zeitnovellen entfernt: Eingang und Schluss werden auch hier knapp behandelt, die Gespräche nehmen einen breiten Raum in Anspruch, an Stelle der gesellschaftlichen Ensemblescenen treten mit Vorliebe ausgeführte Massenscenen, in welchen sich das Muster der John Cadeschen Volksscenen in Shakespeares Heinrich VI. nicht verläugnen kann.

Leider ist die erste und bedeutendste unter Tiecks historischen Novellen: ‚der Aufruhr in den Cevennen‘, mit welcher er sich viele Jahre trug, Fragment geblieben. Im Jahre 1826 erschienen zwei

von den vier projektirten Büchern und machten ungeheures Aufsehen. Von allen Seiten wurde Tieck förmlich bestürmt, die Fortsetzung zu geben und diese Rufe verstummten nicht, so hart auch Tieck die Geduld des Publikums und seiner Freunde auf die Probe setzte. Schleiermacher und A. W. Schlegel, der letztere wohl auch deshalb, weil er dabei an Bruder Friedrich dachte, waren unter den Bittenden; Schlegel beschwor ihn die ‚Cevennen‘ zu vollenden, es sei nicht nur ein hinreissendes Werk, sondern auch in den jetzigen Zeitläuften eine männliche Handlung. Aber gerade dieser überraschende Erfolg und die daran geknüpften hochgespannten Erwartungen scheinen Tieck, der nach Köpkes Mitteilungen (II, 158) den Inhalt der letzten Abschnitte in sich ganz durchgearbeitet hatte und noch in Berlin an die Vollendung dachte, die nötige Unbefangenheit geraubt zu haben. Dass er hier einen dankbaren Novellenstoff ergriffen hat, beweisen die zahlreichen übrigen Bearbeitungen desselben: bereits im 15. Jahrhundert hatte der französische Romandichter Dinoncourt denselben benutzt, in Deutschland hat ihn in neuerer Zeit auch Therese Huber u. a. behandelt. Charakteristisch aber ist die Art, wie Tieck an das Quellenstudium ging. Einige Dramen Sinclairs, welche er bereits im Jahre 1806 auf der Rückreise aus Italien in Frankfurt kennen lernte, brachten ihm den Stoff zum ersten Male nahe. Er schlug dann die französischen Geschichtswerke nach, sah aber sein Streben nach historischer Auffassung nicht befriedigt: er fand, dass die katholische Partei die merkwürdige Sache so viel als möglich ignorirte, die Verfolgten aber mehr ihre Leiden klagten als die historische Ansicht auszusprechen im Stande waren. Es reizte ihn offenbar, einen objektiven Standpunkt zu gewinnen und, als er das Theater der Cevennen, eine vom Prediger Misson in London 1711 herausgegebene Erzählung von Visionen und Schicksalen jener Verfolgten, die sich nach England hin gerettet hatten, zufällig kennen lernte, wuchs der Plan zu dieser Novelle in seinem Gemüte. Villars und andere Memoiren, so viel er nur finden konnte, besonders aber die ‚Histoire des Camisards‘ (Londres 1744) wurden jetzt seine Quellen; während er die neue Auflage einer schon 1760 gedruckten Schrift ‚Histoire des troubles des Cevennes‘ (Alais 1819) erst nach der Vollendung seiner Novelle kennen lernte. Nach Benutzung dieser Quellen fand Tieck den objektiven Standpunkt weder auf der Seite des Camisards noch auf der der Katholiken: sondern so wie in den Zeitnovellen spricht er sich gegen jede übertriebene Religionsschwärmerei aus. Seine eigene Meinung verkündigt der katholische Geistliche in dem Gespräche mit dem Helden Edmund, der, obwohl er am Katholicismus besonnen festhält, doch dem katholischen Wunderglauben und Aberglauben den Rücken kehrt und mit Tieck das Wunder nicht in der Abweichung von den Naturgesetzen, sondern in diesen Gesetzen selbst findet. Mit Tieck hat der Pfarrer Watelet auch die Vorliebe für Jakob Böhme, die Legendendichter und Mystiker gemein. Die Handlung der Novelle ist spannend genug: Edmund, welcher erst als fanatischer Katholik gegen die Camisards gewütet hat, wird, nachdem er einmal aus Neugier ihrem Gottesdienste beigewohnt hat, von dem entgegengesetzten religiösen Wahnsinn ergriffen; in dem Lager

der Sectierer, als Mitkämpfer und Spion an ihrer Sache beteiligt, muss Eduard sein väterliches Gut zerstören und in Asche legen sehen; ja er muss ihnen später selber in der unwürdigen Rolle des Spions den würdigen Geistlichen, dessen milde Religiosität ihn über die Verblendung seines heiligen Wahnsinns aufgeklärt hat, ans Messer liefern, vor dem ihn sein Dazwischentreten nur mit Mühe zu schützen vermag. In den folgenden Kapiteln sollte auch noch der Vater des Helden in die Gewalt seiner Gegner, der königlichen Partei, geraten und aus ihren grausamen Händen erst durch seinen hugenottischen Sohn befreit werden; dass diese Befreiung unter demselben Baume stattfinden sollte, unter welchem einst ein hugenottisch gesinnter Sohn seinen altgläubigen Vater erschossen hatte, ist ein fatalistischer Zug, wie sich in späteren Novellen mehrere finden werden. Die mannigfaltigen sich kreuzenden Motive weiss Tieck trefflich zu entwickeln; geschichtliches Pathos wird glänzend aufgeboten; die Charakteristik, in welcher das Mimische hier am deutlichsten hervortritt, ist meisterhaft. Hier wie in den Massenscenen verrät sich Shakespearescher Einfluss: die Wirtin, welche lateinische Worte radebrecht, ist eine Übertreibung ähnlicher Shakespearescher Charaktere; und der Aufruhr, in welchem auch der in den Shakespeareschen Volksscenen stark hervortretende Schuhflicker nicht fehlt, erinnert an die Scenen des John Cade in Heinrich VI., während Roland seine Leute mit dem Humor Heinrichs V. zum Kampfe zu begeistern sucht. In der zweiten historischen Novelle: ‚Der wiederkehrende griechische Kaiser' (1830) treten die Volks- und Massenscenen hie und da, aber immer nur auf wenige Augenblicke hervor. Grösseren Raum nimmt hier die gegenseitige Intrigue der beiden Grossen ein, von welchen jeder seinen Sohn mit der jungen Regentin Johanna von Flandern verheiraten will. Die Handlung spielt in Gent zu den Zeiten der Kreuzzüge. Der Vater der Regentin ist jener Graf Balduin von Flandern, welcher auf dem Zuge nach dem Orient griechischer Kaiser wurde und umkam. Der eine der beiden Grossen reizt, um die Partei des andern zu stürzen, einen Betrüger auf, sich für den geretteten Balduin auszugeben. Also eine Demetriusgeschichte, welche gleichfalls mit der Entlarvung des Betrügers endet: die Scene, in welcher der Betrüger seine angebliche Rettung erzählt, erinnert direkt an die polnische Reichstagsscene. Die Entlarvung wird durch einen am Hofe selbst, aber unkundig seiner Abstammung lebenden Verwandten Balduins herbeigeführt, durch den jungen Ferdinand, welcher die Regentin liebt und welchem der Dichter einige schöne Lieder im Tone des Minnesangs in den Mund gelegt hat. Ihm steht der Hofnarr, der zwerghafte Ingeram mit weisem Rate zur Seite: er ist der Typus des unermüdlichen Beraters und Helfers, welcher durch Stand und Zustand selbst von Leidenschaften und Bedürfnissen befreit ist und daher das Schicksal anderer zu dem seinigen macht. Über die dritte historische Novelle: der Hexensabbath (1831) urteilt Immermann mit den Worten: „Der Eindruck steigert sich vom Leichten, Heiteren, Anmutigen bis in das ganz Erschütternde. Mir scheint dann immer die höchste Gewalt der Poesie hervorzutreten, wenn sie das beschränkt Historische auffasst, dies auch in seiner Begrenzung

lässt und es dennoch zur vollkommenen Gestalt zu bringen weiss. Im Hexensabbath sind nichts als einmal so und nicht anders dagewesene flandrisch-burgundische Figuren, die Zeit ist in ihrem singulären Costüme ganz festgehalten, nirgends wird darauf hingearbeitet, das sogenannte allgemein Menschliche hervorzuheben und dennoch oft alles allgemein verständlich und wirklich vollkommen dichterisch". Die Novelle behandelt einen Hexenprocess in Burgund 1459 unter Philipp dem Guten. Auf dem Grunde eines lichten heiteren Gesellschaftsbildes, welches anfangs im Vordergrunde steht (auch in den Cevennen versammelt beim Beginne der Regen eine kleine Gesellschaft zu Gesprächen), treten nach und nach die wilden und schaurigen Gestalten des Fanatismus und der Verfolgungssucht hervor. Ein breiter politischer und socialer Hintergrund thut sich auch hier vor unseren Blicken auf. Die Kehrseite des Mittelalters, dessen Ketzergerichte und Aberglaube in den Hexenprocessen fortleben, wird nicht beschönigt, wenn auch sein edler Ton und seine leichte Farbe in der Poesie, sowie mit Wilhelm Schlegel die edlere Art der damaligen Menschheit rühmend hervorgehoben werden. Wie in der früheren Novelle ,die Wundersüchtigen' finden wir auch hier die falsche Richtung, also den Fanatismus, durch zwei Charaktere vertreten: den Bischof, welcher gläubig und aus Überzeugung handelt, und den Dechant, welcher selbst nicht an die Hexen glaubt, welche er verbrennen lässt, sondern bloss von seinem Egoismus und seiner Rachsucht geleitet wird. Weil sie seine Liebe verschmäht hat, liefert er die geistreiche und schöne Wittwe Katharina von Denihel dem fanatischen Bischofe in die Hände und beschwört so den Hexenprocess herauf, in welchem er — wie er am Schlusse zu seiner Verzweiflung erfährt — seine Mutter und Halbschwester selber dem Henker ausgeliefert hat. Die Lieblingsfigur des Dichters und nicht unähnlich dem Zwerge in der vorigen Novelle ist der Maler und Sänger Labithe, dessen Bild ,der Hexensabbath' sowie andere seiner Phantasieen und Scherze den Argwohn des Hexenwesens erregen. Er sucht mit Tieck das Wunder in der Natur und ist daher ein Feind jedes Aberglaubens. Aber er erkennt Lucifer als seinen Herrn und, indem er mit Novalis und Friedrich Schlegel den Gedanken eines Mittlers in der Religion aufrecht hält, meint er doch, dass so gut wie Christus auch Geschichte, Natur, Poesie, Gedanke die Vermittler sein könnten, denn auch in ihnen wirke der Feuergeist Lucifer. So ist seinem kindlichen Gemüte (das an Wackenroder erinnert, wie ihm der Dichter auch ein Geschichtchen, das diesem einst mit einem Hunde passiert ist, zugeschrieben hat) auch die Verehrung und Anbetung der Marie notwendig und unentbehrlich: in dieser Gestaltung der vergötterten weiblichen Natur habe sich die innige Poesie des Christentums erst beschlossen. Über Tiecks sich hier anschliessende ,Vittoria Accorombona' soll am Schlusse dieses Aufsatzes geredet werden: nicht weil sie der Dichter als Roman bezeichnet hat (der Unterschied fällt, wie wir wissen, nicht ins Gewicht), sondern weil in ihr andere Tendenzen zum Ausdrucke kommen, welche uns in den Novellen der folgenden Gruppen entgegentreten werden.

Zwei ungedruckte Briefe Klopstocks an Johann Heinrich Meister.

Mitgeteilt von

Franz Muncker.

Als im Frühling 1748 die drei ersten Gesänge von Klopstocks ‚Messias' erschienen, freute Bodmer sich ihrer als des schönsten praktischen Erfolges, der seine langjährigen theoretischen Bestrebungen krönte. Er bemühte sich daher alsbald nach Kräften für möglichste Verbreitung des neuen Werkes und für den Ruhm und das Glück seines Autors zu sorgen. Zunächst in Zürich, aber auch sonst überall in deutschen Landen wirkte er oder seine Freunde zu Gunsten Klopstocks. Am thätigsten war man in Halle a. S. und in Erlangen. Dort schrieb und veranlasste Baumgartens Schüler Georg Friedrich Meier mehrere Kritiken der Messiade; hier war Bodmers Jugendfreund Johann Heinrich Meister (auch oft mit französisch umgemodeltem Namen le Maître geheissen) eifrig im Dienste der Klopstockischen Sache.

In Stein am Rhein am 6. Februar 1700 geboren, in Zürich erzogen, war Meister 1721 als französischer Prediger der reformierten Gemeinde nach Bayreuth, 1730 nach Schwabach gekommen. Von da wurde er 1733 als gräflich-schaumburgischer Hofprediger nach Bückeburg berufen. 1747 kehrte er nach Franken zurück und wirkte als französischer Prediger zu Erlangen bis 1757. Den Rest seines Lebens — er starb 1781 — verbrachte er wieder in der Schweiz als Pfarrer zu Küssnacht am Züricher See.

Wenn es Bodmern leicht geworden war, Meier zu seiner Recension des ‚Messias' zu bestimmen, so scheint er bei Meister erst, nachdem er allerlei Bedenken überwunden hatte, ans Ziel gelangt zu sein. Von vorn herein wenigstens gehörte Meister durchaus nicht zu den unbedingten Bewunderern des Klopstockischen Gedichtes. Als Bodmer ihn zuerst aufforderte, eine Anzeige der drei Gesänge zu verfassen und dabei wohl auch einige Worte über die beschränkten Vermögensumstände des jugendlichen Poeten mit unterlaufen liess, antwortete Meister vorläufig ablehnend am 2. November 1748. Er schrieb unter anderm*): „Je n'ai pu voir encore qu'en passant les premiers essais du poème épique de M. Klopstock. Mais, dûssiez-vous trouver mon goût aussi mauvais que celui de Midas, je vous avoue, que mes oreilles, sans être plus longues que d'autres, ont été un peu choquées de la mesure et de la cadence de ces vers non-rimés. Peut-être m'y apprivoiserai-je à force d'être plus attentif à la beauté et à la solidité des pensées de l'auteur.

*) Meisters Briefe an Bodmer, sämtlich noch ungedruckt, befinden sich unter Bodmers Nachlass auf der Züricher Stadtbibliothek.

Le mélange des amusements, dans lesquels ces essais sont incorporés, ne sont pas de mon gibier. J'emprunterai les tomes, qui renferment l'ouvrage de votre bel-esprit thuringien, pour tâcher d'en juger mieux que je ne puis faire encore. Mais si vous pouviez entrer un peu dans ma situation, vous sentiriez bien, mon très-cher ami, qu'il me sera fort difficile, pour ne pas dire impossible, de me ménager de loisir qu'il me faudroit pour encourir au généreux dessein que vous avez conçu de faire connoître ce poète de Messie à toute la nation, à toutes les tribus et à toutes les langues. Tout ce que j'ai pu découvrir de l'état présent de M. Klopstock, c'est, selon le rapport qui m'en a été fait par un baillif du pays de Gotha avec qui j'ai été obligé de lier correspondance, il vit de ses rentes à Langensalz; ce qui ne s'accorde pas trop bien avec l'idée que vous avez de la mediocrité de sa fortune".

Bald jedoch änderte Meister seine Ansicht von Klopstock und dessen Werke. Der Dichter, dem es darum zu thun war, sich eine feste Stellung im äusseren Leben zu begründen, strebte damals darnach, eine ausserordentliche Professur irgend einer der schönen Wissenschaften, am liebsten der Beredsamkeit oder der Poesie, mit einem Gehalte zu bekommen, der ihn wenigstens nicht nötigen würde, den grössten Teil seines Unterhaltes selbst zu verdienen. Nun hörte er, dass ein Buchhändler von Erlangen im Namen der dort vor kurzem gestifteten Universität sich nach ihm erkundigt habe. Natürlich erweckte diese Nachricht in ihm allerlei Hoffnungen. Am 2. December 1748 teilte er sie Bodmer mit und ersuchte ihn, sich an Meister deshalb zu wenden. Bodmer willfahrte der Bitte und sandte überdies seine Antwort auf Klopstocks Brief zunächst an Meister zur weiteren Beförderung nach Langensalza. Meister benützte den Anlass, um selbst mit dem Dichter in Correspondenz zu treten. Er hatte sich inzwischen gründlicher in den ‚Messias' vertieft und durfte sich jetzt, wie er am 20. Januar 1749 dem Züricher Freunde mitteilte, „de bon coeur" unter die Bewunderer des Gedichtes rechnen. Er begleitete also Bodmers Brief mit einem eignen achtungsvollen Schreiben an Klopstock, worin er die Gründe aus einander setzte, warum es sehr schwer halten dürfte, ihm die Stelle eines dritten Professors der Theologie *) in Erlangen zu verschaffen. Übrigens seien die ausserordentlichen Professuren daselbst so gering dotiert, dass eine Lehrerstelle bei einem reichen Studenten viel einträglicher sein würde. Meister erbot sich, eine solche dem Dichter zu verschaffen, und bat ihn zugleich um eine Notiz über den ganzen Plan seines Gedichts, weil er einen französischen Auszug davon machen wolle. Am 26. Januar 1749 berichtete Klopstock über den Empfang dieses Briefes an Bodmer. An demselben Tage schrieb er an Meister**):

„Wie vergnügt bin ich, dass sich die Freundschaft des Herrn Bodmers gegen mich so weit ausbreitet, dass sie mir auch einen Zugang

---

*) Es scheint keine andere Professur, die mehr den Wünschen Klopstocks entsprach, damals in Erlangen erledigt gewesen zu sein.

**) Da Klopstocks Briefe nur in Abschriften von Meisters Hand erhalten sind, verzichte ich darauf, die ursprüngliche Orthographie wiederzugeben.

zu der Bekanntschaft mit einem der rechtschaffensten und liebenswürdigsten Männer eröffnet. Sie wollen, H[ochedelgeborner] Herr, mit dem Herrn Bodmer Anteil an der Bekanntmachung des ‚Messias‘ nehmen. Der gütige Beifall dieses edelmütigen Mannes würde mich oft erröten heissen, wenn ich nicht wüsste, dass seine Hauptabsicht auf die Verherrlichung des Messias ginge, wofern ich anders würdig bin, auf diesem grossen Schauplatze einige Schritte zu thun. In dieser Absicht ist es mir sehr angenehm, Ihren Landsleuten bekannt zu werden. Ich fühle, wie sehr mich der Beifall einer Nation reizen würde, die ich so ungemein schätze, und die unsrer Nation so viel freie Wahrheiten in Absicht auf die Werke des Geistes gesagt hat*). Wenn ich dies recht überlege, so möchte ich Sie beinahe bitten, keine Recension meines Gedichts zu machen. Wenn ich's aber einmal wagen soll, so wünsche ich mir auch grosse Richter, wie Rapin, Fénélon und Rollin gewesen oder ein Fontenelle und Voltaire sind. Dergleichen Männern ihr Urteil leichter zu machen, bitte ich E[uer] H[ochedelgeboren], wofern es Ihrer Absicht gemäss sein sollte bisweilen einige Zeilen zu übersetzen, Ihre Sprache ein wenig nach der meinigen zu biegen. Denn das kann ich Ihnen nicht verhehlen, dass ich in Ihrer Sprache, wie sie die académie françoise in Grenzen der Schönheit eingekerkert hat, mein Gedicht nicht schreiben möchte. Weitere Nachrichten von der Fortsetzung des ‚Messias‘ kann ich Ihnen deswegen nicht geben, weil ich nicht gesonnen bin, von dem Plane des Gedichts etwas im voraus zu entdecken. Ich überlasse es Ihnen, ob Sie vor nötig befinden sollten, die Freiheit, in diesem so wichtigen Teile der Religionsgeschichte zu dichten, kurz zu rechtfertigen. Der Hauptgrund dieser Freiheit ist ein Ausspruch Johannis, wo er sagt, dass die Welt die Bücher nicht fassen würde, wenn alle Thaten des Messias aufgeschrieben werden sollten**). Der zweite Punkt kömmt darauf an, ob ich des erhabenen Systems der christlichen Religion würdig gedichtet habe. Doch mich deucht, ich habe E. H. schon zu lange mit meinen Kleinigkeiten aufgehalten. Ich überlasse es überhaupt Herrn Bodmer, die Mühe, die er Ihnen meinetwegen macht, zu verantworten. — Ich würde Ihnen ein Exemplar des ‚Messias‘ zuschicken, wenn es nicht, da ich nur halb frankieren kann, mehr Porto austrüge, als es kostet. Sie können das 4. und 5. Stück des 4. Bandes der ‚Neuen Beiträge zum Vergnügen des V[erstandes] und W[itzes]‘ besonders bekommen. Weil die zweite Sache, deswegen Sie Herr Bodmer meinetwegen bemühet hat, so wenig zuträglich und noch darzu mit so viel Schwierigkeiten umgeben ist, so bitte E. H., sich deswegen im geringsten nicht zu bemühen. Übrigens ersuche Sie zu glauben, dass ich mit ungemeiner Hochachtung verharre etc.“.

Am 7. Februar schickte Meister eine Abschrift dieses Briefes an Bodmer. Er erklärte sich mit Klopstocks Wünschen bezüglich der französischen Recension vollkommen einverstanden. Das Recht des

*) Anspielung auf die bekannten Aussprüche des Pater Bouhours und Eleazar Mauvillons.

**) Evang. Johann. XXI, 25.

Dichters, auch mit der christlichen Überlieferung frei zu schalten, hoffte er noch besser begründet zu haben als Klopstock selbst. Bald darauf erschien neben anderen kurzen Anzeigen der Messiade durch erlangische Gelehrte *) auch Meisters französischer Auszug im Druck **). Auf die Zusendung desselben erwiderte Klopstock aus Langensalza am 26. April 1749 Folgendes:

„H[ochedelgeborner] H[err]! Wie glücklich bin ich, dass mein Gedicht durch so verdienstvolle Männer, als Sie und Herr Bodmer sind, bekannt gemacht wird! Ich habe weiter nichts gethan, als was Paulus seinem jungen Heiligen, dem Timotheus, befahl, er sollte die Gabe, die in ihm wäre, feurig machen ***). Die übrige Ehre, die man mir gezeigt, ist nicht mein. Ich will es aber auf der Seiten ansehen, dass dadurch meine Absichten, etwas zur Verherrlichung unsers grossen Gottmenschen beizutragen, desto mehr befördert werden. Wie schätzbar mir Ihre Beurteilung sei, kann ich Ihnen nach einer aufrichtigen Danksagung nicht besser beweisen, als wenn ich Ihnen einige Anmerkungen darüber mache. Sie sagen, dass meine Versart so schwer zu bestimmen wäre als das Silbenmass der poetischen heiligen Schriftsteller. Meine Absicht ist gewesen, den Hexameter des Homers nachzuahmen. Ich ahmte ihn aber im Deutschen nach, und da musste es notwendig ein deutscher Hexameter werden. Ich kann Ihnen unmöglich hier alle die Regeln sagen, welchen zu folgen die Natur meiner Sprache mir aufgelegt hat. Anstatt der griechischen Spondeen, weil wir deren so wenig haben, brauche ich grösstenteils Trochäen, doch so, dass es nur selten ganz reine Trochäen sind. Ich nenne reine Trochäen z. B. Sēelĕ, meīnĕ. Weil aber auch oft genug wirkliche Spondeen vorkommen und die Daktylen unserer Sprache von verschiedener Art sind, so kommt dadurch in den deutschen Hexameter eine grössere Manchfaltigkeit als in den griechischen. Dieser Vorzug und das übrige, worin er sich dem griechischen nähern kann, giebt ihm zum mindesten so viel Vollkommenheiten, dass er der klingendste Vers werden kann, den die deutsche Sprache hat, insonderheit in Absicht auf grössere Gedichte.

Seĭ mīr gĕgrūsst, ĭch sēhĕ dĭch wiedĕr, dĭe dū mĭch gĕbāhrēst etc. †). Bisweilen habe ich auch einen Hexameter gemacht, der nach allen Regeln der Griechen richtig ist, als

Nūnmēhr hōrtĕ dĕr ēwĭgĕ Vātĕr, ĕs hōrtĕ dĕr Hĭmmĕl ††).

Von denjenigen, denen das griechische Silbenmass nicht bekannt ist, verlange ich nur, dass sie einen klingenden Perioden aus einem guten Redner zu lesen wissen, und nach dieser Aussprache meine Verse lesen,

---

*) Vgl. meine Einleitung zum Neudruck der drei ersten Gesänge der Messiade in Bernhard Seufferts ‚Deutschen Literaturdenkmalen des 18. Jahrhunderts', Heft XI, S. XIX (Heilbronn 1883).

**) Leider ist es mir noch nicht gelungen, Meisters Recension selbst aufzufinden.

***) Paul. ad Timoth. II, 1, 6.

†) Messias III, 1.

††) Messias I. 347.

und es wird ihnen vermutlich sehr vieles von dem Klange des Verses übrig bleiben. Da Ihnen Ihre Geschäfte so kurze Zeit übrig gelassen haben und Sie mit dem Inhalt hauptsächlich beschäftigt gewesen, so hat nichts leichter geschehen können, als dass Sie mein Silbenmass nicht genau genug bemerket haben. Es würde mir, glaube ich, bei gleichen Umständen selbst so ergangen sein. Im ersten Gesang*) scheinen Sie die Wohnung der Schutzengeln nahe um den Pol zu setzen. Der Pol ist nur der Eingang dazu, und die Wohnung selbst ist mitten in der Erde. Die Atheisten in der Hölle**) sind nicht die Seelen verstorbener Atheisten. Es sind einige der gefallenen Geister. Die Stelle: Je te salue etc.***) ist unvergleichlich übersetzt. Nur haben Sie den letzten Gedanken nicht genau genug bemerkt: „aus stillen Hainen hervorgeh'" — aus den Hainen, die von den Lorbeern und Palmen entstanden sind.

Nun sollte ich Ihnen noch einige Anmerkungen über die Einleitung machen und Ihnen sagen, dass sie gar zu vorteilhaft für mich wäre. Aber ich will hier abbrechen. Ich habe ohnedies schon von Sachen, die mich angehn, zu viel geredet. Der Hr. Graf Du Quesne erweist mir durch seinen Entschluss, den ‚Messias' zu übersetzen, eine Ehre, die ich kaum nach meinem Tod einmal vermutet hätte. Vermutlich wird derselbe, da er sich einmal dieser Arbeit unterziehen will, zugleich entschlossen sein, sich von keiner andern Übersetzung einst übertreffen zu lassen. Ich glaube, der Herr Graf wird mir erlauben, hierbei einige Anmerkungen zu machen, die ich für weiter nichts als Einfälle ausgebe. Mich deucht, man sollte in jeder Sprache, die Alten oder Ausländer recht auszudrücken, eine Sprache der Übersetzung haben. Diese Sprache der Übersetzung würde von sehr manchfaltigem Nutzen sein können. Wenn Poeten übersetzt würden, so würden die glücklichen Köpfe der andern Nation ihre poetische Sprache nach und nach dadurch bereichern. Es gibt gewisse glückliche Redensarten, die sich für die Poesie überhaupt schicken, und die in der Sprache, worin sie noch nicht gebraucht worden sind, nur anfangs ungewöhnlich und fremd klingen. Die M[e] Dacier hat zwar den Sinn des Homerus, aber nicht alle Mienen seines Geistes durchgehends nachgezeichnet. Und dies war doch nötig, den göttlichen Griechen in seiner ganzen liebenswürdigen Gestalt zu sehen. Aber da sah er recht wie ein Franzose aus! Recht gut! Wir wollten nur keinen Franzosen, wir wollten den Griechen sehen. Wie lächerlich ist das freie und majestätische Gesicht manches grossen Britten von den Landesleuten des H. Abt Resnel übertüncht worden. Resnel fällt mir deswegen hier ein, weil er Popens ‚Menschen' in allem Ernste so artig travestiert hat†). Es hat einen Deutschen gegeben, der den guten Einfall gehabt hat, Resnels Übersetzung mit eben der Freiheit wieder in deutsche Verse zu übersetzen. Man sollte diesen Herrn wieder ins

*) I, 591 f.

**) II, 430. Meister war übrigens von Klopstocks Erklärung der Stelle nicht befriedigt.

***) III, 1—11.

†) Resnels Übersetzung des ‚Essay on man' erschien 1730 zu Paris.

Englische übersetzen und diese Übersetzung mit dem Originale vergleichen: was für ein poetischer Knabe würde am Ende aus dem grossen Alexander Pope werden! — Ich meine nicht, dass man in oben erwähnter Sprache der Übersetzung alle Redensarten des Originals von Wort zu Wort ausdrücken soll. Das geht bei vielen schlechterdings nicht an. Ich meine nur, dass man dem Poeten folgen solle, wenn auch die Poeten unserer Nation diesen Weg noch nicht gegangen wären. Nehmen Sie einmal an, dass die Dacier und etwan einige andre von ihrem Ansehen dieser Regel ganz gefolgt wären. Gewiss, die französische Sprache würde schon durch den Gebrauch, den gute Köpfe davon gemacht hätten, etwas mehr zur Homerischen Poesie gebildet sein. Glauben Sie nicht, dass ich diese Anmerkungen deswegen mache, als wenn ich darfür hielte, dass mein Gedicht diese genaue Sorgfalt verdiente. Sie sind mir nur eingefallen, weil ich schon öfters den Wunsch bei mir wiederholt habe, die Herren Franzosen möchten sich doch auch diese Ehre nicht entstehen lassen, dass sie richtigere Übersetzer wären. Ich übersende Ihnen hier ein Exemplar für den Herrn Grafen Du Quesne, wenn er seinen Entschluss nicht sollte geändert haben. Ich habe darin einige Stellen und auch einige Druckfehler verbessert. Die letzten hab' ich unmöglich alle anmerken können. Geben Sie mir doch einige Nachrichten von diesem Cavalier. Ich wünsche sehr, ihn kennen zu lernen. NB! Wie sehr wünschte ich, dass meine Umstände so beschaffen wären, Ihre Freunde Herrn Bodmer und Breitinger und Sie zugleich zu sehen! Doch bin ich nicht ohne alle Hoffnung, dass dieses nicht einmal auf einen andern Sommer geschehen kann. Sollten aber Ihre Freunde noch gewiss zu Ihnen kommen, NB! so bin ich entschlossen, alles anzuwenden, des Glückes, Sie zu sehen, nicht zu entbehren. Ich habe mich niemals geübt, in französischer Sprache zu schreiben; gleichwohl ersuche ich Sie, Ihre Correspondenz im Französischen fortzusetzen. Ich bin Ihnen nochmals für alle gütige Bemühungen, die Sie meinetwegen übernommen haben, verbunden und verharre mit ungemeiner Hochachtung etc.“.

Ob Klopstock nach diesem Briefe, den Meister am 12. Mai 1749 für Bodmer abschrieb, noch ferneren schriftlichen Verkehr mit dem erlangischen Prediger gepflogen hat, lässt sich aus Meisters Correspondenz mit Bodmer nicht ersehen. Auch von Du Quesnes geplanter Übersetzung verlautet nichts weiter. Meisters Briefe enthalten zwar noch manche Urteile über Klopstock und die Messiade; die meisten darunter sind aber ohne erhebliche Bedeutung für die Litteraturgeschichte. Am 17. Juli 1750 berichtet er, dass er Klopstock in der Gesellschaft von Sulzer und Schuldheiss bei ihrer Durchreise nach Zürich gesehen habe. In dem Kollektivschreiben der drei Reisegenossen an die norddeutschen Freunde wird die Begegnung nicht erwähnt. Noch mehrmals versicherte Meister in seinen Briefen an Bodmer, dass er bereit sei, für Klopstocks Sache zu wirken. Er dachte an eine kritische Anzeige der französischen Übersetzung, die Vincenz Bernhard von Tscharner in der Schweiz von den drei ersten Gesängen veranstaltete. Aber bei genauerer Durchsicht fand er, dass Tscharner zu zufrieden mit seinem Originale ge-

wesen sei; seine Arbeit tadelte er als äusserst mangelhaft. Als der Zwist zwischen Klopstock und Bodmer zum Ausbruch kam, ward auch Meisters Urteil über den Dichter der Erlösung wieder herber. Am 4. Juni 1751 schrieb er an Bodmer, er habe sich zwar immer lobend über die Messiade geäussert und sei noch jetzt von dem Werke begeistert; aber er habe schon früher einen öfteren „retour de l'auteur sur lui-même“ darin bemerkt, welcher ihn an der Reinheit des Eifers, mit dem Klopstock dichtete, zweifeln liess. Nach der Rückkehr des Poeten nach Quedlinburg und seiner Übersiedelung nach Kopenhagen scheint jeder persönliche Verkehr zwischen ihm und Meister aufgehört zu haben.

Miscellen.

Von

R. Sprenger.

1.

Zu Lessings Minna v. Barnhelm.

I, 2 empfiehlt der Wirt Just seinen „veritablen Danziger! echten doppelten Lachs!“ Die kommentierte Ausgabe von Dr. C. A. Funke, Paderborn 1882, bemerkt dazu: „Das Wappen der Etikette auf den Branntweinflaschen war ein Lachs“. Thatsache ist, dass die Brauerei, in welcher dieses vorzügliche Getränk gewonnen wurde, zum Lachs hiess. In Koromandels Nebenstündigem Zeitvertreib in Deutschen Gedichten. Danzig und Leipzig 1747 finden wir das Gedicht: Der Krambambulist, ein Lobgedicht über die Gebrannten Wasser im Lachs zu Danzig, von dem sich eine Anzahl Verse bis in unsere Tage als Studentenlied erhalten hat. Auch das studentische „Lachsfangen“, um ein Getränk Karte spielen, findet wohl so seine Erklärung.

2.

Zu Hoffmanns von Fallersleben Liedern der Landsknechte.

20. Der Trunkenen Litanei.

2) Varietas delectat,
Das ist ein feiner Spass,
Als jener seine Buttermilch
Mit der Mist-Mistgabel frass.

Der Scherz ist alt. In: Hans Clawerts Werckliche Historien, vor niemals in Druck ausgegangen, kurtzweilig und sehr lustig zu lesen,):(beschrieben):(Durch Bartholomäum Krüeger, Stadtschreiber zu Trebbin. Gedruckt zu Berlin, durch Nicolaum Voltzen. Anno MDLXXXVII (Neudrucke Nr. 33 S. 33) denkt der Held „an das Sprichwort Varietas delectat (wie der Teuffel sagte do er die Buttermilch mit einer mistgabel ass) . . . "

3.

Das Herz singt.

In seiner Ausgabe von Hartmanns Erek (2. Aufl.) zu V. 9689 hat Moriz Haupt mehrere Stellen mittelhochdeutscher Dichter gesammelt, in welchen von innigfroher Stimmung eines Menschen gesagt wird: „Sein Herz singt". Zum Beweise, dass der Dichter des 19. mit dem des 13. Jahrhunderts noch vielfach dieselbe Anschauung teilt, verweise ich auf König Sigurds Brautfahrt von Emanuel Geibel Str. 4:

Als das Schiff gelandet, da sprach der König gut:
„Wie singt mein Herz so fröhlich, wie fleugt so hoch mein Muth!
Ich weiss nicht, thuts der Frühling oder thuts der Wein.
Mir ist, als sollt ich heute ein Jüngling wieder sein."

Die Annahme einer Nachahmung mittelhochdeutscher Dichtersprache halte ich für ausgeschlossen*).

*) Auf unsere Anfrage bestätigt uns Emanuel Geibel die Richtigkeit dieser Auffassung.

O. S.

4.

Zu der von Buchner berichtigten Stelle in Lessings Nathan II, 5:

Der grosse Baum braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Äste.

finde ich eine interessante Parallelstelle — sie sieht fast wie eine Reminiscenz aus — in H. v. Kleist's Familie Schroffenstein (Ausg. von Ed. Grisebach, I, S. 65, Z. 12), wo dieser von den Gliedern einer Familie sagt:

Die Stämme sind zu nah' gepflanzet, sie
Zerschlagen sich die Äste.

Es ist dies für mich ein Grund mehr statt des verderbten Mann nicht Baum, sondern das schon von anderer Seite vorgeschlagene poetischere Stamm zu setzen.

Recensionen.

Dichtungen von Dr. Martin Luther. Herausgegeben von Karl Goedeke. Mit einem Lebensbilde Luthers von Julius Wagenmann. Leipzig, Brockhaus. 1883. (Deutsche Dichtungen des 16. Jahrhunderts 18. Band). ℳ 3,50.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Unter den litterarischen Festgaben zum Luther-Jubiläum ist Goedekes Ausgabe der Lutherschen Dichtungen eine der bedeutendsten. Das Lebensbild ist gut und warm geschrieben, lehrreich, ohne mit gelehrten Notizen überladen zu sein. Es giebt 1. eine kurze Darstellung von Luthers Leben, 2. eine Abhandlung über Luthers Dichtungen, welche die Reihenfolge derselben angiebt, ihren Werth bestimmt, ihre Quellen andeutet. Goedekes Einleitung stellt einige merkwürdige Urteile aus verschiedenen Jahrhunderten über den Dichter Luther zusammen und enthält eine höchst merkwürdige Bibliographie, ein Verzeichnis der Quellen.

Die reiche Sammlung zerfällt in 5 Abschnitte. 1. Kirchenlieder, 2. Sprüche und Lieder, 3. Fabeln, Parabeln, Scherze, 4. Die Briefe aus Coburg 1530, 5. Frau Musika. Im Anhange sind die Berichte über die ersten lutherischen Märtyrer und der Bericht der Augenzeugen Justus Jonas und Michael Celius über Luthers Tod mitgeteilt. Ueber die Aufnahme des Anhanges liesse sich streiten, notwendig gehört er nicht in den Zusammenhang. Die 5 Abschnitte von Luthers Dichtungen sind nicht gleichwertig; den 4. hätte man füglich ganz entbehren können, der 2., den man in einer Sammlung von Luthers Reimen nicht missen kann, enthält zumeist höchst Unbedeutendes, ja Unangenehmes, und auch der 3. Abschnitt ist viel bedeutsamer durch die Wirkungen, welche er geübt hat, nämlich die Empfehlung der Litteraturgattung der Fabeln, als durch seinen eigenen litterarischen Wert. Indessen es bleibt das köstliche Lied von Frau Musika übrig und die unvergänglichen Kirchenlieder, die allein vollständig genügten, um Luther den hervorragendsten Dichtern anzureihen.

Die geistlichen Lieder werden nach der letzten zu Luthers Lebzeiten veranstalteten Ausgabe (Leipzig 1545) wiederholt, wort-, meist auch buchstabengetreu; an der Stelle, an der G. begründet, dass er diese Schreibung gewählt (S. XXXVII), hätte man den Ausfall gegen die jüngeren Litterarhistoriker fortgewünscht. Die Arbeit des Herausgebers ist vortrefflich. Den Kirchenliedern sind häufig die alten lateinischen Hymnen beigegeben. Bei jedem Liede ist der erste Druck, ferner die Erläuterungen und Betrachtungen über das betreffende Lied verzeichnet. Sinn- und worterklärende Anmerkungen sind selten. Wo sie stehen, sind sie meist am rechten Ort; ob werlet = Welt, in = ihnen (S. 16, 22) erklärt werden mussten, bleibe dahingestellt. Sehr anerkennenswert ist die Angabe der Einzeldrucke, die Mitteilung vieler

Belegstellen aus Luthers Briefen, zeitgenössischer Nach- und Neudichtungen z. B. M. Vehes Nachdichtung des Gesanges: „Nu, bitten wir den heiligen Geist“. — Den wörtlichen Abdruck der Ausgabe von 1545 kann ich indessen nicht billigen. In jener sind, sei es nun als Lückenbüsser, sei es in wohlerwogener Absicht, zwischen die einzelnen Lieder Gebete, kurze Bibelstellen u. a. hinzugefügt, prosaische Psalmenübersetzungen als selbständige Liedernummern aufgenommen (z. B. der 91. Psalm S. 56 flg.). An dieses Vorgehen hätte sich der neuere Herausgeber nicht kehren sollen; diese Zuthaten unterbrechen unangenehm den Zusammenhang. Dass andererseits der Herausgeber Luthers poetischen Nachbildungen der Psalmen desselben Prosaübersetzung mehrfach hinzugefügt hat (z. B. im 14. Psalm S. 67 flg.), der dann eine andere gleichzeitige angeschlossen ist, kann nur gebilligt werden; doch hätten solche Zusätze, mehr als es geschehen, durch den Druck von dem eigentlichen Hauptteil unterschieden werden sollen. — Kritische Untersuchungen sind selten; eine in etwas apodiktischer Manier findet sich S. 123 Anm.

Trotz einzelner Ausstellungen ist Goedekes Sammlung als ein höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 16. Jahrhundert willkommen zu heissen.

Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn.

Von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig. Leopold Voss. 1883. *M* 4,50.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Litzmann hat sich durch seine Günther-Studien einen guten Namen erworben; er wird denselben durch vorliegende Studien nur behaupten und verbessern. Seitdem in den Jahren 1844—46 mehrfach die Aufmerksamkeit auf den witzigen und charaktervollen Satiriker gelenkt worden, den man mit Recht als einen sehr beachtenswerten Vorläufer Lessings bezeichnet hatte, war man ihm in der jüngsten Zeit seltener, als er es verdient, nahegetreten. Die neue Schrift macht nicht den Versuch, Liscows Leben eingehend zu schildern. Die Materialien zur Darstellung der Lebensereignisse sind dürftig und kaum zugänglich; Litzmann beschränkt sich daher auf eine Darlegung von Liscows litterarischem Entwicklungsgange. Er stellt L. sehr hoch; einmal heisst es: „Keiner seiner Zeitgenossen konnte sich in der Vollendung des Prosastils mit ihm messen; seine Sprache ist auch heute noch nicht veraltet“. Die Ähnlichkeit mit Lessing wird im Einzelnen gezeigt, auch auf kleine Parallelen hingewiesen, z. B. Lessings Ausruf von den „kurzsichtigen Starrköpfen, die Deine (Luthers) Pantoffeln in der Hand den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daherschlendern“, mit Liscows an Zinckgref anklingendem Satz: „Unsere Gottesgelehrten, die von jeher wohl erkannten, dass Luthers Schuhe nicht allen Füssen gerecht sind“.

Der Hauptwert der Litzmannschen Schrift besteht in der Benutzung ungedruckten oder sehr schwer erreichbaren Materials und in wichtigen kritischen Untersuchungen. Ersteres wird nicht bloss im Anhange (Briefe J. F. und Chr. L. Liscows; zum Streite mit Sivers), sondern auch häufig im Texte und in den dazu gehörigen Anmerkungen mitgeteilt; es ist teils aus der in Leipzig aufbewahrten Gottschedschen Briefsammlung, teils aus zwei Sammlungen der Briefe von und an F. v. Hagedorn entnommen; wir erhalten zugleich die sehr willkommene Nachricht, dass L. diese Hagedorn-Briefe bald veröffentlichen wird. Kritische Untersuchungen finden sich vielfach. Als besonders wichtig und wertvoll seien hervorgehoben: der Nachweis (nach Schmidt von Lübeck), dass die, Liscow von Manchem abgesprochene, erst 1803 veröffentlichte Schrift, „Die bescheidene und wohlgemeinte Epistel an Herrn M. L. (nämlich Karl Heinrich Lange, Subrektor in Lübeck) über die Unnötigkeit der guten Werke zur Seligkeit“ wirklich von Liscow herrühre (S. 21 ff.); der Nachweis (S. 40 ff.), dass Liscows Auftreten gegen Sivers nicht aus persönlichen Motiven zu erklären ist; die höchst merkwürdige Auseinandersetzung über Liscows Abhängigkeit von Boileau (S. 77 ff.); die Mitteilungen über das Verhältnis des gezüchtigten Philippi zu seinem Züchtiger Liscow (S. 97 flg.), wobei S. 97 A. die Andeutung, dass Liscows gerühmter Witz von den ungeschickten Skribenten, die den Eseln glichen, die zwar ungeschickt zur Musik seien, aus deren Knochen man aber die besten Flöten mache, aus Morhofs deutschen Gedichten entlehnt ist; der, wie mir scheint, nicht gerechtfertigte Widerspruch gegen die allgemeine Anerkennung, welche die „Vortrefflichkeit der elenden Skribenten“ findet (S. 97 ff.), endlich S. 116 ff. die ganz besonders wichtige Untersuchung über Liscows Anteil an den Hamburgischen gelehrten Zeitungen.

Schon in dem Vorstehenden ist teilweise auf den Inhalt der Schrift hingewiesen; zum Überflusse sei bemerkt, dass die Schrift in 4 Hauptabschnitte zerfällt. 1. Litterarische Anfänge. Manzels Recht der Natur. C. H. Langes Pietismus. 2. Sivers und Philippi. 3. Journalistische Thätigkeit bis zum Jahre 1739. 4. Das Verhältnis zu Gottsched. Die Vorrede zum Longin. Journalistische Thätigkeit an den Dresdnischen Nachrichten.

Ein Register wird vermisst. Es wäre zu wünschen, dass der Verf. seiner dankenswerten Arbeit einen Neudruck Liscowscher Schriften folgen liesse; die „von der Notwendigkeit elender Skribenten“ dürfte dabei nicht übergangen werden.

Gottfried Keller, Gesammelte Gedichte. Berlin, Hertz. 1883. ℳ 7.

Besprochen von Paul Nerrlich.

So viel auch in den letzten Jahren über Gottfried Keller geschrieben worden ist: nur eine dem Schöpfer des ‚Grünen Heinrichs' so verwandte Natur wie Fr. Vischer ist im Stande gewesen, uns ein getreues Bild dieses eigenartigen, abseits von der Heerstrasse sich den Weg bahnenden Humoristen zu entwerfen.

„Gross ist er nicht", sagte Bürger Porrex zum Nachbar Ferrex. „Aber sieh, was für ein edles Haupt", erwiderte dieser und hatte Recht, denn unter der klaren Stirn wölbten sich in feinen Bogen die Brauen über den lichtvollen dunklen Augen, die Adlernase deutete auf Feuer und Schwung, und auf die süsse Gabe des rhythmischen Wortes die wohlgeformten und leicht geschlossenen Lippen. „Und wie schön er den Kopf trägt", ergänzte Bürger Liwarch die beiden anderen, „denn ungesucht, stolz aufrecht stand das bärtige Haupt auf dem schwungvoll gezeichneten Halse". Mit diesen Worten hatte Vischer in jener wundersamen Dichtung, welche erst allmählich als eine unserer kostbarsten Perlen erkannt wurde, die äussere Erscheinung seines genialen Freundes — denn dieser ist in dem Sänger-Barden Guffrud Kullur verborgen — geschildert. Er hatte hierauf gezeigt, wie seine Poesie auf eine uralte Melodie gesetzt sei, die nur den Älteren in den Gemeinden noch geläufig wäre; er hatte endlich eines jener tief empfundenen Lieder Kellers nicht wortgetreu zwar, aber congenial umgedichtet und weitergesponnen, in seinen Roman aufgenommen. Einige Jahre später pries er ihn, seine prosaischen Schriften charakterisierend, als einen Dichter, bei dem es uns wieder einmal wohl wird und der uns mit dem gesunden Weine des Lebens erquickt. Keller rührt uns, so lauten seine Worte, bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam; seine reiche Phantasie steht auf dem Grunde gesunder Trockenheit; das ihn eigentümlich Unterscheidende ist eine gewisse Herbigkeit und Unerbittlichkeit, womit er uns die Nase auf den Granitgrund der Realität drückt.

Alles dies gilt nun auch von den jetzt vorliegenden ‚Gesammelten Gedichten' Kellers (Berlin, W. Hertz); ja es klingen uns aus ihnen noch gar mancherlei bisher nicht vernommene Töne entgegen. Bereits 1846 hatte der damals Siebenundzwanzigjährige ein Bändchen Gedichte herausgegeben; ihnen waren fünf Jahre später die ‚Neueren Gedichte' gefolgt. Nur weniges ist aus diesen beiden Sammlungen in die neue Ausgabe unverändert hinübergenommen; anderes ist ausgeschieden, noch anderes neu hinzugefügt. Eine streng durchgeführte Vergleichung würde sehr interessante Resultate ergeben, denn abgesehen von der Neuordnung der einzelnen Gedichte hat Keller nicht nur hin und wieder die Überschriften geändert — schade, dass hierbei die „christlichen Griesgrämler" den „Hehlern" gewichen sind — sondern er hat auch dort zusammengefasstes hier getrennt oder umgekehrt, ja seine Änderungen haben sich mit peinlichster Sorgfalt auch auf sehr

viele einzelne Wörter erstreckt. Dass ganze Gedichte vollständig unterdrückt sind, ist tief zu beklagen. Denn wenn auch mehreres, wie das erste der Sonette „Auch an die Ichel“ oder der „Modernste Faust“ dem jetzigen Standpunkte des Dichters nicht mehr entspricht, so verlieren wir damit doch charakteristische Dokumente seiner Entwicklung. Anderes wiederum ist so bedeutend, dass wir nur wünschen können, es werde in die folgenden Auflagen hinübergenommen; ich nenne nur den ‚Pietistenwalzer‘ oder ‚Holzwege‘ oder das Lied auf Freiligrath, vor allen aber die so ergreifenden Lieder, welche die kranke Geliebte des Grünen Heinrichs feiern. Sollte einmal der jetzt vorliegende Band einen bestimmten Umfang nicht überschreiten, so würden wir viel lieber einige der Festlieder preisgeben; auch das Lied an Frau Freiligrath, der ‚Winterabend‘ oder das jetzt allerdings umgegossene Gedicht auf den Kürassier dürften hierher gehören.

Doch rechten wir nicht mit einem, welcher uns sonst so viel des Herrlichen gespendet hat! Kellers Gedichten gegenüber zeigt sich wieder einmal recht deutlich, wie befangen die Anbeter des sogenannten klassischen Altertums sind; als ob die Lyrik der Alten mit der der Neuern überhaupt nur ernsthaft verglichen werden könnte! Will man unserem Schweizer Poeten aber eine Stelle unter den modernen Lyrikern anweisen, so kommen nur die erlauchtesten Namen in Frage: von den jetzt lebenden vielleicht nur Fr. Vischer. Wilhelm Lang hat die Anzeige von Vischers Auch Einer Jean Paul redivivus überschrieben, eben damit ist auch, wie bereits Otto Brahm in seinem ausgezeichneten Essay nachgewiesen hat, der Dichter des Grünen Heinrichs zu charakterisieren; natürlich sind hierbei nicht die Verschiedenheiten der Individualitäten und Zeitalter zu ignorieren.

Auch Keller ist mit einer ungewöhnlich fruchtbaren und mächtigen Phantasie gesegnet; selbst das scheinbar Unbedeutende weiss er sich dienstbar zu machen und Gestalten voll originalen Lebens zu schaffen. Wollt ihr sehen, was ein echter Poet selbst mit den abstraktesten Begriffen anzufangen weiss, so werft nur einen Blick auf den Cyklus ‚Nacht im Zeughaus‘ oder auf die ‚Stein- und Holz-Reden‘ oder endlich auf des ‚Friedens Ende‘. Wie Jean Paul ist auch Keller ein sprachbildender Künstler, der überall „aus dem frischen Holze der Sprache schneidet“ und sich „sein Sprach-Gold selbst prägt“; so manchen volkstümlichen oder seiner engeren Heimat angehörigen Ausdruck hat er zu unserem allgemeinen und bleibenden Besitze gemacht. Sein Humor ist durchaus nicht auf einen einzigen Ton gestimmt; alle Abstufungen vom harmlosen Scherze und geistvollen Witze bis zum Erhabenen, ja Furchtbaren und Grässlichen vereinigen sich zu einer volltönenden Harmonie. Derselbe Dichter, welchem wir den tragikomischen Romanzencyklus von den beiden lustigen Zechern ‚Panard und Galet‘ verdanken, weiss auch den Empfindungen eines Lebendigbegrabenen Worte zu leihen. Doch halten wir uns jetzt, soweit dies hier erspriesslich, an die von Keller selbst gewählte Gruppierung seiner Poesieen!

Zu Jean Pauls grossartigsten Dichtungen gehören seine Naturhymnen; ebenso nimmt auch bei Keller das Buch der Natur nicht zu-

fällig die erste Stelle in unserer Sammlung ein. Die Natur ist in der That Kellers Geliebte, die ihn mit ewiger Treue und Jugend erquickt, und er versenkt sich, dem Orientalen gleich, mit Inbrunst in ihre Tiefen. Zu seinen Lieblingsformen gehören daher auch die Ghaselen, welche ja mit ihrem durchgehenden Reimbande „die stete Wiederkehr zum mystischen Centrum“ symbolisieren. Während nun Jean Paul vorwiegend musikalisch ist, schaut Keller die Natur mit dem Auge des Malers an und klare Zeichnung ist mit leuchtender Farbe vereinigt. Beide aber zeigen sich gemeinschaftlich darin als echte Dichter und zwar als echt lyrische Dichter, dass das Objektive immer nur als das innere Leben des Subjekts erscheint, dass bei all ihrem Realismus alles in subjektive Empfindung getaucht ist. Diese Subjektivität ist so sehr die Grundbedingung aller wahren Lyrik, dass eben das, was Schiller zu einem grösseren Dramatiker als Goethe macht, seiner Lyrik feindselig entgegensteht, und dass wir weder von Jean Paul noch von Keller auch nur ein einziges Drama besitzen. Wie Keller uns immer vom Äusseren aufs Innere führt, wie ihm der einfachste Naturvorgang zum tieferen Symbole wird, wie er immer noch mehr erraten lässt als er wirklich schildert, wie er überall echte Stimmungsbilder spendet, dies alles zeigt fast ein jedes dieser die Sammlung eröffnenden Gedichte.

Wunderbar harmonieren die grandiosen Nachtbilder mit der Melancholie, die ja schon an seiner Wiege gesessen, mit der Todessehnsucht und dem heiligen Weh, das ihn in seinem wilden Hassen und masslosen Lieben durchzuckt. Jetzt fühlt er den Zusammenhang mit dem All und Einen; jetzt wird sein Hochmut wie ein Rohr gebrochen und die dunkle Lust der Demut wird in ihm angefacht. Am Morgen erneut sich auch sein Hoffen und die Morgenwinde, welche der Sonne voranwehen, sind ihm Bürgen, dass die Fechterschar der Freiheit niemals in Nacht und Schlaf vergehen kann. Als aber die Abendsonne in einen Regenschauer hineinscheint, knüpft der Wanderer an den Gedanken, dass nur die Fernstehenden den sich über seinem Haupte wölbenden Regenbogen gewahren, die Hoffnung, dass ebenso auch um seinen Namen erst in der Zukunft des Friedens heller Bogen stehen werde. Und nun die Lieder, welche die einzelnen Jahreszeiten feiern! Welch' sprudelnde Laune lebt nicht in der Frühlingsbotschaft, nach welcher die unverbesserlichen Hypochonder auf die schnöde Rechte, ja Rechte, gejagt werden sollen, allwo Dummheit und Verdammnis wohnen; welch' prächtiges Symbol ist nicht jener Felsblock, der durch den keimenden Trieb zum Wanken gebracht wird! Der Donnerschlag im Mai weckt den Trägen aus seiner thatenlosen Reue, das Gewitter im Hochsommer dagegen ruft in den Schnittern die Sehnsucht nach einer wogenden Freiheitsschlacht hervor. Das erste der Waldlieder ist bis gegen das Ende hin ausschliesslich Natur-Bild, aber auch hier fehlt nicht, in den letzten zwei Zeilen, die Beziehung auf die Menschenwelt, während die Schilderung des Föhrenwaldes sehr bald dem Symbolischen zuneigt. Auch „Nikolai“ endlich, jenes unvergleichliche Stimmungsbild der ‚Vermischten Gedichte‘, kann schon hier angeführt werden.

Grade wie Jean Paul bringt auch Keller dieselbe Liebe, mit welcher

er die Natur umfasst, der Lust und dem Leide des niederen Volkes, des Armen und Verkommenen entgegen. Gar schelmische und neckische Kobolde umflattern im ‚Waldfrevel‘ das liebende Paar am Bache im Walde; wie auch dem Armen der Frühling erblüht, tönt uns aus dem Munde von jung Ivo entgegen. Ein milder Friedenshauch durchweht das Gedicht ‚Am Sarge eines neunzigjährigen Landmannes‘; mit Rührung vernehmen wir die Freude jenes alten, der wettermüden Fichte gleich den letzten Jahresring sich anlegenden Bettlers, geradezu tragisch endlich wirken in dem Gedichte vom Taugenichts, welcher den mit einer Blume heimkehrenden Knaben mit herzloser Rohheit bewillkommnet, die Kontraste.

Dürften schon von diesen Gedichten die meisten einem bestimmten Erlebnis ihren Anlass verdanken, so gilt dies selbstverständlich von den Festliedern, unter denen die Ufenauer Studentenfahrt und der Prolog zum Beethovenjubiläum obenan stehen. Aber auch die Liebeslieder sind alle mit dem Herzblute des Dichters geschrieben und ebenso zeigen die durch ihre frische Unmittelbarkeit entzückenden Trinklieder, dass nicht bloss Melancholie die Begleiterin des Dichters gewesen. Aus dem ‚Ersten Lieben‘ spricht der Poet zu uns, welcher voll sehnsüchtiger Scheu zu seiner Madonna emporblickt, nicht auch der, für welchen die glutäugige Judith in loderndem Feuer entbrannte. Auch hier also erblicken wir eine Parallele zu Jean Paul. Während aber der Dichter des Hesperus ausschliesslich in jener Transcendenz befangen ist, welche immer nur auf Kirchhöfen und im Jenseits ihre Heimat sieht, ist Kellers Liebe bei all ihrer Zartheit doch von jenem gesunden Realismus durchtränkt, welcher sich schon hier auf Erden den Himmel bereitet. Zu den charakteristischsten Gedichten dieses Teiles gehört „Scheiden und Meiden“, welches den Grünen Heinrich, wie er leibt und lebt in jenem wunderlichen Gemisch von Zartheit und Herbigkeit, Liebe und Trotz und scheinbarer Herzlosigkeit vor uns hinstellt; sollte aber nicht auch ‚Am Ufer des Stromes‘, welches uns später begegnet, in diesen Kreis zu ziehen und auf das Verweilen im Grafenschlosse zu deuten sein? Einen noch energischeren Realismus endlich verraten die übrigen Liebeslieder; sie sind auch mehr objektiv und weniger Gelegenheitsgedichte. Für die vollendetsten halten wir die übermütigen und farbenprächtigen Ghaselen, welche die ‚Trinklaube‘ eröffnen, sowie die ‚Alten Weisen‘, in welchen Keller den naiven Volkston so glücklich getroffen hat, dass nicht wenige sehr bald ihren Komponisten finden und in unsere Liederbücher übergehen werden.

Eben dieser Realismus nun durchleuchtet auch sonst die Sammlung mit seinen Strahlen, ja er wappnet schliesslich denselben Dichter, welcher Natur und Liebe so zart besungen, mit Lanze und Schwert und lässt ihn — auch hier also Jean Paul redivivus — als scharfen Polemiker und Satiriker ins Feld ziehen.

Keller nennt sich einmal eine stumme Pfeife im Orgelchore, einen Schlemihl, der träumend Raum und Zeit verlor. Hiermit ist allerdings die Tragik des Grünen Heinrichs treffend bezeichnet. Wer aber Lieder dichtet wie ‚Fahrende Schüler‘ und ‚Grillen‘ — auch der ‚Schön-

geist' und ,An Justinus Kerner' sind hier zu nennen — wem die Worte

Es bricht kein Herz so arm und klein
Es muss dem Tod gewachsen sein

aus der Seele gesprochen sind, der trägt, um mit Vischer zu reden, ein standhaftes Mannesherz, die thränenbezwingende gesundkühle Klarheit des Denkens in seiner Brust. So feiert denn Keller in einem seiner schönsten Sonette den jugendlichen Sänger der Gedichte eines Lebendigen, so ruft er am Vorabende der Revolution den Goethepedanten, deren Losung immer nur Anmut und Ordnung ist, zu, dass Goethe ein Kleinod sei, welches im Kriege zu bergen und erst nach errungenem Siege das Land durchleuchten könne. Das Volk soll sich über seine nationalen Schranken zur wahren geistigen Freiheit emporarbeiten; wer da glaubt, immer nur gegen äussere Feinde sich rüsten zu müssen, gleicht jenem närrischen Tropf

Der, als die Laus ihn biss in seinem Schopf,
Sich gegen solche Plackerei zu wehren,
Mit Ingrimm kratzte auf des Nachbars Kopf.

Voll Feuereifer richtet er seine Pfeile vor allem gegen jenes Pfaffentum, welches mit seinen Sophismen und seiner Verblendung als der Urfeind aller wahren Freiheit den Hass eines jeden Braven wachruft. Wie drastisch wirkt nicht die Mönchspredigt, wonach ein feister Zelot, der Gott nur als den erbarmungslos Strafenden zu schildern weiss, mitten in seinem Zetern vom Schlage getroffen umsinkt; wie prächtig stellt nicht die ,Wochenpredigt' das arbeitsame, geruhig dahin lebende Volk seinem Pfaffen gegenüber, welcher die unendliche Fortdauer nach dem Tode zwar als das herrlichste Ziel hinstellt, die wenigen Stunden aber, die ihn noch von einem leckeren Schmause trennen, nicht auszunützen weiss!

Erwähnen wir zuletzt noch, dass der Dichter, von allem andern abgesehen, schon durch die vier Strophen, welche ,Sonnenwende und Entsagen' einleiten, in die Gemeinschaft unserer edelsten, freien Geister getreten ist, so könnten wir, wenn des Berichterstatters einzige Aufgabe wäre, von dem, was ihn mit Bewunderung erfüllt, Rechenschaft abzulegen, uns von dem Leser verabschieden. Doch wie ein Gemälde ohne Schatten undenkbar, so wird es auch unserer Bewunderung nicht widerstreiten, wenn wir am Schluss auf das hinweisen, worin wir die Schranke von Kellers Individualität zu erkennen glauben.

Kurz nach dem Erscheinen der ersten Gedichtsammlung, welche unter Follens Auspicien, der damals gegen Arnold Ruge aufgetreten war, erschienen, hatte Ruge ausser anderem zwar die melodischen Verse und die wahre Naturempfindung des Dichters gerühmt, schliesslich aber doch mit ihm gehadert, dass er die letzte Staffel auf dem Wege zur Freiheit nicht erreicht und die Mysterien des deutschen Geistes nicht ohne jeglichen Schleier erschaut habe. Damit stimmt nun allerdings der Grüne Heinrich insofern, als Keller im Grunde doch mit mehr Wehmut als freudiger Begeisterung berichtet, wie er im

Grafenschlosse die Werke jenes grossen ‚Gottesfreundes' studiert habe, welcher gleich einem Zaubervogel im einsamen Busch sitze und uns den Gott aus der Brust hinwegsinge. Aber auch die jetzt vorliegende Gedichtsammlung enthält, ich erinnere nur an den ‚Nachtfalter', noch allzu viele Spuren davon, dass Keller die höchste Höhe nicht wirklich erreicht hat. Hiezu kommt noch ein zweites: der von uns bis jetzt absichtlich nicht erwähnte Schluss der Sammlung: der bereits in den fünfziger Jahren gedichtete ‚Apotheker von Chamounix'. Nach der einen Seite hin gehören diese Romanzen zum Genialsten, was nicht bloss Keller, sondern der deutsche Humor überhaupt hervorgebracht hat. Staunenerregend ist die Phantasie, welche hier die wundersamsten Gebilde geschaffen; niemals sind die Verse so hell und rein und melodisch den Lippen des Sängers entströmt. Und doch hat mich, wenn ich offen sein soll, Kellers Auffassung von Heines Wirksamkeit und Persönlichkeit sowie der Spott, welcher über den todtkranken und sterbenden Dichter ausgegossen wird, peinlichst berührt. Die S. 491 gegebene Motivierung harmoniert doch gar zu wenig mit all den Einzelheiten; denken wir vollends an den jetzt unterdrückten ‚Modernster Faust', unter welchem ohne Zweifel Heine zu verstehen ist, so macht jene Motivierung weit eher den Eindruck eines späteren, dem Geiste des Ganzen widerstrebenden Zusatzes. Keller dürfte durch zweierlei zu diesem Cyklus veranlasst sein. Einmal musste überhaupt denjenigen, welcher die Schlusswandelung des Grünen Heinrichs mit halbem Skepticismus begleitete, eine Dichtung nur wenig sympathisch sein, welche von vornherein in den gleichen Bahnen, wie jener Philosoph, wandelte. Dann aber, und dies ist die Hauptsache, sind die Individualitäten Gottfried Kellers und Heinrich Heines viel zu sehr verschieden, als dass eine der andern gerecht werden könnte; auch Heine würde Keller verkannt haben. Und so mögen uns denn auch diese beiden Genien als zwei Männer gelten

Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.

Felix Dahn, Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1883. ℳ 8.

Besprochen von Wilhelm Brandes.

Ausonius von Burdigala, einer der namhaftesten Dichter und Rhetoren seiner Zeit, begleitete im Jahre 368 den Kaiser Valentinian als Erzieher des Thronerben in den Alamannenkrieg. Im Verlaufe desselben erhielt der sechzigjährige Schulmann, vermutlich vom Kaiser selbst, der ein Freund von drastischen Scherzen war, eine hübsche Alamannin aus der Beute. Er hat nach berühmten Mustern die blonde blauäugige Bissula in zierlichen, aus den Resten zu schliessen humoristisch gefärbten Versen als die Gebieterin ihres Herrn besungen und diese Verse nach Jahren seinem Freunde Axius Paulus mit einer launigen Widmung über-

sandt. Das ist alles, was die Geschichte über die Titelheldin von F. Dahns neuester Romandichtung, der zweiten in der Reihe der „kleinen Romane aus der Völkerwanderung", zu erzählen weiss. Wenig fürwahr — aber gerade dieses Wenige lockt zur Ergänzung, und diese Ergänzung wird von selbst ein Roman. Ein naives Barbarenkind und ein greiser Kunstdichter lateinischer Zunge, die stille Schwarzwaldhütte und die üppige Villenstadt an der Garonne, alamannische Ursprünglichkeit und römisches Raffinement — welche fruchtbaren Kontraste, welche Fülle von Kombinationen boten sich hier einer dichterischen Phantasie! Bei der Vorliebe, die seit Jahren für Stoffe aus der unserer Zeit nur allzu nahe verwandten Epoche des sinkenden Kaiserreichs geherrscht hat, ist es daher fast wunderbar zu nennen, dass wir erst jetzt einer Bissula als Romanheldin begegnen, zumal sie seit Bacmeisters anmutigem Aufsatze (‚Alemann. Wanderungen', I, S. 76 ff.) und seit Meister Scheffel ihrer im ‚Ekkehard' gedacht, nicht mehr allzutief in philologischer Gefangenschaft lag. Für den, der weiter spürte, konnte das Thema dadurch nur verlockender werden, dass die übrigen Dichtungen des Ausonius dem Schilderer seiner Zeit eine grosse Menge individueller Züge zur Darstellung seiner Lebenskreise, namentlich auch eine Reihe zum Teil scharf umrissener Porträts der Gesellschaft von Burdigala unmittelbar zur Verwendung darboten.

Dahn hat von dieser schwierigeren zugleich und dankbareren Aufgabe, uns die gefangene Germanin auf dem buntbewegten Grunde der gallo-römischen Provinzialstadt zu zeichnen, abgesehen. Er macht das römische Lager und die alamannischen Hinterwälder zum alleinigen Schauplatze seiner Dichtung. Kaiserliche Söldner und Beamte auf der einen, germanischer Landsturm auf der anderen Seite sind neben Bissula die Träger einer Handlung, die sich in so kurzer Zeit und auf so enger Bühne abspielt, dass schon darum die Bezeichnung der Geschichte als „Roman" nicht vollberechtigt erscheint. Die Ereignisse sind in das Jahr 378 verlegt, und nicht der historische Siegeszug Gratians, sondern ein freierfundener Einfall weniger tausend Römer in den Linzgau mit unglücklichem Ausgange giebt den Rahmen für Bissulas Schicksale ab. Ausonius, dessen Alter auf zweiundfünfzig Jahre herabgesetzt ist, damals Praefectus praetorio von Gallien, also einer der ersten Beamten des Weltreiches, begleitet das Streifkorps einzig zu dem Zwecke, Bissula, die er fünf Jahre zuvor während eines amtlichen Aufenthalts in Arbon als reizendes Kind kennen gelernt hat, vorkommenden Falls vor römischer Misshandlung zu schützen. In der That fällt Bissula als einzige Gefangene in die Hände der „Walen". Ihr Aufenthalt im römischen Lager, während dessen sie unter anderem den verliebten Dichter vor dem Giftbecher seines nichtswürdigen Neffen rettet, die Erstürmung des Lagers durch das alamannische Volksheer, Bissulas Abschied von Ausonius und ihre Vereinigung mit dem längstgeliebten Adalo, dem „Mars der Alamannen" — das ist es im Wesentlichen, was der Erzähler uns auf 568 allerdings sehr splendid gedruckten Seiten mitteilt.

Abgesehen von der in mehr als einer Beziehung sehr anfechtbaren

Vorgeschichte muss man die Erfindung dieser Grundzüge zwar als eine überaus einfache, aber auch als eine den Zwecken des Dichters angemessene bezeichnen. Anders steht es mit dem Detail. Hier ist der unerschöpfliche Fabulant des ‚Kampfs um Rom' nicht wieder zu erkennen. Die meisten Motive sind entweder schon stark verbraucht oder, wenn neu, so unglaublich als möglich. Zu den ersteren rechne ich namentlich die pseudo-naive Zurückweisung der Werbung Adalos, die stark ins Dorfgeschichtliche sieht, und die ungemein plumpe Vergiftungsgeschichte, zu den letzteren die seltsame Art, wie Dahn einen Plan des römischen Lagers mit genauen Maass- und Zahlangaben anfertigen und in die Hände des märchenhaften Recken Hariowald gelangen lässt, sowie gegen Ende der Geschichte das Eingreifen der Bärin Bruna, die vermutlich in direkter Linie von der römerfressenden Freundin der Kleistschen Thusnelda abstammt.

Nicht viel glücklicher scheint mir die Charakteristik der handelnden Personen, wenigstens auf germanischer Seite. Dahns untadelige Helden werden immer abstrakter, wesenloser, ossianischer, namentlich da, wo er nicht bloss das Riesenmaass der Leiber, sondern auch das der Geister hoch über Menschliches hinausragen lässt. In Hariowald, dem greisen Bundesfeldherrn der Alamannen, verkörpert sich des Dichters Wodanschwärmerei, die mit einer wunderlichen Abschätzung des Christentums verquickt, bereits in früheren Romanen — ich erinnere nur an „Sind Götter?" und „Odhins Trost" — oft verletzend in ihrer Absichtlichkeit zu Tage trat. In unserer Dichtung verführt sie Dahn sogar gelegentlich zu Äusserungen, welche die Zeitgeschichte fälschen: er lässt den Alten in demselben Jahre, das den strenggläubigen Gratian einen fast beispiellosen Sieg über die Alamannen davontragen sah, behaupten, seit die Römer den „Geschorenen" folgten, sei der Sieg von ihren Fahnen gewichen. Im Übrigen verleihen die geheimnisvollen Beziehungen Hariowalds zu „Ihm", zu Wodan, unläugbar dem Einiger des Alamannenvolkes etwas überirdisch Erhabenes, aber weniger wäre hier mehr gewesen — da, wo er als Popanz in der Maske des Gottes die Bataver aus dem Lagergraben jagt mit dem Rufe: „Wodan, Wodan hat euch alle!" ist, fürchte ich, für nicht ganz naive Leser schon der Schritt zum Lächerlichen gethan. Adalo, der blonde Heldenjüngling, ist eben der blonde Heldenjüngling; zudem hat ihm der Dichter gleich am Anfange das Signalement eines „edlen, langgezogenen Gesichtes" mitgegeben und damit eine bedenkliche Vorstellung erweckt, die man im ganzen Buche nicht wieder los wird. Unter den übrigen Germanen tritt nur Ebarbold als Vertreter der partikularistischen Richtung der Nation in den Vordergrund. Von diesem stark betonten Zuge abgesehen hat jedoch auch er nichts Eigenes, was ihn aus der Menge sonderlich hervorhöbe.

Mitten zwischen diesen Typen steht als einziges wahrhaftes Individuum ihres Stammes Bissula. Da auf sie alles gehäuft ist, was sich irgend an charakteristischen Zügen einer eigenwilligen Mädchennatur finden liess, so ist sie in dieser Umgebung doppelt unwahrscheinlich geworden. Dasselbe Kind, das mit zwölf Jahren an den akademischen

Naturschilderungen des lateinischen Kunstdichters Geschmack fand und unter Thränen beteuerte, sie würde in der Fremde „elend verschmachten“ müssen, „der Waldblume gleich, welche man aus ihrem Moorgrund in trocknen Sand verpflanzte“, beisst gelegentlich im „Heisszorn“ „fauchend wie eine Fischotter“ ihren Lebensretter Adalo in den Finger, stösst denselben als Achtzehnjährige zum Dank für seine Werbung mit beiden Händen vor die Brust, ja sie möchte den Verhassten mit einem Felsblocke zerschmettern, sässe der letztere nicht zu fest im Boden. Als die Anstrengung ihr nur blutende Finger einträgt, bricht sie ohnmächtig zusammen. Um das Bild des taufrischen Naturkindes zu vollenden, wird Bissula uns wiederholt sogar als Gefangene im römischen Lager vorgeführt, wie sie hoch in die Baumwipfel geklettert ist, um „einsam zu träumen“. Fast noch seltsamer und widerspruchsvoller als der Charakter des „Geschöpfleins“ ist seine äussere Erscheinung. Dahn hat vier Seiten daran gewandt, uns das liebliche Wesen, das „weniger einer Menschenmaid als einer Lichtelbin“ glich, recht plastisch vor die Augen zu stellen: da haben wir zuerst dunkelrot dräuende, auffallend starke, in der Mitte beinahe zusammenstossende, sehr edel geschwungene Brauen, später ein „reizend schnupperndes neugieriges Näslein“, das „ein klein wenig zu kurz ..... an der Spitze jäh nach unten abfiel“ dann einen etwas lang geratenen Raum zwischen besagtem Näslein und dem „obzwar so kleinen, doch sehr üppigen Munde“, schliesslich zum Grübchen im Kinn auch noch einen „ganz leisen Ansatz zu einem Doppelkinn“, das Ganze umspielt und umflutet von „lichthell-roten“ Löckchen und einer purpurnen Mähne. Das ist Bissula, das Buschnymphlein, wie sie der Dichter, die rote Haideblume, wie sie sich selbst nennt, das „wilde rote Waldröslein vom Seebühl, in unseres Volkes Eichkranz die rote Blume“, wie sie der reisige Hariowald mit einem Anfluge von sehr neudeutscher Geziertheit bezeichnet. Sicherlich kann es anmutige Gestalten geben, bei denen alle jene Angaben zusammentreffen, aber nimmermehr kann sich die Phantasie aus den gegebenen Einzelheiten etwas anderes zusammensetzen als eine Karrikatur. Die Phantasie des Lesers steigert und vergröbert eben unwillkürlich jeden individuellen Gesichtszug, zumal sie von den vermittelnden allgemeinen Zügen, die dem Autor noch vorschwebten, nichts sieht, daher denn auch die Meister des Romans durchweg auf die körperliche Detailschilderung ihrer Heldinnen verzichtet haben. Was hier den Eindruck der ganzen Schilderung noch misslicher macht, ist ein gewisser süsslicher, bald scherzender, bald schwärmender Ton, der weit entfernt den Leser mit fortzureissen, denselben vielmehr, wenn er anders gewöhnt ist beim Lesen auch zu denken, nur zum Widerspruche reizt.

Ungleich besser als Bissula ist die zweite Hauptgestalt des Romans gelungen, ihr Verehrer, der gute Ausonius, gerade in seinen Schwächen eine liebenswürdige Natur. Es ist dem Erzähler geglückt, das Widrige, das neben dem Komischen sich so leicht der Greisenliebe anhängt, von seinem Helden fern zu halten, ja ihn schliesslich mit einem elegischen Hauche zu umgeben, der uns hier lebhafter mit ihm empfinden lässt, als

wir während der ganzen Geschichte mit irgend einer Person empfunden haben. Nur seine dichterische Eitelkeit ist noch ein wenig übertrieben, zum mindesten hätte der echte Ausonius nie über seinen älteren „Kollegen“ Horaz ein so abschätziges Urteil abgegeben, wie Dahn es ihn S. 103 aussprechen lässt. Nebenher mutet es seltsam an, wenn der Verfasser, selbst gelehrter Professor und allbeliebter Modepoet, die gleiche Doppelthätigkeit bei seinem Helden wiederholentlich gar so spöttisch hervorhebt. Auch die Charakteristik der Dichtungsweise jener Zeit ist nicht ganz gerecht: so „peinvoll“, wie Dahn es schildert, arbeitete denn doch auch jene Reminiscenzenpoesie nicht. Sie ging freilich keine eigenen titanischen Bahnen, wie die Dichtung unserer Tagesgrössen, aber sie fand und erfand doch auch neue Stoffe, selbst neue Genre. Und sind wir Modernen denn in der That so ganz unabhängig, so ganz „neu“ in unseren „erheblichen Gedanken?“ Könnte nicht dereinst ein kluger Mann beispielsweise die Nase seiner Bissula aus der Nase der Hadwig, Rignomers Abschied aus Romeias Begegnung mit Praxedis herleiten oder Zercho einen unnatürlich idealisierten Cappan nennen? Zugegeben übrigens, dass Dahns Charakteristik auf einen Teil der Versspielereien des Ausonius passt — die graziösen und von Dahn hübsch übersetzten Bissulagedichte werden den Leser angenehm enttäuschen — auf manche andere Dichter jener Zeit, ich nenne vor allen Claudian, passt sie ganz und gar nicht. Doch zurück zu den Gestalten unseres Romans. Eine tüchtige Figur mittlerer Grösse aus dem Holze der illyrischen Soldatenkaiser geschnitzt ist der Tribun Saturninus, nur gar zu tugendlich und in seinem ebenso gesunden als groben Urteil über gelehrte Poesie seiner Zeit um vierzehn Jahrhunderte voraus. Dagegen kann ich in dem Neffen Herculanus, den Dahn mit einer kühnen Metamorphose aus dem liebenswürdigen, wenn auch allzu leichtlebigen Lehrstuhlaspiranten von Bordeaux, als welcher er bei Ausonius erscheint, in einen giftmischenden Heimtücker und Offizier der Panzerreiter verwandelt hat, nur ein widerwärtiges Zerrbild erblicken, das in seiner absoluten Scheusslichkeit besser in den Rahmen eines Lieferungsromans gepasst hätte. Dahin verweist ihn namentlich die Scene im ersten Buche, wo er im Begriff Bissula zu ermorden, sie zuvor noch lüstern zu küssen sucht, dahin sein Drohwort gegen Adalo.

Unter den Situationsschilderungen verdient das erste Gastmahl bei Ausonius wegen seines guten Humors und die Erstürmung des Lagers wegen ihrer ungemeinen Lebendigkeit und Anschaulichkeit alle Anerkennung. Während die Zweckmässigkeit der römischen Operationen selbst dem Fachmanne schwerlich klar wird, versteht auch der Laie und zwar ohne Benutzung des beigegebenen Lagerplans unmittelbar die germanische Taktik und ihre Erfolge. Das Heerding erinnert nicht zu seinem Vortheile an eins der grossen Finale im ‚Kampf um Rom‘, an die Königswahl zu Regeta. Die Schlussrede des Herzogs hätte der beste Schüler des Ausonius nicht kunstgerechter entwerfen und ausführen können.

Noch bliebe ein Wort zu sagen über die Form der Darstellung. Dahns sprachliches Material ist das aus seinen früheren Schöpfungen

wohlbekannte, nur im Ganzen weniger archaistisch gefärbt, als in den nordischen Romanen*). Der Stil ist ungleich, in den Eingängen der einzelnen Abschnitte, in ruhiger Schilderung oft vortrefflich abgerundet, dann wieder, namentlich bei lebhafter Erzählung seitenweise alles eher, als der Stil eines Künstlers. Welche Nichtachtung der deutschen Modalitätsgesetze z. B. in folgender Periode: „Kein Wunder, wenn auch der Illyrier, in voller Manneskraft strotzend, für das schöne Geschöpf, das in seine Hand gefallen, erglüht wäre, dass (!) er ohne gerade Böses zu planen, sie in seiner Macht behalten wollte, bis sich, in Güte oder Gehorsam, die Gefangene ihrem Herrn fügen werde" (S. 192)! Auch die so oft beklagte Gedankenstrichmarotte mit ihren schlimmen Konsequenzen schädigt nach wie vor den reinen Genuss Dahnscher Dichtung. Sie löst die Einheit der Sätze in gestammelte Brocken auf („Bleibe nur Kleine: — jetzt ist's — von mir aus — mit dem Ärgsten vorbei", S. 416), sie giebt ganz unanstössigen Gedanken einen störenden pikanten Beigeschmack („Sie ward dafür zu — reif. Und ich — ich bin noch dafür zu — jung, sie nur als Tochter zu betrachten", S. 212), sie führt gelegentlich zum Unsinn oder dient, ihn zu verschleiern („Nicht des Ausonius Gefangene war Bissula geworden — und geblieben", S. 190). Befremdlich und bedauerlich zugleich, dass solche und ähnliche Stilverwilderung selbst in beabsichtigten Glanzstellen, wie namentlich in der Personalbeschreibung der Heldin, nicht vermieden ist, vielmehr gerade hier in auffallender Weise hervortritt.

Ich komme zum Schlusse. Den meisterlichen Forscher und Schilderer deutscher Vergangenheit, den Sänger so mancher herrlichen Ballade, auch den Dichter des ‚Kampfs um Rom' in Ehren — aber diese seine neueste Schöpfung ist alles in allem genommen nicht dazu angethan, seinem Schriftstellernamen einen neuen Ruhmestitel beizufügen. Sie hat Schönheiten — gewiss, aber diese treten zurück vor überwiegenden Schwächen. Ein Mann, wie Dahn, kann und darf sich nicht täuschen lassen durch den augenblicklichen buchhändlerischen Erfolg, den vorübergehenden Beifall einer urteilslosen Lesermasse, auch nicht durch das Lob litterarischer Freunde. Er muss wissen, dass, zumal in unserer Zeit, von Büchern gilt, was von Menschen, dass nämlich Wunderkinder selten zu Jahren kommen: fünf Auflagen und mehr in Monatsfrist sind ein Wachstum in der Jugend, das durchweg mit dem Mannesalter bezahlt wird. Wen aber kann es frommen und freuen, Eintagswesen in die Welt zu setzen? Ihm müsste denn die Industrie

*) Es sei mir gestattet, nur an dieser Stelle noch ein paar philologische Fragezeichen zu setzen, das erste zu dem „Decius" Ausonius (S. 72), wofür man seit rund dreihundert Jahren das richtige Decimus wieder eingesetzt hat, das zweite zu der Rarität „vir illuster" (S. 117), das dritte endlich zu der Briefüberschrift „Seinem Paulus wünscht Ausonius Heil" (S. 198). Die Wortstellung soll offenbar dem Lateinischen nachgebildet sein, allein Ausonius stellt nach dem Brauche seiner Zeit den eignen Namen stets voran. Wozu übrigens überhaupt in der äusseren Form so peinlich nach dem Scheine der Echtheit streben, wo Gedanke und Ausführung so durch und durch modern sind, wie bei diesem Brief-Tagebuch?

und ihre klingenden Früchte über die Kunst gehen, und das werden wir nimmer glauben können von einem Manne, dessen adliger Sinn denn doch trotz alledem auch in diesem Buche uns fast von jeder Seite entgegenleuchtet.

Zuschriften an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Zu der Notiz des Herrn Prof. Dr. Elze auf S. 118 f. möchte ich, um auch meinerseits „allfälligen irrthümlichen Auffassungen vorzubeugen“, bemerken, dass Elze mich nach der Lektüre meines Buches mit einem Briefe beehrte und auf seinen Aufsatz über Lessing und Farquhar hinwies. Ich antwortete dankend, dass mir dieser Aufsatz keineswegs entgangen sei und dass ich meine Kenntnis desselben den Fachgenossen durch eine Fussnote über Elzes neuerdings sattsam besprochene Konjektur ‚Prêt-au-vol‘ angedeutet hätte. Übrigens gehöre er zu den Forschern, von welchen die Vorrede sage, sie würden einen stillen Dank hier und da zwischen den Zeilen lesen. Habe ich doch z. B. Scherers Jubiläumsaufsatz mannichfach benutzt und im Text nur einmal citiert. Dagegen citiere ich Lichtenstein bei der ‚Minna‘ ausdrücklich, weil sein kleinerer Nachweis über Sterne ein privater, Elzes wichtiger ein in Fachkreisen bekannter ist. Übrigens ist Elzes Aufsatz nicht in dem Sinne meine Quelle, dass ich eigene Lektüre Farquhars und den Versuch über den Anreger hinauszukommen unterlassen hätte. Ich habe auch nicht die Absicht, „die Angabe meiner Quelle im zweiten Teile meines Werkes nachzutragen“, wie um ein schuldiges oder unschuldiges Versäumnis wieder gut zu machen, sondern an gehöriger Stelle der in meiner Vorrede versprochenen Litteraturübersicht den Aufsatz mit einer seinen Inhalt und sein Verdienst knapp charakterisierenden Bemerkung zu verzeichnen. Das verstand sich von selbst.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Erich Schmidt.

Wien, 8. II. 84.

Geehrter Herr!

In Heft II, S. 115 Ihrer ‚Akademischen Blätter‘ nimmt Herr Dr. G. Wendt die Priorität der Konjektur Pret-au-Vol für sich in Anspruch, da er dieselbe „bereits 1868 in der Einleitung zu dem Stück, das damals in der Groteschen Buchhandlung erschien, aufgestellt“ habe. Ich bedauere entgegnen zu müssen, dass diese Angabe insofern auf einem Irrtum beruht, als die von Herrn Dr. Wendt eingeleitete Grotesche Ausgabe der Minna, die ich, um das beiläufig zu bemerken, erst jetzt kennen gelernt habe, nicht 1868, sondern im Herbst 1869 erschienen ist; sie trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1869 und ist im ‚Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel‘ im amtlichen Verzeichnis der erschienenen Neuigkeiten vom 7. September 1869 unter Nummer 8378 eingetragen. Diese Eintragung gilt bekanntlich als das offizielle Datum des Erscheinens, und Herrn Dr. Wendts Ausgabe ist mithin volle zwei Monate später erschienen als mein Aufsatz vom 4. Juli 1869. Wann Herrn Dr. Wendts Einleitung geschrieben ist, entzieht sich selbstverständlich meiner Kenntnis, hat aber auch geringe Bedeutung für mich; das Datum der Veröffentlichung

ist ohne Frage das entscheidende Moment, und danach dürfte die Zeitfrage endgültig zu meinen Gunsten entschieden sein. Die Konjektur ist merkwürdig genug nunmehr viermal selbständig gemacht worden; zuerst von mir (veröffentlicht 4. Juli 1869), sodann von Herrn Dr. Wendt (veröffentlicht 7. Sept. 1869), drittens von einem Ungenannten (in der ‚Gegenwart' vom 27. Okt. 1883) und zuletzt von W. Buchner (in dieser Zeitschrift, Januar 1884). In dieser Thatsache darf man sicherlich eine Gewähr für ihre Richtigkeit erblicken, wenngleich es namentlich für conservative Herausgeber immerhin fraglich erscheinen mag, ob man sie gegen die unzweideutige Schreibung der Handschrift in den Text aufnehmen soll. Ganz ohne Vorgang würde ein solches Verfahren keineswegs sein. Es ist nachgewiesen, dass sich Schiller öfters verschrieben und Druckfehler übersehen hat; vergl. Joachim Meyer, Beiträge zur Feststellung u. s. w. des Schillerschen Textes S. 40 flg. und Neue Beiträge u. s. w. S. 12 flg. Im ‚Clavigo' findet (oder fand) sich gegen Ende des vierten Aktes eine offenbare Verwirrung in der Personenbezeichnung, die M. Bernays (Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes, S. 56 flg.) richtig gestellt hat. „Unstreitig", sagt er von seiner Emendation, „ist hiermit das Ächte und Ursprüngliche hergestellt, das schon so früh, vielleicht schon gar im Manuskripte des Dichters, getrübt worden. Goethe musste so schreiben wollen, wenn er auch etwa aus Versehn nicht so geschrieben hat". Ein ähnlicher Fall, bei dem man allerdings ebensowenig wie beim ‚Clavigo' auf die Handschrift zurückzugehn vermag, findet sich in William Cowpers Dichtung ‚The Task' I. 58, wo es heisst:

No want of timber then was felt or feared
In Albions happy isle. The lumber stood
Ponderous, and fixed by its own massy weight.

Statt lumber haben sämtliche bei Lebzeiten des Dichters erschienenen Ausgaben das hier völlig sinnlose Umber, so dass also Cowper, wenn er selbst die Korrektur gelesen hat, diesen Druckfehler übersehen haben muss. „The correction" sagt die Globe Edition von Cowpers ‚Poetical Works' p. 521, „was never made until 1803". Seitdem lesen sämtliche Ausgaben, soweit sie mir bekannt sind, lumber und zwar mit allem Recht, da nur dies einen Sinn giebt und zweifellos das vom Dichter beabsichtigte Wort ist. Mit Lessings Pret-au-Vol wird es sich schliesslich nicht anders verhalten, und ich zweifle nicht, dass man Bernays Wort darauf wird anwenden dürfen: „Lessing musste so schreiben wollen".

In hochachtungsvoller Ergebenheit

K. Elze.

Halle, 16. Febr. 1884.

Die Konjektur von Buchner-Bielschowsky zu ‚Nathan der Weise' II, 5 (S. 35 f., 115 f. und 169 dieser Zeitschr.) hat sich eines sehr grossen Beifalls zu erfreuen gehabt. Aber es soll nicht verschwiegen werden, dass einzelne Forscher, wie Heinrich Düntzer, an der ursprünglichen Lesart festhalten. In demselben Sinne spricht sich Herr Schulrat Dr. Gustav Krüger in Dessau aus, welcher uns u. a. schreibt:

Den „grossen Mann, der überall viel Boden braucht", werden Sie mir nicht rauben! Ich halte sowohl „Baum" wie „Stamm" für verfehlt, respective für ungeniessbar, da der treffliche hohe Gedanke dieses und der nächsten Verse hierdurch zu einer Trivialität herabgedrückt wird. Ausserdem cf. „überall" (d. h. in allen Lebensverhältnissen) und ferner den Gegensatz: „Mittelgut wie wir — hingegen —". Daher, denke ich, lassen wir dem grossen Lessing den „grossen Mann".

Freundlichen Gruss!
Krüger.

Dessau, 16. 2. 1884.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. Januar bis 1. Februar 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Avenarius, Ferd., Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen, herausgegeben aus den Quellen. 2. verbesserte und sehr vermehrte Aufl. Dresden, Ehlermann. geb. ℳ 7,50.

Bauch, Gustav, Johannes Rhagius Aesticampianus in Krakau, seine erste Reise nach Italien und sein Aufenthalt in Mainz. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 321—70.

Behaghel, Otto, Zu Hauffs ‚Memoiren des Satans'. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 480—81.

—, Zu Vossens Luise. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 480.

Bothe, L., Die theatralischen Aufführungen der Stiftsschüler zu Zeitz im 16., 17. und 18. Jahrh. Neue Mitth. a. d. Gebiet hist. antiqu. Forschungen, herausg. von J. Opel. 16. Bd.

Brief, ein ungedruckter, Lessings. Mitgeteilt von C. Meinert. ‚Gegenwart' 1884 (1), 6—7.

Briefe von Caroline Herder an Jean Paul. Mitgeteilt von Paul Nerrlich. ‚Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (1, 2 und 3).

Burkhardt, C. A. H., Zur Geschichte der Theaterleitung Goethes. ‚Grenzboten' 1884 (2), 68—77.

Dichtungen, neue, von Richard Voss. ‚Grenzboten' 1884 (3), 141—45.

Dietze, R., Eichendorffs Ansicht über romantische Poesie im Zusammenhange mit der Doktrin der romantischen Schule aus den Quellen dargelegt. 8. Leipzig 1884. ℳ 1,50.

Eckstein, Ernst, Meine Begegnung mit der Mouche (Camille Selden). ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (1), 9—11.

Fischer, Hermann, Zu Goethes Briefen an Frau v. Stein und zu Archiv XII 159. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 479.

Franzos, Karl Emil, Zur Frage der Heineschen Memoiren. ‚Gegenwart' 1884 (2), 21—25.

Freybe, A., Luther in Sprache und Poesie. ‚Allg. conservat. Monatsschrift', 1884, Januar und Februar.

Freytag, Gustav, Doktor Luther. Eine Schilderung. 3. Aufl. Leipzig, Hirzel.

Gedicht, ein altes, über den Lebenslauf unseres grossen Reformators, Dr. M. Luthers. Jubiläumsausgabe des ‚Schmalkalder Kreisblattes' zur 400jähr. Geburtstagsfeier Dr. M. Luthers. Darin ferner: zwei Predigten Luthers, in Schmalkalden gehalten.

Geiger, Ludwig, Zu Schiller. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 449—54.

Goedeke, Karl, Ein Gedicht Goethes vervollständigt. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 478.

Gottschall, Rudolf v., Lustspiel oder Schwank. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (3), 33—34.

Hein, Robert, Nachträge zu Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 371—403.

Heine, Heinr., und das Magazin. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (1) 11—12.
Heraeus, W., Zur Floia. ‚Germania‘, 29. Bd., 134—136.
Ich komme, ich weiss nicht von wo. ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 474.
Kalischer, S., Goethe als Naturforscher und Herr Du Bois Reymond als sein Kritiker. Ang. v. W. v. Biedermann. ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 471—73.
Keller, Jakob, Nochmals zu ‚Goethes Italienischer Reise‘. ‚Achiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 479—80.
Kern, Franz, Goethes Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas. Berlin, Nicolai. ℳ 3.
Knapp, J., Luther der Kirchenliederdichter. Vortrag. Stuttgart, Buchhandlung d. Evang. Gesellschaft. ℳ 0,20.
Kohut, A., Friedrich Spielhagen. ‚Aus allen Zeiten und Landen‘ 1884 (4), 360—71.
Lambel, H., Grillparzers ‚Ahnfrau‘ und Calderons ‚Andacht zum Kreuze‘. ‚Presse‘ (Wien) 1884 (16), 1—3.
Levy, Siegm., Zu Heines Schöpfungsliedern. ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 482—83.
—, Zu Uhlands Klein Roland. ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 481 - 82.
Lorm, Hieronymus, P. K. Rosegger. ‚Westermanns Monatshefte‘ 1884 (329), 580—93.
Luther, Lied von der heiligen christlichen Kirchen. ‚Allg. ev. luth. Kirchenztg.‘ 1883 (45).
Mensch, Hermann, Der Pantheismus in der poetischen Litteratur der Deutschen im 18. und 19. Jahrh. (Progr. der Realschule zu Giessen 1883).
Meyer, Friedrich, von Waldeck, Zum Aufenthalt der Neuberin in St. Petersburg. ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 483—84.
Muncker, Franz, Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Stuttgart, Cotta. ℳ 1,50.
Neues Lausitzisches Magazin, 59. Bd. (1883) enthält 5 Briefe v. K. Fr. Kretschmann. S. 338—45. Mitgeteilt v. L. Lier.
—, Amélie Sohr, Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrh. S. 266—96.
Nölting, Fr. Th., Ueber Goethes Iphigenie. (Progr. der Grossen Stadtschule zu Wismar 1883).
Pasquillus Novus der Husseer. ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (3), 474—76.
Pfalz, Franz, Die deutsche Litteraturgeschichte in den Hauptzügen ihrer Entwickelung sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet. 2. Teil: Die Litteratur der neueren Zeit. Leipzig, Brandstetter. ℳ 2,70.
Pietsch, Paul, Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Breslau, Koebner. ℳ 2,40.
Pröhle, H., Lessings Nachfolger in Wolfenbüttel (Ernst Theodor Langer). ‚Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg.‘ 1884, (1 und 3).
Rickhoff, Th. v., Herder und die Darstellung der Literaturgeschichte. 4. 31 S. Progr. d. Gymnas. zu Fellin.
Rosegger, P. K., Ein Streifblick auf Ludwig Anzengruber. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (1), 12—13.
Rudolf, Adalbert, Abgerissene Bemerkungen zu Goethes Faust. ‚Herrigs Archiv‘ 70 (3 und 4), 462—73.
Rümelin, A., Luther als deutscher Schriftsteller. Oeffentliche Vorträge, zur Feier des 400jähr. Geburtstages D. M. Luthers gehalten in der Schloss- und Stadtkirche zu St. Marien zu Dessau. Dessau, Baumann. ℳ 0,50.
Scherer, Wilh., Geschichte der deutschen Litteratur. 8. und 9. (Schluss-) Heft. Berlin, Weidmann. à ℳ 1.
Schubart, Luthers Verdienste um die deutsche Sprache und seine Gaben an das deutsche Volk: Bibel, Katechismus, Kirchenlieder. In: Luther-Vorträge, gehalten zu Breslau. Breslau, Kern.
Schumann, J. Chr. G., Gotthold Ephraim Lessings Schuljahre. Ein Beitrag zur deutschen Kultur-, Litteratur- und Schul-Geschichte. Trier, Stephanus. ℳ 1.

Springer, Robert, Goethe und Byron — Faust und Manfred. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.' 1884 (4).

Stein, A., Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel. II. Teil. Nebst Anhang: Richard Wagners Dichtung: ‚Der Ring des Nibelungen' (Progr. d. Gewerbeschule zu Mülhausen 1883).

Strehlke, Fr., Goethes Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Übersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethes zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckten Briefe Goethes. 17.—20. Lief. Berlin, Hempel. à ℳ 1.

Strodtmann, Adolf, Heines Leben und Werke. 3. Aufl. 1. Lief. Hamburg, Hoffmann u. Campe. à ℳ 0,50.

Theaterbrief, ein, von Friedrich Hebbel. Mitgeteilt von Oscar Blumenthal. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (2), 26–27.

Vetter, Ferdinand, Schiller und die Graubündner. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 404–48.

Weddigen, Otto, Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. ‚Literar. Merkur'. 4. Jahrg. No. 1 und 2.

—, Luthers Bedeutung für die deutsche Litteratur. ‚Herrigs Archiv' 70 (3 und 4) 241—52.

Zschech, F., Luther als Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache. Hamburg, Seelig u. Ohmann. ℳ 0,30.

Ausgaben. Sammelwerke.

Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Mit 18 Illustrationen von Ph. Sporrer. 2. Aufl. Leipzig, Amelang. geb. ℳ 3.

Chamisso, Adalbert v., Frauen-Liebe und -Leben. Lieder-Cyclus. Illustr. von Paul Thumann. 10. Aufl. Leipzig, Titze. geb. ℳ 20.

Gedichte des Königsberger Dichterkreises, aus Heinr. Alberts Arien und musikalischer Kürbshütte (1638–1650) her. von L. H. Fischer. 2. Hälfte. – Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 46 und 47. Halle, Niemeyer. à ℳ 0,60.

Herder, Sämmtliche Werke. Her. von Bernh. Suphan. 18. Bd. Berlin, Weidmann. ℳ 4.

Kleist, Heinrich v., Sämmtliche Werke in 2 Bänden. Her. von Ed. Grisebach. Leipzig, Reclam. ℳ 1,25.

Luther, Martin, Sämmtliche Werke. 25. Bd. (Reformations-historische und polemische deutsche Schriften. Nach den ältesten Ausgaben kritisch aufs Neue bearbeitet von Ernst Ludw. Enders. 2. Bd. 2. Aufl.). Frankfurt a. M., Schriftenniederlage des Evang. Vereins. ℳ 3.

—, Trostschriften. In Auswahl zusammengestellt und mit einleitenden Bemerkungen versehen allen Trostbedürftigen aufs Neue dargereicht von P. Pasig. Oschatz, Oldecop. ℳ 1,20.

—, Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe. Abdruck der ersten Ausgabe (1533). — Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. No. 50. Halle, Niemeyer. ℳ 0,60.

National-Litteratur, deutsche. Her. von Jos. Kürschner. 58.—99. Lief. Stuttgart, Spemann. à ℳ 0,50.

Schiller, Friedrich, Gedichte und Dramen. Ausgewählt und mit erläuternden Anmerkungen versehen für die deutsche Jugend und unser Volk von A. Hentschel und K. Linke. Leipzig, Peter. geb. ℳ 3.

Waldis, Burkard, Streitgedichte gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig. Her. v. Fr. Koldewey. — Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. No. 49. Halle, Niemeyer. ℳ 0,60.

Zeitgenössische Dichtung.

Bodenstedt, Friedrich, Aus dem Nachlasse d. Mirza-Schaffy. Neues Liederbuch. Pracht-Ausg. Leipzig, Brockhaus. geb. ℳ 12.
—, Eine Königsreise. 2 und 3. Aufl. Leipzig, Lehmann. ℳ 3.
Dahn, Felix, Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bde. 10. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. ℳ 24.
—, Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 1. und 2. Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1. Bd. Felicitas. 8. Aufl. ℳ 5. 2. Bd. Bissula. 2.—6. Aufl. ℳ 8.
—, Odhins Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrh. 5. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. ℳ 8.
Eckstein, Ernst, Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. 3 Bde. 5. u. 6. unveränderte Aufl. Wien, Steyrermühl. ℳ 12.
Fitger, A., Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze. ℳ 2.
Franzos, Karl Emil, Der Präsident. Erzählung. 1. und 2. Aufl. Breslau, Trewendt. ℳ 6.
—, Junge Liebe. Novellen. 4. vermehrte Aufl. Breslau, Trewendt. ℳ 3.
Gerok, Karl, Palmblätter. 51. Aufl. Stuttgart. Greiner. geb. ℳ 5,50.
Gesellhofen, Julius, Junker Hans von Schweinichen. Fahrten und Lieder eines fröhlichen Gesellen. Breslau, Max u. Comp. ℳ 2.
Hamerling, Robert, Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Illustrirt von Paul Thumann. 4. Aufl. Leipzig, Titze. ℳ 20.
Heiberg, Herm., Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. 2. (Titel) Aufl. Hamburg, Grädener. ℳ 3,60.
Hopfen, Hans, Tiroler Geschichten. 1. Bd. Dresden, Minden. ℳ 5.
Jensen, W., Die Pfeifer vom Dusenbach. V. ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (329), 559—79.
Laube, Heinrich, Der Schatten-Wilhelm. Eine geschichtliche Erzählung. 2. Aufl. Leipzig, Haessel. ℳ 3
Redwitz, Oscar v., Odilo. 4, durch ein Einleitungsgedicht vermehrte Aufl. Stuttgart, Cotta. ℳ 6.
Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Novelle. Breslau, Schottländer. ℳ 1,80.
—, Der Baum im Odenwald. Novelle. Breslau, Schottländer. ℳ 1,20.
—, Die Tage des Waldlebens. Novelle. Breslau, Schottländer. ℳ 1,80.
—, Neues Novellenbuch (Das Eulenzeichen. Der Baum im Odenwald. Wer trägt die Schuld? Die Tage des Waldlebens. Unterwegs). Breslau Schottländer. ℳ 3.
—, Unterwegs. Novelle. Breslau, Schottländer. ℳ 1,20.
—, Wer trägt die Schuld? Novelle. Breslau, Schottländer. ℳ 1,80.
Schack, Adolf Friedrich v., Gesammelte Werke. 22—30. (Schluss-) Lief. Stuttgart, Cotta. à ℳ 0,50.
Scherr, Johannes, Heidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch. Teschen, Prochaska. ℳ 4,50.
Spielhagen, Friedrich, Uhlenhans. Roman. 2 Bde. 1. und 2. Aufl. Leipzig, Staackmann. ℳ 10.
Sturm, Julius, Dem Herrn mein Lied. Neue religiöse Gedichte. Bremen, Heinsius. ℳ 3.
Taylor, George, Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit. 5. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 6.
—, Klytia. Historischer Roman aus dem 16. Jahrh. 4. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 6.
Vierordt, Heinr., Neue Balladen. Heidelberg, Winter. ℳ 2.
Weise, Carl, Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreissig Gesängen. Bevorwortet von Friedr. v. Bodenstedt. Wittenberg, Herrosé. ℳ 2,40.
Wolff, Julius, Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. 2 Bde. 2.—4. Aufl. Berlin, Grote. ℳ 8.

Uebersetzungen.

Avians Fabeln. Ins Deutsche übersetzt im Metrum des Originales von V. Rabenlechner. Wien, Kirsch. ℳ 0,80.
Balzac, Honoré de, Werke. 1. Bd. Uebersetzt von Fabian Philipp. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheissen. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibl. 215. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.
Cervantes Saavedra, Miguel de, Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. 4. Bd. Spemanns Deutsche Hand- und Haus-Bibl. 262. Bd. Stuttgart, Spemann. ℳ 1.
Nibelungen Not, der. Nach K. Lachmanns Ausgabe übersetzt und mit einer Einleitung versehen von O. Henke. Bremen, Klein. ℳ 3.
Tegnér, Esaias, Werke. Auswahl in 7 Bänden, übersetzt und her. von Gfr. v. Leinburg. 12.—17. Lief. Leipzig, Leiner. à ℳ 0,50.
Tennyson, Alfr., Königsidyllen. Im Metrum des Originals übersetzt von Carl Weiser. Reclams Universal-Bibl. Nr. 1817—18. Leipzig, Reclam. à ℳ 0,20.
Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges, aus dem Griechischen übersetzt von Joh. Dav. Heilmann. Neu her. von Otto Güthling. 2 Bde. Reclams Universal-Bibl. Nr. 1811—16. Leipzig, Reclam. à ℳ 0,20.
Turgénjew, Iwan, Ausgewählte Werke. Autoris. Ausg. 11. und 12. Bd. und in 2. Aufl. 3.—5. Bd. Hamburg, Behre. à ℳ 4,50.
Verne, Jul., Schriften. Autorisierte Ausgabe. 1. und 2. Bd. 7. Aufl. Wien, Hartleben. à ℳ 2,70.
Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert von Simrock. 6. Aufl. Stuttgart, Cotta. ℳ 10.

Vermischtes.

Kürschner, Jos., Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1884. Stuttgart, Spemann. geb. ℳ 5.
Paul, H., Beiträge zur Geschichte der Lautentwickelung und Formenassociation: II. Vokaldehnung und Vokalverkürzung im Neuhochdeutschen. ‚Paul-Braune Beiträge' 9 (1), 101—34.
Sanders, Dan., Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher. Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. 29.—32. Lief. Berlin, Abenheim, à ℳ 1,25.
Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizer. Mundart-Literatur. 21. und 22. Heft. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. à ℳ 0,50.

Recensionen.

Anzengruber, Ludwig, Allerhand Humore. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.' 1884 (2), 67—68.
Belling, Eduard, Die Metrik Schillers. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 20.
Bergmann, E. A., Hermaea. Studien zu G. E. Lessings theologischen und philosophischen Schriften. Ang. v. J. Gottschick, ‚D. Lztg.' 1884 (4), 115.

Boccaccio, G., Troilus und Kressida (Il Filostrato), übersetzt v. K. v. Beaulieu-Marconnay. Ang. ‚Allg. Zeitg.' 1884 (9 Beil.), 122—24.

Bodmer, J. J., Vier kritische Gedichte, her. v. J. Bächtold. Nr. 12 der Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. v. B. Seuffert. Ang. v. R. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 17—18. — Ang. v. Max Koch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (1), 14.

Braun, Julius W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—81, gesammelt und herausgegeben. Erster Band. 1747—72. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.' 1884 (1), 11—12. — Ang. ‚Grenzboten' 1884 (3), 158—59.

Brentano, C., Gustav Wasa, her. v. J. Minor. Nr. 15 der Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. v. B. Seuffert. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 20.

Crueger, Joh., Der Entdecker der Nibelungen. Ang. v. W. Wilmanns, ‚D. Lztg.' 1884 (2), 48.

Dahn, F., Bissula. Ang. ›D. Lztg.' 1884 (1), 27—28. — Ang. ‚Grenzboten' 1884 (2), 90—96. — Ang. v. R. v. Gottschall, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (1). 9—10.

Dürer, Albrecht, Tagebuch der Reise in die Niederlande. Erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauers. Mit Einleitung und Anmerkungen her. v. Fr. Leitschuh. Ang. v. Karl Woermann, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (2), 28—29.

Eckstein, E., Prusias. Ang. v. R. v. Gottschall, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (1), 5—9.

Fäulhammer, Adalb., Franz Grillparzer. Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.' 1884 (3), 84—85.

Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Zweite Hälfte. Nebst Einleitung und Personenregister her. v. W. Scherer. Nr. 8 der Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. v. B. Seuffert. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 19. — Ang. v. Max Koch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (1), 14—15.

Frankl, Ludwig August, Zur Biographie Franz Grillparzers. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 21.

Franzos, Karl Emil, Der Präsident. Ang. v. Alfred Friedmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (5), 75—76.

Geibel, Emanuel, Gesammelte Werke. Ang. v. Ernst Ziel, ‚Gegenwart' 1884 (4), 53—55.

Goethe-Bildnisse, die, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Hermann Rollett. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 457—59.

Goethes Briefe. Bearbeitet v. Fr. Strehlke. 14. bis 18. Lief. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 455—56.

Goethe, Ephemerides und Volkslieder, her. v. E. Martin. Nr. 14 der Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. v. B. Seuffert. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 19—20. — Ang. v. Max Koch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (1), 14.

—, Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt her. v. Jacob Baechtold. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 468—69.

—, Iphigenie auf Tauris. Von D. A. Hagemann. Her. v. P. Hagemann. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 469—70.

Goethe-Jahrbuch. Her. v. Ludwig Geiger. Vierter Band. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 459—68.

Gottschall, Rudolf v., Die Papierprinzessin. Ang. ‚Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (2).

Grosse, Rudolf, Register zu Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrh. mit Berücksichtigung aller Auflagen. Ang. v. David Asher, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (4), 61—62.

Hagedorn, F., Versuch einiger Gedichte, her. v. A. Sauer. Nr. 10 der Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. v. B. Seuffert.

Ang. v. Rob. Boxberger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 17. — Ang. v. Max Koch, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (1) 13.

Harpf, Adolf, Goethes Erkenntnisprincip. Ang. v. W. v. Biedermann, ,Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 470—71.

Hebel, J. P., Briefe. Her. v. Otto Behaghel. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (3), 95.

Klemm, Chr. G., Der auf den Parnass versetzte grüne Hut (1767). Wiener Neudrucke Nr. 4. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (5), 160.

Lessings Jugendfreunde (Chr. F. Weisse, J. Fr. v. Cronegk, J. W. v. Brawe, Fr. Nicolai) her. v. Jac. Minor (Kürschners National-Literatur Bd. 72). Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (3), 94—95.

Lutheri, Martini, Canticum canticorum ed. Johannes Linke. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (4), 107.

Luther, Martin, Dichtungen. Her. v. Karl Goedeke. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (2) 43.

Meissner, Alfred, Norbert Norson. Ang. v. Paul Schlenther, ,D. Lztg.' 1884 (4), 138-39.

Miklosich, Franz, Ueber Goethes ,Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga'. Geschichte des Originaltextes und der Uebersetzungen. Ang. v. J. v. Bojničić, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (4), 61—62.

Müller, Conrad, Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Caspers von Lohenstein. Ang. v. J. Baechtold, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (1), 12—13.

Parthey, G., Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827. Ang. v. W. v. Biedermann, ,Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (3), 473.

Petöfi, A., Wolken (Felnök). Lyrischer Cyklus. Zum ersten Male ins Deutsche übers. v. H. Meltzl v. Lomnitz. Ang. v. P. Heinze, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (5), 68.

Pietsch, Paul, Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Ang. v. W. Scherer, ,D. Lztg.' 1884 (1), 10—11.

Ruete, Hermann, Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Sein Leben und Dichten. Ang. v. Rob. Boxberger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 20.

Sachs, Hans, Die wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall. Ein allegorisches Gedicht. Sprachlich erneuert und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Siegen. Ang. v. Franz Muncker, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (1), 11—12.

Schack, Adolf Friedrich v., Gesammelte Werke. Ang. v. Ernst Ziel, ,Gegenwart' 1884 (4), 55.

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. Ang. ,Grenzboten' 1884 (6), 291—96. — Ang. v. Erich Schmidt, ,Gegenwart' 1884 (3), 37—38.

Schleusner, G., Luther als Dichter insonderheit als Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (1), 4.

Schwab, Chr. Th., Gustav Schwabs Leben. Ang. v. Ludwig Hirzel, ,D. Lztg.' 1884 (4) 123.

Selden, Camille, Les derniers jours de Henri Heine. Ang. v. Alfred Meissner, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (1). 8—9.

Spicker, Gideon, Lessings Weltanschauung. Ang. v. Erich Schmidt, ,D. Lztg.' 1884 (4), 115—16.

Spielhagen, Friedrich, Uhlenhans. Ang. v. R. v. Gottschall, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (3), 39—43.

Storm, Theodor, Zwei Novellen. Ang. ,D. Lztg.' 1884 (3), 100.

Stranitzky, J. A., Lustige Reisebeschreibung. Wiener Neudrucke. Nr. 6. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (5), 160.

Wagner, H. L., Die Kindermörderin. Nebst Scenen aus den Bearbeitungen K. G. Lessings und Wagners, her. v. Erich Schmidt. Nr. 13 der Deutschen Litteraturdenkmale des 18. Jahrh. In Neudrucken her. v. B. Seuffert. Ang. v. Rob. Boxberger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (2), 18.

Wolff, Julius, Der Sülfmeister. Ang. ,Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (3).

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Tieck als Novellendichter.

Von

J. Minor.

II.

In eine vierte grössere Gruppe fassen wir die Spuk- und Zaubergeschichten zusammen. Denn Tiecks alte Vorliebe für das Schaurige und Grausige machte sich, nachdem seine Dichtung wieder in Fluss gekommen war, bald wieder geltend. Während er in seinen kritischen Schriften und selbst in seinen Novellen den von den Dichtungen seiner ersten Periode am meisten angeregten E. T. A. Hoffmann und die Schicksalstragödie bekämpfte, finden wir ihn in den Novellen dieser Gruppe in einer ähnlichen Richtung befangen. Von Hoffmann hat er entschieden gelernt: die Verbindung des Geisterspukes mit einer realistischen Darstellung des Kleinlebens erinnert an ihn. Nur selten finden wir ein freundliches, segensreiches Walten des Zufalls oder der Vorsehung: öfter führt uns Tieck physische und moralische Greuel vor Augen, welche den von ihm so arg verketzerten französischen Mord- und Greuelstücken, so wie den deutschen Schicksalstragödien nichts nachgeben. Wie in den letzteren verbinden sich damit die weichlichen Momente des Rührstückes: Wohlthun spielt eine grosse Rolle. Komödiencharaktere: der Gelehrte, der Zerstreute, die Dichterin u. s. w. sind nicht selten und trotz der bestimmten Vorbilder, welche Tieck in der Dresdener Gesellschaft teilweise dafür gefunden hatte, deutlich als solche zu erkennen. Aus dem Humbug mit Geisterwesen und Magnetismus ergiebt sich endlich die Spitzbubennovelle, welche bei Tieck in mehreren Exemplaren vertreten ist.

Zwischen den ersten Teil des ‚Dichterlebens' und den ‚Aufruhr in den Cevennen' fällt die Entstehuug der Zaubergeschichte: ‚Pietro von Abano oder Petrus Apone' (1825) mitten hinein. Sie erschien auch unter dem Titel: ‚Märchen und Zaubergeschichten I.'; zum Zeichen, dass Tieck damals schon eine grösssere Anzahl ähnlicher Dichtungen folgen zu lassen willens war. Während der Dichter früher den Zauberspuk im Naturwalten gesehen hatte, werden hier durch den Teufel und ihm ergebene Menschen die Zauberkünste bewirkt. Die No-

velle behandelt den Zauberer Apone von Padua, welcher auch in Brentano's Rosenkranzromanzen, gleichfalls in Gesellschaft seines buckligen Dieners, der sich als der leibhafte Teufel entpuppt, sein Unwesen treibt. An grausigen Bildern und Situationen fehlt es nicht: Petrus belebt eine Leiche wieder, um sie lieben zu können u. s. w. Ein weit freundlicheres Ansehen haben die folgenden Novellen. ‚Der fünfzehnte November' (1827), welchen Tieck auf Veranlassung eines eine Überschwemmung darstellenden Kupferstiches in einem holländischen Buche geschrieben haben soll, erinnert schon im Titel an die Schicksalstragödie. Der Held, der im Blödsinn ein Schiff zimmert, welches bei einer Überschwemmung seiner Familie das Leben rettet, ist an diesem ‚dies fatalis', seinem Geburtstage, blödsinnig geworden und kommt auch an demselben Tage wieder zur Vernunft: wie die Schicksalstragödie die Schuld und den sühnenden Untergang, so verknüpft Tieck hier und in den ‚Cevennen' den versöhnenden Ausgang mit dem Anfange durch denselben Ort oder dieselbe Zeit. Den Domine, welcher sich auf das Schicksal beruft: „dass alles nur geschieht was geschehen soll und schon seit Ewigkeiten so beschlossen ist, weswegen auch alle grosse wie kleine Furcht völlig verschwinden sollte, denn ich kann dem Unglück nicht ausweichen" — weist der Blödsinnige, der zum Werkzeuge des Herrn bestimmt ist, auf das Walten Gottes hin, welches sich allenthalben verrät. Ergötzlich ist die später oft citierte und kopierte Art, wie der junge Windbeutel aus Deutschland (die Novelle spielt in Holland bald nach dem Erscheinen des Werther), welcher beständig mit dem deutschen Romanhelden und dem Erschiessen kokettiert, um sein Geld geprellt wird: die Betrüger nötigen ihn mit vorgehaltener Waffe ihre Pistolen gegen seinen Geldbeutel einzutauschen, welche natürlich, als er das Heft in die Hand bekommt, sich als ungeladen herausstellen. Auch in der gleichzeitigen Novelle: ‚der Gelehrte' (1827), einer höchst anmutigen und reizenden Schilderung des Professorentums, welches erst durch die Heirat zum Genusse seiner Menschheit kommt, waltet etwas Höheres insofern, als der Gelehrte, indem er dem Aschenbrödel unter drei Schwestern, der in der Küche hantierenden und ihm zufällig begegnenden jüngsten den Brautring an den Finger steckt, unversehens auch die richtige trifft. Ein solcher glücklicher Zufall waltet ferner auch am Schlusse des ‚Alten vom Berge' (1828). Der Alte (ein Menschenfeind aus Grundsätzen, aber ein Menschenfreund in der That; ein Nachkomme der von Kotzebue und Schiller in Schauspielen behandelten Charaktere, aber von dem modernen Materialismus angehaucht) will durch ein Testament dem Vergeuden seines Vermögens von Seiten wollebiger entfernter Verwandten vorbeugen, aber er stirbt, ehe er dasselbe gemacht hat: gleichwohl stellt sich heraus, dass das Geld gerade auf diesem Wege in die richtigen Hände gelangt ist und die Erben erzeigen sich desselben wert. Wohlthun spielt hier wie in dem ‚Gelehrten' eine grosse Rolle und man ersieht daraus, dass Tieck auch darin den Reminiscenzen an die Familienstücke nicht eigensinnig aus dem Wege geht. Ist in diesen letzten Novellen eine indirekte Polemik gegen das unversöhnliche Schicksal der gleichzeitigen Dramen nicht zu verkennen, so geht Tieck in der folgenden: ‚das Zau-

berschloss' (1829) gleichzeitig den Spukgeschichten und Schicksalsstücken mit einer direkten Parodie zu Leibe. E. T. A. Hoffmann und Müllners Yngurd, der sich dem Teufel verschreibt, werden ausdrücklich genannt. Auf dem Boden eines Schlosses, von welchem eine ganze Schicksalsgeschichte mit Vererbung des Fluches auf den jeweiligen Besitzer gefabelt wird, spielen sich die tollsten Scenen ab, welche dieser Novelle stellenweise einen fast possenhaften Charakter geben. Eine ganze Gesellschaft wird durch den Regen in das Zauberschloss getrieben, wo sie im Finstern tappen und hungern muss. Ein scheinbarer Zufall, welcher von den teilnehmenden Personen als Schicksalswalten ausgelegt wird, vereint die Liebenden: die Ironie des Dichters klärt aber die Sache damit auf, dass der Vater der Geliebten dem Schicksal nachgeholfen hat. Die vorgeführten Charaktere erinnern uns wie die der vorigen Novellen an das Lustspiel ‚der Zerstreute': die Episodenfigur der Dichterin, welche übrigens nach einem Dresdener Modell abgebildet sein soll, wie Tieck auch die Züge eines ehemaligen Schulgenossen hier verwertet hat; der Liebhaber gehört wie in den Lustspielen der zwanziger Jahre dem Soldatenstande an. Originell dagegen und an spätere Frauencharaktere Tiecks erinnernd ist die Heldin der eingeschobenen Novelle: ‚die wilde Engländerin', welche sich erst dann ihrer Liebe bewusst wird und sie zu gestehen gezwungen ist, als sie sich beim Absteigen vom Pferde dem Liebhaber halb entblösst gezeigt hat. In der Novelle: ‚die Wundersüchtigen', welche sich der Tendenz nach vielfach mit der ‚Verlobung' begegnet, greift Tieck diese Vorliebe für den Spuk tiefer auf: nicht als ein schlechter litterarischer Geschmack, sondern als eine sittliche Krankheit der Zeit wird hier die Wundersucht hingestellt, an welcher die verschiedenen in verschiedenem Grade und in verschiedener Weise laborieren und welche das Glück der Familien untergräbt. Der tröstliche Ausblick liegt darin, dass solche Krankheiten nur vorübergehend sind und sich selbst verzehren. Zweierlei typische Vertreter von Wunderthätigen werden uns vorgeführt. Zuerst Sangerheim, der betrogene Betrüger, in welchem sich das Wunderwirken mit dem Pietismus verbindet: er kämpft für den Katholicismus als die ächte Maurerei gegen die alten der Aufklärung dienenden Logen; er befördert also (wie die verständige Klara sagt) „den Orient, der nach Rom sieht"; er überlässt die Verantwortung der betrügerischen Mittel, mit denen er wirkt, seinen Oberen und bekennt sich zu dem jesuitischen Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel". Seine eigenen Geister, an welche er unerschütterlich selber glaubt, treiben ihn, als er von dem Grafen Feliciano überlistet und deshalb von seiner Partei fallen gelassen worden ist, in den Tod. Trotzdem Tieck die Handlung in die letzte Zeit Friedrichs des Grossen und Josephs II., in die Lebenszeit Lessings, verlegt und wie Friesen meint, die Schicksale Schröpfers denen des Sangerheim zu Grunde gelegt hat, sind doch die Züge Friedrich Schlegels und anderer seiner Art nicht zu verkennen. Das ist mir klar gewesen, ehe ich einen Brief Hormayers an Tieck gelesen hatte, in welchem dieser schreibt: „In den Wundersüchtigen musste ich mich unwillkürlich an die Erscheinung der heiligen Cäcilia und an die übrigen Mirakel er-

innern, die Friedrich Schlegel und seine Jünger der Gräfin L. und anderen, in der Jugend liederlichen, im Alter devoten, Wiener Damen gewirkt haben". Der zweite Held ist Feliciano, ein wunderthätiger Graf nach der Art des Cagliostro, der zu ihm das Modell geliefert hat, ein Betrüger, der nicht selbst der Betrogene ist, sondern weiss, dass er betrügt; ein „Menschenkünstler", ein „ächter Virtuos", wie Tieck ihn nennt, der jeden Menschen zu seinem eigenen Vorteile zu behandeln weiss; also der Schwindler, welcher die Verblendeten von der Art Sangerheims übertrumpft und selbst weder an Geister, noch an Wunder, sondern nur an die Thorheit der Menschen glaubt. Es ist dasselbe Verhältnis, wie zwischen dem Bischof und dem Dechant im „Hexensabbat". In den reichlichen und ausgedehnten Gesprächen wird viel über die „Kunst" der Maurerei, die geheimen Gesellschaften, das Maçonneriewesen, die Magie, Freimaurerei u. s. w. debattiert und die Geschichte solcher Verbindungen bis über Christi Geburt hinaus in die fernste Vergangenheit zurück verfolgt: auch die Templeisen im Parcival werden erwähnt und der von Wilhelm Schlegel bekämpften Vermutung Rossettis beigepflichtet, nach welcher Dante einer ähnlichen Verbindung angehört haben soll. Jakob Böhme und der „zeitgenössische, jetzt lebende" Saint Martin werden oft citiert. Was die Meinung des Dichters war, haben wir oben aus dem Munde derjenigen Person vernommen, welche Tieck in dieser Novelle als die klügste und besonnenste hinstellt. Wie wenig sie den Wunderglauben und selbst den Aberglauben ganz verdammen will, spricht sie selbst in den Worten aus: „Ich bin auch abergläubisch; und wie kann man sich gewissen Wahrnehmungen oder Eindrücken mancher Träume, den Vorahndungen und dergleichen entziehen; wenn sie nur nicht mit ihrer scheinbaren Philosophie so bedeutende Schlüsse aus Kindereien zögen und so schwerfällige Systeme darauf erbauten. So vieles im Leben hat nur dadurch einen Sinn, dass es eben mit nichts anderem zusammenhängt, dass es nichts bedeutet. Sie wären aber imstande, in einem Seufzer oder Kuss das ganze Universum zu lesen und die Ewigkeit der Höllenstrafen daraus zu beweisen". Und während Tieck die Wunderthäter der zweiten Art in den Spitzbubennovellen unermüdlich weiter verfolgte, hat er, an die in den eben citierten Worten enthaltenen Gedanken anknüpfend, sich denen der ersten Art später wenigstens um einen Schritt genähert. In den, weitaus den grössten Teil der Novelle ‚der Schutzgeist' (1839) ausmachenden Gesprächen der kranken Gräfin mit dem Geistlichen wird die erlaubte Seite der Mystik, des Wunderglaubens und Hellsehens hervorgekehrt, auf welcher der Mensch die Anknüpfung des Unendlichen an das Endliche ohne Erklärung und fehlerhafte Folgerung hinnimmt und sich von allen Extremen, welche Tieck in der ‚Verlobung' und den ‚Wundersüchtigen' verspottet hat, weit fern hält. Über die vornehme Miene, welche die Naturwissenschaft jetzt annehme, spottet Tieck ebenso wie über die moderne Humanität, welche die Verbrecher nur als Geisteskranke betrachten will, um sie wetteifernd besser als tüchtige Mitbürger zu versorgen. Auch hier beweist eine aus dem Leben Taulers eingeflochtene Erzählung, dass Tieck die Vorliebe für die Mystik aus seiner

früheren Zeit beibehalten hat. Die ganze Handlung zeigt zur Genüge, wie stark solche Eindrücke noch in ihm hafteten. Der Gräfin ist in der Kindheit ihr Schutzgeist in Gestalt eines Kindes erschienen. Auf dem Krankenbette fühlt sie den unerklärlichen und unbezwinglichen Drang noch einmal den Strassburger Münster, wo sie jene Erscheinung gehabt, zu besuchen. Mit Aufgebot aller, der letzten Kraft setzt sie die Reise ins Werk: auf welcher sie ihren in die Hände von Räubern gefallenen Sohn noch rechtzeitig zu befreien Gelegenheit hat. In dem Strassburger Dome kommt die Erscheinung wieder und sie stirbt. Verhält sich dieser am Beginn und am Ende des Lebens wiederkehrende „Schutzgeist", welcher Heil und Rettung bringt, nicht gerade so zu Grillparzers ‚Ahnfrau', wie der ‚15. November' etwa zu Müllners ‚29. Februar'? Aber auch in Darstellung des Schrecklichen hatte sich Tieck in früheren und gleichzeitigen Novellen der Schicksalstragödie bis auf Schrittweite genähert. ‚Die Klausenburg. Eine Gespenstergeschichte' (1836), welche Tieck nach Anekdoten seiner Freunde verfasst haben soll, erinnert ebenso an Müllner als an E. T. A. Hoffmann. Ein Zigeunerfluch, welcher den Ahnherrn getroffen hat, weil er wie Götz den Zigeunern gegenüber zur Selbsthülfe gegriffen hatte und auf diesem Wege mehr und mehr in Grausamkeit versunken war, geht an seinem Geschlechte in Erfüllung. Schon in der zweiten Generation richtet die verwachsene Schwägerin (Tieck stellt die Buckligen öfter als vom bösen Geiste besessen hin) aus Eifersucht den Nachkommen und seine Frau allein durch ihre ausserordentliche Willenskraft zu Grunde, welche sie auch noch nach dem Tode bewährt, indem sie ihren Opfern, wie sie es vorhergesagt, als Gespenst erscheint. Diese Voraussetzungen werden, auf mehrere Abende verteilt, in einer Gesellschaft erzählt, welche sich mit Gespenstergeschichten unterhält, in deren Mitte sich aber auch der letzte Nachkomme des verfluchten Hauses befindet. Eine Kokette fordert ihn auf um Mitternacht an der Glocke des verwünschten Schlosses zu ziehen: er folgt ihrem Willen, erhält aber von gespenstischen Wesen nicht bloss wertvolle Dokumente, welche ihm eine reiche Erbschaft sichern, sondern auch Aufschluss über die Niedertracht seiner Geliebten. Den glücklichen Ausgang lässt sich Tieck also auch hier nicht nehmen. Ganz ähnlich der ‚Klausenburg' ist in den ‚Abendgesprächen' (1839), wo verschiedene Geschichten erzählt werden, welche sich dann in der Handlung der Novelle erfüllen, die Gespenstererzählung von einem grauen Männlein, den unrechtes Gut nicht im Grabe ruhen lässt: auch hier finden sich in einem verfallenen Waldschloss die aufklärenden und versöhnenden Dokumente. In einer anderen Erzählung verwertet Tieck eine selbsterlebte Vision aus dem Jahre 1798, als er seiner Braut bis Tegel entgegen ging. Ein düsteres Lebensbild mit Anklängen an die Schicksalstragödie, aber wieder mit glücklicher Lösung, entrollt auch der ‚Weihnachtsabend' (1834) mit seiner schönen Schilderung des Berliner Weihnachtsmarktes. Auch hier liegen Anekdoten zu Grunde, welche seine Freunde dem Dichter erzählten. Der Vater, der seinen Sohn zum Gelehrten bestimmt hat, aber seinen Willen nicht durchsetzen kann, wirft diesem ein Buch an den Kopf: ein in der Schicksalstragödie

ziemlich gewöhnlicher Vorgang. Der Sohn geht, wie gleichfalls üblich, in die Fremde, und Elend kommt nun über die ganze Familie: bis die Mutter, zuletzt mit einem Kinde allein und in äusserster Not, den reich aus Indien zurückkehrenden Sohn am Weihnachtsabend wiederfindet. In eine Klasse mit dieser Novelle gehört auch eine Erzählung des folgenden Jahres: ‚Eigensinn und Laune‘ (1835), gleichfalls nach anekdotischen Berichten abgefasst, aber in der Hauptfigur auch schon an die jungdeutschen Tendenzen der Frauenemancipation erinnernd. Die Heldin, nach der Angabe des Dichters eine Tochter des Revolutionsjahres, aber mehr an die Julirevolution erinnernd, ist eine Emancipierte, wie sie damals in unzähligen französischen Romanen auftraten. Sie verspottet Natur, Liebe, Ehe, verschmäht aus Eigensinn und Laune einen enthusiastischen Verehrer und will aus Blasiertheit gar nicht heiraten. Dann aber ändert sich eben so plötzlich ihr Entschluss: sie begehrt und erhält einen Kutscher, der sie auf einer Reise in die Schweiz in seinem Wagen gefahren hat und dessen natürliche Ungeschlachtheit ihr eben zusagt, zum Manne: aber sobald er nur einigermassen civilisiert ist, entzieht sie ihm ihre Neigung wieder und wirft sich an einen Elenden, der sie nicht einmal liebt, hinweg. Ein Millionär setzt sich über ihre Schande hinweg und heiratet sie. Der frühere Kutscher, ihr erster Mann, kehrt (jetzt als französischer Kapitän) von ihr unerkannt zurück und wieder wirft sie sich in seine Arme: sie entflieht mit ihm und gebiert ihm eine Tochter. Später verlassen lebt sie von ihrer und anderer Schande. Gerade noch rechtzeitig, ehe ihr Sohn seine Schwester in ihrem Freudenhause zur Liebe zwingen kann, giebt sie sich zu erkennen. Diese kaum vermiedene Blutschande liegt von den französischen Mord- und Greuelstücken nicht weit ab, und ist nicht weniger arg als das ärgste bei Müllner. Auch verzichtet Tieck diesmal auf den versöhnenden Schluss: der Sohn erschiesst sich, die Mutter hat Gift genommen.

An die Figur des Grafen Feliciano in den ‚Wundersüchtigen‘, welcher die Wundersucht, die Mystik und den Magnetismus zu seinen Betrügereien missbraucht, knüpft eine kleinere Gruppe von Spitzbubennovellen an. Das Interesse, welches Tieck seit jeher an Gaunern und Beutelschneidern genommen hatte, dokumentierte in der ersten Periode seine Geschichte des bairischen Hiesels. In dem ‚Jahrmarkt‘ empfiehlt der Buchhändler auf ganz ähnliche Weise einem den Ruhm anstrebenden Autor, er möge eine Lebensgeschichte des eben gesuchten Räubers vors Publikum bringen. Wie launig Tieck das Kriminelle zu behandeln wusste, das beweist auch die Novelle ‚die Reisenden‘: hier wird der Justizrat Walther am Schlusse geradezu bei Seite geschoben und der Arzt übernimmt die Lösung, welcher dann die Bösewichter nicht der Justiz übergiebt, sondern ihnen die Vorteile eines friedlichen Nachgebens deutlich macht, so dass sie also in dem Handel noch profitieren können. Da die Helden der hieher gehörigen Novellen den Gil Blas und die spanischen Schelmenromane, so wie auch die Balzac'schen Romane mit Vorliebe lesen und citiren, dürfen wir wohl annehmen, dass Tieck gleichfalls durch dieselben beeinflusst ist. In der ersten dieser

Novellen: ‚der Jahrmarkt' (1831) unternimmt eine Gesellschaft vom Lande, Amtmann und Pfarrer mit ihren Familien, eine Reise in die Stadt gelegentlich des Jahrmarkts, während die Polizei eben eine Diebsbande auszuheben bemüht ist: es entstehen Verwechselungen, Verkennungen, Erkennungen, Enthüllungen. Ein verkleideter Magier, der auch die Lösung herbeiführt, tritt hier und noch sonst öfter auf. Die Gespräche drehen sich hauptsächlich um den „hohen wahren Stil in der Bettelei"; um die Bettelphilosophie, welche man nach Maximen und Kunstanschauungen treiben müsse. Der Buchhändler, welchem der Jean Paulisirende Freund Titus seinen Roman verkaufen will, lässt sich über das Buchhändler- und Schriftstellerwesen der Jungdeutschen aus. Auf die ‚Malerakademien', in welchen die Kunst (im Gegensatz zu den alten ‚Schulen') als Geschäft betrieben wird, hat Tieck seit lange einen Zahn. Viel mehr als diese sich in den tieferen Schichten bewegende und durchaus harmlose Erzählung erinnert die folgende an das Treiben des Grafen Feliciano: ‚die Wunderlichkeiten' (1836). Diese Novelle spielt in derselben Zeit wie die ‚Wundersüchtigen' und erinnert noch mehr an Cagliostro, indem ein grosser Diebstahl von der Art der bekannten Halsbandgeschichte, bei welchem ein ähnlicher Betrüger seine Rolle spielt, durch ein einziges Wort, eine einzige Unbesonnenheit entdeckt wird: die im Hause selbst als Gesellschafterin und Freundin der Fürstin befindliche Diebin lässt sich nämlich beim Abschiede eine Bestätigung geben, dass sie kein Verdachtsgrund getroffen habe. Damit vermischen sich andere ‚Wunderlichkeiten' und mit Recht fand Loebell das punctum saliens der Novelle in der tragischen Betrachtung: „diese vornehmen, fein gebildeten, höchst verständigen Leute lassen sich doch von einer schlauen Betrügerin nicht anders täuschen als die Sammlerin durch geträumte Kennerschaft und der arglose Theologe Martin (welcher mit dem Schwindler, der ihn übertölpelt, Gil Blas und die spanischen Schelmenromane liest) durch den Abenteurer". Die interessanteste Figur ist fast die Wittwe, welche von einer kargen Pension lebend doch das Sammeln von Gemälden nicht lassen kann, welche sie durch Instinkt, eine Art prophetischer Gabe entdeckt, indem sie ahnt, dass dort oder dort ein wertvolles Gemälde sein müsse, welches sie billig ersteht: leider stellt sich ihre heimliche Gallerie als wertlos, wie die in den ‚Gemälden' als unecht, heraus. Eine ähnliche Figur wie in den letzteren der alte Maler, welcher selbst die Correggios u. s. w. malt, ist hier der alte Emmerich, der gleichfalls den grössten Teil des gesammelten Schundes gemalt hat. In dem ‚Liebeswerben' (1838) endlich stellen sich die beiden publicistischen Freunde, welche dem vermöglichen Wallross die Liebe einer schönen Unbekannten vorspiegeln, als Betrüger heraus, indem sie ihn bei einem nächtlichen Rendezvous durchprügeln. Aber sie werden, wie Sangerheim in den ‚Wundersüchtigen', von einem noch grösseren Spitzbuben übertrumpft; der animalische Magnetismus und der Somnambulismus war von Tieck zum Teil nach eigenen Erfahrungen gleichfalls schon im ‚Wundersüchtigen', der ‚Klausenburg' und anderen Novellen berührt worden; hier wird die Hellseherei mit deutlicher Beziehung auf Brentanos bei der Emmerich gemachte Aufzeich-

nungen als Mittel in der Hand eines Schwindlers, der seine Frau für eine solche Seherin ausgiebt, dargestellt. Gleichwohl lässt sich eine Tochter aus gutem Hause in ihrer romanhaften Vorliebe für derlei Schwindler den einen der beiden harmloseren Gesellen, welche auch selbst die betrogenen waren, nicht entgehen: sie befreit ihn aus dem Kerker, um ihn zu heiraten.

Die Novellen dieser letzten Klasse führen uns bereits in die fünfte Gruppe hinüber, deren Tendenz gegen das junge Deutschland gerichtet ist. Gegen die neumodischen, jungdeutschen politischen Schriftsteller, sowie gegen das neue Reklamewesen in Wochenblättern und Monatsschriften wird schon im ‚Jahrmarkt‘ geeifert; in dem ‚Liebeswerben‘ sind die beiden Freunde, welche sich gegen den Helden so betrügerisch aufführen, Publicisten von dieser modernen Art und Tiecks Abneigung gegen das Jahrhundert der Eisenbahnen und Dampfschiffe spricht sich hier am deutlichsten aus, sodass wir auf diese Novelle noch einmal zurückkommen müssen.

In dem ersten Jahrzehnt, in welchem Tieck seine Novellen zu dichten begann, stand er, nicht unangefeindet, aber unerschüttert an der Spitze unserer Literatur und unseres Theaterwesens. Eine Generation von Männern war herangewachsen, welche in der Lektüre seiner ersten Werke ihre schönsten Stunden gefunden hatte und sich ihm nun, da Goethe zu ferne stand, voll Verehrung zu nahen suchte. Von Jugend an galt er diesen Männern als der erste Dichter nach Goethe und seine Dichtung griff selbst in das Leben einzelner ein. Das begann indessen, noch am Ende der zwanziger Jahre, umzuschlagen. Tieck glaubte dem Fortschritt der Zeit genug gethan zu haben, indem er sich von den politischen und religiösen Extremen fern hielt, in welche seine romantischen Collegen und ihr Anhang gefallen waren. Im übrigen aber hielt er im Politischen sowohl wie im Religiösen, am meisten aber im Literarischen das Glaubensbekenntniss seiner früheren Jahre, welches das Alter nur etwas milder gemacht hatte, aufrecht. Sein Fortschritt war ein Stillstand, also der rastlosen Zeit gegenüber ein Rückschritt. Eine nachkommende Generation verlangte von Tieck nicht bloss negative Abschwörung der romantischen Verirrungen, ja der romantischen Tendenzen überhaupt, sondern auch positiv: Bekenntnis zu den modernen Ideen. Es erging an Tieck der Aufruf, zu lernen, zu erfahren, mitzugehen, zu verstehen, zu fassen — er aber wollte immer wieder die neuen grossen Entdeckungen und Wahrheiten in seinen Schriften längst ausgesprochen finden und berief sich etwas eigensinnig in der Vorrede zum ‚jungen Tischlermeister‘ auf ein von Goethe angewendetes altes Sprichwort: man solle oft erfahren und über das erstaunen, als über wichtige Entdeckung, was man schon längst an Schuhsohlen abgelaufen habe. Noch weniger als mit dem Inhalte von Tiecks Bekenntnissen war aber die jüngere Generation mit der Form derselben zufrieden. Tiecks ganze Kunst wurzelte in der Ironie: er setzte seinen Fleiss darein, jede, auch die verfehlteste Richtung objektiv sich aussprechen zu lassen und wenn er (wie es wirklich der Fall war) in den verschiedenen Novellen den Standpunkt wechselte und einmal diese, dann jene Partei als die verirrte

darstellen wollte, so konnte man in der That zweifelhaft sein, was des Dichters eigene Meinung sei. Die neue Zeit aber verlangte von ihren Dichtern vor allem Gesinnung, welche nicht selten mit Parteibekenntnis verwechselt wurde, und fand dieselbe in Tiecks Schriften etwa nur darin, dass er gegen Jungdeutschland energisch Front machte. Es war kein Wunder, dass man von gegnerischer Seite Tiecks Einfluss auf die deutsche Litteratur als ein Unglück, ihn selbst (wie Köpke sagt) als Abtrünnigen, als gewandten aber gesinnungslosen Taschenspieler, der mit seiner Ironie ein bloss kindisches oder gar perfides Spiel treibe, betrachtete. Selbst solche, welche sich dem Wohlwollen des bei dem Dresdener Hoftheater einflussreichen Protektors einst angelegentlich empfohlen hatten, haben das Andenken daran aus ihren Erinnerungen verloren und sind später als seine Gegner aufgetreten. Andere von geringerer Bedeutung suchten eine Verbindung aller litterarischen Künste anzuzetteln und Tieck in der Meinung des Publikums zu stürzen. Ein Publicist modernster Art Namens Bacherer, welchen sich Tieck zweimal vom Leibe gehalten hatte, drohte in einem Billet dieser Abweisung eingedenk zu sein. Gegen die pöbelhaften Angriffe von Seiten unerzogener junger Leute, so wenig er unempfindlich dagegen war, konnte Tieck zu seiner Verteidigung keine litterarische Partei mehr aufstellen. Höchstens ein so schroffes und ebenfalls oppositionelles Talent wie Hebbel that ihm die erfreuliche Zusage, dass er einer schnöden Partei gegenüber, die ihre Furcht und ihr Zittern hinter eitler Arroganz zu verstecken suche, seinen Stolz darein setzen werde, ja seine Pflicht darin sehen werde, einen Mann, der aller Zeit angehört, so viel an ihm liege, den ihm gebührenden Tribut darzubringen. Wolfgang Menzel hatte Tieck 1828 in der ersten Auflage seines Buches über ‚die deutsche Litteratur‘ seine öffentliche Huldigung dargebracht und suchte in der zweiten Auflage desselben und in seinem ‚Litteraturblatte‘ Tiecks Gegner mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie zu bekämpfen. Aber selbst Tiecks persönlicher Liebenswürdigkeit konnte es bei einem Besuche in Stuttgart nicht gelingen, Menzel zu Goethe zu bekehren: er schob mit einer schmeichelhaften Wendung alle diese Versuche zurück und Tieck konnte nicht umhin, in der ‚Vogelscheuche‘ Menzels Beitritt zu den Goetheverketzerern laut zu beklagen. Dies war ein Punkt, den Menzel mit dem jungen Deutschland gemein hatte und der ihn von Tieck trennte; trotz aller Einladungen scheint Tieck auch zu Menzels Litteraturblatt im ‚Morgenblatt‘ nichts beigetragen zu haben. Umgekehrt waren auch wieder die Goetheverehrer mit Tieck wenig einverstanden: in Berlin las ein milchbärtiger Schüler Horns, Dr. Hotho, ein Colleg über Goethe, in welchem er Tiecks Einleitung zu den Schriften Lenzens verketzerte. Dort aber, in dem Lager der Hegelianer, war überhaupt der Ausgangspunkt aller dieser Anfeindungen. Stimmen, welche sich in publicistischen Blättern gegen Tieck vernehmen liessen, betrachtete Koberstein mit Recht nur als die nothwendigen Consequenzen der Lehren unserer neueren Philosophen. Am lautesten liessen sich unter diesen die ‚Halleschen Jahrbücher‘ (1839) vernehmen, in deren bekanntem Manifeste gegen die Romantik auch Tieck eine bedeutende Stelle eingeräumt wird.

Und noch in demselben Jahre 1839 behauptete die Leipziger Allgemeine Zeitung: Tiecks Genoveva und Phantasus hätten in Vergessenheit sinken müssen sammt allem, was die romantische Schule geschaffen, von dem Augenblicke an, wo die erste vaterländische Poesie in Wilibald Alexis' Cabanis aufgetaucht sei, an welchen sich dann als weitere Manifestationen dieses echt vaterländischen Geistes der Eckensteher Nante, Glasbrenners Darstellungen des Berliner Volkslebens und andere der Art angeschlossen hätten. Alexis selber aber war ein Verehrer der Tieck'schen Dichtung und so hetzte man selbst seine Freunde gegen ihn auf.

Dass Tieck den literarischen Arbeiten des jungen Deutschland nur eine geringe Aufmerksamkeit schenkte, ergiebt sich aus einem Briefe vom 19. Mai 1835 an Immermann: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, welchen Widerwillen es mir erregte, dass der Heine Sie so lobt und preiset! Die Schriften dieses Zigeuners kenne ich erst, d. h. seine späteren, seit vorigem Sommer. So bin ich immer hinter meinem Jahrhundert zurück". Desto besser machte er sich mit der neuesten Dichtung der Franzosen, den Erzeugnissen der ‚sogenannten romantischen Schule' bekannt, welche ja zum Teile auf das junge Deutschland von Einfluss gewesen sind. Wie hart er über dieselbe privatim geurteilt haben mag, ergiebt eine Antwort Immermanns: „die sogenannte romantische Schule der Franzosen macht freilich seltsame Sprünge. Sobald diese Art sich auszubreiten begann, hatte ich gleich die Ahnung, dass wir von unseren Verächtern nunmehr durch Ausbrüche ihres kalten Wahnsinnes vollständig gerächt werden würden. Da ich von dort nie Poesie erwarte, so amüsiren mich die artigen Sachen doch, weil immer ein gewisses Geschick, eine Art von hasenfüssiger Zierlichkeit darin sichtbar ist. Ludwig XI. von de la Vigne z. B. ist allerliebst gemacht". Öfter hat sich Tieck auch öffentlich als Kritiker über die Romantik der Franzosen vernehmen lassen. Es war ihm eine sonderbare Erscheinung, dass in einer Nation, bei welcher neue und alte Litteratur noch schärfer als anderswo geschieden sei, welche die Lieblichkeit ihrer alten Sprache verkenne und die glänzenden Gedichte des Mittelalters verwerfe, neuerdings viele hätten auftreten wollen, um ihr die ‚sogenannte Romantik' vernehmlich zu machen. Diese Reformatoren müssten von fremden Nationen Töne, Bilder und Gesinnungen borgen, die in der eigenen nahe liegenden Litteratur sich nicht mehr vernehmlich machen; und es sei daher zu glauben, dass dieses Bestreben nur ein vorübergehendes sein werde; wenn aber diese ausländische Pflanze Wurzel fassen sollte, so werde sie auch Früchte tragen und es könne nicht ausbleiben, dass das Volk alsdann auch mit Sehnsucht zu seiner alten und vergessenen Zeit zurückkehren würde. Den Aufschwung der neuesten französischen Romanciers betrachtete er mit eben so viel Verwunderung als Missfallen. Er sprach diesen jungen Männern das grosse Talent nicht ab: vielmehr hätten nur wahre Talente ihre Zeit so beleben und hinreissen können, dass sie das Widerliche, welches allem Behaglichen und Schönen gegenüberstehe, nicht nur erträglich, sondern selbst interessant finde; und grosse Talente seien es von je her gewesen, die ihre Umgebung und ihr Jahrzehnt irregeleitet hätten. Das Unschöne, Hässliche, Gräuel-

volle und Unmenschliche sei in diesen Dichtungen recht zur Aufgabe gesetzt und diese Lust am Scheusslichen, den körperlichen Martern, einer mehr als feigen Todesangst, inmitten der furchtbarsten Grausamkeit, alles dies, indem es gefalle und hinreisse, erschien ihm als ein sehr bedenkliches Krankheitssymptom: „es ist ein gewaltsamer Galvanismus, nicht bloss für übersatte und erschlaffte, sondern für völlig erstorbene Gemüther, ähnlich den Romanen des jüngeren Crebillon zur Zeit Ludwigs XV.“. Noch unerklärlicher als die ganze Erscheinung dieser Romanlitteratur selbst war es ihm, dass die Franzosen ihren Victor Hugo als den Fürsten dieser neuesten Schule betrachteten, während ihm das Talent eines Balzac und Charles Nodiers weit gediegener erschien: etwas mehr Humanität mische sich den Erfindungen dieser Erzähler bei, und es sei nicht alles so auf die Spitze der Unmöglichkeit getrieben, auch die Bitterkeit und der Menschenhass mehr motiviert, als bei jenem neuen Höllenbreughel in seinem ‚Notre Dame‘, oder in seinen ganz verwerflichen Theaterstücken. „Doch hat sich manches Talent neuerdings gezeigt, und selbst ein Paul Kock ist beachtenswerth, denn so sehr er sich wiederholt und in jedem Buche dieselben Spässe ausspielt, so ist die schlechte Gesellschaft vielleicht noch nie vor ihm so geistreich geschildert worden. Sein Leichtsinn und sein Frevel gegen Religion und Priester sind auch weit unschuldiger und erträglicher als die seines Vorfahren Pigault Le Brun“. In einem Briefe an den Romanschreiber Friedrich Larun, der als Vorrede zu dessen gesammelten Schriften abgedruckt wurde (1842), macht er jener sonderbaren Romanlitteratur, welche, von Deutschen erregt, aber von den Franzosen doch eigentlich nur mit Sicherheit und Virtuosität behandelt worden sei, den Beinamen der romantischen streitig, welchen sie so recht eigentlich dem Vernünftigen, Wahren und Edlen gegenüber führe. Er greift auf die älteste Bedeutung des Wortes zurück, in welcher die beiden Schlegel dasselbe gefasst hatten, und bezeichnet diese Anwendung als einen Missverstand unserer Tage, wie so manche andere Irrthümer: „als wenn wir seit dem Mittelalter, im Gegensatz der Griechen, irgend eine andere Poesie als die romantische haben könnten! und als wenn so vieles jener alten Dichtkunst nicht schon zu uns ahndungsreich herüberwinkte und den Gefühlen und der Sehnsucht und Traumwelt, die, wie viele wähnen, erst mit dem Christentume entstanden und möglich geworden, freundlich die Hände reichte!“ Durch eine junge diktatorische Kritik sei diese Poesie der Zerrissenheit und Verzweiflung, die durch das Grässliche, ebenso Unwahre als Unmögliche, die Gemüter erschütterte, nicht nur alle Schönheit und den Adel der Menschheit vernachlässigend, sondern ihnen geradezu den Krieg erklärend, als Erlösung und Hingebung der Menschheit proklamiert worden, wodurch manches strebende Gemüt verschüchtert und auf kurze Zeit zum Proselyten gemacht worden sei. „Alles war nach den Aussprüchen dieser Priester des Typhon abgelebt, verweset, längst tot, was nicht gegen göttliche und menschliche Satzungen kämpfte, in Blut und Wunden und widernatürlichen Lastern schwelgte, nicht geradezu der Religion, dem Königtume und Gesetze den Krieg ankündigte. Diese wohlfeilste Genialität schien

sich unbedingt die Herrschaft anzumassen; die wenigen Stimmen, die mutig widersprachen, wurden überschrien, und man vernahm, dass dieser Widerspruch gegen alles Menschliche, welches unser Leben von dem des Tieres unterscheidet, die ächte Philosophie, Religion und Poesie, sowie das wahre Gesetz sei: die Annäherung zur Vollendung der Menschheit". Damals, im Jahre 1842, konnte Tieck bereits die tröstliche Meinung aussprechen, dass sich unsere deutsche, edle und verständige Nation von selbst, ohne sonderliches Entgegensprechen, wieder besonnen und abgekühlt habe und dass diese merkwürdigen Seltsamkeiten bald nur noch als Meteore oder Sternschnuppen beachtet werden würden, die, mögen sie glühende Steine oder Lichtstreifen sein, niemals Welten erzeugen können.

Gegen diese literarischen und politischen Kundgebungen des jungen Deutschlands und Frankreichs wandte sich Tieck seit dem Anfange der dreissiger Jahre auch in seinen Novellen, während er die Ausschreitungen, welche sich die frömmelnden und wundersüchtigen Nachkommen der romantischen Zeit hatten zu Schulden kommen lassen, jetzt aus dem Spiele liess oder den Wunderglauben von einer günstigeren Seite zur Darstellung brachte. Es war kein Zufall, dass er gerade jetzt, nach dem Tode des extremen Friedrich Schlegel, seinem älteren und gemässigteren Bruder Wilhelm wieder näher trat. Aber die Polemik ist in den Novellen dieser Gruppe nur äusserlich eingeflochten oder angeheftet. Es ist Tieck nicht mehr gelungen, einen Jungdeutschen so in Aktion zu sehen, wie er in der ‚Verlobung' die Frömmler in ihren Handlungen gegeisselt hatte. Meist zieht sich die Polemik ganz in die eingeschalteten Gespräche zurück und auch hier sind die Waffen zwischen den Parteien nicht mehr so gleichmässig verteilt wie in den früheren Novellen, in welchen selbst den von dem Dichter bekämpften Gegnern mitunter triftige Motive verliehen wurden: während die Jungdeutschen mehr abgekanzelt als durch Gründe belehrt werden. Auch wo der Dichter sie handelnd einführt, geschieht ihre Widerlegung ganz äusserlich: die Anhänger der jungdeutschen Doktrin stellen sich als Betrüger oder Windbeutel heraus; was ganz an die Art erinnert, wie einstmals Nicolai den jungen Friedrich Schlegel damit zu widerlegen gemeint hatte, dass er die Athenäusfragmente einem Gamin in den Mund legte.

Noch ganz allgemein ist Tiecks Polemik in der ersten der hierher gehörigen Novellen: ‚der Mondsüchtige' (1831) gehalten. Als das Gemeinsame aller neuen Richtungen in Politik, Religion und Litteratur sieht er hier den Hass gegen Goethe an, dem man Schiller entgegenpflanze: nur eine stille Brüderschaft, eine geheimnisvolle höhere Loge vereinige die Goethe verehrenden Gemüter. Dieser Hass sei nur die Folge einer Übersättigung, welche sich auch darin zeigt, dass Enthusiasmus, Ehrfurcht, Demut bei dem jüngeren Geschlechte ganz verschwunden sind. Das Wort „Dichter" leitet Tieck hier, wie in seiner ersten Periode, seltsamer Weise von Dichten, Verdichten ab und setzt den wahren Dichtern die Dünner, Verdünner entgegen, indem er die richtige litterarhistorische Beobachtung geltend macht, dass oft ein Dichtwerk erst dann Aufmerksamkeit findet, wenn es von den „Dünnern"

ausgebeutet werde. An die Dünner schliessen sich die Dehner an, welche sich zu diesen wie die Drahtzieher zu den Goldschlägern verhalten; während die Verdicker wieder die Grobschmiede in der Poesie vorstellen. Nicht undeutlich wird hier bereits die Schule, welche sich im engeren Sinne das junge Deutschland nannte, als eine neue Sekte von Nicolaiten bezeichnet: als eine zusammenhängende Verbindung, welche (so wie die Nicolaiten einst die bessere Sache der Aufklärung betrieben hätten) sich an Sprichwörtern und Handwerksgruss erkenne, bei dem Dichter nur die Gesinnung suche, überall Philister und Jesuiten wittere, absichtlich dieses oder jenes durchsetze, Sekten nach Gutdünken, wie es zu ihrem Zwecke diene, erhebe oder verwerfe u. s. w. In der Märchennovelle: ‚die Vogelscheuche‘ (1834) dagegen nimmt Tieck bereits bestimmte Richtungen und Persönlichkeiten auf's Korn. Gegen Victor Hugo, der uns ein Schlachthaus des Mordens und der Scheusslichkeit vorstelle; gegen die Goethe-Verächter, welche unseren grössten Dichter einen unsere Moralität untergrabenden Weichling nennen und an Stelle der Dichtung die Schlagwörter von Sitte, Religion, Tugend gesetzt wissen wollen, geht er hier offen ins Zeug, während die neuerlichen „Altdeutschen“, als Nachkommen der Romantiker, nur gestreift werden. Aus den Hegelianern hört Tieck auch hier nur den alten Nicolai heraus und die Forderung des jungen Deutschland, dass alles Partei werden müsse, glossiert er boshaft mit den Worten: „Faktionen machen nun die Weltgeschichte“. Die Ekel und Widerwillen erregende romantische Schule der Franzosen wird hier mit der deutschen Schicksalstragödie wegen ihrer gleichartigen Vorliebe für das Hässliche, Absurde, Grausame zusammengestellt und eingehend verurteilt. Den abfälligen Urteilen über Müllner, Grillparzer, Hoffmann stehen die lobenden über Tiecks Freunde und Schützlinge Immermann, Üchtritz, Raupach, Oehlenschläger gegenüber. Ad vocem der Spässe, welche sich der altgewordene Wilhelm Schlegel damals wieder im Wendtischen Musenalmanach erlaubte (Tieck selbst hatte den Abdruck vermittelt), vergleicht er die Ausfälle, welche sich dieses nicht nach Verdienst anerkannte Brüderpaar einstmals gegen Wieland und Herder (er nennt gerade die beiden, gegen welche sie ihre Gesinnung in der Öffentlichkeit oder wenigstens im Drucke am wenigsten hatten verlauten lassen), herausgenommen hatte, mit den Bosheiten, welche die Jungdeutschen an Goethe verübten, indem sie Poesie und Kunst zum Feldgeschrei der politischen Faktionen machten und Schiller als den Liberalen gegen Goethe als den Aristokraten ausspielten. Und wie sich A. W. Schlegel vor kurzem in den ‚Berichtigungen einiger Missdeutungen‘ als den ehemals radikalen, jetzt aber durch den blossen Umschwung der Zeiten konservativ gewordenen Kritiker hingestellt hatte, so hebt auch Tieck nicht bloss die Verdienste der Schlegel für die Würdigung Goethes hervor, sondern behauptet geradezu, dass heute alle Welt mit den Schlegel über manche Dinge einig sei, welche früher niemand hätte gelten lassen. Dieselbe Satire, welche in Folge ihrer Bitterkeit oft ganz aus dem humoristischen Tone herausfällt, wendet sich im ‚alten Buch oder die Reise ins Blaue hinein‘ (1834) wiederum gegen

Müllner und Hoffmann; gegen die „rohmantschende"*) Schule in Frankreich, welcher die wahren romantischen Dichter entgegen gehalten werden; endlich aber auch gegen Börne, der über Dinge, welche ihn so wenig wie die europäischen Verhältnisse, ihre Fürsten und Gesetze, angingen, schimpfe um zu schimpfen, und gegen den Verfasser der Reisebilder (Heine), der es allein unter den Dichtern alter und neuer Zeiten vermocht habe, abgelebte Diplomaten, d. h. „die legitime, offizielle, durch alle Lebensepochen abgeschwächte blasierte Blasiertheit" noch zu erwärmen und aufzureizen. Diese literarischen Ausfälle bieten, wie man sieht, wenig Abwechselung: ebenso wenig als die gegen die politischen Ansichten Jungdeutschlands gerichteten. Dieses kämpfte bekanntlich gegen den Adel und Feudalismus: Tieck blieb auch hier konservativ und erklärte sich schon 1832, als er in der Novelle: ‚die Ahnenprobe' (1832) die Adelsvorurteile glimpflich zurückschob, eher gegen als für Jungdeutschland. Hier ist der alte Graf von seiner Jugendgeliebten durch Standesvorurteile getrennt worden; sie finden sich am Schlusse wieder und gestatten ihren in demselben Zwiespalt befindlichen und sich gegenseitig liebenden Kindern die Durchbrechnng der Schranken, welche sie selbst von ihrem Glücke getrennt haben. Aber abgesehen davon, dass auch hier in dem Verhältnis der jungen Leute die Lösung nicht rasch und gewaltsam, sondern wohl vorbereitet ist, so ist das Verhältnis des alten Grafen zu Jakoba, welche die Trennung der Stände anerkannt und freiwillig entsagt hat, doch als das Idealverhältnis hingestellt und der Dichter scheint sagen zu wollen: Qui capere potest, capiat! Deutlicher spricht sich Tieck in der Novelle: ‚der Wassermensch' (1834) gegen das junge Deutschland aus. Einer der Mitunterredenden gehört dort dieser neuen Richtung an. Er verachtet die „sogenannte Kunst und Wissenschaft" als Kleinigkeiten des Lebens und eifert gegen Adel, Feudalismus, Monarchie und Pfaffentum. Als echter Radikaler hasst er die Konservativen, empfiehlt das Turnen, und will die Bilder von Freiheitshelden allenthalben angebracht wissen. Unter den Dichtern ist Schiller sein Mann: wegen seiner Freiheitsgesinnung, wegen Posa und Tell. Von der Julirevolution erwartet er das Heil der Welt und ergreift nicht nur für die Juden, sondern auch für Napoleon das Wort, welchem wir, wenn er nicht unterlegen wäre, durch Zerstörung des Alten gewiss noch eine neue Welt zu danken gehabt hätten. Auf die junge Generation der Befreiungskriege sehen er und seinesgleichen hochmütig herab. Ihr Anschluss an das Ausland (Frankreich), ihr williges Preisgeben des linken Rheinufers wird hervorgehoben, um das „junge Deutschland", welches Tieck (wenn ich nicht irre) hier das einzige Mal bei Namen nennt, dem patriotischen Leser recht gehässig vor die Augen zu stellen. Der Geheime Rat kanzelt den jungen Mann in einer langen Rede ab, in welcher er besonders auf die Verdienste der Görres, Arndt, Steffens, Jahn hinweist, denen die übrigen trotz des Hochmutes, mit welchem sie auf ihre

*) Das Wort „mantschen" erklärt der Dichter aus dem brandenburgischen Dialekt, in welchem es etwas Widriges und Ekelhaftes durch einander mischen bedeute.

Vorläufer herabsähen, doch nicht gleich kämen. Tiecks ganze Abneigung gegen das Jahrhundert des Dampfschiffes, der Maschinen und Eisenbahnen, der Telegraphen und Dampfanstalten spricht sich in einer seiner letzten Novellen: ‚Liebeswerben' aus (1838). Hier macht er es der neueren Zeit zum Vorwurfe, dass allein den technischen Fächern ein ernstes Studium gewidmet würde, während man alle höheren Richtungen der Publicistik, dem Journalwesen, der Tagesschriftstellerei, den Tageblättern, welche unsere Welt sind, überlasse. Und zwar einer Journalistik, welche ein völlig ephemeres, auf den Augenblick berechnetes Dasein führe, im Cliquewesen und in gegenseitiger Erhebung das Grösste leiste und eben, weil sie überall zu Hause sein müsse, nirgends zu Hause sei. Man verlangt Weltanschauung und betrachtet die Erde als eine geheizte Lokomotive; man verlangt Weltlitteratur und will alles menschliche Wissen in einer Zeitung vereinigen; man verlangt Liberalismus und Selbstregierung der Völker. Goethe und Schiller sind veraltet, trotzdem (Tieck spielt auf Byrons Dichtung an) der Werther allenthalben bestohlen wird. Die Frau soll frei wie der Mann, emancipiert sein: erst im Treubruch erkennt man die echte Treue und in der Verletzung der Ehe erst die wahre Ehe. Um sich diese Entartung der Zeit zu erklären, greift Tieck auf die falsche philanthropische Erziehungsweise unserer Vorfahren zurück, welche er einst so oft in den Straussfederngeschichten gegeisselt hatte und welche er jetzt ihre Früchte tragen sehen wollte: den verzärtelten Liebling der Familie hatte er dort oft mit Humor behandelt, jetzt fand er den Knaben, der zu Hause das hohe Wort geführt hatte, ebenso vorlaut im Leben wieder. Nur um die neue Zeit nicht mit einem so harten Urteile zu entlassen, führt Tieck auch einen milderen Beurteiler ein: der Präsident sieht einen Fortschritt in der Abschaffung des Kastengeistes des vorigen Jahrhunderts; daher dränge sich jetzt der Bürgerstand zu allen Ämtern und auch in der Litteratur suche jeder in den Vordergrund zu kommen. Zwischen dem Alter und der Jugend soll das Recht gleich geteilt sein — eine Objektivität, welche nicht ganz des Dichters eigene war.

Stimmen die Novellen dieser Gruppe in ihrem polemisch-satirischen Teile vollkommen überein, so teilen sie sich nach dem eigentlich dichterischen in zwei Klassen. In denen der ersten Klasse bekämpft Tieck das junge Deutschland in den von diesem selbst aufgebrachten Formen. Die erste der gegen dasselbe gerichteten Novellen: ‚der Mondsüchtige' (1831), welche 1827 spielt, ist in Briefen abgefasst, welche ein, wenn auch nicht „auf Mondschein reisender", so doch den Mond verehrender Neffe an seinen Onkel und umgekehrt der letztere an den ersteren schreibt. Es ist also die beim jüngeren Deutschland beliebte Form von Reisebriefen und Reisenovellen, welche auch Tieck benutzt, um seine künstlerischen- und Lebenserfahrungen auszusprechen. Was den Reisenden aber von seinen des Mangels an Enthusiasmus, Ehrfurcht und Demut geziehenen Vorbildern unterscheidet, ist die Pietät, mit welcher er überall den Spuren grosser Männer nachgeht: Tieck verwertet hier die Erinnerungen an Besuche, welche er einstmals den Geburtshäusern Goethes und Shakespeares abgestattet hatte, und an

eine der ersten, bald nach Näke unternommene Wallfahrt nach Sessenheim. Auch über Jean Pauls Dichtung und Heimat und ihren Zusammenhang findet man glückliche Beobachtungen. Die Erzählung der Schweizerreise giebt Anlass nicht nur zur Polemik gegen Gessner, welcher in einer an poetischem Gehalt überreichen Gegend „Umdichter“ gewesen sei, sondern auch zur Erneuerung des Gedächtnisses an den Geschichtsschreiber der Schweiz, den von den Neueren seiner Schwächen (seines Gesinnungsmangels) wegen bei Seite gelegten Johannes Müller, und auch über die Staël und ihren Kreis (besonders Wilhelm und Friedrich Schlegel) fallen schöne Worte. Auch in der eigentlichen Handlung der Novelle spielt Goethe, Jungdeutschland zum Trotz, eine glanzvolle und hervorragende Rolle und sein Mondlied wird neben Tiecks „mondbeglänzter Zaubernacht“ citiert. Die Mondverehrung bildet übrigens nur ein nebensächliches Motiv der Handlung: es handelt sich keineswegs, worauf die Analogie des Titels mit den ‚Wundersüchtigen‘, irre führen könnte, um die Heilung einer Krankheit, wenn auch gegen die übertriebene Mondanbetung der Jahre 1775—1780 gelegentlich geeifert wird. Die Handlung besteht vielmehr darin, dass die Geliebte, welcher der Reisende in Tharau flüchtig begegnet ist und der er dann bis in die Schweiz suchend nachfolgt (ein Motiv aus dem Wilhelm Meister), zufällig bei Mondschein wieder mit ihm zusammentrifft, weshalb der Mondschwärmer behauptet, der angebetete Mond habe ihm die Geliebte zugeführt. Aber auch die Briefe des Onkels enthalten eine (und zwar die längere und interessantere) Novellenerzählung, in welcher gleichfalls die Verehrung Goethe's eine Rolle spielt. Indem sich schliesslich die Geliebte des Neffen als Tochter des durch Unglück und Bosheit von seiner Frau getrennten Onkels herausstellt, verschlingen sich die beiden Novellen zu einer. Vielfach übereinstimmende Züge weist die Handlung der uns schon bekannten folgenden Novelle: ‚die Ahnenprobe‘ auf. Auch hier wieder eine Doppelhandlung, in welcher die Alten und die Jungen die Helden sind; auch hier dasselbe Verhältnis zwischen den Alten wie zwischen den Jungen; auch hier die Einheit der Erzählung hergestellt, indem sich die Geliebte des Sohnes als die Tochter Jakobas, der ohne ihre Schuld von dem Alten getrennten Geliebten des Grafen, herausstellt. Der Hebel, die Handlung in Gang zu bringen, ist hier (wie bei Tieck häufig) eine Entführung, dort die Verfolgungsreise nach der Geliebten; und dieselbe Rolle, welche dort Goethe und seine Dichtung spielt, nimmt hier „Romeo und Julia“ ein, durch dessen Vorlesung (sie war auch ein Meisterstück Tiecks) Edmund die junge Gräfin gewinnt. Auch die ‚Sommerreise‘ (1833) hat mit dem ‚Mondsüchtigen‘ Ähnlichkeit: hier verfolgt Walther den Entführer der Cousine eines Freundes, es stellt sich aber heraus, dass sein eigener Reisebegleiter Ferdinand der Verfolgte ist — also auch hier eine Doppelhandlung, welche am Schlusse zusammenfällt. Es ist ein beständiges Haschen und Wiederverlieren der Spur der Maschinka, welche zu Zeiten hervortritt, aber sogleich wieder verschwindet. Das wird sehr glücklich auch in der Form zum Ausdrucke gebracht, indem uns der Dichter grösstenteils mit der Reisebeschreibung unterhält, und die eigentliche

Handlung der Novelle nur hie und da ebenso flüchtig, wie die verfolgte Maschinka, hervortritt. Tieck beruft sich auf interessante Tagebücher und Briefe von Personen, welche er später 1813 in Prag wiedergefunden habe und die nun teils gestorben, teils nach fernen Gegenden gezogen seien, weshalb er seine Auszüge aus den Schriften der drei Hauptpersonen öffentlich verwerten und mehr als einmal auch die eignen Worte der erscheinenden Personen gebrauchen dürfe. Diese drei Personen, welche auf der Reise zusammentreffen, sind: Walther von Reineck, ein „halbpolnischer Mensch“, der an den Grafen Bilizki in Warschau schreibt; dessen enthusiastischer, der katholisierenden neueren Richtung zugethaner Begleiter Ferdinand; ihnen schliesst sich der immer halbtrunkene, scherzhafte Wachtel an. Die eingeschalteten Briefe tragen das Datum: Juni 1803; welches uns direct an die um diese Zeit von Tieck mit seinem Freunde Burgsdorff, der wie Walther das Reisegeld verspielte und zur Rückkehr zwang, unternommene Reise durch einen grossen Teil von Deutschland erinnert. Mag Tieck also immer für die Handlung Aufzeichnungen anderer benutzt haben, für die Reiseberichte hat er wieder aus eigenen Erlebnissen geschöpft und der Ferdinand, welcher sich in Jena der schönen mit den beiden Schlegel und Novalis verlebten Tage erinnert, kann nur Tieck selber sein. Die Reise geht von Tiecks damaligem (1803) Aufenthalte aus: der gräflich Finkenstein'sche Kreis in Ziebingen wird mit Nennung der Namen geschildert. Davon führt Dresden mit den romantischen Malern: Hartmann, Friedrich, Runge und der Sixtinischen Madonna zu Kunstbetrachtungen über. In Teplitz und Karlsbad führt ein Besuch bei Karl von Hardenberg Erinnerungen an Novalis herbei, über dessen Namen Tieck hier den authentischen, neuerdings durch Novalis' Briefwechsel mit den Schlegel bestätigten Aufschluss gegeben hat. Gelegentlich der Berührung von Wunsiedel verbreitet sich Tieck wieder über Jean Paul und die Romanlitteratur im allgemeinen. In seinen Expektorationen über die katholisierende Richtung und ihre Konsequenzen führt sich Tieck als den Verfasser der Genoveva und des Octavianus ein: indem er den Missverstand, diese süsse Poesie des stillen Gemütes in der Wirklichkeit suchen oder erschaffen zu wollen, erörtert, will er schon 1802 zur Widerlegung desselben eine Geschichte begonnen haben, von welcher uns trotz der zahlreichen Nachrichten aus dieser früheren Epoche seines Lebens nichts bekannt ist und die wohl auch nur eine Fiction ist, um den Dichter der Genoveva bei den neuerlichen Verirrungen dieser Richtung aus dem Spiele zu halten. Gleichwohl nimmt Tieck auf der Reise durch Süddeutschland, wo er allenthalben Gelehrte und Künstler begrüsst, für die katholischen gegen die protestantischen Länder Partei: indem er den alten Vorwurf, welchen die Romantik der Reformation zu machen hatte, die Zerstörung so manches Schönen, wiederholt und „den Aberglauben selbst der besten Menschen gegen den Aberglauben der Gespensterfurcht, des Jesuitismus“ u. s. w. tadelnd beobachtet. In Bocklet am Grabe der Auguste Böhmer, in Liebenstein beim Zusammentreffen mit Karl und Anton von Heidenberg, in Weimar bei Goethe, in Jena bei Frommanns u. s. w. werden Erinnerungen an die schöne Zeit

des romantischen Bundes wieder laut, dessen Andenken unserem Dichter um so teurer wurde, je mehr er sich aus der Gegenwart zurück gedrängt fühlte. Bildet diese Novelle gewissermassen den praktischen Beleg zu der im Phantasus vorgetragenen Kunstlehre des Reisens, so wird die Kunst in der Not zu lachen in der folgenden: ‚des Lebens Überfluss' (1838) praktisch und theoretisch dargelegt. Diese Novelle ist ein reizendes, schelmisches Stück und mehr ist die Verwandtschaft, welche Tiecks capriciöses Talent mit dem Heine'schen in mehr als einer Beziehung hatte, nie hervorgetreten. Heinrich Brand, Dichter, bei der Gesandtschaft entlassen, hat seine junge Frau ihren Eltern entführt und mitten in der grössten Not verleben sie die allerglücklichsten Flitterwochen, welche sich fast über ein Jahr ausdehnen. Schliesslich wird Heinrich durch Kälte genötigt, die zu ihnen hinaufführende Treppe nach und nach, Stufe für Stufe zu verbrennen: so dass, als am Schlusse ein Jugendfreund Erlösung aus der Not und die Verzeihung des Schwiegervaters bringt, zwischen oben und unten höchst komische Situationen entstehen. Die Handlung findet bei Tieck selbst eine Analogie: in der ersten Novelle ‚die Gemälde' hat der Held, ein leichtlebiger junger Mann, sein ganzes väterliches Vermögen durchgebracht und lädt seine Freunde zu einem Zechgelage, mit welchem er einer Geliebten wegen dem losen Leben den Abschied geben will; das Werk seiner Freunde fortsetzend, ist er eben daran, aus Übermut eine Vertäfelung herabzureissen und dem Feuer zu widmen, als hinter derselben eine kostbare Gemäldesammlung sichtbar wird, welche ihn rettet. So soll der Übermut hier und dort etwas durchgesetzt haben. Aber Brand in unserer Novelle führt nicht ohne Grund den Taufnamen Heinrich: er ist wie sein dichterischer Namensvetter, was man einen liebenswürdigen Lump nennt. Nach der Entdeckung zählt ihn eine Zuschauerin zu der Secte der Anhänger des ‚heiligen Sanct Simon'; er hat noch mehr vom jungdeutschen Dichter als den Grundsatz: „Unsere Liebe ist die wahre ‚Ehe", den seinerzeit auch Friedrich Schlegel ausgesprochen hatte. Es war vielleicht Tiecks Absicht, die nahe Berührung älterer romantischer Ideen mit manchen Jungdeutschlands aufzuzeigen. Die romantischen Ideen über die Weiblichkeit klingen auch an, wenn es heisst, die Frau solle die antwortende Stimme, nicht aber, was viele für das Ideal der Weiblichkeit halten, das Echo des Mannes sein. Aus dem Tagebuch, welches dem Dichter untergeschoben wird, spricht wieder der alte räsonnierende Tieck, der sich über das geringe Pflichtgefühl seiner Zeit beklagt.

In den ersten Novellen erinnerte nichts an Tiecks frühere Periode: er bekämpfte die aus den damaligen Anregungen hervorgegangenen Richtungen und hielt sich, indem er die wirkliche Welt zum Stoff seiner Dichtung machte, auch künstlerisch von Reminiscenzen an seine erste Dichtungsperiode frei. In den Novellen dieser Periode haben wir bereits wiederholt inhaltlich einen Anklang und eine Berufung auf dieselbe wahrgenommen und es wird uns nicht wundern, dass Tieck auch zu der gewohnten Form seiner Jugenddichtung zurückkehrt. In der That bilden Märchennovellen die zweite Klasse dieser Gruppe: in welcher sich (wie in Tiecks ehemaliger Märchenkomödie die Polemik gegen die

Aufklärung mit dem Märchen verbunden war) ein satirischer und polemischer Teil, gegen Jungdeutschland gerichtet, mit einem märchenhaften verbindet. Nur ist, wie schon gesagt, die Verbindung äusserlicher und die doppelte Geschichte wird meistens auch abwechselnd erzählt. So wechseln in der ‚Vogelscheuche' (1834) Elfenscenen mit humoristischen aus der wirklichen Welt ab, und die Handlung, welche in der Elfenwelt vorgeht, ist mit der aus der wirklichen Welt fast auf dieselbe Weise wie im Oberon verbunden: die Pointe ist in beiden dieselbe, indem das gleiche Schimpfwort dieselben Verwicklungen hervorruft. Wir werden aber Wilhelm Schlegel nicht Unrecht geben können, welchem, auch wenn er voll Entzücken über die herrlichen Spässe und Einfälle war, die Elfenscenen weniger behagen wollten: auch uns erscheinen die Elfenscenen mitunter etwas zu lang gerathen, und die endlose Unterredung zwischen Heimchen und Rohrdommel ist entschieden mehr als man von dergleichen auf einmal erträgt. Unwiderstehlich dagegen ist der köstliche Ledebrinna, welcher einst als Vogelscheuche aus gebranntem Leder figurierte, dann durch eine Elfe belebt seinem Herrn entläuft und nun als der lederne Kerl in der Menschheit und Litteratur erscheint: eine bestimmte Person aus der Dresdener litterarischen Welt soll gemeint sein, wie ja auch der Magister Ubique, der ‚Lober', welcher die Schönheiten der Gemälde ausdeutet, nachdem der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe längst in allen Händen war, nicht zweifelhaft sein konnte. Über das Vereinswesen hatte sich Tieck bereits in der ‚Ahnenprobe' lustig gemacht, indem er uns in eine Gesellschaft führt, in welcher das Lügen kunstmässig betrieben werden soll und neben anderem thörichten Zeug auch ein Kesselflicker die Kunstlehre des Flickens vorträgt. Hier parodiert Tieck die gelehrten und litterarischen Gesellschaften, welche in Dresden an der Tagesordnung waren und sich nicht ungern gerade gegen Tieck verbanden: die in der Vogelscheuche vorgeführte hat sich zum Unterschiede von anderen die Langeweile zum eigentlichen Zwecke gesetzt; ein Motiv der verkehrten Welt, wie sich in Tiecks Novellen noch mehrere finden. Auch einer grossen musikalischen Gesellschaft müssen wir hier wieder beiwohnen; eine Kunstausstellung besuchen; endlich parodiert Tieck auch die neuen Geschwornengerichte in einer ergötzlichen Scene, in welcher sich der Kläger auf den Dichter Tieck beruft, dessen Autorität der Verteidiger verwirft. Eine solche Doppelhandlung finden wir, wie schon der Titel anzeigt, auch in der folgenden Novelle: „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein" (1834), in welcher sich Tieck auch grundsätzlich über die Märchendichtung äussert und seiner früheren Dichtungen nicht vergisst. Abwechselnd mit komischen Scenen aus dem gegenwärtigen Kleinstädterleben wird auch hier ein Märchen erzählt, eine Art Tannhäusergeschichte (aber wieder mit dem Elfenreich von Oberon und Titania verbunden), in welcher Gottfried von Strassburg erst als Köhlerjunge, dann als Dichter eingeführt wird. Die Verbindung beider Handlungen geschieht hier durch folgende Voraussetzung: die Elfengeschichte ist in einem alten Manuskript enthalten, welches an vielen Stellen lückenhaft und zerstört ist und deshalb schon im 16.

Jahrhundert überarbeitet wurde; die Auffindung des Manuskriptes, seine Ergänzung durch einen ganz poesielosen modernen Philister (ein Jugendfreund, den Tieck in Dresden in nüchternster Prosa wiederfand, schwebt bei ihm vor) und andere bei dieser Gelegenheit sich ereignende Geschichten bilden die mit den Elfenscenen abwechselnde zweite Handlung. Eine ganz ähnliche Einkleidung hatte Tieck für eine andere Novelle in Aussicht genommen, von welcher indessen nur der Vorbericht und einige Stellen ausgeführt worden sind und welche den Titel führen sollte: ‚Hütten-Meister, Märchen-Novelle oder Chaotische Darstellungen, oder Wahrheit und Lüge, oder Biographie eines lebensmüden Invaliden, nebst Bekenntnissen verschiedener Art und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände‘. Der Vorbericht erzählt wieder die Schicksale des Manuskriptes, welches aus der Hand eines alten Sonderlings herrühren soll, über welchen das Gerede der Leute keine Auskunft geben kann. Es soll wie ‚das alte Buch‘ in verschiedenen Zeiten geschrieben sein; die zwischenlaufenden Bemerkungen und Aufsätze rührten von verschiedenen Verfassern her; kurz es sei Biographie, Märchen oder Novelle in einer chaotischen Darstellung, oft ohne Zusammenhang, mit aufgedrungenen Bemerkungen und Einfällen, Manches möge wahre Begebenheit sein, Vieles Erfindung oder die Einbildung eines halbwahnsinnigen Menschen. Deutlicher als die Parodie auf die modernen Herausgeber und Kritiker mittelhochdeutscher Dichtungen, besonders des Nibelungenliedes, ist hier das Streben, die Kunstform der Erzählung ebenso auf den Kopf zu stellen und durch sich selbst zu zerstören, wie in den Märchenkomödien die aristophanische Willkür die Grenzen der dramatischen Dichtung vespottet hatte. Wie dort die Bühne mit in das Schauspiel hereingezogen wird, so gehört auch hier der Rahmen, das Manuskript oder das Buch, zur Geschichte. Während sich aber Tieck damals bloss an ausländische und klassische Muster halten konnte, hatte er hier an E. T. A. Hoffmann in Deutschland selbst ein verführerisches Beispiel vor Augen, dem er vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen folgte. Wenigstens erinnert es stark an diesen, wenn Tieck in den ersten Capiteln der Vogelscheuche die Erzählung an einem Hauptpunkte unterbricht, um Stellen aus den hinterlassenen Papieren seines Vetters Martin einzuschieben, welche ganz allgemein gehaltene humoristische Betrachtungen enthalten.

Noch etwas anderes aber muss uns in der Einkleidung der Novelle ‚die Vogelscheuche‘ auffallen. Die Novelle ist zugleich Drama; aber die dramatische Einkleidung ist nur in den Überschriften durchgeführt, nicht etwa das Ganze dialogisiert. An die Stelle der Angaben, welche uns sonst der Theaterzettel bietet, tritt eine Einleitung, in welcher sich Tieck über die neuere Schneiderweise in Romanen und Theatern, welche den Helden mit seinen Kleidern vom Scheitel bis zur Zehe beschreiben, über die genauen Angaben von Ort und Zeit der Handlung und das Decorationswesen lustig macht; die folgende Erzähluug ist in zwei Teile oder fünf Aufzüge, jeder Aufzug wieder in Scenen abgeteilt. Von da bis zur eigentlichen dialogisierten Novelle war nur ein kurzer Schritt:

hatte Tieck doch in der Vorrede zu Lenzens Schriften, wo er Goethes Dramen dialogisierte Novellen nennt, es selbst ausgesprochen, dass man sich Erzählungen, Romane in geistreichem wahrem Dialog nicht nur denken könne, sondern dass sie wirklich da sind und oft musterhaft, wie die Verfasser der spanischen Celestina, dann Lope in seiner Dorothea und andere bewiesen hätten. Diesen Schritt machte Tieck noch in demselben Jahre in der Novelle ‚der Wassermensch'. Ich stelle diese Novelle in eine sechste Gruppe mit zwei anderen zusammen, welche mit ihr das Gemeinsame haben, dass sie weder in inhaltlicher noch in formeller Beziehung auf den Namen Novelle Anspruch machen dürfen. Es sind entweder blosse Anekdoten, welche wie im Phantasus durch Rahmengespräche zusammengehalten werden; oder epische Erzählungen. Tieck sucht Anknüpfungspunkte, um die Novellen fortzuspinnen u. s. w. In allem diesen verrät sich ein langsames Versiegen seiner Production auf diesem Gebiete. In der ‚Übereilung' (1835) z. B. fehlt jede Handlung: Tieck giebt in der Einleitung, angeblich aus den Papieren eines Professors (Wilhelm Schlegels, den Tieck erst vor Kurzem besucht hatte?), Beispiele einer unglaublichen Zerstreutheit oder Unwissenheit, welche wohl jeden einmal befalle. Er nimmt hier Revanche an Schiller, der in einem vor Kurzem bekannt gewordenen Briefe an Goethe Friedrich Schlegel einen Ignoranten gescholten hatte, indem er diese Beispiele gerade aus Schillers Turandot, aus Goethes Byron-Übersetzung und aus einem Briefe Zelters, den auch Schlegel nicht leiden wollte, heraussuchte. Die folgenden kleinen Geschichten, welche dieselbe Schwäche illustrieren sollen, sind Fichte mit der Staël und dem Dänen Öhlenschläger dem Dichter gegenüber passiert: sie haben weniger allgemeines Interesse als die litterarischen Bemerkungen über die Dänen überhaupt und ihre neuere, auf deutsche Muster zurückgehende Litteratur. Eine Novelle kommt freilich hier noch viel weniger heraus als in den ‚Abendgesprächen' (1839), welche ich in anderem Zusammenhange bereits citirt habe und in welchen die vorgetragenen Geschichten doch wenigstens dadurch eine Handlung hervorbringen, dass sie sich im Verlauf der Novelle erfüllen. Ganz ohne Handlung ist auch die dialogisierte Novelle: ‚der Wassermensch' (1834), in welcher die Personen nicht nur redend eingeführt werden, sondern genau wie in einem gedruckten Drama der Name der sprechenden Person ihren Worten vorgesetzt ist. Wir werden in eine Gesellschaft geführt, wie sie Tieck liebt: eine Gesellschaft, welche über die Grundsätze einig ist, denn nur dann könne man mit Erfolg streiten. Es wird die dem Schillerschen ‚Taucher' zu Grunde liegende Geschichte des Pescecola und ähnliches erzählt. Daran reihen sich, nicht ohne Nörgelei an dem Schiller'schen Gedichte, Gespräche gegen das Declamieren von Gedichten in Concerten, gegen die Aufführung von Melodramen u. s. w.; wie Tieck überhaupt viele seiner in den dramaturgischen Blättern und in den kritischen Schriften vorgetragenen Ideen den Gesprächen der Novellen zu Grunde gelegt hat. Eine der mitredenden Personen versucht zu zeigen, wie aus dem Stoffe des ‚Taucher' eine Erzählung, Novelle oder Roman der neueren Art hätte werden können: sie improvisiert daraus einen Seeroman in der Art

des weitschweifigen Cooper, einen Conspirationsroman, einen Liebesroman. An diese Gespräche, welche den Hauptinhalt bilden, schliesst sich ganz äusserlich eine dürftige Handlung an. Einer der Mitunterredner gehört dem jungen Deutschland an: die Entwicklung seiner uns bekannten Meinungen, welche der geheime Rat widerlegt, gibt zu neuen Gesprächen Anlass. Er aber hat durch diese Kundgebung seines Innern die Liebe der Tochter des Hauses verloren, welche ihre Hand dem bescheidenen Rat Essling reicht. Also genau so, wie Kotzebue einst im pythagoräischen Esel den romantischen Jünger zu kurz kommen liess. Um aber die Beziehung auf die den grössten Teil der Pseudonovelle füllenden Erzählungen vom Wassermenschen nicht ganz fallen zu lassen, wird die Geschichte derselben symbolisch ausgedeutet: wie der Wassermensch hat auch der junge Florheim durch zu langen Aufenthalt im ‚Wasser' den Verstand verloren. In denselben, von dem Jungdeutschen gereinigten, Cirkel führt uns ‚die Glocke von Arragon' (1839). Der Einkleidung nach schliesst sie sich also an die vorige Novelle an: es erzählt auch wieder dieselbe Persönlichkeit, welche die Variationen auf den ‚Taucher' zum Besten gegeben hatte. Im Inhalte aber bezieht sie sich auf den ‚Tod des Dichters' und ist also ein deutliches Zeichen, wie Tieck schon nach allen Seiten um sich griff, um seine Novellen fortzuspinnen. Dort wurde die Glocke von Vilella erwähnt, deren Läuten nach einer alten arrogonesischen Sage immer ein Unglück für das Land bedeutet. Nach den Grundsätzen, welche Tieck den Lesern seiner Novellen noch jüngst im ‚Schutzgeist' gegenüber dem Wunderbaren eingeschärft hatte, sieht er sich genötigt, das so oft bezeugte Faktum gelten zu lassen, rät aber sich damit zu begnügen und nicht nach Ursache und Zusammenhang zu forschen. Aber unter dem Ausdrucke ‚arrogonesische Glocke' versteht man auch weiter alles Thörichte und Ungereimte; und diese auch von Lope de Vega behandelte Volkssage trägt Tieck nun im Tone der spanischen Romanzen d. h. in vierfüssigen Trochäen, welche ziemlich regellos gebaut und trotz des Mangels der Assonanz nur selten gereimt sind, vor; wobei er mehr an Herders Cid als an die kunstvollen Strophen Brentanos erinnert. Der Inhalt erzählt, wie der aus dem Kloster auf den Thron gestiegene König Ramiro seine aufrührerischen Vasallen einlädt mit ihm eine Glocke zu giessen: sie lachen des ungereimten und dummen Einfalles; er aber lässt, als sie kommen, ihre Köpfe an die Glocke hängen. Auf die Herzenskämpfe, welche der Mönch in Ramiro zu überwinden hat, um dem grausamen Entschlusse des starken Herzogs Raum zu geben, wird das Hauptgewicht gelegt und wenigstens die tröstliche Lehre angedeutet, dass die Kirche sich dem Staate unterzuordnen hat. Zum Schlusse wird endlich in demselben Kreise ein dem Novalisschen ‚Rosenblütchen und Hyacinthe' nacherzähltes Märchen vorgetragen, welches den im ‚Wassermenschen' abgewiesenen Radicalen zum Verfasser hat, der in Paris zu conservativeren Gesinnungen bekehrt worden ist und seine Erfahrungen hier in einer Allegorie darstellt.

Am Ende von Tiecks Novellendichtung stehen zwei grosse Dichtungen, welche eine gesonderte Betrachtung erfordern: die Novelle

‚der junge Tischlermeister' und der historische Roman ‚Vittoria Accorombona'.

‚Der junge Tischlermeister', eine Novelle in sieben Abschnitten, welche den Umfang der dieser Gattung gesetzten Grenzen um eben so viel als die ‚Vogelscheuche' und manche andere Novelle Tiecks überschreitet, ist recht eigentlich des Dichters Lebenswerk geworden. Schon 1795 hatte er, angeregt durch Cervantes' Novellen, noch mehr aber durch Goethe's Wilhelm Meister, und gleichzeitig mit seinem Sternbald, dessen milde abendsonnenhelle Beleuchtung Immermann mit mehr Originalität und Gehalt verbunden hier wiederfinden wollte, den Plan ins Auge gefasst. Erst 1811 begann die Ausarbeitung, welche sich mehr ausdehnte und bunter ausfiel, als im ersten Entwurfe lag. 1819 begann der Druck, aber erst 1836 konnte Tieck die Arbeit zum Abschlusse bringen. W. Schlegel und Immermann waren die Lobredner der fertigen Dichtung; besonders Immermann fand richtig heraus, dass diese Novelle mehr in den Gesetzen der Gattung sich bewegte als manche andere seiner letzten Dichtungen dieser Art und dass der Witz, die Lehre, überhaupt die Idee des Ganzen ganz in der Handlung und in den Situationen stecke, was ihm nun einmal cardo rei bei der Novelle zu sein schien.

Dass ‚Wilhelm Meister' das Vorbild für diese Novelle gewesen ist, zeigt schon das ganze Gerüst der Handlung. Der Tischler Leonhard wird von Handwerk und Familie hinweg (also aus dem engen Bürgerkreis, in welchem auch der Meister beginnt) durch seinen adeligen Freund Elsheim in die höheren Gesellschaftskreise geführt, denen er sich bei Theateraufführungen dienlich macht. Mit den theatralischen Abenteuern wechseln Liebeleien ab. Nachdem Leonhard auf der Rückreise noch mit einer früheren Geliebten (man vergleiche das Wiedersehen Goethes mit Friederike von Sesenheim) abgeschlossen und mancherlei Beschämungen erfahren hat, kehrt er zu einem festgegründeten Glück in die Arme seiner Frau und in die Werkstatt zurück. Leonhard, ein gebildeter Tischler, welcher den Homer liest und nur wegen der Verwandtschaft, die sein Handwerk mit der Kunst hat, zur Tischlerei geführt wurde, während der in der Bibliothek seines Vaters befindliche ‚Götz' (man vergleiche Tiecks Jugendgeschichte) seine Begeisterung für den Schauspielerstand mächtig entzündet hat: Leonhard hat seiner Reise und Wanderlust genug gethan und mit seinen Herzensverirrungen abgeschlossen.

Wie Goethe braucht auch Tieck die eigene Jugendzeit als Quelle für das Vorleben seines Helden. Die Schilderungen der Reise, welche Leonhard auf das Gut seines Freundes und wieder zurück zu machen hat und welche an die Stelle der bunten Kreuz- und Querzüge im ‚Meister' tritt, nehmen einen breiten Raum in Anspruch und verwerten natürlich viele eigene Reiseerlebnisse: besonders Tiecks erste, gemeinschaftlich mit Wackenroder unternommene Reise nach Franken, welche ihm im ‚Phantasus', in der ‚Sommerreise' und in anderen Novellen so oft einen dankbaren Stoff geliefert hatte, kehrt auch hier mit dem Preise Nürnbergs und der altdeutschen Kunst wieder. Den eigentlichen

Mittelpunkt aber bildet die Schilderung des Theaterwesens. Reisenden Schauspielergesellschaften, Virtuosen, dem leichtlebigen Kunstvölkchen überhaupt, sind wir schon auf der Wanderung allenthalben begegnet. Auf dem Gute Elsheims wird unsere Aufmerksamkeit für das Dilettantentheater mehr als billig in Anspruch genommen. Erscheinen uns die entsprechenden Partien schon im ‚Wilhelm Meister‘ zu lang ausgesponnen, wie viel mehr erst hier! Alle Vorbereitungen, Leseproben und Aufführungen des Götz, des Shakespeareschen ‚Was ihr wollt‘, der Räuber werden genau durch alle Akte und Scenen hindurch verfolgt, die Charaktere bis ins Einzelne zergliedert. Über den Götz spricht sich Tieck ebenso weitläufig, wie Goethe im Meister über den Hamlet aus. In Gesprächform wird uns hier Tiecks ganze Dramaturgie entgegengebracht, besonders seine Gedanken über Goethe als Dramatiker (vgl. die Einleitung zu Lenzens Schriften) und über Shakespeare. Einer der Mitunterredner, der Schulmeister, muss in dem Gespräche über ‚Was ihr wollt‘ die aufklärerische Kritik vertreten, der gegenüber Tieck seine Art der Shakespearebetrachtung festgesetzt hatte. Hier wird im Sinne der dramaturgischen Blätter nicht nur die Idee eines charakteristischen an Stelle des gelehrten Kostümes realisirt, sondern auch die echte Shakespearesche Bühne hergestellt. Und wie Goethe im ‚Meister‘ der Schauspielerei eine tiefere Bedeutung zu Grunde zu legen sucht, so hier auch Tieck. Der Mensch, heisst es, will nicht bloss Mensch, sondern auch etwas ausser sich sein; dieser Drang leitet viele übertriebene und krankhafte Eitelkeit, die Heuchelei von süsslicher Bildung, unechter Frömmigkeit, affectirter Liebe zur Natur u. s. w. ab; man lerne (so wurde die Schauspielerei schliesslich auch im Meister aufgefasst) durch sie repräsentieren, was jetzt so viele in den höchsten Stellungen nicht können.

Gegenüber dem Theaterwesen tritt die vornehme Gesellschaft bei Tieck etwas zurück. Hier, wo Goethe recht in seinem Elemente war, sinkt Tieck eine Stufe herab. Er setzt sich auf der einen Seite über die Standesvorurteile wie Goethe im ‚Meister‘ hinweg, indem er den adeligen Elsheim mit dem Handwerker Leonhard auf Du und Du verkehren lässt. Aber er nimmt sie auch auf der anderen Seite wieder auf, indem sich Leonhard im Schlosse für einen Architekten und Professor ausgeben und seinen Stand wie eine Schande verhüllen muss. Auch stellen sich die Charaktere der feinen Welt weniger selbst handelnd dar als in den Dialogen, in welchen andere über sie sprechen. Leonhards Freund Elsheim in seiner munteren fast frechen Art, welche aber ebenso leicht ins Schroffe und Herbe umschlagen kann, ist der romantische Virtuos, der in allen Romanen dieser Schule dem Helden an der Seite steht: sein Leichtsinn hat hier wie Leonhards Flattersucht eine Wandlung ins Solidere durchzumachen und wie der Handwerker so soll auch der Adelige erst durch Verirrungen auf den rechten Weg geführt werden. Am schwächsten erscheinen uns, mit Goethe verglichen, die Frauencharaktere: sie bilden keine bunte Galerie wie im ‚Wilhelm Meister‘, sondern sind ziemlich deutlich nach den theatralischen Rollenfächern: der Koketten, Sentimentalen und Soubrette abgestuft. Die interessan-

teste darunter ist die Kokette Charlotte, der alles Echte, Ehrbare, wahrhaft Menschliche abseits liegt; welche nur der liebt und so lange liebt, als er sie nicht achtet (vgl. Wilhelm Meister: „Philinen liebte ich und musste sie verachten“); welche schliesslich als Frömmlerin endet. Zwischen ihr und der sentimentalen Albertine steht der Held beiläufig so, wie Wilhelm zwischen Natalie und Therese in der Mitte. Charlotte trägt im Anschlusse an Goethes Liebesstücke die romantische Lehre vor, dass die Liebe ein Talent sei und bei jedem eine individuelle Gestalt annehme; dass die „interessante Verführbarkeit des Mannes“ ein ewiger und unerschöpflicher Gegenstand der Poesie sei (vgl. Weislingen, Fernando). Während aber Leonhards Verhältnis zu Charlotten Leidenschaft ohne Achtung ist, stellt sich auch hier die spätere Ansicht des Dichters heraus, dass die Ehe ohne Leidenschaft, aber auf Liebe und Achtung gestützt das Wahre und Richtige sei. Um diese Überzeugung mit nach Hause zu nehmen, wird der Held in fremde Verhältnisse geführt, in denen er sich mit neuen und alten Geliebten herumküsst: das ist seine Reinigung.

Hier sehen wir bereits, dass der ursprüngliche Plan von 1795 nicht immer tauglich war, die Ideen von Tiecks späterer Periode zum Ausdrucke zu bringen. Auch sonst finden wir frühere und spätere Anschauungen gemischt, wenn auch der bare Widerspruch glücklich gemieden ist. Die Ausfälle gegen die Aufklärung, gegen die verständigen Zurüstungen zur Bildung bei den deutschen Landsleuten gehören der früheren Periode an; die Opposition gegen Mystik und jede Art religiöser Schwärmerei der späteren. Die ungezogene Antwort des Götz, welche auf ganz ähnliche Weise wie in der ‚Vogelscheuche‘ die Katastrophe in dem Theaterwesen bildet, zählt zu den Derbheiten, welche uns in Tiecks späteren Novellen öfter begegnen. Die Parodie musikalischer Soireen und Konzerte war seit jeher ein Lieblingsthema Tiecks. Im Ganzen kann man sagen, dass der konservative Geist der späteren Zeit vorherrscht. Leonhard ereifert sich in langen Gesprächen mit seinem Freunde über das Untergehen des Bürgerstandes durch das Eingehen der Zünfte und ähnlicher Einrichtungen. Er ist gegen das moderne Fabrikwesen, welches das Handwerk ganz von der Kunst abschliesse. Er erweitert aber auch diesen Gesichtspunkt bis zur Aufhebung der Stände, besonders des Adels und der Geistlichkeit, und meint, dass diese notwendig zur Anarchie führen müssten. Es schmerzt ihn besonders auch, dass mit dem Zunftwesen die damit verbundenen Festlichkeiten abgeschafft seien, man schicke die Freude jetzt mit den Worten weg: „Du bist toll!“ Erinnert diese Parteinahme für das Hochgefühl der Freude noch an die erste romantische Zeit und den Höhepunkt von Tiecks Muthwillen, so verlangt Leonhard doch auch wieder mitten unter bachantischem Taumel Ordnung, Ruhe, Selbstbeobachtung; und auch in der Kunst soll sich neben Begeisterung und Anschauung das Handwerk mit seiner bürgerlichen Ordnung, mit Regel und Beschränktheit, geltend machen.

Tiecks letzte Dichtung war die ‚Vittoria Accorombona‘, ein Roman in fünf Büchern, welcher zu Breslau 1840 in zwei Bänden er-

schien und schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebte. Auch mit diesem Stoffe hat sich Tieck viele Jahre getragen: schon 1792 lernte er ihn bei seinen Studien des altenglischen Theaters aus Websters Drama kennen; nachdem er sich lange damit getragen, ging er 1836 nach Vollendung des ‚Tod des Dichters' an die Ausarbeitung. Als ein Pendant zum Camoëns und Shakespeare bezeichnet er den Roman selbst, welcher gleichfalls die Schicksale einer Dichterin enthält. Ja es wurden sogar Gedichte von ihr eingeschaltet: welche Tiecks alternder Genius freilich und gar nicht nach romantischen Prinzipien in Prosa aufgelöst wiedergeben musste; angeblich weil es schwer gewesen sei die rechte Form dafür zu finden oder weil er den gleichmässigen Fluss der Darstellung nicht habe durch den Vers unterbrechen wollen, in Wahrheit wohl, weil die nächstgelegene Form, die Kanzonenform, für ihn zu schwer zu handhaben war.

Nicht ohne Grund fanden, wie Köpke mitteilt, die Zeitgenossen den ganzen Roman zu sehr im Geschmacke der französischen Romantik, welchen Tieck in der Theorie so energisch bekämpfte. „Die strengsten Kritiker sahen ihn auf dem Wege zu den Feinden überzugehen, zu den Schriftstellern der Emanzipation und des gesellschaftlichen Radikalismus". In der That von den Emanzipationstendenzen des jungen Deutschlands stand Tieck nicht so weit ab, als man nach seiner entschiedenen Gegnerschaft vermuthen könnte. Standen doch die Saint Simonistischen Ideen in direkter Verbindung mit der Lucinde, deren Verfasser während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Paris den Franzosen allenthalben seine ketzerischen Grundsätze verkündigte und die Eingeborenen sogleich beim ersten thé littéraire bei Millin durch seine Äusserungen blass gemacht haben soll. In dem Kreise der Frau von Staël hatten nicht bloss Wilhelm Schlegels, sondern auch Gedanken Friedrichs einen festen Fuss gefasst. Wie sehr Tieck aber auch jetzt noch oder vielmehr jetzt wieder den Schlegelschen Ideen beistimmte, das beweist ein Ausfall, welchen er in der ‚Vogelscheuche' gegen das moderne Ideal des Weibes, gegen die Hemmung der freien und schönen Entwickelung der Weiblichkeit unmittelbar auf jene Äusserungen folgen lässt, in denen er wieder so energisch für die Schlegel Partei ergreift. Gegen die patentierten und gestempelten Formen der Jungfräulichkeit, Mädchenhaftigkeit, Mütterlichkeit und der Weiblichkeit überhaupt, welche ein für allemal gelten sollen, spricht er sich scharf aus. Hatte er in einer früheren Novelle die Kehrseite von diesen in dem Charakter und den Schicksalen einer Frau geschildert, welche „Eigensinn und Laune" in Elend und Schande bringen, so wollte er jetzt gegenüber dem vielen Unnützen und Frechen, das man über die Emanzipation des Weibes geschrieben habe, selber der dichterische Erretter des Andenkens einer Frau werden, welche durch Schicksal und Charakter aus den herkömmlichen, konventionellen Formen getrieben wird, aber nur so, wie es der ächten Weiblichkeit, einem starken Gemüte erlaubt sein kann. „Verhältnisse beugen die grossen Naturen, aber vernichten sie nicht". Es verleugnet sich indessen nicht, dass diese Vittoria mit der Heldin von ‚Eigensinn und Laune' aus dem Boden derselben Zeit erwachsen ist.

Wie diese, will auch Vittoria erst gar nicht heiraten, weil ihr die Ehe in einer Zeit, wo die Entweihung der Beruf des Weibes zu sein scheint, verhasst ist. Sie findet es nicht ärger die Maitresse eines Kardinals zu werden, als eine solche zeitgemässe Ehe einzugehen: verkauft wird sie so und so. „Wir sollen uns nicht verläugnen, und so lange meine Seele mein eigen ist, ruht auch mein Schicksal in meiner Hand. Nie, nie werde ich mich beugen, nie dem nachgeben, was die Menschen Notwendigkeit oder Verhängnis nennen. Welch Wesen kann zu uns treten und sagen: Du sollst mir gehorchen! So lange ich noch ein Glied regen kann, werde ich mich nicht vor Menschen, auch nicht vor Tod und Schicksal beugen“. So kraftvolle Gesinnungen führen sie in kraftloser Zeit zu der Verteidigung der Banditen und Räuber, welche Rom bedrängen und bei welchen sie den einzigen Schutz und die einzige Rettung, also das wahre Gesetz in der allgemeinen Anarchie finden wird. Ja sie führen sie nicht bloss theoretisch, sondern auch beim Handeln ins Extreme. Weil es ihr doch gleichgültig ist, an wen sie verkauft wird, ist sie die Frau des unreifen kleinen Peretti geworden. Erst in der Langeweile und Gleichgültigkeit dieser Ehe lernt sie den bejahrteren Herzog Bracciano kennen, der, nachdem er Vittoria gesehen, seine leichtsinnige Gattin Isabella ermordet. Er ist nicht rein von schwerem Greuel, aber er ist was sie sucht: eine bedeutende Kraft. Sie liebt ihn und schenkt ihm mit dem Freimute, der ihr Tugend scheint, ohne Hehl ihre Liebe. Sie will ihrem Manne trotz dem stürmischen Andrängen des Herzogs seine Ehre bewahren, sie ist seine treue Wärterin als er verwundet wird, aber Liebe und Gehorsam darf er nicht von ihr verlangen. Wie in ihren Augen in dem Herzog Bracciano die Kraft über alle Fehler und selbst über das Verbrechen triumphiert, so macht ihr Perettis Schwäche jeden Versuch des Entgegenkommens unmöglich: er sinkt immer tiefer und sie behandelt ihn mit wegwerfendem Übermute, der die Rache des Schicksals herausfordert. Sie wird nach seinem Tode seines Mordes angeklagt, lange im Gefängnisse gehalten, dann wieder zur Gemahlin des Herzogs Bracciano erhoben, um schliesslich der Habsucht und Rachsucht eines ehemals abgewiesenen Anbeters zum Opfer zu fallen.

Die Schicksale und Charaktere dieser beiden Hauptpersonen führt Tieck aber nicht getrennt von dem Hintergrunde der Zeit, in welcher sie allein sich auf diese Weise entwickeln konnten, vor die Augen des Lesers. Vielmehr ist er allenthalben bemüht zu zeigen, wie selbst in denjenigen Charakteren der Geist des Zeitalters lebt, welche sich gegen denselben auflehnen. Diese Seite des Romans hat der Kunsthistoriker Karl Schnaase in einem Briefe an Tieck glücklich hervorgehoben: „Es ist ein historischer Roman im besten Sinne des Wortes mehr als irgend einer. Mehr die Wurzel der Entwickelung als die Breite der Zustände wird gegeben. Auch darin ist der Eindruck ein historischer, weil man fühlt, wie nicht bloss der grosse Haufe, dem die Selbständigkeit fehlt, und die Herren und Leiter der öffentlichen Dinge, die sich damit identifizieren, sondern auch die ausgezeichnetsten, edelsten Gestalten der mittleren Region, des weiblichen und häuslichen Lebens, ganz von dem

geschichtlichen Leben ihrer Zeit durchdrungen, mit demselben verwachsen sind. Dieser Eindruck ist, wie billig, ein tragischer — herbe, weil so selten edelste Gestalten, wie Vittoria, wie Bracciano, dem Schicksale erliegen, nicht bloss kämpfend, sondern eben weil sie von der verderblichen Richtung selbst durchdrungen sind — erhebend, weil auch in entarteter verfallender Zeit die Verderbnis selbst ein Stoff wird, in dem sich die grossen Naturen bilden und entwickeln. Vortrefflich tritt es in Ihrem Werke ans Licht, wie in der Auflösung einer edlen, mildernden Sittlichkeit alles das Maass überschreitet, im sinnlich Reichen und Weichlichen, wie im herkulisch oder athletisch Angespannten“. Am Schlusse lässt Tieck dann auch ganz unversehens aus dem schwächlich scheinenden Kardinal Montalto eine gewaltige Persönlichkeit erstehen, welche als Papst Sixtus endlich das Werk der Vergeltung für alle früheren Verbrechen übernimmt.

Die ‚Vittoria Accorombona‘ mutet uns entschieden unter Tiecks Novellen und Romanen am modernsten an. Nirgends ist es ihm gelungen seine Manier so sehr zu verläugnen oder wenigstens zurücktreten zu lassen. Die maasslosen theoretischen Gespräche und Meinungsäusserungen fehlen hier ganz; die Charaktere werden uns nicht durch das, was sie reden oder was über sie geredet wird, sondern in ihren Handlungen geschildert. Eine Gesellschaftsscene tritt auch hier bedeutend hervor, hat aber den besonderen Zweck, uns auch einmal einen ächt italienischen Abend erleben zu lassen, an welchem die Versammelten nach einander je ein Märchen erzählen. Auch das Litterarische, welches Tieck nun einmal nicht lassen kann, tritt in den eingeflochtenen Schicksalen des Tasso und einiger anderen Personen nicht aufdringlich hervor. Eine ganz andere Art des Vortrags aber zeigt schon der Eingang: in welchem uns ganz gegen Tiecks Gewohnheit die Mitglieder des Hauses der Accoromboni einzeln nach einander vorgestellt und ihre Charaktere und bisherigen Schicksale bekannt gegeben werden. Dass auf die Schilderung der italienischen Wirren und Zustände Manzonis Promessi Sposi eingewirkt haben, wird der Leser leicht selber herausfinden, wenn es mir durch diese Zeilen gelungen sein sollte, ihn zur Lectüre der heute mit Unrecht vergessenen Dichtung angeregt zu haben.

Schillers ‚Kraniche des Ibykus‘.

Von

H. J. Heller.

Ein Anderes ist die Erklärung eines Gedichts für das grosse Publikum, ein Anderes die wissenschaftliche Behandlung desselben. Für den Leser, der die Schönheit einer solchen Ballade oder poetischen Er-

zählung, wie die ‚Kraniche des Ibykus‘ von Schiller, empfinden und geniessen will, ist kaum eine Erläuterung nötig; der Kritiker wird die Entstehung des Werkes erforschen, seine Quellen ermitteln, den Gang der Handlung verfolgen, die Wahl der Ausdrücke prüfen, kurz und gut den Dichter gleichsam bei seiner Arbeit beobachten wollen. Er wird sich bei einem Genius wie Schiller den Genuss dadurch nicht verkümmern, im Gegenteil ihn erhöhen, wenn zu der Freude an der Schöpfung die Einsicht in dieselbe hinzutritt, und ohne diese würde auch von der ästhetischen Würdigung der beste Teil ausfallen.

Aber bei dieser Arbeit muss mit Unterscheidung verfahren werden. Man darf namentlich nicht glauben, seine Aufgabe gelöst zu haben, wenn man ohne Weiteres Alles, was mit dem einem Gedicht zu Grunde liegenden Stoffe irgend wie Ähnliches oder Zusammenhängendes in der Überlieferung mitgeteilt wird, zu Haufe bringt, sondern man muss mit Sicherheit bezeichnen, was dem Dichter vorgelegen, muss sorgfältig fernhalten, was er angenscheinlich nicht benutzt hat. Hierin ist in manchen Fällen des Guten zu viel, in andern nicht genug geschehen. Sodann darf man dem Dichter, bei der Erwägung des von ihm gewählten Ausdrucks, nicht unterschieben, woran er nicht gedacht hat, noch auch übersehen, was ihm vorgeschwebt haben wird. Es wird sich dann, worauf früher gar nicht Rücksicht genommen ist, herausstellen, dass, neben der direkten Entlehnung, auch die unwillkürliche Reminiscenz bei der dichterischen Thätigkeit eine bedeutende Rolle spielt, und ich möchte bei Gelegenheit der Interpretation des Schillerschen Gedichtes diesen Unterschied, den man bisher nicht gemacht zu haben scheint, in ein deutliches Licht stellen.

Gegen die Heranziehung der griechischen Worte, welche der Dichter benutzt, zum Teil übersetzt hat, kann niemand bei einem der Sage dieses Volkes entnommenen Stoff etwas einwenden, noch dazu wenn, wie hier, die Übertragung so klar zu Tage liegt; aber ich möchte bei der Einleitung, die ich hier einmal für unumgänglich gehalten habe, diesen Gebrauch, den Schiller wie andere unserer Dichter von der klassischen oder auch modernen Poesie, die nur irgend zu ihrer Kenntnis gekommen war, machten, zugleich für andere Fälle und in seiner eben angedeuteten grundverschiedenen Art nachweisen.

Es ist ein grosser Irrtum, wenn man glaubt, die Entlehnung eines bedeutsamen Ausspruchs oder auch eine im Gedächtnis unbewusst sich vollziehende Umformung desselben thue der Originalität eines Schriftstellers Eintrag. Die Fabel von dem Häher, welcher sich mit Pfauenfedern schmückte, passt eben auf denjenigen nicht, der selbst ein Pfau ist, und Lafontaine hat in aller Unbefangenheit diese Fabel gegeben, ohne zu besorgen, dass sie auf ihn angewendet werden möchte, trotzdem dass er selbst die Vorwürfe seiner dichterischen Erzeugnisse grösstenteils sei es von Phädrus und dessen Vorgängern oder aus den mittelalterlichen Fabliaux entlehnt hatte. Die römische Poesie, von den ersten Anfängen vor dem punischen Kriege abgesehen, besteht fast ganz aus griechischen Reisern, welche auf diesen alten Stamm aufgepfropft sind; und die Erklärung des Virgil und des Horaz würde, ohne die Anführung

der griechischen Originale, welche sie benutzt, der Wendungen, welche sie ihnen abgeborgt, der Vorstellungen, welche sie daraus in sich aufgenommen haben, völlig ungründlich bleiben. Für Shakespeare, den originellsten Dichter der Neuzeit, habe ich (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen XXIII, S. 332 ff.) die Dichterstellen der Alten, die er irgend wie kennen gelernt und verwendet hat, zusammengestellt. Als ich für Goethes Römische Elegieen und Venetianische Epigramme die Verse aus Ovid, Properz, Tibull und Martial, welche von ihm zum Teil wörtlich übersetzt sind, nachwies (Jahns Jahrbücher 1863) glaubten einige Erklärer, gegen ein solches Verfahren Einspruch erheben zu müssen, und das im Widerspruch zu Goethes eigenen Versicherungen, obgleich die Heranziehung dieser Stellen über einige Aussprüche des Dichters erst das richtige Licht verbreitete; es hat Jahre gedauert, bis die von mir gegebenen Erklärungen allgemein angenommen worden sind.

Diesem ganz ungerechtfertigten Vorurteil muss zuerst entgegengearbeitet werden, wenn die Kritik unserer Dichterwerke auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt werden soll.

In Frankreich denkt man darüber längst anders. Es thut dort der Dichtergrösse Corneilles keinen Eintrag, dass er den Cid und den Menteur nach spanischen Vorlagen bearbeitet und die grosse Scene des zweiten Aktes des Cinna nach Dio Cassius verfasst hat. Stellen, welche Molière nach den Alten ausgezogen hat, werden in den mit Anmerkungen versehenen Ausgaben angeführt, ohne dass sein dichterischer Ruf darunter leidet, besonders da der Vergleich, wenigstens in dem einen Falle, seine Überlegenheit ganz unzweifelhaft herausstellt. Es wird nämlich im Misanthrope V, 2 für die Rede der Eliante Lucrez IV, 1153 und Horaz Sat. I, 3, 39 citiert, die zweite Stelle noch dazu mit Unrecht; neben Lucrez hat der französische Dichter bestimmt Ovid ars amatoria II, 657 vor Augen gehabt, eine Stelle, die eigentlich nur einen polierten Auszug aus der anderen eben angeführten in de rerum natura giebt; man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die Eingangsworte neben einander zu halten:

Nominibus mollire licet mala

und

Ils (les amants) comptent les défauts pour des perfections
Et savent y donner de favorables noms.

Stellen dieser Art, in welchen die direkte Nachahmung unzweifelhaft vorliegt, sind bei Molière selten. Häufiger sind bei ihm die unwillkürlichen Reminiscenzen. Man kann sich denken, dass der Komödiendichter, der in den Femmes savantes IV, 4 durch Vadius dem Trissotin vorwerfen lässt, Horaz, Virgil, Terenz und Catull geplündert zu haben, sorgfältig darauf bedacht gewesen sein wird, sich nicht demselben Vorwurf auszusetzen. Aber unbewusster Weise ist es auch ihm begegnet, einzelne Gedanken in seine Verse mit einfliessen zu lassen, welche er aus der Lektüre der lateinischen Schriftsteller behalten hatte, welche bei ihm ins Blut übergegangen waren und zu seinen Anschauungen gehörten. Wir Neueren stehen nun einmal mit unserer Bildung auf den

Schultern der Alten; vieles, was wir von ihnen gelernt haben, kommt, auch ohne unsern Willen, mit einer gewissen Notwendigkeit hier und da zum Vorschein; so entstehen diese unbewussten Reminiscenzen. Wer erkennt nicht in den Versen Tartuffe V, 1

Dans la droite raison jamais n'entre la vôtre;
Et toujours d'un excès vous vous jetez dans l'autre

das Horazische Sat. 1, 2, 14

Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt;

oder in den Worten Philamintes, Femmes savantes III, 2

On veut —
— sur les questions qu'on pourra proposer,
Faire entrer chaque secte et n'en point épouser

die Versicherung, welche Horaz Epist. I, 1, 14 von sich selbst giebt:

Nullius addictus jurare in verba magistri?

Dieselbe Unterscheidung, welche ich hier, nach meinem obigen Versprechen, vorläufig an einzelnen Stellen Molières gemacht habe, weil ich gerade durch sie mich am besten deutlich zu machen hoffte, nämlich zwischen direkter Übersetzung und blosser Reminiscenz, sei sie willkürlich oder unwillkürlich, wird man auch vielfach in Schillers Werken, und nicht am wenigsten in seinen Kranichen des Ibykus, zu machen haben. Ich gebe, bis auf Weiteres, erst einzelne Beispiele aus einer seiner Tragödien. In dem Ausspruch

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Dass sie, fortzeugend, immer Böses muss gebären

umschreibt der Dichter ganz offenbar die Verse des Aeschylus, Agamemnon 758—760

τὸ γὰρ δυσσεβὲς ἔργον
μετὰ μὲν πλείονα τίκτει
σφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ.

Dies kann Wilhelm von Humboldt, der selbst das Werk des griechischen Tragikers übersetzt hat, nicht entgangen sein; nicht entgangen sind ihm wenigstens die vielen Reminiscenzen, welche sich, seien sie nun willkürliche oder unwillkürliche, in unserem Dichter finden; er bemerkt, und gerade gelegentlich der Kraniche des Ibykus, in der Vorrede zu seinem Briefwechsel mit Schiller, S. 10: „An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch die früheren Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern,

den sanften Bogen der Notwendigkeit,

der so schön an die ἀγανὰ βέλεα (die sanften Geschosse) des Homer erinnert, wo aber die Übertragung des Beiworts vom Geschoss auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn giebt". Vielleicht würde es noch genauer sein, wenn man sagte, der Dichter habe das Beiwort, das Homer von der Wirkung (nämlich der sanften Todes**art**) braucht, auf die Ursache übertragen, indem er den kunstgebildeten Menschen in der Notwendigkeit des Todes selbst ein mildes Geschick erkennen lässt, gegen welches er sich nicht sträubt, dem er,

wie es im vorhergehenden Verse heisst, willig die Brust darbietet. Was W. von Humboldt in der angeführten Stelle sagt, dass Schiller in die von ihm verwendeten griechischen Worte oft eine erhöhte Bedeutung gelegt habe, lässt sich auch an den oben angeführten Versen des Aeschylus zeigen. Indem Schiller das τίκτειν, hervorbringen, in die beiden ihm ursprünglich eigenen Bedeutungen, erzeugen und gebären, spaltet, erhält bei ihm die böse That eine energischere Thätigkeit, eine beständige Verstellung und Falschheit zu entwickeln, zu immer neuen Verbrechen anzuspornen, als es bei Aeschylus der Fall ist, — einem Giftpilz ähnlich, der seine Sporen auf die Erde ausstreut, aus denen sogleich neue Giftpilze aufkeimen.

Wie in der griechischen und lateinischen Litteratur hatte Schiller sich auch in der französischen tüchtig umgesehen; davon giebt nicht nur seine Übersetzung der Phädra Zeugnis, sondern auch die Kenntnis der Quellen, welche er zu seinem Don Carlos benutzte (s. Herrigs Archiv Bd. XXV); für die meisten meiner Leser bedarf es auch wohl kaum des Hinweises, dass er sich eine Zeitlang von Übersetzungen aus dieser Sprache erhielt, die er für seinen Buchhändler anfertigte, und welche, mit Ausnahme der Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vieilleville, nicht in seine Werke aufgenommen worden sind. So wird man es begreiflich finden, dass der Ausruf

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

aus Malherbes berühmten und allbekannten Strophen auf den Tod eines jungen Mädchens herrührt

Elle était de ce monde où les plus belles choses
Ont le pire destin,

durch eine so glückliche Reminiscenz, wie man sie allen unsern Dichtern nur wünschen könnte. Ich wage sogar zu behaupten, dass dieser Vers vor dem vorhergehenden fertig gewesen ist; das beweist der wenig gefügige Bau des nachträglich hinzugefügten Jambus

Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde,

wie auch der wenig erwartete Pluralis Pferde. Man überzeugt sich auch bei der Aufführung, dass diese sonst so herrlichen Worte: Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! weniger aus der dramatischen Stimmung Theklas hervorgehen als, in ihrer Allgemeinheit, ein rein lyrischer Erguss sind. Die Künstlerin, welche sie zu sprechen hat, ist regelmässig in Verlegenheit. Ich habe eine Schauspielerin, die sich einen „Abgang" verschaffen wollte, sie ins Publikum hinausschreien hören; andere finden einen elegischen Ton passender; am besten ziehen sich diejenigen heraus, welche eine stille Verzweiflung hinein zu legen wissen.

Diese Proben werden genügen, um zu zeigen, dass die gründliche Erläuterung einzelner Stellen unseres Dichters, wie ich am Eingange vorausgeschickt habe, hier und da noch bedeutende Lücken aufweist. Es ist das aber auch für den Nachweis der Entstehung einzelner Werke noch der Fall. Der sonst mit seinen Ausführungen nicht karge Viehoff und der an Einzel-Bemerkungen eben so reiche Düntzer geben nicht an, dass Schiller das Eleusische Fest aus den drei Versen in Ovids Metamorphosen V, 341—343

Prima Ceres unco glebas dimovit aratro,
Prima dedit fruges alimentaque mitia terris,
Prima dedit leges; Cereris sumus omnia munus

zu machen verstanden hat; die Gliederung der Erzählung unseres Dichters entspricht sogar vollständig der Reihenfolge der Ovidischen Disposition; aber gerade das ist doch wohl der beste Beweis für seine Genialität, aus so geringen Andeutungen so viel gemacht zu haben.

Nach diesen Beweisen für die Lückenhaftigkeit der bisherigen Erklärungsversuche werde ich, zu den ‚Kranichen des Ibykus' übergehend, zeigen, dass man einerseits in den Erläuterungen des Guten auch zu viel thun kann, wenn man Überflüssiges oder nicht Hingehöriges einmengt, namentlich aber, dass andererseits viele von den wichtigsten Einzelheiten auch hier noch nicht ihre rechte Beleuchtung erfahren haben.

Es giebt zwei ganz verschiedene Traditionen über das Lebensende des Ibykus; wer die Sage an sich behandelt, wie Welcker es im ‚Rheinischen Museum' 1833. 1834 gethan hat, oder wer die Person und die Werke dieses Dichters zum Gegenstand des Studiums macht, wie z. B. Bode in seiner ‚griechischen Literaturgeschichte' II, 2, 85—110, muss beide in gleicher Weise berücksichtigen; für die Erklärung des Gedichts ist nur die eine, welcher Schiller gefolgt ist, zu erwähnen; die Anführung der anderen kann bei der Auslegung nur störend wirken.

Die von Schiller zu Grunde gelegte Tradition wird ausschliesslich von Plutarch in der Schrift de garrulitate, dem Epigramm der Anthol. Palat. VII, 745 und bei Suidas unter Ἴβυκος mitgeteilt. Diese Stellen hat er sich, durch Vermittelung Goethes, von Böttiger angeben lassen, wie man bei Düntzer, ‚Schillers Lyrische Gedichte' II, 170 nachlesen kann. Das Epigramm ist erst 1803 von Jakobs übersetzt, folglich lernte Schiller, bei Abfassung seiner Ballade 1797, es nur in griechischer Sprache kennen, und in dieser hätte es Viehoff, der doch sonst in seinem Kommentar das Griechische nicht spart, anführen müssen.

Die nach dem kleinen Gedicht der Anthologie in dem korinthischen Lande (Σισυφίην κατὰ γαῖαν) erfolgte Bestrafung der Räuber, kombiniert mit der Erzählung Plutarchs, dass die Entdeckung ihrer Frevelthat im Theater stattfand, liess Schiller die Aufführung einer Tragödie nach dem Schauplatz der Spiele hin verlegen, wenngleich bei diesen scenische Vorstellungen nicht üblich waren; er brauchte darum das Vorhandensein einer Bühne dort nicht aus Pausanias II, 1, 7 (Θέας δὲ αὐτόθι ἄξια ἔστι μὲν θέατρον κ. τ. λ.) erfahren zu haben.

Dass Ibykus aus Rhegium gebürtig war, bringt Suidas bei. Es giebt allerdings zwei Reggio, aber nur ein Rhegium, das andere hiess im Altertum Regium und durfte also unter allen Umständen hier gar nicht mit erwähnt werden, wie es von Viehoff geschieht.

Düntzer dagegen unterlässt nicht, aus Suidas noch mitzuteilen, dass Ibykus die Sambuka erfunden haben und ein äusserst leidenschaftlicher Knabenliebhaber gewesen sein soll. Überflüssiges dieser Art findet sich bei Beiden noch Vieles.

Nach der Ausmerzung aller zur Erläuterung des Schillerschen Ge-

dichtes nicht gehörigen Überlieferungen bleiben als von dem Dichter benutzte Quellen nur die folgenden, welche ich meine Gründe habe im Original auszuheben:

Anthologia Graeca von Jakobs (1795) II, nr. 78 S. 88 (Anthol. Pal. VII, 745), Epigramm des Antipatros:

Ἴβυκε, λῃϊσταί σε κατέκτανον ἔκ ποτε νήσου
βάντες*) ἐρημαίην ἄστιβον ἠϊόνα
πόλλ' ἐπιβωσάμενον γεράνων νέφος, αἵ τοι ἵκοντο
μάρτυρες, ἄλγιστον ὀλλυμένῳ θάνατον.
οὐδὲ μάτην ἰάχησας, ἐπεὶ ποινῆτις Ἐριννὺς
τῶνδε διὰ κλαγγὴν τίσατο σεῖο φόνον
Σισυφίην κατὰ γαῖαν· ἰὼ φιλοκερδέα φῦλα
λῃϊστέων, τί θεῶν οὐ πεφόβησθε χόλον;
οὐδὲ γὰρ ὁ προπάροιθε κανὼν Αἴγισθος ἀοιδὸν
ὄμμα μελαμπέπλων ἔκφυγεν Εὐμενίδων.

Plutarchus, περὶ ἀδολεσχίας (de garrulitate) XIV:

Οἱ δ' Ἴβυκον ἀποκτείναντες οὐχ οὕτως ἑάλωσαν ἐν θεάτρῳ καθήμενοι; Καὶ γεράνων παραφανεισῶν, ἅμα γέλωτι πρὸς ἀλλήλους ψιθυρίζοντες, ὡς αἱ Ἰβύκου ἔκδικοι πάρεισιν. Ἀκούσαντες γὰρ οἱ καθήμενοι πλησίον, ἤδη πολὺν χρόνον τοῦ Ἰβύκου ὄντος ἀφανοῦς καὶ ζητουμένου, ἐπελάβοντο τῆς φωνῆς, καὶ παρήγγειλαν τοῖς ἄρχουσιν. Ἐλεγχθέντες δὲ οὕτως, ἀπήχθησαν, οὐχ ὑπὸ τῶν γεράνων κολασθέντες, ἀλλ' ὑπὸ τῆς αὐτῶν γλωσσαλγίας, ὥσπερ ἐρινύος ἢ ποινῆς, βιασθέντες ἐξαγορεῦσαι τὸν φόνον.

Suidas:

Ἴβυκος — γένει Ῥηγῖνος — — Συλληφθεὶς δὲ ὑπὸ λῃστῶν ἐπ' ἐρημίας, ἔφη, κἂν τὰς γεράνους, ἃς ἔτυχεν ὑπερίπτασθαι, ἐκδίκους γενέσθαι. Καὶ αὐτὸς μὲν ἀνῃρέθη. Μετὰ δὲ ταῦτα τῶν λῃστῶν εἷς ἐν τῇ πόλει θεασάμενος γεράνους ἔφη: ἴδε, αἱ Ἰβύκου ἔκδικοι. Ἀκούσαντος δέ τινος, καὶ ἐπεξελθόντος τῷ εἰρημένῳ, τό τε γεγονὸς ὡμολογήθη, καὶ δίκας ἔδωκαν οἱ λῃσταί· ὡς ἐκ τούτου καὶ παροιμίαν γενέσθαι, αἱ Ἰβύκου γέρανοι.

Es lässt sich jetzt leicht übersehen, wie Schiller durch Kombinierung dieser Quellen seine poetische Erzählung zusammengesetzt hat; wie er schliesslich zu der in seinen Werken vorliegenden Fassung gekommen ist, besonders auf den Rat Goethes, liegt im Briefwechsel zwischen beiden Dichtern vor und braucht darum hier nicht wiederholt zu werden.

Ausser der Klarstellung der Grundidee, von welcher zuletzt die Rede sein wird, musste es Schiller besonders darauf ankommen, dem kleinen Werk das richtige Kolorit zu geben. Bei der Schilderung des Lokals diente ihm Strabo VIII, 6 (p. 380 Casaub.): ἐπὶ δὲ τῷ Ἰσθμῷ καὶ τὸ τοῦ Ἰσθμίου Ποσειδῶνος ἱερὸν, ἄλσει πιτυώδει συνηρεφές, ὅπου τὸν ἀγῶνα τῶν Ἰσθμίων Κορίνθιοι συνετέλουν.

Für die Stellung des Sängertums musste natürlich Homer die Hauptzüge liefern. Ibykus ist der Götterfreund, wie Demodokus im achten

*) Bode übersetzt βάντ' ἐς —

Buch der Odyssee (62) der θεῖος ἀοιδός: ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süssen Mund Apoll, (ibid. 44) τῷ γάρ ῥα θεὸς πέρι δῶκεν ἀοιδήν, und er ist der Menge ein „teurer Name", ganz wie bei dem griechischen Dichter (ibid. 480)

ἀοιδοὶ
τιμῆς ἔμμοροί εἰσι καὶ αἰδοῦς, οὕνεκ' ἄρα σφέας
οἴμας Μοῦσ' ἐδίδαξε· φίλησε δὲ φῦλον ἀοιδῶν.

Wenn ich die Worte „des Gottes voll" ins Griechische übersetzen sollte, würde ich nicht sowohl, wie Viehoff, ἐνθουσιάζων wählen, sondern vielmehr ἔνθεος dafür setzen; aber das lag Schiller sicherlich nicht im Sinn; „des Gottes voll" stammt aus Horaz Od. III, 25.

Quo me, Bacche, rapis tui
plenum?

Natürlich ist hier der Gott, dessen der Dichter voll ist, der kurz vorher genannte Apollo. Das alles sind nicht eigentliche Reminiscenzen, sondern verba Graeco fonte detorta. Eben so „der Gastliche" nach „Ζεὺς ξένιος": es ist unbegreiflich, wie man bei dieser Haltung des Gedichts hier auch nur einen Augenblick „der Gastliche" für den Gastfreund hat nehmen können, und wie den Erklärern bei

Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint,

das so allbekannte

Ἠελίου, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει

nicht hat einfallen müssen. Wenn ein Dichter, um seinem auf griechischem Boden spielenden Werk die antike Färbung zu geben, data opera diese Entlehnungen macht, diese Reminiscenzen einstreut, dann ist es die Schuldigkeit dessen, der das Gedicht dem Verständnis Anderer näher zu bringen unternimmt, diese Intention des Verfassers zu erkennen und zu offenbaren.

So ist ferner in der vierten Strophe des Bogens Kraft, d. h. der kräftige, starke Bogen, eine Umschreibung des Adjektivs durch das Substantiv, mit welcher Schiller unsere Sprache bereichert und die er sich durch die Lektüre der griechischen Schriftsteller, besonders Homers, angewöhnt hat, bei dem in völlig gleicher Weise ἲς ἀνέμοιο (Od. IX, 71) βίη Ἡρακλῆος oder Ἡρακληείη, ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο, σθένος Ἕκτορος gesagt wird. Ganz ähnlich im Tell I, 4: Wozu lernten wir — die schwere Wucht der Streitaxt schwingen? Der Pflugstier — der die ungeheure Kraft des Halses duldsam unters Joch gebogen. Bei Beiden, bei Homer wie bei Schiller, beschränkt sich diese Art der Umschreibung auf die Synonyme von „Kraft".

Auch in der fünften Strophe gehen die Worte

So muss ich hier verlassen sterben
Auf fremdem Boden, unbeweint

ganz in die Vorstellungen der Alten ein: νῦν μοι σῶς αἰπὺς ὄλεθρος, klagt Odysseus, Od. V, 305, πρὶν πατρίδα γαῖαν ἱκέσθαι, und die Helden vor Troja werden bedauert, weil sie νόσφι πάτρης, ἐν Τροίῃ umkommen. Unbeweint zu sterben ist der grösste Kummer der Antigone, 876

ἄκλαυτος — ἄγομαι —

— — — — —

τὸν δ᾽ ἐμὸν πότμον ἀδάκρυτον οὐδεὶς φίλων στενάζει.

Die Strophe 12

Wer zählt die Völker, nennt die Namen etc.

nimmt durchaus den Ton an, der bei den Aufzählungen in den epischen Gedichten der Alten üblich war (vergl. Verg. Aen. VII, 641). Gewiss schwebte dem Dichter Il. II, 484 vor:

Ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι —

— — — — —

οἵτινες ἡγεμόνες Δαναῶν καὶ κοίρανοι ἦσαν.

πληθὺν δ᾽ οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι, οὐδ᾽ ὀνομήνω.

Dem epischen Sprachgebrauche entspricht auch in der vorhergehenden Strophe der Ausdruck „der Griechen Völker“ für der Griechen Scharen, denn hier handelt es sich noch nicht, wie in der zwölften, um die Nationalität; es ist offenbar eine Reminiscenz an das eben so gebrauchte homerische λαός, λαοί, wie denn auch der Vergleich des Rauschens der wartenden Menge mit dem Brausen des Meeres, ohne sich an eine bestimmte Stelle, wie etwa Il. II, 144, IV, 425, anzuschliessen, den Charakter des homerischen Gleichnisses aus der Erinnerung treu wiederholt.

Das Schaugerüst in der zwölften Strophe, so wie vorher der Ausdruck „der Bühne Stützen“, — wo ausserdem Bühne für Zuschauerraum gesetzt ist, — passt nur auf einen Holzbau, nicht auf die im alten Griechenland üblichen Marmor- oder Steinsitze; hier ist der Dichter auf die Vorstellungen der Neuzeit eingegangen; vermutlich um nicht durch Anbringung einer für die Leser fremdartigen Einzelheit ihre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken.

Die Schilderung der Aufführung des Trauerspiels ist der Kernpunkt der ganzen Ballade. Die sieben Strophen, welche sie umfasst, bedurften zu ihrer Erläuterung durchaus nicht weit her geholter Notizen aus irgend welchem griechischen Schriftsteller, sondern brauchten nur mit etwa hundert Versen der Aeschyleischen Tragödie verglichen zu werden, um fast in jedem ihrer Worte ihren antiken Ursprung und den von Schiller ihnen gegebenen Sinn und Bereich zu enthüllen; aber selbst in dieser leichten Zusammenstellung sind die Erklärer weit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben.

Es ist ein durch Hoffmeister veranlasster Irrtum Viehoffs, wenn er, gegen Schillers Darstellung, glaubt, die Furien müssten sofort spähend, haschend, fangbegierig hereingeschritten sein. Bei ihrem Erscheinen sind sie (nach Aesch. Eum. 135) eben vom Schlaf erwacht und werfen sich, die Müdigkeit nach und nach abschüttelnd, ihre Lässigkeit vor; die Heftigkeit ihrer Bewegung fängt erst, übereinstimmend bei Schiller und bei Aeschylus, zugleich mit dem Hymnus in der fünfzehnten Strophe (Eum. 235) an. Unser Dichter ist hier gegen seines Erklärers Bemerkung völlig im Recht.

Aber in einem anderen Punkte lässt sich gegen den Wortlaut des Gedichts an dieser Stelle eine Einwendung erheben. Der Chor soll „des

Theaters Rund“ umwandeln. Ich finde durchaus nichts daran auszusetzen, dass Theater hier für Bühne gebraucht wird; wir sind bei uns daran gewöhnt, und man war es auch längst in Schillers Zeit; „auf dem Theater“ schreibt Lessing (z. B. ‚Dramaturgische Blätter‘, Bd. VII, S. 20, 46) ebenso oft wie „auf der Bühne“. Aber die Bühne war bei den Griechen ebensowenig rund wie bei uns; das Theater, d. h. der Zuschauerraum, war rund. Es ist deutlich, dass hier eine Verwechselung vorliegt; der Dichter hätte offenbar sagen müssen: „einen Halbkreis auf der Bühne bildend“. — Dass er ferner, gegen den in der griechischen Tragödie üblichen Brauch, den Chor nach seinem Liede von der Scene abtreten lässt, dazu nötigte ihn der dem Gesang desselben von ihm unmittelbar angeschlossene Verlauf seiner Erzählung.

In der dreizehnten Strophe stammen die Verse

So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus u. s. w.

aus Aesch. Eum. 46—59

θαυμαστὸς λόχος . . . .
Οὔτοι γυναῖκας, ἀλλὰ Γοργόνας λέγω.
. . . . βδελύκτροποι

— —

Τὸ φῦλον οὐκ ὄπωπα τῆσδ' ὁμιλίας,
οὐδ' ἥτις αἶα τοῦτ' ἐπεύχεται γένος
τρέφουσα.

Daraus geht unwiderleglich hervor, dass „Haus“ (φῦλος) hier im Sinne von gens, Familie, gebraucht ist.

Hätte Viehoff das Epigramm des Antipatros in griechischer Sprache vor sich gehabt, würde er Schillers Beschreibung

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden

auf das dort von den Eumeniden gesagte Beiwort μελαμπέπλων zurückgeführt haben, denn diesem verdankt des Dichters Bezeichnung ihren Ursprung, wenngleich sie sich auch aus Eum. 55 hätte entwickeln lassen. Die Schlangenhaare entnahm er aus den Choëphoren 1049: πεπλεκτανημέναι πυκνοῖς δράκουσιν. Die Fackeln als Attribut der Furien kommen bei Aeschylus selbst nicht vor, sie werden zuerst in Aristoph. Plutus 425 erwähnt, aber wahrscheinlich in Bezug auf die Eumeniden dieses Tragikers. „In ihren Wangen fliesst kein Blut“ hat mit einer für uns wirksameren Veränderung Schiller aus dem Aeschyleischen μέλαιναι, Eum. 52, oder aus dem von Euripides, Orest 421 in demselben Sinne gesagten μελάγχρωτες gemacht. Schwerlich hat sich Schiller die Mühe gegeben, ihr Kostüm und ihre Erscheinung aus diesen verstreuten Zügen herauszubilden; er wird Böttiger befragt haben, der, wenn er auch erst vier Jahre später seine Abhandlung über die Maske der Furien veröffentlichte, ihm darüber die beste Auskunft geben konnte. Wenigstens geht aus einem Briefe an diesen Gelehrten hervor, dass er ihm die vollendete Ballade vorlegte. Aber er kann sich auch aus irgend einem Handbuch die nötige Anweisung hergeholt haben.

Anders ist es mit dem Hymnus selbst: er folgt ganz einzelnen Stellen der Parodos der Eumeniden. Ich halte es für überflüssig, diese

Vergleichung hier noch einmal vorzunehmen, da sie von den früheren Erklärern ziemlich ausreichend gegeben worden ist; ich will nur auf die Worte „besinnungraubend, herzbetörend“, welche den griechischen παρακοπά, παραφορά, φρενοδαλίς entsprechen und in δέσμιος φρενῶν, „die Bande um den Frevler schlingt“ noch eine Erweiterung haben, aufmerksam machen, weil sie zum Verständnis des Grundgedankens überaus wichtig sind. — In der Übersetzung des Aeschyleischen ἀφόρμικτος durch die Worte „duldet nicht der Leyer Klang“ könnte man ein Hinausgehen unseres Dichters über den Bereich des griechischen Beiworts finden: jenes stellt nur die Thatsache hin „unbegleitet von der Leyer“; diese besagen, dass der Gesang der Erinnyen so furchtbar war, dass er jede Begleitung mit einem sanften Instrument ausgeschlossen erscheinen liess.

„Die furchtbare Macht“, in der neunzehnten Strophe, „die im Verborgnen wacht etc.“ versteht man mit Viehoff „seit Hoffmeisters Auseinandersetzung“ wohl allgemein von der Nemesis; mit Unrecht. Auch diese erst auf Goethes Anregung hinzugefügte Strophe muss von den Eumeniden verstanden werden, das zeigt die Vergleichung mit Aesch. Eum. 360—374, woher diese Verse genommen sind.

Μένει γὰρ εὐμήχανοί τε καὶ τέλειοι κακῶν τε μνήμονες σεμναί.
Καὶ δυςπαρήγοροι βροτοῖς
ἄτιμ᾽ ἀτίετα διόμεναι
λάχη θεῶν διχοστατοῦντ᾽ ἀνηλίῳ λάμπᾳ,
δυςοδοπαίπαλα δερκομένοισι καὶ δυςομμάτοις ὁμῶς.
Τίς οὖν τάδ᾽ οὐχ ἅζεταί τε καὶ δέδοικεν βροτῶν, ἐμοῦ κλύων θεσμόν,
τὸν μοιρόκραντον, ἐκ θεῶν
δοθέντα τέλεον᾽ ἐπὶ δέ μοι
γέρας παλαιόν ἐστιν, οὐδ᾽ ἀτιμίας κυρῶ,
καίπερ ὑπὸ χθόνα τάξιν ἔχουσα καὶ δυςήλιον κνέφας.

Hier findet sich alles, was Schillers Worte enthalten, und nicht nur die Gedanken, sondern teilweise, was die Sache klarer herausstellt, die Fassung des Satzes: τίς οὖν οὐχ ἅζεταί τε καὶ δέδοικεν jede Brust huldiget und bebet; μένει εὐμήχανοί τε καὶ τέλειοι — ἀνηλίῳ λάμπᾳ, durch unsere Macht walten wir im Verborgenen; θεσμὸν τὸν μοιρόκραντον und λάχη θεῶν, des Schicksals Knäuel; καίπερ ὑπὸ χθόνα τάξιν ἔχουσα καὶ δυςήλιον κνέφας, doch fliehet vor dem Sonnenlicht. So weit haben Beide — weder Hoffmeister noch Viehoff — in die Eumeniden nicht hineingeblickt, sonst hätten sie durch ihren Einfall die richtige Beziehung, welche Schiller in die Worte hineingelegt hat, nicht verdunkelt. Also fort mit der ganz ungehörig hier hereingebrachten Nemesis. „Die Hälfte der Interpretation“, sagte einmal Böckh, „besteht leider in der Zurückweisung des Falschen“. — Übrigens sieht man auch hier wieder, wie unumgänglich bei der Beurteilung des Schillerschen Gedichtes die Vergleichung der Stellen im griechischen Texte ist; Jacobs übersetzt in dem Epigramm wenig genau: die Götter rächten, das liess der Auslegung weiten Spielraum; im Original heisst es ποινῆτις Ἐριννὺς τίσατο: dies hätte allein schon jede Abirrung beim Erklären der Strophe ausschliessen müssen. — Getroffen von der

Rache Strahl stammt eben daher; wegen τίσατο wählte Schiller das Wort Rache, das ganz wie das griechische τίσις auch die Bedeutung Strafe hat; und mit Strahl ist natürlich der Blitzstrahl gemeint.

Dass der Ausruf „Sieh da — die Kraniche des Ibykus" wörtlich aus Suidas herübergenommen ist, hat die oben aus dem Lexikographen abgedruckte Stelle schon gezeigt; auf so etwas aufmerksam zu machen, ist denn auch unbedingt die Pflicht der Interpreten gewesen; wenn sie es nur mit allem Andern ebenso gemacht hätten. Den Namen Timotheus hat Schiller des Reimes mit Ibykus wegen gewählt.

Alle Beurteiler des Gedichts stimmen darin überein, dass es nicht nur die Vorstellungen und Anschauungen, sondern auch den Ton der antiken Welt trefflich wiedergebe. Nur ist man in der Regel damit zufrieden, wenn man sagt, das ist die Kunst des Dichters: ich glaube gezeigt zu haben, worin diese Kunst besteht, wie sie zu Werke geht. Ohne die Entlehnungen, ohne die Reminiscenzen hätte Schillers Erzählung die das Altertum treu wiederspiegelnde Haltung nicht bekommen können. Fast Zeile für Zeile wird man bemerken können, wie die Phantasie des Dichters sich von den Zügen, welche die alten Schriftsteller ihm geliefert hatten, leiten liess, und er scheute die Mühe nicht, was er durch Nachforschen zusammengebracht, noch durch Anspannung des Gedächtnisses zu ergänzen und zu vervollständigen. Im Bewusstsein dieses eifrigen Strebens, dieser seiner Kunst gewidmeten Arbeit durfte er mit Recht „das geniale Geschlecht" verspotten, „dem seine Einfälle im Schlafe bescheert werden". Man wird sich ferner überzeugt haben, dass der richtige Sinn, die richtige Beziehung in manchen Fällen ohne den Vergleich mit den benutzten griechischen Versen oder Schriftstellen nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann. Und so wird man denn jetzt auch begreifen, weshalb ich, um einer solchen allein gründlichen Auslegung, Beurteilung und Schätzung die Wege zu eröffnen, in meiner Einleitung so weit ausgeholt habe. Es gilt einer vorgefassten Meinung entgegenzutreten, welche ich bereits früher in meiner Abhandlung über Goethes römische Elegien und Epigramme bekämpft habe, — einer vorgefassten Meinung, die, althergebrachte Vorstellungen über dichterische Thätigkeit ohne Prüfung nachsprechend, durch ihren Nebel auch sonst gute Augen klar und hell zu sehen verhindert.

Auch den Grundgedanken des Schillerschen Gedichts haben die Ausleger nicht in seinem Sinne herauszufinden gewusst. Zu dem Missverständniss hat der Dichter selbst freilich das Seinige beigetragen. Ihn beschäftigte lange vorher, ehe er die Ballade schrieb, die Macht, welche die Poesie auch auf die rohen Gemüter ausübt, und er glaubte in der Geschichte des Ibykus den besten Beleg dafür zu erkennen. Daher die Verse in den ‚Künstlern'

Vom Eumeniden-Chor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Diese Idee schwebte ihm allerdings bei der ersten oberflächlichen Bekanntschaft mit der Geschichte des Ibykus vor, er hielt sie bei der Bearbeitung des Gedichtes selbst nur teilweise fest.

Bei Schillers ursprünglicher Betrachtung des Gegenstandes stehen bleibend, findet denn auch Humboldt in der Ballade „die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust“ als ihren einzigen Gedankeninhalt ausgesprochen, und Hoffmeister meint, es sei „in dem Gedicht nur ausgeführt, was in jenen Versen der Künstler angedeutet war“. „Das Gedicht ist bedeutsam“, schliesst Viehoff, „indem es zeigt, dass Alles, was die Tiefe des menschlichen Herzens aufzuregen im Stande ist, wie Musik, Poesie und Kunst überhaupt, auch die tiefversenkte Blutschuld an die Oberfläche lockt und verrät“. Aber diese Wirkung hätte auch ein antiker Nachmittagsprediger ausüben können. Wo giebt Schiller hier zu verstehen, dass die Musik, die Poesie die tiefversenkte Blutschuld an die Oberfläche lockt? Diese Mörder, Timotheus und sein Spiessgeselle, zeigen doch von den Qualen des schuldbeladenen Gemütes nicht die geringste Spur. Der Ausruf des Einen: „Sieh da, sieh da — die Kraniche des Ibykus“ lässt eher auf alles Andere als auf Gewissensbisse schliessen. Und wenn die Gewalt des Hymnus allein sie im tiefsten Innern zu erschüttern im Stande gewesen wäre, wozu dann noch die über das Theater fortziehenden Kraniche, die doch gerade in der Hauptquelle Schillers, in der Plutarchischen Erzählung, die wichtigste Rolle spielen? Und wozu ruft unter den Händen der Räuber Ibykus die Kraniche an? Die Erwähnung dieses Umstandes war doch ganz überflüssig, wenn die erschütternde Wirkung der musischen Kunst die Entdeckung der Verbrecher für sich allein herbeiführte.

Auch weist Schiller selbst diese Auffassung entschieden zurück, wenn er an Goethe schreibt: „Der blosse natürliche Zufall (d. h. also, nicht die Erschütterung durch den Chorgesang) muss die Katastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine That und an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüt ist davon frappirt; die Erscheinung der Kraniche muss also in diesem Augenblick ihn überraschen; er ist ein roher, dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat. Der blosse Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich“.

Düntzer erkennt den Zufall, den Schiller einen natürlichen nennt, als wunderbar an, bemerkt aber weiterhin: „Dem Racheruf des Ibykus als solchem wird von Schiller gar keine eigentliche Folge zugeschrieben, sondern es ist nur ein sonderbarer Zufall, dass gerade im Augenblick, wo das ganze Theater durch den Chorgesang erschüttert, die Mörder an Ibykus gemahnt sind, ein Kranichzug über das Theater fliegt, der das schicksalsvolle Wort dem einen Mörder entreisst. Dass Ibykus als heiliger Sänger von den Göttern oder von Apoll oder Poseidon gerochen werde, liess sich mit der angenommenen Auffassung dieses wunderbaren Zusammentreffens nicht vereinigen; auch würde die allgemeine Bedeutung der Ballade dadurch ebenso sehr verloren haben, als wenn die Entdeckung der Mörder nur als Erfüllung des Rachegebetes des Ibykus dargestellt wäre. Nein kein Mord, so verborgen er auch begangen worden, bleibt unentdeckt“.

Diese Zuversicht, dass kein Mord unentdeckt bleibt, mag, als die Moral fördernd, den Kindern immerhin eingeprägt werden, aber schon die Tertianer glauben bei uns nicht mehr daran und lernen überdies in den Geschichtsstunden, dass z. B. die Mörder des Scipio Aemilianus nicht herausgebracht worden sind; die Polizeibehörde in Berlin würde es sehr gerne sehen, wenn ihre Diener das leisteten, was Düntzer hier verspricht. Schiller hat sich nur mit der Erzählung von der Entdeckung dieses einen Mordes befasst; er war zu bescheiden und zu sehr Philosoph, um zu wissen, dass die Anführung eines Beispiels nicht für alle Fälle Gültigkeit hat: das Beispiel kann mahnend sein, aber es will nicht beweisen. — Und was haben die übrigen Götter, was Apollo, wenn er auch immerhin dem Ibykus die Gabe des Gesanges verliehen hatte, was Poseidon, trotz des gerade in seinem Fichtenhain verübten Mordes, hier zu schaffen; es ist an dieser Stelle von ihnen nicht im entferntesten die Rede; das heisst denn doch, statt zu erklären, ohne alle Veranlassung fremde Dinge herbeiziehen.

Man sieht, die Ansichten über den Gedankengehalt des Gedichts, ja auch über den Zusammenhang der darin erzählten Thatsachen gehen weit auseinander. Und doch liegt in Schillers Darstellung Alles so einfach und so deutlich vor.

Ibykus begrüsst die Scharen der Kraniche, welche ihn auf der See begleitet haben und ihn noch auf dem Lande begleiten; von den Räubern angefallen, fordert er sie auf, die Klage über seine Ermordung zu erheben. Aber nicht sie allein sind Zeugen seines Todes; die Erinnyen, welche „richtend im Verborgnen wachen und sich an die Sohlen des Frevlers heften“, sind zugegen und nehmen die von Ibykus als befreundete Begleiter angeredeten Vögel in den Dienst der Sühnung; es geschieht schon durch ihre Einwirkung, dass die bisher ruhig dahin fliegenden Schwärme ihr furchtbares Geschrei erheben, zum tröstlichen Zeichen noch für den sterbenden Sänger, dass sie die Rachemahnung, die er an sie richten wird, erfüllen wollen. Auch im Theater, wo die Eumeniden aufgeführt werden, sind die Rachegöttinnen in Person anwesend; denn überall, wo eine Gottheit einen Altar hatte, wie an Orten, die ihr geweiht waren, oder wo man ihren Kultus beging, wurde ihre Anwesenheit vorausgesetzt; Ovid. Met. VI, 326

> Ara vetus stabat, tremulis circumdata cannis;
> Restitit et pavido „Faveas mihi“ murmure dixit
> Dux meus et simili „Faveas“ ego murmure dixi;

und in diese Auffassung der Vorstellungen des Altertums geht unser Dichter auch schon ein, wenn er Ibykus mit frommem Schauder, wegen der Anwesenheit des Gottes, in Poseidons Fichtenhain eintreten lässt. Dieses Zugegensein der Eumeniden giebt Schiller deutlich zu verstehen in den Worten

> Und Stille, wie des Todes Schweigen,
> Liegt überm ganzen Hause schwer,
> Als ob die Gottheit nahe wär'.

Ihre im Dunkeln wirkende Macht lässt eine Schar von Kranichen über den Zuschauerraum fortziehen, andere als die vom Ibykus angeredeten,

aber immer Kraniche. Und nun verraten sich die Räuber, nicht etwa durch den Gesang des Chors erschüttert oder gar gerührt; dieser Gesang ist für sie nur „besinnungraubend, herzbethörend", er schlägt nur seine Bande um sie, um ihren Geist, ihn umnebelnd (δέσμιος φρενῶν); infolge dessen vergessen sie alle Vorsicht und brechen, beim Herannahen der Kraniche, durch die verhängnisvolle Gewalt, welche die Eumeniden über sie gewonnen haben, dazu gezwungen, in den Ausruf aus, durch den sie sich beschuldigen. Dass die Rachegöttinnen das alles bewirkt, den Zufall des Vorüberfliegens der Kraniche herbeigeführt, den Verstand der heimlichen Mörder so umgarnt haben, dass sie sich selbst anzeigen und überliefern, lässt Schiller die übrigen Zuschauer auf das deutlichste in den Worten aussprechen: Das ist der Eumeniden Macht! So ist das geheimnisvolle Eingreifen der Rachegöttinnen die eigentliche Ursache der Enthüllung des Frevels, das Theater, in welches sich die Thäter mit eindrängen, der Eumenidenchor, der ihre Sinne bestrickt, das Erscheinen des Kranichzugs, das ihre Zunge löst, nur die Mittel, deren sie sich dazu bedienen. Das Vorüberfliegen der Vögel nennt in diesem Sinne Schiller selbst einen blossen natürlichen Zufall (oder Vorfall), aber allerdings ist es nach der Ansicht des Dichters, der an einer anderen Stelle bekanntlich sagt: Es giebt keinen Zufall, ein von einer überirdischen Macht veranlasstes Ereignis. Der Dichter selbst drückt es doch klar genug aus, wenn er von der furchtbaren Macht spricht, die richtend im Verborg'nen wacht, die unerforschlich, unergründet, des Schicksals dunkeln Knäuel flicht. Die von mir angegebene Verkettung der Umstände lässt erst diesen dunkeln Knäuel des Schicksals erkennen; ohne diese Auffassung geht nicht einmal ein sie verknüpfender Faden durch das Gedicht.

Ballade nennt es Schiller, nach damaligem Sprachgebrauch schon ausdrückend, dass das Übernatürliche darin eine Rolle spielt.

Zu dieser Führung des Verlaufs der Erzählung, wie ich sie oben nachgewiesen habe, wurde der Dichter auch unwiderstehlich durch eine seiner griechischen Quellen gedrängt, was man aus der deutschen Übersetzung allerdings nicht herausbringen kann. Den Ibykus nennt das Epigramm πόλλ' ἐπιβωσάμενον γεράνων νέφος: dann heisst es: οὐδὲ μάτην ἰάχησας, ἐπεὶ ποινῆτις Ἐριννὺς — τίσατο σεῖο φόνον. Die Erinnyen waren es danach, welche den Mord rächten, und zwar τῶνδε (d. i. γεράνων) διὰ κλαγγήν, d. h. sich des Mittels der Kraniche bedienend.

Eine ästhetische Beurteilung des Gedichts ist nach dem, was von so vielen Kritikern und oben von mir gelegentlich gesagt worden ist, nicht nötig. Die neuere Dichterschule würde einige — aber hier nur wenige — ungenaue Reime verwerfen. Sie hält seit Platen sehr auf Reinheit der Form. Wollte sie in ihren Werken nur auch den Gedankenreichtum unsrer Klassiker an den Tag fördern. Den guten Dichter auszumachen, ist jetzt Beides erforderlich.

Omne feret punctum, qui rem miscebit utramque.

Briefe von Julie von Krüdener an Jean Paul*).

Mitgeteilt von

Paul Nerrlich.

I.

Von unangenehmen Geschäften umringt, durch einige zu besorgende Briefe, die mir Zeit und Heiterkeit rauben, kann ich nur wenige Augenblicke mich mit Ihnen unterhalten, und doch brauchte ich Stunden, blos um Ihnen alle die Empfindungen auszudrücken, die in Ihrem letzten Briefe sich zu allen denjenigen gesellt haben, die ich schon hatte. Umsonst würde ich Farben suchen, um das zu coloriren, was ich doch so lebhaft fühle: Freundschaft, Enthusiasmus für alles Grosse und Edle, das Sie so zauberisch darstellen. Der heisse Wunsch, Ihnen näher bekannt zu werden und der Wahrheit selber näher zu kommen, indem mich Ihr Zutrauen immer tiefer in dem Herzen zu blicken verspricht, aus dem so schöne Strahlen schon die Welt beleuchten, mich in diese Schule selber zu erheben — alle diese Wünsche und Empfindungen erfüllen meine Seele und rechtfertigen, hoffe ich, die Sehnsucht, mit der Sie wünschen, mich zu sehen und die ich theile. Sobald also es mir meine Geschäfte erlauben, meine Rückreise nach Bayreuth anzutreten, hoffe ich es zu thun, um Sie in Hof zu sehen; einige Tage über den 14. werden wohl noch hingehen, bald hoffe ich, Ihnen bestimmter zu schreiben, wann ich abreise.

Leben Sie indessen wohl, mitten unter der schönen Schöpfung von erhabenen Empfindungen, von zarten Gefühlen, von hohen Bildern der reichsten und glücklichsten Imagination, die Ihnen so natürlich sind, so vertraut mit Ihrer Seele, dass sie Ihnen überall ein Elysium schaffen müssen; und möge ich es immer wert sein, in diesem schönen Paradiese naturalisirt zu werden und Ihnen zu zeigen, dass die schönen Bilder der Tugend, der seligen Empfindungen, die in Ihren Werken sind, auch in meinem Herzen leben!

Mitten im Geräusch, den man um mich macht, schreibe ich flüchtig diese Zeilen, um die Post nicht zu versäumen.

Nehmen Sie meine Wünsche wie meine Freundschaft aus einem reinen Herzen an, das sich gewiss sehr, sehr für sie interessirt. Werden Sie diesen unzusammenhängenden Brief verstehen können, und mitten unter meiner fehlerhaften Art mich auszudrücken in einer Sprache, die ich fehlerhaft schreibe, werden Sie meinen Gedanken folgen? Doch ich

*) Die Originale befinden sich unter Jean Pauls Nachlass im Besitze des Herrn Hofrat Dr. Ernst Förster in München.

bemächtige mich Ihrer Nachsicht, noch ehe ich selbige verdient habe, denn die Tugenden des Weisen sind das Eigentum des ganzen Menschengeschlechts.

Leipzig, den 9. September [1796].

Julie v. Krüdener*).

Ich bitte Sie, Herrn von Oertel von mir zu grüssen. Gewiss begreife ich es, dass Sie ihn sehr lieben; ich würde stolz darauf sein, seine Freundschaft zu verdienen.

II.

Constance, le 12 nov. 1796.

Mon voyage a été extrêmement long. Connaissant votre amitié et l'interêt que vous prenez à moi, j'aurais voulu vous écrire vingt fois pendant ma route, et cependant j'attendais toujours que je fusse entrée en Suisse; de Lindau je vous écrivis, mais la poste ne partant pas tout de suite, je portai ma lettre à Constance. J'aime mieux vous en écrire une nouvelle pour vous parler de ma route. J'ai suivi les bords du lac; j'ai passé deux jours dans un jardin continuel au milieu des plus riches productions, j'ai vu tous les besoins de la vie matérielle sous les formes les plus enchanteresses; des prairies délicieuses, des ombrages offerts par des forêts d'arbres fruitiers; toutes les cultures nuancer les dessins et la vigne venir joindre encore à tous les trésors de la terre les riches dons. La saison déjà avancée ne me laissait voir que les restes du superbe tableau que doivent offrir le printemps et l'été, mais mon imagination achevait l'idéal, et je me transportais au milieu de tous ces liens, je me créais là des retraites solitaires, je les embellissais de votre amitié. J'y voyais couler mes jours dans une douce insouciance des liens de l'opinion; j'y portais mes souvenirs, l'étude de la nature, l'activité d'une vie utile quoiqu'ignorée, l'amour des lettres qui a toujours embelli ma vie, et au milieu de ces belles occupations les élans d'une imagination brillante, assez riche pour animer le plus stérile coin de terre et qui n'aurait eu qu'à recevoir les sublimes impressions de la nature la plus vaste, pour être sans cesse occupée. Que de fois je me disais en voyant les eaux limpides de ce beau lac: je travaillerai à épurer mon ame comme la cristal de ce lac! Que de fois je me disais en voyant les riches couleurs du soleil sur les flancs rembrunis de ces montagnes: peut on chercher un autre luxe que celui de la nature, cette magie de lumière, ces effets enchanteurs tantôt embellissants les ouvrages des hommes, leurs possessions, les fruits de leurs travaux, tantôt mettant en évidence à tous les yeux les formes les plus elevées et toute la majesté de cette superbe création? Non, il n'est point de parole qui puisse rendre la toute-puissance de ces sentiments qui vous enlèvent à la terre et nous attestent que nos fugitives existences se renouent dans le ciel à de plus grandes destinées. Que de fois votre souvenir s'est mêlé à mes méditations! Le vœu constant que je vous ai montré à

*) Frau v. K. unterzeichnet sich überall „Krüdner".

Bayreuth de vivre dans votre société, d'entendre encore ces sublimes leçons de vertu qui vous rendent si nécessaire à mon ame, ce vœu n'est point sorti de mon coeur. Ah, vous savez comme je pense; je suis parvenue à ce point, où il faut toujours avancer pour jouir de la vie, où le développement moral, la connaissance de la vertu et les progrès des lumières connues de la philosophie font le bonheur le plus doux, le plus indispensable de l'existence. Mais où me suis-je laissée entraîner! Je ne vous ai encore rien dit de ce que je voulais, mais je ne veux pas vous parler de mon amitié; elle doit être sentie et non point dépeinte. Vous savez comme j'aime la vérité et la simplicité. Il doit être de l'amitié comme des ouvrages achevés de l'art: elle est sans ornement, et sa sublime beauté descend dans le coeur, y laisse l'empreinte des vertus et des charmes qui embellissent l'existence, comme le ciseau de Praxitèles, en produisant ces belles formes, laissait l'empreinte de la beauté. Je ne vous dirai donc rien, si non que mon amitié est liée à vos vertus et qu'elle devient par là immortelle.

Portez vous bien, vivez heureux, écrivez-moi souvent, je vous prie. Adressez vos lettres à Lausanne; j'espère y être dans six jours. Constance a des environs délicieux, j'éspère être bientôt à Zurich et vous écrire bientôt plus au long. Adieu, mon cher M. Richter. Puissé-je vous voir bientôt dans ce charmant et délicieux séjour! A jamais votre dévouée et sincère amie

B[aronne] Krüdener.

Pourriez vous lire mon griffonage? j'écris très à la hâte.

[Adr.]. A Monsieur Jean Paul Richter
à
Hof
im Voigtlande.

III.

Lausanne, d. 17. December 1796.

Kein Wort von Ihnen, lieber Richter, keine Zeile über meinen Brief aus Constanz! Was machen Sie? sind Sie wohl und denken Sie zuweilen an eine Freundin, die es verdient, in Ihrem Andenken zu leben, weil sie Sie so ganz versteht, weil sie Ihr Glück so sehnlich wünscht? Ich würde die schönen Augenblicke nicht verdienen, die wir in Bayreuth lebten, wenn ich an Ihrer Freundschaft eine Minute in meinem Leben zweifeln könnte. Aber Sie? kennen Sie mich auch so ganz? wissen Sie auch sich über jeden Verdacht zu erheben? und wenn Sie zum Beispiel meinen Brief nicht erhalten hätten, würden Sie glauben, ich hätte Sie vergessen? O, wie wäre das möglich, lieber Richter! hier, wo die ganze Natur mich noch mächtiger, noch schöner an jede erhabene Empfindung fesselt, hier in Gegenwart dieser allmächtigen Wunder der Schöpfung, wo ich tausendmal Sie zum Mitgenossen meines Glücks wünsche, wo ich so oft mir sage: o wie tief würde er alles fühlen, was

dich entzückt, und wie würde er es schildern, was deine arme Sprache ihm nicht geben kann! Ich lebe hier einsam, meinen Wünschen gemäss und doch, wie voller Thätigkeit, wie abwechselnd, wie gedrängt von Empfindungen und Genüssen ist dieses für die Welt so einsame Leben! Eine magische Aussicht zeigt mir den See; die hohen Berge, die ihn umgeben, verbergen ihr stolzes, gebietendes Haupt in den Wolken; tausendfach verschönert jeder Abend die Scene. Im reichsten Farbenspiel sehe ich der Magie der Beleuchtung zu, erhebe zum Schöpfer das entzückte Herz und bleibe stumm an Sprache und doch so beredt dastehen; zuweilen falten sich meine Hände, es rinnen Thränen aus meinen Augen. Es ist, als fühlte meine ganze Seele die Harmonie des Schönen, verbunden mit dem moralischen Gefühl des Guten, des Edlen. Es ist, als gäben alle diese grossen Gegenstände mir grosse Befehle, die Tugend inniger zu lieben. Ich vergesse nicht die Menschen — nein, sie werden mir theurer, ich vergesse aber die Labyrinthe der grossen Welt, das kalte mechanische Uhrwerk, das so viele kleine und grössere Laster treibt, wo jedes Interesse, jede kleine Leidenschaft ihr unruhiges Leben aus menschlichen Verirrungen spinnen. Ich bleibe da ruhig und zufrieden, reich an Gefühlen vor mein eignes Herz stehen. Ach, auch in diesem Herzen haben Leidenschaften gewühlt und der Sturm ist nicht aus; aber es hat nichts verloren von seiner Empfänglichkeit, jeder schöne Enthusiasmus macht es noch schlagen. Es dringt mit sanfter Rührung in das Geheimnis jedes einfachen Vergnügens; es lebt in dem allmächtigen Reichtum der Natur, berauscht von Seligkeit, als wäre es ihr Liebling, und sucht in den Werken der Kunst, die schon frühe es erhoben, das Ideal des Schönen, das Bild grosser Gefühle, erhabner Leidenschaften, erweckender Teilnahme, alles, was das Leben der Seele ausmacht, unter den täuschenden Formen der Natur abgelernt, in Wahrheit uns hinzuzaubern.

Doch wem sage ich dies, lieber Richter? Sie kennen mich ja ganz. Obgleich es hier ziemlich kalt ist, so gehe ich doch täglich spazieren und freue mich des schönen Himmels und der reichen Erde. Ich lese des Abends und schreibe zuweilen; doch macht mich [sic!] das letztere Mühe, denn meine Nerven leiden. Oft denke ich meinem Leben nach und sehe, wie viele Hindernisse, wie viele Arbeit es mir kostete, hier die Wünsche befriedigt zu sehen, die schon meine frühen Jugendjahre belebten. Ich danke der Vorsehung diese Freude und fühle mich nicht würdig auch nur den tausendsten Teil dessen, was ich erhielt. O, dieses Herz, dieses so reiche Herz mit einem so tiefen Sinne fürs Schöne begabt, mit so sanften, beglückenden Gefühlen für die Menschen ausgestattet, was thut es denn meistens als träumen? wo ist seine Energie, wo sind die Thaten, die mich erheben sollten vor mir selbst?

Wie oft muss ich das Auge niederschlagen vor mir selbst; wenigstens fühle ich alles, alles, was mir fehlt. Lieber Richter, seien Sie mein Freund, mit Ihrer grossen, reinen Seele; seien Sie der Spiegel, worin ich das Schöne lese und meine eigene Unvollkommenheit erblicke und nach Verbesserung trachte! Schreiben Sie mir! ich weiss, Sie thun es gerne, ich weiss, ich bin Ihnen theuer. Sprechen Sie nur von sich selbst viel

und von allem, was sie interessirt, von Ihrem Freund Otto, den ich sehr schätze, von Ihren Beschäftigungen, Ihren Vergnügungen; von Herder, dessen geistreiche Geschichte der Philosophie der Menschheit ich oft lese. Beruhigen Sie mich über etwas, das mir Kummer macht. Man hat mir gesagt, Herder wäre seit einiger Zeit Materialist geworden; mein Herz sagt mir, es ist nicht möglich; ich bitte, lieber Richter, ein Wort darüber.

Sobald es nur möglich ist, bekommen Sie mein Bild: mögen die Züge, worin Sie mit Rührung etwas Ausgezeichnetes lesen, Ihnen die wahre, unvernichtbare Freundschaft darstellen, die in meinem Herzen für Sie lebt. Sagen Sie mir, ob Sie was drucken lassen, sagen Sie mir, ob was Neues in der Litteratur erschienen ist, das Aufsehn macht. Aber besonders sagen Sie mir, dass Sie mich immer als Ihre beste Freundin lieben; lassen Sie über mein Leben die schönen Stunden immer schweben, wo Ihr beredtes Auge, Ihre Thränen, Ihre Gefühle alle mich mit den Gedanken ewiger Freundschaft erfüllen, wo ich es mit Stolz fühlte: meine Seele interessirte den guten, edlen Richter, und vor seinem tiefen und gerührten Blicke brauchte sich mein Herz nicht zu verbergen, dies in der Welt zu sehr und zuweilen so wenig gekannte Herz, das so oft, ohne es zu wollen, die Schmerzen unglücklicher Leidenschaften erregte und so oft gelästert wurde, Ihre Freundschaft beglücke es mit dem Reichtum, den nur die Freundschaft [unleserlich] edlen Herzens giebt; und wenn die Melancholie, die so oft mein Leben umwölkt, eine stille Thräne fliessen macht, o, dann komme der Gedanke immer in mein Herz: Richter kennt dich und ist dein Freund.

Ihren Freund Mandel in B[ayreuth] habe ich nur eine Minute gesehen, ich war in den Unruhen der Abreise; ich war nicht allein und habe ihm nichts zeigen können von dem, was ich als Freund von Ihnen ihm zeigen wollte; sagen Sie ihm, dass ich ihn sehr schätze. Ganz Ihre wahre, Ihre Freundin bis in die Ewigkeit, denken Sie zuweilen an

Julie v. Kr.

[Am Rande der ersten Seite:] Werden Sie diesen unordentlichen Brief lesen können? Schreiben Sie mir, ich bitte, grade nach Lausanne, und schicken Sie mir, was Sie mir versprachen, einige Zeilen von Ihnen über unsere erste Zusammenkunft, mein Bild, entworfen von Ihrer Hand, etwas über meine Züge und mein Herz, wie Sie selbige sahen.

IV.

Lausanne, den 1. März 1797.

Kein Wort, keine Zeile von Ihnen, lieber Richter, und doch schreibt mir Fr[äulein] Schuckmann *), Sie hätten meinen Brief erhalten. O, sagen

*) Henriette von Schuckmann, die Schwester des nachmaligen Ministers.

Sie mir, was hindert Ihr Schreiben? Sie sind nicht krank, nein, ich hätte es erfahren; man kennt die innige Teilnahme, die ich an Ihrem Schicksale nehme; Sie sind nicht umgestimmt. Könnten Sie eine Freundschaft verläugnen, die Ihre ganze Seele durchdrang, oder könnten Sie an der meinigen zweifeln? Nie werde ich auch nur durch den geringsten Argwohn Ihre Seele beleidigen. Verkennen Sie die meinige nicht, ich bin Ihnen auf immer ergeben; ich habe keine der kleinen Empfindlichkeiten, die wahre Freundschaft entzweien. Sollten Sie abgehalten werden, mir zu schreiben, weil etliche Monate vergingen, ohne dass sie es thaten, o so lass diese Ursache Sie nicht einen Augenblick kränken; nur eine Zeile, wenn Sie Geschäfte haben! Nur eine Empfindung ist es, um die mir zu thun ist, und diese heisst Zutrauen, unbeschränktes Zutrauen; es ist der lieblichste Zug im schönen Gemälde der Freundschaft.

Aber haben Sie Zeit und Musse, o, so fordre ich mehr: ich will wissen, wie Sie leben, ich will wissen, was Sie schreiben, ob Sie an meine Alpen denken, ob sie vielleicht noch den Wunsch nähren, die Schweiz zu besuchen. Ich hoffe im April in Zürich zu sein; wie glücklich wäre ich, Sie dort zu sehen, Ihnen dort mein Bild zu geben und mit Ihnen einige schöne Tage zu verleben, lieber Richter! Schreiben Sie mir bald und schicken Sie mir bei einer müssigen Stunde die Scene unserer ersten Bekanntschaft, nur flüchtig hingeworfen. O wie wünschte ich, noch einmal die Augenblicke herzuzaubern, die so lieblich in meinem Leben gewebt sind! Nun leben Sie wohl; glücklich, heiter sei Ihr Leben und zuweilen lassen Sie Ihre schöne Seele auf diesem Himmelsstrich ruhen; nie mögen Sie Julie Kr. vergessen; sie ist Ihrer Freundschaft werth!

[Adr.]. An Jean Paul Richter
in
Hof.

V.

Teplitz, den 16. Juli [1801].

Seit fünf Wochen bin ich hier, meine geliebten Freunde, und wie oft haben mich meine Gedanken und meine Wünsche in Ihre Mitte versetzt! Was macht meine Karoline *)? Sie ist glücklich, und diese schöne Gewissheit, die mir auch zu gleicher Zeit das Glück meines geliebten Freundes bürgt, ist Wohlthat für mich. O leben Sie, edle, gute Menschen, lange in dem schönen Kreis der besten Gefühle; alles was die Erde Reizendes hat, umgiebt Sie, und Ihre Freunde freuen sich, dass die besten Menschen auch das beste Loos haben. Immer noch bin ich mit meinen Hoffnungen und mit der Schweiz, wo sie erfüllt werden sollen, beschäftigt, und wenn es mir nur immer möglich ist, so gehe ich durch

*) Jean Pauls Gattin; Frau v. K. hatte mit ihr in Berlin Freundschaft geschlossen.

Meinungen, sehe Sie und die liebe Gräfin*), der ich meine innige Freundschaft versichere und die ich bitte, mir immer in ihrem schönen Herzen einen Platz zu geben. —

Ist sie wohl? was machen ihre lieben Kinder? Könnte ich viel schreiben, so früge ich ihr dies alles selbst; so aber verzeiht sie es mir, wenn ich es Ihnen frage, und verschönert durch den warmen Anteil, den die Freundschaft nimmt, bekomme ich aus Ihren Händen die Antwort, wenn sie zum Schreiben sich nicht aufgelegt fühlt. Ist sie aber so gütig mir selber zu antworten, so schliessen Sie beides in ein Couvert und adressiren mir es hier in Teplitz, wo ich noch vier Wochen zu bleiben gedenke. Mein Wunsch ist immer im September nach der Schweiz. Heute hat man mich Angst gemacht, es marschiren Truppen. Sollte es wieder Krieg werden, schreiben Sie mir Ihre Meinung. Was halten Sie von der Schweiz und von der Ruhe Europens überhaupt? Das schöne Atala**), das Buch, was so viel Aufsehn gemacht hat, habe ich für Sie, warte aber auf eine Gelegenheit, es Ihnen zu schicken, wie auch ein kleines Bild von mir. Doch ich hoffe, ich bringe beides selber. Schreiben Sie mir doch, ob Sie ganz eingerichtet sind, wie Sie mit Ihrem Hause zufrieden sind, ob Sie einen Garten haben und wie Sie leben. Ich geniesse hier der Luft und der Freiheit, dieser zwei positiven Glückseligkeiten für mich. Mein Sohn hat mich besucht, meine Tochter ist fleissig und so gut wie möglich. Ich bade viel und fühle mich Gottlob besser, hoffe auf Sie beide und auf die Schweiz. Lieben Sie mich immer! Sie wissen, lieben guten Freunde, dass es itzt ein absolutes Bedürfniss ist, Ihnen theuer zu sein. Ich liebe Sie beide herzlich, ganz ihre ergebene Freundin B. Krüdener.

Sagen Sie unsrer guten Freundin, wie glücklich ich wäre, sie in Meinungen zu sehen. Ich hoffe, sie ist dort ganz etablirt, die liebe Gräfin, und Sie sind sich so wechselweise Glück und Freude. Ich umarme meine Karoline zärtlich, und sie gebe es Ihnen wieder!

VI.

Genf, den 8. Januari 1802.

Vergebens schrieb ich bis hieher, lieber Richter, um Nachrichten von Ihnen zu haben. Möchte doch dieser Brief Ihnen zu Händen kommen und meine treue, ewig dauernde Freundschaft Ihnen und meiner Karoline so lieb sein, als es mir die Ihrige ist, auf der [sic!] ich stets rechne. Nur wenige Zeilen schreibe ich heute, bis ich weiss, dass meine Briefe ankommen. Unterdessen wissen Sie, dass ich in der Gegenwart der Alpen der Ruhe und der Einsamkeit geniesse. Verschiedne wichtige Ursachen bewegen mich, Genf zu meinem Aufenthalt zu wählen. Ein guter Arzt pflegt hier meine Gesundheit, die sehr leidend war, als ich hier ankam, itzt aber, dem Himmel sei Dank, besser ist. Doch muss

---

*) Gräfin Schlabrendorf.

**) Châteaubriands „Atala“ erschien 1801 in dem Journale „Le Mercure de France“.

ich täglich baden, lebe fast von lauter Milch und bedarf der grössten Ruhe, um nicht zu leiden. Ich geniesse jedes Sonnenblicks, fliehe die Gesellschaft, lebe mit den Büchern, die ich liebe, mit dem Andenken meiner Freunde, mit meiner unvergleichlichen Tochter eingezogen und glücklich nach meiner Art; zuweilen entsteht das Bedürfnis, auch meine Freunde um mich zu haben, ich werfe es mir aber vor, wenn dieser Wunsch zu lebhaft wird. Ist denn Ruhe und Stille, eine Seele wie die meinige in dieser Natur, nicht schon genug? O, übermässig glücklich wäre ich gewesen in der beständigen Gegenwart eines Wesens, das mich geliebt hätte, wie ich es geliebt hätte: einige Momente sahe ich meinen Freund, Pflichten fesseln ihn bei seinen Eltern, und meine Seele kann keine Pflicht hindern. Edler, lieber Richter, Sie, der Sie mein Herz so oft aufrichteten, in B[ayreuth] meine Thränen trockneten, o, Sie werden mich immer verstehen, — darf ich sagen, mich immer lieben? O ja, ich finde Sie einst wieder, ich liebe Sie so innig, Sie und Ihre Karoline. Wenn Schmerz zuweilen mich niederdrückt, wenn ich mich einsam fühle, wenn ich denke, dass man es mir nicht verzeiht, da ich tief litt, Ruhe und Sonne und etwas Stärke zu suchen, dass man meine Seele gar nicht begreift, dann denke ich an Sie, an Sie, in dessen Herzen doch mein Bild unentstellt liegt, und ich sehne mich nach Ihnen. O, kommen Sie einst in dies Paradies, unter diesen Himmel, diese Farben, diesen Zauber! Wie oft fühle ich dies Bedürfnis Ihrer Gegenwart! Ich könnte in Lyon wohnen und dort durch reine Freundschaft glücklich sein, meinen Freund sehn — aber man würde glauben, er bewog mich, Ruhe und dieses Klima zu suchen, und das will ich nicht. Auch fesseln mich noch Pflichten hier. Ich bin aber auch weit glücklicher: meine Zeit, meine Tochter, alles gehört itzt nur mir an, ich geniesse der Natur, ich bin viel besser. Was machen Sie und Karoline? O gebt mir bald Nachrichten von Euch und umständliche! Tausend Grüsse unsrer guten Gräfin! was macht sie, ist sie glücklich? Schreiben Sie mir unter folgender Adresse: à Madame la baronne de K . . . à Génève, aux balances. Leben Sie wohl, recht wohl, ich umarme Sie und die glückliche Karoline. Haben Sie einen Garten? Sind Sie wohl? Guter, lieber Richter, ich liebe Sie innig.

Ihre treue Freundin B. Krüdener.

VII.

Bötzow bei Berlin, 10. März 1804.

Vergebens, lieber edler Freund, schrieb ich Ihnen aus der Schweiz und aus Frankreich, aber nie erhielt ich eine Antwort und noch weiss ich nicht, ob Sie meine Briefe erhielten. Ob Sie und Ihre vortreffliche Karoline mich noch lieben, das beantworte ich mich [sic!] selber, denn ich traue Ihren Herzen wie den meinigen. Sie lieben mich noch, weil ich Sie liebe, und so oft Sie mit einander so recht glücklich sind, muss ja Ihr Herz, Ihr schönes Herz, lieber Jean Paul, und das Ihrer Karoline auch für Freundschaft schlagen! Sie sind nicht in Berlin; ich habe mich

darnach erkundigen lassen; da ich aber nicht selber durchgegangen bin durch Berlin, weiss ich auch gar nicht, wo Sie sind; ich vermute in Meinungen. Man hat mir in Frankreich gesagt, Ihre Frau hätte Ihnen einen Sohn geschenkt, küssen Sie von mir den holden Engel, der in seinem Lächeln Ihnen die Liebe aller derer Herzen, die Ihnen zugethan sind, zulächelt. Ach, da muss auch meine herzliche treue Freundschaft Ihnen vorkommen, Ihr Lieben, die Ihr mir den sandigen, öden Pfad des Convenienzlebens oft versüsstet. Ihr Lieben, mit denen ich manchen Frühlingsmorgen durchlebte, Euer Bild kommt mit den Blumen und den Nachtigallen, und alles, was schön ist in der Natur, und alles, was gut ist in den Menschen, in meinem Herzen zurück.

Seit ich weg war von Ihnen, lieber Jean Paul, erfuhr ich manchen Schmerz; die Vorsehung, immer gütiger als der Mensch es verdient, liess auch mir mancher Gnade geniessen. Meine Gesundheit hat sich merklich gebessert, Gottlob! und ich habe in meiner schönen Schweiz und unter dem milden Himmel Frankreichs manche schöne Stunde unter Abend- und Morgenrot, Blüten und auf Bergen und am Ufer der Seen und Flüsse und umringt von guten Menschen verlebt. Wo waret Ihr, Ihr Edlen? O hätte ich die Thränen in Jean Pauls Augen sehen können, die ihn zum Genie und zur Tugend lange schon einweihten! Was ist Genie ohne Tugend? O Sie, der Sie so oft mein Herz rührten, Unvergesslicher, lass mein Andenken Ihnen nie ferne, nie fremd sein!

Ich schrieb Ihnen mehrmals, doch weiss ich nicht, ob ich Ihnen von meiner Valerie*) geschrieben habe. Vielleicht wissen Sie schon, welchen Beifall er in Paris erhielt; es wird Ihnen auch deshalb lieb sein, weil Sie daraus sehen werden, dass ächte Moralität und teutsche Gedanken, die wahre religiöse Philosophie enthalten, in ganz Frankreich ein solches schmeichelhaftes Aufsehen erregten. Die ersten Schriftsteller Frankreichs rückten ihre Meinungen über diesen Roman in Journalen ein; alle erhoben ihn aufs rührendste. Die Mütter nannten ihre Kinder Gustav, die Frauen sogar in den Krämerläden lasen Valerie mit nassen Augen; ich wurde mit Briefen, Versen und lieben, rührenden Schreiben bestürmt. Die Modehändlerinnen machten Hüte, Guirlanden und Shawls à la Valérie, die Porzellan-Fabrikanten reiche Tassen und Teller mit Sujets, die Artisten componirten Romanzen. Sehen Sie, lieber Freund, das kann ich Ihnen ja wohl sagen, Ihnen, der Sie wissen, ob meine Seele stolz sein kann. Worauf sollte ich mir denn was einbilden? Kennen Sie nicht mein Herz? Hier ist die Geschichte meines Romans. Ich lebte am Ufer des Genfersees ein ruhiges, entzückendes Leben in der Natur. Gegenüber mir war der Montblanc, dem die untergehende Sonne täglich im Scheiden ihren Rosenschleier zuwarf; um mich die entzückenden Ufer des Sees, hohe Bäume und Alpenluft. Tausendmal irrte ich, berauscht von diesen Scenen, umher, verloren im Entzücken der Natur; oft bat ich den Himmel um das Glück, ihm zu gefallen und meinen Nebenmenschen nützlich sein zu können, um den Unendlichen, wie Sie so schön sagen, ins Endliche zu lieben. Da ent-

*) Valérie ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G... Paris, 1804.

stand auch unter tausend Gedanken einer an den Roman, den ich nachher schrieb; ich betete als ein Kind in Einfalt der Seele, dass ich was Gutes und Nützliches machen könnte, und so entstand allmählich meine Valerie. Fremd kann Sie Ihnen nicht sein; Ihre Seele, Ihre Schriften, Ihre Liebe zur Natur beseelte mich oft; ich schicke Ihnen, Freund, dieses Buch. Einfach und gut, hoffe ich, wird es Ihnen scheinen; es strömte so aus meiner Seele heraus, dass ich fast nicht weiss, ob es ein Hauch oder eine Schrift ist. Dass aber also auch in Frankreich viele Menschen sind, die Sinn für wahre Religion und Tugend haben, beweist das, dass beinah dreitausend Exemplare in ungewöhnlicher kurzer Zeit gleich abgingen, und das in Paris fast allein; kein Buchhändler erinnert sich eines solchen Abgangs.

Und nun, lieber Freund, komme ich zu Ihnen, wie ein Kind, mit der Liebe, mit dem Zutrauen, den man für Jean Paul haben muss, wenn man ihn so kennt als ich, und öffne Ihnen mein Herz. Ich gehe nach Russland, meine Pflicht ruft mich dahin. Ich hoffe allmählich, meinen Bauern Freiheit zu verschaffen, wenigstens ihnen nützlich zu sein. Um Einfluss zu haben, um andern Menschen zu dienen, muss man gekannt sein, ich meine, recht gekannt. Hätte ich blos Eitelkeit — o, die ist genug befriedigt worden! Aber mein Herz hat noch mächtigere, noch edlere Bedürfnisse: helfen, wo ich kann, Gutes wirken, wo ich kann, und so recht erst meines Romanes geniessen. Denn was wäre Ruhm ohne das Glück der Moralität dabei? Also gekannt will ich sein, und das auch von unserm vortrefflichen Kaiser. Sie können, bester Richter, viel, viel dazu beitragen, und mit Zutrauen bitte ich Sie darum. Nun zur Sache!

Sein Sie so gut, bester Jean Paul, eine kleine Recension über Valerie zu machen*). Ihnen kostet es vielleicht eine Stunde Mühe, und Sie mit Ihrem Ruf, mit Ihrer vortrefflichen Originalität und Zauber der Gedanken werden dieses Buch denn auch in Teutschland einer grossen Aufmerksamkeit fähig machen. Aber nicht nur um Teutschland ist mir zu thun, und genug ist es auch da gerühmt worden. Der Nachdruck, der neulich in Hamburg gemacht worden, weil die Edition in Paris bei Henrichs erschöpft war, der Nachdruck, sage ich, ist in Berlin bei Metra [?] so reissend abgegangen, dass er jeden Morgen über 100 Exemplare verkauft hat im Anfange. Ich habe die Valerie noch nicht in der Literaturzeitung recensirt gesehen. Die Jenaische geht überall und also auch nach Russland; ich glaube wenigstens, dass eine Literaturzeitung in Jena auskommt. Es sei dem, wie ihm wolle, so geht meine Bitte daheraus, dass Sie so gütig wären, dieses Buchs zu erwähnen, frei heraus die Fehler sagen, die Sie dran bemerken, und seiner grossen Moralität erwähnen, weil die unläugbar ist. Leicht wäre der Faden anzuknüpfen durch den ungeheuren Beifall, den es in Frankreich gehabt, wo Sie denn so gütig sein könnten zu sagen, was ich schon oben erwähnt habe. Die Briefe, die ich bekam, das allgemeine Lesen, die so schnell erschöpfte Edition, das Lob der ersten Schriftsteller, die

*) J. P. hat diese Bitte nicht erfüllt.

daraus erfolgten Moden — darüber nur ein paar Zeilen mit Ihrer originellen Laune in einem teutschen Journal, das stark nach Russland geht, denn es kommen wenig französische Journale nach Russland. Erwähnen Sie, liebster Freund, wie etwas Charakteristisches diesen durch die Moralität des Buchs erregten Enthusiasmus auch für den Verfasser; denn wirklich schildert es den itzigen Geist der Nation, und ich würde nicht aufhören, wenn ich Ihnen erzählen sollte alles, was mir Schmeichelhaftes wiederfahren. Nur ein Zug davon! Es hatte eine Dame ein Bildniss von mir; sie zeigte es einer Nachbarin in dem grossen Théâtre des Français, und das Bild machte so von Hand zu Hand, dass man es sich abriss, die Reihe herum in allen den ersten Logen. Ein sehr guter Künstler machte auch auf Begehren vieler Personen eine Zeichnung von mir, und nun wird das Kupfer herauskommen, weil ich es nicht haben wollte, wie mich einige bitten liessen, dass es vor der zweiten Edition gesetzt werde; wie ich denn überhaupt es für sehr eitel halten würde, wegen meinem Beifall mein Kupfer vor mein Buch setzen zu lassen. Alles, was ich erwähnt habe, ist nicht Stolz, lieber Richter; Sie kennen mich genug dazu. Ich habe wichtige Gründe, um zu wünschen, dass man in meinem Vaterlande die Wahrheit wisse, dass man glaube, ich könnte was Gutes liefern, und sich also nicht wundere, wenn ich einmal wieder wünsche, nach Deutschland oder der Schweiz oder Frankreich zu gehen, dass man es tolerirt, dass mit feineren Nerven ich eines milderen Klimas benötigt bin, welches man in der grossen Welt nicht begreifen will. Der berühmte Autor der Études de la nature, St. Pierre, sagt unter anderem von Valerie in einem bekannten Journal: On trouvera dans ce roman qui n'est peut-être pas un roman, des sentiments sublimes, des déscriptions magnifiques de la nature et des morceaux qui feraient honneur à Sterne et à Young et à nos plus grands écrivains. L'auteur de cet ouvrage apparait*) . . . sur l'horizont comme l'étoile de cette aurore qui doit éclairer le nord de l'Europe de ses premiers feux. Er deutet dadurch auf Russland, und die Morgenröte bedeutet den Glanz, den Alexander, der die Künste beschützt und die Wissenschaften seinem Lande verspricht. Könnten Sie die Zeilen citiren, lieber Freund, so wäre es mir lieb; sie sind schmeichelhaft für den vortrefflichen Alexander. Mein Wunsch und Hoffnung ist, bald wieder in schönere Länder zurückzukommen, Sie, wills der Himmel, wiederzusehen. Kann ich Ihnen worin in Russland nützlich sein, so disponiren Sie über mich. Sie wissen, wie glücklich es mich machen würde, Ihnen die innige Freundschaft zu beweisen, die ich Ihnen zeitlebens gewidmet habe. Sie sehen auch, mit welchem Zutrauen ich zu Ihnen mit meiner Bitte komme; nur Ihnen konnte ich so was bitten. Sein Sie so gut, mir ein paar Zeilen nach Riga zu antworten, ohne weitere Erörterung, als nur: ich werde es thun oder ich kann es nicht thun; welches ich nicht hoffe, wenn es möglich ist. Viel schreiben Sie mir über Ihre Gesundheit und Ihre Lage und über die liebe Karoline!

---

*) Es fehlt ein Stück Papier.

Ich umarme Sie herzlich beide; verzeihen Sie mein Geschmier — leben Sie beide wohl und so glücklich, als ich es wünsche

Ihre treue Freundin
Br. Krüdener.

Ich schicke Ihnen die Valerie, lieber Freund; meine Adresse in Riga ist à Md. la Baronne de Krudener à Riga, née de Vietinghoff.

Auch bitte ich Sie, mir zu melden, in welchem Journal es eingerückt werden kann, worum ich Sie bitte, und nochmals bitte ich den guten Jean Paul darum, wenn es meinem theuren Freund möglich ist.

[Adr.]. A Monsieur
Monsieur Jean Paul
Richter
à Coburg.

nebst 1 Paket.

Recension.

Martin Greif, Gedichte. Dritte vielfach vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta 1883.

Besprochen von Paul Nerrlich.

Eine Dichtung hinterlässt um so tiefere Spuren im Leben eines Volkes und damit der Menschheit, je reiner sie den Ideen, welche das jedesmalige Zeitalter bewegen, Ausdruck zu geben weiss; nicht mit ihren an sich vollendetsten, späteren Schöpfungen, sondern mit den zwar noch vielfach unabgeklärten, aber ihrer Zeit das Wort lösenden Jugendwerken haben Goethe und Schiller ihre Zeitgenossen erschüttert. Hierin allein dürfte auch die Erklärung dafür zu suchen sein, dass die Gedichte von Martin Greif, welche jetzt in dritter, vielfach vermehrter Auflage vorliegen, nicht die allseitige Beachtung und Anerkennung finden, und dass auch seinen Dramen der rechte Erfolg gefehlt hat. Der charakteristische Unterschied unserer Zeit von allen früheren Jahrhunderten ist, wie Vischer bereits in seiner Ästhetik ausgeführt hat, das Frei- und Mündigwerden der Subjektivität, die Verwirklichung der wahren Freiheit. Dieses titanische Ringen des lediglich auf sich selbst gestellten Menschen, diese Einkehr des Geistes in seine innersten Tiefen ist das Thema der Goetheschen Dichtungen; eben diese Kämpfe hat auch Keller gekämpft, und indem der ‚Grüne Heinrich' sein eigenes Leid und seine eigene Seligkeit schildert, nähert er sich zugleich, freilich ohne sie zu erreichen, jener höchsten Höhe, das Geheimnis seiner Zeit auszusprechen, der Interpret seines Jahrhunderts zu werden.

Auch Greif fehlt es nicht an jener Kraft der Subjektivität, welche

unsere Zeit charakterisiert und ebenso die Grundbedingung aller wahren Lyrik ist, allein wir vermissen vollständig jenes prometheische Stürmen, welches das neue Weltalter kennzeichnet. Greif ahnt nicht — ich nenne nur seine Gedichte ‚Zur Jahreswende‘, und ‚Deutsches Gebet‘ — dass der Gott, welchen die früheren Zeiten über den Wolken suchten, im Inneren des Menschen wohnt; er findet nicht schon auf Erden das Paradies, sondern erwartet es von einer Auferstehung und vom Jenseits und dichtet Lieder wie ‚Am Allerseelentage‘, ‚Der Garten im Gebirge‘, ‚Heil den Gefallenen!‘ Kann nun auch Greif einem Gottfried Keller die Palme nicht entreissen, so gebührt ihm doch unzweifelhaft ein hervorragender Platz unter den Talenten unserer Zeit; er ist einer der wenigen wahren und echten Dichter, deren Werke Selbstbefreiungen sind und welche dichten, weil sie müssen, nicht weil sie können oder wollen. Seine Gedichte vertragen sehr wohl die Nähe der Kellerschen, ja sie ergänzen dieselben vielfach. Gerade der Mangel, dass in ihm die Subjektivität nicht so mächtig ist als in Keller, birgt auch wieder den Vorzug, dass Greif vielseitiger und mannigfaltiger ist, dass er in den objektiveren Gebieten der Lyrik besonders heimisch, und dass er, was bei Keller vollständig fehlt, die grossen politischen Ereignisse seit 1866 mit heller Freude begrüsst.

Ähnlich wie bei Keller eröffnen auch bei Greif „Lieder“ und „Naturbilder“ die Sammlung; ihnen folgen Balladen und Romanzen sowie „deutsche Gedenkblätter“ und „Widmungen“, den Abschluss bildet eine lange Reihe von Sinngedichten.

In einem seiner schönsten Gedichte vergleicht sich Greif mit einer Bergföhre, deren Emporstreben durch Sturm und Schnee gehemmt wurde.

„Wer nie mit harter Not gerungen,
Versteht nicht meinen Sinn“.

In diesen Schlussworten des Gedichtes liegt der Schlüssel von Greifs Persönlichkeit. Leid und Klage und Trauer und Resignation sind die immer wiederkehrenden Melodieen seiner Lieder; sein Leid aber — und dies eben ist seine Schranke — ist nicht ein vorbildliches universelles, nicht das Leiden der ganzen Menschheit, sondern ein rein persönliches, individuelles, mehr vom tückischen und neidischen Zufall als von einer weltgeschichtlichen Notwendigkeit über ihn verhängt. Nicht den Frühling, sondern den Herbst und Winter feiern seine Lieder. Der kahle Herbst erinnert ihn an die entschwundenen Freuden der Jugend; wie die Frühlings- und Sommerblumen uns zu schnell welken, so sind auch Schönheit und Liebe bald vergangen. Er fragt die Sommerfäden, wohin das kaum erblühte Glück nur entwichen, und aus den fallenden Blättern dringt es ihm wie leises Klagen und wie ein Wehruf aus entschwundenen Tagen. Die vom scharfen Nord entlaubten Wälder sind ihm ein Sinnbild der dahingewelkten Träume, an die er so lange geglaubt hat und an deren Stelle ihm nur noch seine Melodieen geblieben sind. Die Morgendämmerung begrüsst er mit dem Wunsche, dass er zur Hoffnung, nicht zum Kummer erwache, und doch deckt ihm jedes Abendrot einen toten Tag; nur mit Wehmut kann er die über seinem Lager leuchtenden Sterne begrüssen, viel lieber sähe er die

feuchten und trüben Wolken vorüberfliehen. Er ist ein selten froher, unstäter, heimatloser Wanderer, fremd in der Fremde, fremd in der Heimat; nur auf dem Friedhofe findet er seine Freunde. Niemand ist glücklich und alles ist vergänglich, ist ihm die Summe der Weisheit und er kennt nur einen Freund, den Tod.

Viele dieser Lieder sind, wie die Kellerschen, tiefempfundene Stimmungsbilder. Sie feiern die Natur, die Natur wird aber dem Dichter sofort zum Gleichnis und er findet in ihr seine eigenen Schicksale und Empfindungen symbolisiert. Das fahle Laub des Buchenbaumes im Herbst erinnert ihn, dass auch ihm, dem einst so Heissliebenden, das grüne Laub versengt und entschwunden ist, oder er vergleicht sich, der nicht lebend und nicht todt, mit der weder grünen noch roten Blutbuche. Als er träumend auf der Wiese liegt und plötzlich durch Donner und heraneilende Wolken aufgeschreckt wird, gedenkt er des sonnigen Jugendmorgens, welcher nur zu schnell von dem dichtgedrängten Heer der Sorgen verdunkelt wurde; er preist aber auch ein ander Mal den Segen des Gewitters und tröstet sich damit, dass das erst spät gefundene reife Glück nun doppelt das unsere ist, und dass, was gelitten, erhöhte Lust fühlt. Zu den lieblichsten Blumen in diesem Kranze gehört der ‚Frühling der Haide‘, welcher mit denselben melodischen Versen schliesst wie beginnt:

„Auch die Haide blühet
Jahres einmal,
Und es ist kein Leben so trostlos,
Dass ihm die Freude nicht nahet
Einmal“.

Auch die Schilderung endlich der zauberischen Stille des Waldes am hohen Mittage dürfte hierher gehören. Unstät spielen, singt der Poet, auf der bemoosten Erde die farbigen Lichter, dahinter aber, unergründlich dem Auge und ganz in den eigenen Glanz gehüllt, ruht der tiefblaue Äther.

Doch Greif wendet sich, wie bereits bemerkt, bald dem Objektiveren zu, ja schliesslich verliert ihm die Natur vollständig das Symbolische, und er giebt reine Naturbilder ohne jegliche subjektive Empfindung. Einige der letzteren sind freilich kaum mehr als nackte, stimmungslose Kopieen, Photographieen des sich auf den ersten Blick darbietenden, so ‚Im Karst‘, ‚Im Liristhal‘, ‚Mittag am Gardasee‘; ebenso stehen einige kleinere Gedichte, welche den Abend oder den Herbst und Winter malen, auf keiner höheren Stufe (vgl. S. 77. 95. 98. 99). An Keller dagegen erinnern wiederum so wunderbare Lieder wie der ‚Sommerhymnus‘. Durchaus objektiv wird hier der erhabene Herrscher gefeiert, welcher sich aus reinen Höhen herabschwingt; die Schlusswendung dagegen

Auch mich erfüllet mit Trunkenheit
Dein gewaltig Licht,
Strahlender Sommertag,
Und ich verspüre eines schaffenden Hauches
Muthig Wehen im Busen.

zeigt den Wiederschein, welchen das Bild in das eigene Herz des Dich-

ters wirft. Drei andere dieser Naturbilder, ‚Ein Tag in der Haide', ‚Ein Abend am See' und ‚Trüber Tag im Gebirge', sind in gleicher Weise objektiv; aber auch über ihnen schwebt immer noch jener unsagbare subjektive Hauch, welcher die besten Bilder unserer Landschaftsmaler umweht. Es würde nicht schwer sein, gerade hier die Verwandtschaft unseres Dichters mit ausgezeichneten Künstlern wiederzufinden, sei es, dass er die Nebel und Wolken des Hochgebirges vor unsern Augen ihr neckisches Spiel treiben lässt, sei es, dass er seine Farben zu dem so wechselnden Colorit mischt, mit welchem die Haide an den einzelnen Tageszeiten das sinnige Auge erfreut. Nur im Vorbeigehen sei noch die Frage gestattet, ob nicht die Ziffern, welche immer zwei Strophen von ‚Ein Tag in der Haide' scheiden, fast ebenso störend sind als der „sich auf die Tümpel legende Mittag" oder als das „neblich" des „Winterbildes"? Selbstverständlich jubelt der Sohn des Rheines — Martin Greif oder vielmehr Friedrich Hermann Frey ist 1839 zu Speyer geboren — auch seinem rebenumkränzten Strome oder dem lieblichen Heidelberg und dem Neckar, „wo sein Eden lag", seine Grüsse zu; freilich darf es uns auch nicht wundern, dass von seiner Leier uns kein einziges jener launigen und freudesprudelnden Trinklieder entgegentönt, welche ja doch nur einen seltsamen Kontrast zu seinen melancholischen Klagen bilden würden. Und so offenbart uns die Sammlung auch nichts von einem Herzen, welches von Liebesweh und Liebeswonne überströmt; nur das prächtige ‚Jugendliebe' und das feurige ‚Liebe schwört allein in Küssen' lassen ahnen, welche Blütenknospen hier nicht zur Entfaltung gekommen sind. Wohl aber hat unsern Sänger ein günstiges Geschick weit hinaus in die Berge und weit über die Berge in den fernen Süden, nach Italien und nach Spanien (‚Sagunt' überragt alle in dieser Zeit entstandenen Lieder) geführt. Während Keller, der Sohn der Schweiz, welcher von Kindheit an jeden Tag von der gewaltigen Pracht des Hochgebirges umgeben war, gerade deswegen ihre Geheimnisse uns zu entschleiern unterlässt, denn für ihn selbst sind es nie Geheimnisse gewesen, spendet uns der rheinische Poet auf seinen Alpenwanderungen erhabene und liebliche Bilder; er geleitet uns in die Voralpen und weiter hinan auf die den Wolken zustrebenden Gipfel oder auf den Bergpass, welcher schon für so manches Geschlecht die Pforte einer neuen Welt gewesen ist.

Die wertvollsten Gaben der Sammlung jedoch sind die Balladen und Romanzen sowie die ‚Deutschen Gedenkblätter'. Hier, wo eine objektivere Darstellung nicht erlaubt, sondern gefordert ist, darf sich Greif ungescheut den ersten Meistern zugesellen. Es ist kaum begreiflich, dass nicht gerade diese Abteilung den Dichter populärer gemacht hat, populär vor Allem bei der Jugend. Für die Jugend ist das Beste bekanntlich gerade gut genug; der Dichter wird also nicht eine Schmälerung, sondern die rechte Anerkennung seines Verdienstes darin finden, wenn wir ausdrücklich den Wunsch aussprechen, dass zu den Reformen, welche die meisten der für unsere Jugend bestimmten Gedichtsammlungen so dringend bedürfen, auch die Aufnahme einer Anzahl Greifscher Gedichte gehört.

Einige seiner Stoffe sind schon Motive für andere Dichter gewesen, so der ‚Rhätische Grenzlauf' für A. Stöber, die ‚Glocke von Speyer' für M. v. Oër, der ‚stumme Kläger' und ‚die letzte Saat' für Karl Simrock. Nur hinsichtlich des erstgenannten Gedichtes geben wir Greifs Vorgänger, welcher den volkstümlichen Ton hier besser getroffen, den Vorzug; die übrigen dagegen verdunkeln die älteren Dichtungen, denn sie sind teils knapper und drastischer, teils tiefer erfasst. Greif stehen in diesem zweiten Abschnitt seines Buches alle Töne zu Gebote, von dem malerischen Helldunkel, dem Mysteriösen und mehr Dramatischen, worin Vischer das Kennzeichen der echten Ballade erblickt, bis zu dem Helleren, Durchsichtigeren, Ruhigeren, mehr episch Entwickelnden und Plastischen, welches die Romanze charakterisiert. Wie tief unser Dichter aus dem Borne des Volkslebens und der Volkspoesie geschöpft hat, zeigen Lieder wie ‚das zerbrochene Krüglein', ‚das Nachbarkind', ‚Umzug', ‚Barbarazweige', ‚Soldatenbraut', ‚Matrosenlieb'; auch der Cyklus ‚das klagende Lied' wäre hier zu nennen. Mit wie feinem Verständnis er dem Walten der Geschichte gefolgt ist, offenbart eine noch grössere Anzahl dieser Dichtungen. Vom grauen Altertume an bis zu den Anfängen unserer eigenen Geschichte, zu Hermann dem Cherusker und dem grossen Karl, bis zu den Siegern von Fehrbellin und von Torgau und dann weiter bis zu dem glorreichen Gründer des neuen Reiches werden uns historisch bedeutsame Momente und Personen gezeigt. Von den ‚Deutschen Gedenkblättern' vollends ist fast jedes einzelne — neben den früher erwähnten beiden würden wir nur gern noch ‚An den Kölner Dom' mit seinem befremdenden Schluss missen — ein Zeugnis von der warmen, echt patriotischen Begeisterung des Sängers wie von seiner dichterischen, den edlen Gehalt in edler Form verklärenden Kraft. Sie alle, der Stolz unserer Nation, die Bismarck, die Moltke, die Sieger von Wörth ziehen lorbeergekrönt an uns vorüber; es grollt der Donner der Kanonen vor Paris, es erklingen feierliche und liebliche Töne zum Preise des in heissem Kampfe errungenen Friedens.

Diesem Vorzüglichen gegenüber dürfen wir nun zuletzt aber auch unsern Widerspruch gegen die zwei letzten Abteilungen, die ‚Widmungen' und ‚Sinngedichte' nicht verschweigen. Hier wäre die strengste Sichtung für die nächsten Auflagen in Erwägung zu ziehen. Neben ‚Bismarcks Tischreden', ‚Mont Cenis', dem ‚Hymnus zur Eröffnung des Kanals von Suez' und wenigen anderen wüsste ich nur noch die ‚Elegie' rühmend hervorzuheben, gerade diese allerdings würde schon für sich allein unseren Dichter über so manchen jetzt viel gepriesenen Namen erheben. Was in aller Welt aber sollen alle die anderen lediglich persönlichem und lokalem Interesse ihren Ursprung verdankenden Widmungen? Wenn z. B. der Dichter bei Gelegenheit einer Hochzeit erklärt, dass ihn die Muse verlassen und er sein Gefühl nicht in Worte zu fassen vermöge, sich daher darauf beschränke, dem Paare den Segen des lieben Gottes zu wünschen — nun gut, so hätte er diesen Wunsch persönlich aussprechen, uns anderen aber dies bescheidene Gänseblümchen nicht zugleich mit so vielen duftenden und prangenden Centifolien überreichen sollen. Wenn er sich durch ermutigenden Zuspruch

und hülfreiche That eines der Mächtigen dieser Erde zur tiefsten Dankbarkeit verpflichtet fühlt, so begreifen und ehren wir diese Gesinnung, soll sie ihn aber deswegen so weit gegen die Wirklichkeit verschliessen, dass er jenen Mächtigen auf eine Stufe erhebt, welche dieser in richtiger Selbstkenntnis hoffentlich selbst nicht beansprucht? Die Sinngedichte endlich sind meist matt und ohne die rechte Schärfe; viele derselben beklagen sich über die Verkennung des wahren Talentes, ja eines sieht den Quell dieser Schmach in der Ästhetik, welche ja doch ebenso voll Anspruch wie geringen Wertes sei. Ganz gewiss ist hier unser Dichter gegen die, welche die Gesetze der Kunst zu erforschen und Anderen ihre Herrlichkeit zu offenbaren sich bemühen, ebenso ungerecht, als das Schicksal gegen ihn selbst, die von Stürmen und Unwettern zurückgehaltene Bergföhre, ungerecht gewesen zu sein scheint.

Zuschrift an den Herausgeber.

Geehrter Herr!

Erlauben Sie mir nochmals auf den Seigneur de Prêt-au-vol zurückzukommen. Eine Zuschrift in der Gegenwart hat s. Zeit ausgesprochen, Lessing könne nicht dem Riccaut selbst die Aufgabe erteilt haben, sich durch seinen Familiennamen als Spitzbuben darzustellen. Ich erlaube mir darauf hinzudeuten, dass Prêt-au-vol nicht bloss heisst Bereit zum Diebstahl, sondern auch Bereit zum Flug, zum Aufflug. Riccaut braucht also gar nicht an die wenig schmeichelhafte Bedeutung seines Namens zu denken, sondern durfte sogar mit einigem Stolz den poetischen Sinn desselben, eine Art Plus ultra, in Gedanken haben, während der Hörer und Leser zunächst an den prosaischen Bereit — zum Diebstahl denkt. Fassen wir diesen Doppelsinn ins Auge, so wird, scheint mir, jener Einwurf hinfällig.

Mit ergebenem Gruss
Dr. Buchner.

Cf. 16. 3. 84.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. Februar bis 1. März 1884.

Vorbemerkung. Die Mitteilungen über die in Frankreich und England veröffentlichten Schriften zur neueren deutschen Litteraturgeschichte verdanken wir der Güte der Herren Professoren Antoine in Algier, Bartsch in Heidelberg und Buchheim in London.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Bridaine, A., Werther journaliste. ‚Revue politique et littéraire', 8. Décembre 1883.

Condamin, James, Croquis artistiques et littéraires. Paris, Leroux. 6 fr. (Contient entre autres: Lessing, Goethe et Schiller, d'après un livre récent; La ballade de Goethe: ‚Il était un roi de Thulé').

Consentius, Rudolf Otto, Eine Umarbeitung von Adelheids letzter Scene im Goetz. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (7), 107–109.

Düntzer, H., Goethe bei Hans. ‚Allg. Ztg.' 1884 (41 Beil.), 602—603.

—, Life of Goethe, trsl. by Thomas W. Lyster. London, Macmillan. L. 1. 1 s.

Finsterwalder, Karl, Die Rose, eines der drei Wahrzeichen deutscher Dichtung. In: Festschrift zu dem 300jähr. Jubiläum des kgl. Gymnasiums zu Coblenz. p. 51—73. Coblenz, Krabben.

Förster, E., Leonardo da Vinci und Jean Paul Richter. ‚Allg. Ztg.' 1884 (55 Beil.), 809—10. (56), 819—20.

Froud, James Anthony, A short Biography of Luther. London, Longmans.

Geiger, Ludwig, Goethe und Heine. ‚Gegenwart' 1884 (8), 120—121.

Gerstenberg, K. v., Reliquien aus der Autographenmappe. (Briefe Schillers an Iffland, Charlotte von Schillers an Iffland, Ifflands an Rhode, Manuskript Wielands). ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (3), 832—35.

Gottschall, R. v., Das neue deutsche Bühnendrama. ‚Gartenlaube' 1884 (3), 43—46.

Hehn, Viktor, Gedanken über Goethe. 3. Naturphantasie. ‚Grenzboten' 1884 (7), 334—46; (8), 387—96.

Keil, Robert, Zu Knebels fünfzigjährigem Todestage. Erinnerungen und Original-Mitteilungen. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (8), 113—15; (9), 136—39.

Köstlin, Julius, Life of Luther. London, Longmans. 16 s.

—, Luther the Reformer, trsl. by Elizabeth P. Weir. London, Cassell. 1 s.

Kuhn, Félix, Luther, sa vie, son oeuvre. T. 1 (1483—1521). Paris, Plon et Nourrit et Cie.

Landau, M., Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade ‚Der Handschuh'. ‚Allg. Ztg.' 1884 (36 Beil.) 522—24.

Lautenbacher, Josef, Der Bauer im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts. ‚Frankfurter Ztg.' 1884 (41).

Macaulay, Luther Anecdotes. Memorable Sayings and Doings of Martin Luther gathered from his books, letters and history. Rel. Tract Society. 1 s. 6 d.

Muncker, F., Zur Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert. ‚Allg. Ztg.' 1884 (53 Beil.) 777—78.

—, Zur neuesten deutschen Erzählungslitteratur. ‚Allg. Ztg.' 1884 (38 Beil.) 553—55.

Neveling, W., Die religiöse Weltanschauung Goethes. Ein Vortrag. Barmen, Klein. ℳ 0,75.

Nevinson, H., Herder and his Times. London, Chapman and Hall. 14 s.

‚O alte Burschenherrlichkeit.' ‚D. Rundschau' 1884 (10), 314—17.

Pfender, Ch., Vie de Martin Luther, publiée à l'occasion du 4e centenaire de sa naissance. Paris, Fischbacher.

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Ausg. Berlin, Weidmann. geb. ℳ 10.

Schrader, O., Carl Ludwig v. Knebel. Ein Charakterbild aus Goethes Freundeskreise. ‚Nord u. Süd' 1884 (3), 364—82.

Strauss, D. V. v. und Torney, Hermann Hettner. ‚Allg. Ztg.' 1884 (40 Beil.), 585—86.

Strodtmann, Adf., Heines Leben und Werke. 3. Aufl. 2 Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. ℳ 6.

Treadwell, J. H., Martin Luther. The new Plutarch. 3 s. 6 d.

Trèverret, A. de, Caldéron et Goethe. Le Magicien prodigieux et Faust, d'après un mémoire espagnol de don Antonio Sanchez Moguel. ‚Annales de la faculté des lettres de Bordeaux', 5e année, no 3.

Wace and Buchheim, First Principles of the Reformation, or the ninety-five Theses and the three Primary works of Dr. Martin Luther. Edited with Theological and Historical Introductions. London, Murray. 12 s. 6 d.

Watts, Ann., Life and Works of Dr. Justinus Kerner. London, Allen.

Whately, Story of Luther. London, Shaw. 5 s.

Wohlthat, H., Der wilde Jäger von Bürger und eine Charakteristik des Dichters. Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (5, 6, 7).

Ausgaben. Sammelwerke.

Auerbach, Choix de récits villageois de la Forêt-Noire. Texte allemand, publié avec une notice, des arguments et des notes par J. B. Lévy, inspecteur général. ‚Classiques allemands'. Paris, Hachette. 3 fr. 50.

Burg, Joh. Friedr., Allgemeines und vollständiges evangelisches Gesangbuch für die königl. preuss. schlesischen Lande, also eingerichtet, dass es in allen evangelischen Gemeinden zu gebrauchen ist, indem man darinnen die erbaulichsten Lieder aus allen in Schlesien zeithero üblichen Gesangbüchern zu allgemeiner Erbauung zusammengetragen hat. Nebst angefügtem Gebetbuch. (Neudruck). Breslau, Korn. ℳ 3,50.

Droste-Hülshoff, Freiin Annette Elisabeth v., Gesammelte Werke, her. von Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlass verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. 1. Bd 2. Hälfte. (Das geistliche Jahr nebst anderen Gedichten). Münster, Nasse. ℳ 2,50.

Goethe, Campagne de France, 23. Août — 20. Octobre 1792. Edition nouvelle, par A. Chuquet, ancien élève de l'Ecole normale, professeur d'allemand au lycée St. Louis. Paris, Delagrave. 2 fr.

Goethe, Faust, avec une introduction et un commentaire, par J. B. Lévy, inspecteur général. Paris, Delagrave.

—, Werke. 8–14. (Schluss-) Bd. Elberfeld, Loll. geb. à ℳ 1,50.

Heine's, Heinrich, Memoiren über seine Jugendzeit. Her. von E. Engel. ‚Gartenlaube' 1884 (6), 100—104; (7), 108—109, 113—16; (8), 133—34; 10 (165—67).

Klopstock, Fr. Gottlieb, Der Messias. Im Auszuge bearbeitet von M. Ehrenhauss. Wittenberg, Wunschmann. geb. ℳ 1,60.

Körner, Theodor, Leyer und Schwert. Illustrirte Ausgabe. 2. Aufl. Berlin, Nicolai. geb. ℳ 15.

Krüger, Barth., Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Her. von. J. Bolte. Leipzig, Reissner. ℳ 2.

Lessings Werke. Neu her. von Franz Bornmüller. 1. Lief. (1 Bd. S. 1–144). Leipzig, Bibliograph. Inst. ℳ 0,50.

—, Werke. 4—7. (Schluss-) Bd. Elberfeld, Loll. geb. à ℳ 1,50.

Luther, Martin, Disputation über den Ablass. Deutsch und lateinisch. Frankfurt a. M., Schriftenniederlage des Evangel. Vereins. ℳ 0,10.

—, Evangelien-Predigten, aus der Haus- und Kirchenpostille auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahr ausgewählt von Gust. Schlosser. Eine Gabe zum 400jährigen Jubiläum der Geburt Luthers. 2. unveränderte Aufl. Frankfurt a. M., Schriftenniederlage des Evangel. Vereins. geb. ℳ 2.

—, Le livre de la liberté chrétienne, avec l'épître dédicatoire au pape Léon X. et une notice historique, par Félix Kuhn. Paris, Fischbacher.

Mündel, Curt, Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben. Strassburg, Trübner. ℳ 3.

Pfannenschmid, Heino, Weihnachts-, Neujahrs- und Drei-Königslieder aus dem Ober-Elsass. Gesammelt und herausgegeben. (Aus: ‚Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine'). Colmar, Barth. ℳ 0,80.

Schiller, Oncle et neveu, comédie. Texte allemand, publié avec une introduction et des notes par M. Briois, professeur au lycée de Rouen. ‚Classiques allemands'. Paris, Hachette. 1 fr.

—, Wallenstein, poème dramatique en 3 parties. Texte allemand, notices et arguments et des notes par M. Cottler, professeur au lycée Charlemagne. Paris, Hachette. 2 fr. 50.

Schubart, Chr. Fr. D., Gedichte. Historisch-krit. Ausgabe von Gust. Hauff. ‚Universal-Bibliothek' Nr. 1821—24. Leipzig, Reclam. geb. ℳ 1,20.

Weckerlin, J. B., Chansons populaires de l'Alsace, avec airs notés. 2 vol. Paris, Maisonneuve et C. (Forment les tomes XVII et XVIII des Littératures populaires de toutes les nations).

Zwingli, H., Der Hirt. Neu herausgegeben von Bernh. Riggenbach. Basel, Detloff. ℳ 0,50.

—, Lehrbüchlein. Lateinisch und Deutsch mit einer Beigabe. Zürich, Schulthess. ℳ 1,20.

Zeitgenössische Dichtung.

Freytag, Gust., Die Ahnen. Roman. 2. Abt.: Das Nest der Zaunkönige. 11. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 6.

Gottschall, Rud. v., Dramatische Werke. 2. Aufl. 12 Bändchen. Leipzig, Brockhaus. à ℳ 1.

Hamerling, Rob., Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Illustrirt von Hermann Dietrichs. 3. durchgesehene Aufl. 3 Bände. Hamburg, Richter. ℳ 15.

Heyse, Paul, Siechentrost. Novelle. Augsburg, Reichel. ℳ 2.

Jensen, Wilh., Der Kampf für's Reich. Tragödie in 5 Aufzügen. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. ℳ 2,40.

Jensen, Wilhelm, Die Pfeifer vom Dusenbach. VI. ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (3), 695—719.

Roquette, Otto, Der gefrorene Kuss. Novelle. ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (3), 775—800.

Rosegger, P. K., Zither und Hackbrett: Gedichte in obersteier. Mundart. Mit einem Vorworte von Rob. Hamerling. 3., sehr vermehrte und neubearbeitete Auflage. Graz, Leykam. ℳ 3.

Weber, F. W., Dreizehnlinden. 19. Aufl. Paderborn, Schöningh. ℳ 5.

Übersetzungen.

Auerbach, Choix de récits villageois de la Forêt-Noire, traduction française par M. Lang. ‚Classiques allemands'. Paris, Hachette. 3 fr. 50.

Boccaccio, Giovanni, Troilus und Kressida. (Il Filostrato). Epische Dichtung. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Berlin, Hofmann. geb. ℳ 5.

Catulls Buch der Lieder. Deutsch von Rud. Westphal. Leipzig, Leuckart. ℳ 2,40.

Cicero, Der Traum Scipios. (‚Vom Staate' Buch VI.). Übersetzt und erklärt von Edm. Boesel. Mit einem Vorwort von C. Graf von Wartensleben. ‚Universal-Bibliothek' Nr. 1827. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

Dahn, Felix, Felicitas, trsl. by M. A. C. E. London, Macmillan. 4 s. 6 d.

Fouqué, Fr. de la Motte, Sintram and his Companions. Illustrated by Heywood Sumner. London, Seeley, Jackson and Halliday. 5 s.

Goethe's Poems, consisting of Balads, Songs and Selections done into English verse by William Gibson. London, Simpkins, 6 s.

—, Travels in Italy. London, Bell. 3 s. 6 d.

Goethe's Werther. Traduction nouvelle et préface par Pierre Leroux. Avec deux dessins de Delbos, gravés en fac-simile par Dujardin. Paris, Charpentier.
Grimm, Frères, Contes, trad. par Ern. Grégoire et Louis Moland, avec illustrations. Paris, Garnier frères.
Heine, Heinrich, Ideas, Buch Le Grand of the Reisebilder. trsl. by J. B. London, Macmillan. 3 s. 6 d.
Hoffmann, Contes fantastiques, tirés des Frères de Sérapion et des Contes nocturnes, traduction de Loewe-Weimars, avec une préface par G. Brunet. 2 vol. Onze eaux-fortes, par Lalauze. Paris, Jouaust et Sigaux.
La Bruyères Werke. 2. Band. Die Charaktere oder die Sitten im Zeitalter Ludwigs XIV. Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Rich. Hamel. ‚Deutsche Hand- und Hausbibl.' 216. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. *M* 1.
Luther, Martin, Extracts from the works of, relative to the Catholic Church and its Dogmas, trsl. by William Nugent Skelly. London, Richardson.
Schiller, Guillaume Tell, traduction française par Ch. Fix (avec le texte allemand). Paris, Hachette. 2 fr. 50.
Swift, Jonathan, Werke. 1. Band. Ein Märchen von der Tonne. Mit einer Einleitung von Rob. Boxberger. ‚Deutsche Hand- und Hausbibl.' 168. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. *M* 1.
Tacitus Werke. 3. Band. Annalen. Mit einer Einleitung und nach der Übersetzung von Wilh. Bötticher. ‚Deutsche Hand- und Hausbibl.' 120. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. *M* 1.
Taylor, George, Klytia, trsl. by Fraser Taylor Corkran. Tauchnitz. 4 s.
Turgenjew, Iwan, Vier Erzählungen. 2. Folge. Aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, Wigand. à *M* 2.
—, Vier letzte Dichtungen. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Const. Jürgens. Mitau, Felsko. *M* 3.
Vergils Werke. 1. Band. Eklogen und Georgika. Mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Dütschke. ‚Deutsche Hand- und Hausbibl'. 121. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. *M* 1.
Wyss, Le Robinson suisse, trad. de l'allemand, par H. de Suckau. 40 vign. Paris, Bernardin-Béchet.

Vermischtes.

Becker, Reinhold, Der Trochaeus und die deutsche Sprache. In: Festschrift zu dem 300jähr. Jubiläum des kgl. Gymnasiums zu Coblenz. p. 17—31. Coblenz, Krabben.
Braun-Wiesbaden, K., Fremdwörter in den deutschen Volksmundarten. ‚Allg. Ztg.' 1884 (12 Beil., 48 Beil., 57 Beil.).

Recensionen.

Assmus, R., Die äussere Form neuhochdeutscher Dichtung. Ang. v. Franz Muncker. ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (2), 57—60.
Bergmann, E. A., Hermaea. Studien zu G. E. Lessings theologischen und philosophischen Schriften. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (6), 170—71.
Beyer, C., Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. 3. Bd. Ang. ‚Europa' 1884 (6), 222—23.
Braun, Friedr., Martin Luther im deutschen Lied. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (6), 171.
Claudius, Matthias, Ausgewählte Werke. Mit einem Lebensbilde und mit Anmerkungen her. von Wilhelm Flegler. Ang. v. Daniel Sanders, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (7), 107.
Dante Alighieris Hölle. 1. Abt. der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen

versehen von Julius Franke. Ang. v. Wilhelm Storck. ,D. Lztg.' 1884 (6), 196—97.

Düntzer, H., Life of Goethe. Ang. v. Edward Dowden, ,Academy' 1883. Nr. 603.

—, Life of Schiller, trsl. by Pinkerton. Ang. ,Spectator' 1884. Nr. 2899.

Freytag, Gustav, Martin Luther. Ang. ,Saturday Review' 1883. Nr. 1464.

Friedrich der Grosse, De la littérature allemande, her. von Geiger. Ang. v. Max Roediger, ,D. Lztg.' 1884 (5), 156—57.

Goethe, Campagne de France. Edition nouvelle, avec une introduction, un commentaire et une carte par A. Chuquet. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (6), 176—77.

Grimm, Willibald, Kurzgefasste Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung bis zur Gegenwart. Ang. ,Athenaeum' 1883. Nr. 2925 und 2930.

Hänselmann, Ludwig, Unterm Löwensteine. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen, aber wahrhaftigen Chronika. Ang. ,Grenzboten' 1884 (7), 368.

Hase, Karl und Reinecke, Karl, Liederbuch des deutschen Volkes. Ang. v. Felix Dahn, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (5), 68—69.

Hebel, J. P., Briefe. Her. von Otto Behaghel. Ang. ,Grenzboten' 1884 (7), 346—48.

Hopfen, Hans, Brennende Liebe. Ang. v. Paul Lindau, ,Nord u. Süd' 1884 (3), 383—98.

Humboldt, Wilhelm v., Sprachphilosophische Werke, herausgegeben von Steinthal. Ang. ,Academy' 1884. Nr. 609.

Jensen, W., Ein Skizzenbuch. Ang. v. R. v. Gottschall. ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (8), 113—16.

Keil, Robert, Wiener Freunde 1784—1808. Ang. v. Jakob Baechtold, ,D. Lztg.' 1884 (6), 194—95.

Luther, Martin, Dichtungen. Her. von Karl Goedeke. Mit einem Lebensbilde Luthers von Julius Wagenmann. Ang. von Robert Boxberger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (6), 83—85.

Meister, Karl Severin, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrh. 2. Bd. Auf Grund älterer Handschriften und gedruckter Quellen bearbeitet von Wilh. Bäumker. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (7), 221.

Mickiewicz, Adam, Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen. Übersetzt von Siegfried Lipiner. Ang. v. L. Kurtzmann, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (7), 108—10.

Niemann, Aug., Die Grafen von Altenschwerdt. Ang. v. Theophil Zolling, ,Gegenwart' 1884 (8), 121—23.

Prölss, Robert, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst. Ang. ,Saturday Review' 1883. Nr. 1460.

Robert-tornow, Walter, Goethe in Heines Werken. Ang. ,Grenzboten' 1884 (7), 367.

Rollett, Hermann, Die Goethebildnisse. Biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt. Ang. v. R. M. Werner, ,D. Lztg.' 1884 (8), 273—75.

Sachs, Hans, Dichtungen. Erster Theil: Geistliche und weltliche Lieder. Her. von Karl Goedeke. 2. Aufl. Ang. v. Robert Boxberger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (6), 85—86.

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. Ang. ,Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (5).

Schlegel, A. W., Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, her. von Minor. Ang. v. Max Roediger, ,D. Lztg.' 1884 (5), 157—58.

Spengler, Franz, Wolfgang Schmeltzl. Ang. v. Jakob Baechtold, ,D. Lztg.' 1884 (6), 195.

Spielhagen, Fr., Uhlenhans. Ang. v. Otto Brahm, ,D. Rundschau' 1884 (9), 232—34. — Ang. v. Ernst Eckstein, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (9), 132—34; (10), 151—52.

Wolff, Julius, Der Sülfmeister. Ang. v. Otto Brahm, ,D. Rundschau' 1884 (9), 232—34. — Ang. v. Otto Brahm, ,D. Lztg.' 1884 (5), 168—69.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Goethes Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.

Von

Waldemar Freiherrn v. Biedermann.

Bekanntlich haben die meisten Gedichte Goethes ihre Geschichte, ohne deren Kenntnis man nicht recht weiss, was man mit ihnen anfangen soll: sie sprechen nicht durchgängig an, liegen stellenweise fast stumm vor uns. Kennt man aber ihre Geschichte, so macht man sie reden; sie werden lebendig. Das zu bewirken ist Sache der Erklärer von Goethes Gedichten. Dieselben irren aber sehr, wenn sie, über das Unbekannte hinwegschlüpfend, schon etwas gethan und ihren Obliegenheiten genügt zu haben glauben, indem sie sich in allgemeinen Redensarten über Dinge ergehen, die mit der Dichtung in einigem Zusammenhange stehen, aber im gegebenen Falle gar nicht in Frage kommen. Dieses Verfahren ist schlimmer als nichts sagen; denn wer Belehrung aus solchen Erläuterungsschriften holen will und diese allgemeinen Redensarten liest, wird verleitet anzunehmen, dass damit alles erschöpft sei, was über die z. Th. dunkeln Dichtungen zu sagen ist, und dass die Dunkelheiten eben nur durch Unklarheit des Dichters selbst sich erklären lassen. Der gewissenhafte Erklärer muss daher in Fällen, in denen er das Dunkel zu lichten nicht vermag, offen das Bekenntnis ablegen, dass noch Dunkelheiten vorhanden seien, die der Erläuterung von anderer Seite harren. Er beruhigt dadurch den Belehrung Suchenden und regt den Forscher an.

Eine Sammlung von Gedichten, auf welche dies anzuwenden ist, sind die ‚Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten'. Zu deren Verständnis trägt es nichts bei, wenn Einer der Erklärer von Goethes Gedichten aus meinen ‚Goetheforschungen'*) entnimmt, dass Goethe im

*) Die Gelegenheit benutze ich, einiges zu dem Aufsatze ‚Elpenor' in meinen ‚Goetheforschungen' (S. 113 bis 116) über die Hinneigung der deutschen Litteratur zu chinesischen Versen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sowie über Goethes Beschäftigungen mit chinesischer Litteratur nachzutragen. — Zunächst ist zu S. 113 f. zu ergänzen, dass Goethe, wie W. Grimm im Oktober 1815 seinem Bruder schreibt (Goethe-Jahrbuch I, 339), damals den chinesischen

letzten Jahrzehnt ‚Chinese Courtship‘ und ‚Contes Chinois‘ gelesen habe (Düntzer), oder wenn ein anderer den persischen Hafis citiert (von Loeper*), aber ganz unverantwortlich ist es, wenn ein dritter Schriftsteller schreibt, die ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.‘ seien „sichtbar“ aus der Lekture des Schi-king und des Romans ‚Die beiden Basen‘ hervorgegangen (Rapp). Von dem Baue der Augen, denen das sichtbar ist, hätte ich gern nähere Kenntnis. Übrigens hätte in Bezug auf Schi-king zunächst gesagt werden müssen, wo Goethe denselben gelesen haben könne. Und da dürften es nur Prémares magere und trockne Auszüge gewesen sein, von denen wahrscheinlich zu machen wäre, dass Goethe sie — ein halbes Jahrhundert früher allerdings — kennen gelernt habe, an denen er sich jedoch schlechterdings nicht begeistert haben würde. Aber auch abgesehen von der Bekanntschaftsfrage ist überhaupt in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.‘ keine, oder doch kaum eine Spur von Schi-king.

Um nun diesem schwankenden Umherirren der Kommentatoren ein Ziel zu setzen, soll hier versucht werden, nachzuweisen, an welche chinesische Dichtung Goethe sich in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.‘ angelehnt haben kann und wird. Im allgemeinen ist solche Anlehnung schon dieses Titels wegen als zweifellos vorauszusetzen.

Ein Zusammenhang mit den von A. Rémusat grösstenteils aus den Chinese novels von Thoms übersetzten ‚Canten Chinois‘ oder dem ebenfalls aus dem Chinesischen übertragenen Roman ‚Les deux cousines‘ ist ebenso ohne Weiteres abzuweisen, wie ein solcher mit Schi-king. Denn obgleich Goethe den letztgenannten Roman in den ersten Nummern des ‚Morgenblattes‘ von 1827 gelesen haben mochte, so sind doch jene Erzählungen vollgepfropft von Thatsachen, während in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.‘ wenig von fassbaren Vorgängen zu finden ist. Dagegen zeigen sich diese Goetheschen Gedichte auf den ersten Blick nach Form und Inhalt der 1824 englisch erschienenen chinesischen Dichtung ‚Chinese Courtship‘ verwandt.

Letztere ist ein neueres Epos oder eine Idylle in fünf Gesängen,

---

Roman ‚Chao Kiu tschuen‘ wieder las und erklärte. — Sodann ist zu bemerken, dass das S. 115 erwähnte Gedicht im Göttinger ‚Musenalmanach‘ schon 1772 als ‚Vou-ti bey Tsin-nas Grabe, eine chinesische Nänie‘ zu Braunschweig in der Waisenbuchhandlung selbständig erschienen war und L. A. Unzer zum Verfasser hat (fehlt bei Goedeke). — Ferner kann der vollständige Titel des Schauspiels von Friedrichs hinzugefügt werden: ‚Der Chineser oder die Gerechtigkeit des Schicksals‘, eine Tragödie. Göttingen, im Verlag von W. Bossingel. 1774. Das wertlose Stück ist in Alexandrinern geschrieben. — Zu S. 116 a. E. ist noch anzuführen, dass auch Wieland im ‚Goldnen Spiegel‘ (Bd. II, 5. Abschn.) eines treuen Beamten Aufopferung seines Sohnes zur Rettung des Sohnes seines Fürsten, zweifellos nach dem chinesischen Schauspiele anbrachte. — Endlich hat Voltaire aus letzterem zwar nur das Motiv der Diensttreue in ‚L'Orphelin de la Chine‘ benutzt (S. 118), allein überdies das Motiv des aus Rache zum Mörder des ungekannten Vaters erzogenen Sohnes in ‚Mahomet le prophète‘.

*) In seinem sonst trefflichen Kommentar: ‚Goethes Gedichte‘, Th. II. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. 2. Ausgabe. Berlin 1883. Hempel (S. 554).

deren jeder wieder in eine Anzahl Abschnitte zerfällt. Sie ist in vierzeiligen Strophen mit überschlagenden Reimen geschrieben. Der chinesische Titel lautet: ‚Chao tsien‘, d. h. Blumenpapier oder geblümtes Papier, auf welches die Chinesen zierliche Briefe und Gedichte gern schreiben. Heinrich Kurz hat diese Dichtung ebenfalls unmittelbar aus dem Chinesischen übersetzt und unter dem Titel ‚Das Blumenblatt‘ 1836 herausgegeben. Ganz ohne Zweifel ist dies der Roman, von welchem Goethe am 31. Januar 1827 Eckermann erzählte, welcher jedoch Goethes Mitteilungen wohl insofern nicht genau wiedergiebt, als dieselben sich nicht bloss auf ‚Chinese Courtship‘, sondern anscheinend auch auf die ‚Chinesischen Dichterinnen‘ bezogen, welche Goethe seinem Tagebuch zufolge am 5. Februar 1827 mit seinem Sekretär John vornahm, also diesem wahrscheinlich den „Chinesisches“ überschriebenen Aufsatz diktierte. ‚Chinese Courtship‘ erwähnt aber Goethe in seinem Tagebuch am 2. und 3. Februar desselben Jahres; am 24. Oktober eben dieses Jahres gedenkt er gegen Zelter seiner Sammlung unter der Rubrik ‚Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten‘.

Um das Verhältnis dieser deutschen Dichtung zur chinesischen zu prüfen, mag hier zunächst ein Auszug der einfachen Geschichte stehen, welche letzterer zu Grunde liegt.

Der junge Student Liang sieht im Garten einer Tante, zu welcher er gekommen ist, um sie zu ihrem Geburtstage zu beglückwünschen, ein Mädchen, in das er sich sofort sterblich verliebt. Die Tante teilt ihm auf seine Nachfrage mit, dass dies Jao-sien sei, die Tochter ihres Bruders, des General Jang, und dass ebenfalls nur die Geburtstagsbegrüssung sie in ihr Haus geführt habe. Liang sucht nunmehr Gelegenheit, mit dem General Jang bekannt zu werden und findet sie aufs günstigste dadurch, dass ein an Jangs Besitzung gränzendes Haus- und Gartengrundstück zu verkaufen steht. Er erwirbt es und stattet seinen Besuch dem General als Nachbar ab. Dieser macht bei dem Gegenbesuche in fröhlicher Weinlaune den Vorschlag, ihre Gärten durch eine Thüre zu verbinden, damit er und Liang sich öfters und bequemer besuchen können. Liang lässt diese Verbindung schleunigst ausführen, damit General Jang nicht Zeit habe, seinen Vorschlag zu bereuen und zu widerrufen.

Schon bei seinem Antrittsbesuche hat Liang von der heimlich Geliebten etwas zu sehen bekommen, das sie als ein sehr gebildetes Frauenzimmer erkennen lässt, und zwar ein auf blumigem Papier geschriebenes Gedicht, das an die Wand des Gartenhauses geheftet war. Auf Jangs Aufforderung schreibt er ein Gedicht, gleichfalls auf Blumenpapier, darunter, worin er versteckt seine Liebe erklärt. Dieses Gedicht kommt Jao-sien zu Gesicht und damit ist eine gegenseitige Verständigung angebahnt. Durch Kammerdienerinnen wird dieselbe weiter geführt und bald erfolgt auch die Begegnung der beiden jungen Leute in den verbundenen Gärten. Bei einer zweiten Begegnung schwören sie mit einem, wiederum auf geblümtem Papiere geschriebenen Eide ewige Treue. — Überdies setzt Jang einer Vermählung seiner Tochter mit Liang so wenig ein Hindernis entgegen, dass er gegen letzteren

sogar Äusserungen fallen lässt, die unzweideutig den Wunsch des Zustandekommens derselben zu erkennen geben. Nur der Mangel der Einwilligung von Liangs Eltern hält diesen noch ab, zur förmlichen Verlobung zu schreiten.

Mittlerweile hat Liangs Vater, Geheimer Staatsrat in Peking, seinen Abschied aus kaiserlichem Dienste genommen und zugleich mit ihm sein Freund und Landsmann Lieu, Präsident der Reichsanstellungsbehörde. Die beiden alten Herren kaufen ein Schiff, um darauf gemeinschaftlich die Reise in ihre Heimat zurückzulegen. Bei ihrer Fahrt trinken sie dann manche Schale Wein zusammen, und bei den vertraulichen Unterhaltungen vereinigen sie sich zu dem Entschluss, ihre Kinder, den Student Liang und Lieus Tochter mit einander zu verheiraten. Heimgekehrt, beruft daher der alte Liang seinen noch auswärtsweilenden Sohn nach Hause und eröffnet ihm das. Aus kindlicher Unterwürfigkeit fügt er sich nicht nur ohne Widerrede, sondern wagt auch nicht einmal von der vorher seinerseits erfolgten Verlobung etwas zu äussern.

Zunächst muss der junge Liang jedoch seine Studien fortsetzen, um die Staatsprüfung bestehen zu können. Bei allen Liebesbemühungen ist er daher immer fleissig gewesen, sodass er bei der endlichen Prüfung eine hohe Stufe erlangt und zum Mitgliede des Geheimen Rates ernannt wird.

Inzwischen war General Jang zum Oberbefehlshaber der gegen eine aufrührerische Provinz abgesandten Truppen ernannt worden und hatte dort das Unglück gehabt, von den an Zahl weit überlegenen Aufrührern in einer Festung umzingelt zu werden. Liang erbot sich, den Entsatz Jangs auszuführen und erhielt ein Heer anvertraut, mit dem er aber in dieselbe Bedrängnis geriet, wie Jang. Den beiden eingeschlossenen Heerführern eilte sodann Chiao, Neffe Jangs und Vetter Liangs, zu Hülfe und wusste sich auf geschickte Weise mit jenen beiden Verwandten in Einvernehmen zu setzen, infolgedessen ein gleichzeitiger Angriff von allen drei Heeren auf die Empörer zustande kam, wobei letztere vernichtet wurden. Nach ihrer Heimkehr wurden Jang, Liang und Chiao vom Kaiser glänzend belohnt und befördert.

Während die zwei zuerst abgeschickten Heere umringt waren und daher keine zuverlässigen Nachrichten über sie in die Heimat gelangten, wurde Liang gerüchtweise tot gesagt. Dies bewog Lieu seine, mit demselben verlobte Tochter anderweit zu versagen. Diese selbst war aber damit nicht einverstanden, vielmehr hielt sie es für Pflicht, auch dem toten Bräutigam Treue zu bewahren, und entzog sich dem väterlichen Zwange dadurch, dass sie den Tod im nahen Flusse suchte. Sie wurde jedoch gerettet und — da sie, um fortgesetzter Ehenötigung seitens ihrer Eltern zu entgehen, nicht zu ihnen zurückkehren wollte — von ihrem Retter, einem Studieninspektor, in seine Familie aufgenommen, während sie der Welt als tot galt.

Dadurch war das Hindernis gehoben, welches Liangs Vermählung mit Jao-sien entgegenstand, und sie fand jetzt auch auf unmittelbare Veranlassung des Kaisers statt. Alsbald jedoch vernahm Lieus Tochter von der Errettung und glücklichen Zurückkunft ihres Bräutigams und

setzte sich mit ihm in Verbindung; dieser war gerührt von ihrer Treue, nicht minder der Kaiser, der dann Liang befahl, sie als zweite Gattin heimzuführen, was dieser auch mit Jao-siens Zustimmung that.

Von dieser Geschichte sind allerdings nur schwache Andeutungen in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' anzutreffen: sie setzt z. Th. Zustände voraus, in denen Goethe sich nicht so heimisch fühlen konnte, um sie in eigner Dichtung wiederzugeben, und selbst mit dem an „Stella" mahnenden Schlusse tritt ein Verhältnis ein, für welches der ältere Goethe sich nicht mehr zu begeistern vermochte. Was ihn aber ansprechen musste, weil es seiner eigenen Denk- und Dichtungsweise, wenn auch eigenartig, entgegenkam, ist die durch das ganze chinesische Gedicht hindurch hervortretende Wechselbeziehung zwischen der Handlung und den Menschen einer- und der umgebenden Natur andererseits. Nach genauer Prüfung haben wir uns denn auch bald zu überzeugen, dass unverkennbar die ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' durch das „Blumenpapier" veranlasst sind.

In einem Aufsatze ‚Goethe und das Volkslied'*) habe ich dargelegt, auf wie mannigfach wechselnde Weise Goethe die Anregungen, die er von Volksliedern empfing, zu Schöpfung eigner Gedichte wirksam werden liess. Mit dem dort Entwickelten sind aber Goethes Benutzungsweisen fremder Dichtungen keineswegs erschöpft. Die Nachdichtungen, zu denen Goethe durch Shakespeare, Pindar, Aristophanes, Ki Kiun Tsiang, Gozzi, Properz, Homer, Kalidasa, Calderon u. s. w. angeregt wurde, verhielten sich wiederum eine jede anders zum Vorbilde, als die andere. Und eine noch anders geartete Einwirkung brachte Goethes Bekanntschaft mit dem ‚Blumenpapier' hervor.

Eigentümlich ist diese chinesische Dichtung andern uns bekannten gegenüber besonders dadurch, dass sie ganz in Empfindungsseligkeit aufgeht. Die Personen weinen fortwährend oder sie lächeln unter Thränen wie echte Romantiker, und wandeln wie diese in Mondschein oder Nebel unter Blumen und Trauerweiden. Sie leben bei alledem meistens behaglich hin, und wenn Männer zusammenkommen, erfreuen sie sich des Weines. Das alles preisen auch die ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' und wir wissen aus obigem Gespräche mit Eckermann, dass es gerade diese Zustände waren, welche als Eigentümlichkeiten des „Blumenpapiers" den lebhaftesten Eindruck auf Goethe hinterlassen hatten.

Das Verhältnis von Goethes Nachdichtung zu jenem Urbilde besteht nun aber, wie schon gedacht, im allgemeinen nicht etwa darin, dass der breitgezogene epische Inhalt des ‚Blumenpapier' auch nur gedrängt wiedergegeben wird, oder dass Motive einzelner Abschnitte desselben ausgeführt werden, oder wie sonst noch Nachdichtungen zustande kommen, sondern darin, dass Goethe den allgemeinen Eindruck, den er von der chinesischen Dichtung in sich aufgenommen hat, durch Anlehnung an einzelne hervorragende, die Eigentümlichkeit vorzugsweise ausprägende Stellen frei, ohne sich streng an dieselben zu halten und auch in völlig veränderter Gestalt zum Ausdrucke bringt.

*) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 1883, Nr. 102 bis 104.

Schon die Überschrift

Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten

ist aus solchem allgemeinen Eindrucke hervorgegangen; denn im Verlaufe der Erzählung wird die jeweilige Jahreszeit oft betont. So: Frühling im I. Gesange, 5. Abschnitt (S. 5 im ‚Blumenblatt' von Kurz, nach welcher Übersetzung ich citiere, da die englische von Thoms schwer zu erlangen ist), 3. Abschn. (S. 10), II. Ges. 8. Abschn. (S. 42), III, 5 (S. 66); Sommer I, 1 (S. 5), II, 3 (S. 31), III, 5 (S. 66); Herbst III, 1 (S. 52). Das Liebesleben Liangs und der Jao-sien beginnt im Frühjahr und als sie sich Treue schwören, ist es Herbst nach III, 5 (S. 66).

Ebenso werden die Tageszeiten bei jeder Gelegenheit hervorgehoben; nur beispielsweise seien angeführt: Morgen I, 6. 7 (S. 19), II, 3. 8 (S. 31, 39); Mittag II, 6. 9 (S. 37, 45); Abend und Nacht I, 4. 5. 6. 8 (S. 11 ff., 17 f., 22 f.) II, 1. 3. 10 (S. 25, 33, 50).

Überdies ist fast das gehaltvollste Stück der ganzen Dichtung ein Gespräch zwischen Jao-siens Kammerdienerinnen, worin diese eine Betrachtung über die Jahreszeiten anstellen und sie mit dem menschlichen Leben vergleichen in III, 1 (S. 52 ff.). Sonach hat Goethe den Titel seiner Gedichte nach der Regel gewählt: a potiori fit denominatio.

I. Gedicht.

Einer ähnlichen Hervorhebung des Hauptpunktes verdankt das I. Gedicht der ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' seine Entstehung. Die Schürzung des Knotens tritt nämlich im „Blumenpapier" mit der gegen Ende des III. Gesanges erzählten, durch die Väter abgemachten Verlobung Liangs mit Liens Tochter ein. Diese Angel, um welche sich die ganze Dichtung dreht, hatte sich dem lesenden Goethe am tiefsten eingeprägt und so stellt er gleich im I. Gedichte das Leben auf dem Schiffe dar, auf dem der alte Liang und Lien heimkehren. Es sind da zwei „Mandarinen, satt zu herrschen, müd zu dienen", fortziehend von der Reichshauptstadt Peking — wörtlich: Nordhof, also im Begriff, sich „des Nordens zu entschlagen" — auf dem „Wasser und im Grünen fröhlich trinkend Schal' auf Schale", denn die Chinesen geniessen den Wein aus Tassen — oder Schalen, wie man ehedem sagte (etwa: ein Schälchen Kaffee).

II. Gedicht.

„Weisse Lilien" und Wasserlilien, auch rote, kommen wiederholt im „Blumenpapier" vor; so: I, 4 (S. 11 f.) und II, 8 (S. 39 f.). Der Lilie wird auch Jao-sien verglichen, weil sie mit Vorliebe ein weisses Kleid mit rotem Unterkleide trug: I, 6. 7 (S. 18, 20), III, 2 (S. 56). Die „rotgesäumte Glut der Neigung" dürfte auf Jao-siens Erröten anspielen — z. B. III, 2. 4 (S. 58, 64) — und die „Bescheidne Beugung" darauf, dass der chinesische Dichter niemals vergisst, die nach den

strengen Höflichkeitsgesetzen vorgeschriebenen Verbeugungen zu erwähnen, wenn ihm solche angebracht scheinen, wie I, 1. 2. 5 (S. 7, 8 f., 16), II, 1. 8 (S. 24, 43), III, 4. 5 (S. 62, 67, 73), IV, 12 (S. 112).

Die zweite Strophe bezieht sich wohl auf folgenden Vorgang. Als der junge Liang das an Jangs Garten gränzende Grundstück erworben hat, lässt er — gewiss nur mit dem stillen Hintergedanken, Jao-sien einmal würdig darin zu empfangen — einen prächtigen Garten darauf herrichten; unter anderem sollen Weiden, weisse und rote Wasserlilien, Bambus und Pfirsiche in Reihen gepflanzt und Vasen mit wundervollen Blumen und Kräutern an beiden Seiten des Gartenhauses aufgestellt werden — II, 2 (S. 28 f.) — die dann also, Liangs Absichten verratend, Jao-sien „reihenweis spaliert erwarten" sollen. — Seinen eignen Garten hatte Goethe auch mit einer Lilienart, mit Kaiserkronen, „etwas chinesisch verziert", wie er an Ernst Meyer am 23. April 1829 schrieb (Goethejahrbuch V, 160).

III. Gedicht.

Fast durch das ganze „Blumenpapier" zieht sich die Schilderung von Liangs Liebe, die aber nur erst in „Hoffnung" auf die ersehnte Vereinigung mit Jao-sien besteht, welche Hoffnung sich demnach über den Vollgenuss seines „Glückes" gleich „leichtem Schleier nebelhaft breitet". Auch wirkliche Nebel und Wolken, die ihm die Geliebte oder doch deren vermittelnde Dienerinnen verbergen, ziehen oft über die Landschaft; „Wolkenteilung" ist ganz besonders im Chinesischen Bild für „Wunscherfüllung"; bei einer „Sonnenfeier" — dem Feste des Herbsteintrittes — ist es aber, wo Liang und Jao-sien sich Treue angeloben. Über alles dies ist zu vergleichen: II, 4. 5. 8. 10 (S. 34, 36, 43, 49), III, 12 (S. 53, 56 ff.).

IV. Gedicht.

Die äusserst zahlreichen Erwähnungen von Vögeln im „Blumenpapier" sowohl ohne besondere Bezeichnung derselben als mit solcher — wie Pfauen, Wildgänse, Kukuke, Papageien, Goldamseln, Schwalben, Elstern, Störche, Raben, Ngeu, Jung und Jing, Jung und Luang — waren unserem Dichter nach seiner Mitteilung gegen Eckermann über das chinesische Epos besonders auffällig; deshalb unterliess er auch nicht, in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' den Vögeln Gedichte zu widmen, was im IV., V. und VI. Gedichte geschehen ist. Pfauen sind insbesondere I, 4 (S. 12), Wildgänse aber sehr oft, und zwar als Bild der Vereinsamung und als Träger von Liebesbotschaften, in welcher Eigenschaft sie sich durch ihr Geschrei ankündigen, erwähnt, namentlich im Einleitungsgedichte (S. 4), I, 4. 8 (S. 12, 23), II, 10 (S. 48 f.), III, 5 (S. 75), IV, 7 (S. 99). Die Empfindung, die Goethe beim Geschrei der Wildgänse überkommt, ist der der Chinesen allerdings entgegengesetzt: es liegt hier wieder eines der nicht seltenen Beispiele vor, dass Goethe eine eigne Dichtung einer fremden zum Teil nachbildet, zum Teil jedoch sich dabei mit ihr in Widerspruch setzt.

V. Gedicht.

Dieses Gedicht ist nur Ausführung des Pfauenmotivs, angewandt auf die Hauptpersonen des ‚Blumenpapiers'. Erregt von sinnlichen Lüsten schlägt der Pfau mit seinem Schweife ein Rad, das, namentlich wenn es von der tiefstehenden Abendsonne beschienen wird, an herrlicher Pracht wenig seines Gleichen in der Tierwelt hat; aber „im Grünen, wo es blüht, im Garten überwölbt vom Blauen" ist „das Herrlichste zu schauen": das Liebespaar Liang und Jao-sien.

VI. Gedicht.

Der Kukuk macht sich im „Blumenpapier" I, 4 (S. 11) und V, 13 (S. 154) bemerkbar; sein Geschrei ist ebenfalls an die Jahreszeit gebunden. — „Ewig bleibt mein Osten", wo „die Geliebte zu sehen war": Liang erblickte Jao-sien zuerst im Garten seiner Tante, indem er ostwärts wandelte I, 4 (S. 12). Späterhin lagen die Gärten Liangs und Jangs in der Richtung von Ost und West, worauf wiederholt Bezug genommen wird, so: II, 1. 8 (S. 26, 39), II, 10 (S. 51), III, 2. 5 (S. 56 ff., 71, 73).

VII. Gedicht.

In diesem Gedichte ist Schönheit und Liebe wieder im Geiste der chinesischen Dichtung mit der Tageszeit und mit der Natur in Verbindung gebracht.

„Im Garten war's, sie — Jao-sien — kam heran, ihm — dem Liang — ihre Gunst zu zeigen" nach I, 4 (S. 13 f.), III, 2. 5. 8 (S. 56 ff., 67, 80), und da Liang deshalb „sie nicht vergessen mag, am wenigsten im Freien", wo alles an sie erinnert, so schwärmt er oft von dieser Begegnung, „fühlt sie nach und denkt dran" nicht nur, sondern begiebt sich auch ausdrücklich, um an den Geliebten zu denken, nach dem Garten. Er beschäftigt sich überhaupt so viel mit seiner Liebe, dass er Ursache hat entschuldigend zu erklären, weshalb „man ihn verzeihen muss".

VIII. Gedicht.

Hinsichtlich des Abends, des Nebels und des „östlichen Bereichs" im ‚Blumenpapier' ist auf das bei der Überschrift sowie beim III. und VI. Gedichte Gesagte zu verweisen; „wiederspiegelnd ruht der See am Abend" I, 3. 5 (S. 11, 15). Von „Mondenglanz" und „Lunas Zauberschein durch bewegter Schatten Spiele zitternd" ist — wie auch Goethe gegen Eckermann bemerkt — unzählige Mal, fast auf jeder Seite, auf der von Liangs oder Jao-siens Liebesgefühlen die Rede ist, zu lesen, sodass es unnötig erscheint, auf einzelne Stellen hinzuweisen, nur wegen der Schatten insbesondere ist z. B. II, 1. 9. 10 (S. 24 f., 45. 48), III, 5 (S. 67. 75 f.) zu vergleichen. Ebenso sind „schlanker Weiden

Haargezweige scherzend auf der nächsten Fluth“ als Naturbild von dem Dichter des ‚Blumenpapier‘ mit Vorliebe angewandt, so I, 4. 6 (S. 11, 18), II, 2. 3 (S. 28, 31, 33), III, 1. 3 (S. 52 f., 60). Und an dieser Flut, einem „See“ — worunter hier nach süddeutschem Ausdruck ein Gartenteich zu verstehen ist — gehört mit seinen Goldfischen zu jedem grösseren chinesischen Garten I, 4 (S. 11), II, 1. 2. 8 (S. 24 f., 28, 39); gegen Eckermann spricht Goethe auch darüber. — „Durch's Auge schleicht die Kühle sänftigend ins Herz hinein“, z. B. III, 1 (S. 52), oder wenn beide Frauen Liangs nachts den Mond betrachten und im kühlen Winde mit einander dichten V, 20 (S. 167).

IX. Gedicht.

Dasselbe scheint besonderen Bezugs auf das ‚Blumenpapier‘ zu entbehren. Die Fassung, in welcher Goethe dieses Gedicht 1830 hat faksimilieren lassen, nachdem es in der, in die Werke aber erst nach Goethes Tod aufgenommenen Fassung bereits gedruckt war; sie lautet:

Nun sieht man erst was Rose sei
Jetzt da die Rosenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Frühlingszeit ergänzt.

X. Gedicht.

Die Rose ist auch bei den, sonst gewöhnlich im Geschmacke von uns abweichenden Chinesen als schönste aller Blumen anerkannt und III, 3 (S. 61) die Pfingstrose ausdrücklich die „Königin der Blumen“ genannt. Diese Übereinstimmung — sagt das X. Gedicht — muss auf einem noch unerforschten Gesetze der Schönheit beruhen, das in der Rose offenbart ist.

XI. Gedicht.

Das schon hinsichtlich der Überschrift der ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.‘ hervorgehobene sinnige Gespräch der Kammerdienerinnen III, 1 (S. 52 ff.) ist auch in gegenwärtigem Gedichte im Wesen wiederzuerkennen. Es findet im Beginn des Herbstes statt, „wo nichts verharret, alles flieht, wo schon verschwunden, was man sieht“; bei diesem Anblicke suchen jene Mädchen dennoch Trost in der regelmässigen Wiederkehr, in dem „Unvergänglichen“ der Erscheinungen — wie auch nach Brief an Zelter vom 9. November 1829 der Dichter, der dort schreibt, er vertraue je älter er werde, je mehr dem Gesetze, wonach die Rose und Lilie blühe.

Beiläufig nur mag bemerkt werden, dass auch im ‚Blumenpapier‘ das Bild gebraucht ist ein „Netz umfange“ jemand, und zwar hier ein Netz der Verlegenheit, als Liang bei Jao-siens erstem Erblicken betroffen ist I, 5 (S. 17).

XII. Gedicht.

Mit diesem Gedichte beginnen die persönlich auf Goethe bezüglichen und ausserhalb der Jahreszeiten stehenden Schlussgedichte. Mit dem Vorhergehenden sind sie durch das XI. Gedicht insofern verknüpft, als in diesem die Flucht der sichtbaren Welt auf die Flucht der Jahre in einem Menschenleben gedeutet wird, die im XII. Gedichte der Dichter schon meistens hinter sich hat.

„Pinsel" — zum Schreiben — „Farbe" — auf Blumenpapier — und „Wein" spielen im „Blumenpapier" einigermaassen eine Rolle, so I, 2. 5 (S. 9, 15), II, 3. 4 (S. 32, 34), III, 5 (S. 72), V, 20 (S. 167).

XIII. Gedicht.

Dieses Gedicht ist wiederum nicht im Sinne der chinesischen Dichtung, mit ihr vielmehr ähnlich wie das IV. Gedicht in Widerspruch insofern, als im ‚Blumenpapier' der Wein nur in Gesellschaft getrunken, dagegen die Begeisterung für die Geliebte, so oft es die Gelegenheit fügt, gegen deren Dienerinnen von Liang laut verkündet wird. Hier, in dem persönlich zu nehmenden Gedicht ist dieser Gegensatz gegen chinesisches Gebahren mehr am Orte, als in der Reihe der dem „Blumenpapier" entsprechenden Gedichte im IV.

XIV. Gedicht.

Der Schlussreim giebt so zu sagen die Moral des „Blumenpapiers" und zahlreicher chinesischer Novellen: der Jüngling liebt, bescheidet sich aber, dass er keine Ansprüche an das geliebte Mädchen geltend machen kann, so lange er nicht die Staatsprüfung bestand und dadurch seine Zukunft gesichert hat, weshalb er „die Sehnsucht ins Ferne, Künftige, zu beschwichtigen, sich hier und heut im Tüchtigen beschäftigen" muss, wie Liang II, 6 (S. 37) bekennt. Diesen lehrhaften Inhalt hat Goethe verallgemeinert, um zum Schlusse dieser Gedichtsammlung, in der sonst „Alles schwankt ins Ungewisse", noch etwas Fassbares zu geben, „was Kluges mitzuteilen".

Persönliche Beziehungen auf Liebesverhältnisse, wie meistens in Goethes Gedichten und namentlich in den unter einem Gesamtnamen begriffenen (‚Römische Elegien', ‚Venetianische Epigramme', Jenaer ‚Sonette', ‚Westöstlicher Diwan') dürften in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' nicht vorliegen. Nur ganz im allgemeinen ist unser Dichter „hingesunken alten Träumen"; das Besondere in den ‚Ch.-D. J.- u. Tgz.' bezieht sich immer auf das ‚Blumenpapier'. Neben diesem Epos lässt Goethe seine chinesichdeutschen Lieder mitklingen, gleichwie der Tonkünstler einen melodramatischen Vortrag mit seinen Melodien begleitet.

Wieland und Nicolai.

Von

Richard Maria Werner.

Unter diesem Titel hat Ludwig Geiger in der nun eingegangenen Wochenschrift ‚Im neuen Reich' (1881, Bd. II, S. 417 bis 430) einige interessante Mitteilungen über Wieland zusammengefasst. Ich bin in der Lage, aus den Nicolaischen Papieren, deren Benutzung ich der Güte meiner verehrten „Tante" Frau Veronica Parthey in Berlin danke, einige Ergänzungen beizubringen; zugleich mögen kleine Berichtigungen gestattet sein.

Geiger erzählt die ersten Berührungen Nicolais und Wielands, welche durchaus litterarischer Natur waren. Nicolai gehörte dem grossen kritischen Leben an, war an Zeitschriften beteiligt, während Wieland ferne von jedem geistigen Verkehre ziemlich allein stand, als ihre Beziehungen begannen. Es ärgerte Wieland, dass Niemand seine Ideen richtig erfasste und darum gewährten ihm auch lobende und anerkennende Kritiken keine volle Freude. Freilich darf nicht vergessen werden, dass Wieland sehr oft den Schein gegen sich hatte; besonders seine Verbindung mit Riedel d. h. den „Klotzianern" wurde ihm vielfach übel genommen. Man hatte von den „Winkelzügen" der ganzen Schule keine gute Meinung und Boie z. B. bedauert es in einem Schreiben an Nicolai vom 17. April 1770, dass er auch von anderen hören müsse, was ihm Nicolai über Wieland schreibe. „Es macht ihm", sagt Boie ausdrücklich, „das Übereinstimmen mit einem so nichtswürdigen Menschen keine Ehre. Ich fürchte, auch HE. W. thut sich, durch das der ganzen Schule eigene Vielschreiben, Schade". Es konnte daher leicht geschehen, dass man über Wieland kalt und ohne feineres Interesse urteilte. Dies fiel an der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek' z. B. Engelbert von Broeck in Crefeld auf, welcher nach seinen Briefen an Nicolai durchaus nicht zu den blinden Verehrern von Wielands Muse gehörte. In einem undatierten Schreiben führt er die Ursache an, welche Wieland gegen die ‚Bibliothek' aufbrachte: „Wieland und noch einige werden nicht so sehr recensiert als immer geneckt, ausgezischt u. s. w. Diesen Vorwurf macht man der Bibliothek nicht mit Unrecht. Nicht als ob man diesen Herren durch die Finger sehen müste. Nein! man beurtheile sie scharf, mit männlichem bescheidenen Ton. Man gehe mit HE. Wieland um wie mit HE. Klopstock, mit Achtung vor sein gewis grosses Genie. Ein gegründeter Tadel — nicht beleidigend vorgetragen, ist fast niemahls und niemand anstössig als — Narren".

Man kann übrigens Nicolai Achtung vor Wielands Genie nicht absprechen; schon in den Litteraturbriefen hatte er es durch die Polemik mit Lessing am Schlusse des 243. Briefes bewiesen und auch in späterer Zeit finden wir ähnliches. So behielt er sich z. B. vor die Recension

des Idris, welche E. E. Buschmann in Stralsund aufgetragen worden war, mit Zusätzen zu versehen. Buschmann sendet seine Anzeige „den 14. März 1769“ und bemerkt hiezu: „Wirklich ich bewundere den unerschöpflichen Wieland, ich habe bey der Untersuchung seiner gewählten Dichtungsart Gründe gegen Gründe gesetzt, weil mir diese Methode bey gewissen Materien die beste zu seyn scheint und weil mir die Sache einige Untersuchung zu verdienen schien; doch habe ich ihm nicht zum Nachtheile entschieden“.

Am 6. Februarius 1770 schickt Nicolai die Recension an Wieland und begleitet das Geschenk mit folgendem Schreiben, das sich als vielfach corrigiertes Concept in seinen Papieren findet:

„Ich übersende Ew. H. das erste Stück des XI. B. der A. D. B[ibliothek] die darin enthaltene Anzeige Ihres Deutschen Shakespears und Ihres Idris sind zwar nicht von mir; insbesondere würde ich den Idris, wenn ich ihn hätte beurtheilen sollen, aus einem andern Gesichtspunkt angesehen haben: Aber die Gesinnungen, die der Recensent des Idris S. 107 bis 112 über die Recension des Agathon äussert, sind völlig die meinigen, und der Anzeige des Shakespears habe ich die Erklärung S. 51. 52 und 54 selbst eingewebt. Ich gestehe es Ew. H., dass ich der Verf. der Anzeige der ersten Theile Ihres Shakespears in des 1. Bds. 1. Stücke bin. Es ist mir sehr unangenehm, dass ich durch die darin gebrauchten nicht genug abgemessene Ausdrücke, Ihnen wahrhaftig wider meine Absicht Gelegenheit zum Missvergnügen gegeben habe. Durch die gedachte öffentliche Erklärung suche ich meine wahre Meinung in ein näheres Licht zu setzen, und wenn Ew. H. auch nicht völlig damit zufrieden sein sollten, so kann sie wenigstens zur Bezeugung meiner aufrichtigen *) Hochachtung gegen Ihre Verdienste, dienen, die auch bey einer nicht völligen Übereinstimmung der Meinungen beständig bleiben wird. Ich bin zufrieden wenn Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen von mir zu glauben dass ich nicht die Absicht gehabt, Ihnen wehe zu thun. Ich kann mich nicht richtig gnug **) ausgedruckt haben, aber hämische Tücke habe ich jederzeit verabscheuet, ich darf mich dieserhalb auf meinen und Ihren Freund Weisse berufen, der meine Gesinnungen kennet.

„Doch dieses Schreiben hat ausser der Bezeugung meiner ungeheuchelten *) Hochachtung gegen Sie noch eine zweite und wichtigere Absicht. Sie haben die Fortsetzung des Idris versprochen, wenn drey Kunstrichter und drey Prüden namentlich Sie darum ersuchten“ — Wieland hatte nämlich die Zuschrift „an Herrn P.[rofessor R.[iedel] im E.[rfurt]“ vor der Originalausgabe seines Werkes mit den Worten geschlossen, der Idris sei Fragment und werde es vermutlich so lange bleiben, „bis sich etwan einmal drey Kunstrichter und drey Prüden mit einander einverstehen sollten, in einer namentlich unterzeichneten

---

*) Erst schrieb Nicolai „ungeheuchelten“, während weiter unten das Umgekehrte der Fall ist.

**) „Unbedachtsam“ erschien Nicolai doch zu stark, er strich es daher.

Bittschrift mich um die Ergänzung desselben zu ersuchen" — „und dis", so fährt Nicolai fort, „soll hierdurch geschehen. Der erste Kunstrichter bin ich selbst, der leider von jedermann ein Kunstrichter genennet wird, ob ich gleich nichts weiter suche als Verleger der A. D. B. zu seyn. Der Zweite ist Moses Mendelssohn der ob er gleich auf das Amt eines Kunstrichters längst hat Verzicht thun wollen, es dennoch just noch so lange behalten will, dass er Sie um die Fortsetzung des Idris bitten kann, und der dritte ist Ramler, der das seit 1750 niedergelegte Amt eines Kunstrichters ausdrücklich aus dieser Absicht wieder annimmt. Was die Prüden anbetrifft, so kann ich Ihnen vor der Hand nur die Gattin des Hrn. Moses Mendelssohn und die meinige nennen. Wofern Sie die dritte nicht etwa selbst finden können, so werden wir wie Astolph und Joconde*) die Welt durchstreichen müssen um eine Prüde zu suchen".

In welcher Form Wieland auf diesen Scherz eingieng, weiss ich nicht, da seine Zuschriften an Nicolai sich unter den Papieren des Nachlasses nicht vorfinden; in der von Ludwig Wieland veröffentlichten ‚Auswahl denkwürdiger Briefe' (Wien 1815) findet sich im ersten Bande (S. 312 ff.) ein Schreiben „An drey Kunstrichter", in welchem sich Wieland an die drei Freunde wendet; sie hätten die Vollendung des Idris von ihm verlangt, eine Art von moralischer Unmöglichkeit setze ihn ausser Stand, ihrem Verlangen genug zu thun. Er bietet ihnen zum Ersatz den neuen Amadis an. Der Form nach würde man den citierten Brief für eine Widmung halten, aber weder die erste Ausgabe des Amadis von 1771, noch die späteren bringen sie, Wieland hat sie vielleicht an Nicolai handschriftlich geschickt. Bei der späteren Ausgabe des Idris, welcher bekanntlich Fragment blieb, scheint Wieland den Witz Nicolais vollständig vergessen zu haben, denn nun heisst es in der „Vorrede" (Grubersche Ausgabe, Bd. VIII, 9), der Verfasser habe sich damals wenig eingebildet, „dass man ihn jemals beim Worte nehmen würde, und kann sich jetzt (was auch seine Freunde sagen mögen) noch weit weniger vorstellen, dass jemand, nach Verfluss von beynahe dreissig Jahren, noch grausam genug seyn könnte, ein solches Versprechen gegen ihn geltend zu machen".

Nicht so günstig wie über den Idris lautete Nicolais Urteil über den ‚Neuen Amadis', welchen er nicht öffentlich recensierte; aber in einem Briefe an den Grafen Heinrich von Borck vom 19. Juni 1771, der sich auszugsweise erhalten hat, spricht er sich offen aus: „Die Moralische Vollkommenheit muss der Zweck seyn, wornach wir streben; wenn man aber bey jedem Schritte des Lebens nicht die tiefe Empfindung hat, dass wir dieser gäntzlichen Vollkommenheit nur appropinquiren, nie sie aber erlangen können, so gehen wir gewiss irre. Bald glauben wir in einer mystischen Beschaulichkeit die höchste Vollkommenheit gefunden zu haben, und wie uns der geringste Umstand von der Falschheit unserer Einbildung überzeugt, so verliehren wir den Muth,

*) Vgl. Idris und Zenide, S. 25, ferner Ariost.

wir verzagen, den Gipfel der moralischen Vollkommenheit erreichen zu können, unsere Philosophie, die uns billig himmelan leiten solte, dient uns nur sinnliche Wollust so zu verfeinern, dass sie uns der höchste Zweck unsers Daseyn scheinet.

„Diese Anm. erinnert mich an Herrn Wieland und an Ihre Frage, wie mir sein Amadis gefallen. Ich gestehe, dass ich nur den ersten Theil gelesen habe, und den zweiten noch nicht habe berühren können — oder warum soll ich nicht aufrichtig seyn — nicht habe lesen mögen. Nicht der schlüpfrigen Gemälde wegen. Für so schädlich fürs Allgemeine ich sie halte, so weiss ich doch dass sie mir eben nicht schaden und sie würden mich in den Geschmack gar nicht versetzen, der hiezu gehöret. Mein liebster Gegenstand ist der Mensch mit seinen Meinungen und nach ihm die Natur der Welt wie wir sie vor uns sehen, meine Einbildungskraft ist lebhaft genug nur [l. um?] sich in die angenehmen Träumereyen zu verlieren, so lange sie noch an Menschen und Natur gefesselt bleibt. Aber eine Imagination die über die Gegenstände der Natur hinaus scharf sieht ist mir eine blosse *Debauche d'Esprit* von der über kurz oder lang der Kopf wehe thun muss, sie mag nun mit Lavatern [im ‚Tagebuch eines Beobachters seiner selbst'] die seligen Wohnungen der Auserwählten erträumen wollen, oder mit Wielanden in der Feenwelt von Genuss nach Genuss forteilen. Bey Lesung solcher Bücher wird meine Einbildungskraft zwar fortgerissen aber ohne sich zu erhitzen und wenn ich einen ganzen Band gelesen habe, so bin ich weder besser noch vergnügter. Dis ist nur mein individueller Geschmack. Dem, der anders organisirt ist, mag dem W. nachempfinden, wo ich es nicht kann.

„Ich werde auch diese meine Meinung nie öffentlich sagen, weil ich auf keine Weise Hrn. W. um den Ruhm, den er erwerben könnte, bringen will. Der Recens. in der D. Bibl. mag die Imagination des Amadis ohne Zurückhaltung loben, wenn er es für gut findet".

Nicolai wünschte nur wegen der Versification eine gründliche Kritik, weil er nicht „eine Frucht der Mühe und der feinen Bearbeitung", wie Wieland sage, sondern „die Frucht der Nachlässigkeit" darin sieht.

Graf von Bork antwortet am 21. Oktober 1771 aus Stargard eigenhändig: „Ihre Reflectionen . . . über den Amadis sind vortrefflich und haben mir sehr gefallen. Nur werden Sie mir nicht übel nehmen, dass mir die Lectüre dieses Buches vieles Vergnügen gemacht hat. Ich mag mich gerne mit dem Grafen Hamilton, Ariost und Wieland in die Feenwelt versetzen, und mit Ihnen der blossen Fantasie opfern; doch nur auf einige Minuten, denn in der That findet die Seele zu wenig Nahrung bei bloss erdichteten Wesen".

Ähnlich wie gegen den Grafen muss sich Nicolai auch gegen Garven geäussert haben, denn dieser schreibt am 9. Februar 1771, wenn er auch nicht in das Lob des Buncle einstimmen könne, „so kan ich es dafür desto besser in dem Tadel des andern: Wielands Amadis ist in der That ein Gemälde von Schlaraffen Gesichtern, an dem auch nicht einmal die Farben mehr bunt genug sind um das Auge zu reitzen".

Nach einer längeren theoretischen Auseinandersetzung über den Wert solcher Feerieen, gelangt er zu dem Schlusse: „Dass man durch allen den *stuff* doch den guten Kopf, den glücklichen Versificateur noch hin durchsieht, das ist wahr; hin und wieder eine Schilderung, die den Pinsel eines geübten Mahlers verräth; hier und da ein Gedanke, der einen Beobachter und einen denkenden Kopf zeigt; aber diess alles macht nur den Leser am Ende desto unwilliger, dass aus einer so edlen Mine, wo man so manches Gold blinken sieht, nichts als Bley herausgegraben wird. — Ich gestehe es, dass ich mir von dem Herzen des Mannes keinen rechten Begriff machen kan. Ich denke immer, er hat gar kein Herz, gar keine Empfindungen, keine Gesinnungen, die ihm als Menschen zugehörten; er hat nur welche als Schriftsteller, als Dichter. Aber diese sind auch wirklich die kläglichsten die seyn können. Wenn es wahr wäre, dass die einzigen Principia unserer Glückseligkeit auf der Zunge und noch anderswo lägen: so würde Wieland wahrhaftig nicht viel Freude daran finden, uns das Ding zu beweisen. Wenigstens machte er erschreckliche Umschweife um zu einem Ziele zu gelangen, das ihm vor der Nase läge“.

Auch Theodor Gülcher in Amsterdam äussert sich am 6. September dahin: „Sie haben völlig recht, der neue Amadis ist hübsch; aber erstaunend schwindlicht. Jammer, dass die leichteste niedlichste Verse an irrende Ritter und behexte Schlösser etc. verschwendet sind“.

Nach der Ostermesse 1773 machte dann Nicolai eine Reise nach Jena, Weimar, Erfurt und Dessau und lernte bei dieser Gelegenheit, wie er am 24. Juni an Ebeling nach Hamburg schreibt, „HE. Wieland kennen“, sah auch seine Alceste aufführen. Am 6. Juni ist er wieder in Berlin.

Gülcher in Amsterdam nahm an, dass diese Bekanntschaft eine intimere Verbindung zur Folge haben würde, und glaubt sich für Wieland grossen Vorteil aus derselben versprechen zu können; er schreibt den $\frac{\text{20 7bris}}{\text{12 8bris}}$ 1773, er sei „mit HE. Wieland gar nicht zufrieden, dass Er das launigte nicht finden kann“ und fährt fort: „dass Sie mit HE. Wieland genaue Bekanntschaft gemacht, ist mir sehr angenehm; denn ich glaube dass es Ihm bey verschiedenen seiner Werken an einem Freunde von Ihren Einsichten gefehlt hat, und verspreche mir also vors künftige viel gutes davon“. — Und Wieland hatte nach seinem Briefe vom 8. Juni 1773 selbst ähnliche Hoffnungen gehegt, wenigstens schreibt er an Nicolai (Geiger a. a. O., S. 418 f.): „Die wenigen Tage haben in mir eine werthe Erinnerung und ein schmerzliches Bedauern, von Ihnen getrennt leben zu müssen, in meinem Gemüthe zurückgelassen. Einen Geist wie den Ihrigen, kann man nicht näher kennen, ohne sich seinen Umgang und seine Freundschaft zu wünschen“.

Es war nach alle dem Vorhergegangenen etwas Überraschendes, dass Wieland plötzlich den Streit vom Zaune brach und mit seiner geradezu tactlosen Bemerkung Nicolais Empfindlichkeit reizte. Erklärung für diesen auffallenden Vorgang scheint bis jetzt nicht gefunden zu sein, weder Geiger, noch Gruber (‚Wielands Leben‘, III Werke 52, 144 ff.),

welcher überhaupt nichts von dem Zwiste erwähnt, geben einen Grund an. Gruber weist darauf hin, dass jene starke Stelle in der Recension von Nicolais Wertherschrift ihre Spitze gegen Jacobi richtete. Doch lässt sich vielleicht auch noch eine nähere Veranlassung entdecken.

Es hat sich ein kleines Zettelchen von Nicolais Hand erhalten, auf welchem er folgende Zeilen an H. Bülau in Zerbst richtet: „Mein herzliches Compliment an den Recensenten des Wielandischen Merkurs. Er hat mich aus der Angst gerissen, als sey ich mit meinem Urtheile über diss Actiensystem isoliert". Datum ist keines beigesetzt; Bülaus Antwort ist vom 26. Februar 1774, deshalb können wir Nicolais Schreiben um den Beginn des Jahres ansetzen, seine Äusserung über den Merkur fällt daher in das Jahr 1773. Sie steht im ersten Stücke des 21. Bandes von der ‚allgemeinen deutschen Bibliothek' (1774), S. 300 bis 305 und ist unterzeichnet „Kf.", welches Zeichen bei Parthey („Die Mitarbeiter an Fr. Nicolais ‚Allgemeiner Deutscher Bibliothek', 1842, S. 42) ohne Deutung geblieben ist, es versteckt sich Nicolai selbst dahinter. Er wirft dem Merkur eine gewisse „Einförmigkeit" vor, findet verschiedenes nicht wichtig genug, z. B. die Briefe über Wielands Alceste, welche auch andere Leser verstimmten; Nicolai spottet über Charmides und Theone, überhaupt Wielands Vorliebe für Jacobi, über den Geschmack, endlich über die Übersetzung französischer Recensionen von französischen Werken — Nicolai bemerkt boshaft, das liesse sich entschuldigen: „denn wir Herausgeber wissens recht gut, nur verrathen wir es eben nicht allemal, dass in periodischen Schriften manches da stehen muss, weil eben Platz dazu da war". Solche und ähnliche Bemerkungen geben der sonst lobenden Anzeige einen recht bitteren Beigeschmack.

Natürlich hatte das Erscheinen des ‚Teutschen Merkurs' für die Zeitgenossen eine grosse Bedeutung; ein hervorragender Schriftsteller stand an der Spitze und alles war auf die Zeitschrift gespannt; besonders Nicolai und seine Freunde, welche einen Concurrenten für die ‚Allgemeine deutsche Bibliothek' fürchten mussten. Sogleich nachdem er Kenntnis von Wielands neuem Unternehmen erhalten hatte, berichtet Gülcher aus Amsterdam den $\frac{26.}{30.}$ Mertz 1773 an Nicolai: „Wieland arbeitet jetzt an einem Deutschen Merkur, auf den ich sehr begierig bin, Er hat hier viele Subscribenten bekommen; wenn ich Ihnen aber aufrichtig meine Meinung sagen soll: so dünkt mir diese Unternehmung eben nicht viel zu versprechen; dann ausser dass Ihm seine Beschäftigungen nicht Zeit genug lassen werden alles gehörig zu übersehen: so fürchte ich auch dass diese Recensionen von Recensionen nur neue Fehden und Zwiespalt erregen werden".

Und anfangs war man in der That etwas enttäuscht, Wieland schien die Erwartungen, welche die meisten höher gespannt hatten, als Gülcher, nicht zu erfüllen. So urteilt Boie in einem Briefe vom 14. November 1773 aus Göttingen an Nicolai: „Wieland hat sein grosses Publikum, aber lass ihn nur noch ein Jahr den Merkur schreiben, und es wird klein genug werden. Ich erinnere mich noch, mit Ihnen einst über einen deutschen Merkur gesprochen zu haben, und es thut mir leyd,

dass W. die schöne Idee — wir dürfen hinzusetzen, die Idee einer deutschen Nachahmung des Mercure de France — verdorben hat. Als verdorben seh ich sie an, obgleich in seinem Merkur auch manches gute ist".

Einige Zeit darauf schrieb Gülcher aus Amsterdam den 28. Mertz 1775, er hätte „letzthin bey HE. von Thümmel den Pariser Musen Allmanach und darin ein Epigram auf den frantz: Merkur" gefunden; „einige Tage drauf", so erzählt er, „erhielte ich den deutschen Göterboten, der auch nicht viel erbauliches hatte, aus halbem Unwillen sandte ich ihn HE. v. Th. und eine Übersetzung obigen Epigrams dazu —:

Warum sind doch, so fragt auch Ihr Herr Rath vielleicht,
in dem Merkur so wenig gute Sachen?
Warum! — weil er der gelben Kutsche gleicht
leer oder voll sie muss die Reise machen —".

Er dachte also ähnlich, wie Nicolai, und sagte geradezu, „dass HE. W. viel verspricht und wenig hält —".

Was einen Andern, Bülau, so sehr gegen Wieland aufbrachte war jedoch kein ästhetisches Bedenken; „die kleine beyläufige Erinnerung über Hr. Wielands so offenbaren Übermuth, konnte ich unmöglich auf dem Herzen behalten. Was? Der Mann kann zum voraus setzen, alle Leser die nicht binnen drey Monaten sich ausdrücklich ausnehmen, sollen gezwungen seyn, seinen Merkur zu kaufen? Und wäre er hundertmal besser als er ist, und Sicherheit er werde so bleiben; wer Guckguck will einer solchen Anmassung nachsehen? Ich verkenne Hr. Wielands Verdienste nicht, ich habe ehemals ernstlich an seinem zeitlichen Wohlstande gearbeitet, gelegentlich würde ich ihm aus allen Kräften dienen, nur bey Leuten, wie er ist, muss man sich vorzüglich hüten, Sottisen zu billigen. Sie sind nur zu sehr in Gefahr, durch verdiente Achtung verderbt zu werden und radottiren dann. Was hielt den seel. Gellert von einer oder zwei höheren Stufen zurück als die allgem. Schmeicheley seiner Zeitgenossen? Selbst Der, mit seinem redlichen Christenthume lag ihr unter? —".

Schon befand sich also Wieland in gereizter Stimmung, er war aber auch noch gegen Nicolai aufgestachelt worden und zwar durch Fritz Jacobi. Dieser schrieb ihm (Goethe-Jahrbuch II S. 377) von „Elberfeld, 10. Juli 1773", er habe ihm in einem „drolligten Brief", der später in tausend Stücke zerrissen ward, „aus verschiedenen Beyspielen" bewiesen, dass sein Urteil über die Schriften und Talente eines Mannes und seine Gesinnungen gegen seine Person, nie etwas mit einander gemein hätten; ganz wie dann 1775 Wieland in jener Anzeige sagte, er sei der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen er handle, zu gewiss, um sich jemals durch Privatbeleidigungen des Mannes hindern zu lassen, gegen den Schriftsteller gerecht zu seyn. Jacobis Aufregung aber war durch die Lectüre des Sabaldus Nothanker verursacht worden. „Nehmen Sie Ihren Sebaldus", schreibt er, „und lesen Sie darin das 3. Stück des 3. Buchs, so werden Sie begreifen, was mich in dem Grade aus aller Fassung gebracht hat. — Heute, mein Freund, kann ich noch nicht sagen, was ich gegen den infamen Pas-

quillanten Nicolai unternehmen werde; ich habe blos Sie zu ersuchen, im Fall der Sebaldus im II. Theil des Merkurs angezeigt oder recensirt sein sollte, dass das Blatt weggeschnitten oder der Bogen, halbe oder ¼ Bogen, herausgenommen werde. Es würde überall Abscheu und Gelächter erwecken, wenn Sie ein Buch anpreisen, worin der Edle George auf die niederträchtigste Weise ridiculisiert wird. — Rache verlange ich nicht von Ihnen. Mein behender Arm wird nur desto rascher den Dolch führen, und ihn bis aus Heft in das Herz des Elenden stürzen, der hinter meinem Bruder herschlich, um ihn zu morden. — Also Rache fordere ich nicht, nur sollen Sie verhindern, dass meine Wuth nicht in einen Schmerz verwandelt werde, der mich tödten würde. — Sie wollen doch Ihre Brüder Jacobi nicht verlieren — nicht auf ewig verlieren?" Und in einer Nachschrift folgt dann noch eine Deklamation gegen Nicolais Spott über den „Verfasser des Charmides", Johann Georg Jacobi.

Durch solche und vielleicht noch andere Umstände erregt, war in Wieland nach und nach ein Ärger entstanden, welcher sich endlich nicht gerade auf die geschickteste Weise Luft machte. Es geschah dies eben im Märzstück des Merkurs.

Am 13. Mai 1775 schreibt „Dr. Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholtz" aus Weimar an Nicolai: „Welcher Club von Bösewichtern muss denn Wieland und seine Abonnenten verfertigt haben? Das ist ja des Teufels sein Zeug! — Wieland ist nebst Bertuch am Dienstag nach Halberstadt verreiset und weiss also vermuthlich noch nichts davon, der wird schön lermen!" Nicolai antwortet dann: „Ein gewisser H. v. Griesheim, der den Roman M. R. [was ‚Meine Reisen' heissen sollte, vgl. ‚Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur' VII 399] geschrieben hat, soll der Verf. dieses nichtswürdigen Pasquills seyn". Darin irrt sich Nicolai freilich; das herzlich unbedeutende Heftchen, das Erich Schmidt (Archiv für Literaturgeschichte IX 188) genugsam charakterisiert hat, rührt von Christian Gotthold Contius her; seine ‚Gedichte' Dresden 1782, welche ich besitze, zeigen ihn als einen ganz harmlosen Dichterling, halb als Nachahmer der Jacobischen, halb der Bürgerschen Muse. Auf den Verfasser des Belletristen Almanachs, welcher ihn Conzius schrieb, ist er nicht gut zu sprechen, weil er Falsches behauptet hatte, es wird in der Vorrede (S. V ff.) berichtigt.

Nicolai fährt in dem Briefe an Bucholtz so fort: „Ich komme itzt selbst mit Wielanden in einen unangenehmen Streit wegen der höchst ungerechten Verunglimpfung der Bibliothek in dem letzten Theile seines Merkurs. Hr. W. glaubt vielleicht, jedermann müsse alles von ihm vertragen; er irrt sich aber. Thun Sie mir die Freundschaft, wenn im Merkur etwas diesen Streit betreffendes vorkommt, mir das Stück mit der ersten Post zu senden".

An Wieland selbst schickte Nicolai am 5. May 1775 das nachstehende Schreiben, welches sich in einem vielfach corrigierten eigenhändigen Concepte erhalten hat:

„So sehr angenehm es mir gewesen ist, dass mir Ew. H. in d. M[erkur] wegen der Freuden Werthers haben Gerechtigkeit widerfahren

lassen, so sehr hat mich die Anklage befremdet, welche Sie wider die Lp. Bibl. und mich hier hinzufügen. Sie beklagen sich, man habe Sie angeklotzt, man habe Ihnen Muthwillig begegnet, man habe sie beleidigt; und man habe Sie nicht ein einzig mahl unpartheiisch beurtheilt, Beschuldigungen, über welche ich erstaune! Sie kennen den verehrungswürdigen Mann, der in der D. B. Ihre wichtigsten Werke angezeigt hat, und Sie wissen, wie weit er entfernt ist, jemand hämisch oder muthwillig zu begegnen. Worinn Sie Partheylichkeit zu finden vermeinen, weiss ich nicht. Von Ihrem und meinem Freunde Iselin*) vermuthe ich sie nicht, auch nicht von den andern Recensenten, deren Rechtschaffenheit ich kenne. Was mich selbst anbetrifft, so bin ich mir bewusst, dass ich wenn ich Bücher anzeige, welches sehr selten geschiehet, gar keine andere Absicht habe, als meine Meinung davon frey heraus zu sagen. Diess darf ich so wie Sie es dürfen und jeder Gelehrte es darf. Ich kann sehr wohl geschehen lassen, dass man sage, ich habe geirrt, aber niemals werde ich stillschweigen, wenn man mich beschuldigt, dass ich hämisch und partheyisch gewesen, dass ich den Mann beleidigen wollen anstatt den Schriftsteller zu beurtheilen. Eben so wenig kann ich dieses von der D. B. sagen lassen; denn diess ists gerade was ich so viel in menschlichen Kräften stehet zu verhindern suche, da ich sonst jeden Recensenten seine Meinung ohne dass ich daran Antheil nehme, frey lasse.

„Ich halte noch dafür, dass Sie sich bloss übereilt haben. Finden Sie dieses, wie ich hoffe, bey reiferer Überlegung, selbst, so habe ich zu Ihrer Gerechtigkeit das Zutrauen, dass Sie im nächsten Stücke Ihre Beschuldigungen auf eine Art zurücknehmen werden, die weder Sie noch die D. B., noch mich compromittirt**). Erklären Sie sich aber im nächsten Stücke deshalb nicht, oder nicht genugthuend, so bin ich genöthigt im nächsten Stücke der A. D. B. von Ihnen einen Beweis Ihrer Beschuldigung zu fodern. Ich weiss Sie können ihn nicht führen. Was wollten Sie z. B. sagen, wenn ich Ihnen auf die Beschuldigung, dass Sie niemals unpartheyisch beurtheilt worden, die grosse Lobsprüche vorhielte, die Sie selbst in Briefen an mich***) dem Verf. der Rec. Ihres Idris und g|oldenen| Spiegels ertheilten. Sollten Sie ihn aber führen wollen diesen Beweis, so werde ich ihn ausführlich und aufs entschlossenste widerlegen. Ich will niemanden bedrohen, noch anklotzen. Ich habe in mehreren Fällen gezeigt, dass ich gern Streit vermeide, dass ich aber, wenn ich ihn führen muss, die Feder nicht eher niederlege, bis ich mit der Dreistigkeit, die ein gutes Gewissen giebt, meine Unschuld ins hellste Licht gesetzt habe. Ich kann sehr ruhig ertragen, dass jeder von dem Werthe meiner Schriften und der A. D. B. urtheile was er will, aber es soll kein Dokument und am allerwenigsten von einem Manne wie Sie auf die Nachwelt kommen,

*) Iselin zeigte u. a. den goldenen Spiegel an. Parthey unter Iselin.

**) Ursprünglich hatte Nicolai den Satz: „Die Art wie Sie dieses thun, überlasse ich Ihnen gänzlich" folgen lassen, dann aber durchgestrichen.

***) Die leider nicht erhalten sind.

das über meine und der Verf. der A. D. B. ehrliche Gesinnungen einen Zweifel erregen könnte.

„Es steht nunmehr bey Ihnen ob Sie diese Sache beylegen, oder vor den Augen des Publikum weiter ausführen wollen. Es geschehe, welches wolle, so wird dadurch in der grossen Hochachtung gegen Ihre Talente nichts verändert werden, mit der ich stets verharre etc.

„N. S. [Nachschrift] Anbey liegt der eben erschienene 2. Th. des Seb[aldus Nothanker von Nicolai]".

Die Antwort Wielands auf dies gewis zuvorkommende Schreiben Nicolais war ablehnend, und musste noch mehr reizen. Geiger gibt einen kurzen Auszug aus dem Briefe Wielands. Nicolai führte seine Drohung, die Angelegenheit vor das Publikum zu bringen nicht sogleich aus, sondern wendete sich vorerst noch einmal privat an seinen Gegner; auch von diesen Zeilen hat sich das Concept erhalten und zeigt abermals, wie sorgfältig Nicolai an den Ausdrücken feilte; der erste Satz z. B. gelang erst dem dritten Versuche. Aus Leipzig den 16. May 1775 ist das nachstehende Schriftstück datiert:

„Ich hätte mir zwar nicht vorgestellt, dass Sie das, was Sie über die deutsche Bibliothek in Ihrem Merkur gesagt haben, mit gutem Bedacht hätten sagen wollen. Da Sie diess aber selbst versichern, so werden Sie mirs vermuthlich Dank wissen, wenn ich Sie öffentlich auffordere, ihre Beschuldigungen zu beweisen. Sie bekommen ja dadurch die beste Gelegenheit, der Welt zu zeigen, dass das wohl überlegt gewesen, was man bis itzt nach allen Kennzeichen für sehr unbedachtsam halten muss. Sie beleidigen mich öffentlich durch unerwiesene Beschuldigungen, ich fordere in einem Briefe, dass Sie diese Beschuldigungen beweisen oder auf eine Art, die weder Sie noch mich compromittiret, zurücknehmen sollen. Diesen Brief nennen Sie den impertinentesten Fehdebrief, der je geschrieben worden. Sie irren sich in der That, denn mein Brief ist gar kein Fehdebrief, und auch nicht der impertinenteste Brief, der je geschrieben worden, wenigstens kenne ich einen viel impertinenteren.

„Dass Ihnen, nach Lesung meines Briefes, das Sprüchelchen *Ira furor brevis est* mit Rechte habe einfallen können, ist aus der Schreibart des Ihrigen zu sehen. Aber warum gerade zu meiner Vertheidigung, warum nicht lieber zur Vertheidigung der neuen Beleidigung, die Sie mir aus heiler Haut anthun, indem Sie sich über die Bücher, die ich Ihnen, wie Sie wohl wissen, nicht für Bezahlung gesendet habe, eine kleine Note ausbitten. Welches lateinische Sprüchelchen würde Ihnen einfallen, mein Herr, wenn Sie einem Gelehrten, aus Achtung für dessen Verdienste Ihren Merkur oder Ihren Agathon zur Zeit der Pränumeration, zugesendet hatten, und er foderte von Ihnen, wenn er mit Ihnen in einiges Missverständniss gerathen wäre eine kleine Note, was er Ihnen deswegen zu bezahlen hätte. Der Fall ist ganz gleich, denn so hoch herab Sie auch auf einen niedrigen Kaufmann sehen mögen, wenn es Ihnen einfällt, dass Sie Ihrem Hofe rathen dürfen*), sobald er Ihren Rath begehrt, so ists doch ausgemacht, dass

*) Hofrat Wieland!!

Sie mit dem Agathon und Merkur gerade eben das Gewerbe treiben, als ich mit der deutschen Bibl. und mit dem Sebaldus Nothanker und dass wir beide nicht verdienen, wegen dieses Gewerbes auf eine tölpische Art beschimpft zu werden. Aber ich werde mich hüten, Ihnen jemals durch Überschickung zu einem Missverständnisse oder zu einer Unhöflichkeit Gelegenheit zu geben, wie sich ihrer vielleicht sogar ein Schirach oder Merkel schämen würde.

„Dass Sie nicht recht gelesen, was ich von Dokumenten schrieb, ist sehr leicht zu sehen, da Sie mir aber bey dieser Gelegenheit berichten, „dass Sie Dokumente in Händen haben, und Dokumente, über die ich „mich wundern sollte, wenn Sie sie mir jemals gedruckt vorlegen müsten", so fodere ich Sie hiemit auf so dringend als ich kann, kein einziges dieser Dokumente ungedruckt zu lassen. Es thut nichts zur Sache, ob ich mich darüber wundern möchte, genug, dass ich sicher binn, dass ich mich deshalb nicht werde schämen dürfen. Ich wünsche jedem, von dem Dokumente in andern Händen seyn mögen, dass er mit gleicher Überzeugung sagen dürfe.

„Es sollte für mich desto schlimmer seyn, wenn ich nichts an Ihnen hochachtete als Ihre Talente? Weswegen? Sie können hundert hochachtungswürdige Seiten haben, die ich noch nicht kenne. Was ists weiter, Die haben hundert andere Leute auch, ohne (wie Sie m. H. es wissen) dass es deshalb für Sie desto schlimmer wäre. Auch sollte die Ihnen so tröstliche Clausula salutaris das nicht sagen, was Sie daraus schliessen, sondern nur etwan, dass ein Mann, der ein gut Gewissen hat nicht nur mit Feinden, die gar keiner Achtung würdig sind, streiten darf, sondern auch, wenn er dazu gezwungen wird, mit einem Mann, dessen Talente er hochzuschätzen fortfährt, wenn er gleich über dessen hochfahrenden Eigendünkel die Achseln zuckt und nicht geneigt ist, der Laune desselben so oft es beliebt, gutwillig zum Gaukelspiele zu dienen.

„Dieser Brief soll Ihnen einen Beweis dessen geben, was ich Ihnen schon in meinem ersten Briefe schrieb, dass ich niemand bedrohen und niemand anklotzen will, dass ich mich aber auch weder bedrohen noch anklotzen lasse. Fernere Beweise hievon werden Sie bekommen so oft Sie dazu Gelegenheit geben".

Es drohte also zu einem öffentlichen Kampfe zu kommen, wie er in jener streitsüchtigen Zeit nicht verwunderlich war. Nicolai gab seinen Freunden davon Nachricht, so dem Amsterdamer Gülcher, welcher am 15. August 1775 erwidert: „Sie haben Recht, dass Sie sich keine Grobheiten von HE: Wieland sagen lassen, und sich gegen seinen Ausfall im 3. Stück des Merk: 75. vertheidigen; Wann Sie aber vermeiden könnten sich in einen anhaltenden Streit mit ihm einzulassen, so werden Sie meines Bedünkens theils vor Ihre eigne Ruhe besser thun, und theils auch deswegen, weil Wielands Freunde, und deren sind viele, über Sie herfallen, und dem grösten Theil des Publikums weiss machen werden, Ihre Absichten gegen W: wären Neid von der Berliner Schule und was dergl: mehr ist — der kleinste, vernünftigste Theil des Publ: lacht inzwischen schon über die Gross Mogulschaft des W. Genie

— Seine Unbescheidenheit und Selbst Genügsamkeit wird den Rest thun —". Die Kunde vom kommenden drang auch zu dem bekannten Kinderfreunde Campe, welcher seiner milden Natur gemäss vermitteln wollte. Von Potsdam schreibt er den 23. Juni 1775 an Nicolai: „Ich kann es Ihnen, Werthgeschätzter Freund, nicht genug beschreiben, wie wahrhafftig unangenehm mir die Nachricht sey, dass Sie und HE. W. öffentlich wider einander zu Felde ziehen wollen. Kaum hatte ich Ihre werthe Zuschrift gelesen, als der Gedanke, mich zu einem Friedensrichter unter Ihnen aufzuwerfen, so lebhaft bey mir aufstieg, dass ich nicht umhin konnte, mich augenblicklich hinzusetzen, und an HE. W zu schreiben, in der Absicht, einen Brief ähnlichen Inhalts an Sie ergehen zu lassen. Jetzt scheint es mir aber eine Indiscretion zu seyn, diesen Brief an HE. W. abgehen zu lassen, ohne erst von Ihnen erfahren zu haben, ob Sie mir auch die Befugniss dazu geben wollen. Ich ändere daher meinen anfänglichen Plan insoweit, dass ich Ihnen diesen Brief erst zur Beurtheilung vorlege und mir dadurch die Mühe erspare, Ihnen meine Abmahnungsgründe besonders mitzutheilen. Finden Sie, dass der Brief ohne Ihren Nachtheil abgehen kann: so ersuche ich Sie, ihn mit einem Petschaffte, welches nicht charakteristisch ist, zu versiegeln und ihn auf die Post geben zu lassen; widrigenfalls aber ihn mir mit Ihrem Gutachten zurückzuschicken".

Der Brief von Campe an Wieland, sowie Nicolais im Concept auch erhaltene Anwort auf die eben citierten Zeilen hat Geiger drucken lassen. Campe machte zum Vermittler der ganzen Angelegenheit in Weimar Bertuch und schrieb an ihn am 25. Juni 1775. Man verhielt sich ablehnend, was Bertuch am 3. Juli an Campe verblümt meldete. Noch an demselben Tage theilte dies Campe auch Nicolai mit, indem er schreibt: „So eben erhalte ich beykommende Antwort von HE. B e r t u c h, die, ohngeachtet sie auch über Leipzig gegangen ist, doch beynahe 14 Tage unterwegs zugebracht hat. Ich wünsche, dass sie noch zu rechter Zeit bey Ihnen ankommen, und Sie bewegen möge von dem vorhabenden Streite abzustehen. Sie sehen dass man Frieden wünscht, und die Bedingung, unter welcher Sie ihn halten wollen, zu erfüllen erbötig ist. Denn ich glaube nicht zu irren, wenn ich das Versprechen des HEn. Bertuchs „die Sache en question bey einer andern Gelegenheit wieder ins Gleiche zu bringen" für ein Versprechen von HEn. W i e l a n d selbst halte, ohngeachtet er seinen Nahmen nicht dazu hergegeben hat. Ich hoffe daher, dass Sie befriedigt seyn, und Ihren Aufsatz (dafern Sie schon etwas aufgesetzt haben sollten) nunmehr unterdrücken werden. Ich erbiete mich alsdann, HEn. B e r t u c h zu melden, dass ich Sie bloss unter der Bedingung, dass sein eben angeführtes Versprechen im nächsten Merkur erfüllt werde, zum Aufschub Ihrer Selbstvertheidigung hätte bewegen können. HEn. B. Brief bitte ich mir wieder zurück".

Nicolai durchschaute die Nichtigkeit der gegebenen Versprechungen und schrieb es am 18. Juli an Campe. Dieser machte am 20. Juli noch einen Versuch bei Bertuch und setzte Nicolai davon am 23. Juli in Kenntnis: „Ich habe an HE. B e r t u c h abermals geschrieben und ihm die eine Hälfte Ihres Briefes mitgetheilt mit der Nachricht, dass ich

keine Hoffnung hätte, etwas mehr bey Ihnen auszurichten; um eine neue Antwort habe ich ihn nicht gebeten, damit ich nicht das Ansehen gewinnen mögte, bey dieser ganzen Sache mehr interessirt zu seyn, als ich es wirklich bin“.

Am 5. August erfolgte von Seiten Bertuchs eine Antwort, die sich nicht erhalten hat. Sie wäre jedesfalls zu spät gekommen, denn der 25. Band der A. D. Bibliothek brachte den in Aussicht gestellten Anhang. Campe schreibt darüber an Nicolai am 24. August 1775: „Da Sie nun einmal einen Anhang schreiben wollten oder musten: so wüste ich nicht, wie Sie ihn anders oder besser hätten schreiben können, als sie ihn wirklich geschrieben haben. HE. W. wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Verlegenheit gerathen. Aber wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Besorgniss mitzutheilen, die mit eine von den Gründen war, warum ich diesen Zwist so gern in der Geburt erstickt hätte? Glauben Sie nicht, dass es überkluge Leute gäbe, welche die Entdeckung machen werden, dass Sie bloss deswegen mit W[ieland] öffentlich brechen, um seinem Erbfeinde Göthen, ein Compliment zu machen? Aber freylich, wer kann bey jedem Schritte, den er im Leben thut, auf das Urtheil der ganzen Narrenschaft Rücksicht nehmen! — Gestern erhielt ich einen Brief von Weimar, worin gesagt wurde, dass man Ihren Angriff gelassen erwarte, und dem Kampfe ein baldiges Ende prophezeyhe, weil beide Streiter starke und edle Männer wären“.

Nicht alle Vermuthungen trafen ein, welche Campe in diesem Briefe äussert, der Streit währte noch eine gute Weile und das Verhältnis zwischen den beiden starken und edlen Männern blieb immer ein gespanntes. Hätte Nicolai wirklich die Absicht gehabt, sich die Gunst Goethes durch sein Auftreten gegen Wieland zu erwerben — woran aber nicht zu denken ist — so hätte er den Zeitpunkt schlecht gewählt, wir wissen, wie Goethe damals und bereits seit längerer Zeit über seinen „Erbfeind“ dachte.

Nicolais Schritt wurde von seinen Freunden gebilligt, so schreibt u. a. Eschenburg den 13. November 1775 an ihn: „Ihre Erklärung gegen Wieland hat mir und allen meinen hiesigen Freunden sehr gefallen; sie war so edel, und zugleich so nachdrücklich, wie das Bedürfnis der Gegenwehr sie foderte. Unbeantwortet wird er sie schwerlich lassen“.

Auch der Wiener Staatsrat Freiherr von Gebler, dessen unermüdliche Schriftstellerei den Recensenten ihre Arbeit gerade nicht versüsste — Eschenburg wusste davon zu erzählen — ist mit Nicolai sehr zufrieden und schreibt ihm den 7. November 1775: „Der deutsche Merkur fällt recht sichtbar in seinem innern Werthe, und verliert daher auch hier nach und nach alle Abbonenten. Mir thut unendlich leid, dass Herr Wieland Euer Hochedelgebohr. zu der so gerechten Aufforderung gezwungen, und dass er überhaupt sich von allen Seiten Feinde zuziehet“. Und Gülcher schreibt aus Amsterdam 14. 9bre. 1775: „Ihre Anzeige gegen Wieland habe ich dieser Tage bey einem Freunde ... gelesen; Sie gefällt mir sehr gut, Sie macht Ihnen Ehre — ich bin begierig was HE: W: dagegen sagen oder einwenden kann —“.

Bekannt, auch von Geiger a. a. O. übersichtlich dargestellt ist der weitere Verlauf der Zwistigkeiten, die beim Erscheinen des „Bunkel“ von Neuem losbrachen. Dies Mal war der Ton schon etwas derber, eigentlich schon grob. Die Freunde standen wieder auf Nicolais Seite. Bucholtz schrieb den 2. Nov. 1778 aus Weimar: „Der Bube, welcher sich so gröblich an Sie [sic] in dem Marionetten-Theater*) versündigt hat, soll Herr Schink seyn — die Petulanzen der Schriftsteller werden doch alle Tage änger — Sie thun recht dran wenn Sie mit Wieland eine Lanze brechen, das ist ja unverschämt“. J. C. Bock in Hannover sendet seine Zustimmung am 8. März 1779: „Ihre Vertheidigung gegen Herrn Wieland wird hier mit alle dem Beyfall gelesen, den sie verdient“; und am „1. Julii 1779“ dankt er „vor das zweyte paar Worte von Bunkeln und Wieland“, er und seine Freunde freuen sich, „dass Sie Herr Wielanden redlich in seiner ganzen Blösse dargestellt haben. „Ich habe“, fügt er bei, „von Wielands Denkungsart immer nicht den besten Begriff gehabt, aber so schlecht hatte ich mir ihn doch wohl wirklich nicht vorgestellt, als er in seinen Briefen an Sie erscheint. Nun hat er wirklich gar keine Ehre mehr zu reden, und ich denke auch, dass er nun schweigen wird“.

Gülcher in Amsterdam schrieb gleich, nachdem er Kenntnis von Wielands Angriff erhalten hatte, am 3. November 1778: „Der niederträchtige Ausfall von Wiland [sic] gegen Sie bey Gelegenheit des Bunkel hat mich sehr geschmerzt; Nechstens mehr darüber — Schweigen Sie nicht mein Freund!“ Und einige Monate später am 5. Februar 1779 beantwortet er eine Äusserung Nicolais mit den Worten: „ich war gantz ruhig, dass Ihnen der sehr niedrige Angrif Wielands, keine neue Galle verursachen würde; ob ich gleich wünsche, dass Er Sie genug gereitzt hat, um alle das unverschämte bubenmässige Zeug sollt ich beynahe sagen, mit dem verdienten Unwillen zu beantworten, und der Welt die Inconsequentzen dieser Heuchler aufzudecken“.

Campe war diesmal nicht Vermittler, sollte im Gegenteile für die weitere Verbreitung der Antwort, welche Nicolai geben wollte, durch eine Anzeige in der Hamburger ‚neuen Zeitung‘ sorgen, was er am 19. Januar 1779 versprach. Auf eine Reclamation Nicolais, die Antwort an Wieland sei noch nicht angezeigt, sendet er folgende Nachricht am 13. May 1779 aus Hamburg: „Aus beiliegendem Billet mögen Sie ersehen, dass es nicht an mir gelegen hat, dass der erste Anhang nicht schon längst in der hiesigen neuen Zeitung angezeigt worden ist. Ich hatte Ihrer Antwort an W. mit denjenigen Empfindungen erwähnt, die bei Lesung derselben in mir obwalteten. Deswegen hatte Klopstock der Jüngere sie nicht wollen abdrucken lassen, weil er mit W. in Connexion steht. Ich muste also darein willigen, dass diese Stelle unterdrückt würde“. Das erwähnte Billet hat sich gleichfalls erhalten und lautet:

*) Wien, Berlin und Weimar 1778. 8°. 195 Seiten.

„Hamburg d. 29. April 1779.

Hochgeschätzter Herr Rath!

Die mir geschickte Anzeige werde sowohl in der neuen Zeitung, als den Correspondenten besorgen.

Die Anzeige der allgem. deutschen Bibl: habe ich erhalten, ich habe solche noch nicht einrücken lassen, weil ich gerne in den Schlus der Recension etwas geändert haben möchte, was Wielandten betrifft. Ohne ihre Erlaubnis habe ich nichts ändern mögen: ich hoffte Sie wohl zu sehen, und dabei ist es geblieben. Wollen Sie mir es erlauben, den Zusaz wegen Wieland weg zu lassen, so kan sie gleich eingerückt werden .... Ich bin mit der grössten Hochachtung

Ihr ergebenster Dr.
„V. C. Klopstock".

Eschenburg war gleichfalls Parteigänger Nicolais, welchem er am 4. Mai 1779 aus Braunschweig schreibt: „Gestern erhielt ich Ihr: „Noch ein paar Worte etc." — wahrlich keine unnütze Worte, sondern geredet zu ihrer Zeit. Denn W. Vertheidigung war höchst armselig; und über seinen hier abgedruckten Brief an Sie bin ich erstaunt. Dieser und die übrigen aus seinen Briefen angezogenen Stellen sind für Sie die beste Rechtfertigung, und für ihn die grösste Beschämung. — Auch ich habe ziemlich arge Dokumente seines Übermuthes in Händen".

Und Eberhard in Halle verrät weiteren Klatsch in einem Schreiben vom 7. November 1778: „Sind Sie wieder ganz gesund und insonderheit stark genug dem hässlichen Wieland seine Wahrheiten zu sagen. Ich habe eben seinen Merkur gelesen, worin er Sie misshandelt. O ihr Poeten! Ihm ist es gleich sich selbst zu brandmarken, wenn er einem Manne weh thun kann, der seine Eitelkeit beleidigt hat. Denn er hat es gerade heraus dem M. Niemeyer gesagt, dass das Rache sei für die Recension seiner Alceste".

Dieser neuerliche Streit zwischen Nicolai und Wieland gab Anlass zu einigen satirischen Produkten, welche zuerst in den Frankfurter gelehrten Anzeigen standen und dann selbständig unter dem Titel ‚Fragment eines Schreibens über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Gelehrten und Schöngeister. Wieland. Der garstige Bock! Nicolai. Pfui! Der garstige Bock!" 1779 erschienen. Eine Vignette auf dem Titel stellt zwei Böcke dar, welche sich stossen. Petersen schrieb dieses Pamphlet, welches Erich Schmidt (a. a. O. S. 198 f.) gleichfalls charakterisiert hat, in einem Briefe an Nicolai dem „Prometheusisten" H. L. Wagner zu, jedoch ohne Grund. Baumann in Cleve war besser unterrichtet; er meldet am 3. April 1779: „Sie haben vermuthlich aus den Frkf. gel. Zeitungen, oder in dem bes. Abdruck der Stücke gesehen, dass ein Ungenannter sich über Ihre Fehde mit Wielanden ziemlich ungezogen lustig macht, und am Ende, denn eine gewisse Art des Witzes passet alles an einander, auch von Lessings Streite mit Götzen schwatzet. Der Verfasser ist unser gewesene Steuerrath Kranz [l. Cranz], welchen der Berliner Criminalsenat seiner unrühmlich gemachten Schulden halber zur Cassation und einem Jahr

Festung verurteilt hatte, und der sich nun in Frankfurt aufhält, auch zum Theil von seiner Hände Arbeit bey dem bidern Deutschmann, Hofr. Deinet, nähret“.

Doch des Streitens zwischen Nicolai und Wieland war noch kein Ende, obwohl einige Jahre wieder ruhig verstrichen. Im Jahre 1782 gieng es von Neuem los. Diesmal trug Herder die Schuld an dem ganzen Zwiste. Nicolai interessierte sich bekanntlich sehr für die Freimauerei, und liess 1782 einen „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimniss; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft“ erscheinen. Über dieses Buch veröffentlichte Wieland im März-, April-, und Junihefte des Merkurs 1782 fünf Briefe ‚Historische Zweifel‘, die nur mit einem † unterzeichnet waren. Schritt für Schritt folgte der anonyme Verfasser den Ausführungen Nicolais und widerlegte ihn nachsichtslos; er gieng ihm scharf zu Leibe und liess sich bis zu Äusserungen hinreissen wie Bd. I S. 244 f., es sei keine angenehme Sache, „Wörter, die wie im Traum zusammenkommen, aus einander zu setzen und zu zeigen, dass die — Worte im Traum sind“.

Das Aufsehen in den Kreisen, welche sich an Freimauerei beteiligten, war das nachhaltigste, von allen Seiten kamen Briefe an Nicolai, ihn zu trösten, zur Antwort zu bewegen, über den Verfasser aufzuklären, welcher lange vergeblich gesucht wurde.

Bretschneider, welcher selbst ein eifriger Freimaurer war, hatte am 8. April 1782 aus Ofen sein sehr anerkennendes Urteil über das Buch geschrieben: „Ihr Buch, Werthester Freund! habe ich mit der grösten Aufmerksamkeit gelesen und alles mein Bissgen Kritik aufgeboten, um mich mit einem Einwurfe breit zu machen, aber es ist warlich so kritisch abgezirkelt, und durchdacht geschrieben, das ich es über alle Kritik erhaben achte. Ich wenigstens habe noch kein historisches *factum* der mittlern Zeit so gründlich und mit so überzeugender Wahrscheinlichkeit aufgeklärt gesehen, als diss; — Weil ich immer sonst bey dergleichen Untersuchungen noch Anstände finde, so könnte Ihnen diss Lob schmeicheln, wenn ich etwas in der gelehrten Welt zu bedeuten hätte — Ich sage Ihnen aufrichtig — In diesem Fache, das überhaupt sehr delikat ist, und worinne man sich durch übereilte Vermuthungen leicht lächerlich machen kann, weil man jede selbst erfundene Spur als ein eignes Kind ansieht und verzärtelt liebt, habe ich nichts bessers passender herausgeklaubt (wie wir Oesterreicher sagen) und unpartheyischer geprüftes gelesen“. Bretschneider war daher über den Angriff im Merkur entrüstet und gab sich Mühe, den Verfasser zu entdecken.

Eschenburg hatte den 6. Mai 1782 aus Braunschweig gemeldet: „Ohne Zweifel wissen Sie es schon, und erriethen es gleich, dass der Sie betreffende und nicht gar glimpfliche Aufsatz im März des T. Merkurs von Herdern ist. Dass er Andreä's Leben von Lessing mitgetheilt erhalten hatte, war mir bekannt. Für Wielanden wird der Beytrag gerade sehr erwünscht gewesen seyn. Ich hoffe doch, Sie werden antworten“. Und am 5. Juni 1782 schrieb er: „Auf Ihren

Anti-Herder bin ich neugierig; aber schlimm ists freylich; dass Sie damit zögern müssen".

Nun berichtet plötzlich Bretschneider aus Ofen den 24. November 1782: „In Wien ist itzt ein gewisser junger Mensch von Hamburg, Nahmens Meyer, dessen Vater einmahl dort Postmeister gewesen seyn soll, der behauptet *publice*: nicht Herder, sondern sein Freund Bode sey der Verfasser der Aufsätze im Merkur gegen ihr Werk. Hier und in Wien sagen die vernünftigen Leute worunter auch Kressel ist, dass sie noch nichts bessers von allem Schwarm der FreyM. Bücher der itzt herauskommt, gelesen haben, viele sagen mit jenem Gänssler [?]:

Die Klugheit will von mir verlangen
Mein Urtheil noch was aufzuhangen.

und die meisten *protestiren* mit Händen und Füssen gegen die Wahrheit der Historie von der F. M.".

Nicolai selbst wurde zweifelhaft, obwol auch Gruner aus Jena, den 1. Juni 1782 geschrieben hatte: „Hr. Herder hat, wie ich höre, im Merk. sich zum Gegner aufgeworfen". Nicolai erwiderte im zweiten Teile seines ‚Versuches' und sparte verletzende Urteile über die Gesamterscheinung Herders nicht: „Es wird, sagt er S. 28, nicht leicht jemand in unserm Zeitalter seyn, der in dem Maasse wie dieser Ungenannte die Kunst versteht, die wenigste Kenntniss von einer Sache am meisten geltend zu machen, und den trivialsten Sachen das Ansehen neuer und wichtiger Erfindungen zu geben. Diess weiss er zu erlangen, dadurch dass er immer seine Gedanken so hinwirft, als sähe er weit über das weg was andere gesehen haben, dadurch dass er immer seine Begriffe so schweben lässt, dass man sie nur halb fassen kann, immer ein wenig mehr oder weniger sagt, welches leicht war, indem es scheinet er habe gerade das rechte gesagt, welches schwer seyn würde. Wenn es dienlich ist, weiss er seine Gegenstände in ein so wohlthätiges Dunkel zu hüllen, dass man glauben möchte, man sehe etwas, da man gerade nichts siehet, und er weiss auch seine Ausdrücke so zu schnitzeln, dass man glaubt, man vernehme tiefe Weisheit, da man nichts als Worte tönen hört. Alle Gelehrten die vor ihm über seine Materie geschrieben haben, pflegt er aufs verächtlichste wegzuwerfen, damit es scheine, als ob er mit viel höherer Wissenschaft begabt sey, und pflegt beständig so dreist zu entscheiden, dass sich jeder scheuen soll, wo alles so ausgemacht ist nur eine Einwendung zu machen".

Über diese harten Worte freuten sich nun wieder alle Gegner Herders, welcher in seinem Leben gar Manche schwer gekränkt hatte. Bucholtz in Weimar schrieb am 6. October 1782: „Sie haben mir mit dem Zweyten Theile Ihrer Vertheidigung über die Tempelherrn ein ungemeines Vergnügen gemacht 1) dadurch dass die Sache noch weiter ausgeführt, in mehreres Licht gesezt und mit Urkunden belegt worden, 2) dass Sie Mstr H** den Staar so schön gestochen haben — ich habe keinen Gefallen an Schadenfreude, aber diesen stolzen Mann der gerade so ist, wie Sie, und der Kirchen- und Ketzer-Almanach ihn geschildert

haben*) — der den grösten Theil der Menschen, die dem gemeinen Wesen so nützlich sind, wie er, nur für gewöhnliche Menschen hält, das übrige des Volks für unsers Herrn Gott's Hornvieh hält — dass Sie diesem die Larve abgezogen, hat mich wonniglich erfreut — noch haben nicht viele Personen diesen 2. Theil gelesen, weil nur ein Exemplar für unsere Buchhandlung mitgeschickt worden, folglich habe ich auch noch nicht viel davon sprechen hören — neulich frug ich unsern, auf dem grossen Convent im Wilhelms Bade bey Hanau gewesenen Hofr. Bode über seine Meynung über den 2. Theil, da antwortete er, er habe noch nicht Zeit gehabt, es zu lesen (er war freylich nur erst 4 Tage zurück)". Nicolai hatte dann, wie der erhaltenen Skizze zu entnehmen ist, in seiner Erwiderung auf diese offenherzige „Schadenfreude", gefragt, „ob wohl H[erder] antworten werde" und „ob wohl B[ode] Antheil an dem Angriff habe oder was B. wohl meine".

Darauf schreibt Bucholtz am 16. October 1782: „So viel ich in Erfahrung gebracht, hat HE. H[erder] vieles zur Wiederlegung aus einem Buche, das er vom hiesigen Hofr. Eccard geborgt, das den Titel ‚Gesta Dei per Francos' genommen (was die Tempelherrn betrifft) — was aber die Maurerey betrift, mach wol Br. Bode aus dem *Ashmole*, (den er mir einmal gewiesen, und wovon er zu verstehen gab: dies Buch enthielte Thatsachen, welche Ihr gesagtes wiederlegte) ihm viel *supplirt* haben — auch habe ich ihn oft sehn zu H[erder] gehn, das ist alles was ich weiss, und traue es auch wol Bode zu. (Auch ist H. oft in Bodens Behausung) ich habe mit Musäus drüber gesprochen, der sagte mir gestern, dass er Ihnen . . . mehr hierüber schreiben wolte — [was er nicht

*) Dieses Bahrdtsche Werk war 1781 erschienen und hatte über Herder S. 74—77 geurteilt: „Ist ein Kraftgenie. Und man weiss ja, wie diese Herren sind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, schlagen links und rechts um sich, seh'n alles, was ihnen in den Weg kommt, für unsers Herrgotts Hornvieh an, und denken sich immer als die einzigen vernünftigen Geschöpfe, die unter dem Monde leben". Herder habe immer gezeigt, „dass er das Gebäude seiner Grösse schlechterdings auf den Trümmern fremder Ehre errichten wolle" . . . „Und doch im Grunde — in allen diesen herderischen Schriften nichts als Hypothesen — die er mit der ganzen Macht einer lebhaften Imagination zusammenzureihen, und denen er vermittelst des eignen Klingklangs seines hyperbolischen Styls ein so kralles Kollorit zu geben weiss, dass der grosse Haufe sie anstaunt, Maul und Nasen aufsperrt, gaft, bewundert, sich die Stirne reibt, die Augen auswischt, um was zu sehen und — nichts sieht — weils nichts ist — indess dass der Weise die Achseln zuckt, und die geäften Zuschauer bedauert" . . . „Wenn wir unser Urtheil von Herdern kurz sagen sollen, so würden wir ihn den Pendant zu Lavatern nennen. Eine rasche, feurige, lebhafte, kühne Imagination, die alles umfasst, und durchschaut, — alles im hohen Sonnenglanze sieht — folglich immer mehr sieht, als die andern Sterblichen mit dem gemeinen Auge entdecken, — folglich alles kolossalisch nachmahlt. Das einzige unterscheidet ihn von Lavatern, dass er die Gegenstände, die ihm seine Imagination zeigt, mit etwas scharfem Blick beobachtet — daher er weniger Schwärmer ist: dazu auch wohl das flüchtigere Blut das meiste beitragen mag. Übrigens ist er ein kaum mittelmässiger Philosoph und in der Sprachkunde, vornehmlich der Hebräischen, nahe an der Sphäre der Unwissenden".

gethan hat, wie denn überhaupt Musäus' Schreibfaulheit Nicolai oft zu Klagen veranlässt] — meiner Meynung nach haben Sie sich immer sehr behutsam über die Entstehung der Maurerey ausgedrückt. Ob H. wird antworten? Davon habe ich noch nichts gehört, zweifle aber, dass ers wird können, weil Sie ihm durch genaue Publication der Verhöre den Weg dergestalt verrammelt haben, dass sich meines Bedünkens gar nichts dawider sagen und machen lässt — mich freut es, dass Sie ihn — den Mann voller Prätensionen dergestalt gesalbt haben".

Herder hat in der That geschwiegen, ob Bucholtz den richtigen Grund erraten hat, weiss ich freilich nicht. Auch Gercken damals in Frankfurt freute sich über die Abfertigung Herders und schrieb: „Es freut mich ungemein, dass der Herder mahl in Ihre Hände gerathen ist. Seine Unverschämtheit und hämisches Betragen hat er schon in andern Fällen gezeiget, hier ist solche rechtschaffen aufgedeckt und jeder Kenner wird in Ihrer Vertheidigung Gründlichkeit und Scharfsinn zu des Herders grösster Beschämung finden".

So war denn Nicolai mit Herder in Streit und auch auf Wieland fiel ein Teil des Hasses, weil ihm Schuld gegeben wurde, die Recension veranlasst zu haben. Mit Bode stand Nicolai nach wie vor in lebhafter Correspondenz, welche hauptsächlich Angelegenheiten des Logen-, Illuminaten- und Rosenkreuzerwesens betraf. Nicolai scheint sich überzeugt zu haben, dass Bode unschuldig in den Geruch der Gegnerschaft gekommen sei. Mehrmals versuchte es dieser, Nicolai zu einer Reise nach Weimar zu bewegen, fast vor jeder Messe wiederholt sich die Einladung, von Leipzig den Abstecher in die kleine Residenz zu machen. So schreibt er am 13. May 1783 Nicolai möge sich dazu entschliessen, „vielleicht thun Sie es um so eher, wenn ich Ihnen sage, dass Ihr schriftstellerscher Gegner H. [Herder] ausgereiset ist, und höchster Wahrscheinlichkeit, vor der Pfingstwoche nicht wieder kommt". Zwei Jahre darauf behauptet Bode in einem Briefe aus Karlsbad vom 5. Juny 1785: „Mit Wieland, dafür stehe ich ein!! ässen wir ein freundschaftliches Butterbrodt. Und H-d-r geht den 20. dieses hierher nach Carlsbad, wo er wenigstens einen Monat bleibt".

Zwischen Wieland und Nicolai blieb nun ein modus vivendi bestehen, welcher einem bewaffneten Frieden glich; beide Kämpen schienen gerüstet jeden Moment loszuschlagen und vermieden doch alles, was hätte provocieren können. Mit diplomatischer Ängstlichkeit zogen sie jeden Schritt in Erwägung, um nur ja keinen Anlass zum Streite zu geben. Es kam noch einmal eine Gelegenheit, welche nur durch dieses friedliche Bestreben auf beiden Seiten ohne neuerliche Misverständnisse blieb. Der nachstehende Brief, welcher sich in Abschrift erhalten hat, sagt alles nähere und ist ohne weitere Bemerkung verständlich. Von Nicolais Hand rührt nur die Angabe her, welche sich an der Spitze des ersten Quartblattes vorfindet: „Copie eines Briefes an HE. Wieland". Der Brief selbst lautet:

„Berlin d. 6. Merz 93.

„Erlauben Sie, Hochzuehrender Herr, dass ich mich gegen Sie

wegen eines Briefes etwas näher erkläre, den der hiesige Buchhändler HE. Voss an Sie schrieb. Er ist so gut gewesen, mir Ihre Antwort an ihn mitzutheilen, aus welcher ich sehe, dass er in seinem Briefe an Sie auch mich nannte. Ich wohne mit HE. Voss an einem Orte, ich bin in diese Sache verwickelt worden, ich muss der Herausgeber der wieder [sic] meinen Willen veranstalteten neuen Ausgabe des Lessingschen Antheils an den Litteraturbriefen sein, und es werden die Theile von Lessings vermischten Schriften worinn er enthalten sein wird in meinem Verlage herauskommen. Alles diess könnte natürlich bey Ihnen den Gedanken erregen, dass ich darum gewusst hätte, dass HE. Voss an Sie wegen dieser Sache schrieb, und sogar, dass ich seinen Brief könnte veranlasst haben. Ich fühle, dass ich bey Ihnen in einem nachtheiligen Lichte erscheinen könnte, wenn Sie diess voraussetzten, wie es denn sehr erlaubt wäre, es vorzusetzen. Um Ihnen die wahre Beschaffenheit dieser Sache vorzulegen, schreibe ich diesen Brief. HE. Voss hat mich seit einiger Zeit ziemlich mit dem Verlangen nach dieser neuen Ausgabe ennüjirt, und nun ist er Schuld, dass ich auch Sie damit ennüjiren muss, denn ich muss Ihnen Dinge erzählen, die an sich sehr unwichtig sind, mir nur insofern wichtig, dass Sie durch diese Erzählung überzeugt werden sollen, dass ich weder an einer Sottisen gegen Lessing, noch an einer Indiscretion gegen Sie schuld sein möchte, und fast zu beiden gezwungen werde.

Dass Hr. Voss seinen Brief an Sie ohne mein Vorwissen schrieb, werden Sie möglich finden, wenn ich Ihnen sage, dass er Lessings Correspondenz mit Moses Mendelsohn [sic] abdrucken liess, ohnerachtet ich auf allen Seiten darin vorkommen [sic], ohnerachtet Briefe von mir selbst dazwischen stehen, und ohnerachtet Dinge darin stehen, die obgleich nicht sehr wichtig, dennoch niemand verstehen kann denn ich, der einzige noch lebende unter den drey Korrespondenten nicht sie erkläre. Aber ich erfuhr nicht eher, dass diese Korrespondenz gedruckt wurde, bis ich sie gedruckt erblickte.

Das Unglück ist eben, dass Hr. Voss und mit ihm der jüngere Bruder Lessings in Breslau der Meinung sind, es solle in der Sammlung Lessingischer Werke jede Zeile wieder zusammen gedruckt werden, die er je geschrieben hat. Ich nehme mir die Freyheit nicht dieser Meinung zu sein*), und dass Männer wie Sie hierinn mit mir übereinstimmend dächten, konnte ich voraussetzen, indessen bekenne ich, es wäre mir sehr angenehm, dass Sie Herrn Voss in Ihrer Antwort mit der Ihnen eignen Delikatesse merken lassen, man sei es Lessingen schuldig, nicht alles, was er je schrieb, und nicht alles was vor 30 Jahren schicklich sein konnte und nun unschicklich ist, wieder drucken zu lassen.

Die antiquarischen Briefe wünschte Hr. Voss in der Folge der Sammlung der Lessingischen Schriften zu haben, und war auch zufrieden,

*) Diese Auffassung setzt uns nicht in Verwunderung, man wollte in Gesamtausgaben damals noch kein vollständiges Bild des Verfassers, sondern eine Art idealisiertes Bild, man denke nur an Johannes von Müllers Herderausgabe!

dass die Theile die sie mittheilten in meinem Verlage blieben. Diess gab ich zu. Klotz ist todt, diese Briefe haben einen ganz eigenen Ton, enthalten viele [vor] die Geschichte der Kunst nicht ganz unwichtige Erläuterungen, und ich habe gesorgt, dass Hr. Hofrath Eschenburg der Herausgeber geworden, und mancherley Erläuterungen aus Lessings Nachlass hinzu gesezt hat. Sie werden auf künftige Ostern herauskommen.

„Nun verlangte Hr. Voss auch Lessings Korrespondenz mit mir. Sie ist nicht wichtig, zumahl da ein grosser Theil davon verloren gegangen ist. Indessen entschloss ich mich, nach einiger Überlegung dazu, sie in die Sammlung von Lessings Werken zu geben, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, etwas von dem was wieder [sic] meinen Willen gedruckt worden ist, zu erläutern. Ich fühle, dass ich mich dabey dennoch in einiger Betrachtung beym Publikum bloss setze, weil ich demselben nicht füglich sagen kann, wie ich zu allen den bin *) veranlasst worden. Indessen diese Briefe, unwichtig wie sie sind, sind ein Denkmal meiner Freundschaft mit Lessing. Ramler hat mir auch die wenigen Briefe, die er von Lessing hat, auf meinem [sic] Verlangen zum Abdruck mitgetheilt. Vor Ostern 1794 werden sie nicht herauskommen.

„Aber nun verlangte Hr. Voss auch den ganzen Abdruck des Lessingschen Antheils an den Litteraturbriefen. Dieses schlug ich ganz ab, und hierrüber [sic] ist es, weshalb ich seit länger als Jahr und Tag mit ihm in einem Streite bin, der bis jetzt ganz freundschaftlich, aber doch von beiden Seiten ernstlich gemeint ist. Ich muss Hrn. Voss die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu bekennen, wie überzeugt ich bin, dass bloss eine ihm eigene gute Meinung vor allem, was Lessing je geschrieben hat, hierbey zum Grunde liegt, vermöge deren er alles will wiedergedruckt wissen. Wenigstens von **) oder Verlust den der Buchhändler bey solcher neuen Auflage haben könnte ist bey ihm gewiss nicht die Rede, schon deswegen, weil er sehr zufrieden ist dass diese Theile der Lessingischen Schriften in meinem Verlage herauskommen sollten. Aber meiner Seits war auch die Freundschaft für Lessing bloss Ursache, warum ich meinen neuen Abdruck in den Lessingschen Werken für unschicklich hielt, und ihn verhindern wollte. Hierüber ward vieles reiflich zwischen uns verhandelt und der jüngere Hr. Lessing in Bresslau unterstützte Hrn. Voss so, dass ich gegen zwey beinahe zu schwach hätte werden können. Man hielt mir vor, dass schon ein gewisser Hr. Heinzmann, in gewisse Lessingische Analecten, auch diese L. Briefe (und noch dazu manche die nicht von Lessing sind) habe neu drucken lassen gerade als ob es einerley wäre, was ein thörigter Kompilator thut und was vernünftige Leute thun sollen, die Lessings Freunde sind. Es kam so weit, dass durch einen dritten Mann, mir Hrn. Vossens Entschluss zu wissen gethan ward, wenn ich nicht eine neue Auflage

*) Geschrieben ist: bey.

**) Für das fehlende Wort „Gewinn“ oder „Vortheil“ ist in der Abschrift Platz gelassen; wahrscheinlich war es im Originale unleserlich, was bei Nicoalis Schrift keine Seltenheit ist.

veranstalten wolle, würde er sie ohne weiteres veranstalten, weil er dazu berechtigt ist. Nun hätte ich freylich in verschiedener Rücksicht wohl etwas zum Beweise anführen können, dass Hr. Voss hiezu nicht berechtigt sein könnte, indessen weil es besser ist, manchen Dingen auszuweichen als durch auseinandersetzung [sic] die Gemüther zu sehr zu erhitzen, so sagte ich nur so viel, dass ich in solchem Falle nicht ganz ruhig seyn, sondern öffentlich sprechen würde. Besonders aber suchte ich ihm durch alle schon gebrauchte Gründe, die Unschicklichkeit eines solchen neuen Abdrucks ans Herz zu legen. Ich muss nicht die rechte Überredungskunst haben, denn wenn ich ihm vorstellte, wie unschicklich es sein würde, wenn z. B. Lessings vor 30 Jahren, ungedruckte Gedichte von Gleim oder Kleist, als etwas abdrucken liess, was seine Leser interessiren könnte, eben diese jezt, da diese Gedichte lange bekannt sind, nochmals als Ankündigungen abdrucken zu lassen, wenn ich ihm vorstellte, dass es ganz uninteressant sein würde, einen langen Beweis, dass Duschens Schilderungen nichts taugen, jetzt wieder abdrucken zu lassen; so konnte er dieses zwar nicht alles läugnen, kam aber immer darauf zurück, dass man doch L e s s i n g s W e r k e werde v o l l s t ä n d i g haben wollen*). Mehr Eindruck schien auf ihn zu machen, meine Vorstellung, es würde unartig sein, damalige Streitigkeiten mit verdienten Männern jetzt wieder aufs neue ins Gedächtniss zu bringen, weil diess das Ansehen haben könnte, als hätte man hämische Neigung jemand etwa eine unangenehme Viertelstunde zu machen. Besonders führte ich dabey an, was von Ihnen, Herrn Klopstock etc. etc. gesagt ist. Es schien diess, wie gesagt, einigen Eindruck auf ihn zu machen, aber meiner Absicht den neuen Abdruck ganz zu unterlassen, wollte er nicht beitreten und drang so ernstlich in mich, dass ich mich endlich dazu verstand, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, dass ich alles weg liesse, was für einen lebenden Schriftsteller, dem wir Hochachtung schuldig sind, beleidigend scheinen könnte, und dass auch das wegbliebe, was jetzt den Umständen nach uninteressant ist.

„Hiemit schien er zufrieden, aber nachher scheint sein Bestreben nach V o l l s t ä n d i g k e i t der Lessingischen Werke meinem Bestreben nach mehrerer Vollkommenheit wieder in den Weg gekommen zu sein. Er ist mit dem Hr. Münzdirector Lessing in Bresslau zu Rathe gegangen, der mit Beobachtung des rechten Schrots und Korns der Münzen so sehr zu thun gehabt hat, dass er vielleicht seitdem auf Schrot und Korn der Schriften nicht den völlig richtigen Werth setzt. Dieser ist auch immer der Meinung gewesen alles wieder zu drucken was sein Bruder je geschrieben hat, ohne Rücksicht ob er es wohl selbst jetzt möchte wieder drucken lassen. Besonders wollte er den polemischen Theil der Litteratur Briefe nicht verlieren, und gab seinem Schwager Hrrn Voss den Rath, Sie, würdigster Herr zum Schiedsrichter zu nehmen, ob sie abgedruckt werden sollten. Herr Voss, mit dem ich glaubte meinen Feldzug geendigt zu haben, dachte mir heimlich den Marsch

*) Diese Periode steht wirklich genau so in der Abschrift.

abzugewinnen, wenn er diesen Rath des jüngern Lessings befolgte, ohne mir ein Wort zu sagen.

„Hätte er mich gefragt, so würde ich ihn auf eine gewisse indelikate Seite aufmerksam gemacht haben, da es das Ansehn haben könnte, als wollte man Sie gleichsam in Verlegenheit setzen. Ich würde ihn aufmerksam gemacht haben, dass es noch weniger schicklich sein würde, dass er und nicht ich über diese Sache an Sie schriebe, da ich doch Herausgeber und Verläger [sic] sein muss. Denn es könnte so ausgelegt werden, als wünschte ich im Grunde alles was Sie beträfe wieder abgedruckt zu sehen, und hätte mich nur einer fremden Hand bedient, um Sie in die Lage zu setzen, dass Sie die Einwilligung nicht abschlagen könnten. Hievon bin ich aber weit entfernt; ich bekenne auch, ich würde HE. Voss, so ein wackerer rechtschaffner Mann er sonst ist, nicht aufgetragen haben, in diesem Falle Ihnen m e i n e Gesinnungen über den neuen Abdruck zu erkennen zu geben, denn ich würde befürchtet haben, sein Verlangen nach einem vollständigen Abdruck der Lessingschen Werke möchte meine Gesinnungen möchte [sic] darüber, doch etwas gelinder [sic] darzustellen Gelegenheit gegeben haben, als ich gethan haben möchte.

„Ihre Antwort ist vortreflich, und den Gesinnungen gemäss, die ich von Ihnen immer erwartet hätte. Die sehr weise Bemerkung was wir Lessing dabey schuldig sind, war mir um so erwünschter, da sie die beste Bestätigung dessen ist, was ich von Anfang an dachte und errathen wollte. Herr Voss scheint indessen noch von dem Sinne nicht ganz durchdrungen zu sein, indem er mir bey Übersendung Ihres Briefes sagen liess, da Sie wieder [sic] den vollständigen Abdruck nichts hätten, so würde ich nun doch auch nichts dawieder [sic] haben.

„Ich bekenne gern, dass Ihr Brief an HE. Voss, meine Bedenklichkeit (die Sie mir, wenn Sie sich in meine Stelle setzen gewiss nicht verargen) um so viel mehr vermindert, und ich werde auch von Ihrer Erlaubniss Gebrauch machen, Ihre Einwilligung öffentlich dem Publikum mitzutheilen. Aber dennoch versichere ich, dass ich in diesem Falle sehr fühle, was ich Ihnen und Lessingen, und ich darf sagen, auch mir selbst schuldig bin — denn ich wünschte nicht dass auch andre Leser meine Gesinnungen missverstehen könnten. Ich werde also eher behutsamer sein, als das Gegentheil, wenn mir freundschaftliche Zudringlichkeit nur freye Hand lässt.

„Ich fühle übrigens schon jetzt sehr, dass bey dem *plus* oder *minus*, was wegzulassen oder zu mildern, in manchen Fällen der Entschluss schwer sein möchte. Hr. Voss hat hierbey ausser dem Verlangen der Vollständigkeit auch das Verlangen nach Eile, möchte also gern alle Lessingsche Werke in wenig Monaten fertig haben. Da ich aber so wenig meiner Zeit Hr. bin, und die Ausgabe mit Überlegung machen will, werde ich vor Ostern 94 nichts liefern.

„Verzeihen Sie diesen langen Brief und die lange Weile die er Ihnen machen muss. Es ist der sicherste Weg zur langen Weile, wenn der Schreiber etwas schreibt, was nur ihm, nicht aber dem Leser wichtig ist. Indessen sind sie zu billig um mein Verlangen bey Ihnen nicht in

einem falschen Lichte zu erscheinen, zu missdeuten. — Auch haben Sie gewiss schon lange die Erfahrung gemacht, dass langweilige Korrespondenz ein Allmosen ist, das die Gutherzigkeit eines berühmten Schriftstellers seinem berühmten Nahmen offt auch wieder Willen geben muss. Ich bin mit grösster Hochachtung und Ergebenheit

Ihr

gehorsamster Diener".

Man wird Nicolais Bedenken um so eher verstehen, wenn man sich erinnert, welches peinliche Aufsehen 1773 die Publication der ‚Briefe Deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz' durch J. J. A. v. Hagen erregt hatten, und sich vor Augen hält was in den Litteraturbriefen gerade über Wieland gesagt worden war; an vielen Stellen hatte verletzender Spott und vernichtende Ironie die Feder des Recensenten geführt und damals Wielands Entrüstung hervorgerufen. Freilich konnte Nicolais Brief auch misverstanden werden und gerade das Gegenteil von dem erzielen, was er bezweckte; dies scheint jedoch nicht geschehen zu sein, und Wieland nahm die Publication, in welcher manches über ihn ausgesprochene gemildert worden war, ruhig hin. Er musste sich bald an heftigere Angriffe gewöhnen, als die Romantiker sich über ihn hermachten. Und sein Leidensgefährte war dabei vielfach jener Mann, mit welchem er selbst mehrmals so heftig an einander geraten war, Nicolai hatten sich die Romantiker nicht weniger zur Zielscheibe ihres Spottes genommen als Wieland. Die beiden Kämpen von ehedem hatten sich überlebt!

Findlinge*).

Von

Anton Birlinger.

1) Opitzens gedenkt rühmlichst ein seltenes Schriftchen, Legation oder Abschickung der Esel in Parnassum. Gestellet und verfertiget durch Randolphum van Duysburgk. Leipzig gedruckt bey Thimothes Ritzschen im Jahre Christi 1648. 4. 64 SS. Der Abgesandte der Esel ist ganz entzückt ob dem feierlichen Empfange im Olymp und freut sich, dass alle seine Reisebeschwerden solchen Lohn gefunden haben. „Gewiss, gewiss, fährt er in seiner Anrede an Apollo und die Musen fort, wenn ich mein ganz Vermögen und Geschicklichkeit, so wenig deren auch ist, uff einmahl zusammenfasse, so werde ich doch damit den geringsten

*) Bei Gelegenheit meiner lexikographischen Studien gesammelte Notizen.

Punkt meiner Schuldigkeit noch bei weitem nicht ablegen können, und bin versichert, wenn diese Glückseligkeit unter den Menschen H. Lilio, Gregorio, Gyraldo, Natali comiti und unserem Teutschen mit recht gekröneten Schwan, H. Opitio, so vor andern dieses göttliche Collegium mit ihren thewren Schriften verehret und herausgestrichen haben, widerfahren wäre, sie sollten vor Frewden gestorben sein" S. 28. Bei der Beschreibung der Olympischen Bibliothek S. 43: „der sechste Sal enthielt in sich alle Poeten, so von Anfang der Welt her in Allerhand Sprachen beschrieben worden. Hier waren drey kleine Altare mit Lorbeerzweigen geschmücket; uff dem einen lagen die Opitii opera, uff dem andern der Bartas und uff dem dritten das erlösete Jerusalem, in Teutsch gebracht, so alle drey erst neulich waren hineingeliefert worden. Man wiese solche dem Gesandten als einem Teutschen sonderlich, mit vermelden, es hette Appollo anbefohlen, diese Schriften in Ehren zu halten und wohl zu verwahren, weil deren Authores die ersten gewesen, so die hochteutsche Muttersprache von den Pritschers Reymen gesäubert und gewiesen hatten, dass man auch im Teutschen könnte Verse machen". (Die Bibliothek sei noch eine so vollkommene gewesen, dass sie der Heidelberger, jetzt Vaticanischen, weit vorzuziehen gewesen).

Nachdem die Götter des verdriesslichen Gastes los, erhob sich noch Bachus S. 60: „Er nahm ein Glas und sagte: Herr Gesandter, weil ihr ein Teutscher seyd, so bringe ich euch aller Redlichen Teutschen Gesundheit! Ich habe dessen Ursache, denn zu geschweigen der tapferen, streitbaren und in allen Künsten Erfahrenen Nation, so hat kurz verwichener Zeit der Sinnreiche Poet Opitius mein Lob aus des berühmten Heinsii Niederländischen zu seinem höchsten Ruhm ins Hochdeutsche übersetzet, derowegen ich ihme zur Danksagung einen Lorbeer-Krantz im Parnasso erworben und daher wird er mit Recht der Gekrönte genennet". (Wo bleiben die Italiener, sagte dann Boccolini? Bachus: Aber die Teutschen gehen vor, denn sie haben mein Geschöpfe des Weins lieber, als alle andern Nationen: ein Glas Bacheracher her!)

„Dessgleichen besuchten sie die Presse, welche zu den Kupferstücken gebraucht wurde, darinnen lauter Kunst- und Kupferstücke, eines grossen Schatzes werth, behalten wurden. Vor andern aber waren da zu sehen die Hand des Peter Paul Rubens, Sadlers, Crispin von Pass, Johann Theodori de Bry, Goltzens, Merians, Iselburgers und sonst viel anderer, so in dieser Kunst berufen" S. 42 ff. „Im dritten Sale waren lauter gedruckte Couranten, Galiarden, Volten, Bromles, Bergamasco, Alemanden und was sonsten bei Tänzen pfleget uffgespielet zu werden" S. 43. „Im fünften Sale waren nur Bücher von der Liebe und Liebessachen, Liederbücher und allerhand Liebesgesänge u. s. w." Ebenda S. 57: Bachus setzte ihm hernach wacker mit Gläsern zu und weil uff Erinnerung des Apollinis die Musen ihre Instrumenta zur Hand nahmen und eine solche liebliche Musica anstelleten, dergleichen wol kein Ohr gehöret, stieg es dem Gesandten gewaltig in Kopf und mangelte

wenig, er hätte auff seine eigene Hand den alten Hildebrand angestimmet; gleich wol bedacht er sich, und hielt noch soweit an sich u. s. w.

Wer, meinte der Esel-Abgesandte, an den Verdiensten seiner Standesgenossen je zweifeln wollte „den will ich an das überaus schöne Büchlein, so durch Gryphagno Fabro Miranda von des Esels Adel und der Sawe Triumpf geschrieben und Anno 1618 gedruckt worden remittieret und gewiesen haben“ S. 34. (Messerschmid, Strassb.).

S. 31 steht eine Satire auf einen Poetaster. „Sonderlich kenne ich einen Poeten oder Poetastrum, welcher (Gott erbarme es) mein halber Landsmann ist und sich an des grossen Poliarchi Hofe aufhält. Dieser Mensch ist fort und fort mit tiefen, aber gantz vergeblichen Liebesgedancken begriffen, bawet Schlösser in die Luft und hat sonst wunderliche phantastische Grillen im Kopfe: Stracks frühe Morgens begräbet er, hergebrachtem Thüringischem Gebrauch nach, einen mit Essig und Zwiebeln wol zugerichten Hering in seinen Leib, und der muss hernach den ganzen Tag schwimmen. Wenn nun dieser Capricornus etwan ohngefehr von ienands, auch von seinen besten Freunden guter Meynung gefraget wird, wie weit es mit seiner Liebe kommen, ob er bald den gewünschten Zweck derselben erreichet; ob ihn auch etwan vor der Zeit ein Vnglück im Walde begegnet und was etwan dergleichen curiose Fragen mehr seyn mögen? Hilf Gott! Da ist der Rhein entbrannt und muss stracks geritten sein, da stampft er mit den Füssen, verkehrt die Augen wie ein gestochen Kalb, wetzt mit dem Maule, knirschet mit den Zähnen u. s. w.“

S. 22 ist auch Eulenspiegel hereingezogen: der war des Esels Sohns Sohn, Sohn, Sohn, den Herr Eulenspiegel vor alten Zeiten hat lesen lernen u. s. w.

2) Der fruchtbringenden Gesellschaft ist in einem Buche gedacht, wo es Niemand suchen dürfte: Grundlegung zur Kirchenhistorie oder kurzgefasster Unterricht in der Kirchen-Historie, Altes und Neues Testamentes bis auf gegenwärtiges Jahr 1710 nach einer sehr deutlichen und ordentlichen Methode u. s. w. von Christian Juncker aus Dresden, Hoch-Fürstl. Sächs. Historiographo des Ill. Gymnasii zu Eisenach Rectore und Bibliothecario. Hamburg u. Leipzig, Samuel Heil und Gottfried Liebezeit. 8. Vorbericht u. 1002 SS. Die Widmung gilt dem Fürsten von Anhalt, Karl Wilhelm, und die Vorrede überströmt vom Lobe dieses Hauses. Unter Anderem heisst es da: „Dieses Alles nun und noch ein viel Mehreres, so man anführen könnte, giebet zur Genüge an den Tag, wie tiefe Veneration ein jeder von den sächsischen getreuen Unterthanen gegen das hochfürstliche Haus Anhalt tragen müsse. Deme aber billig beigefüget wird, dass die Verschwägerung Herrn Herzog Johannis zu Weymar mit dem Hause Anhalt unter anderm unzähligen Guten auch die Aufrichtung der ehemals zu höchstem Ruhme und Nutzen der deutschen Heldensprache (welche bereits Anno 1293 Fürst Albertus der Altere zu Anhalt in deren Gerichten, mit gänzlicher Abschaffung der damals üblichen Wendischen Sprache zu gebrauchen anbefohlen hätte), aufgestiegenen Durchlauchtigsten Palm-Orden oder Fruchtbringende Gesellschaft bewirket haben;

als deren Mit-Urheber ein Erstes Oberhaupt E. Hochfürstl. Durchl. Gross-Herrn Vaters Bruder, Fürst Ludwig zu Anhalt-Cöthen, war und zwar bei einer Fürst-vertraulichen Zusammenkunft auf dem fürstlichen Schlosse zu Weimar. Denn dieser Gesellschaft und den so Durchlauchtigsten als anderen vornehmen Mitgliedern derselben bis zum letzten Oberhaupt, nehmlich dero Durchlauchtigsten Frau Gemahlin vor höchst erwehnten Herrn Vaters Hochfürstl. Durchlaucht hat das gemeine Vaterland die so schöne Auszierung der Teutschen Sprache, als sie zeithero gewesen ist, alleiniglich zu dancken".

Bei Erwähnung der grossartigen Frühgeschichte Rhätiens sagt der ehrliche kaiserl. Notar Joh. Georg Prugger in seiner hist. Beschreibung von Veldkirch, (Veldkirch 1685. 4) S. 2, zeugen dafür seien Achilles Gassar, Joachim Vadian, Guler von Weineck, Sprecher, Seb. Münster, der Hohenemser Kronist Schleh „und der Spiegel der Ehren Grafen Johann Jakob Fugger, dem die fruchtbringende Gesellschaft beistimmet".

3) Conrad Dieterich geb 9. Jan. 1575 in dem oberhessischen Städtchen Gemünden an der Wohra. Seine Vita von Heppe in der allgem. deutschen Biographie V. 157 ff. Ein äusserst fruchtbarer Predigtschriftsteller, ist er für uns gerade deshalb wichtig, weil er seinen Predigten allerlei Geschichten anhängt, die auf Sage, Sitte, Litteratur Deutschlands, besonders Hessens und Schwabens, in welch letzterem er von 1614—1639, seinem Todesjahre, zubrachte (Ulm), sich beziehen. Am interessantesten sind die wiederholt aufgelegten Predigten über das Buch der Weisheit II Bände fol. 1632. 1642 ff.*). In diesen Predigten bringt D. auch die Sage vom Junker Rechberger aus Kirchhoffs Wendenmut, darum wichtig, weil Stockhausen die Sage wieder aus Dieterich abschrieb, aber eine Zeile übersah, was noch Uhlands Gedicht anklebt. Uhland hat bekanntlich Stockhausens Todesboten benutzt. Die Sage von den Weinsberger Weibern, die eine Lokalisierung einer ital. Geschichte ist, kennt D. ebenfalls und verwertet sie, er entnahm sie Georg

---

*) Ecclesiastes, | Das ist: | Der Prediger Salomo | In vnterschiedenen Predigen erklärt | vnd außgelegt, darinnen der thörichte Weltwahn vnd dessen Eytelkeit | klärlich vor Augen gestellt darbeneben auch mancherley vornehme Theologische, Politi | sche, Physische, Elementarische vnd andere Materien, so sonst in Popular Prediger | nicht vorfallen, tractirt vnd begriffen werden. | Gehalten zu Vlm im Münster | Durch Weiland den Wohl Ehrwüdigen Groß | Achtbaren und Hochgelahrten Herrn | Cunrat Dieterich, der Heiligen Schrift Doctorn | Vlmischer Kirchen Hochverdienter | Superintendenten | Kurz vor seinem Seeligen End, von ihme selbstrevidirt; nunmehr auch auf instänḍ | iges Begehren von seinen hinterlaßenen Erben in offenen Druck geben | *Erster Theil 1642 fol. 23 Bll. 882 SS. mit Index.* Ulm Gedruckt, In Verlegung Johann Gorlins, Buchhändlers, durch Balthasar Kühnen bestellten Buchdrucker.

Defs Buchs | Der Weifsheit | Salomonis. In vnterschiedenen Predigten erkläret | vnd außgelegt. | Darin die vornembsten Historien und | Geschichte Alten Testaments von Adam an biß nach Außführung der Kinder Israel auß Aegypten durch die Wüsten, Sampt andern vornem | men Theologischen, Politischen, Ethischen vnd Elementar | ischen Materien, so sonst in Popular Predigten nicht vorfallen usw. *Ander Theil.* Vlm durch Jonam Saurn bestellten Buchtruckern. Im Jahr 1632. fol. 1172 SS. und 12 SS. Dazu Ausführl. Register.

Lauterbeck. Wie der hl. Konrad über den Kostnitzer See (Bodensee) ging, ohne unterzusinken, die bekannte Legende erfahren wir Bd. I 215. Die Kölner Sage von der Richmodis von Aducht steht II 87. Die Augsburger Sage von einer ‚Beckenmagd', wo es sich um ein Gespenst zu dämpfen handelt II 1022. Den bekannten Schwank Erasmi, wo ein Pfarrer Krebse auf den Kirchhof setzt, ihnen Wachslichtlein auf den Rücken klebt und sie für arme Seelen ausgiebt II 1022. Das Todstechen von Christenkindern durch Juden glaubt D. auch II 387. Die erschreckliche Geschichte „des Fasstnachttanzes, so Graf Eberhard von Hohenloe aufm Schloss Waltenburg a. 1570 hielt", der übrigens sich in der Sittengeschichte und den Jammermären früherer Jahrhunderte öfters findet, ist I 462 angeführt. Lieder und Reimereien, wie auch eine in m. schwäbischen Volksliedern steht, giebt es mehrere davon. A. 1599 habe (I, 215) der Papst die „Wahlfisch um Brasilien herum wegen ihrer Ungestüme in Bann thun lassen". Des in der Litteratur nicht ungewöhnlichen St. Nicolaus, des Wasserheiligen, Schifferpatrons ist II 560 gedacht: „setzen in die Strudel Sacellen St. Nicolaus hölzerne und steinerne Götzenbilder und verehren dieselben mit ihren Opfern, wann sie zu Schiff treten und bei solchen Sacellen vorbeifahren". Hessische Sagen, hessische und schwäbische Sitten werde ich anderwärts aus D. mitteilen. II 827 schildert D. auch das Grab der hl. Elisabeth, das Gold, die Edelsteine u. s. w. Von Hirschau dem Kloster berichtet D. „es stehe im Kreuzgang ein Mönch gemalet, der hat ein Schloss am Maul und stehen dabei die Worte Sirachs: o dass ich könnt ein Siegel auf mein Maul drücken! I 728". Die bekannte Strassburger Inschrift, im Wunderhorn, alte Ausgaben, ‚Erlösung' genannt, findet auch durch D. ihre Aufklärung; siehe meine Alemannia XI. Der ganze Faustsagenkreis mit allerlei weniger bekannten Dingen ist in einer Predigt zusammen abgehandelt. Alem. XI Schluss.

Um damit zu schliessen, gehen wir zu einigen litterarhistorischen u. s. w. Notizen über. Über die Tischreden Luthers hören wir richtig und allein wahr folgendes:

Die Tischreden sind von Luther nicht gemachet, nicht gesehen, nicht approbiert, gebillichet und gut geheissen, sondern von andern hin- und wieder zusammengetragen, erst nach seinem Tod in Truck aussgangen und für seine Reden ausgegeben. Hat also leicht geschehen können, dass in solcher Rapsody vnd Zusammenraspelung viel ohn einigen Verstand und Discretion beschrieben, so weit anders als es Dr. Luther Sel. gemeinet oder vorbracht, hat sollen und können aufgenommen werden. I. 7.

Den viel verkannten Johann Eberlin, den Verfasser der berühmten Bundsgenossen, gen. von Günzburg kennt D. auch II 746.

„Die beiden Scaligeri seien treffliche gelehrte Männer gewesen, dergleichen unserer Zeit nicht im Leben. Aber es sind dergleichen vor ihnen gewest und werden auch hernach kommen, die wohl gelehrter als sie sein werden I, 117.

Von Dürer I, 117: Ich halte Zeuxis sey nicht so guter Mahler gewesen als Dürerus.

Ich lasse noch eine kleine Auslese goldener Sprüche, Sentenzen folgen, die nur als Probe angesehen werden mögen:

Der Pöbel bildet ihm viel ein
Jeder will Doktor Luther sein. I. 498.

Vgl. Heines: Es ist kein Pfäflein noch so klein
Es möchte doch gern Päpstlein sein.
und: Der Papst lebt herrlich in der Welt u. s. w.

Dann es mit uns Predigern, eben wie mit den Eseln in der Mühlen bewandt: wann denselbigen schon ein Sack abgenommen, so wird ihnen doch ein anderer an dessen Statt bald wiederum auffgelegt I. 1.

Ein guldener Zaum und Sattel macht ein Esel nit besser als er ist. Goldene Schätz machen kein frömmer und tugendlicher als er ist. Der Esel bleibt ein Esel wie er ist, wann er schon goldenen Zeug anhat. Bistu ein Esel, so wirstu ein Esel bleiben wann du schon viel goldenen und silbernen Zeug hast: Goldschätze schaden dem Menschen vielmehr als sie ihm nützen I. 245.

Du trinkst daraus nicht mehr, wann du aus der Donau oder Bodensee trinkest, als wann du aus einem kleinen Bächle oder guten Brünnle trinkest. Aus kleinen Brünnlein trinkt man sich eben so satt, als aus grossen u. s. w. I. 657 ff.

Je mehr man Wasser auf einen heissen Ziegelstein geusset, je mehr er dämpfet. Also je mehr ein Söffer auf seine heisse Leber geusset, je mehr dämpfets, je mehr Durst hat er II. 264.

Die Alten haben ein Cruzifix unten an der Kanten Boden gemacht, dass man messig trinke, sich Christi Dursts erinnere II. 268.

Ich hab ein Männlein auf der Lungen sitzen, das schreyet immer zu: begiess mich, begiess mich, drum muss ich immer zugiessen damit das Lungenmännlein nit verbrenne 269.

Etliche wollen kurze Predigen und lange Bratwürste mit den Westphalischen Bawern haben, etliche wenden dem Teufel einen Braten in Federn herum 710.

Verschwiegen Mund, verlor nie kein Pfund I. 725.

Darum ehre mir Gott den Wald!
Gott behüte uns den Wald I. 220.

Textkritisches zu Heinrich von Kleists Penthesilea*).

Von

Heinrich Welti.

Dem unglücklichen Heinrich von Kleist war es bekanntlich nicht vergönnt, seine Werke in einer Ausgabe zu sammeln und wohl geordnet

*) Zugleich mit dem nachfolgenden Aufsatz übersandte uns Herr Dr. Welti am 30. Okt. vorigen Jahres einen anderen mit der Ueberschrift: Zwei Motive aus Goldonis Locandiera in Lessings Minna von Barnhelm. Er wies darin nach, dass

und gesichtet seinem Volke vorzulegen. Bis zum Jahre 1826 war die Mehrzahl seiner Dichtungen nur in Einzeldrucken bekannt. Diese sind, wohl nicht zum geringsten durch des Dichters eigene Schuld, sehr unordentlich gedruckt und voll sinnentstellender Druckfehler. Ludwig Tieck war daher, als er im Jahre 1826 Heinrich von Kleists gesammelte Schriften [3 Bände] herausgab, genötigt, im Text eine grosse Menge Verbesserungen vorzunehmen. Leider that er dies weder mit der erforderlichen Rücksicht auf den eigenartigen Stil des Dichters, noch mit der nötigen Konsequenz. Da er überdies Mancherlei aus freier Willkür änderte, wurde sein Text noch unzuverlässiger als derjenige der Einzeldrucke. Julian Schmidt, der im Jahre 1859 die Tiecksche Ausgabe ergänzte und revidierte, verfuhr mit dem Texte ebenso unmethodisch wie sein Vorgänger. Es war daher ein grosses Verdienst, als Reinhold Köhler 1862 in seinem trefflichen Schriftchen ,Zu H. von Kleists Werken' [Weimar, Böhlau 1862] die Lesarten der Originalausgaben und die Änderungen Tiecks und Julian Schmidts zu kritischer Prüfung zusammenstellte. Auf Grund dieser tüchtigen philologischen Arbeit erst konnte der authentische Text der Kleistschen Werke wieder hergestellt werden. Die neueren Herausgeber Kleists, Wilbrandt, Kurz, Siegen, Muncker-Vollmer, haben denn auch mit Nutzen Köhlers Buch zu Rate gezogen. Doch bleibt auch jetzt noch manches für den Kleistschen Text zu thun. Hier nur 2 Beispiele aus ,Penthesilea'.

I. In den Worten der Penthesilea im 9. Auftritt:

„Seid verflucht mir
Hilflosere als Pfeil und Wagen noch!" [Tieck p. 169; Schmidt p. 225; Wilbrandt I p. 138] ist Wangen statt Wagen zu lesen.

Schon R. Köhler [p. 19] hatte aus dem Originaldruck ,Penthesilea'. Ein Trauerspiel von H. von Kleist. Tübingen, im Verlag der Cottaischen Buchhandlung und gedruckt in Dresden bei Gärtner [O. J. 8°] die Lesart „Wangen" wieder hervorgezogen, zugleich aber gegen „Wagen", welches ihm eine „notwendige und treffende Änderung" schien, zurückgesetzt. Diese, nach Köhler, von Gomperz [,Grenzboten' 1854. III p. 394 ff. und p. 433 ff.] verfochtene Emendation, scheint mir weder nötig noch gut. Penthesilea ist aus dem Kampfe, in dem sie als Amazonenkönigin und als Weib zu siegen hoffte, verwundet und gedemütigt ins Lager zurückgekehrt. Nicht nur ihr Stolz als Königin einer tapferen Schaar ist dahin, auch ihr Selbstgefühl und das Vertrauen auf ihren persönlichen Wert und ihre Schönheit ist geschwunden. Deshalb wirft

erstens die Fremdenbuchscene und zweitens die Scene zwischen Tellheim und Just, wo letzterer auf die Frage Tellheims „Du hast geweint?" antwortet: „Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch", aus dem erwähnten Goldoni'schen Stücke entlehnt sind. Herr Dr. Welti richtete an uns die Bitte, diesen Aufsatz sobald als irgend möglich zu bringen, da das Erscheinen von Erich Schmidts Lessing bevorstehe, und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, dass E. Schmidt dieselbe Beobachtung gemacht habe. Leider war es uns unmöglich, den Artikel vor dem Erscheinen des Schmidt'schen Buches zu bringen, und die Befürchtung des Herrn Dr. Welti bestätigte sich. Ein Abdruck seines Artikels musste nun zwecklos erscheinen, doch hielten wir es für unsere Pflicht zu constatiren, dass auch Herr Dr. Welti jene Beobachtung selbständig gemacht hat. O. S.

sie den Halsschmuck ab, die Zierde ihrer Schönheit, deshalb reisst sie die Federn von ihrem Helm. Was soll dies Zeichen ihrer Herrschermacht, wo selbst ihre Tapferkeit [Pfeil] und ihre Schönheit [Wangen] nichts vermochten. Das Wort „Wangen", als Bild eines individuellen Vorzugs der Penthesilea, ist mit Absicht dem Pfeil und dem Helmbusch, den Symbolen genereller oder rein äusserlicher Eigenschaften entgegengesetzt. Zugleich bildet es den Übergang zu der Wiederholung der Klage über ihre missachtete Schönheit [Die Hand verwünsch' ich, die zur Schlacht mich heut geschmückt, u. s. w.], welche vom Dichter, psychologisch äusserst richtig, zum Hauptpunkt der ganzen erschütternden Scene gemacht wurde. Wenn Penthesilea in dem angeführten Vers Pfeil und Wangen, Tapferkeit und Schönheit, verflucht, so ist das nur die verzweiflungsvolle Verstärkung ihres kurz vorher geäusserten Wunsches, von Achill geschleift zu werden, denn, folgert sie, und schon hier gebraucht Kleist die Wange als Bild der Schönheit, „wozu auch sollen zwei Wangen länger, blühend wie diese, sich vom Koth, aus dem sie stammen, unterscheiden? . . . . Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt". „Wangen" passt also in allen Beziehungen ganz gut und stimmt trefflich mit dem Vorhergehenden und Folgenden. Wie aber steht es mit „Wagen", das freilich besser zu Pfeil passt als „Wangen"? Diese „Emendation" verursacht einen nichtssagenden Pleonasmus und steht überdies mit den Worten des Dichters in Widerspruch. Nirgends wird nämlich eines Streitwagens Erwähnung gethan, vielmehr erzählt die Hauptmännin im 7. Auftritt, die Königin sei im Kampfe dem Peliden so frisch entgegengetreten, „wie das Perserross, das in die Luft hoch aufgebäumt sie trägt". Was aber soll ihr ein Wagen genützt haben, wenn sie zu Pferd sass. Die alte Lesart „Wangen" ist also vorzuziehen.

II. Im 14. Auftritt sollen die ersten Worte des Achilles lauten:

„In jedem schönern Sinn, erhabene Königin" nicht „In jenem schönern Sinn" wie die meisten Ausgaben [Tieck 185. Schmidt p. 247. Wilbrandt I, p. 751, nur Muncker-Vollmer II, p. 163 hat „jedem"] haben. Köhler [p. 21] wies zuerst aus der Originalausgabe die ursprüngliche Lesart „jedem" nach, billigte aber die Änderung „jenem". Wohl mit Unrecht.

Auf die Frage der Prothoe, ob er sich wirklich als Gefangener der Penthesilea betrachte, antwortet Achilles ausweichend: „In jedem schönern Sinn", d. h. in jedem andern und schönern Sinn, nur nicht im gewöhnlichen. „Jenem" scheint schon deshalb unpassend, weil dies Achilles erste Worte sind und während der ganzen Scene von einem andern Sinn des Wortes „gefangen", von einer Liebesknechtschaft, nicht die Rede war. Annehmen, Achilles habe mit den Worten „in jenem schönern Sinn" auf die allgemeine Anschauung, wonach der Liebe Ketten die leichtesten sind, hinweisen wollen, hiesse aus dem Peliden einen galanten Schönschwätzer machen. Es ist daher besser an „jedem" festzuhalten. Solche Härten sind bei Heinrich von Kleist häufig.

Recensionen.

Goethes Werke. Erster und zweiter Band. Gedichte. Erster und zweiter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin, 1882 und 1883, Verlag von Gustav Hempel. S. 484 und XVI. 560 und XVI.

Besprochen von Heinrich Düntzer.

Mit gerechter Spannung sah man seit mehreren Jahren dieser Ausgabe von Goethes Gedichten entgegen, von welcher zwei Bände sich in Jahresfrist gefolgt sind. Der Herausgeber, längst als eifriger und verdienstvoller Goetheforscher bekannt, ist selbst im Besitze wertvoller Handschriften und hatte zu allen sonst vorhandenen freien Zutritt, besonders waren ihm die betreffenden Nachlässe Herders und Varnhagens von Ense anvertraut. Von dem, was seit einem Menschenalter auf dem weiten Gebiete der Goethekunde erschienen, entging ihm kaum etwas; dabei ist er nicht bloss in der deutschen, sondern auch in der fremden Litteratur sehr bewandert. Auch hatten seine bisherigen Arbeiten sich um so glänzenderer Anerkennung zu erfreuen, als die eindringliche Beschäftigung eines hochgestellten Beamten mit unserem Dichterfürsten an sich sehr erfreulich sein musste. Aber das Erste und Letzte wissenschaftlicher Kritik ist strenge Wahrheit; leider ist diese auf dem Gebiete der neuern Germanistik so selten zu finden, und wo sie trotz der herrschenden Strömung sich hervorwagt, bewährt sich das Sprichwort, dass sie keine Herberge findet; doch „Wahrmanns Haus steht am längsten".

Bei Arbeiten, wie die vorliegende, hat man zwei Fragen zu stellen: die eine nach der Erreichung des besonderen Zweckes und die zweite nach der Förderung der Wissenschaft. Nach der „Einleitung", die leider das nicht bietet, was man von einer solchen billig erwarten darf, ist diese zweite Hempelsche Ausgabe „nicht eine historisch kritische nach dem Muster des Goedekeschen Schiller, sondern eine neue Redaktion der Goethischen Werke für den allgemeinen Gebrauch". Die Anmerkungen wollen „ihrer Natur nach nur Notizen über Zeit der Entstehung und äussere Anlässe geben, daneben auch über Handschriften, Drucke, Lesarten, Litteratur und Musik der Gedichte". „Wird auch gelegentlich einzelnes Sprachliche erörtert, werden auch Parallelstellen im Sinne einer vergleichenden Poetik angeführt, so ist doch von der Erörterung ästhetischer, sowie poetisch-technischer, und namentlich metrischer Fragen ganz abgesehen". Das ist ebensowenig ein klares, scharf gefasstes Programm, als es dem Zwecke einer Ausgabe für den allgemeinen Gebrauch entspricht. Und wirklich findet sich der Leser überall der Willkür des Herausgebers überlassen, welcher nicht nach seinem Bedürfnisse, nach dem fragt, was der Gebildete verlangt, der sich im Verständnisse leicht gefördert sehen will, sondern nur das giebt, was ihm gefällt, was ihm gerade zur Hand ist, sich etwa am Rande seiner Ausgabe als Lesefrucht angemerkt findet. Bei dem ungeheuren Stoffe, welcher eine allseitige Erklärung der Gedichte bedingt, war alles fern zu halten, was allein dem gelehrten Forscher wichtig ist, auch alle an sich anziehenden Notizen, die hier nur den Raum für das Notwendige

beengen. Aber statt eine saubere, haushälterisch berechnende, das Unentbehrliche knapp und handlich gebende Fassung zu bieten, sind die Anmerkungen mit unruhiger Hast aus der Fülle des Wissens hingeworfen, manches völlig Unnötige, zuweilen spielende Salonbemerkungen eingestreut, durchaus Nötiges, vor allem die Nachweisung des Zusammenhanges an schwierigen Stellen übergangen, auf die innere Form, welche Goethe mit Recht für so bedeutend hielt, wenig geachtet, dagegen Sprachliches sprungweise nach Laune aufgegriffen, wo es die Erklärung nicht fordert und mit demselben, zum Teil grösserem Rechte manche andere Bemerkungen gemacht werden könnten. Wer für den allgemeinen Gebrauch schreiben will, der ist nicht freier Herr seines Willens, sondern Diener des Lesers. Davon scheint unser Herausgeber ebensowenig eine Ahnung zu haben, wie von einer zweckmässigen Anordnung. Wer fühlt sich nicht unangenehm berührt, wenn er bei der herrlichen Marienbader „Elegie“, nachdem er sich durch die in aller Vollständigkeit gegebenen Lesarten der Handschriften und der Drucke durchgearbeitet hat, in behaglich sich ergehender Breite, die selbst eine gelehrte Abhandlung entstellen würde, über die Zeit der Entstehung unterrichtet wird, wobei von den, freilich dem Forscher, aber nicht dem Liebhaber bekannten Levetzows, ohne irgend eine Andeutung, wer sie seien, die Rede ist; endlich hört man, welche Levetzow „der Gegenstand so ergreifender Rhythmen gewesen“, ohne dass das Verhältnis deutlich hervorträte; dann wird der Aufnahme der Elegie zu ihrer Zeit kurz gedacht und auf die einzelnen Strophen eingegangen; zum Schluss folgt: „Nur weniges sprachlich“. Und hier tritt denn wieder die grösste Willkür hervor. Nachdem so manches der Erläuterung Bedürftige übergangen ist, muss der Leser sich sagen lassen, was „sich unterwinden“ heisst, zu „letztester“ wird das auch nicht den geringsten Vergleichungspunkt bietende „pianissimo“, dann das primissimo italienischer Zeitungen angeführt, zu „Missmut, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere“ angeführt, auch bei Scheffel fänden sich einige der Substantiva dieses Verses, nämlich „Missmut und Schwere“. Die Randbemerkung durfte natürlich nicht verschwiegen werden! Anderes ist auffällig. „Augenblicks“ soll vorzüglich thüringisch sein, obgleich von Loeper selbst es aus Lessing anführt, und Goethe ebenso „Sommers“, „Gegenwarts“ u. ä. hat. „Nachstammeln“ ist „ein Wort aus Klopstocks Esse“, „gabeselig“ „ganz in Goethes Art, ein emphatisches ‚gabefroh‘ = gabespendend“. Und muss ein Gebildeter sich nicht gedemütigt finden, wenn er zum Verse: „Wohl Kräuter gäbs des Körpers Qual zu stillen“ belehrt wird: „Die Kräuter sind hier als heilende, nicht tötende zu nehmen“!

In eine Ausgabe „für den allgemeinen Gebrauch“ gehört nicht die Anführung der dem ersten Drucke vorangegangenen Fassungen; diese ist die Sache einer „historisch-kritischen“ Ausgabe, die aber von Loeper wirklich liefert, wenn er auch Orthographie und Interpunktion nicht beachtet und weniger genau ist als der Goedekesche Schiller. Da unser Herausgeber einmal im Besitze des neuen handschriftlichen Materials war, das er mit dem bisher bekannten, sowie mit den Lesarten der Drucke leicht vermehren konnte, und er die zweite Hempelsche Ausgabe von Goethes Gedichten übernommen hatte, so beschloss er, diese mit dem

vollständigen Verzeichnisse aller Lesarten auszustatten, mochte es auch für einen zu allgemeinem Gebrauch bestimmten Text ein hors d'oeuvre sein. Was soll der gebildete Goethefreund, der kein Goetheforscher werden will, mit den zahlreichen Abweichungen der Herderschen Abschriften, und dazu ohne jede Andeutung über die Art der Veränderungen? Eine Ausgabe für einen weitern Leserkreis sollte nur die seit dem ersten Drucke eingetretenen Fassungen, und auch diese nur in dem Falle bringen, wo sie von besonderer Bedeutung sind; auf jene wäre dann bloss zurückzugreifen, wenn die früheste Gestalt ein erwünschtes Licht auf die Dichtung wirft. Für den Forscher haben diese Vergleichungen freilich ihren Wert und er wird sie wohl zu verwenden wissen, wogegen der Leser, für den die Ausgabe eigentlich bestimmt ist, um so weniger damit machen kann, als der Herausgeber es versäumt hat, ihn über die Grundlage des neuen Materials zu unterrichten, ja ihm selbst über das Verhältniss der Drucke zu einander jede Auskunft schuldig bleibt. Einem geschulten Kritiker würde so etwas unmöglich gewesen sein. Die aus neuen Quellen gegebenen, noch unbekannten Datierungen sind für alle Leser eine sehr erfreuliche Bereicherung. Dass aber auch diese und überhaupt die Angaben über die Zeit der Entstehung nicht immer zuverlässig, oft irrig sind, habe ich oben in dem Aufsatze ‚Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethes' zu beweisen unternommen.

Die in den Anmerkungen gegebenen Aufschlüsse über Veranlassung, Bedeutung, Komposition, Sachliches und Sprachliches sind keineswegs gleichmässig gearbeitet, oft unzulänglich, dann wieder zu breit und mit Unnöthigem angeschwellt. Nehmen wir gleich die ‚Zueignung'. Was hilft dem Leser die Bemerkung, sie stehe als „Thor vor Goethes zweiter Dichterlaufbahn [ursprünglich folgte „Werther" unmittelbar darauf], derjenigen, welche, in Weimar wurzelnd, in Italien ihre Läuterung und im Bunde mit Schiller [der mehrere Jahre nach der durch die ‚Zueignung' eingeleiteten ersten Ausgabe geschlossen wurde] ihre Vollendung erhalten", der personificirte neue Geist der Poesie [die Wahrheit] erhebe das Gedicht zum „Preambulum" [wie unglücklich, abgesehen von dem barbarischen, aus „preambule" herübergenommenen e!] nicht nur von Goethes damaligen Schriften, sondern von seinen sämmtlichen Werken. Das sind Schalen ohne Kern. Statt dessen war einfach zu sagen, dass Goethe sie 1784 als Einleitung zu seinen ‚Geheimnissen' gedichtet, sie aber später, da er sich vergeblich an einer andern Widmung der ersten Ausgabe seiner Werke versucht, mit einigen Verbesserungen und Aenderungen dieser vorgesetzt, in der zweiten sie wieder mit den „Geheimnissen" verbunden habe, sie darauf seit der dritten, am Anfange der schon in der zweiten mit den Liedern beginnenden Werke erschienen. Nicht wahr ist von Loepers Ausspruch, was die Göttin hier in Worten verspreche, bleibe weit unter dem, was sie wirklich geleistet; ihr Erscheinen sei wichtiger als ihre Rede. Damit wäre ja der Stab über das Gedicht als Ganzes gebrochen, da es weitläufig die lange Unterredung der Göttin mit dem Dichter bis zur weihevollen Ueberreichung des Schleiers darstellt. Freilich bedenkt unser Herausgeber im Redeflusse nicht immer, was er sagt, und so wollen wir gern glauben, dass

ihm dieses nicht ernstlich gemeint sei. Was aber giebt er sonst über die gerade nicht leichte ‚Zueignung'? Weitläufig ergeht er sich über die ähnlichen Erscheinungen einer Göttin, wobei auch die Weihe von Herders ‚Legenden' erwähnt und der Vorgang der alten Dichter (schon bei Hesiod) genauer bezeichnet sein sollte. Aber Goethe war hier von allen alten und neuen Dichtern unabhängig; ihm ergab sich die Vision aus dem, was er in dem die Stelle der Musenanrufung vertretenden Eingange zu dem „wunderbaren Liede" aussprechen wollte, dass er jetzt einen höheren Ton anschlage als in seinen stürmischen Jugenddichtungen, und nicht nach dem Beifall der Menge trachte. Vergebens sucht man in der neuen Ausgabe nach einer Erklärung des einzelnen. Das, was diese wirklich giebt, ist so unbedeutend und nichtssagend wie möglich, dass man staunend fragen muss: „Also dies war vor allem andern der Erklärung wert?" Hören wir, was er dem Leser bietet. Er beginnt damit, dass man „kommen" von den Jahres- und Tageszeiten brauche, mit Verweisung auf Grimms Wörterbuch, was doch als allbekannt unnötig, dazu hier nicht an der Stelle ist, wo der Morgen als Person auftritt, wie die unmittelbar darauf folgende Erwähnung seiner „Tritte" zeigt. Dass die Blume am Morgen „voll Tropfen hing", bedurfte keines Verweises auf das „Triefen der Blume von Zitterperle" im ‚Faust', wogegen die „neue Blume" eher ein Wort der Erklärung verlangte. Der „in Streifen sich sacht vom Flusse hervorziehende Nebel" wird nicht anschaulicher durch den Vers des ‚Faust': „Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen". Bei den Worten: „Der junge Tag erhob sich mit Entzücken", dachte Goethe kaum an die Freude der Sonne, wie ein Held den Weg zu laufen, in der von ihm sonst freilich treffend angewandten Stelle des Psalmisten, vielmehr ist die Sonne entzückt über alles, was sie schaut, wie auch der Wanderer sich freut (5). Und nun muss sich der unverständige Leser sogar sagen lassen, „Nachsicht" sei so viel als das ihm ohne Zweifel unbekanntere „indulgentia", damit der Herausgeber auf den neuen Band von Grimms „Wörterbuch" verweisen kann. „Blumen-Würzgeruch und Duft" wird erläutert durch „dreifache Kompositionen" aus Klopstock. Aber was sind „dreifache Kompositionen" für schreckliche Ungetüme! Dass ein zusammengesetztes Wort mit einem andern wieder zusammengesetzt wird, findet sich nicht selten in der trockensten Prosa; hier aber ward Goethe zu der neuen Komposition dadurch veranlasst, dass in der ersten Fassung („nach Würzgeruches Duft") ein Fuss fehlte. Endlich wird nach einer missverstandenen Aeusserung von mir gesagt: „die Enkel, wie in Klopstocks Zürcher See, Str. 13": dort ist von „der Urenkelin Sohn und Tochter" die Rede. Das sind alle Bemerkungen von Loepers „noch im einzelnen" zu einem Gedichte, in welchem manches andere dringend einer kurzen Hinweisung bedurfte. Mit geringen Ausnahmen geht es in den Anmerkungen so fort; es gilt dem Herausgeber nicht, das Bedürfnis des Lesers zu befriedigen, sondern nur das zu erörtern, wobei er seine Kenntnis und eine oft wohlfeile Gelehrsamkeit zeigen kann, welche derjenige, der einen Dichter für den allgemeinen Gebrauch herausgiebt, ebenso verbergen muss, wie der wirkliche Gelehrte, der weiss, was sich ziemt, es in der Gesellschaft thut. Die Verweisungen auf Zeitschriften und

fern liegende Bücher helfen dem nichts, der sie nicht besitzt und keine Lust hat, sich mit einer weitschichtigen Litteratur zu befassen; er wünscht von seinem Führer zu wissen, was für ihn sich darin findet. Auch die vielfachen Anführungen von Namen der Erklärer sind dem Leser zur Last, wie sie in der willkürlichen Weise, die von Loeper auch hier zeigt, ohne Wert sind, da er oft bei durchaus unbedeutenden Dingen Namen erwähnt, bei wichtigeren sie verschweigt, so dass er die Genannten selbst sich dadurch noch weniger zu Dank verpflichten kann wie den Leser, den solche Namen an einzelnen Stellen nicht kümmern, wenn er sich auch wohl eine allgemeine unparteiische Charakteristik ihrer Leistungen gefallen liesse.

Die „Parallelstellen im Sinne einer vergleichenden Poetik" gehören kaum in eine Ausgabe für den allgemeinen Gebrauch, die für so vieles Notwendigere keinen Raum hat. Dasselbe gilt von den Nachahmungen, die freilich manchen anziehen können, aber zur eigentlichen Erklärung nichts beitragen. Eher trifft dies, wenigstens in manchen Fällen, bei den Komponisten zu. Unbedingte Vollständigkeit hat der Herausgeber sich nicht vorgesetzt, da er bei einzelnen Liedern, an denen sich zahlreiche Musiker versucht haben, ausdrücklich nur die bedeutendsten Komponisten nennt. Verzeichnisse von solchen besitzen wir schon verschiedene von Nicolovius (1828) bis Wenzel (1859), die natürlich bald veralten, so dass von Loeper vieles seit fast einem Vierteljahrhundert Erschienene sachkundig nachtragen konnte. Aber einer Ausgabe, wie die vorliegende sein soll, würde eher eine allgemeine Darstellung der Wirkung Goethes auf die Liederdichter entsprechen; indessen wird es manchen Verehrer Goethes freuen, bei den einzelnen Gedichten die bedeutendsten Komponisten aufgeführt zu sehen und sich zu vergewissern, welche Gedichte überhaupt schon in Musik gesetzt sind. Ein Mangel ist es jedenfalls, dass von Loeper Kompositionen, die in Schillers Musenalmanach sich finden, wie von ‚Meeresstille', ‚glückliche Fahrt', ‚Musen und Grazien in der Mark', übersehen hat, die freilich auch bei Wenzel fehlen. Ausserdem könnten wir noch manche Melodieen da nachweisen, wo von Loeper nicht durch sich „u. a. m." auf weitere Komponisten hinweist, wie beim ‚Fischer' und ‚Erlkönig', bei dem ‚Blümchen Wunderschön', von dem Nicolovius noch eine Melodie von A. J. Crelle nennt; die ‚erste Walpurgisnacht' hatte schon Grönland für eine Singstimme gesetzt. Wie von den eigentlichen Liedern die musikalischen Kompositionen, so sollten von den Balladen auch bildliche Darstellungen aufgeführt werden, was aber nur ausnahmsweise geschieht. Beim „Fischer" wird Hübners Gemälde erwähnt, aber nicht die frühere Aeusserung Goethes gegen Eckermann: „Da malen sie z. B. meinen Fischer und bedenken nicht, dass sich der gar nicht malen lasse". Dabei mag Goethe vorgeschwebt haben, dass das Herabziehen am Schlusse gar nicht malerisch und von ihm absichtlich im Dunkel gelassen ist, obgleich er das nicht anführt, sondern paradox äussert, das Gedicht drücke nur das Anmutige des Wassers aus, das uns zum Baden locke. Die Kupfer Meyers im siebenten Bande der „neuen Schriften" zur ‚Barut' und zur ‚Euphrosyne' hätten doch Erwähnung verdient.

Wenden wir uns zur wissenschaftlichen Bedeutung der neuen Ausgabe, so müssen wir zunächst der Anordnung gedenken. Freilich hat von Loeper mit Recht Strehlkes unselige Zersplitterung aufgegeben und die Ausgabe letzter Hand als notwendige Grundlage anerkannt, so dass nur die im dritten Bande gegebenen Nachträge in den betreffenden Abteilungen nachzutragen seien, aber diesem Grundsatze ist er leider nicht treu geblieben. Die Abteilung ‚Antiker Kunst sich nähernd' hat er nach dem Vorgange von Riemer-Eckermann aus dem zweiten Bande in den ersten unmittelbar vor die ‚Elegien' ohne jede Berechtigung gesetzt, ja wider die entschiedene Absicht des Dichters, der, weil er in der Folge der Abteilungen bunten Wechsel beabsichtigte, die in antiken Versmaassen geschriebenen Dichtungen so auf beide Bände verteilte, dass der erste mit den nach der Rückkehr aus Italien, zum Teil erst in die Zeit des Bundes mit Schiller fallenden, einzelne selbständige Bücher bildenden schloss, während der zweite die von Herder angeregten Gedichte in der Art der griechischen Anthologie brachte, denen die wenigen später in ähnlicher Weise gedichteten und die paar in Hexametern versuchten eingestreut wurden. Nichts lag dem Dichter ferner, als die Epigramme der achtziger Jahre dem Vollendetsten, was er in dieser Art geleistet, vorangehen zu lassen. Ohne nach dem Grundsatze, den Goethe bei der in der dritten Ausgabe gemachten, schliesslich nur durch Nachträge ergänzten Anordnung befolgt, unbekümmert darum, dass die lyrischen Dichter immer das Recht gehabt, über die Anordnung der von ihnen der Mit- und Nachwelt geweihten Musengaben selbst zu verfügen, will er hier an der Neuerung von Riemer-Eckermann „nicht rütteln". Ein Grund der Abweichung wird nicht angegeben, und wäre es der gewesen, dass die in antiken Versen gedichteten Abteilungen nicht von einander getrennt würden, so stände dies gerade im Widerspruche mit der Absicht des Dichters. Ein zweiter Punkt, worin er Riemer nicht hätte folgen sollen, war die Stellung der vier hochbedeutenden Gedichte, ‚Hans Sachs', ‚auf Miedings Tod', der ‚Geheimnisse' und des erst nach Goethes Tod erschienenen epischen Bruchstücks ‚der ewige Jude' an das Ende „der vermischten Gedichte". Goethe hatte diese an den Schluss der ersten Ausgabe seiner Werke gestellt; ursprünglich sollten die beiden ersten schliessen, so dass sie, sterbe er noch in Italien, „statt Personalien und Parentation gelten könnten". Später wurden diese von den lyrischen Gedichten ganz getrennt, kamen in denselben Band mit ‚Faust', den ‚Fastnachtsspielen', den ‚Parabeln' u. s. w., und in diesem besonderen Bande blieben sie auch, als die Ausgabe letzter Hand dem ‚Faust' einen eigenen Band anwies. Die Quartausgabe verteilte sie auf verschiedene Abteilungen; die vierzigbändige brachte sie dann wieder zusammen und setzte sie an den Schluss der ‚vermischten Gedichte', aber deutete ihre besondere Bedeutung wenigstens dadurch an, dass sie im Inhaltsverzeichnisse vor ihnen einen Trennungsstrich setzte und mit jedem Gedichte eine neue Seite begann. Auch dieser so geringen Anerkennung ihrer Besonderheit sind sie in der neuen Ausgabe verlustig gegangen. Es kann keine Frage sein, dass sie kein nachschleppender Nachtrag der ‚vermischten Gedichte' sein dürfen, sondern eine ausgezeichnete Stellung bean-

sprnchen. Aber um den äussern Anstand kümmert sich unser Herausgeber so wenig, dass wir einzelne Lieder (I. 35, 38, 42, 83) ohne alle Überschrift, nur durch einen Strich von den vorigen getrennt finden, bloss aus dem Grunde, weil erst die vierzigbändige Ausgabe sie brachte; in der Aufnahme derselben folgte er dieser unbedingt, aber nicht in der durchaus nötigen Angabe eines Titels, da die Gedichte in den ‚nachgelassenen Werken', wo sie unter der Abteilung ‚Lieder für Liebende' standen, nur durch den Beginn einer neuen Seite von einander geschieden waren, keine Überschrift hatten. Lieber will er den Leser verletzen, als eine nicht authentische Überschrift geben. Nun ist Riemer der Verfasser zahlreicher Überschriften, die Goethe billigte: warum lieber hier Anstoss durch den Mangel der Überschriften erregen, als einen Titel annehmen, worüber der Herausgeber in einer Anmerkung sein kritisches Gewissen entlasten konnte. Auch ist dies anderswo nicht so eng, wie er z. B. in den Liedern aus ‚Wilhelm Meister' statt „dieselbe", „derselbe" ganz unnötig Zahlen eintreten lässt. Aber an strenge Folgerichtigkeit ist eben bei ihm nicht zu denken. So hat er mit Recht die im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand nachträglich gegebenen Abteilungen ‚Epigrammatisch' und ‚Parabolisch', wie es schon seit der Quartausgabe geschehen, mit den gleichen des zweiten Bandes verbunden, dagegen die den Band beginnende Abteilung ‚Lyrisch', die offenbar Nachträge zu den ‚Balladen' und den ‚vermischten Gedichten' enthält, und demnach diesen einverleibt werden sollte, beibehalten; nein auch darin verfuhr er nicht folgerecht, die darin befindlichen Balladen sind diesen mit Recht zugewiesen, dagegen bilden nun die nachträglich gegebenen vermischten Gedichte, welche diesen hinzugefügt werden sollten, eine eigene durchaus unberechtigte Abteilung ‚Lyrisches'; denn es heisst nichts, wenn von Loeper sagt, „die Rubrik bezeichne wesentlich Goethes A l t e r s l y r i k", da dieser sonst nirgendwo zwischen jüngeren und älteren Gedichten geschieden, auch unser Herausgeber nicht gewagt hat, die parabolischen und epigrammatischen Gedichte des Alters verschiedenen Abteilungen zuzuweisen.

Unsere Anzeige würde zum Buche werden, wollten wir auf alles, was uns verfehlt scheint, ausführlich eingehen, wir müssen uns hier und im folgenden auf Andeutungen beschränken, welche auf die Richtungen der Irrtümer und ihre Grundquelle hinweisen, wobei wir durch langjährige Beobachtung der Loeperschen Methode oder vielmehr Methodenlosigkeit unterstützt werden. Die Fälle, wo man abweichender Meinung sein kann, sind bei weitem so zahlreich nicht, wie derjenige meint, der keinen Begriff von Methodik hat und allen entschiedenen Widerspruch und jedes Beharren auf einer methodisch erlangten Überzeugung für Rechthaberei und Eigensinn erklärt. Von Loeper liebt es, wo ihm die Gründe ausgehen, sich auf Goethesche Kernsprüche zu stützen, die freilich treffend einschlagen, wo die Rüge thatsächlich begründet ist, aber im umgekehrten Falle als arger Missbrauch gelten müssen. Wenn derselbe am Schlusse der Einleitung zum zweiten Theile mich dadurch zu beschämen sucht, dass er mich Haberecht und unverbesserlich schmäht, so fühlt er nicht, wie sehr er dadurch sich selbst herabsetzt, fast noch

mehr als durch das im Paroxysmus des Ärgers ihm entfahrende eitle Wort, er habe durch seine Arbeit meine Angriffe zu verdienen sich redlich bemüht. Wie würde von Loeper auffahren, wenn ich in gleicher Weise wie er ein Wort Goethes gegen ihn missbrauchen und sagen wollte: „Hier ist Rhodus! Tanze du Wicht!" In solcher plumpen Weise seine Plumpheit zu erwidern, fällt mir nicht ein. In der Wissenschaft gilt nur die Wahrheit, und jede Ansicht ist nur so viel werth, wie ihre Gründe.

Fragen wir nach der Reinheit des Textes, so finden wir nirgend eine feste Grundlage, nirgend eine Andeutung, wie die verschiedenen Ausgaben sich zu einander verhalten, nicht einmal, dass die dritte Ausgabe durch viele, in der folgenden nicht immer verbesserte Druckfehler entstellt ist, und es deshalb oft schwer zu sagen ist, ob eine dortige Abweichung auf absichtlicher Veränderung oder einem Versehen beruht. Auch davon findet sich keine Spur, dass der Druck in „Kunst und Altertum" oft weniger korrekt und der Text in den daraus in die Ausgabe letzter Hand übergegangenen Gedichten deshalb weniger zuverlässig ist als in denjenigen, die seit 1789 in den vier Ausgaben der Werke eine viermalige Durchsicht erlebt haben. Um so etwas kümmert sich unser Kritiker nicht, er behandelt den Text einfach von Fall zu Fall, wählt nach Gutdünken und zeigt sich nicht selten als Verehrer des Buchstabens dem Geiste gegenüber. In „Kunst und Altertum" II, 3 sind eine Reihe Gedichte zum ersten Male gedruckt. Bei fast allen zeigt sich die grösste Nachlässigkeit der Interpunktion, besonders in der „Ballade", wo z. B. vor dem Refrainverse regelmässig Gedankenstrich mit vorangehendem Punkt oder Ausrufungszeichen stehen sollte, aber in der ersten Strophe bloss ein Komma, in sieben andern blosser Gedankenstrich sich findet. Und diese freilich auch in der Ausgabe letzter Hand und später, wie in der ersten Hempelschen Ausgabe, conservierte Liderlichkeit hat auch von Loeper nicht abgestellt, wie grell sie auch jedem Leser in die Augen leuchtet. Sonst ist in diesem Gedichte nur e i n Druckfehler untergelaufen, 48, „der (statt „er") wandelt", den schon die Ausgabe letzter Hand beseitigte. Von Loeper gedenkt nicht dieses Druckfehlers, sondern eines andern 57 (vielmehr 52) „einiger Ausgaben", was heissen sollte „der Quartausgabe". Im Gedichte ‚Mai' ist „Tischen" für „Tischchen" verdruckt. Weit ärger ist durch Druckfehler entstellt das Gedicht ‚Juni', wo von Loeper nur den schon in der Ausgabe letzter Hand verbesserten „den" statt „denn" als solchen anerkennt, dann auch „Rädern" statt des falschen „Rändern" mit der Quartausgabe, aber nicht ganz ohne Bedenken liest, dagegen als Beschützer dreier anderen ebenso schlimmen auftritt. In Folge eines sehr gangbaren Druckfehlers steht 16: „Bis mir (statt „wir") an Garten und Haus". Der Berliner Kritiker erklärt: „Die Lesart „bis wir", unverbürgt [eine Verbesserung von mir], involviert (?) eine Schlimmbesserung". Ein solches Urtheil ist nur möglich bei der Annahme, Goethe habe „bis mir" gesagt für „bis zu mir" und bei völligem Verkennen des Zusammenhanges. Vor sich sieht der Liebende zunächst ein Thal mit Büschen, Bächen, Wiesen, dann, in grösserer Entfernung, Mühlen, auf die breite Felder folgen, die sich weit erstrecken, bis zuletzt Garten

und Haus sich zeigen. „Wir" ist im volkstümlichen Tone genommen und ein „sind" zu ergänzen. Auch „vom Zopf (statt „Kopf") bis zum Zeh" hält von Loeper für richtig, als ob dem Zeh gegenüber der „Zopf" für den Wirbel, den Scheitel stehen könnte. Das Schönste aber kommt nach. Weil vom Zopf zum Zeh eine Diagonale gäbe (wer denkt sich aber, wenn er die äussersten Punkte nennt, die Verbindungslinie!), so „stehen Zopf und Zeh für Kopf und Fuss", die Teile statt des Ganzen. So wagt man einen Dichter wie Goethe zu misshandeln — einem Druckfehler zu Liebe. Mit gleicher Kühnheit wird „Da erklingt es wie mit (statt „von") Flügeln" gehalten, obgleich in dem „Wanderliede", das denselben Vers hat, „von" steht. Und nun zeigt sich von Loeper in grammatischem Glanze: „das mit ist hier instrumental gedacht, wie ein mit Flügeln bewirkter Klang". Als ob bezeichnet werden sollte, woher es erklinge, nicht vielmehr die Art des Erklingens, des Flügelrauschens. Möglichst undeutlich heisst es: in der Ausgabe letzter Hand stehe III, 41 „wird", III, 65 „von". Die Sache ist die, dass im „Wanderlied" richtig „von" gelesen wird, in unserem Gedichte sich der Druckfehler „mit" samt seinen Genossen aus „Kunst und Altertum" erhalten hat. Auch findet sich nach 4 und 46 Punkt statt Komma, nach 50 statt Ausrufungszeichen; schon die Ausgabe letzter Hand hat hier 4 und 46 das Richtige, von Loeper an allen drei Stellen. Es ist doch gar seltsam, wie dieser übersehen konnte, dass so viel Anstössiges wegfällt, wenn man die unmöglich zu leugnende Nachlässigkeit des ersten Druckes berücksichtigt. Auch sonst verehrt von Loeper die Druckfehler. So hat Viehoff mit Recht in dem Gedichte ‚Selbstbetrug' V. 8 „legt" statt „regt" vermutet, weil dieser Vers den Gegensatz zum Hegen der Eifersucht bilden muss. Der Liebhaber denkt, die Nachbarin schaue herüber, ob der am Tage gehegte eifersüchtige Groll sich noch nicht gelegt habe, und er verspricht sich, sie in Zukunft nie mehr durch seine Eifersucht zu quälen. Das, was sie fühlt (10), ist der Wunsch, dass sich die Eifersucht gelegt habe. Von einem Regen der Eifersucht und gar einem Regen auf immer kann nicht die Rede sein, da er diese ja den ganzen Tag gehegt hat. Unbegreiflich ist mir, wie von Loeper in diesen Versen den Gegensatz seiner Eifersucht und ihrer Gleichgiltigkeit sieht. Das Mädchen ist nicht gleichgiltig, sondern verletzt durch seine Eifersucht und will nichts mehr von ihm wissen. Komisch ist die Frage: „Wenn sein eifersüchtiger Groll sich auf immer legte, warum sollte sie ihn nicht lieben?" Woher weiss denn das Mädchen, was dieser sich jetzt schwört! Er muss dies erst ihr selbst gestehen und ihre Verzeihung erlangen; daran, dass er es wirklich thun wird, ist kaum zu zweifeln, es liegt aber ausserhalb des Kreises des Gedichtes. Es rächt sich hier, wie so oft bei von Loeper, der Mangel des Sinnes für das einfach Wahre. In der berühmten Stelle „auf Miedings Tod" 55 folgt er der neuerdings seit Hirzel fast von allen, die sich öffentlich über die Stelle geäussert, befolgten Ansicht, „Rad", wie im „Tiefurter Journal" geschrieben steht, sei richtig, die Lesart aller Drucke „Rat" ein Versehen. Um mich zu widerlegen, entstellt er meine Ansicht, indem er bemerkt, die Zeit rate nicht, sie befehle, sie zwinge. Und doch hatte ich deutlich genug bemerkt, dass „Rat" hier

nach älterm, auch Goetheschem Gebrauche „Beschluss, Wille“ bezeichne. Ich wiederhole nicht, was ich mehrfach gegen das hier unglückliche „Rad“ bemerkt, muss aber doch der ganz einzigen Erklärung von Loepers gedenken, dass wir dem Rad der Zeit nicht widerstehen, uns mit drehen müssen, heisst „wir werden älter“. Man halte diese Deutung an das Gedicht, und man wird über die Plattheit staunen. Vergleicht man das Tiefurter Journal mit dem ersten Drucke, so bemerkt man einzelne Abweichungen, welche spätere Verbesserungen sein mögen, wie 15 „hererzählt“ statt „hergezählt“, 71 „wenn“ statt „wann“, 83 „von“ statt „mit“, 118 „was“ statt „wie“, 137 „verheert“ statt „verzehrt“, 166 „ihr“ statt „das“; andere sind Druckfehler, 76 „jedem“ statt „jeden“, 147 „Erscheint“ statt „Erschient“, aber einen ganz ähnlichen Schreibfehler wie „Rad“ hat das Journal auch 138, „ward“ statt „wart“. Wenn von Loeper auf Seiten der Druckfehler steht, so ist um so weniger zu erwarten, dass er bisher allgemein übersehene Schreibfehler des Dichters selbst verbessert habe. Einen solchen bildet ‚Wanderers Sturmlied‘ 101: „Wenn die Räder rasselten, | Rad um Rad rasch ums Ziel weg“. Nicht allein ist „Räder, Rad um Rad“ anstössig, sondern die Anschaulichkeit fordert die bestimmte Nennung der Wagen, und so zweifle ich nicht, dass Goethe statt „Räder“ „Wagen“ schreiben wollte, aber das ihm im Sinne schwebende „Rad“ sich schon hier eindrängte, wie ähnliches jeder Schreibende wohl aus eigener Erfahrung kennt. Ebenso wenig kann ich glauben, dass Goethe im ‚Blümlein Wunderschön‘ 36 f. schreiben wollte: „Ich nenne mich zwar keusch und rein, | Und rein von bösen Fehlern“, sondern das zweite „rein“ ist ein Schreib- oder Druckfehler für „frei“. Und im Gedicht ‚Ilmenau‘ muss in derselben Weise in den Versen: „Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang | Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang“ statt des wiederholten „Freiheit“ „Treue“ stehen. Wie hoch wir auch mit Schöll den Wert der Autographen stellen, niemand wird behaupten, dass sie von Schreibfehlern ganz frei seien, die auch beim Drucke oft übersehen wurden, wie auch wohl jeder Schriftsteller weiss, dass er bei der Korrektur zuweilen Fehler übersieht, weil er das liest, was ihm vorschwebt, nicht was wirklich gedruckt steht.

In Bezug auf die Schreibung deute ich auf die Ausstossung des i in den Endungen ig, ich hin, welche überall durchgeführt werden muss, wo der Vers dadurch eine überzählige Silbe erhält, wobei natürlich der Fall ausgenommen bleibt, wo der Dichter auch in anderen Versen desselben Gedichts den Anapäst statt des Jambus sich gestattet. Ich kann die Sache hier nur streifen und muss auf meinen Aufsatz über den Text des ‚Faust‘ in der ‚Zeitschrift für deutsche Philologie‘ verweisen. Der willkürliche Wechsel tritt bei von Loeper scharf hervor. Im ersten Bande findet sich regelmässig die Ausstossung mit Annahme des S. 150 beginnenden, nach dem nachlässigen Druck in ‚Kunst und Altertum‘ aufgenommenen ‚Paria‘, wo das einmal stehende richtige „ew'ge“ für die Absicht des Dichters zeugt. Gleiche Nachlässigkeit zeigt die eigene Abschrift des Dichters im zweiten Bande in der Marienbader ‚Elegie‘, wo durchweg die sonst elidierten Formen voll ausgeschrieben sind, aber in der ersten Handschrift richtig „sehnsüchtger“ stand, wie in der kurz vorher

gedichteten ‚Aussöhnung‘ „ew'ger“ gedruckt ist. Wer die gleichzeitigen Gedichte ‚Elysium‘ und ‚Pilgers Morgenlied‘ (II, 41 ff.) liest, der wird sich überzeugen, dass Goethe nicht im ersteren „heilige“ statt „heilge“ geschrieben haben kann. Es gilt eben die durch die Nachlässigkeit der Handschrift verschuldeten Ungenauigkeiten wegzuschaffen, damit des Dichters Worte von diesen zufälligen Flecken befreit werden, nicht, Hypsaea caecior illa, sich darein zu verlieben. Der Dichter hat solche Ungleichheiten nicht gewollt, nur übersehen.

Höchst wünschenswert ist in einer solchen Ausgabe eine besonnene, gleichmässig durchgeführte Interpunktion, die oft die Stelle der Erklärung ersetzt. Goethe überliess diese den Schreibern und Druckern. Wurde auch von den mit der Durchsicht des Druckexemplars bei den neuen Ausgaben betrauten Freunden manches verbessert, noch die Ausgabe der letzten Hand zeigt darin die grösste Nachlässigkeit und Buntscheckigkeit. Der Dichter hatte gewünscht, dass in letzterer die grosse Zahl der Kommata, die nach früherem Gebrauche gesetzt waren, in der Weise der neueren Zeit vermindert werde; einen eigenen Weg wollte er darin nicht einschlagen, sondern wünschte möglichst mit der in den Buchdruckereien gangbaren, den Lesern geläufigen Weise übereinzustimmen. So ist denn auch einem neuen Herausgeber darin jede vernünftige Freiheit im Sinne der Zeit und zur Bequemlichkeit des Lesers verstattet. Sich hierin auf den Standpunkt der Ausgabe letzter Hand zurückzuziehen, ist ein Rückschritt, abgesehen davon, dass diese sich nicht gleich bleibt, da sie von den ersten Drucken abhängig ist, die selbst eine Zeit von sechzig Jahren auseinanderliegen. Von Loeper folgte meist der Ausgabe letzter Hand, nur in wenigen Punkten, wie im Gebrauch der Kommata vor dem Relativ, weicht er, und auch dies nicht ganz folgerichtig, von dieser ab. Vor allem sollte das Verhältnis der Sätze zu einander und ihre Betonung als Frage und Ausruf möglichst beachtet werden. Das ist in der neuen Ausgabe nicht geschehen; hier stehen oft Kommata an der Stelle stärkerer Zeichen, zwischen Kolon, Semikolon und Punkt wird nicht immer richtig gewählt, Frage- und Ausrufungszeichen sind zu sehr gespart. Im Gedicht ‚Willkommen und Abschied‘ mag es ein (jedenfalls unangenehmer) Druckfehler sein, dass statt des seit dem ersten Drucke nach „Mir schlug das Herz“ stehenden Semikolons ein Komma steht; Strehlke hatte Kolon. Das Semikolon nach 2 genügt nicht, da unmittelbar darauf die Schilderung des Abends bei seinem Ritte folgt; es musste Punkt stehen. Nach 8 des Liedes ‚Neue Liebe neues Leben‘ fand sich im ersten Druck Semikolon, seit 1809 Gedankenstrich; es ist Punkt oder Ausrufungszeichen zu setzen. Gleichsam zur Interpunktion gehört auch der grosse oder kleine Anfangsbuchstabe nach einem Ausrufungszeichen. So ist es irrig, wenn in dem letzgenannten Gedichte von Loeper schreibt: „Liebe! Liebe! Lass mich los!“, in dem Liede ‚an Lina‘: „Nur nicht lesen! Immer singen!“ Die Ausgabe letzter Hand gab richtig „lass!“ (wie auch schon 1775 stand) und „immer“. Von grosser Wichtigkeit besonders für das Verständnis sind die Anführungszeichen. Die Ausgabe letzter Hand verfährt hier ganz willkürlich. Bald vermeidet sie jedes Zeichen der Rede, selbst beim Wechselgespräch, wie in der ‚Zueignung‘, im ‚Heidenröslein‘, in der ‚Generalbeichte‘, dem ‚Sänger‘, dem

‚Hochzeitlied‘, dem ‚getreuen Eckart‘, wo nur einmal ein Gedankenstrich zwei Reden trennt, ja sogar, wenn drei Personen redend eingeführt werden, wie in der ‚Braut von Korinth‘, ‚Alexis und Dora‘, der ‚Ballade‘ (vom Grafen), in mehreren Venediger Epigrammen (10. 11. 26. 75. 97); bald sind, wo nur eine Rede sich findet, die Anführungszeichen in Anwendung gebracht, wie in ‚Geistesgruss‘, in ‚der Müllerin Verrat‘, ‚Wirkung in die Ferne‘, in den Römischen Elegien (6. 13), in ‚Euphrosyne‘ (wo eine Anführung einer anderen Rede in der grösseren nicht bezeichnet ist); bald bloss bei der Gegenrede, wie in ‚Rettung‘, ‚Trost in Thränen‘, im ‚Zauberlehrling‘, in Elegie 14, wo vor, aber nicht nach der in Anführungszeichen gesetzten Erwiederung ein Gedankenstrich steht, und 19, wo nur die Reden der Fama als solche bezeichnet werden, wie in Elegie 7 bloss den in Anführungszeichen stehenden Worten „Dichter! wohin versteigest du dich“? ein Gedankenstrich folgt, oder bei der Anrede, wie in den Venediger Epigrammen (43. 47. 59. 79). Auch finden sich die verschiedenen Reden durch „ und · – von einander geschieden. So erscheinen in Elegie 16 die beiden Reden der Geliebten in Anführungszeichen, die Zwischenrede des Angeredeten ist von zwei Gedankenstrichen eingeschlossen. Im ‚Erlkönig‘ werden bloss die vom Kinde in seiner Angst gehörten Worte des Erlkönigs mit Anführungszeichen versehen, nach den Reden des Vaters und des Kindes steht ein Gedankenstrich, der aber auch unnötig auf die schliessenden Anführungszeichen folgt; in der Ausgabe letzter Hand ist das letztere nur V. 26 erhalten, und diese Inconsequenz hat auch von Loeper conserviert, während Strehlke dem ersten Drucke folgte, nur 16 ist bei ihm der Gedankenstrich ausgefallen. Anders verhält es sich wieder mit dem ‚Gott und der Bajadere‘. Hier sind die Reden der Bajadere und des Wanderers 16—19 durch einen Gedankenstrich von einander getrennt, wogegen im folgenden weder die Worte der Bajadere, noch die der Priester ausgezeichnet sind. Im dritten Bande erschienen die ‚Ballade‘ und der ‚Paria‘: in der ersteren fehlen alle Anführungszeichen (der 57 stehende Gedankenstrich beruht auf einem Versehen des ersten Druckes, wovon freilich Strehlke und von Loeper nichts ahnen); im ‚Paria‘ wird in der ‚Legende‘ 53—57 die Rede des Sohnes durch Anführungszeichen unterschieden, wogegen vor und nach den Worten des Vaters Gedankenstriche stehen, aber im folgenden fehlt jede Andeutung des Anfanges und Endes der Rede V. 71. 76. 90 und 145. Und eine solche durch die Nachlässigkeit des ersten Druckes verschuldete Ungleichheit wurde von Strehlke und dessen Nachfolger als unverletzlich beibehalten. Eigentümlich verhält es sich auch mit ‚Johanna Sebus‘. Hier ist der Chor durch gesperrten Druck ausgezeichnet; alle Reden der drei verschiedenen Personen werden durch einfache Anführungszeichen bezeichnet, am Ende jeder Rede steht aber auch noch ein Gedankenstrich mit einziger Ausnahme des Schlusses der Strophen. Einmal ist eine Pause in einer Rede durch drei Punkte bezeichnet. Irrig ist gesperrt gedruckt die Rede der Sebus V. 20. Am Schlusse wird zwei Mal unnötig ein Gedankenstrich gesetzt. Hier ist von Loeper getreu dem Drucke gefolgt. Seltsam ist es mit dem kleinen parabolischen Gedicht ‚Dilettant und Kritiker‘ bestellt. Hier sind die Reden

des Knaben 11 bis 14 in Anführungszeichen geschlossen, dagegen stehen 15 bis 21 nur Gedankenstriche vor und nach den Reden des Fuchses. Der ‚Bote‘, worin das Gedicht zuerst erschien, hatte hier richtig Anführungszeichen, wodurch der Schluss viel klarer wird, besonders auch hervortritt, dass „Missgeburt!“ Ausruf des Fuchses ist. Das hielt aber von Loeper nicht ab, die unklare Interpunktion beizubehalten, ja er machte sie dadurch noch undeutlicher, dass er das Ausrufungszeichen nach „Missgeburt“ wegliess, ja es scheint, dass er „Missgeburt!“ nicht als Rede des Fuchses fasst. So wenig also hat die neue Ausgabe für eine gleichartige zeitgemässe Durchführung der Interpunktion und dadurch für die Erleichterung des Verständnisses gesorgt. Freilich ist das Setzen der Anführungszeichen insofern gefährlich, als man bei irriger Auffassung sie an ungehörige Stellen setzen wird, aber der Herausgeber muss eben hierin, wie auch im Ergänzen der fehlenden Apostrophe beim Zeitwort mit sicherer Besonnenheit urteilen und, wo er irgend begründetes Bedenken hat, in einer Anmerkung auf den von ihm gemachten Zusatz hindeuten.

Werfen wir schliesslich noch einen Blick (da der Raum uns beengt) auf die neuen Ergebnisse der Erklärung, so ist der Ertrag des Richtigen gegen die Masse des Verfehlten höchst unbedeutend. Wir wollen uns nicht bei kleinen Irrtümern aufhalten, wie dass Goethe die Sebus im Jahre 1809 nicht ‚Hannchen‘ genannt haben soll, wegen Eberhards ‚Hannchen und die Küchlein‘, welches Gedicht doch erst dreizehn Jahre später erschien, sondern beispielsweise nur weniger gedenken, die von wesentlichem Einfluss auf das Verständnis sind, dieses geradezu stören. Das herzliche Lied ‚Gefunden‘, worin Goethe das Glück seiner Ehe in anmutigster Weise nach fünfundzwanzig Jahren feiert, steht in einer merkwürdigen Beziehung zu dem erst im dritten Bande mitgeteilten ‚Im Vorübergehen‘. Von Loeper hat (II, 403) das Verhältnis beider zu einander geradezu auf den Kopf gestellt, indem er das letztere für die kürzere und jedenfalls frühere Gestalt hält, ein Irrtum, der bei ihm freilich schon sehr alt ist. Ich will nicht von der Sonderbarkeit sprechen, ein Gedicht von 25 Versen für kürzer zu halten, als eines, das 5 Verse weniger zählt, nicht von dem Eindruck, den beide, gegeneinander gehalten, auf jeden machen müssen, aber unbegreiflich ist doch das Missverständnis des zweiten Gedichts. Von dem Spaziergänger ‚im Felde‘ heisst es, nachdem „das Blümchen“ ihn gebeten, es nicht zu brechen, sondern zu verpflanzen, er sei im Walde ganz heiter vor sich hin gegangen, und habe immer weiter gewollt. Daraus ergiebt sich, selbst wenn man auf die Überschrift nicht achtet, dass er das Blümchen stehen gelassen. Was macht unser Erklärer daraus? „Die Strophen 4 und 5 jenes Liedes (‚Gefunden‘) vom Verpflanzen und ferneren Gedeihen und Blühen des Blümchens fehlen hier und diese Vorgänge müssen aus dem Schlussverse (vielmehr V. 20) obigen Gedichts ‚Musst mich verpflanzen‘ ergänzt werden“. Also soll der Leser daraus, dass das Blümchen diesen Wunsch geäussert hat, den Schluss ziehen, dass jener ihn erfüllt. Das ist geradezu Widersinn; denn dazu müsste er doch zuerst nach Hause zurückgekehrt sein, während wir hören, dass er in den Wald gegangen sei und sein Sinn immer weiter gestrebt habe. Heisst dies

einen Dichter erklären oder ihn misshandeln? Von Loeper begnügt sich einfach damit, dass V. 21 „uns wieder [d. h. wie im Gedicht ‚Gefunden‘] in den Wald versetzt“. Aber wenn der Spaziergänger früher „im Felde“ war, so muss er doch von dort in den Wald gegangen sein. Bei der Änderung des ‚im Walde‘ in ‚im Felde‘ hatte Goethe offenbar die Absicht, denjenigen, der das Blümchen besehen wollte, vom Felde in den Wald weiter gehen zu lassen. Wie schön lässt er in ‚Gefunden‘ das Blümchen die kurzen zum Herzen sprechenden Worte äussern: „Soll ich zum Welken gebrochen sein“. Man fühlt ordentlich, wie Christiane dem Dichter durch das Wort: „Herr Geheimerat, Sie wollen mich armes Mädchen doch nicht unglücklich machen!“ das Herz rührte, so dass er sie als seine Gattin zu halten versprach. Die Redseligkeit des Blümchens im andern Gedichte ist absichtlich im Gegensatze zu jener kurzen rührenden, nicht berechneten Ausführung und durchaus passend, um das ruhige Weitergehen des Spaziergängers zu erklären. Hiernach kann es nicht zweifelhaft sein, dass das erstere Lied Goethe aus dem Herzen geflossen, das andere im Gegensatze dazu gedichtet ist. Dass beim erstern das Lied ‚Heidenröslein‘ nicht ohne Einfluss geblieben, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Auch bei diesem weichen wir ganz entschieden von unserm Herausgeber ab. Die Behauptung, nach Dungers Ausführung könne kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass Goethe dies nach dem alten Kehrreim ‚Röslein auf der Heiden‘ gedichtet, müssen wir als argen Irrtum zurückweisen, da diese sowohl Goethe als Herder ohne die Spur eines haltbaren Beweises einen unwürdigen Trug aufbürdet. Suphans Darstellung, dass bei Herders Briefen über Ossian ältere Entwürfe, die vor die Bekanntschaft mit Goethe fallen, zu Grunde liegen, hat Haym keineswegs widerlegt, wie Dunger behauptet, und in diesen befand sich bereits das ‚Heidenröslein‘. Doch ich gehe darauf nicht ein, da die Gründe, die Suphan und ich beigebracht haben, keineswegs durch Verschweigen oder unbelegten Widerspruch entkräftet werden.

Ein anderes Beispiel möge die ‚Marienbader Elegie‘ bilden. Hier hat von Loeper die bisherige Annahme in dankenswerter Weise widerlegt und die vollendete Ausführung des Gedichtes auf die Rückreise von Eger nach Weimar verlegt, nur hätte er zum leichteren Verständnis auf Goethes Verhältnis zu Ulrike etwas näher eingehen, auch hervorheben sollen, dass die Gasthöfe, in denen der Dichter und die Levetzows wohnten, auf demselben Platze sich schräg gegenüber lagen. Die innere Form der Elegie, Gang und Zusammenhang hat er nicht verstanden, sondern sich mit einer allgemeinen Ansicht begnügt, wobei gar nicht davon die Rede ist, in wie weit die beiden letzten Strophen wirklich zum Gedichte gehören. Von Loeper setzt voraus, die Levetzows weilten noch in Marienbad, und der Dichter zweifele nur, „ob er nicht lieber, wie einst beim Verlassen Leipzigs, wo er an Annette Schönkopfs Treppe umkehrte, das Wiedersehen der Geliebten ganz vermeiden soll“. Abgesehen, dass beide Lagen himmelweit von einander verschieden waren, übersieht er, dass zu einer solchen Zurückhaltung am letzten Tage, wo die Levetzows in Marienbad weilten, wie von Loeper annimmt, doch gar kein Grund vorhanden war. Unser Erklärer sagt, die vier ersten Strophen schilderten ‚das Wiedersehen vor der endlichen

Trennung'. Dem widerspricht aber geradezu V. 21, wo „nun" auf die nach dem Abschied erfolgte Abreise der Geliebten deutet. Wenn aber, wie von Loeper behauptet, der Anfang auf den Morgen des zuletzt noch mit den Levetzows verlebten Tages deutet, wie kann denn ohne weiteren Übergang der Dichter am folgenden Morgen fortfahren: „Nun (denn dies ist der Sinn) bin ich von ihr geschieden". Das ganze Gedicht kann nur als sehnsüchtige Klage nach der wirklich erfolgten Abreise der Geliebten gedacht sein; sie hatte ihm schon den Abschiedskuss gegeben (19 f.), welcher deutlich genug von dem gewohnten Abendkuss geschieden wird, der ihn immer vergewissert habe, dass er sie morgen wiedersehen werde (15 f.). Von Loeper bringt freilich das Unmögliche zu Wege! V. 16: „So wird es noch der nächsten Sonne bleiben", soll darauf deuten, dass an den letzten gemeinsamen Tag „sich noch der Morgen des folgenden Tages anschloss". Zu solchen Absonderlichkeiten kommt man, wenn man einmal auf einen Irrweg geraten. Die „nächste Sonne" müsste doch nach gangbarem Sprachgebrauch den ganzen Tag bezeichnen, während von Loeper herausbringt, dass sie nur auf den folgenden noch zugesetzten Morgen geht. Die Imperfekta „warst" u. s. w. (7 bis 18) zeigen doch deutlich, dass hier von etwas Vergangenem im Gegensatze zu der in der ersten Strophe gedachten Gegenwart die Rede ist. Solche deutlichen Anzeichen, an die sich jede gewissenhafte Erklärung halten muss, kümmern unsern Herausgeber nicht. Wie ist aber die erste Strophe zu fassen? Ulrike hat am Abend Abschied vom Dichter genommen, um in der Frühe des anderen Morgens abzureisen. „Wie wird es mit dem Wiedersehen an diesem Tage stehen? werde ich sie noch einmal sehen oder nicht?" fragt er sich; denn in seiner Verzweiflung ergreift er den letzten Hoffnungshalm, er denkt sich die Möglichkeit, dass sie doch noch einen Tag verziehe. Aber sein Geist sagt ihm sofort, wie eitel eine solche Hoffnung. Da sieht er in einer Vision das Bild der Geliebten am Himmel, wie sie die Hände ihm entgegenstreckt und ihn zu sich emporzieht. So nur können die Worte verstanden werden: „Sie tritt ans Himmelsthor, | Zu ihren Armen hebt sie dich empor". Von Loeper erklärt das Treten ans Himmelsthor für das Öffnen des Paradieses, muss aber doch eigentlich darunter verstehen, dass sie am Thore ihres Gasthofes erschien. Was soll aber denn heissen, sie habe ihn zu ihren Armen emporgehoben? Und wenn Str. 2 die unmittelbare Folge bezeichnen sollte, so müssten im folgenden „ist", „blieb" u. s. w. statt „war", „blieb" u. s. w. stehen. Die Erscheinung der für ihn verschwundenen Geliebten erinnert ihn zunächst an die paradiesischen Stunden, die er mit dieser genossen, erst 20 kommt er zu seiner jetzigen traurigen Einsamkeit zurück. Nur so ist ein Verständnis der Dichtung möglich. Auch die Erklärung des Folgenden ist bei von Loeper höchst ungenügend, ja, wo wirkliche Schwierigkeit zu überwinden waren, kaum versucht.

Diese Proben mögen hier genügen; auf manche andere ebenso verfehlte Erklärungen muss ich bei anderer Gelegenheit eingehen. Jetzt möchte ich nur noch die neuerdings immer mehr eingerissene und belobte Unart andeuten, persönliche Beziehungen hereinzubringen, als ob

der Dichter dadurch gewänne und nicht auch der Lyriker, wie der Dramatiker, der Epiker, auch der Balladendichter, sich in fremde Zustände versetzen könne, und Goethe dies nicht häufig genug gethan hätte. Das Lied ‚an Mignon', dessen Veranlassung doch am wenigsten zweifelhaft sein kann, soll sich aus einer beabsichtigten Elegie gestaltet haben, weil, worauf von anderer Seite hingewiesen worden, die Äusserung des schwermütigen Mädchens, sie sehe viele Jahre unten Schiffe fahren, die alle an ihren Ort gelangten, zu den Worten der schönen Mailänderin zu Rom in Goethes (mehr als dreissig Jahre späterm) Berichte stimmten: „Schon lange sehe ich vor meinem Fenster (im Hafen von Rippetta) Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen". Als ob die durchaus verständige Mailänderin etwas mit der sonderbaren Mignonschwärmerin zu thun hätte, die das Vorüberfahren der Schiffe nur im Gegensatze zu ihren nie vorübergehenden Schmerzen anführt. Die Mailänderin muss gar auch bei ‚Alexis und Dora' Pathenstelle vertreten. Wenn Goethe vom Abschiede von dieser sagt, er sei „ein abgenötigtes lakonisches Schlussbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit" gewesen, was hat das mit der erst im Augenblick der Abreise hervorbrechenden leidenschaftlichen Liebe des Alexis zu thun? Die Situation hatte Goethe sich frei dichterisch ausgebildet, vielleicht im Gegensatz zu dem ihm schon lange vorschwebenden Stoffe von ‚Hermann und Dorothea'. Mit solchen Einbildungen sollte man die Wissenschaft nicht behelligen. Ja bei dem ‚neuen Pausias', auf den eine Stelle des Plinius den Dichter gebracht, soll Christiane vorschweben, weil diese in einer Fabrik künstlicher Blumen gearbeitet, und das Gedicht ‚aus Situationen seines ehelichen Lebens erwachsen' sein, wie man unter der ‚Geliebten' der ‚Metamorphose der Pflanzen', gestützt auf eine sehr späte, auch in anderer Weise bedenkliche Äusserung von Goethe selbst, an seine geliebte Christiane gedacht hat. Eine arge Versündigung gegen diese ist es, wenn in den Wind behauptet wird, die Elegie ‚das Wiedersehen' (von 1793) sei dem Verhältnisse des Dichters zu Christiane entsprungen. Diese war damals noch eine blühende Schönheit, und am wenigsten empfand Goethe bei ihr nach fünfjähriger Ehe, dass die Reize des Weibes sich nicht mit jedem Frühlinge verjüngen, ja dies empfindet hier nicht der Mann, sondern die Frau, nach von Loepers Scharfsinn Christiane. Doch es kommt noch ärger! Die unglückliche Maximiliane von Laroche, deren Verbindung mit dem Wittwer Brentano die Mutter vermittelt hatte, woran Goethe selbst zur Zeit keinen Anstoss fand, soll von diesem, „vermutlich im Unwillen" über ihre bevorstehende Verheiratung mit den Versen ‚an Mamsell N. N.' bedacht worden sein: ihr Herz gleiche dem Himmelreich; weil die geladenen Gäste nicht gekommen, habe sie zum Feste Krüppel und Lahme gerufen. Auf eine alte Jungfer, die zuletzt den ersten besten genommen, passt dieser Spott, nicht auf die innigst geliebte jugendliche Max. Brentano. Aber wozu verleitet nicht die Sucht, mit einer neuen Ansicht hervorzutreten! Zwei andere Proben von Loepers Spürsinn mögen den Schluss bilden. Das Gedicht ‚Kore', von Riemer „etwa 1819" bezeichnet, soll durch eine Münze veranlasst sein, von der Goethe 1824 eine Form erhielt, obgleich der Spott des-

selben dann ganz unverständlich wäre, der sich dagegen vollständig aufklärt durch meine längst entdeckte Beziehung auf einen Aufsatz von Welcker, die von Loeper unerwähnt lässt. Zum Schluss das Beste! Die Verse ‚zu Gemälden einer Kapelle' sind „erklärendes Beiwort zu den von H. Meyer gemalten Bildern der 1814 wiederhergestellten Rochuskapelle bei Bingen", wobei sich die Verweisung auf Goethes Schilderung des Rochusfestes höchst komisch ausnimmt. Meyer hat bei der Skizze des Bildes des heiligen Rochus sich beteiligt, das der Kapelle ein paar Jahre später geschenkt wurde, nie hat er solche Bilder für die Rochuskapelle gemalt, diese nie sie besessen. Oder von Loeper belege es mit einer Verweisung, die keine taube Nuss ist. Das ist noch schlimmer, als wenn er beim ‚Diner zu Koblenz' Bingen mit Koblenz verwechselt und von Stramberg die Behauptung andichtet, Goethe sei 1774 im Gasthof zum Riesen eingekehrt, der damals noch gar nicht bestand!

Die Ausgabe ist, um es kurz zu fassen, zum allgemeinen Gebrauch nicht geeignet und arm an neuen haltbaren Ergebnissen; nur die Vergleichung neuer Handschriften und manche einzelne Bemerkungen geben ihr einen gewissen Wert, der wohl am bedeutendsten im vierten Bande werden dürfte, wo unter den ‚Paralipomena' auch noch Ungedrucktes zu erwarten ist. Auf manches, was wir nicht berühren konnten, wie auf die ausführlichen Erklärungen der ‚Weissagungen des Bakis', gedenken wir gelegentlich einzugehen; denn wir möchten gegen von Loeper nicht ungerecht sein, sondern ausführen, weshalb wir seine Deutungen nicht annehmen können. Seinen Eifer und seine Kenntnis, die auch gewiss dem dritten, die Sprüche und zahmen Xenien enthaltenden Bande sehr zu Gute kommen wird, erkennen wir ja gern an, nur an Besonnenheit des Urteils, Methodik und reinem Geschmack fehlt es.

Edouard Schuré, Geschichte des deutschen Liedes. Eingeleitet von Adolf Stahr. Dritte Auflage. Mit einem Vorwort von Oskar Schwebel. Allein berechtigte deutsche Ausgabe. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1884. 3 M.

Besprochen von Otto Weddigen.

An Litteraturgeschichten, d. h. an Darstellungen der Geschichte unserer Kunstdichtung haben wir keinen Mangel. Es stimmt einen fast lächerlich, wenn man alljährlich, in regelmässiger Wiederkehr, sieht, wie solche Bücher — Erzeugnisse wissenschaftlicher Tüchtigkeit neben den seichtesten und gewissenlosesten Machwerken des phrasenhaftesten Dilettantismus — den litterarischen Markt überschwemmen.

Es handelt sich in dem letzteren Falle zumeist um buchhändlerische Spekulationen, und das Publikum kauft die Bücher, denn seine Litteraturkenntnis gewinnt es zum nicht geringen Teile mit Hülfe dieses Mediums.

Sind wir quantitativ mit Werken über die Geschichte der deutschen Kunstdichtung überreich versehen, so sieht es mit Darstellungen eines anderen Zweiges unserer Litteratur um so kärglicher aus. Wir meinen die Volkspoesie. Wenn wir von den kleinen Arbeiten Vilmars und Langewiesches, den leider in kein System gebrachten trefflichen Forschungen Uhlands, der Gebrüder Grimm u. s. w. absehen, so be-

sitzen wir kein abgerundetes, ganzes Werk über die deutsche Volksdichtung oder auch nur das deutsche Volkslied. An Volksliedersammlungen, universellen — wie die von Erlachsche, Uhlandsche, Simrocksche, Mittlersche u. s. w. — oder provinziellen und lokalen — wie Toblers schweizerische, Reifferscheids westfälische, Schades thüringische, Hoffmanns von Fallersleben und Richters schlesische, Birlingers schwäbische u. s. w. haben wir ein ganzes Mass, wenn auch diese Sammlungen durch ihre Systemlosigkeit dem Forscher die Arbeit ungemein erschweren.

Aber, wie gesagt, bei alledem gebricht es an einer tüchtigen und umfassenden Darstellung unserer Volkspoesie, dieses köstlichen, dieses ewig frischen Zweiges unserer Nationallitteratur.

Ein Elsässer — kein Franzose, wie Adolf Stahr meint; Schuré stammt aus Strassburg — unternahm es vor etlichen Jahren, eine ‚Geschichte des deutschen Liedes' (Volksliedes?!) zu schreiben; Stahr sandte das Buch mit einer Einleitung hinaus; Schwebel bevorwortete die in deutscher Ausgabe vorliegende dritte Auflage.

Das Buch hat seine liebenswerten Eigenschaften. Ein Hauch warmer Begeisterung durchzieht das Ganze, ein Umstand, der uns um so sympathischer stimmt, als er von einem Elsässer kommt, dem im Herzen die Liebe zum grossen Mutterlande nicht erstorben ist, dem das deutsche Gemüt und das deutsche Lied ein nie versiegender Brunnen heiligster Empfindungen ist.

Dieses rückhaltlos zugestanden, besitzen wir doch an dem Schuréschen Buche nichts weniger als eine Geschichte des deutschen Volksliedes, geschweige der deutschen Volkspoesie.

Der Verfasser wirft zunächst die Begriffe „Volkslied" und „Lied" erschreckend bunt durcheinander. Hätte er wenigstens eine Darstellung des einen oder des anderen gegeben! Oder — wie es nicht mehr denn Recht wäre — an die Stelle des „Liedes" — er behandelt z. B. in einem ganzen Kapitel die Goetheschen Gedichte — das „volkstümliche Lied" gesetzt!

Schurés System, sein Begriff des „Volksliedes", ist also gänzlich verfehlt. Gewiss hat unsere Kunstdichtung in gewissen Perioden die wichtigste Nahrung aus dem Volksliede gezogen und soll und muss es fortgesetzt thun, wenn sie nicht zur Unnatur und zu Künsteleien ausarten will — aber dieser Umstand berechtigt doch wahrlich nicht dazu, Kunst- und Volkspoesie in einem Tiegel zu verarbeiten.

Weiter vermissen wir bei Schuré ein systematisches Eingehen auf die verschiedenen Zweige des Volksliedes, auf das religiöse, das historische, erotische u. s. w. Für das erstere waren die Werke von Wackernagel und Koch, für das zweite z. B. die Sammlungen der Freiherren von Liliencron, von Ditfurth u. s. w. eine reiche Fundgrube. Grundfalsch ist auch Schurés Behauptung, dass der Ursprung des deutschen Volksliedes in den Kämpfen der Schweizer, welche im 14. Jahrhundert die Schlachten von Morgarten und Sempach schlugen, zu suchen sei. Die Wurzeln des deutschen Volksliedes reichen bis in die ältesten heidnischen Zeiten zurück. Ja jedes Volks beginnt mit einer Art Volkspoesie, während die Kunstdichtung sich erst weit später entwickelt.

Und so hätten wir noch Manches an dem Werke auszustellen. Es ist voll geistreicher Aperçus, voll von Räsonnements, aber bei Leibe keine Geschichte des deutschen Volksliedes, welche Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben könnte*).

Dieses soll uns aber nicht abhalten, die Lektüre von Schurés Buch für eine Stunde der Musse zu empfehlen. Man kann ihm trotz aller seiner grossen Fehler nicht zürnen. Es waltet, wie wir schon eingangs betonten, ein zu liebenswürdiger Geist über ihm; es ist das Produkt redlichen Wollens, hinter dem das Können zurückgeblieben ist.

Segenbringend wird es in den weiteren Kreisen immerhin durch die von ihm unwillkürlich ausströmende Begeisterung wirken, die es auch erzeugt hat.

Zuschriften an den Herausgeber.

Karlsruhe, 4. Mai 1884.

Geehrtester Herr Professor!

Mit Bezug auf die im Märzheft der akademischen Blätter, Heft III, S. 184 enthaltene Erklärung des Herrn Professor Elze beehre ich mich folgende von mir erbetene Mitteilung der Groteschen Verlagsbuchhandlung einzusenden; das Original habe ich Herrn Prof. Elze selbst zugestellt.

Berlin, 25. März 1884.

Hochgeehrter Herr Oberschulrat!

Gedruckt ist jene erste Ausgabe im August, erschienen im Herbst 1868. Dagegen sind Anfang September 1869 jene vier Bändchen und darunter auch die Minna der Schulausgabe erschienen. Letztere Ausgaben sind nicht weiter geführt und eingegangen, weil sie, wie Sie seiner Zeit gleich vorausgesetzt, Beifall nicht gefunden haben. Die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Mit aller Hochachtung ergebenst

Dr. Wendt.

Geehrter Herr Redacteur!

Als ich in meiner, an Sie gerichteten Zuschrift vom 16. Febr. d. J. (siehe Ak. Bl., Heft 3, S. 184 folg.) die Priorität der Conjectur Pret-au-Vol für mich in Anspruch nahm, die mir fast 15 Jahre hindurch nicht bestritten worden war, that ich das nicht ohne sowohl von buchhändlerischer, als auch von bibliothekarischer Seite berathen und unterstützt worden zu sein. Trotz dieses Beistandes war es unmöglich die Grote'sche Ausgabe der Minna von 1868, auf welche sich Hr. Dr. Wendt berief, ausfindig zu machen; sie wird in der That weder in Hinrichs Verzeichniss für 1868 unter ihrem Separat-Titel aufgeführt, sondern nur unter dem erst jetzt von mir entdeckten Gesammt-Titel „Hausbibliothek", noch steht sie in dem Grote'schen Verlags-Katalog, der im Gesammt-Verlags-Katalog des deutschen Buchhandels (Münster, 1881), Bd. II, 1, S. 659 enthalten ist, indem dort nur die zweiten Auflagen der „Meisterdramen" (das ist ein zweiter Gesammt-Titel) und der Sonder-Ausgabe aufgeführt werden. Erst nach fortgesetzten Bemühungen ist es mir endlich gelungen, mich von der Existenz dieser Ausgabe zu vergewissern und ein Exemplar derselben zu erlangen, nach welchem sich allerdings die Thatsache herausstellt, dass Hr. Dr. Wendt die Conjectur Pret-au-Vol bereits im Jahre 1868, also früher als ich, veröffentlicht hat. Hochachtungsvoll und ergebenst

Halle, 10. Mai 1884. K. Elze.

---

*) Möge es gestattet sein zu bemerken, dass von dem Recensenten eine ‚Geschichte der deutschen Volkspoesie von dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Neuzeit'; München 1884, Verlag von Georg D. W. Callwey sich unter der Presse befindet.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. März bis 1. April 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Crueger, Johannes, Das erste neuhochdeutsche Minnelied. ‚Zschr. f. d. Phil.‘ 16 (1), 85—88.

Distel, Theodor, Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. (Eine Mitteilung bisher unbekannter Briefe). Mit dem (Lichtdr.)-Bildnis der Frau v. Humboldt nach Schick. Leipzig, Barth. ℳ 1,50.

Düntzer, Goethe und die Bibliotheken zu Weimar und Jena. ‚Cbl. f. Bibliothekwesen‘ 1884 (3).

Fischer, Luther und die Bibel. Vortrag. Görlitz, Remer. ℳ 0,20.

Gaedertz, K. Th., Das niederdeutsche Schauspiel von Ekhof bis zur Franzosenzeit. ‚D. Revue‘ 1884 (5), 75—86.

Geiger, Carl. Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. (Aus: ‚Correspondenzbl. f. d. württ. Gelehrten- und Realschulen). Tübingen, Fues. ℳ 0,60.

Gerbert, C., Die Abfassung des Lutherliedes ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘. Zürich. ℳ 0,50.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. 5. Band. Frankfurt a. M. Literar. Anstalt, Rütten u. Loening. ℳ 12.

Gottschall, Rudolf v., Das neue deutsche Bühnendrama. II. ‚Gartenlaube‘ 1884 (12), 200—203.

Holstein, H., Schiller und Iffland. ‚Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (10; 11; 12; 13).

—, Der Dramatiker Thomas Birck. ‚Zschr. f. d. Phil.‘ 16 (1), 71—85

Hüllemann, K., Val. Andreae als Pädagog. 1. Teil. Progr. der Thomasschule in Leipzig.

Klostermann, Aug., Ueber deutsche Art bei Martin Luther. Ein Vortrag, gehalten im Lutherhause zu Kiel am 21. Nov. 1883. Kiel, Biernatzki. ℳ 0,60.

Latendorf, Fr., Bugenhagens Glossen zum Jesus Sirach. ‚Zschr. f. d. Phil.‘ 16 (1), 96—97.

Linn, Luther als deutscher Dichter. Vortrag. Görlitz, Remer. ℳ 0,20.

Luthers Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung. Progr. der Realschule in Oldenburg.

Mead, Edw., Martin Luther. A study of reformation. Boston, Ellis. D. 1,25.

Mosen, R., Das Unwahrscheinliche auf der Bühne. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (11), 161—62.

Nicolai, Friedrich. ‚Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (9).

Pröhle, H., Karl August. ‚Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (9; 12).

Psichari, J., La ballade de Lénore en Grèce. ‚Revue de l'histoire des religions‘ 1884. S. 27—64.

Röselmüller, W., G. Arnold als Kirchenhistoriker, Mystiker und geistlicher Liederdichter. Progr. der Realschule in Annaberg.

Schmidt, Julian, Conrad Ferdinand Meyer. ‚Preuss. Jahrbücher‘ 53, 264—83.

Schrader, O., C. L. v. Knebel. ‚Nord und Süd‘ 1884 (3).

Siegen, Karl, Hieronymus Lorm. ‚Literar. Merkur‘ 1884 (9), 129—33; (11), 163—67.

Stohn, Herm., Lehrbuch der deutschen Poetik für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenbildungsanstalten. Leipzig, Teubner. geb. ℳ 1,60.

Wolff, Heinrich von Kleist. ‚De Gids‘ 1884 (Februar).

Ausgaben. Sammelwerke.

Goethe, Hermann und Dorothea. Mit Einleitung und Anmerkungen von Adf.

Lichtenheld. — Schulausgaben classischer Werke, her. v. J. Neubauer. Nr. 2. Wien, Graeser. ℳ 0,48.
Goethe, Iphigenie auf Tauris. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von J. Neubauer. — Schulausgaben classischer Werke, her. v. J. Neubauer. Nr. 1. Wien, Graeser. ℳ 0,60.
Heine, Heinrich, Memoiren über seine Jugendzeit. Her. v. Eduard Engel. ‚Gartenlaube' 1884 (10), 165–67; (11), 179—81; (12), 194—96.
Jean Paul, Ueber das Immergrün unsrer Gefühle und andere kleinere Dichtungen. ‚Universal-Bibl.' Nr. 1840. Leipzig, Reclam. geb. ℳ 0,60.
Körner, Werke. 2 Bde. Elberfeld, Loll. geb. ℳ 3.
Lessing, G. E., Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Mit Einleitung und Anmerkungen von J. Neubauer. — Schulausgaben classischer Werke, her. von J. Neubauer. Nr. 5. Wien, Graeser. ℳ 0,60.
Luther, Martin, Trostschriften. Her. von Johannes Delius. Gotha, Perthes. geb. ℳ 2,40.
Rückert, Friedr., Gedichte. Auswahl des Verfassers. Mit Zugaben. 21. Aufl. Mit dem Bildnis d. Verf. Frankfurt a. M., Sauerländer. ℳ 5.
Wehl, Feod., Gesammelte dramatische Werke. 3. Bd. 2. Aufl. Leipzig, Reclam. ℳ 1,50.

Zeitgenössische Dichtung.

Frenzel, Karl, Nach der ersten Liebe. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. ℳ 8.
Meissner, Alfr., Dichtungen. 4 Bde. Wohlf. (Titel-)Ausgabe. Berlin (1881), Paetel. à ℳ 3.
Taylor, George, Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung. Leipzig, Hirzel, ℳ 8.
Wachenhusen, Hans, Die Hofdamen Ihrer Hoheit. Roman. 3. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.
—, Die Verstossene. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.
Winterfeld, A. v., Modelle. Humoristisch-socialer Roman. 2., wohlf. Aufl. Jena, Costenoble. ℳ 3.

Übersetzungen.

Gogol, Nik., Phantasien und Geschichten. Uebersetzt von Wilh. Lange und Philipp Löbenstein. 4. Bd. ‚Universal-Bibl.' Nr. 1836. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.
Tegnér, Esaias, Die Abendmahlskinder. Aus dem Schwedischen von Edm. Zoller. Illustriert von Erwin Oehme. 2. Aufl. Leipzig, Titze. geb. ℳ 12.
—, Werke. Uebersetzt und her. von Gfr. v. Leinburg. 2. Bd. Leipzig, Leiner. ℳ 2,50.
Vergils Werke. 2. Bd. Mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Dütschke. ‚Deutsche Hand- und Hausbibl.' 122. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. ℳ 1.

Vermischtes.

Birlinger, A., Zum Grimmschen deutschen Wörterbuche. ‚Zschr. f. d. Phil.' 16 (1), 98—105.
Braun-Wiesbaden, K., Fremdwörter in den deutschen Volksmundarten. IV. ‚Allg. Ztg.' 1884 (68 Beil.), 1002—3.
Duncker, A., Die Brüder Grimm. ‚Allg. Ztg.' 1884 (61 Beil.), 897–98; (62 Beil.), 913–15; (66 Beil.), 969—70; (67 Beil.), 985—86; (69 Beil.), 1017—19; (72 Beil.), 1057—59; (74 Beil.), 1089—91; (78 Beil.), 1045—46.
Herzog, A., Theodor Heyse. ‚Allg. Ztg.' 1884 (63), 922—23.
Riegel, H., Die Fremdwörterseuche u. die preuss. Schulen. ‚Gegenwart' 1884, (13), 201–202.
Schönbach, A., Karl Müllenhoff. ‚Allg. Ztg.' 1884 (79 Beil.), 1161—62; (81 Beil.), 1194—95.

Recensionen.

Andresen, Karl Gustav, Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen. Ang. v. Karl Kinzel, ‚Zschr. f. d. Phil.' 16 (1), 127—28.

Andersen, Karl Gustav, Ueber deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. Ang. v. Karl Kinzel, ,Zschr. f. d. Phil.' 16 (1), 126—27.

Arnim, Achim v., Tröst Einsamkeit. Her. von Friedr. Pfaff. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (11), 364—65.

Avenarius, Ferdinand, Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Ang. ,Grenzboten' 1884 (14), 56.

Braun, Jul. W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. 1. Bd. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (10), 326.

Brauns, C. W. E., Die Nadel der Benten. Japanesischer Roman aus der Jetztzeit. Ang. v. Erich Schmidt, ,D. Lztg.' 1884 (12), 443—44.

Brentano, Clemens, Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg. Mit Vorwort und Anmerkungen her. v. Karl Bartsch. Ang. v. J. Minor, ,Zschr. f. d. öster. Gymn.' 34, 960.

Carrière, Moriz, Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Litteraturgeschichte. Ang. v. Eduard v. Hartmann, ,Gegenwart' 1884 (13), 197—98. — Ang. v. E. Ziel, ,Allg. Ztg.' 1884 (61 Beil.), 898—99.

Elsässische Volkslieder, gesammelt und her. v. Kurt Mündel. Ang. v. E. Martin, ,D. Lztg.' 1884 (13), 471—72.

Fäulhammer, Adalb., Franz Grillparzer. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (13), 446.

Franzos, K. E., Der Präsident. Ang. v. Theophil Zolling, ,Gegenwart' 1884 (11), 166—68. — Ang. v. B. Glogau, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (11), 169.

Goedeke, Karl, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Ang. v. Otto Brahm, ,D. Rundschau' 1883/84 (11), 400.

Goldbaum, W., Litterarische Physiognomien. Ang. ,Allg. Ztg.' 1884 (72 Beil.), 1059—60.

Grucker, Emile, Histoire des doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (13), 444—45.

Haller, A. v., Gedichte, her. v. Hirzel. Ang. v. Seuffert, ,Zschr. f. d. A.' N. F. 16, 2.

—, Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, her. v. Hirzel. Ang. v. Seuffert, ,Zschr. f. d. A.' N. F. 16, 2.

Henkel, Herm., Das Goethesche Gleichnis. I. Ang. v. Daniel Jacoby, ,D. Lztg.' 1884 (10), 357—58.

Hesekiel, L., Alaaf Köln. Roman. Ang. v. J. J. Honegger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (13), 194—96.

Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Ang. v. G. Portig, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (13), 205—7. — Ang. ,Westermanns Monatsh.' 1884 (4), 133—35. — Ang. ,Grenzboten' 1884 (13), 649—53.

Hirsch, Franz, Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Ang. v. Paulus Cassel, ,Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (13).

Hopfen, Hans, Brennende Liebe. Ang. v. M. G. Conrad, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (10), 149—51. — Ang. v. P. Lindau, ,Nord u. Süd' 1884 (3).

Keller, G., Gesammelte Gedichte. Ang. v. Theophil Zolling, ,Gegenwart' 1884 (9), 136-39. — Ang. v. E. Ziel, ,Allg. Ztg.' 1884 (71 Beil.), 1042—44.

Kleists, E. v., Werke. 2 Th. Briefe. Her. von Sauer. Ang. v. Seuffert, ,Zschr. f. d. A.' N. F. 16, 2.

Krüger, Bartholomäus, Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Her. v. Johannes Bolte. Ang. v. W. Scherer, ,D. Lztg.' 1884 (12), 426.

Lewald, F., Stella. Roman. Ang. v. J. J. Honegger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (13), 198.

Lindemann, R., Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. v. Herder. Ang. v. H. Düntzer, ,Berliner phil. Wochenschrift' 1884 (12), 370—76.

Linnig, Franz. Deutsche Mythenmärchen. Beitrag zur Erklärung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Ang. v. Josef Seemüller, ‚D. Lztg.' 1884 (12), 425–26.

Litzmann, Berth., Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (13), 443—44. — Ang. v. Minor, ‚G. G. A.' 1884 (4).

Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopstock. Ang. v. Seuffert, ‚Zschr. f. d. A.' N. F. 16, 2.

Meister, Karl Severin, Das katholische deutsche Kirchenlied. Ang. v. Liliencron, ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. 92 und 93).

Minor, Jac., Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (10), 324–26.

Müller, Alfred, Volkslieder aus dem Erzgebirge. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.' 1884 (9), 315.

Muncker, Franz, Johann Kaspar Lavater. Ang. v. Daniel Jacoby, ‚D. Lztg.' 1884 (13), 472—73.

Musset, A. de, Rolla. Deutsch v. L. Ganghofer. Ang. v. R. Waldmüller, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (13), 203—204.

Neubaur, L., Der ewige Jude. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (13).

Niemann, August, Die Grafen von Altenschwerdt. Roman. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.' 1884 (9), 327–28.

Paulus, E. und Weitbrecht, K., Schwäbisches Dichterbuch. Ang. v. Ernst Ziel, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (11), 163—65.

Reinkens, Jos. Hubert, Lessing über Toleranz. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (14), 474—75.

Riegel, Hermann, Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Ang. v. J. M. Stowasser, ‚Zschr. f. d. öster. Gymn.' 34, 927—28.

Runeberg, J. L., Die Sagen des Fähnrich Stahl. Aus dem Schwed. v. C. F. N. Ang. v. R. Waldmüller, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (13), 204—5.

Schmidt, Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 1. Bd. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (10), 322—24. — Ang. v. Emil Grosse, ‚Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (11). — Ang. v. J. Baechtold, ‚D. Lztg.' 1884 (11), 396.

Schumann, J. Chr. G.; Gotthold Ephraim Lessings Schuljahre. Ang. ‚D. Lztg.' 1884 (10), 357. — Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (13), 445—46.

Spielhagen, Friedrich, Uhlenhans. Ang. v. G. Hartung, ‚Grenzboten' 1884 (12), 603—12.

Stern, Adolf, Geschichte der neueren Litteratur. Ang. v. F. Muncker, ‚Allg. Ztg.' 1884 (85 Beil.), 1249—50.

Storm, Th., Hans und Heinz Kirch. Ang. v. Frhr. K. v. Richthofen, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (12), 179.

Stürmer und Dränger, erster Teil: Klinger und Leisewitz, her. v. A. Sauer (79. Bd. der deutschen Nationalliteratur). Ang. v. F. Prosch, ‚Zschr. f. d. öster. Gymn.' 34, 909—27.

Sutermeister, O., Swizer-Dütsch. 17.—20. Heft. Ang. v. O. Henne-Am Rhyn, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (11), 165—66.

Taylor, George, Jetta. Ang. v. Theophil Zolling, ‚Gegenwart' 1884 (13), 199—200. — Ang. v. A. Horawitz, ‚Allg. Ztg.' 1884 (83 Beil.), 1225–26.

Vierordt, H., Neue Balladen. Ang. v. F. v. Goeler-Ravensberg, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (12), 187—88.

Waniek, Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Literatur des 18. Jahrh. Ang. v. Seuffert, ‚Zschr. f. d. A.' N. F. 16, 2.

Wichert, E., Eine vornehme Schwester. Roman. Ang. v. Frhr. K. v. Richthofen, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (12) 181.

Wilbrandt, A., Die Tochter des Herrn Fabricius. Ang. v. K. Nissel, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (12), 186.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Brief der Gräfin Luise Stolberg, den Übertritt Friedrich Leopolds von Stolberg zur katholischen Kirche betreffend.

Mitgeteilt von

Stephan Waetzoldt.

Im J. 1877 gestattete mir der seitdem verstorbene Geheime Justizrat Dr. Sell in Bonn freundlichst von dem nachstehend mitgeteilten, damals in seinem Besitze befindlichen Briefe der Gräfin Luise Stolberg, Gemalin Christian Stolbergs, geborenen Gräfin von Reventlow, Abschrift zu nehmen. —

Der Brief ist aus W. (sc. Wiedebye) 10. August (sc. 1800) datiert und, wie die Aufschrift besagt „An den Herren Kammer-Secretair Nicolovius in Eutin" gerichtet. Die Schreiberin steht augenscheinlich noch ganz unter dem schmerzlichen Eindruck des wenige Wochen vorher erfolgten Übertritts ihres Schwagers. —

W. 10. Aug.

Lieber Nico, so ist es also geschehen was wir fürchteten. Der liebe, liebe Fritz! O! ich kanns noch nicht fassen. Wie lange ich es auch fürchtete — denn ich hatte es mir nie mit allen seinen schreckl. Folgen gedacht. — Mir ist nun jede andere Klage geschweigt, W.*) ist mir nichts mehr. Diess grosse Unglück hat jede andere empfindung verschlungen, ich kann nur sie denken! nur sie empfinden O! dass ich diess grosse Unglück nicht erlebt hätte! Der liebe Fritz! Er ist ganz in Wahrheit und gradheit in ihr Netz gelaufen. Aber wie kann Er, der so im geiste und in der Wahrheit leib und lebt, wie kann er eines andern gewandes sich bedürftig glauben, oder noch über das anbeten zu Jerusalem oder Samaria sich gedanken machen?**) und um dieses Vorzugs Willen allen den seinen entsagen? Aber in Ihm Ehre ich auch was mich Unglückl. macht denn er ist durch und durch edel rein und wahr. lieber Nico ich bin gewiss auch Ihnen ists so, u. sie werden ihn lieben nach wie Vor, ihn liebreich empfangen auch unser Phil.***) jede

*) Wiedebye bei Eckernförde, wohin Christian Stolberg in demselben Jahre aus Tremsbüttel übergesiedelt war.

**) vgl. Ev. Johannis 4, 20 f.

***) Philosoph, Fr. H. Jacobi, der sich 1799 in Eutin niedergelassen hatte.

andere behandl. würde den Riss vermehren u. Wapfen u. gründe gegen uns in die Hand geben. Es ist mir zu ohren gekommen als hätten Sie u. auch Jacobi sich nicht freundl. geäusert. ich begreife es, aber billige es nicht. Doch bin ich gewiss, dass sie Ihm ins schöne helle Auge nicht ohne rührung u. liebe blicken werden, diesen br. sehe niemand, auch reden sie nicht davon mit St.*) fals er noch bey Ihnen ist. Auch ihn hatte es betrübt er sahe wie ich die Folgen. Ach! und unser Jacobi, der muss auch hier als mensch begreifen; als Phil. tolerieren, als Freund lieben. hat er doch Fichte getragen! mein Herz ist so Wund ich bedarf ein Wort des Trostes der Liebe von Ihnen v. Jacobis, ich erwarte St. mit einer Ungeduld die keine Worte hat, u. mit einer namenlosen Wehmuth. O! drücken Sie Jacobi an ihr Herz in meinen Namen u. an das Herz unseres Fritzes. Unseres, er bleib unser doch mehr als derer, die ihn uns entrissen. Unser durch sein Wesen, ihnen gehört nur das gewand, das sie ihn umhangen, Wie giengs Salomo —! lassen Sie auch Jacobi diesen br. nicht sehen ich kenne Ihre Verschwiegenheit, aber . . . .*) könnte in einem heftigen Augenbl. den ich wohl begreife, mich nennen. Bester Nico schreiben Sie mir bald, ich hofte gestern auf einen br. ade ich herze Lulu u. die lieben kl.

L. St.

*) Christian Stolberg.
**) Unleserlich: Lene?

Ein Brief Schillers an Leonhard Meister.

Mitgeteilt von

J. Baechtold.

Mannheim d. 12. November 84.

Die Freiheit, die ich mir jezt nehme, Sie mit einem Brief und einer Bitte zu beunruhigen, kann nur durch die einzige Rüksicht entschuldigt werden, dass ich ein Mitglied derjenigen gelehrten Gesellschaft bin, welche gegen Ihre vortrefliche Abhandlung über die Preissfrage gerecht war. Ich könnte vielleicht hinzusezen, dass die Stimmen der Gesellschaft mich zu einem von den Dreien erwählten, welchen die Entscheidung übertragen ward — Dann aber würde ich nur meinem Geschmack, nicht aber meiner Freundschaftlichen Gesinnung gegen Sie das Kompliment machen. Darauf aber bin ich stolz, dass der Zufall mich so weit begünstigte, einem der vortreflichsten Köpfe Deutschlands bewiesen zu haben, dass ich ihn schäze.

Sehen Sie indessen diesen Vorbericht ja nicht für eine sogenannte *Captatio benevolentiae* an, weil ich jezt zu einer Bitte übergehe. Ich

weiss, dass Sie Unternehmungen, welche zum Vortheil der Schönen Litteratur und der Menschheit angefangen werden, Ihrer Aufmerksamkeit und auch vielleicht thätigen Theilnahme würdigen. Beiliegende *Avertissements* werden Sie damit und auch mit mir selbst etwas näher bekannt machen. Darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, diese Sache durch Ihre Mitwirkung in Zürch und den dasigen Gegenden befördert zu sehen? Dieses, werthester Herr Professor, ist es, warum ich Sie angelegentlich bitte, weil nur die gehörige Unterstüzung von Seiten des Publikums dem unternommenen Werke Vortreflichkeit geben kann. Ihre Zirkel, Korrespondenz, Empfehlungen versprechen mir den besten Erfolg. Wollen Sie solche zu Beförderung meines Wunsches anwenden, so verpflichten Sie Sich dadurch einen Mann, der sich's zur grösesten Ehre schäzt sich nennen zu dürfen

Ihren

ergebensten

F. Schiller D.

Der vorstehende Brief, mit welchem Schiller seine ‚Ankündigung der Rheinischen Thalia' dem Züricher Vielschreiber Leonhard Meister (1741—1811) übersandte, befindet sich im Privatbesitz zu Winterthur. Die von Meister gelöste Preisfrage, die Schiller im Eingang erwähnt, ist in den ‚Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim', Bd. I, 255 ff. und Bd. II, 5 ff. (1787) gedruckt: ‚Hauptepochen der deutschen Sprache seit dem 8. Jahrhundert'. Vergl. auch B. Seuffert im ‚Anzeiger für deutsches Alterthum', VI, 294. Schiller schickte sein als Einzeldruck erschienenes Avertissement um dieselbe Zeit auch an Boie, worauf die Ankündigung der Thalia im deutschen Museum von 1784, Decemberheft, zum zweiten Abdruck gelangte. Der Brief an Boie steht im ‚Schiller-Album der allg. deutschen National-Lotterie'. Dresden 1861, S. 19 f.

Bekanntlich hat Schiller später den Herrn Leonhard in den Xenien ganz anders apostrophiert:

„Deinen Namen les ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund, den man in allen vermisst".

In Winterthur befindet sich ein Stammbuch aus dem vorigen Jahrhundert, welches einem Studierenden der Medizin, der Jena besucht, angehört hatte und das ebenfalls zwei kleine Schiller-Reliquien enthält. Schiller schrieb in dieses Album die bekannten Anfangsworte aus den Aphorismen des Hippocrates in lateinischer Übersetzung:

„Ars longa, vita brevis, judicium difficile.
Jen. VII. Octobr. in benevolam sui memoriam
1792. scripsit
F. Schiller".

Die Gattin des Dichters trug in das nämliche Stammbuch die Verse aus „Tasso" ein:

„Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muss auf ihn wirken.

Jena den 6ten 8bre 1792. Charlotte Schiller, gebohrne von Lengefeld“.

Der Schwank vom Kaiser und Abt*).

Von

R. Sprenger.

Der Schwank vom Kaiser und Abt, welchen Bürger durch seine meisterhafte Übertragung der Ballade bei Percy wieder in die deutsche Litteratur eingeführt hat, war mit abweichenden Fassungen der Rätselfragen schon lange vorher in derselben sehr verbreitet. Er findet sich in ‚Burchard Waldis Esopus‘ Bd. I, S. 92**), in zwei dramatischen Bearbeitungen: bei Keller, ‚Fastnachtspiele‘ No. 22 und in den ‚Schauspielen des Herzogs H. Julius von Braunschweig‘ ed. Tittmann S. 111 ff., sowie in J. Paulis ‚Schimpf und Ernst‘ No. 55 der Ausgabe von Oesterley, wo auch Nachweise über seine Verbreitung zu finden sind. Ferner ist derselbe mündlich verbreitet in zwei Mährchen. I. ‚Aus der Schweiz‘, mitgeteilt bei Goetzinger, ‚Deutsche Dichter‘, I. 257; II. aus Hessen, abgedruckt bei Leimbach ‚Ausgewählte deutsche Dichtungen‘ I, 257. Eine andere bisher wenig beachtete Fassung findet sich in dem grossen Gedichte, welches ein Ostfriese Namens Josef am Ende des 15. Jahrhunderts über die sieben Todsünden gedichtet hat, und von welchem Babucke in einem Programm, Norden 1874 fortlaufende Auszüge veröffentlicht hat. In demselben wird von einem stolzen Könige erzählt, der sich in seiner prächtigen Hofhaltung fast Gott gleich dünkt. Diesen sucht ein weiser Mann dadurch von seinem Hochmut zu heilen, dass er vor ihm auf die Knie fällt, dann aber sich sogleich neben ihn setzt um ihm zu zeigen, dass er, gleich ihm, ein Mensch sei. Derselbe

*) Die älteste Gestaltung des Schwankes findet sich bei dem Italiener Fr. Sacchetti (‚Novelle di Franco Sacchetti, Cittadino Fiorentino‘) bald nach 1370, von dem zahlreiche andere romanische Darstellungen abhängig scheinen. Siehe Holzhausen, ‚Zeitschr. f. deutsche Philologie‘, Bd. 13, 321 ff., wo auch über Bürgers Gedicht beachtenswerte Bemerkungen zu finden sind.

**) Goetzinger vermutet, dass Bürger die Fabel des B. Waldis gekannt und bei seiner Darstellung benutzt habe. Ich vermute dies vielmehr für Pauli. Nur bei ihm findet sich noch die Drohung, dass der Abt, falls er die Rätsel nicht löse, seines Amtes entsetzt werden solle. Wie bei Bürger trifft der Abt auch bei Pauli den Schäfer zufällig, als in seiner Herzensangst er ruhlos auf dem Felde umherschweift.

Weise kommt einst in schlichter Kleidung zu Hofe und wird deshalb von den Dienern abgewiesen, kommt darauf prächtig geschmückt wieder und erweist nun seinen Kleidern, die er auszieht, durch Verbeugungen grosse Ehre; denn diese hätten ihm die Pforten geöffnet. Darauf folgt etwas unvermittelt folgende Erzählung:

De sulve konig was up ênen abbet gram.
De abbet vor den konig ênes quam.
De konig vêr vrâge em vor lede,
Konde he em de nicht dûden, he tô em sede,
Sô wolde he êne ût dem closter drîven.
De abbet konde tegen ên nicht kîven.
De êrste vrâge was, wor dat ertrîke wende
Un wêre hôgest, eft he dat kende;
De ander, wor dat ungelucke queme
Un bleve, wan dat ein ende neme;
Dat drudde, wo gud de konig wêre nâ râde,
Wan he stunde in sînem besten wâde;
De vêrde, we sîner eldermôder beneme
Den magedôm un dar wedder in queme.
Mit sînen monken he spreken begunde,
Eft jement konde dûden de vrâge,
Dat êne de konig lêt âne plâge.
Dar was nement ever, de de konde
De vrâge dûden. Dô begonde
De abbet tô male sêre môgende sik dô
Un alle de hêren wêren mit unvrô.
Dor was en kundiger*) en swên,
Dem sede de vrâge der hêren ên.
De swên sede: Wille gy mi in de cappen hûden**).
Ik wil deme konige de vrâge dûden
De swên wart tohant tô monke koren
Eme wart ein tribolt***) dar gescharen.
De abbet dede êm sîne cappen ân,
De swên begunds uppe den wâgen sitten gân.
Vor den konig dô he dar quam,
De êrste vrâge wor de erde hôgest wêre,
Reineke sede: 'In den†) himel komet, hêre;
Bî deme vadere Cristus sîn vordere hant,
Dar is de hôge un kêret de erde bekant'.
De andere: 'Wor dat lucke ginge ân
Dar moste dat ungelucke wenden un stân

---

*) Ein „Kundiger, weiser Mann“ im Sinne des Volkes.

**) In das Mönchsgewand stecken. Auch in der englischen Ballade ist cope = Mantel, das sogen. pluviale, welches die Geistlichen beim Gottesdienst tragen, von Bürger fälschlich als „Käppchen“ aufgefasst.

***) tribolt, Platte, Tonsur.

†) den, Hs. deme.

Unde konde nergen vorder komen.
Dat hebbe ik bî mi sulven vornomen.
Gisterne was ik ein swein*), nu bin ick beschoren
Unde bin tô eineme hêren koren‘.
Dat drudde, wo gud**) de konig in sînem wâde wêre,
Reineke sede: Têd an drâde, vulgude hêre
Juwe konicliche beste cleit un wât.
Wan gy dar inne vor mî stât,
Juwe gude***) dan mach proven ik‘.
De konig lêd ân lêgen sik
Van golde sticket mannich dûrbar want
Un nam sîn zeptrum ân sîne hant,
Sîn guldenen cronen up sîn hôvet;
He hadde des nummer mêr gelôvet,
Dat jement de vêr untraden scholde.
He hadde jô mannigen ring van golde
Un dar inne wracht so mannigen stên,
De also de morgensterne schên,
Robîne, dymantîne, zophîre, crisolitus
Dô de konig stunt wol gheklêdet aldus,
Reineke sede: Kêret juw umme, ik môt iw schowen
Gy môtet gyk juwer gude wol vrowen . . . .

Hier fehlen vier Blätter der Hs. und somit auch der Schluss unserer Erzählung.

Die hauptsächlichste Abweichung dieser Fassung von den übrigen ist, dass hier vier Fragen an den Abt gestellt werden. Zwar finden wir auch bei Waldis vier Fragen, doch ist die zweite und dritte zu einer einzigen zusammenzufassen. Mit Ausnahme der vierten sind die übrigen Fragen abweichend von denen bei Josef. Sie lauten:

Erstlich sag mir on arge list,
Wie weit hinauf ghen Himmel ist;
Zum andern sag mir auch gut rund
Wie tief da sey des Meres grund;
Auch wie viel küfen must machen lassen,
Das grosse Mer darin zu fassen.
Und diss soll seyn das vierte Stück,
Wie weit vom Unglück sey das Glück.

Die erste Frage findet sich auch in dem Schweizer Märchen. Der Hirt antwortet darauf: Eine kleine Tagereise, denn Christus fuhr am Mittag gen Himmel und war am Abend dort. Ebenso heisst es bei Simrock, ‚Rätselbuch‘, I. Samml. 440: Wie hoch ist der Himmel? — Eine Tagereise, denn wir haben einen Himmelfahrtstag, und ähnlich in einem Rätselbuche des 16. Jahrh. citiert von Lambel,

*) swen, Schweinehirt.
**) wo gud, wie viel werth.
***) juwe gude, euren Werth.

‚Erzählungen und Schwänke‘, 2. Aufl., S. 15. Die zweite und dritte Frage werden bei Waldis folgendermassen beantwortet:

Das Mer, dadurch laufen die Schiff,
Ist auch nit, wie man meint, so tief
Das man sich drumb bekümmern darf:
Ist nit mehr denn ein ebner steinworf,
Und wie viel kufen oder topfen
Man dörft, das mer darin zu schöpfen?
Wo man ein het, die gross gnug wer,
So dörft man sonst kein machen mer.

Wenig anders antwortet das Hirtenbüblein in Grimms ‚Märchen‘ II, 152 auf die Frage, wie viel Tropfen sind in dem Weltmeer: „Herr König, lasst alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tropfen mehr draus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meer sind“. Amîs beim Stricker antwortet auf die Frage des Bischofs „wie vil des meres sî“: „ein Fuder“ und setzt hinzu:

114 endunket ez iuch niht vil wâr,
sô machet ir mir stille stên,
diu wazzer diu dar în gên,
sô mizz' ich'z unde lâz iuch sehen,
daz ir mir nâch müezet jehen.

„Wie tief ist das Meer?“ ist auch die erste Frage in dem hessischen Volksmärchen.

Die vierte Frage lautet bei B. Waldis, wie schon bemerkt, gleich der zweiten bei Josef. Der Hirt antwortet darauf:

Das vierte Stück merckt auch dabei
Wie weit glück von dem unglück sey,
Das ist, wie ich mich hab bedacht
Nit weiter denn ein tag und nacht.
Necht must ich hindern seuen traben
Jezt bin ich zu eim apt erhaben,
Und der abt ist aus seinem orden
Komen und zu eim seuhirt worden,
So kurz sich das Glückrad umbwendt“.

Diese Frage ist bei Pauli*) die dritte: Auff die dritt Frag: Wie weit ist Glück und Unglück von einander? Der Apt sprach: Nit weiter dann über Nacht. Denn gestern war ich ein Säwhirt, heut bin ich ein Abt. Dieselbe Frage wird auch in dem hessischen Volksmärchen gestellt.

In Bürgers Ballade stellt der Kaiser statt dessen dem Abte die Aufgabe seine Gedanken zu erraten, worauf ihm Hans Bendix antwortet, er denke, er sei der Abt von St. Gallen. Diese Aufgabe finde ich in den früheren Fassungen nur in Herzog Heinrich Julius Comoedia von einem Edelmann, wo Prodigus, der Edelmann (S. 128 der Aus-

---

*) Bei Pauli werden die Fragen an den Abt von einem Edelmann, seinem „Kastenvogt“ gestellt.

gabe von Tittmann) dem Abte folgende Fragen stellt: Zum ersten soltu mich berichten, wo das Mittel der Welt ist; zum andern, wieviel du meinest, dass ich wol zum höchsten werth sei; zum dritten solltu mir sagen, was ich gedenke.

Die dritte Frage bei Josef, deren Beantwortung nicht mehr erhalten ist, können wir uns nach den übrigen Fassungen selbst beantworten. Bei Bürger lautet sie genau nach dem Englischen:

Für dreissig Silberlinge ward Christus verschachert.
Drumb geb ich, soviel ihr auch schachert und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müsst ihr doch wohl weniger wert sein.

In Herzog Heinrich Julius Comoedia (Tittmann, S. 133) antwortet Johann Bouset, der als Abt verkleidete Diener, dem Prodigus: „Ich muss ihm ein wenig nachdenken in die heilige Schrift hinein. Mich däucht, so viel ihr gelten möchtet, ihr hättet wohl Pferde und andere Sachen theurer gekauft; ihr solltet ohngefähr über neun und zwanzig Groschen nicht gelten; doch weiss ichs nicht gewisse“. Sodann begründet er dem entrüsteten Junker seine Schätzung: „Ihr wisset, dass der Herr Christus von den Jüden nicht höher als umb dreissig Silberling verkauft ist. Nun habe ich euch einen Groschen geringer geschätzt, habe ich euch dann Unrecht gethan? Hätte ich euch von höherm Werth sagen sollen? Prodigus. Ich kann bei Gott da nicht wieder sagen“.

Mit nur geringer Abweichung heisst es bei Pauli:

Der Tag kame; der Apt schicket den Hirten dar in seinem Namen. Der Edelmann sprach: Eptlin, bistu hie? — Ja Juncker, sprach der Hirt ins Apts Kleid. — Wolan, was sagstu auf die erste Frag? Was haltestu von mir? Der Apt sprach: Juncker, ich schetze euch für 28 Pfenninge. — Der Juncker sagt: Nit besser? — Der Apt sagt: Nein. — Der Juncker sagt: Warumb. — Der Apt sprach: Darumb, Christus ward für 30 Pfenning gegeben, so achte ich den Kaiser für 29 Pfenning und euch für 28 Pf. — Ist wol verantwort. —

Es bleiben demnach bei Josef noch zwei Fragen, die sich in den übrigen Fassungen nicht finden:

1. Wo die Erde ihre Grenze habe und am höchsten sei?

4. Wer seiner Eltermutter die Jungfrauschaft benahm und wieder in ihren Leib zurückkehrte?

Die vierte, scheinbar sehr schwierige Rätselfrage ist gleichwohl nicht unschwer zu lösen. Die Antwort musste lauten: Kain. Nach mystischer Vorstellung war nämlich die Erde, aus der er genommen, Adams Mutter. Sie war so lange jungfräulich, bis sie durch den Mord Kains an Abel befleckt wurde. Im jüngeren Anegenge (‚Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts‘, her. v. K. A. Hahn, Quedlinburg 1840) 20, 17 ff. heisst es:

Daz was Kayn leit,
daz got sin opher vermeit
unt ze dem Abêles sach.
vil starke er ez über in rach:

ze tôde er in dar umbe sluoc:
dô gemeilte daz bluot
die maget reinen erde
daz der gotes werde
von sînem bruoder ûz gôz.

Vgl. auch 28, 82. Diemer z. Genes. 25, 20; R. Köhler, ‚Germania' III, 467: Der Zusatz un dar wedder in quême scheint dem Dichter eigen: Kain kehrte, als er begraben wurde, in die Erde, den Leib seiner Eltermutter, zurück.

Die erste Frage findet sich dagegen nur in einer Heiligengeschichte in des Jacobus de Voragine Legenda aurea. Dort wird von einem Bischof erzählt, der von allen Heiligen besonders St. Andreas verehrt. Zu ihm kommt eines Tages der Teufel in Gestalt einer schönen Jungfrau, um ihn zu verführen. Da erscheint plötzlich ein Pilger am Thor und begehrt Einlass. Als der Bischof die Jungfrau fragt, ob man ihn einlassen solle, rät sie demselben eine schwere Frage vorzulegen, könne er diese nicht beantworten, so sei er auch nicht würdig vor den Bischof zu treten. Der Bischof bittet die Jungfrau selbst die Frage zu stellen. Sie lässt also den Pilger nach dem grössten Wunderwerke fragen, das Gott an einer kleinen Stätte ausgeführt hat. Der Pilger antwortet: Das ist des Menschen Antlitz, denn es sind noch nie zwei Menschen gewesen, noch wird es je dergleichen geben, die einander im Antlitz ganz gleich sind*). Die Jungfrau wählt nun eine schwerere Frage: Wo das Erdreich erhöht sei über alle Himmel? Der Pilger antwortet: In dem feurigen Himmel, der ob allen Himmeln ist, da ist das Erdreich am höchsten, denn daselbst ist der Leib Jesu Christi, den er von menschlicher Natur, von Erde, genommen; die Menschheit Christi ist erhöht über alle Himmel. Nun lässt ihn die Jungfrau fragen, wie weit es vom Erdreich bis an den Himmel sei. Da der Pilger das gefragt ward, sprach er zu dem Boten: Gehe hin zu dem, der mir diese Frage aufgegeben hat, und sprich, er solle sie selbst beantworten; ihm zieme dies besser als mir, er habe ja den Weg gemessen, da er vom Himmel gefallen sei**); denn er ist der böse Geist, und keine Jungfrau, und

---

*) Vgl. Freidank 11, 23 ff.:
got ist geschepfede harte rich:
es schepfet allez ungelich
an wibe und an manne.
under ougen eine spanne
hât ir keinz gelichen schîn.
wie möht ein wunder groezer sîn?
Vgl. Bezzenberger z. d. St. und R. Köhler, ‚Germania' 8, 304 fg.

**) In Simrocks ‚Rätselbuche' 197 erscheint die Frage, wie weit es vom Himmel zur Hölle sei, mit der Antwort: das wisse niemand als der Teufel, der habe es gemessen. Lambel ‚Erzählungen und Schwänke' verweist noch auf Wackernagel, ‚Haupts. Zs.', III, 32, No. 45 und eine Legende aus dem ‚Bonum universale des Thomas Cantipratensis' bei Wolf Wodana, XXXIII.

willens den Bischof zu betrügen. Diese Antwort bringt der Bote zurück; alle entsetzen sich; der böse Geist verschwindet; aber auch der Pilger ist nirgends zu finden. Des Nachts wird dem Bischof in einem Gesicht offenbart, dass ihn der heilige Andreas aus den Krallen des Bösen gerettet habe*).

Abgesehen von der verschiedenen Fassung der Rätselfragen unterscheiden sich die einzelnen Bearbeitungen des Schwankes auch sonst. Wie bei Percy-Bürger ist es auch in dem Fastnachtspiele der Kaiser selbst, welcher die verhängnisvollen Fragen an den Abt stellt, bei Josef ein König, bei B. Waldis der Landesfürst. Bei J. Pauli und in der Comoedia des Herzogs von Braunschweig übernimmt dagegen ein einfacher Edelmann diese Rolle, doch ist er bei jenem der „Vogt" des Klosters, bei Heinrich Julius ein gewöhnlicher Stegreifritter, von dem man nicht einsieht, wie er irgend welchen Zwang auf den angesehenen Prälaten ausüben kann. Die Tendenz, welche in allen Bearbeitungen mit Ausnahme der des B. Waldis hervortritt, zu zeigen, dass der gesunde Menschenverstand über alle Schulgelehrsamkeit triumphiert, war wohl schon in der denselben zu Grunde liegenden Quelle vorhanden. B. Waldis hat dieselbe nicht zum Vorteile verändert. Indem er hinter dem Hirten einen gelehrten Gesellen stecken lässt, der durch die Not gezwungen sich in den Knechtsstand begiebt, nimmt er der Erzählung das satirische Moment, dass die Gelehrten durch den Mann niederen Standes und ohne Schulbildung beschämt werden. Sein Zweck ist der ursprünglichen Tendenz der Erzählung direkt entgegengesetzt. Er will zeigen:

Dass man der weisheit, kunst und ler
Erzeigen sol gebührlich er.
Obs wol zum ersten wird geschmeht
Und oftmals ermlich betlen get,
Von ungelerten underdruckt,
So wirds zuletzt doch aufgeruckt,
Und tuts zu eren hoch erheben;
Nach ir gebür muss oben schweben,
Und muss, wie etlich davon schreiben,
Die schreibfeder keiserin bleiben,
Und mag die welt, die man siht heut,
Nit bsteen on gelerte leut.

*) Eine ähnliche Teufelsversuchung findet sich in Widmanns ‚Faustbuch' (ed. Keller), S. 148 f.

Herders Provinzialblätter.

Von

Ernst Naumann.

In demselben Jahre wie Goethes ‚Werther' erschien in Leipzig eine Schrift: ‚An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter'. Weder Verfasser noch Verleger sind auf dem Titelblatt genannt. Unbedeutend im Äussern, wenig umfangreich, auf schlechtem Papier gedruckt und strotzend von Druckfehlern, erregte das Büchlein doch schon durch seinen Stil das grösste Aufsehen. Es war verfasst in einer bald dithyrambisch begeisterten, bald orakelhaft-dunkeln Ausdrucksweise, pythische Ausrufe unterbrachen überall den geregelten Satzbau, die stärkste Interpunktion, Ausrufs- und Fragezeichen, war hier die gewöhnlichste; Satztrümmer standen umher und forderten den Leser auf, sich die fehlenden Satzteile zusammenzusuchen, die Lücken der Gedankenreihen auszufüllen und sich aus den Überresten, die eine scheinbar vorangegangene Verwüstung gelassen hatte, das vollständige Gebäude selbst zu errichten. Die Sturm- und Drangperiode hat manche Beispiele von Übermass in Leidenschaft, von Formlosigkeit im Ausdruck, von wilder Kraft in Darstellung gezeitigt; so musste sich auch in dieser Schrift eine überhaupt regel- und fessellose Natur oder ein überschäumendes „Originalgenie“ offenbaren.

Was aber den Inhalt anbelangt, so erscheint in den ‚Provinzialblättern', um mit Matthias Klaudius zu reden (Werke, Hamburg 1819, III. Teil, 85. 86), ein Prediger, der die Würde seines Berufes kennt, und thut seinen Mund über seinen Stand auf, nicht zu Komplimenten und Federlesen, sondern zu geflügelten Sprüchen, mit der edlen Freimütigkeit eines Mannes, der sich seines Werts und seiner guten Sache bewusst ist, und den die Wahrheit kühn macht; . . . durch diese Blätter läuft eine Ader von Wärme und Enthusiasmus für Wahrheit und die gute Sache, und von Erfinders Unruhe und Behendigkeit, dass man ein sonderliches Behagen an dem Büchel findet.

Der „ungenannte, aber nicht unerkennbare“ Verfasser, wie es in einer Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1774 S. 536 ff.) heisst, war J. G. Herder. Er hatte die Schrift seinem alten Verleger und Freunde H. Hartknoch in Riga in Verlag gegeben, aber um unerkannt zu bleiben, durch Ife in Weissenfels drucken lassen, mit dem er auf Umwegen verhandelte.

Die ‚Provinzialblätter' stehen mit Herders gleichzeitigen Werken, besonders mit der ‚Ältesten Urkunde', deren erster Band auch 1774 erschien, in engstem Zusammenhange. Scheinbar hat allerdings die Auffassung vom praktischen Werte und Nutzbarkeit des Predigtamts nichts gemein mit einer „nach Jahrhunderten enthüllten heiligen Schrift“;

aber gerade in Herders Geiste fand sich zwischen beiden eine Brücke, und zwar in der historischen Ableitung des Priestertums. Gegen die Ansicht, die Hume und seine deutschen Anhänger verfochten, dass das Predigtamt nur eine tolerierte, allenfalls nützliche Einrichtung eines wohl geordneten Staates und in soweit zu fördern sei, als es doch auch seinerseits gute Bürger zu erziehen suche, dass mithin die Prediger nur noch „verordnete Lehrer der Moral und Weisheit“ blieben, setzte Herder die Begründung des priesterlichen Standes aus dem Haushalt Gottes, knüpfte ihn an jene heilige Hieroglyphe der ältesten Priestergestalt, Melchisedek, und führte, auf Mösers Geschichtsforschungen fussend, zwischen den Patriarchen des Morgenlandes und den ältesten Häuptern deutscher Gemeinden und Marken eine Parallele durch, um Prototyp der Priester und dessen Entstehung in den einfachsten menschlichen Zuständen zu zeigen (Pr.-Bl. S. 95 f.). Dieser Beweis für den göttlichen Ursprung des Priestertums gleicht vollständig dem in der Urkunde bei ähnlichen Anlässen eingeschlagenen Verfahren. Die im Mskr. noch grösstenteils erhaltene erste Bearbeitung der ‚Provinzialblätter‘, deren Lücken aus der Gesamtausgabe (W. zur Rel. u. Theol. Bd. X, 1808, besorgt von G. Müller, unten bezeichnet mit V. = Vulgata) mit einiger Sicherheit zu ergänzen sind, begann aber mit einer Schilderung der Patriarchen als erster Priester der menschlichen Gesellschaft. Dieser Abschnitt muss geradezu als ein aus dem Stoff der Urkunde losgelöstes und den späteren Teilen derselben vorweggenommenes Kapitel gelten; vgl. V. X, 303—318, später in Herders sämtl. Werken, herausg. von B. Suphan, Band 7. Beiden Werken gemeinsam liegt die Überzeugung zu Grunde, dass in den einfach durchsichtigen Schilderungen der Genesis die Geschichte und Entwicklung des Menschengeschlechtes vorgebildet ist, und daraus entspringt die menschlich-pädagogische Bemühung des Verfassers, aus der göttlichen Führung des Menschengeschlechts in seiner Kindheit die Mustererziehung des Menschen überhaupt abzuleiten. Vgl. Prbl. 58. 59 mit Urkunde: 6, $275_{,90}$. $286_{,103}$. $287_{,104}$ (diese Ziffern ohne jeden Zusatz verweisen auf B. Suphans Ausgabe; Bd. 7, dessen erste Bogen ich schon habe citieren können, soll noch in diesem Jahre erscheinen). Im Mskr. der Prbl. Teil 1, S. 73 findet sich sogar der aus der Urkunde her bekannte Hinweis „so lehret, so unterrichtet Gott“. Vgl. ferner Prbl. 109, wo kurz zusammengefasst ist, was in der Urkunde über Adam ausführlich entwickelt wird: 6, $250_{,60}$ ff. 7, $10_{,9}$ ff. In beiden klingt ferner der Herder lebhaft vorschwebende Wunsch durch, zu einem umfassenden Werke über die Haushaltung Gottes auf Erden zu kommen; dieser Plan fasst die Urkunde und die Provinzialblätter zu einer höheren Einheit zusammen und eröffnet schon für jene Zeit den Ausblick auf ein grossartig angelegtes Werk wie die ‚Ideen‘.

Es fehlt auch der Urkunde nicht an Anklängen und Beziehungen auf die ‚Provinzialblätter‘. Schon in jener finden sich herbe Anspielungen an die politisch-bürgerliche Auffassung des Predigtamtes (6, $314_{,34}$), sowie an die Gewohnheit, eine politische Staatsklugheit überall zum Religionsgrunde zu machen (6, $369_{,205}$), die Prbl. 12. 19 eine richtigere Stelle haben und sich aus dem vorerwähnten Mskr. noch vermehren

lassen (vgl. 7, $191,_{363}$. 194_{367}. 216 Z. 3 v. o.). Im zweiten Teile der Urkunde, der 1776 erschien, wiederholen sich Aussprüche über die neueste Toleranz (7, $163,_{19}$ f.) und über die Riesen im Kleinen, Namhelden und Weltbezwinger (7, $166,_{195}$) nebst Ausdrücken, wie „die polizirte Gesellschaft Kains, die gepflanzte Stadtzucht“ (7, $146,_{171}$). Daneben erinnern mehrere Stellen der Urkunde (6, 274^{b}. 310^{a}) an Herders Beschäftigung mit Pascal, dessen Lettres provinciales (erschienen 1656, in Rom auf dem Index gesetzt 1657) der Schrift ‚An Prediger‘ ihren zweiten Titel gegeben haben. — Umgekehrt verirrt sich die Erwähnung jener Stelle aus Longin, „da er die Worte Moses anführte“ aus der Urkunde (6, $277,_{92}$ vgl. meinen Nachweis 6, 522) auch in die Provinzialblätter (S. 36). Diese finden sogar Gelegenheit, des in der Urkunde bestgetadelten B. G. Michaelis Übersetzung des A. T. mit Anmerkungen für Ungelehrte zu streifen (S. 108), wozu denn im Mskr. noch eine Bemerkung gegen „den grössten Philolog Orients“ hinzukommt (vgl. 7, $195,_{369}$).

Ihre polemische Tendenz tragen jedoch die gedruckten Provinzialblätter noch viel deutlicher zur Schau, als die Urkunde, da ihnen diese Richtung schon von Anfang an innewohnte, während sie in die letztere sich erst allmälig eindrängte.

Unter den fünfzehn Abschnitten der ‚Provinzialblätter‘ gehen neun auch äusserlich von Schriften des Berliner Oberkonsistorialrats J. J. Spalding aus, und zwar knüpfen der erste bis vierte, der elfte und zwölfte Brief an Stellen des Buches: ‚Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes und dessen Beförderung‘ (zweite Aufl. Berlin 1773), der siebente, achte und neunte an das Werk ‚Gedanken über den Wert der Gefühle im Christentum‘ (dritte Aufl. Berlin 1769) an; die ganze Schrift hat den Rahmen einer Widerlegung Spaldings. So heftig ihn indessen Herder bekämpft, so sehr er ihn allein zu bekämpfen scheint, so wenig glaubte er doch einerseits den Angegriffenen persönlich zu verletzen, und so deutlich zielte er, wie mir scheint, über denselben hinaus nach einer höheren Stelle.

Herder verrät im Manuskript, dass die Mängel des erstgenannten Werkes ihm die Feder in die Hand gegeben, aber erklärt am Schluss ausdrücklich: „Ich verachte keine Person, die vielleicht besser und verdienter ist, als ich: noch weniger ein Buch, das gewiss besser ist, als das meine, und worauf hier gar nichts ankommt. Ich rede aber *von einer Sache*, von einem *grossen* und auch *meinem Amte*: hierüber kann ich also mit Freiheit, Gewissen und Überzeugung reden, wie ichs *ansehe* und *fühle*. Ja ich glaube, dass ichs *muss*. Aus einem Buch sind die Vorwürfe nicht alle genommen: der Leser hüte sich für Missdeutung darüber, vergesse überhaupt Buch und Bücher, und denke: das ist gegen *Sinn der Zeit, Geist des Jahrhunderts* geschrieben“. Er hielt es nicht bloss für Befugnis, sondern für Pflicht „auf die Mängel! auf die *Verkehrungen des Gesichtspunktes*! . . . . mit Herzlichkeit zu weisen, ohne sich im geringsten gegen den Verfasser, als *Mensch*! als eine sonst würdige *Person*! Böses bewusst zu werden! Nicht von Person, sondern von *Amt*: nicht von

Autorkunstwerk, sondern Buchsinhalt, Sache! ist hier allein die Rede!" Diese und einige Stellen ähnlichen Inhalts unterdrückte Herder, wie sich später zeigte, zu seinem eigenen Schaden in der Druckgestalt der Schrift; aber er sandte ihr doch eine Vorrede voraus, um dem Leser besonders einzuschärfen, dass er der Personen vergessen und in den Citaten aus jenen Schriften nichts weiter erblicken möchte, als Gelegenheiten über ähnliche Materien zu forschen, und er bezeugte Spalding sowohl im siebenten Abschnitt bei Erwähnung der „Gefühle", als auch im dreizehnten um seiner „ruhigen Würde" willen persönlich die vollste Hochachtung (vgl. Prbl. S. 51. 101). Mochte Herder mit diesen Gründen sich selbst einreden, dass er die sonst bei ihm nicht beliebte Trennung zwischen Persönlichkeit des Verfassers und dessen Werk in diesem Falle durchführen könnte oder wirklich streng durchgeführt habe, so war es doch eine Täuschung, wenn er glaubte, dass das Publikum denselben Standpunkt einnehmen werde. Kaum war das Buch erschienen, so brachte es ihm die grössten Widerwärtigkeiten, Missverständnisse, Vorwürfe und Verdächtigungen. Wir gehen auf diese Wirren, die durch einen Briefwechsel mit Spalding nur vermehrt wurden, nicht weiter ein, da neuerdings R. Haym darüber erschöpfend berichtet hat (Herder nach seinem Leben und seinen Werken I, 615—23).

Soviel ist schon aus den angeführten Worten klar und erhellt auch aus anderen Stellen des Buches, dass Herder Spalding nicht angriff um der Person, sondern um der Sache willen; Spaldings Schriften waren ausgegangen von einem sehr hervorragenden Würdenträger der Kirche und mussten durch dessen Beispiel einen ganz besonderen Einfluss ausüben, sie waren ausserdem typisch für die gesamte Gattung jener zaghaften, vermittelnden und accommodierenden Theologie, welche ihre ganze Berechtigung aus dem ‚Contrat social' und dem Staatschristentum ableitete, sie beriefen sich schliesslich ausdrücklich und fortwährend auf den „britischen Antitheologen" Hume, dessen Autorität in kirchlichen Dingen Herder nicht anerkannte.

Ausser Spalding wird jedoch noch ein anderer Schriftsteller, ohne genannt zu werden, aber mit unzweideutigen Anspielungen und einmal sogar durch ein wörtliches Citat aus seinen Schriften angegriffen: Friedrich der Grosse. Diese Richtung der Herderischen Schrift ist bisher noch von keinem Biographen oder Litterarhistoriker gewürdigt worden, so mag es erlaubt sein, näher darauf einzugehen (vgl. B. Suphan 6, 522, 283).

Der grosse König beanspruchte für sich selbst nur den Wert und die Bezeichnung eines ersten Dieners des Staates, darum konnte er auch in dem Prediger nur einen Diener des Staats auf der Kanzel sehen; diese Auffassung teilten die Berliner Theologen mit ihm. In dem auf der Aufklärung beruhenden Deismus und Rationalismus, der von seinem königlichen Vertreter gefördert und genährt wurde, ist der Geist des Jahrhunderts zu suchen, den Herder bekämpft. Was er in den Provinzialblättern mehr versteckt als anzeigt, sprach er in einem Briefe an seinen Freund Lavater schon im December 1773 unumwunden aus: „Ihr Spalding ärgert mich von Tag zu Tage mehr. Seine zweite Auflage des Predigers — kein Wort, was ein Prediger vor Gott und

Menschen sein soll! alles nur, was er in den Staaten Sr. glorwürdigsten Majestät, des Königs von Preussen höchstprivilegirtermassen sein darf und sein möchte, um doch auch etwas zu sein" (Aus Herders Nachlass II, 75). Vgl. damit Prbl. S. 19: „Und wie sollen wirs denn nennen, meine Herren? höchstprivilegirte Zusammenkunft unter den Fittigen des und des Wapens Sr. Majestät? oher Bildungsakademie für Bürger und Unterthanen Sr. Majestät? oder —"

Als eine der wichtigsten Stellen für die vorliegende Untersuchung sind die Sätze hierher zu ziehen, mit denen Herder die Bezeichnung der Prediger als „verordneter Lehrer der Weisheit und Tugend" zurückweist. „So wüste ich denn auch wieder nicht", führt er aus, „warum wir zu dem verordneten Ziele eine so schiefe Bahn nehmen? Die Bibel, welch ein unvollkommener, veralteter Autor zu der Weisheit und Tugend! Lasst uns, wie die Professoren der Politik und Moral, einen Autor wählen, der von der Sache geradezu handelt — Stücke von Sokrates, pensées der Voltärepiktete und ihrer Schüler! Wie weit verordneter und Zeitmässiger, wenn, wie die Weisheit und Tugend, so auch der Text und das Vehikulum derselben höchstverordnet und höchsterfunden wäre. Ein Brief an Keith, Maupertuis und Bredow Text zur Predigt über Unsterblichkeit der Seele, Vorsehung und Ehrfurcht gegen die Religion: der Verordner einer Moral und Religion zugleich derselben Stifter und Vollstrecker — wie einförmiger, nützlicher, Politischerwiesner, schöner!" (Prbl. 22. 23).

Das ist gleichsam das Thema, auf das Herder immer wieder zurückkommt. Die genannten drei Briefe hatten Friedrich den Grossen zum Verfasser, den „Schüler der Voltärepiktete". Eine Predigt über Unsterblichkeit der Seele nach dem Briefe an den Marschall Keith würde die Unsterblichkeit leugnen müssen. Denn Friedrich feiert in diesem Briefe ‚sur les vastes terreurs de la mort et les frayeurs d'une autre vie' (Oeuvres X, 194—203. Edit. de l'Ac.) den Tod als die Befreiung von allen Leiden, als einen süssen Schlaf ohne Traum und Erwachen; die Vorstellung von Schatten der Verstorbenen im Jenseits verspottet er wie Ägyptische Mährchen:

> Les fables de l'Égypte et celles de nos pères
> Sont un frivole amas de pompeuses chimères;
> La crainte et l'artifice ont produit ces erreurs. (S. 195).

Und wenn wirklich un atome inconnu, qu'on nomme âme immortelle, den Gesetzen der Zerstörung widerstehen sollte, so könnte es doch für unsere erloschene Asche keinen Gegenstand der Furcht oder Hoffnung geben. Ja die Seele, die man nicht einmal definieren könne, sei nirgends aufzufinden,

> Ce nous qui n'est pas nous, cet être chimérique
> Disparaît aux flambeaux que porte la physique. (S. 197).

Diese Ansichten erinnern lebhaft an Lukrez, und in der That beruft sich Friedrich d. Gr., wo er sich anschickt, den Beweis anzutreten

auf den Römer und auf Locke als die Vorgänger, deren Spuren er folgen will. Die erste Ausgabe der Epistel (1760) führte auch hinter der Überschrift ‚Au maréchal Keith‘ noch die Bezeichnung ‚Imitation du troisième livre de Lucrèce‘. Wir übergehen also den weiteren Beweis und zeigen nur, mit welcher Empfindung Friedrich selbst dem Tode entgegen sieht und welche Folgen für die Moral er aus jenen Voraussetzungen ableitet.

Der Tod hat für ihn nichts Schreckliches, er wird mit Gleichmut erwartet:

> Étais-je malheureux avant qu'on m'ait vu naître?
> Je me soumets aux lois de la nécessité;
> Mes jours sont passagers, mon être est limité,
> Je prévois mon trépas: faut-il que j'en murmure?
> (S. 199. 200).

Aus der Betrachtung der ewig schöpferischen Natur folgt ihm die Sittenlehre: ahme der Natur nach, folge ihr; das Wohl des Menschengeschlechts, die Tugend beseele dich; nütze deine Tage, damit du die Welt verlassen kannst, nachdem du sie mit Wohlthaten überhäuft (S. 202. 203).

Und wieder klingt es hindurch: „Ich sterbe gern“. Cäsar, der ein Weltreich begründet, Virgil, der gefeiertste Dichter, Newton, der die Gesetze des Weltbaus erkannt, sind gestorben:

> Que dis-je, et vous aussi, vertueux Marc-Aurèle
> L'exemple des humains, mon héros, mon modèle,
> Vous avez tous subi les arrêts du trépas!
> Ah! si le sort cruel ne vous épargna pas,
> Devons-nous murmurer? (S. 202).

Ausser dem physikalischen und materialistischen Standpunkt, von dem aus Friedrich die ganze Frage beantwortete, tadelt Herder wiederholt und mit Bitterkeit gerade die hohe Verehrung des Königs für Mark Aurel. Im Marcus Aurelius Antoninus erblickte Friedrich schon, als er den ‚Antimachiavel‘ schrieb (veröffentlicht 1740) ein Muster von Fürstengrösse und sein Vorbild eines Philosophen auf dem Thron.

Er nennt ihn den „Göttlichen“ (Antimach., Oeuvres VIII, 126) stellt die Antonine nebst Titus und Trajan den Nero, Caligula, Tiberius gegenüber (S. 63), und bemerkt: Le modèle de Sevère, proposé par Machiavel à ceux qui s'éléveront à l'empire, est donc tout aussi mauvais que celui de Marc-Aurèle leur peut être avantageux; und: Je ne puis finir sans insister encore que César Borgia, avec sa cruauté si habile, fit une fin très-malheureuse, et que Marc-Aurèle, ce philosophe couronné, toujours bon, toujours vertueux, n'éprouva jusqu'à sa mort aucun revers de fortune (S. 127). Dieselben Lobsprüche kehren wieder in der Ode ‚La guerre présente‘ (1747. Oeuvres IX, 27 f.), wo es heisst: Tel qu'un pasteur prudent....

> Tels furent ces héros, Titus, Marc-Antonin
> Les délices du genre humain. (S. 29).

Herder bemerkt dagegen spöttelnd: „Man müsse noch jetzt die

dunkle Moral Paulus erklären, bis ein Zeitpunkt etwa für die hellere Moral Epiktets und Mark-Antonins in Versen kommen werde" (Prbl. 18). Im Manuskript (1, 58) hatte Herder an einer der oben mitgeteilten entsprechenden Stelle zweimal Mark-Aurel genannt: „warum das die Bibel seyn müsse! Epiktet! Marc-Aurel! Stücke von Sokrates! oder wenn wir mehr in unsrer Zeit bleiben wollen, pensées der Mark-Aurele und Voltairepiktete unsrer Zeit".

Jene alten Philosophen sind wohl geeignet, moralischen Vorlesungen auf Akademieen zu Grunde gelegt zu werden; sie gehören aber nicht unter die Vorbilder des Predigers, man müsste dann in diesem auch nur einen Professor der Moral sehen wollen. Daher Herders ironische Frage: „Gibts nicht Professoren der Moral auf Akademien? warum sollts nicht solcher auch, über Jesus, Seneka, Epiktet, Shaftesburi, Voltäre in Kirchen geben können?" (Prbl. 38) — nur dass dann das Häuflein Christen sich eine andre Kirche ausbäte! Denn: „ohne Glaubenslehre ist keine Christliche Moral möglich, und der Prediger ist ein Christ. Kein Lehrer der Moral, sondern Diener der Religion, Verkündiger des Worts Gottes! Das kann so laut gesagt werden und ist so klar. Seneka und Epiktet waren grosse, nützliche Leute, aber keine christliche Prediger" (Prbl. 35). Indem sich aber Friedrich der Grosse jener Weltanschauung hingab, musste er mit Seneka und Epiktet (den Günstlingen Neros, daher Herders Vergleichung zwischen Voltaire und Epiktet) auf die Stoa und mit Lukrez auf Epikur zurückkommen, vom Christentum sich also geradesweges entfernen.

An Lukrez erinnert nun auch der Brief an Maupertuis (Oeuvres X, 110—118) über die Vorsehung. Dass es einen Gott gebe, wird nicht geleugnet, aber dieser kümmert sich nicht um den einzelnen Menschen; Friedrich d. Gr. fasst den Inhalt der Epistel in den Worten zusammen: la providence ne s'intéresse point à l'individu mais à l'espèce, oder: Dieu ne descend point jusqu'à l'individu. Der Mensch bewegt sich nach dem Maasse der ihm bei seiner Geburt verliehenen Leidenschaften, als nach seinem Naturgesetz. Die Betrachtung aller Geschöpfe, sowie die Geschichte der Staaten beweist aber, dass Gott sich nur offenbare im Grossen, Unermesslichen.

> Il rit de l'homme vain, qui rempli de lui même,
> Mécontent de son sort, blâme l'Être suprême. (S. 113).

Bei allem Unglück, das in der Welt entsteht, bei Misserute, Hungersnot, Krieg, Pest gehen die Einzelnen scharenweis zu Grunde, da ihnen die Natur nichts schuldet, aber die Art bleibt erhalten und ergänzt den Verlust wieder:

> L'espèce fièrement triomphe du destin. (S. 115).

Wer dieses Naturgesetz kennt, wird nicht murren, er wird vielmehr seinen Stolz zähmen, der ihn allein unglücklich macht:

> Le sage gagne à tout: l'école du malheur
> Lui sert à mieux sentir le vrai prix du bonheur;
> Il sait à quels dangers l'expose sa nature,
> Dans des jours fortunés disciple d'Épicure,

Dans des jours désastreux disciple de Zénon,
Pour tous les cas prévus il arme sa raison. (S. 118).

Hier nennt der König selbst mit dürren Worten die Quellen, aus denen er als Philosoph seine Moral schöpfte, eine Moral, die auf weisen Genuss und tugendhafte Anwendung des kurzen Lebens verwies, im übrigen aber volle Resignation auflegte, ohne Aussicht, ohne Hoffnung auf einen Frieden im Jenseits zu eröffnen (vgl. auch ‚An Keith‘ den Schluss S. 203).

Diese Moral war ausserdem nicht an eine Dogmatik geknüpft. Friedrich besass einen ausgesprochenen Widerwillen gegen jede Dogmatik, er zählte ihre Glaubenssätze zu den Fabeln, die nur durch ihr Alter verehrungswürdig geworden wären; es war nach seinem Sinne, wenn Spalding verlangte, dass auf manche historische Umstände, auf einzelne Thatsachen der Offenbarung und auf gewisse dogmatische Lehrsätze weniger oder gar nicht eingegangen, sondern die Moral als Endzweck der Predigt angesehen werden sollte. Einem Prediger nach Friedrichs Sinne war das Christliche abgestreift. Dagegen fordert Herder, wenn er auch zugiebt, dass der Prediger nicht „purer puter Dogmatiklehrer“ sei, nachdrücklich, dass Dogmatik jeder Moral zu Grunde gelegt werde, denn Glaubenslehre in edelstem Verstande d. i. reine Summe der Bibel sei „der Boden, auf dem ein Christlicher Prediger selbst jede Pflicht ziehet“ (Prbl. 35). Dieser Gegensatz liess ihm eine längere Auseinandersetzung über Dogmatik und Moral und deren gegenseitiges Verhältnis nötig erscheinen; vgl. Abschnitt V und VI der Prbl., von denen der letztere nur noch lose mit Spaldings Schrift verknüpft ist.

Mit der Stellung, welche der Dogmatik eingeräumt werden sollte, hängt aber der Wert der symbolischen Bücher aufs engste zusammen. Spalding, Sack u. a. waren in Übereinstimmung mit den englischen Deisten, welche sich an Humes natürlicher Religion genügen liessen, mit der Abschaffung der Symbola durch eine „verständige Obrigkeit“ einverstanden. Herder vergleicht dies Bestreben mit der Fahnenflucht eines schlechten Soldaten, der ein Feldzeichen, eine Siegesstandarte wegwirft; denn die Bekenntnisschriften sind „Insignien, auf denen zum Theil Religionsfreiheit, Friede, Stand und Wohlfahrt ruhen: Historische Ehrenmonumente: Paniere“. Die Frage, was denn an deren Stelle gesetzt werden sollte, beantwortet er wieder mit Beziehung auf Friedrich den Grossen: „Oder gar neue Symbolische Bücher von einem Hofe, im Hofgeschmacke des Christentums, der jetzt freilich der beste ist, gnädigst anbefohlen; von jedem neuen Hofe gnädigst neue, oder durch Konvention einiger Höfe — Hm! Hm! Hm!“ (Prbl. S. 77; vgl. den ganzen Abschnitt X).

Die verschiedene Schätzung der Glaubenslehre mit allem, was zu derselben gehört, beruht aber noch auf einem fundamentalen Gegensatze zwischen Herder und dem König. Der Mensch ist nach Friedrichs Ansicht ein

Atome imperceptible, insecte qui murmure —
l'homme est taupe, étroitement borné,

Par l'instinct de ses sens il se trouve enchaîné,
Ses jugements sont faux, ses lumières trompeuses;

(An Maupertuis S. 103).

Gott sorgt nicht um ihn,

Mais il est sourd aux cris du stupide vulgaire. (S. 111).

Gott ist es mithin gleichgültig, was der Mensch glaubt; ja mit Notwendigkeit ergiebt sich daraus als letzte Konsequenz, dass auch ein vernünftiger und besonnener Mensch auf die Meinung des Volkes nicht achte. Friedrich zieht auch diese Folge in dem Briefe an Bredow und nennt bei Gelegenheit das Volk:

peuple ignorant, téméraire et volage,
Rempli de préjugés, esclave de l'erreur,
Et du nom des mortels très-faux dispensateur. (S. 144).

Eine gleiche Verachtung konnte Herder nicht hegen; er sah wohl ein, was Friedrich d. Gr. verkannte, dass nämlich die grosse Menge nicht durch philosophisches Räsonnement zu moralischen Lehrsätzen geführt werden kann, sondern glauben muss, wenn sie recht handeln soll; Volk war ihm „der ganze sinnliche Theil der Menschheit" (Msk. I, 73) und ein „ehrwürdiger Name" (Prbl. 107), gerade die Offenbarung und der Glaube bewegt nach seiner Ansicht die Kräfte der Seele, „die bei dem grossen, ehrwürdigen Haufen Volk! erregt werden müssen, wenn etwas würken soll" (Prbl. S. 30). In dieser Auffassung von Volk und dessen Bedürfnissen wurzelte Herders Predigerberuf, er hatte, wie er in dem denkwürdigen Briefe an Kant aus dem Jahre 1767 berichtet, aus keinem anderen Grunde sein geistliches Amt angenommen als weil er wusste, dass sich von da aus „am besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen" (‚Lebensbild' I, 2, 300).

Das Wiederkehren fast derselben Redewendung in den ‚Provinzialblättern' wie in dem Brief ist gewiss ein Zeichen, wie tief sich Herder in seinen innersten Überzeugungen gekränkt fühlte, und wie leicht sich dann seinerseits doch auch persönliche Abneigung in den Streit mischen konnte.

Allerdings war jene Auffassung der „Ehrfurcht gegen die Religion" nicht günstig, wie sich aus dem Briefe an den General Bredow ‚sur la réputation' (Oeuvres X, 136—144) ergiebt. Die Verächtlichkeit der Menschen zeigt sich nach Friedrich besonders in dem leichtsinnigen Urteil, das vom Augenblick, vom Schein bestimmt, ohne Regel und Recht alles vor seinen Richterstuhl zieht. Daher komme es, dass lobenswürdige Männer von der Nachwelt verkannt, unwürdige gepriesen werden. Wir haben also die Pflicht, jedes Urteil zu prüfen:

Eh bien, puisqu'il faut, plaçons nous sur les bancs
Examinons tous deux la raison des savants. (S. 140 f.).

Nach diesem spöttischen Übergange beschäftigt sich Friedrich in den Versen

Prenons ce fameux Sack, ce suppôt de Calvin etc.

die Herder S. 23. 24 ohne den Namen und mit einer Lücke mitteilt, mit A. Fr. W. Sack; um zu zeigen, dass Geburt, erste Lebensumstände, Erziehung, Kultur der Zeit und des Landes die Denkart des Menschen bestimmen. Der Genannte ist in Deutschland ein eifriger Protestant, aber

> Si le hasard caché qui préside au destin,
> Au lieu d'avoir formé sa cervelle à Berlin,
> L'avait fait naître à Rome, il serait catholique,
> A Péra musulman, et païen en Afrique;
> Nourri dès le berceau d'autres opinions,
> Il aurait combattu pour ces réligions.

Es ist eine herbe Ironie, dass der erste Hofprediger dem Spotte des Königs nicht entgehen konnte, mit dem er, soweit es sich um die englischen Freidenker handelte, doch einen Standpunkt einnahm. Siehe da, ruft Herder aus, den verordneten Lehrer der Weisheit und Tugend!

Unter den Beispielen für unrichtige Urteile hatte Friedrich in derselben Epistel schon erwähnt:

> Que Sack est amusant et Montesquieu diffus
> Auguste aux Antonins fut souvent préféré; (S. 138).

ausführlich spricht er aber von Julian:

> Des imposteurs mitrés qu'on nomme les saints-pères
> Nous ont peint Julien sous les traits des Tibères;
> Tout l'univers reçut ces mensonges pieux,
> Et Julien passa pour un monstre odieux;
> Un sage, après mille ans, débrouilla son histoire,
> La vérité parut et lui rendit sa gloire. (S. 138).

Dasselbe Beispiel führt der König an in der Ode à la Calomnie:

> La vérité défigurée
> Triomphe à la fin de l'erreur;
> Contre l'imposture sacrée
> Julien trouve un defenseur. (Oeuvres X, 9).

Von Julian zu reden hatte Herder in einer blossen Widerlegung Spaldings keinerlei Veranlassung; die ‚Rettung' des Apostaten (durch den Abbé de la Bletterie: Vie de l'empereur Julien. Amsterd. 1735) war aber, wie man sieht, für den König ein Lieblingsthema. Gegen diesen ist also der Ausfall der Prbl. S. 12 gerichtet: „wenn das Buch für einen Julian, oder eine Reihe Juliane geschrieben wäre, denen damit plaidoyirt werden müste, wie etwa noch die Schwarzröcke zu toleriren, oder wie bürgerlich sie noch zu brauchen wären: so wärs! und doch wärs auch also unvollkommen. Die Tugend wäre nicht Christentum: der Julian, der der Apologie gemäss die Tugend noch also predigen liesse, liesse kein Christenthum damit predigen u. s. w.". Diese Stelle ist in der ersten Bearbeitung noch nicht vorhanden, sie wurde erst bei der letzten Revision für den Druck eingeschoben. Ein neuer Beweis, wie sehr dem Verfasser bei dem letzten Umschreiben die Beziehung auf Friedrich d. Gr. vorschwebte, findet sich zwei Seiten

später: das Manuskript bot daselbst die Worte Christi „damit dem Kaiser um so besser würde, was u. s. w.“ unverändert; im Druck ist vom römischen Kaiser nicht mehr die Rede, es heisst nunmehr: „damit dem Könige um so besser würde, was des Königes u. s. w.“.

War das Ansehen der Religion also begründet auf die Einwilligung jener Menge, wie sie Friedrich beschreibt, so konnte Herder in dem Prediger, der keine höhere Beglaubigung aufzuweisen hatte, als die Einrichtungen der Gesellschaft, nur den „tolerirten Menschendiener, geistlichen Akademiker, Philosophen“, nicht aber einen Nachfolger der Muster erkennen, welche Propheten und Apostel und Christus selbst gegeben hatten (nach Msk. 1, 57). In seiner eigenen Lebensgeschichte hatte er Gelegenheit genug gehabt, Vertreter des geistlichen Standes kennen zu lernen; die Eindrücke, die er ehemals empfangen, spiegeln sich in den ‚Provinzialblättern‘, mit schärferen Umrissen aber wiederum im Manuskript ab. Früh sich selbst zum Prediger bestimmend, empfing er bei seinem ersten Schritt in die Welt Dolchstiche und Wunden der Heuchelei, falschen Andacht, kleinkreisigen Denkart und einer garstigbeschmeissenden Eitelkeit und mit diesen Wunden ewige Anregungen eines bittersten Tartüffenhasses auf sein Leben. In diesem Zustande schwankte ein Teil seiner blühendsten Jahre, seines akademischen Lebens. Er ging die Stoppelgelehrsamkeit der Theologen mit um so grösserem Fleisse durch, je weniger er Empfindung davon hatte, und las sich in die Denkart der Deisten um so emsiger hinein, je mehr er sich von ihr zurückwünschte. Er ward selbst Prediger. Und wie streng er sich befliss dem Ideal, das er von diesem Stande hatte, nachzuleben, und immer mit der Nebenwendung, sich vom breiten Wege seiner Mitbrüder, so viel er könne, abzulenken (nach Mskr. 1, 45 ff.). Jene kleinkreisige Denkart ist der Deismus, der dem Geistlichen nur aus einem eingedämmten Quell zu schöpfen erlaubt; Herder fand sie wieder in dem Buche von ‚Nutzbarkeit des Predigtamtes‘ und konnte sich nicht verhehlen, dass Friedrichs philosophisches Christentum, zum allgemeinen Standpunkt der Kirche erhoben, gleichfalls keine anderen Prediger bilden würde.

Die Verbindung zwischen wissenschaftlichen Ansichten und persönlichen Erfahrungen lässt ihn den Offenbarungsglauben gegen diesen Geist des Jahrhunderts verteidigen und drängt ihn in den ‚Provinzialblättern‘ gleichsam zu einem Manifest gegen die „philosophischen Unchristen“ zu Berlin, an deren Spitze er den grossen König erblickt.

Dass das Werk gegen den König gerichtet war, konnten die Zeitgenossen, wenn sie wollten, wohl erkennen, obgleich Herder aus leicht erklärlichen Gründen in seinem Streite mit Spaldings Anhängern nie ausdrücklich darauf hinwies. Bemerkt hat es wenigstens der Recensent der ‚Allgemeinen Deutschen Bibliothek‘ (XXIII, 1774, 346 ff.), nur ist es eine Verdrehung von Herders Worten, wenn ihm jener die Ansicht unterschiebt, als habe Friedrich d. Gr. durch Reskripte angeordnet, in seinem Sinne zu glauben und zu predigen.

Es ist bemerkenswert, dass Herders Angriff gegen Friedrich d. Gr.

zeitlich fast genau zusammenfällt mit gleichgerichteten Schriften seines Freundes Hamann. Herder hatte sein Manuskript im November 1773 in die Druckerei gesandt (Von und an Herder II, 59), im März desselben Jahres hatte er aus zwei Briefen Nikolais erfahren, dass Hamann diesem eine Schrift ‚An den König' über deutsche Litteratur, preussische Verfassung, Vernachlässigung der deutschen Gelehrsamkeit, zugleich mit der Andeutung, dass für Herder wohl eine Stelle an der Akademie wäre, zum Verlag angeboten habe. Der vorsichtige Buchhändler ging zwar darauf nicht ein, da eine solche Schrift nichts nutzen könne, der König auch nichts Deutsches lese, und wenn er Hamanns Schreibart läse, von der deutschen Litteratur noch ungünstiger urteilen würde (Von und an H. I, 343 f. 347). Das 1773 veröffentlichte ‚Selbstgespräch eines Autors', in welchem Hamann seinen Vorschlag gemacht hatte, ist mit Anspielungen auf den König durchsetzt und wendet sich am Schluss offen gegen den „Salomo von Preussen". (Hamanns Schriften 4, 73—96 Roth). Die Schrift selbst erschien 1774, französisch, unter dem Titel Lettre perdue d'un Sauvage du Nord à un financier de Pe-kim (= Berlin) mit einem Anhange Encore deux lettres perdues (Ham. 4, 149—168), eine heftige Satire, in der Friedrich wiederum als Salomon und als Bon Dieu de Sans-Soucy eingeführt und unter andern auch von demselben religiösen Standpunkte aus, den wir bei Herder kennen gelernt haben, bekämpft wird. (Vgl. ferner Le Kermès du Nord 1774, Hamann 4, 201—210). Von diesen Schriften besass also Herder Kenntnis, über die erste liegen sogar briefliche Äusserungen von ihm vor: „Wissen Sie . . . . ob ich französische Akademieen u. dgl. wünsche, lobe, liebe oder hasse, verachte und aus der Welt verwünsche? — schonen Sie ihren Freund!" schreibt er an Hamann (Ham. 5, 28 f.) und an Nikolai: „Weiss man denn, dass dem . . . . Absalon sein Gesur gefalle oder missfalle, ob ers mit jeder Pflugschaar seines allberühmtesten, glorreichsten und erleuchtetsten Vaterlandes und des Salomos aller göttlichen und menschlichen Weisheit vertauschen wolle?" (Von und an Herder I, 346). Deutlicher konnte er seinen Unwillen gegen Friedrich wohl kaum ausdrücken.

Es liegt mir hier fern auf Hamanns Schriften weiter einzugehen, nur so viel sei noch bemerkt, dass ihm Spaldings ‚Nutzbarkeit des Predigtamtes' gleichfalls geläufig war (s. Ham. 4, 66). Dass aber Herder sich dieses gleichzeitigen Vorgehens mit Hamann wohl bewusst war, so dass er darin eine Bestärkung seiner Absichten gefunden, unterliegt nach den gegebenen Nachweisungen keinem Zweifel. Wenn man also das Verhältnis Friedrichs des Grossen zur deutschen Litteratur erörtert, so wird man nicht umhin können, auch die Stellung, welche jene beiden bedeutenden Schriftsteller einnahmen, zu berücksichtigen und daraus Material zu Beantwortung der anderen Seite der Frage, wie sich die Litteratur zu Friedrich dem Grossen verhielt, zu entnehmen; wozu denn mit dem Gebotenen ein Beitrag geliefert sein soll.

Wie schon bemerkt, hat die Schrift an Prediger ihre weitere Bezeichnung den ‚Provinzialbriefen' Pascals zu danken. Auf dasselbe Vorbild ist auch die Zerlegung des Stoffes, der erst in grössere Massen ge-

gliedert war, in fünfzehn etwa gleich lange Abschnitte zurückzuführen. Zu dem spöttischen Ton, den der Verfasser mehrfach anschlägt, glaubte er sich wohl aus denselben Gründen berechtigt, wie Pascal in seinem elften Briefe entwickelt.

Wenn nun Herder auch nirgends so weit geht, dass er die von ihm bekämpfte Richtung mit den Lehren der Gegner Pascals gleichstellt, so lässt sich doch an mehreren Stellen eine vielleicht unbewusste, aber unverkennbare Nachwirkung seines Vorbildes aufweisen. Im siebenten Abschnitt, der dem „Werth der Gefühle im Christenthume" gewidmet ist, findet sich folgende Zusammenstellung: „Nicht vor lange erhob sich eine Sekte in der protestantischen Kirche, die ohngefähr war, was Molinisten gegen Jansenisten nur unter anderm Kolorit und mit mehr Weltgeräusch waren" (S. 49). Dieser Vergleich stammt aus Pascal. Ludw. Molina, Jesuit und Prof. der Theologie in Evora (* 1540, † 1600) hatte in seinem Werke ‚Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia' (Lissab. 1580) eine Ausgleichung der menschlichen Willensfreiheit mit der göttlichen Gnade herbeizuführen versucht; die Jesuiten bekamen von der Annahme seiner Lehren auch den Namen Molinisten. Dagegen verteidigte Jansenius (Cornelis Jansen, * 1585, † 1638, seit 1635 Bischof zu Ypern) in einem umfangreichen, erst nach seinem Tode veröffentlichten Werke ‚Augustinus sive de humanae naturae sanitate, aegritudine et medicina, adversus Pelagionos et Massilienses' (Leuven 1640) die Lehre Augustinus' und der Kirche. Der Streit wurde durch Pascals intimsten Freund Arnauld, den Führer der Jansenisten, wieder aufgenommen und veranlasste bekanntlich ersteren selbst zur Abfassung seiner Briefe. Er lässt sich im dritten Briefe von seinem Ratgeber eine Lobrede auf den Molinismus halten, der alles umkehren könne. ‚Et ainsi admirez les machines du molinisme, qui font dans l'Eglise de si prodigieux renversemens, que ce qui est catholique dans les Pères devient hérétique dans M. Arnauld, que ce qui étoit hérétique dans les sémi-pelagiens devient orthodoxe dans les écrits des jésuites' u. s. w. (Pensées etc. par Bl. Pascal, Paris, Hachette et Co. 1876, p. 41). Ähnliche Verirrungen fürchtete Herder im Gefolge des Pietismus, denn dieser bildete jene „Sekte"; wie er sich denn auch in „Disputirsucht und Empfindungskram" verlor, und die ganze Sache bald nur Streit, „aus dem Pietismus Separatismus, aus der Streitsekte eine politische Sekte ward". (Prbl. 50).

An einer andern Stelle bemerkt Herder, dass die wenigsten noch den Grund des in Deutschland herrschenden theologischen Zwiespalts erkennen — „warum? es ist Modeton geworden, sich nur so still und zahm zu beziehen, und die Pille . . verschleiert, auf guten anderswo bewiesnen Glauben zu überreichen" und weiter: „Lehre ihm [dem Prediger] aus Lehren, die Er für wahr hält, Honig saugen; nicht mache ihm Lehren durch stumme Winke gefährlich, die du ihm nicht als Gift beweisest!" (Prbl. 16). Das in diesen Worten getadelte Verfahren, besonders der gute anderswo bewiesene Glaube wurde von den Jesuiten in ihrer Probabilitätslehre systematisch ausgebeutet. Sie

folgerten nach Pascal (S. 61) ‚C'est que l'affirmative et la négative de la plupart des opinions ont chacune quelque probabilité, au jugement de nos docteurs, et assez pour être suivies avec sûreté de conscience'. Gestützt wird jede opinion probable durch mehrere, schliesslich sogar schon durch einen docteur, s'il est grave. Überall fehlt also das Kriterium der persönlichen Überzeugung, welches Herder in den angeführten Worten entschieden fordert.

Pascals Hauptaufgabe war es gewesen, die Casuistik seiner Gegner bloss zu legen und zu vernichten, indem er nachwies, dass sie sich nur auf ihre spätesten Schriftsteller beriefen, die Kirchenväter aber und die Schrift vernachlässigten (Pasc. 57 f.), so dass sie sogar Mittel ersinnen mussten, um sich wenigstens scheinbar mit der Schrift in Übereinstimmung zu setzen. Das Mittel bestand nun darin, dass man einen Unterschied machte zwischen dem buchstäblichen Sinne des Textes und dem Sinne, den die Ausleger damit verbanden (lettre VI, p. 59 ff.). Es ist also dasselbe unhistorische Verfahren, wie das Hineinlegen späterer Ansichten, das Übertragen moderner Ideen eines „philosophischen Jahrhunderts“ in einen alten Text, das Herder auf Schritt und Tritt gleichfalls bekämpft. Er verweist dagegen auf die Schriften Luthers, auf die Bekenntnisschriften der Kirche und weiter zurück auf alle Schriften der Apostel und die Reden Jesu, die sämtlich auf augenblickliche Umstände, auf bestimmte einzelne Fälle berechnet, mithin wahre Casualreden und -schreiben waren. Zum Verständnis des Wortes Gottes ist Philologie nötig, historische Forschung und Wahrheit, dann wird es Rat und Weisheit geben in den verflochtensten Fällen des Lebens, in denen es befragt wird (Prbl. 17). Der Nachdruck, mit dem diese positiven Forderungen aufgestellt und immer wieder in Erinnerung gebracht werden, lässt es nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass er durch die Entwicklung des Gegensatzes bei Pascal noch verstärkt worden ist.

Auch an die Verhandlungen der Sorbonne, in deren Disputationen der Streit zwischen den widerstrebenden Mitgliedern ihrer eigenen Gesellschaft ausgefochten wurde und in diesem Falle zur Ausstossung Arnaulds und Verhängung der Censur über seine Schrift geführt hatte (Pascal lettre I—III), denkt Herder bei Vergleichen, wie dass „die Patriarchenzeit kein Disputirsal der Sorbonne“ (Prbl. 12) oder „in Patriarchenzeiten von keinen Disputationssälen der Sorbonne“ die Rede gewesen sei (Mskr. 1, 15) und bei den Worten „Sorbonnencensor“ (Mskr. 1, 17) und „Doktoren der Sorbonne“ (V. X. 436. Vergl. Älteste Urkunde 6, 270 a) über Buffon und die Sorbonne).

Herder blieb indessen nicht bei der Abwehr oder dem blossen Angriffe stehen. Hatte er schon seine Meinung über symbolische Bücher und über die wahren Casualschriften unzweideutig hingestellt, so giebt er auch bestimmte Winke über das Predigerideal, das ihm seit seiner Jugend vorschwebte. Bei den Streitigkeiten seines Jahrhunderts verlangt er die mächtige Einwirkung eines Luther. „Einfältiger, ungelehrter Luther! wie dir das Wort Gottes teuer war! und der Name Volk dir zu Herzen ging! und du aus eigner Überzeugung

und Empfindung für und aus dem Worte Gottes gedrungen, redetest, schriebest, übersetztest, ... Prophet! Ja Prophet, noch immer einiger, unerreichter Prophet mit deinem frei- und frohen Muthe". (V. X, 359 bis 60; vergl. Prbl. 20, 49 bis 50, 67, 73 bis 78, 83, 101, 103 f., 107 f. Andere Stellen aus dem Manuskript werden in Bd. 7 veröffentlicht werden). Schüchtern schreibt er im Entwurf: „Ich bin wie ein Mann, mit dem ich mich nicht zu vergleichen wage, und der so Vieles in der Welt ausgerichtet hat, was ich nie ausrichten werde, vielleicht nur da Steine und Klötze aus dem Wege zu räumen, und dem Wort Gottes Raum zu machen". In Luthers Glaubensfestigkeit, in seinem Feuereifer, seiner „treuen Herzenssprache", in seinem Verhältnis zu der „lieben Landesherrschaft", in seiner Verträglichkeit mit Melanchthon, und seinem Aufbau der Religion auf Wiedergeburt und Glaube erkannte Herder die Eigenschaften, die ein neuer Reformator haben müsste. Da er sich selbst jedoch der gewaltigen Thatkraft des Reformators wohl nicht gewachsen fühlte, so richtete er sich in dem Bestreben, ihr nachzueifern, empor an dem Beispiel eines andern Mannes, eines Zeitgenossen, den er mehrfach in Andeutungen erkennen lässt. Im zweiten Abschnitt werden zwei Prediger einander gegenüber gestellt. Der eine ist ein einfältiger Landhirte inmitten seiner einfältigen Heerde, ein Vater aller, die er die Seinigen nennt, aller Väter und Greise Bruder, aller Unmündigen Erzieher und Vater, aller Unglückseligen Freund und Engel, seinem kleinen Kreise eine Gabe des Himmels, der verdienteste und vielleicht glücklichste auf Erden. Er glaubt fest und treu an seine Bibel und hält die dogmatischen und antidogmatischen Klügeleien fern, ein Patriarch in seiner Gemeinde (Prbl. S. 13 f.). Der andere, unruhig, zweifelnd, über den Nutzen seines Amtes in Sorge, fast schon die Stunde seiner Wahl bereuend, greift voll Verlangen nach dem Buch von der Nutzbarkeit seines Standes — enttäuscht legt er es nieder und nimmt seine Bibel. „Er seufzte: Prophet! Und du, Bibel, sollst so lange ich lebe, mein Hauptbuch bleiben!" . . . (S. 16 ff.). Der zweite ist Herder; von dem ersten ist bei anderer Gelegenheit noch einmal die Rede. „Ich kam in die Predigt eines einfältigen Landhirten — aber es war keine Predigt! Nicht dogmatischer Lokus, nicht Philosophisches Thema . . . Vater an Kinder! Bruder an Brüder!" u. s. w. Man sieht, es ist auch nach der Beschreibung derselbe, der in dem ersten Bilde geschildert war. Seine Wirksamkeit beruhte nur zum geringsten Teil auf der Predigt, viel mehr auf „Handhabe der Religion, Haushalt der Redlichkeit und des Gottesfriedens in seiner Gemeinde" u. s. w. Der gute Mann meinte gar, eine wahre Herzenspredigt wäre so wenig zum Druck geeignet, „als ein vertrauter Brief, eine Liebesunterredung Vaters an seine Kinder" (S. 97, 98). Dieser Priester ist offenbar auch der „rechtschaffne Mann, dem man es so äusserst verdacht hat, dass er noch Wunder und Prophetengaben lehre" (V. X, 350) und der deshalb in Schutz genommen wird: es ist J. C. Lavater. Mit ihm war Herder gerade in dieser Zeit „sehr gut", wie er an Hamann berichtet (Ham. 5, 74) und der vorhandene Briefwechsel, Nachlass II, 1—209, beweist, hatte er sich gegen ihn doch ohne Rückhalt

über den Plan der ‚Provinzialblätter' geäussert; in ihm glaubt er auch jetzt den Vaterarm eines wahren Priesters Gottes, den er früher vergeblich gesucht hatte, zu finden, in ihm bewundert er die „Engelzarte Empfindung des Engels in uns" und nennt ihn mit Stolz seinen Freund (Prbl. 101). Diesem Freunde hatte Herder sogar sein Werk zu widmen gedacht und schon eine „Nach- und Zueignungsschrift an Herrn J. Lavater in Zürich" entworfen. Sie beginnt: Und warum sollt ich nicht auch öffentlich Sie besonders nennen können, mein Freund und Mitbruder Eines Amts und Einer Hoffnung: da ich dies Buch schliesse. Ich habe bei vielen Stellen so oft auch an Sie gedacht und mir Ihre Klarheit, Ordnung und Wohlgefasstheit, noch mehr aber Ihren so ganz reinen und lautern Sinn gewünscht, der mir — vielleicht noch so sehr fehlet. . . . . Ihr Mit-Beispiel, mein Fr., mit der Helle des Angesichts, die mir darauf zu ruhen scheint, soll mir dazu aufmunternd oft erscheinen".

Mit diesen Worten wird unsere Deutung der besprochenen Stellen auf Lavater aus Herders eignem Munde besiegelt; Lavater war der Prophet und Feuerapostel, dessen lebendiges Beispiel sich Herder neben Luther zum Muster nahm, um selbst „seiner Bestimmung würdig zu werden in seinem Leben" und allen den Gefahren zu entgehen, die ihm das „abiblische" Christentum seiner Zeit zu bringen schien. — —

Eine Reihe so überraschender Gedanken und Kombinationen, wie sie Herder mit grösster Lebhaftigkeit, eilend, oft nur andeutend, in den ‚Provinzialblättern' vortrug, duldete den gleichmässig und feierlich daherschreitenden Prosastil der vorangegangenen Jahre nicht mehr, sondern musste die alte Form durchbrechen. Ja absichtlich wird in dem Buche Kürze und Prägnanz des Ausdrucks gesucht, um auch dem Stiel Spaldings gegenüber eine frische, zu Herzen gehende und den ganzen Menschen packende Redeweise zu begründen. Spaldings Sprache nennt Herder: „langathmige Predigerperioden, weiten Priestermantel, Redner- und Predigerschweistuch (Prbl. 71, Mskr. 2, 63), Mönchskuttenberedsamkeit (Mskr. 2, 66) und feierlichen Kontestationsstyl, der der allseitigen Untersuchung der Wahrheit nicht immer vortheilt" (Mskr. 1, 84, vergl. Prbl. 68). Zudem gehörte auch zu den reformatorischen Plänen, mit denen sich Herder gerade in jener Zeit im Anschluss an seine eifrigen Lutherstudien trug, der Gedanke, den litterarischen Geschmack und den Stil zu bessern. Nur mit einer gewissen Verstimmung schreibt er an Nikolai: „Es ist jetzt so wenig mein Beruf als meine Neigung, dictator figundae clavis in der anarchischen Republik des deutschen Musenwesens zu werden, da ich doch von Tag zu Tag mehr sehe, wie das nichts hilft, und gewisse Sachen in Deutschland immer liegen und liegen werden". (Von und an H. I, 341 f.). Neben diesen allgemeinen Gründen hat jedoch noch die Beschaffenheit des schon vielfach erwähnten Manuskriptes das Ihrige dazu beigetragen, um die endgültige Form des Werks zu gestalten. Die erste Bearbeitung aus dem Jahre 1773, „An Prediger. In zwei Teilen" (ohne weiteren Zusatz), hatte den Vorzug, dass sie den ganzen Stoff der Provinzialblätter historisch behandelte und in zwei grossen Teilen zu je drei Ab-

schnitten in übersichtlichem Fortschreiten darstellte. Ihre Sprache war, wenn auch nicht plan und klar, doch im ganzen ruhiger und verständlicher. Stilistisch verdient die erste Bearbeitung unbedingt den Vorzug. Sie besitzt indessen einen Fehler, der ihr unheilvoll wurde und geradezu Anlass zur Umarbeitung geben musste: sie war sehr ausführlich, meist sogar über das Mass breit gehalten. Einzelne bezeichnende Ausdrücke waren dem Verfasser in kurzen Zwischenräumen wieder aus der Feder geflossen, einzelne Bilder und Lieblingsgedanken hatten sich ihm immer von neuem angeboten, so dass wir sie auch an unpassenden Stellen wiederholt und variiert finden, ja im Verlauf des zweiten Teiles kehren einzelne Partieen aus dem ersten ohne grosse Abweichungen wieder. Der mittlere Abschnitt des zweiten Teils über „Lehrer der Kirche“ behandelte einen dem Verfasser so am Herzen liegenden Stoff, dass er sich wieder unter neue Gesichtspunkte sonderte und zu einer weiteren Gliederung dieses Stücks in drei Teile mit den Aufschriften: Symbolische Bücher (Mskr. 2, 38—48), Glaubenslehre (2,49—67), Predigerpflicht und Kirchenordnung (2,68—74) führte.

Die Art der Wiederholungen mögen einige Beispiele zeigen. Die Kirche wird ironisch mit einem „altgothischen, garstigen Gebäude“ verglichen Mskr. 2, 70 und wiederum 2, 83, vergl. Prbl. 9 u. 21 (auch V. X. 331). Die Bemerkung der ‚Provinzialblätter‘ (S. 23) über die Pflicht des Geistlichen „Geburts- und Todeslisten einzuschicken“ ist im Manuskript zweimal an ganz entlegenen Orten zu finden: 1, 33 und 2, 72; vergl. ferner die oben angeführten Stellen über die Sorbonne. Zu den zahlreichsten Variationen hat den Verfasser das Thema der Kasualschriften, sowie die Vergleichung der Kanzelberedtsamkeit mit der Rhetorik der alten Philosophen und Redner veranlasst. „Dogmatik, heisst es Mskr. 2, 92, Verkündigung des Reichs Gottes durch Christum war damals so Casual, National und Sekular, als Luther sein Ablaskram und seine Vergebung der Sünden, an der er sich auch nicht satt reden konnte“. Auf derselben Seite werden die Briefe Pauli „Lokal- und Individualvorträge“ genannt. Ferner 2, 38: „Dass alle Symbolische Bücher Kasual sind, wer, m. Br. hätte dies je geläugnet? . . Auf die Art war alles was Luther schrieb . . Casual! hatte so genau seinen Zeitgrund, bestimmten Zeitzweck. . . Auf die Art war auch die ganze Reformation, ihrem kleinsten und grössten Bestandtheil nach Kasual und nur Kasual, und Lokal und Säkular. . . . Auf die Art ist auch die ganze heilige Schrift Kasual, und Lokal und Säkular: alle Werke Gottes also: können auch nicht anders als also seyn“. Und 2, 39: „Das vollkommenste sind doch ohne allen Zweifel die Werke Gottes und jedes ist, meine Herren! nicht blos Lokal, Kasual, Sekular, ist auf alle Art und Weise Individuell!“ (Vergl. Prbl. 73). Die Hauptstelle des Mskr. (2, 77) über die heidnischen Philosophen hat die Vorlage für Prbl. S. 7 gebildet, ausserdem findet sich derselbe Gedanke schon im ersten Teil S. 59 (benutzt V. X. 367); wiederum Mskr. 2, 75: „Ich habe schon merken lassen, dass die Demosthene und Ciceronen sich, wie ich glaube, über unsre Predigten, als Redegattung viel! sehr viel sagen würden, . . . wenigstens

ist die Vergleichung mit ihnen fast von allen Seiten hinkend". Ausserdem noch dreimal Mskr. 2, 79, 80, 82, an Stellen, die G. Müller (V. X, 374, 375, 378) schon mit einigen Änderungen mitgeteilt hat.

Eine solche Anlage konnte das Manuskript noch nicht druckreif erscheinen lassen, sondern drängte schon aus rein stilistischen Gründen zu erneuter Bearbeitung, der sie zugleich eine ganz bestimmte Richtung vorschrieb. Die Wiederholungen waren zu entfernen, Abschweifungen zu beseitigen, Zerstreutes zusammenzuziehen, überall war zu kürzen! Diese Arbeit hat Herder so gründlich ausgeführt, dass aus den 174 eng beschriebenen Seiten des Mskr., deren jede mehr als eine Druckseite der Originalausgabe fasst, nur 118 Seiten Druck geworden sind. Dadurch haben einzelne Partieen in der That gewonnen, besonders die oben namentlich erwähnten, von denen das Kapitel über ‚Symbolische Bücher' dem Abschnitt X—XI, S. 73—86, und das über Glaubenslehre den Abschnitten IV—VI, grossenteils auch VII, S. 25—56 zu Grunde liegt. Diese Stellen, die ursprünglich am weitesten ausgeführt waren, sind deshalb im Druck die verhältnismässig bestverständlichen, so dass sich nur auf sie das Urteil Hamanns beziehen kann, der sich äusserte: „In einigen Provincialblättern scheint der Verfasser seinen Styl ziemlich vorteilhaft verleugnet zu haben; gegen das Ende aber wird er gar zu kenntlich" (Ham. 5, 100). Das Ganze hatte von der Umarbeitung nur Nachteil. Da einmal die gegebene Ordnung in Frage gestellt war, so schwankte die Disposition des ganzen Buches; es entstand ein neuer Plan, bei dem buchstäblich das Oberste zu unterst gekehrt, Anfang und Ende vertauscht wurde. Der Schluss des Mskr. 2, 75 ff. bildet nunmehr den ersten Abschnitt des Buches S. 5—10, während die auf den beiden letzten Seiten des Drucks angedeuteten Gedanken sich im Mskr. 2, 28, 29, 32—35 wiederfinden lassen, woraus sie bis zu epitomatorischer Kürze zusammengedrängt sind. Ueber die Ausdehnung der Zerstörung, die er selbst anrichtete, besass Herder während der Arbeit kein Urteil. Ihm war der Stoff so geläufig, mit seiner eigenen Lebensgeschichte verwachsen und aus seiner innern Entwicklung bedingt, dass ihm die eiligste Aufzeichnung des Gedankenflugs und eine oft fast nur symbolische Andeutung genügte, wo vorher eingehende Begründung Platz gehabt hatte. Der Leser wurde hierbei vollständig vergessen. So ist die Druckgestalt des Buches keineswegs eine klare, vollendete Arbeit, es fehlt ihrer Darstellung an Durchsichtigkeit, dem Ausdrucke an Sorgfalt und Feile, die Sprache ist oft geradezu gewaltthätig behandelt. Herders Worte (Prbl. 53): „Die Sprache der Empfindung ist freilich sehr unphilosophisch, und drückt sich immer innig, unmittelbar, zusammengeflossen aus" — finden die vollste Bestätigung durch seinen eigenen Stil. In dieser Schrift hat der Sturm jener Zeit gewütet, und die Revolution des Originalgenies wie mit elementarer Gewalt ein nicht ohne Kunst angelegtes Werk zerstört.

Allein auch Herder hat sich durch diese Periode, in der das Gold von den Schlacken gesondert wurde, und unreife Geister untergingen, hindurch gearbeitet als durch eine notwendige Entwicklungsstufe und

hat sich durch jene Kämpfe und Erfahrungen die sichere Ruhe des Mannes und die schriftstellerische Vollendung erworben, welche sich seit den achtziger Jahren seines Jahrhunderts in seinen Schriften bekundet. Was er in den ‚Provinzialblättern' erreichen wollte, das legte ihm sein Amt zeitlebens nahe, das klingt auch in späteren Schriften wieder. Die Briefe, das Studium der Theologie betreffend, 1780—1 (wiederholt 1785—6) und die ursprünglich als fünfter Teil derselben gedachten Briefe an Theophron behandeln denselben Stoff mit ruhiger Würde und wissenschaftlicher Klarheit; man vergleiche die Bemerkungen über Predigt und Predigtmuster Bd. 11, $5_{,199}$ ff., $16_{,216}$ ff., $39_{,254}$ ff., über Dogmatik Bd. 10, $279_{,4}$ f., $314_{,59}$ f., 11, 191—194 und das leise Bedauern über Akkomodation des Christentums $10_{,189}$ f; selbst nebensächliche Gedanken werden wieder aufgenommen, vergl. Prbl. 101 mit 11, 195, $81_{,319}$. Ebenso wurde das Urteil über Friedrich den Grossen besonnener. Die feindselige Stimmung wich einer vollen Anerkennung für die Verdienste des grossen Königs, insbesondere seiner menschenfreundlichen Bestrebungen. Nach dessen Tode und dem Erscheinen der Oeuvres posthumes (1788) veröffentlichte Herder in den Humanitätsbriefen (1793) wiederholt Gedanken Friedrichs II. aus den nachgelassenen Schriften (s. 17, 28—46, 97—109) und begleitete sie mit Ausdrücken der Bewunderung. In jenem Werke hatten auch die in den ‚Provinzialblättern' so befehdeten Briefe des Königs wieder eine Stelle gefunden, Herder übergeht sie jetzt mit Stillschweigen, Friedrichs Stellung zu Voltaire betrachtet er gleichfalls in milderem Lichte (s. 17, $29_{,68}$ ff.), eine Vergleichung Friedrichs mit Antonin lässt er sogar in seinem Auszuge zu (s. 17, $45_{,111}$). Je mehr Herder den König aus dessen Schriften kennen und je mehr er dessen politische Bestrebungen verstehen lernte (vergl. darüber B. Suphan 18, 225—227, 557), um so mehr wuchs seine stille Bewunderung, „in den Zeiten des siebenjährigen Krieges steigt sie fast bis zum hohen tragischen Mitleid" (17, $40_{,99}$); sein Gesamturteil spricht er mit folgenden Worten aus: „Wir sind darüber einig, dass wenn Ein grosser Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irrdischen Hülle hätte unsterblich sein mögen". (17, $28_{,66}$).

Zeitgenössische Mitteilungen über Schiller.

Neue Folge. Aus Handschriften der Dresdener Bibliothek veröffentlicht von

Robert Boxberger*).

43.

Böttigers Bemerkungen über Jena. 22. December 1796.

Schillern fanden wir in seiner Stubenexistenz sehr munter. — — Auf meine Frage, wie weit er mit seinem Trauerspiele (Wallenstein) gekommen sei, versicherte er, dass er zur Vollendung nur die Frühlingssonne erwarte. Meine Schotten waren mit Schillers Aufnahme, da er sie auch herzlich wiederzukommen bat, sehr zufrieden und nannten ihn *a clever fellow*.

44.

Elise von der Recke an Böttiger. Dessau, den 4. December 1797.

Unsre liebe Wohlzogen schrieb mir, dass Schiller den „Landtag" für die Horen mit der Erlaubniss zu haben wünscht, dass er Aenderungen machen könne. Mit dieser Erlaubniss gebe ich den Versuch gerne; hingegen ohne sehr wesentliche Veränderungen hineinzubringen kann dieser Entwurf einer neuen Art von Sing- und Schauspiel ohnmöglich gedruckt werden, weil ich mich der Schülerarbeit schämen müsste. — — Das Schiller, wenn er das Stück umarbeitet, diesem einen Werth geben wird, den ich nicht zu geben vermag, davon bin ich überzeugt, und daher habe ich mit Vergnügen in Schillers Wunsch gewilliget; doch bitten Sie Schillern durch unsre liebe Wohlzogen, dass er für das Stück einen andern Tittel wählt, weil es dadurch von einigen Personen, die es gelesen haben, um so weniger erkannt werden kann. [Vgl. Schiller an Goethe, den 15. December 1797].

45.

Wörlitz, den 6. December 1797.

Den Brief an unsere Wohlzogen empfehle ich Ihrer Güte. — — Wollte Schiller folgende drei Lieder zu seinen Hooren nehmen, so wäre mir es lieb. Wenn ich Sie spräche, so könnte ich Ihnen auch die Ursache sagen. Die drei Schillern zugedachte Lieder müssten so auf einanderfolgen. 1. Lied für unsre Zeiten. 2. Die Todtenköpfe. 3. Meine Hoffnung. — Die sämmtlichen Lieder erwarte ich so bald als möglich zurück.

---

*) S. Seite 65 ff.

46.

Brinkmann an Caroline von Wolzogen. Metz, den 7. März 1798.

Empfehlen Sie mich Hrn. v. W. aufs beste, und wenn Sie Schillern sehen, so vergessen Sie ja nicht, ihm meine tiefste und gerührteste Dankbarkeit für die herablassende Güte und Freundschaft zu bezeugen, deren er mich neulich gewürdigt.

Ihr
ergebenster
[Name fehlt].

47.

Wieland an Böttiger. Osmanstädt, den 23. März 1798.

Was macht Göthe? und Meyer? und Schiller, der in einem Lichte wohnt, dazu Niemand kommen kann.

48.

Brinkmann an C. v. Wolzogen. Paris, den 29. März 1798.

Empfehlen Sie mich ja Schillern, dem Herrn Kammerherrn und Ihrer Schwester auf das Beste.

49.

C. v. Wolzogen an Böttiger. (undatiert).

St. Julien*) will ich nach ihrer gütigen Erlaubniss an Schiller senden.

50.

Rahbeck aus Copenhagen an Böttiger.
Bakkehuus bei Copenhagen, den 20. Mai 1798.

Wenn Schiller noch bei euch ist, so frage ihn doch, ob er sich noch seines alten Freundes erinnert; ich möchte ihm für seinen Musenalmanach ein kleines Werk unsers gemeinschaftlichen Freundes Jünger senden (das wahrscheinlich für den Merkur zu klein ist, da es nur von 20 Zeilen ist) und ihn zugleich ermuntern etwas für das Andenken und den literarischen Nachlass seines warmen Freundes und Verehrers zu thun.

51.

Wieland an Böttiger. (Undatiert; Herbst 1798).

Haben Sie im heurigen Musenalmanach das Bürgerlied von Schiller gelesen? Ich kenne es erst seit ein Paar Tagen, da es mir

---

*) Von August Lafontaine. — Ueber Schillers Lektüre dieses Schriftstellers vgl. Fielitz' Ausgabe seines Briefwechsels mit Lotte, Register s. v. Lafontaine; über den Inhalt des St. Julien: Gruber, Lafontaines Leben S. 235 bis 240. Wieland an Böttiger, Osmanstädt den 19. December 1797:

St. Julien habe ich mit Vergnügen und Bewunderung der unerschöpflichen Imaginazion und seltenen Darstellungsgabe des Verf. gelesen.

beim Durchblättern des M. A. von ungefähr in die Augen fiel. Ich finde es so ausnehmend schön, vollendet und novem Musis coelatum, dass ich ein Buch, so dick als Hrn. v. Humboldt's Kommentar über Hermann und Dorothea, von den Schönheiten dieses Bürgerlieds schreiben wollte. In Werken dieser Art liegt Schillers wahre Stärke.

52.

O.(smanstädt), den 29. Januar 99.

Ich gestehe, dass ich der ersten Darstellung der Piccolomini gern hätte beiwohnen mögen, und da es diesmal nicht angeht, so verlangt mich Ihr Urtheil sowohl über das Stück selbst, als und noch mehr über die Wirkung, die es gethan hat, besonders über die Art, wie unsere Schauspieler sich dazu gebehrdet haben, baldmöglichst zu vernehmen. Was Sie mir darüber schreiben, bleibt unter uns. Denn wenn die Sache, wider besser Hoffen und Wünschen, nicht zu unserm Ruhm ausfallen sollte, so rathe ich Ihnen, wenn Sie gern in W. bleiben, oder wenigstens so lange Sie bei uns bleiben, öffentlich und gegen Auswärtige (wie gute Freunde sie auch sein mögen) Ihren Satyr zu bemaulkorben und von unserm Theaterwesen in specie, sowie überhaupt von allem unserm Wirken und Wesen, Thun und Lassen, Poetischem und Prosaischem, ja nichts als was uns rühmlich sein kann, verlauten zu lassen. Die alte Mönchsregel

Qui vult bene vivere,
debet de Domino Abbate omnia bona loquere,

ist, wie überall, so auch bei uns, eine der indispensabelsten Klugheitsregeln. Einen kleinen Kommentar hierüber sollen Sie erhalten, wenn wir uns wieder sehen.

53.

Hofrath Schütz in Jena an Böttiger. den 3. Februar 1799.

Den Brief von Schiller konnte ich nicht ganz lesen; ich bitte mir ihn also noch einmal gelegentlich zu communicieren.

54.

Ex Osmantino, 26. April 1799.

Ueber Piccolomini und Wallenstein mündlich! Letzterer hat auf mich, wie auf das gesammte Publikum eine grosse Wirkung gemacht. Wiewohl die Kritik viel zu desideriren hat, so ist uns doch im Wallenstein ein neuer Beweis gegeben worden, welche grossen Dinge Schiller leisten kann und leisten wird, sobald er der transcendentalen Aesthetik a priori Valet zu geben und sich die Mittel und Wege, wodurch man gefällt, Wirkung thut, rühret, den Zuschauer nie zu sich selbst kommen lässt, etc. etc. aus der lieben empirischen Natur, die uns vor der Nase liegt, zu abstrahiren geruhen wird. Ausser diesem Wege ist dem Menschen kein anderer gegeben, dabei bleibt's!

55.

O., den 2. Mai 1799.

Dass Hrn. P. Zimmermann gewillfahrt werden müsse, und zwar im nächsten St. des Merkurs, wird auch bei Ihnen, l. B., wie bei mir keine Frage sein. Ob aber auch dem Herrn Jungen, wäre allerdings zu fragen, wenn es nicht ein casus wäre, wobei Wallenstein und der göttliche Schiller concernirt sind. Da möchte es denn auch für Ihre und meine Ruhe wohl das sicherste sein, das Ding einzurücken, und zwar ohne Note, bloss mit dem Namen des ruhmlustigen Pennals, der, wie Sie sehen, einen feinen Ansatz zum Loben hat. (Auch können die Herren was ertragen!).

56.

v. Retzer an Böttiger. Wien, den 7. Mai 1799.

Schilling's (sic) Wallenstein kann nie in Wien vorgestellt werden, ohne entweder den Hof oder die in Wien lebenden Wallensteinischen Verwandten zu beleidigen. Das Verbot, kein Stück, was die entfernteste Anspielung auf eine Revolution enthält, aufzuführen, ist mit Kotzebue's Abgang noch verschärft worden.

57.

Rochlitz an Böttiger. Leipzig, den 25. Oktober 1800.

Wagener [Mitarbeiter an der ‚Aglaja'] kennen Sie wohl selbst. Er hat ja eine Zeit lang in Jena und Weimar gelebt, soll besonders Schillern lieb geworden seyn, hat viel Kenntniss alter klassischer Literatur, und Kopf obendrein, ist etwas düstern Humors und unsteten Sinns.

58.

Loder an Böttiger. den 2. Februar 1801.

Ich habe Schillern gebeten, uns bald wieder seinen Wallenstein zu geben, weil die Göttinger und Hannoveraner, welche hier sind, ihn gern sehen möchten, ehe sie von hinnen scheiden. Schiller war so artig mir dieses zu versprechen, und ich habe mit der Nachricht davon bei unsern jungen Leuten grosse Freude gemacht. Da meine Hannöverschen Mediciner und Anthropologen so fleissig sind, so musste ich auch suchen, etwas zu ihrem Vergnügen beizutragen. Dass Wallensteins Lager vor einigen Wochen gegeben ward, geschah der Geh. Räthin v. Ziegesar zu Ehren, welche ich damal nach Weimar brachte, und der ich es versprochen hatte, dass sie dieses Stück sehen sollte.

— — Parret ass mit Hufeland (dem Arzt) und einigen andern Freunden bei mir und liess uns viel von seinen Verhandlungen mit den östreichischen Ministern in Campo Formio hören. Schiller und Göthe haben ihn auch sehr goutirt, besonders aber Geh. R. Voigt, bei dem er hernach einen grossen Theil der Vormittage zugebracht hat.

59.

den 15. März 1801.

Schiller lebt hier seit acht Tagen und will sein neues Stück in Jena ausarbeiten. Er besucht mich oft und ist sehr gesprächig und guten Humors. Unsere Luft muss recht ätherisch sein, weil sie den Dichtern so behaglich ist. Dass Göthe fast alle seine Arbeiten bloss in Jena macht, wissen Sie, und noch neulich sagte er mir, dass er in Weimar nichts zu Stande bringen könne.

60.

Ludwig Schubart an Böttiger. [Stuttgart] den 29. Juni 1801.

Zumsteg freute sich Ihres Grusses. Wenn ihm doch Schiller, wie er schon so oft versprochen, eine Oper machen wollte! Wie sehr verdiente es dieser talentvolle Tonsetzer und ihre alte akademische Freundschaft! — —

Über die Maria Stuart werden hier höchst ungleiche, und zum Theil höchst alberne Urtheile gefällt. Ich kehre mich durchaus nicht daran und werde mich selbständig und ganz nach eignem Sinn und Gefühl ex pleno über das Werk expectorieren. — Überhaupt bedeuten die hiesigen Schöngeister unendlich weniger als die Künstler. Kommt nicht bald eine Fortsetzung vom Aristipp? Wie gefiel das Mädchen von Orleans? Worüber brütet der Blitzeschleuderer jetzt?

61.

Rochlitz an Böttiger. Leipzig, den 18. Juli 1801.

Schiller hat mir auf ein ihm neulich geschriebenes, anständige, aber ziemlich kalte Billet, einen bogenlangen und in jeder Rücksicht vortrefflichen Brief geschickt, was mir viel Freude gemacht hat. Ich gedenke das Stück gelegentlich fertig zu machen, aber nicht zur Preisbewerbung, obschon Schiller es wünscht.

62.

Fräulein von Göchhausen an Böttiger.

Gestern war Schiller hier, um sein neues Gedicht, Hero und Leander, vorzulesen. Gott schickte aber einen so reichen Segen von Menschen aller Art, dass es auf einen andern Tag verschoben werden musste.

Mitw. Mittag [wahrscheinlich 29. Juli 1801. Kalender S. 109, 28. Juli 1801: „War ich in Tiefurth“.]

63.

Rochlitz an Böttiger. den 30. August 1801.

Ich schickte es [sein Stück: ‚Mozarts Zauberflöte‘] Schillern *), weil ich von seiner Reise Nichts wusste und Göthe noch von Weimar abwesend vermuthete. Es ist vor jenes Abreise eingetroffen und wird schon an die Behörde gelangen. Ich habe Sch. u. G. meine Ideen über das deutsche Lustspiel ausführlich mitgetheilt, und ich zweifle nicht, dass beyde, ohngeachtet ich manche ihrer Forderungen bestreite, darüber nicht unwillig seyn werden.

64.

den 5. September 1801.

Schiller hat den hiesigen Schauspielern seine Johanna d'Arc gegeben und will hieher kommen, wenn sie aufgeführt wird. Er ist einen Tag **) hier gewesen, hat mich aber nichts von sich wissen lassen.

(Aus seiner ungedruckten Recension für das Mode-Journal).

Ich erwähne noch, dass Herr Hofrath Schiller einer der früheren Vorstellungen (und, einige Kleinigkeiten abgerechnet, der besten) selbst beywohnte.

65.

den 17. Oktober 1801.

Der Geyer ist ganz los um diese Johanna. Am Freytage kamen die Exemplare an, und man riss sich so um sie, dass ich keins mehr erhalten konnte, sondern die zweyte Lieferung abwarten muss.

N. S.

Sollte mein Aufsatz nicht mehr ohne Aufopferung zurückzunehmen — — seyn, so belieben Sie eine seltsame Entdeckung, die ich soeben, da ich Etwas im Homer suchte, gemacht habe, einzuschalten. Setzen Sie nehmlich in die Stelle, wo gesagt wird, dass die Scene mit dem Walliser dem Publicum vielleicht besser erspart worden wäre, in Klammern hinein: (Die Scene, in welcher mehrere Stellen aus dem Homer fast wörtlich übersetzt sind) ***).

66.

Böttiger an Huber. Weimar, den 8. November 1801.

Schiller ist, ich weiss selbst nicht warum, seit langer Zeit mir abhold. Aber als ich die Johanna gelesen hatte, sprach ich ihn warm

*) Schiller erhielt es den 3. August. Kalender p. 110.

**) 7. August. Kalender p. 110.

***) Vergl. Böttiger's „Briefe über die Jungfrau von Orleans“, Minerva für 1811: S. 54: „Nennen Sie es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiss wohl, was mir dabei vorschwebte“. Und vergl. dazu unten meine Vermuthung zu dem Briefe vom 19. Februar 1812.

an und dankte für den hohen Genuss. Die Nation kann stolz auf diese Dichtung seyn. Machen Sie doch bald eine des Stücks würdige Anzeige davon. Auf gewisse Feinheiten wie z. B. auf die durch die Berührung des schwarzen Fantoms bei der Johanna aufgereizte Sinnlichkeit, wodurch allein die schnelle Verliebung motivirt wird, muss das grosse Publikum schon besonders aufmerksam gemacht werden.

67.

Rochlitz an Böttiger. den 27. November 1801.

Schiller hat mir unvermuthet vor einigen Wochen äusserst traulich und über gewisse Dinge mit vertrauensvoller Offenherzigkeit geschrieben. Nach seinem Briefe wird keins der 13 eingesandten Stücke aufgeführt und der Preis nicht zugestanden. Göthe wird ihn wohl selbst verdienen. Er hat mir noch kein Wort geschrieben. Schiller meynt, er laboriere einmal wieder seit geraumer Zeit an Schreibscheu, die ihn zuweilen befalle, und die, als eine Eigenheit, die sich nun einmal nicht wegschaffen lasse, entschuldigt werden müsse.

68.

Böttiger an Huber. den 22. Februar 1802.

Die Recension der Maria Stuart war von Herrn Ferdinand Delbrück in Berlin, der auch Klopstock und mehre recensiert hat.

69.

Rahbeck aus Copenhagen an Böttiger.
Bakkehuus bei Copenhagen, den 21. Juni 1802.

Für diesen Brief erwarte ich ein besseres Schicksal, da ich ihn den Händen meines liebsten Freundes, des berühmten dänischen Schriftstellers D. A. Heiberg anvertraue, um durch diese an dich zu gelangen. In der That glaub' ich mich (sic) um euch beide kein geringes Verdienst zu erwerben, wenn ich euch zusammenführe; wenigstens wüsste ich keinen von Seiten seiner Kenntnisse, seines Geistes und seines Charakters angenehmeren Dänen zu empfehlen. Das die Privatrache eines mächtigen Beamten ihm sein Vaterland, oder richtiger ihn seinem Vaterlande raubte, wird ihm bei dir nicht schaden können, und interessant wird es dir sicher sein, einen Mann kennen zu lernen, der in einer so interessanten Periode zu Paris und in Verbindung mit vielen der vorzüglichsten Köpfe gewesen ist. Da ich dir ihn als den liebsten meiner dänischen Freunde bezeichnet habe, brauch' ich dich nicht zu bitten, ihm seinen weimarischen Aufenthalt angenehm zu machen und ihn besonders dem Nestor Wieland, dem weisen Herder, dem Dichter Göthe und dem Proteus Schiller bekannt zu machen und bitt' ich dir (sic) bei der nehmlichen Gelegenheit dem letztgenannten unsere mannheimer Jugendfreundschaft wieder in's Gedächtniss zu rufen.

70.

Ludwig Schubart an Böttiger. Nürnberg, den 18. September 1802.

Kotzebue ist von Weimar weg, und Schlegel soll (a majori instigatus) einen Sturm gegen Schillern vorhaben. Ist dies wahr?

71.

Stuttgart, den 1. December 1802.

Was mir Vohs von Goethe's Gräcismen sagt, will mir gar nicht behagen. Die griechische Einform passt schlechterdings nicht für unser Theater: den Geist der Griechen sollen wir beschwören und festhalten aber nicht ihre Formen. Die griechischen Chöre als Hauptsache machten diese Monotonie der Formen nothwendig und sehr zweckmässig — die jetzt jedem an eine Shakespeare-Schillersche Welt gewöhnten Auge ein Greuel ist. Auch dem meinigen ist sie es, der doch von Jugend an die Hellenen studirt hat und ihre Tragödien wie der Künstler seine Antiken schätzt. Doch ich erkläre mich öffentlich hierüber; und das Publicum deutscher Nation wird überhaupt bald genug entscheiden. — —

Ist die Braut von Messina noch nicht fertig, und darf ich's glauben und mich darauf freuen, dass Schiller an einem Catilina arbeitet?

72.

Rochlitz an Böttiger. den 1. December 1802.

Göthe vor etwa 15 bis 20 Jahren konnte dies bewirken, mit wenigen Theilnehmern, etwa mit Jacobi und Schiller, wie sie damals waren, und wie letzterer vielleicht bald wieder wird, denn ich weiss, was er mir vor einiger Zeit über seine eignen philosophischen Werke schrieb.

73.

Amalie v. Imhoff an Böttiger. [undatiert. Januar 1803?]

Erlauben Sie mir Ihren Rath in einer sehr frivolen Staatangelegenheit mir zu erbitten, über die Sie mir besonders Aufschluss geben können. Einige Damen haben unter einander die Verabredung getroffen, einzelne Hauptgestalten, welche unser Schiller theils erschaffen, theils der Unsterblichkeit zugeführt hat, morgen Abend vorzustellen — ich wählte die Kassandra und möchte dem traurig hohen Charakter auf jede Art entsprechen. Ich habe vors erste das weisse statuenartige Gewand mit der Tunika gewählt, eine purpurne Stirnbinde, über welcher der heilige Lorbeer und der vom Kopf bis auf die Füsse niederfallende Schleier sollten den Hauptschmuck ausmachen. Könnten Sie mir vielleicht eine nähere Bezeichnung geben oder auch nachweisen, wo ich (in einer der fürstlichen Bibliotheken vielleicht) eine Abbildung der Kassandra, als Priesterin — nicht als geopferte Sklavin finden könnte?

74.

Rochlitz an Böttiger. den 14. Januar 1803.

(Spazier schrieb mir, dass er) mit Ihnen dennoch in Händel gerathen würde, und zwar über die vormalige Rec. der Schiller'schen Jungfrau von Kotzebue, wozu dieser von Ihnen die Data empfangen haben wolle, wie er schriftlich belegen werde.

75.

Fräulein von Göchhausen an Böttiger.

Da unsere gute Fürstin glaubt, dass es Ihnen nicht unangenehm sein würde, Schiller's Vorlesung noch einmal anzuhören, so werden Sie für diesen Abend auf das freundlichste dazu eingeladen.

den 10. Februar 1803.

76.

Wieland an Böttiger. O., den 12. Februar 1803.

Die Herzogin hat vor 3 Tagen die Güte gehabt, mich eigenhändig zu einer Vorlesung der Braut von Messina, welche noch in dieser Woche in Ihrem Zimmer stattfinden sollte, einzuladen, ohne mir jedoch den Tag ausdrücklich nennen zu können. Da ich die Rücksichten auf mein baufälliges Seelengehäuse schlechterdings nicht aus den Augen verlieren darf, so ist es mir bei der noch immer anhaltenden ziemlich strengen Kälte unmöglich nach W. zu kommen, wie gross auch meine Ungeduld nach diesem neuen Produkt des mächtigen Schiller'schen Geistes ist, wovon ich bereits so viel gehört habe, als mich zu den höchsten Erwartungen berechtigt. Traurig ists, dass mit dem dermaligen Personale des W. Schauplatzes kein Stück wie dieses gegeben werden kann. Sollte man denn keine Aussicht haben, dass es nach der Ankunft der Braut aus Sankt Petersburg anders werde?

77.

O., den 12. Februar 1803.

N. S. Das gute Verhältniss, worin Sie neuerlich mit Herrn H. R. Schiller zu stehen scheinen, ist mir sehr angenehm zu vernehmen, hat mich aber darum nicht weniger überrascht. Sollte sich aus diesem Fänomen auf einige Erkältung der zwischen unserm poetischen Theseus und Peirithous seit mehreren Jahren bestandenen Seelenbruderschaft schliessen lassen? — Seit G . . . s Nase nicht mehr von sich reden macht, höre ich gar nichts mehr von ihm.

78.

O., den 18. Februar 1803.

Auf die Abschrift, welche unsere Clementissima mir von der Braut von Messina zu versprechen die Güte gehabt hat, freue ich mich mit

Ungeduld. Wenn es S. endlich gelungen ist, seinen lyrischen und dithyrambischen Dämon, während er an dieser Tragödie arbeitete, an den Kaukasus anzuschmieden oder in einer von den tiefsten Höhlen des Aetna einzusperren, so erwarte ich etwas grösseres und vollkommneres, als wir je von ihm gesehen haben — und gerade das würde das grösste Wunder sein.

79.

Ludwig Schubert an Böttiger. Stuttgart, den 2. März 1803.

Von Schiller's Braut von Messina wird uns viel Rühmliches und die Erwartung Begeisterndes geschrieben.

80.

Böttiger an Loder. den 24. November 1803.

Dafür befördert der grosse Musaget, der Graf Reuss hier, die Muse der Malerei, da er Ihren Roux aus Jena schon seit 8 Tagen hier hat und alle celebren Autoren in Silberstift für sich protraitiren lässt. Amalie Imhof, Einsiedel, Wieland haben schon dran gemusst. Schiller versichert, er bekomme Krämpfe, wenn er sitzen müsse.

81.

Böttiger an Nicolai. Weimar, den 6. Januar 1804.

Uns entzückt hier die geistreiche Stael, die aus allen Kräften versucht, Göthe und Schiller von neuen ästhetischen Schnupfen, wie sie es nennt, zu befreien und deswegen gar ihren Benjamin Constant aus Frankfurt als Gehilfen verschrieben hat.

Noch mehr Erklärung zu Schillers ‚Kranichen des Ibykus‘.

Von

Walter Bormann.

Wir haben Grund, H. J. Heller durchaus zum Danke verpflichtet zu sein für die Beiträge zur Erklärung der ‚Kraniche des Ibykus‘ und müssen namentlich anerkennen, dass er seine Kenntnis der alten Welt und Litteratur in rechter Weise angewandt hat, um uns die dem Gedichte allenthalben mitgeteilte Färbung zu verdeutlichen. Ist das, wie er selbst betont, auch zunächst mehr für gelehrte Leser geschrieben, so kommt es doch auch den andern zu Gute, insofern manche Stellen in eine andere Beleuchtung treten, wie z. B. der Einzug der Eumeniden

auf die Bühne, in Betreff dessen Heller den Dichter gegen Hoffmeister verteidigt hat.

Wenn aber Heller seine Vorgänger Düntzer und Viehoff tadelt, dass sie anstatt des Nötigen vieles Überflüssige herbeigezogen hätten, wenn er selbst uns über die Darstellung Schillers bald belehren zu können vermeint, die „so leicht und so deutlich“ sei, so ist es nur billig und gerecht, nicht so sehr der Vorgänger wie des Dichters wegen, ihm zu erwidern, dass auch er Überflüssiges geboten und dass er in der Entwickelung des Grundgedankens sogar das Wichtigste übergangen hat.

Oder ist es nicht ohne alle Frage überflüssig, wenn Heller mit der äschyleischen Parallelstelle belegen will, dass „kein sterblich Haus“, das die Eumeniden zeugte, vom Geschlechte und nicht von der Wohnung gelte? Man braucht wahrlich kein Gelehrter zu sein, um darüber nicht in Zweifel zu kommen, oder vielmehr man muss erst ein Gelehrter sein, um einen Zweifel für möglich zu halten.

Schwerlich ferner ist anzunehmen, dass Schiller sein „des Gottes voll“ nach der angeführten Horaz-Stelle gebildet habe, und die griechischen Beispiele liegen für die Nachbildung viel näher.

Nach Hellers Meinung heisst es „fremde Dinge ohne alle Veranlassung herbeiziehen“, wenn Apollo als der Geber der Sangesgabe und Poseidon, in dessen Hain der Mord geschah und bei dessen Fest die Entdeckung desselben erfolgt, bei der Vergeltung als wirksam gedacht werden. Mit Vergunst! da ist er ohne alle Frage im Irrtum.

„Zum Kampf u. s. w. zog Ibykus, der Götterfreund“ so heisst es im Eingange der Ballade und in der vorletzten Strophe:

„Der fromme Sänger wird gerochen u. s. w.“

Dass der Sänger als der Liebling der Götter unter ihrem besonderen Schutze steht, dass sie es sind, welche seinen Mord rächen, ist ein so hervortretender Gedanke des Gedichtes, dass ein Erklärer ihn zuletzt auslassen darf. Ebensowenig darf bei Seite gelassen werden, dass die Macht des Gesanges, die Kunst selbst es ist, welche durch das Lied der Eumeniden den Sänger rächt und die Entdeckung der Mörder bewirkt. Den letzteren Gedanken hat auch Anastasius Grün in seinem an poetischen Ideen überhaupt äusserst reichen ‚Pfaffen von Kahlenberg' (Nithart, ‚Ein ländliches Fest') in etwas anderer Wendung ausgeführt.

Beide ganz zu Tage liegende Gedanken sind aber, wie es scheint, von den Erklärern bisher völlig vernachlässigt worden, so dass man wohl das bekannte treffende Wort brauchen darf: „Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht“.

Scheint es wirklich Heller bedeutungslos, dass die fremde Erde, auf welcher Ibykus „unbeweint zu sterben“ klagt, der Fichtenhain ist, in den er mit frommem Schauder eintrat, der Hain des Gottes, dessen Fest nachher die Gelegenheit zur Rache herbeiführt? Die Gottheit, deren Nähe man nach dem Sange der Eumeniden spürt, sind doch keineswegs bloss die Eumeniden selbst, sondern vor allem Poseidon, zu dessen Ehre man sich versammelt, und im Allgemeinen ist es ὁ ϑεός als Einheitsbegriff aller Götter, wie ihn auch die Griechen brauchten, die verhängnissvoll waltende Macht.

Wie aber äussert sich dann diese Macht? Heller glaubt, dass die Eumeniden nur herzbetörend, sinnbestrickend auf die Übelthäter einwirkten, dass sie also nur deren Verstand betäubten, deren Gemüt aber im Geringsten nicht bewegten und keine Angst des Gewissens wachriefen. Das glaubt nur Heller? Nein, den grossen Schiller selbst kann Heller als Zeugen für diese Ansicht anführen; denn in den Briefen an Goethe hat sich der Dichter ganz ähnlich ausgesprochen, und dem muss man ja wohl Glauben schenken. Muss man? Ich meinerseits mache mich von solchem Zwange frei und bekenne, dass mir die wunderliche Briefstelle immer als der klarste Beleg dafür erschienen ist, dass Dichter von dem, was sie „des Gottes voll" gesungen, oftmals nachher selbst das reine Bewusstsein verlieren, im ermüdenden Treiben des Alltagslebens. Eine gewichtige Stimme für das, was er geschaffen, führt ein Dichter unleugbar, aber das Beste, was er giebt, bietet er nicht selten unbewusst und das gilt von jedem Dichter, der ein wirklicher Dichter ist, wenn er auch in solchem Grade, wie Schiller es gethan, nach Klarheit über die Gesetze seines Schaffens strebt. Darum ist die eigne Stimme der Dichter über ihre Werke auch oft genug zurückzuweisen.

Sie muss aber, wenn irgendwo, in dem vorliegenden Falle abgelehnt werden. Muss sie wirklich? Ja wohl! Dieses Mal ist das Muss gebieterisch, wenn die „einfache Darstellung Schillers" irgend zu ihrem Rechte kommen soll.

In welcher Weise verraten sich denn die Übelthäter? Sie hatten mit angehört, wie der sterbende Sänger Kranichen die Vergeltung übertrug; einen Zug von Kranichen sehen sie jetzt vorüberziehen und der Anblick dieser unschädlichen Vögel bringt sie aus der Fassung. Welcher Vorgang im Innern ist da vorauszusetzen? Ist es nicht jene Angst des Verbrechers, welchen jedes Blatt im Winde, das Unschuldigste, erzittern macht, sobald ihm einmal die innere Ruhe genommen ward? Es ist hier freilich die Sinnbethörung vorhanden, in welcher das Verbrechen oft auch ohne Gewissensbisse sich selber an den Tag bringt; aber es ist nicht blosse Unvorsichtigkeit, blosses Ungeschick, was den Verräter macht, sondern das Unbedachte entspringt einer gepeinigten Stimmung, einem tiefen Wahnsinn.

Und, wenn man diese Angst nicht hineinlegt, wie in aller Welt will man die Worte „sieh da, sieh da, Timotheus! u. s. w." sich gesprochen denken, wie will man sie vortragen? Falls man sie nicht ganz blöde und unwirksam macht, so weiss ich nur noch eine Möglichkeit, ihnen charakteristische Farbe zu geben, nämlich diese Auslegung, dass der Mörder sie im Hohne spräche. Wie weit ab liegt aber eine solche Erklärung, für die sich garnichts anführen liesse, im Vergleiche mit der von uns verteidigten! Es ist wahr, dass Schiller uns von der Gewissensangst der Mörder nichts sagt, aber er braucht auch nichts zu sagen, weil alles darauf hinweist, und darf nichts davon sagen, weil er sonst die Wirkung des Vorganges ganz aufheben würde. Das wiederholte „sieh da!" verleiht schon an sich in dramatisch lebendiger Weise der Begebenheit ihren richtigen Ausdruck.

Und hat Heller etwa Recht, dass, wenn die Erschütterung der Gewissen durch den Eumenidengesang dargestellt werden sollte, die Einführung der Kraniche unnütz gewesen wäre? Nach dem Hymnus, der „durch das Herz zerreissend dringt“, sind die Seelen der Frevler in Angst und Schrecken versetzt, und der Zug der Kraniche wird nur der äussere Zufall, dessen es bedurfte, damit sie sich verrieten. In diesem Sinne ist im Gegensatz zu der Erschütterung, welche der Eumenidenchor mit innerlicher Notwendigkeit herbeiführt, der Flug der Kraniche wirklich nur ein „natürlicher Zufall“, wie ihn auch Schiller im Briefe an Goethe genannt, obschon er keinen darüber im Zweifel lässt, dass die „furchtbare Macht, die dem tiefen Herzen sich verkündet, doch fliehet vor dem Sonnenlicht, des Schicksals dunkeln Knäuel geflochten“ hat.

Die Wirkung der Eumeniden auf die menschliche Seele ist ausserdem, wie sie sich das Altertum vorstellte, eine durch und durch dringende und die Qualen des Gemütes sind da kaum von der Umstrickung des Geistes zu trennen. Wenn Orest wie ein Wild von ihnen gehetzt wird, so sind es tiefe Leiden des Gemütes, welche damit versinnlicht werden, mochte den Alten nun der Sinn des Wortes „Gewissen“ in seiner vollen Bedeutung aufgegangen sein oder nicht.

Die rohen Verbrecher sollen aber der innerlichen Erschütterung unzugänglich sein? Merkwürdig! Ist das der einzige Fall, dass ein Bösewicht die Regung des Gewissens gespürt hat?

Und will man etwa meinen, dass sich die mächtige Einwirkung des Eumenidenchores auf alle übrigen Versammelten erstrecke, aber gerade die Übelthäter, deren Verfolgung doch das eigentliche Ziel der Rachegöttinnen ist, hier gleichgültig und teilnahmlos verharrten? Dann glaubt man wahrlich das Unglaubliche.

Heller hat die Anschauung W. v. Humboldts angenommen, dass die Grundidee der Ballade ‚Die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust‘ sei; es ist aber geradezu unbegreiflich, wie diese Grundidee nach seiner Deutung des Inhaltes zur Geltung komme. Nach allem giebt diese Grundidee die Stelle der „Künstler“, welche Heller als fremdartig ablehnen will, genau wieder:

„Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied“.

Dass sich der Mord das Todeslos aus dem Lied zieht, darf unbedingt bei Betrachtung unserer Ballade nicht vergessen werden.

Räuber nennt Heller die beiden Mörder. Sind es Räuber? In der alten Überlieferung wohl, aber keineswegs bei Schiller. Mit keinem Worte wird im Gedichte gesagt, dass ein Raub am Ibykus begangen ist. Heller selbst druckt die Verse ab:

„Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint“.

Das Dunkel der That wird mit diesen Versen allerdings nur bezeichnet, wie es für das erschreckte Volk bestand — aber der Leser ist in derselben Ungewissheit und für mein Gefühl ist das ein Vorzug der Ballade. Das Geheimnisvolle, Ahnungshafte derselben wird dadurch verstärkt und das ganze trübe Erdenloos des „frommen“ Sängers, der allem Hass und Neid und allen niederen Leidenschaften ausgesetzt ist, wird dergestalt zu der Liebe, welche die Himmlischen ihm aufbewahren, in wirksames Widerspiel gebracht. Der Zweifel über den Tod des Ibykus, der vom Volke aufgeworfen wird, klingt ausserdem leer, wenn er nicht auch für den Leser und Hörer bestehen soll.

W. Schlegel hat in seinem ‚Arion‘ den Sänger berauben lassen. Man kann prüfen, ob bei Schiller oder ihm in dieser Beziehung die schönere Wirkung liege, wie man denn auch in allem andern den Wert beider Gedichte gegen einander abwägen möge. Dann wird man, glaube ich, wissen, dass Schiller im Rechte war, wenn er auf das Gedicht Schlegels herabsah, welches trotz seinen wohlklingenden Strophen nach den ‚Kranichen des Ibykus‘ niemals hätte gedichtet werden sollen.

Welcher der beiden Sänger muss uns mehr gefallen, ob der, welcher „am leichten Stabe wandert“ und nur „des Gottes voll ist“, oder derjenige, welcher „mit Schätzen reich beladen“ (!!) einherzieht?

Heinrich v. Kleist und Wilhelmine v. Zenge.

Von

Karl Siegen.

Dass Heinrich von Kleist mehr als einmal in den Banden der Liebesgöttin gelegen, ist bekannt, dass er mit den verschiedenen Mädchen seiner Wahl auch im Briefwechsel gestanden, wohl anzunehmen, wenngleich bis jetzt von des Dichters Liebesbriefen uns nur die an Wilhelmine von Zenge, seine erste Braut, vorliegen und auch von diesen letzteren vielleicht noch manche der Veröffentlichung harren. In das Verdienst nun, diese Briefe Kleists an Wilhelmine von Zenge herausgegeben zu haben, teilen sich Eduard von Bülow und Karl Biedermann. Ersterer veröffentlichte (im Jahre 1848) siebzehn dieser Briefe (nicht 16 oder gar 76, wie bei Biedermann zu lesen), Biedermann dagegen entdeckte bei nahen Verwandten der Adressatin nach seiner Schätzung im ganzen 34 solcher Briefe von Kleist, darunter die 17 bereits von Bülow herausgegebenen, nebst je einem Briefe Wilhelminens an den Dichter und an eine Freundin, als welche sich die Frau des Professors Solger ausweist, endlich einen Fragezettel von Kleists Hand geschrieben und das Gedicht „Nicht aus des Herzens blossem Wunsche keimt“, das nach Bülow „An Wilhelmine“ überschrieben war, aber, wie

Biedermann, auf Kleists Brief vom 21. August 1800 sich berufend, wohl mit Grund vermutet, nicht Kleist zum Verfasser hat. Die Briefe des Dichters fand Biedermann noch in den Couverts sorgfältig verwahrt, während Bülow nur eine, von einigen grösseren, aber ziemlich belanglosen Auslassungen abgesehen, inhaltlich von den Originalen nicht, wohl aber dem Wortlaut nach mehrfach abweichende Abschrift vor sich gehabt, welche sich besonders auf Auslassung von Stichwörtern, wie ‚als, so, immer, aber' etc. beschränkte. Bülow gab eben, was nach ihm Biedermann auch nur thun konnte, so viel er und wie er es hatte, und konnte nichts anderes herausgeben, ja k a n n t e auch nichts weiter von diesen Kleistbriefen, als was ihm von denselben Tieck, der durch Vermittlung der Solger in den Besitz der Abschriften gekommen war, gegeben hatte; übrigens giebt sich Bülow auch gar nicht den Anschein, wie ihm Biedermann vorwirft, als habe er die Briefe unmittelbar von Wilhelmine empfangen, was für uns auch gleichgültig sein kann. Genug, dass er jedenfalls die Erlaubnis der Adressatin, von der er ja auch Nachrichten zu seiner Kleistbiographie einholte, erhalten haben wird, um die ihm zugänglichen Briefe zu veröffentlichen. Ob die Veröffentlichung der Kleistbriefe Biedermanns ganz wortgetreu ist, lässt sich leider für jeden, der nicht die Originale vor sich hat, nicht kontrollieren, um so weniger, als Biedermann die Namen der jetzigen Besitzerinnen dieser Briefschätze nicht nennt. Wir müssen uns daher auch darauf beschränken, unsern eigentlichen Dank für die Zugänglichmachung dieser Schätze an die unbekannte Adresse dieser Damen zu richten, wobei wir selbstredend einen Teil dieses Dankes auch dem neuen Herausgeber dieser Briefe, die bei Schottländer in Breslau erschienen sind, abzustatten nicht unterlassen.

Grösser freilich wäre dieser letztere Teil unseres Dankes noch ausgefallen, wenn Biedermann, ohne dass er deshalb gerade einen sogenannten gelehrten Kommentar zu schreiben brauchte, den er nicht zu lieben scheint, sich doch über die einschlägigen Verhältnisse etwas mehr orientiert hätte, er hätte dadurch seinen Rezensenten wie den Lesern überhaupt manches Kopfzerbrechen erspart. Das eine besonders wird sich so leicht kein Herausgeber entgehen lassen dürfen, dass er uns über die Familienmitglieder des Briefstellers wie des Empfängers, wenigstens über diejenigen, von denen in den Briefen selber die Rede ist, Aufklärung und zwar genauen Aufschluss giebt, sonst verkürzt er sich selber das Verdienst der Herausgabe. Und wie bequem hätte Biedermann das Nachforschen bei den nahen Verwandten der Braut, wenigstens über deren Familie gehabt! Er aber weiss uns selbst über Wilhelmine fast nichts mitzuteilen, als dass sie am 20. August 1780 (wo?) geboren und am 25. April 1852 (wo? verschweigt er gleichfalls; es war in Leipzig) gestorben ist. Die auf ihren Tod bezüglichen Zahlen sind richtig, wir wollen annehmen, dass es sich mit dem Geburtstag ebenso verhält. Den nachherigen Gatten Wilhelminens aber, den Professor Wilh. Traugott Krug lässt Biedermann am 13. Januar 1842 sterben, während Krug ganz genau in der vierten Nachmittagsstunde des 12. Januar 1842 in Leipzig entschlief. Sollte das bloss ein Druck-

fehler sein? Nehmen wir es an, wiewohl wir dann auch an dem durchaus korrekten Abdruck der Briefe zu zweifeln berechtigt sind. Dass Krug 1804 nach Königsberg berufen wurde, ist richtig, korrekter hätte sich aber Biedermann ausgedrückt, wenn er sagte: Krug folgte der Berufung nach Königsberg im Spätherbst 1805, denn bis dahin verzögerte sich die Uebersiedelung, und das zu konstatieren ist vielleicht nicht ganz unwichtig, da sich auf diese Art möglicherweise die Zeit, in der Kleist mit seiner ehemaligen Braut wieder in Frankfurt auf seiner Reise nach Königsberg zusammentraf (nach Bülow 1804), noch genauer feststellen lässt. Auch den Zeitpunkt, wann Wilhelmine und Traugott Krug ein Paar werden, kennt Biedermann nicht; sollte er das nicht von den Verwandten haben erfahren können oder für zu unwichtig gehalten haben, um es mitzuteilen? Nun vielleicht interessiert es doch manchen, zu erfahren, wie lange Wilhelmine um ihren ersten Bräutigam getrauert, und wenn ich auch den Tag der Hochzeit, der übrigens bei Lösung dieser Frage gleichgültiger ist, augenblicklich nicht angeben kann und da auf die Frankfurter Kirchenbücher verweisen muss, wo das Bewusste sich schon noch finden wird, so kann ich doch wenigstens den Zeitpunkt der Verlobung angeben, dieselbe fand, wovon sich Biedermann bei Lektüre der Familiennachrichten der Leipziger Zeitung vom 4. Januar 1804 selbst überzeugen kann, zu Weihnachten 1803 statt. Die betreffende Anzeige lautet:

> „Frankfurt an der Oder, den 24. Dec. 1803. Unterzeichneter meldet hierdurch seinen Verwandten und Freunden in Sachsen seine Verlobung mit Frl. Charlotte Wilhelmine v. Zenge, ältesten Tochter des Herrn Generalmajors v. Zenge, Chefs vom hiesigen Infanterieregiment, und empfiehlt sich nebst seiner Verlobten Ihrem gütigen Andenken.
>
> Krug, Professor der Philosophie".

Beiläufig erfahren wir aus dieser Anzeige auch noch den anderen Vornamen der Braut, die leider im Frankfurter Garnisonbuche nicht eingetragen ist, da ihr Vater zur Zeit ihrer Geburt noch nicht in Frankfurt an der Oder lebte, sonst wüsste ich auch längst genaueres über Tag und Jahr ihrer Geburt und den vollen Vor- und Zunamen ihrer Mutter, von der wir durch Biedermann gleichfalls nichts zu hören bekommen. Und doch sollte ich meinen, das hätte schon zur Sache gehört und sich gleich so manchem andern mehr oder weniger Wissenswerten, wovon uns Biedermann Kunde giebt, im „Vorwort" unterbringen lassen.

Die „goldene" Luise, Wilhelminens Schwester, die in Kleists Briefen eine grosse Rolle spielt, lässt Biedermann als Domina des Stiftes zu Lindow sterben; wann aber starb sie? Auch das zu wissen wäre schon deshalb nicht so ganz überflüssig, da es uns Aufklärung darüber verschaffte, wann der von Biedermann als Beilage mitgeteilte Brief Wilhelminens spätestens geschrieben sein kann, vorausgesetzt nämlich, dass die dort erwähnte Schwester, wie Biedermann meint, eben diese Luise ist. Dass Wilhelmine ausser dieser Schwester und ihrem älteren Bruder Karl noch fünf andere jüngere Schwestern hatte, scheint Biedermann

ebenfalls nicht zu wissen, wenigstens verrät er es uns nicht. Nun mit einer, der allerjüngsten, will ich wenigstens den Leser hier bekannt machen, es ist dieses die am 27. April 1800, also 20 Jahre nach Wilhelmine in Frankfurt a. d. O. geborene Emilie Auguste, dieselbe „kleine Emilie“, die in Wilhelminens Brief vom 10. April 1802 erwähnt wird und von der Biedermann nach dem Zusammenhang der ganzen Stelle nur vermutet, dass sie — „wohl eine kleine Verwandte der Braut“ sei. Diese Vermutung würde auch ohne des Herausgebers Anmerkung jeder denkende Leser sich haben selbst machen können, ja müssen, auch wenn er keine Gelegenheit gehabt hätte, Wilhelminens jüngere Verwandte so persönlich kennen zu lernen, wie der neueste Herausgeber dieser Kleistbriefe.

Ähnliche kleine Irrtümer und Ungenauigkeiten hinsichtlich der Kleistschen Familie und Verwandtschaft konnten, da dieselbe, soweit nötig, schon seit Jahren jedem Freunde des Dichters so ziemlich bekannt ist, dem Herausgeber der in Rede stehenden Briefe nicht wohl passieren. Nur auf zweierlei möchte ich mir erlauben denselben in dieser Beziehung noch aufmerksam zu machen. In seinem Briefe aus Berlin vom 16. August 1800 sagt der Dichter: „Ich grüsste Kleisten**) auf der Promenade, und ward durch eine Einladung zu heute Abend gestraft, denn dies ist wider meinen Plan“. Biedermann bemerkt dazu: „**) Einer von den Verwandten des Dichters und zwar, wie man aus dem Folgenden sieht, einer, der ihm nicht besonders sympathisch war“. Das ist denn doch eine willkürliche Deutung jener Briefstelle. Der „Kleist“ ist doch kein anderer, als der auch in des Dichters Briefen mehrfach erwähnte Flügeladjutant des Königs und Schwager des dem Dichter gleich diesem befreundeten Majors v. Gualtieri, und im Hause dieses Verwandten Kleist hat der Dichter auch nachher stets gern verkehrt. Wenn ihm die Einladung wie eine „Strafe“ vorkam, so war es eben nur deshalb, weil sie eben gegen seinen Plan war; denn er reiste am 18. früh (nicht am 17.) nach Pasewalk und hatte am 17. noch wichtige Geschäfte abzumachen, fürchtete auch, was thatsächlich zum Schaden seiner Gesundheit eintrat, bei dem Abendessen des Guten zuviel zu thun, und aus diesen Gründen erklärt es sich doch zur Genüge, warum der Dichter gerade diesmal von der Einladung zu seinem ihm sonst ganz sympathischen Verwandten nicht besonders erbaut war. — Der zweite Punkt betrifft eine Stelle auf p. 20, wo angedeutet wird, dass es sich um einen Scheidungsprocess in Kleists Familie handelt. Hierzu bemerkt Biedermann, jedenfalls gehe die Stelle „auf eine unglückliche Ehe von einer von Kleists Schwestern“. Was diese Anmerkung in dieser Fassung soll, ist mir nicht recht klar, sie ist überflüssig, da ihr Inhalt sich für jeden Leser aus dem ganzen Zusammenhang selbst ergiebt. Wer aber die „eine von Kleists Schwestern“ war, scheint dem Herausgeber entgangen zu sein. Es war eben, wie Kleist selber sagt, seine älteste (Stief-) Schwester Wilhelmine, sein „armes Minchen“, die „auch ein besseres Schicksal verdient“ hätte. Diese Wilhelmine aber ist, wie ich schon 1882 in der „Gegenwart“ nachgewiesen, die Gemahlin des Rittmeisters Ernst Eduard von Löschbrand auf Pieskow bei Fürsten-

walde, dieselbe Frau v. Löschbrand, deren Biedermann erst nachträglich in den Berichtigungen und Zusätzen zu p. 35 Erwähnung thut, auf welcher Seite Kleist erzählt, dass die Löschbrand noch am Abend vor seiner Würzburger Reise in ihrer Angelegenheit seine Unterstützung erbeten habe. Den in den Briefen mehrfach erwähnten Beneke, von dem Biedermann nur angiebt, dass er ein gemeinsamer Bekannter der Familien Kleist und Zenge war (natürlich, denn sonst hätte des Dichters Braut schwerlich etwas mit dem blossen Namen „Beneke“ anzufangen gewusst), möchte man sich nach dem Zusammenhang versucht fühlen für den juristischen oder geistlichen Beistand der Frau v. Löschbrand zu halten; ein Diakonus Benicke oder Benecke wenigstens lebte gerade damals in Berlin und kann sehr wohl mit dem Kaufmann Benecke, der in jenem Jahr zu Frankfurt an der Oder vorkommt, verwandt und, wenn gar von da gebürtig, den Familien v. Kleist und Zenge bekannt gewesen sein.

Über einige sonstige Bekannte, deren Kleist in diesen Briefen gedenkt, könnte ich dem Herausgeber näheren Aufschluss geben, wenn hier der Raum dazu wäre; so begnüge ich mich nur zu konstatieren, dass Biedermann den undeutlich geschriebenen Namen „Glogern“ auf p. 175 richtig entziffert hat; ein Angehöriger oder Verwandter der Dame, ein Herr v. Gloger war Staatskapitän im v. Zengeschen Regimente. Aus den Briefen selber ist beiläufig noch ersichtlich, dass Kleist vor Wilhelminen ein anderes Mädchen, ein Frl. Luise v. Linkersdorf geliebt hat, während Wilhelmine sich vor Kleist gleichfalls bereits eines anderen Anbeters, Namens Wittich, zu erfreuen gehabt.

Was aber ergeben nun die durch Biedermann übrigens teilweise schon in „Nord und Süd“ s. Z. veröffentlichten und jetzt in Buchform auch weiteren Kreisen zugänglich gemachten Briefe in Bezug auf die Lebensepoche Kleists, in die sie fallen, also in Bezug auf die Zeit vom Anfang des Jahres 1800 bis zum 20. Mai 1802 Wichtiges? Leider nicht eben viel, immerhin aber doch genug, um uns wenigstens das Liebesverhältnis Kleists zu Wilhelmine erklärlicher zu machen und in einem weit freundlicheren Lichte erscheinen zu lassen, als dies nach der Lektüre der von Bülow veröffentlichten Briefe möglich war. Rückhaltlos darf man Biedermanns Ansicht zustimmen, dass Kleist die Braut aufrichtig und herzlich geliebt hat und dass diese solcher Liebe auch durchaus würdig war. Wilhelmine von Zenge war, wie nicht länger zu bezweifeln, ein edles, sanftes, hingebendes Mädchen, gleich ausgezeichnet durch Gaben des Geistes und des Herzens. Hätte sie den Dichter dauernd beglücken können? Doch wohl! Und wenn Biedermann schliesslich anderer Ansicht zu sein scheint, weil eben auch die späteren Herzensverhältnisse Kleists ihn nicht dauernd beglückten, so ist mir das gar kein Grund, um diese Ansicht zu unterstützen. Es wäre doch zunächst auf den Versuch angekommen, ob der Dichter, nachdem Wilhelmine sein ehelich Weib geworden, sie unfähig befunden hätte, ihm das ersehnte Glück auf die Dauer zu verschaffen. Es ist wahr, Kleist hat sich von allen Geliebten seines Herzens überraschend schnell losgerissen, weil er mit einemmal bemerkt zu haben glaubte,

dass keine derselben seinem Ideal von der völlig selbstlosen, alles aufopfernden Liebe des Weibes ganz entspräche. Es bleibt aber dennoch die Frage, ob Kleist, im Hafen der Ehe angelangt und reifer und ruhiger geworden, nicht trotzdem an Wilhelminens Seite glücklich geworden wäre und seine übertriebenen Ansprüche an die Hingabe eines Weibes modificiert und wesentlich herabgestimmt hätte? Und ich möchte diese Frage nicht so bestimmt verneinen; nur des Dichters rasches Temperament trug die Schuld daran, dass es eben gar nicht zum Versuche kam, ob die Ehe Kleists mit Wilhelmine oder mit einer seiner späteren Geliebten nicht dennoch zur Freude und zum Segen der Nation, die in diesem Falle einen ihrer grössten Dichter nicht so früh verloren hätte, von Bestand und glücklich gewesen wäre. Kleists Liebe zu Wilhelmine wird uns durch die Biedermannsche Brief-Edition vollkommen verständlich, nicht ganz so die Auflösung dieses so schönen bräutlichen Verhältnisses, denn die darauf bezüglichen Briefe machen uns das nicht vollständig klar, und lediglich Kleists Charakter und Temperament kann den im Grunde sonst durch nichts gerechtfertigten Bruch des Dichters mit der Geliebten herbeigeführt haben. Dieser Bruch war nicht die Folge einer reiflichen Überlegung, sondern einer plötzlichen Stimmung oder Verstimmung, die sich schnell hätte heben lassen, wenn Kleist dazu nicht, nachdem er einmal seinen vorschnellen Entschluss der Geliebten mitgeteilt, zu stolz gewesen wäre, wieder einzulenken.

Was nun schliesslich die Beweggründe zu den beiden grossen Reisen, die in jene Zeit fallen, der Pariser und der Würzburger anlangt, so tappen wir auch jetzt noch, nachdem Biedermann uns die darauf bezüglichen Briefe zum ersten Male in möglichster Vollständigkeit mitgeteilt hat, vollständig in dieser Hinsicht im Dunklen umher und sind auf mehr oder weniger müssige Combinationen hingewiesen. Biedermann versucht es, Licht in das Dunkel zu bringen, doch dürfte auch er selber diese seine Deutung als nicht mehr denn eine blosse Hypothese ansehen, der sich so und soviele andere mit demselben Recht entgegenstellen lassen. Der Hauptgrund, weshalb wir namentlich in Bezug auf die Würzburger Reise nichts erfahren, was unserer Forschung sichere Anhaltspunkte gewährte, liegt darin, weil Kleist fürchtete, seine Briefe möchten, wie das mit manchen von ihm abgesandten, aber spurlos verloren gegangenen Briefen auch thatsächlich der Fall war, nicht in Wilhelminens Hände geraten, welcher Befürchtung der Dichter wiederholt, am deutlichsten aber auf p. 89 Ausdruck giebt. Es geht aus dieser Stelle hervor, dass es für uns ein vergebliches Bemühen wäre, die Beweggründe insbesondere zu dieser Würzburger Reise zu erraten. Und so werden wir wohl auch am besten thun, wenn wir, statt dem Herausgeber auf das Gebiet der Hypothesenmacherei zu folgen, einfach abwarten, bis uns neues Material erschlossen wird, das uns besseren Aufschluss über den Zweck besagter Reisen giebt, als diese Briefe. Dass letztere an sich von hohem Werte sind, wie alles, was uns einen Einblick in das Innere des Dichters, in sein Denken und Fühlen verschafft, bedarf keiner besonderen Versicherung, und somit heissen wir die

Biedermannsche Publikation, wenn auch die Briefe selber wie der sie begleitende Kommentar des Herausgebers nicht alle unsere Wünsche befriedigen, doch mit Freuden willkommen, wie auch das beigegebene Jugendporträt der Dichterbrant von jedem Kleistverehrer mit herzlichem Dank begrüsst werden wird.

—

Recensionen.

Grucker, E., Histoire des doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne (Opitz, Leibnitz, Gottsched, les Suisses). Paris. Berger-Levrault et Cie. 1883. 8°. XX et 526 pag.

Besprochen von Ferdinand Antoine.

Herr Grucker, Professor der ausländischen Litteraturen an der Faculté des Lettres in Nancy, hat sich eine schwere und interessante Aufgabe gestellt, indem er sich vorgenommen, uns die Geschichte der ästhetischen Ideen und Lehren und die Entwickelung des deutschen Geschmacks von Opitz bis Gottsched vorzuführen. Er hat sich dadurch um die litterarische Kritik ein wahrhaftes Verdienst erworben. Wir Franzosen schulden ihm besonders grossen Dank, dass er uns einen klaren und durchaus genügenden Begriff von vielen deutschen Büchern giebt, die der Ausländer sich sonst nur schwer oder gar nicht verschaffen kann. Dieses lehrreiche und gewissenhaft ausgeführte Werk wirft ein klares und helles Licht auf die Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, indem es uns hilft, die wirkenden Ursachen, das theoretische Gerippe, das den litterarischen Leistungen dieses Zeitraums zur Grundlage dient, zu erkennen.

Um seine Arbeit zu rechtfertigen und das an ihr haftende Interesse hervorzuheben, sagt Grucker in der Vorrede: „La littérature allemande moderne, depuis Opitz jusqu'à Gottsched, prise dans son ensemble, n'est pas le produit de la libre expension du génie national et populaire, mais le résultat d'un travail lent et difficile, d'imitation, de reproduction artificielle, aidé, provoqué par l'étude des règles des poétiques, des modèles empruntés à l'étranger etc. (pag. IX)". Es sei, um die Entwickelung der deutschen Litteratur im 17. und 18. Jahrhundert richtig verstehen und schätzen zu können, nicht genug, die objective Seite, d. h. die Werke selbst zu betrachten, man müsse auch die innerliche, subjective Geschichte der vorwaltenden ästhetischen Lehren beachten. Ich möchte doch einwenden, dass diese innere Geschichte nicht allein und für sich bleiben darf: sie muss von der objectiven begleitet werden; sonst würde uns diese einseitige Litteraturgeschichte falsche und irrige Auffassungen einbringen. In der That haben ja die Leistungen keineswegs immer den Theorieen entsprochen. Opitz z. B. und die ihm anhangenden Reformatoren hatten zwar grosse Gedanken; sie hatten sich ein hohes Ziel gesetzt,

aber die Erzeugnisse, die aus ihren Lehren herrührten, waren im ganzen bettelarm, ein stelzfüssiges Geversel und Geschreibsel.

Im ersten Kapitel beschreibt uns Grucker die Lage der politischen und litterarischen Zustände in Deutschland vor, in und nach dem grossen Kriege. In scharfer und zutreffender Charakteristik entwickelt er die Ursachen, welche es verschuldeten, dass die im 17. Jahrhundert versuchte Erneuerung nicht auf dem Boden der nationalen Litteratur stattfinden konnte. Die günstige Zeit war vorbei, der kräftige Saft des 16. Jahrhunderts ausgetrocknet, der Enthusiasmus erkaltet. Auf dem durch den dreissigjährigen Krieg verwüsteten und mit Trümmern bedeckten Boden Deutschlands konnte die nationale Dichtung nicht mehr blühen. Grucker entwirft ein treues Gemälde von der Verwirrung, welche auf sittlichem und geistigem Gebiete in Deutschland herrschte, der Zerrüttung des nationalen Gesamtbewusstseins, der gänzlichen Vernichtung aller nationalen Erinnerungen. Dieses Thema ist freilich längst zu einem Gemeinplatze geworden und wird in allen Litteraturgeschichten bald kürzer bald länger behandelt. Aber man kann solche Schilderungen auch nicht unterlassen, sobald man sich mit der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts beschäftigt. Ich möchte nur einwenden, dass Herr Grucker die Thatsachen nicht gut koordiniert und seine weitläufige Beschreibung etwas verworren hingeworfen hat. Auch wäre an mancher Stelle eine grössere Genauigkeit zu wünschen gewesen. Gr. sagt pag. 49: die Romane seien im 16. Jahrhundert aus Spanien nach Deutschland herübergewandert, die vorhandenen volkstümlichen Erzählungen zu ersetzen, und führt dabei in einer Note den Simplicissimus an; daraus könnte man schliessen, dass der grosse Roman des 17. Jahrhunderts, der erst 1669 erschien, bereits der Zeit vor dem Kriege angehöre. Ich kann auch aus guten Gründen der Meinung Gruckers nicht beitreten, wenn er behauptet, dass alle diese Werke nicht den geringsten litterarischen Werth haben. Es muss meines Erachtens der Simplicissimus wenigstens von diesem sonst richtigen strengen Urteil ausgenommen werden.

Die Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft und anderer Sprachgesellschaften ist im zweiten Kapitel ganz gut und ziemlich vollständig ausgeführt. Zusammen mit der Schilderung des ersten Kapitels bildet sie eine höchst belehrende Einleitung, doch hätte sie gewiss ohne Schaden kürzer gefasst werden können.

Vielleicht hat Grucker nicht den wahren Grund hervorgehoben, aus welchem diese Gesellschaften ihren lobenswerten Zweck verfehlten. Behielten denn ihre eigenen Mitglieder ihre Zwecke treu im Auge? Das Übel war ja so gross, die Sprachmengerei, die tolle Gewohnheit des „beau parler français“ hatte sich so sehr in den höheren Schichten der Gesellschaft eingenistet, dass die eifrigen Reformatoren selbst, sobald sie nicht mehr als solche pontificierten, in ihren Privatgeschäften und im täglichen Verkehr wieder deutsch-französisch sprachen und schrieben. Sie bildeten geschlossene Körper und Kollegien, die keinen Einfluss auf die normale Entwickelung des nationalen Geschmacks üben konnten. Dagegen lässt sich freilich auch nicht leugnen, dass sie nicht unwesent-

lich dazu beigetragen haben, das unflätige Wesen der vorigen Zeit und die letzten Spuren des deutschen Grobianismus zu vertreiben, indem sie ihre Mitglieder ermahnten, nach Eleganz, schönen Manieren und zierlicher Rede zu streben.

Mit dem dritten Kapitel greift Grucker zu seinem eigentlichen Thema. Er charakterisiert mit viel Geist und grosser Genauigkeit die von Opitz gespielte Rolle, setzt die Theorie, die Opitz von dem Altertum und der französisch-holländischen Renaissance gelernt hatte, auseinander. Er hätte strenger die enge Einseitigkeit des deutschen Reformers und auch den Grund, warum seine Bestrebungen zum Teile vereitelt und wirkungslos geblieben, hervorheben sollen. Warum sind ihm nicht alle ohne Widerstand auf diesem neuen Wege gefolgt? Er wollte, und es ist ihm leider gelungen, eine gewaltige Trennung zwischen der alten und der neuen Zeit bewerkstelligen und die ganze Litteratur der vorhergehenden Jahrhunderte in Verruf bringen. Er will, wie er im VIII. Kapitel des Buches von der deutschen Poeterey sagt, „der Muttersprache die Hand bieten“, zieht aber diese seine Hand von dem Vorhergegangenen ab.

Ich fürchte auch, dass Grucker sich über den Patriotismus Opitzens täuschen lässt. Die Verdienste des deutschen Boileau zu leugnen, bin ich weit entfernt, doch muss man sich hüten, dieselben zu überschätzen. Es bleibt mir noch immer fraglich, ob es nicht besser für die deutsche Litteratur gewesen wäre, wenn jene allzugelehrten und formell gebildeten Neuerer niemals aufgetreten wären. Ich meine, diese Gelehrten, Opitz unter anderen, haben dem nationalen Geist eine falsche Richtung gegeben. Sie hätten in meinen Augen etwas Erfreulicheres geleistet, wenn sie Hans Sachs gereinigt und ausgeputzt hätten, statt unseren Ronsard in einer deutschen Kleidung zu verunstalten. Das erkennt übrigens auch Grucker an. „Il eût été préférable assurément que la littérature se fût constituée par sa propre force, par un développement libre et spontané, qu'elle eût été l'oeuvre de l'inspiration créatrice et non d'un travail artificiel“. Ich bin für meinen Theil dazu geneigt, der Ansicht Kobersteins beizutreten und ich mag so wenig wie er in Opitz einen nationalen Dichter erkennen. Ein künstlicher Dichter, ein Renaissance-Poet, irgend ein lateinisch-französischer Ronsard, der deutsche Verse verfertigt, das ist er. Der Sprache nach ist er deutsch; aber deutsch ist er nicht der Erinnerung, der geistigen Anlage nach. Um die nationale und volkstümliche Überlieferung kümmert er sich gar nicht. Das ist ja kein Deutscher!

Trotz dieser Einwendungen muss ich gestehen, dass Opitz sich einen edlen und erhabenen Zweck vorgesetzt hatte; er hat mit einem ernsten, aufrichtigen Eifer für die Belebung der deutschen Sprache und Poeterey gearbeitet, und auch wirklich eine Schule gegründet, die grossen Einfluss auf die Gestaltung der neuen Dichtung gehabt, sodass er mit Recht der Vater der neueren deutschen Poesie genannt worden ist. Aber die neben ihm und seinen Anhängern die Restauration der Sprache und Poesie anstrebenden Mitglieder der „Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz“ sind und bleiben für immer nur lächerlich.

Der Versuch der Nürnberger Schule hat keinen Erfolg gehabt, sie

verdiente auch keinen zu haben. Sie war, noch einmal gesagt, lächerlich und der „Poetische Trichter“ war nicht der Ehre wert, von Grucker so ausführlich behandelt zu werden.

Er hätte so Raum erspart, um das sechste Kapitel über Leibnitz etwas zu erweitern, das jedenfalls zu den interessantesten Abschnitten des ganzen Werkes gehört. Grucker lobt mit Recht den echten Patriotismus Leibnitzens. Er war nicht nur ein Patriot, sondern auch ein grosser und kräftiger Geist, der es besser als die Harsdörfianer einsah, woran die deutsche Sprache und Litteratur litt. Grucker giebt uns eine ausführliche Analyse der beiden Schriftchen: ‚Ermahnung an die Deutschen‘ und ‚Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache‘. So spricht er sich über die Gedanken aus: „C'est une de ses productions les plus originales et qui marque dans l'histoire de la langue allemande“. Grucker beachtet nur diese die Sprache betreffenden Werke, weil er die Sprache allein als ästhetischen Ausdruck der Gedanken betrachtet. Aber ich meine, die philosophischen Werke hätten auch hierher gehört, weil Leibnitz die Sprache nicht nur als ein Werkzeug des Verkehrs, sondern auch und zwar besonders als das Mittel der Gedankenbildung betrachtete. Und also rührt die Philosophie Leibnitzens noch näher an die Ästhetik und Litteratur als seine Schriften über die Sprache. Wie hat nur Grucker dem Vergnügen widerstehen können, das Genie und die philosophische Lehre des grossen weltgewandten Mannes darzustellen? Grucker hat die Frage berührt, aber nur am Ende des Kapitels und im Vorbeigehen.

Neben dem weltberühmten Philosophen hat Thomasius die Sache der deutschen Sprache theoretisch und praktisch, und ich setze hinzu mutig verfochten. Seinem Wirken ist das siebte Kapitel gewidmet. Thomasius! Das war ein deutscher Patriot! Er hatte den Mut zu denken und sich aufrichtig gegen die Klassicisten zu erklären, Hans Sachs sei über Homer zu stellen. Er wollte, wie die Wissenschaft, so auch die Sprache von der lateinischen Pedanterei befreien. Er ist der erste deutsche Universitätsprofessor, der eine deutsche Vorlesung gehalten und eine litterarische Zeitschrift in deutscher Sprache herausgegeben.

Es war auch eine patriotische Aufgabe gegen den leeren Schwulst der Lohensteinischen Schule zu kämpfen und jenem unsinnigen Missbrauch der Sprache mit der Sprache der Vernunft entgegenzutreten. Das thaten Chr. Weise und seine Nachfolger, die den Krieg erklärten und mit Erfolg führten. Weise trat nicht nur als Poet, sondern auch als witziger und vernünftiger Kritiker hervor. Was er von der Composition und dem Zweck der Poesie denkt, sagt er in drei Schriften, in denen er ähnliche Ideen wie Thomasius und Leibnitz ausspricht.

Aber der Einfluss Weises musste, um heilsam zu wirken, durch einen anderen mehr litterarischen und mehr ästhetischen ergänzt und verbessert werden. Das geschieht durch die französisch gesinnten und klassisch gebildeten höfischen Dichter, wie Canitz, Bener, Neukirch, König, die mit Werken und Lehren gegen die Geschmacklosigkeit der Lohensteinischen Schule kämpften. Dann Wernicke mit seinen Epi-

grammen, Morhof und Prasch, Amthor, die alle mit grösster Freiheit das Recht der Kritik und Vernunft in Anspruch nehmen. Sie gehen von verschiedenen Standpunkten aus und gehören verschiedenen Sphären der Bildung an, aber ein und derselbe Gedanke leitet ihr Streben: sie wollen die vom rechten Wege abgebrachte und verworrene Litteratur zum gesunden und richtigen Geschmack, zur Wahrheit und zur Wirklichkeit zurückführen.

Aber bisher war noch keine wahre Kritik vorhanden. Der Hauptgrund, aus welchem die deutsche Litteratur des 17. Jahrhunderts so bettelarm blieb und gerade deshalb so anspruchsvoll, ist, dass „es fehlte“, wie Gervinus so treffend sagte, „an Reibung und an Kritik“. Diese unentbehrliche Reibung fand endlich statt; sie war hart und rauh und manchem kam sie schwer genug an.

So gelangt Grucker zu Gottsched und dem berühmten Streit zwischen dem Leipziger Schulhaupte des französischen Klassicismus und der Züricher Schule. Es ist ganz und gar überflüssig, hier auf diese alte und bekannte Geschichte näher einzugehen. Grucker hat die Sache vortrefflich ausgeführt (Kap. IX und X). Ich bedaure nur, dass er nicht mehr den Einfluss der englischen Litteratur auf die deutsche betont hat. Bei den Lehrsätzen Bodmers und Breitingers hätte es sich geziemt, auf das aus England herübergekommene Beispiel zu weisen. Grucker macht eine Anspielung auf diese Quelle (pag. 484): „La littérature anglaise, qui commence à se répandre, révèle une poèsie plus intime, plus originale, plus sympathique au génie allemand“. Es war zu zeigen, wie die Deutschen ihre litterarische Erziehung ebensogut von England als von Frankreich erhalten haben, wie die französische Nachahmung, schlecht verstanden, sich in Gottsched verkörpert hat, wie aber Bodmer bei den Engländern zu Lehen geht. Es handelt sich hier nicht nur um Miltons Paradise lost, sondern um die gesammte englische Litteratur nach allen Richtungen hin. Von den Engländern haben die deutschen Poeten zuerst gelernt, die Natur anzuschauen und die Wahrheit des Gefühls zu schildern. Wäre dieser Einfluss nicht hinzugekommen, so war Gefahr, dass man bei der Reaktions-Plattheit Weises und Neukirchs verblieb. Brockes, Haller und Klopstock knüpfen an die Engländer, nur dass sie gegen die englische Freethinker-Philosophie reagieren. Sie bleiben pietistisch, aber sie gehen in die Schule der Natur. Grucker spricht von Addisons ‚Spectator‘. Warum hat er nicht den Einfluss charakterisiert, den die Nachahmung dieser englischen Zeitung auf die Prosa gehabt hat, einen Einfluss, der ebenso heilsam wirkte, als es die Nachahmung Popes und Thomsons auf die poetische Sprache gethan? Dann war es vielleicht auch am Platze, zu zeigen, worin der deutsche Journalismus vom englischen verschieden war. Während dieser nicht nur litterarische, sondern auch politische und religiöse Fragen behandelte, musste die deutsche Kritik sich auf das rein Litterarische beschränken. Das Feld der Politik und der socialen Moral war ihr untersagt, was dann freilich wieder zum Besten der Litteratur selbst gedieh. Was den Roman betrifft, so war Richardson der Lehrer der deutschen Dichter, er hat ihn aus weit entfernten Ländern und Zeiten in die Gegenwart zurück-

geführt. Hätte Grucker den Anteil ins volle Licht gesetzt, welchen die englische Litteratur an der deutschen Erziehung gehabt hat, so hätte er auf vollständige Weise „den weiten Weg gezeigt, den die deutsche Litteratur von Opitz an durch den Lohensteinischen Schwulst zum französischen Klassicismus und dem englischen Einfluss durchgemessen hat“ (Scherer).

So wie Gruckers Buch nun vorliegt, ist es ein schönes und willkommenes Werk. Selbst in Deutschland war der Gegenstand noch nicht so ausführlich für sich behandelt worden. Es muss die Deutschen desto mehr erfreuen, als es ihnen einen Beweis giebt, mit welchem Ernst und Fleiss wir Franzosen ihre Litteratur beachten und dass wir uns nicht mehr damit begnügen, über Goethe und Schiller abgedroschene Äusserungen auszusprechen, sondern auch uns bemühen, die minder anziehende Litteratur der Vorzeit kennen zu lernen. Sei es mir besonders gegönnt, in diesem schönen Werke einen meisterlichen Gefährten meiner vielmehr bescheidenen und beschränkteren Arbeit über den Simplicissimus herzlich zu grüssen. Ich hatte nicht die Ehre Grucker zu kennen, als unsere Bücher fast in derselben Zeit erschienen. Durch einen reinen Zufall also sind wir uns auf demselben Wege der litterarhistorischen Forschung begegnet.

Goethes Eintritt in Weimar. Mit Benutzung ungedruckter Quellen dargestellt von Heinrich Düntzer. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1883.

Besprochen von Wilhelm Buchner.

Wohl der unermüdlichste Arbeiter auf dem weiten Felde der Goethe-Forschung ist Heinrich Düntzer. Da er seit mehr denn einem Menschenalter des Dichters Leben bis ins Einzelne verfolgt hat und mit gleicher Beflissenheit allen neuen Veröffentlichungen über seinen Liebling nachgeht, so ist es erklärlich, wenn er schliesslich eine allumfassende Kenntnis von Goethes Lebensgang besitzt und in der Lage ist, auch demjenigen, was er früher über den Dichter geforscht und geschrieben, weitere Forschungen und Ergänzungen folgen zu lassen. Eine solche Erweiterung eines früher Geleisteten ist das vorliegende Buch. Bereits 1870 liess Düntzer in Cottas deutscher Vierteljahrsschrift eine Darstellung von Goethes erstem Auftreten in Weimar erscheinen; nunmehr behandelt er denselben Stoff in einer Darstellung vom doppelten Umfang, so dass wir einen diese sieben Monate von Goethes Lebenszeit umfassenden artigen Band von 13 Druckbogen vor uns haben, welcher „mit Benutzung ungedruckter Quellen“, wie es auf dem Titel heisst, ausgearbeitet ist. Nun bestehen diese ungedruckten Quellen allerdings nur aus den Weimarischen Hoffourierbüchern für 1775 und 1776, welche gewissenhaft verzeichnen, wer etwa bei Hofe gespeist, sowie aus des Geheimsekretärs Bertuch Rechnungen. Ehrlich gesagt, können wir der daraus gewonnenen Ausbeute, so häufig auch die Hindeutung z. B. auf die Hoffourierbücher sich wiederholt, nicht sonderlichen Wert beilegen. Andererseits sind seit 1870

eine Anzahl neuer Quellen für diesen Zeitraum erschlossen worden, darunter Goethes Tagebuch, leider in durchaus unkritischem Abdruck, dann Beaulieu-Marconnays wertvolles Buch ‚Anna Amalie, Karl August und der Minister von Fritsch', ein vortrefflicher Beitrag gerade für diese Zeit, während desselben Verfassers Buch über Karl von Dalberg nur bescheidene Ausbeute bot; endlich die neue Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein, von W. Fielitz, welche freilich dem Verfasser mehr Veranlassung zum Widerspruch als zur Gutheissung bietet. Immerhin ist seit dreizehn Jahren über jenen Zeitraum genug hervorgezogen und gedruckt worden, um eine erneute eingehendere Darstellung desselben zu rechtfertigen.

Es ist nicht zu verkennen, dass Goethes erstes Auftreten zu Weimar eine solche eingehende Darstellung verdient. Wir sehen den genialen, von ganz Jungdeutschland bewunderten Dichter des Götz und des Werther zu Frankfurt, eingequetscht in die poesietötende Berufsstellung eines jungen Rechtsanwalts, zwischen dem etwas steifen alternden Vater und der vergrämten Schwester, bedrängt schliesslich durch eine bald himmelhoch jauchzende, bald zum Tode betrübte Brautschaft, deren holde Fesseln der junge Aar sich zur guten Stunde behaglich gefallen liess, während er dann wieder der Unlust über die schwerempfundene Unfreiheit in einer wahrhaft unglaublichen Launenhaftigkeit die Zügel schiessen lässt. Da erhält er eine Einladung nach Weimar zu dem jungen Herzog Karl August, den er bereits als einen genialen Menschen kennt und liebt. Und Goethe, um dem Frankfurter Stadtklatsch über die förmlich oder stillschweigend aufgelöste Brautschaft mit Lili Schönemann zu entgehen, fährt nach Weimar, ein paar vergnügte Monate daselbst zu verweilen.

Goethe schneit mitten hinein in ein Gewirre von Intriguen zwischen den verschiedenen Parteien des kleinen Hofes, in die Unruhe, die Umwandelungen, welche ein Regierungswechsel in der Regel mit sich bringt; der geniale, leidenschaftliche, unbeugsame Karl August, dessen formloses Auftreten vielfach Anstoss giebt, plant grosse Personenwechsel in der hohen Beamtenschaft; in diesen unbehaglichen gespannten Zustand tritt Goethe hinein, zunächst lediglich als Gast und Teilnehmer an den zahlreichen Vergnügungen des Hofs, denen er im Schlittschuhlauf eine neue beifügt. Karl August schliesst sich ihm mit herzlichster Freundschaft an, zieht ihn zu Rate auch über Hof- und Staatsfragen; Goethe empfiehlt ihm u. a. Herder für die höchste geistliche Stelle des Landes. Darob gewaltiges Widerstreben von seiten des Konsistoriums und der Stadtgeistlichkeit; es wird für Goethe Ehrensache, nicht eher von dannen zu gehen als bis die Sache entschieden ist. Der Herzog will dem Freund eine Stelle im geheimen Rate geben; die gesamte höhere Beamtenschaft des Landes, an ihrer Spitze der verdiente Minister von Fritsch, wehrt sich gegen den Eindringling, welcher sich bisher nur als Dichter thätig erwiesen; das giebt monatelange Verhandlungen, während welcher Goethe, ohne durch ein Amt gefesselt zu sein, durch Freundschaft für den Herzog und durch eigenes Selbstgefühl in Weimar festgehalten wird. Um den Freund noch mehr an Weimar zu binden, schenkt

ihm Karl August das Gartenhaus am Park und giebt ihm damit ein bescheidenes stilles Nest im Grünen, eine erquickliche Arbeit in dessen Einrichtung. Was aber vor allem dazu beiträgt Goethe festzuhalten, ist die Bekanntschaft mit Frau Charlotte von Stein, welche ihre liebe Not hat, den ungestümen andrängenden Tasso-Goethe als vornehm ruhige Leonore in Schranken zu halten. So unendlich angezogen, dann wieder, wenn es nötig erschien, entschieden zurückgewiesen, bald unendlich beglückt, bald unsäglich niedergedrückt durch das Gefühl der hoffnungslosen Liebe zu der geistreichen Frau, jedenfalls fühlt sich Goethe wie mit ehernen Banden an Weimar festgeschlossen. So zerrt von allen Seiten die Welt an ihm, und er kann sich doch über diese Fragen zartester Art gegen niemand, nicht einmal brieflich aussprechen; von wenigen aufrichtig geliebt, von einigen bewundert, von vielen beargwohnt, beneidet, gefürchtet oder gar gehasst, empfindet er mehr und mehr Kraft und Lust, in dieser kleinen Welt schöpferisch zu wirken, als ein weiser Erzieher, welcher, um seinem gebietenden Zöglinge seine Eigenheiten und Jugendthorheiten allgemach abzugewöhnen, in dieselben eingehen, sie zu Zeiten mitmachen muss, damit er nach und nach das ungestüm schwankende Staatsschifflein in ruhigeres Fahrwasser lenken könne. Nicht genug mit diesen grossen Sorgen, es kommen noch andere dazu, kleiner, aber immerhin erheblich genug, die Sorge um Geld, der Ärger über des schlecht berichteten Klopstock wohlgemeinten Mahnbrief, welchen Goethe durch eine schroffe Ablehnung beantwortete, die stete Angst, dass das leichte Volk der Genies, welche dem Lichte nachgezogen waren, dass die Lenz und Klinger irgend eine „Eselei“ machten und dadurch ihren Häuptling seinen zahlreichen Widersachern gegenüber blossstellten. Aus diesen zahlreichen, wirr durcheinander gehenden Fäden schlingt sich Goethes Existenz während dieser sieben ersten Weimarer Monate zusammen, bis er im Juni 1776 durch die Ernennung zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil endlich festen Boden unter den Füssen erhält.

Es ergiebt sich aus diesen zahlreichen durcheinander gehenden Beziehungen Goethes zu seiner Umgebung ein Bild von fast verwirrender Reichhaltigkeit. H. Düntzer verfolgt die Ereignisse in seiner chronikartigen Weise, indem er Tag für Tag, soweit die Quellen es gestatten, darlegt, wo Goethe geweilt, gegessen, was er gethan, geschrieben, mit wem er verkehrt. Es ist das freilich die einzige Art, wie wir zu einer genauen Kenntnis dieser Vorgänge gelangen, aber es bedarf bei dieser in eine unendliche Fülle von Einzelheiten sich auseinanderlegenden Geschichtserzählung scharfer Aufmerksamkeit, um den Zusammenhang festzuhalten. Die Darstellung wird nicht übersichtlicher dadurch, dass die zahlreichen Streitfragen über die Datierung zeitloser Zettel an Frau v. Stein, die Vermutungen über zahlreiche dunkle Stellen des Tagebuchs im Text oder in den Anmerkungen erscheinen; dieselbe Wirkung haben die eingestreuten Notizen aus dem Fourierbuche oder Bertuchs Rechnungen, Notizen, die vielfach für die Sache gar keine Bedeutung haben und die Darstellung verwirren. Was hilft es uns zu wissen, dass zu dem Hofkonzert ein Klavier durch den Kapellmeister Wolff von Kassel be-

zogen wurde, das nach Bertuchs Rechnung vom 8. November 20 Friedrichs-d'or kostete? Was zu vernehmen, welche längst vergessenen Künstler in jenem Winter 1775—76 am Weimarer Hofe konzertiert und wieviel Thaler und Groschen sie dafür erhalten haben, oder was für die Frei-redoute vom 7. November vom Hofmaler, Tischler, Gärtner und Tape-zierer für die Ausschmückung des Saales berechnet worden, was die eingehende Prüfung, welchen Rock Goethe in jenem Winter angehabt? Was hilft es uns, aus dem Fourierbuche vom 29. Nov. 1775 zu ver-nehmen: „Den Mittag sind die Stolberge zugleich mit dem Grafen und der Gräfin Putbus an der fürstlichen Tafel, dagegen Goethe mit Klin-kowström, Kalb, Wedell, Werther, Knebel, Franz Seckendorf u. a. an der Marschallstafel. Da es Mittwoch war, fand Cour und Konzert statt, bei der Abendtafel waren der Herzog, die Herzogin, die Herzogin-Mutter, Prinz Constantin, Graf und Gräfin Putbus, die Frau Geh. Rat von Schardt, die beiden Stolberge u. a., aber Goethe fehlte, der sich nicht gern an der steifen Hoftafel fesseln liess. Wie gewöhnlich Donnerstags, speiste der Herzog Mittags, der ganze Hof Abends bei der Herzogin-Mutter; dort waren auch wohl Goethe und die beiden Grafen. Am 1. December sind die Stolberge Mittags bei Hofe, Goethe nicht; alle drei fehlen an der Abendtafel, obgleich Dalberg zugegen war; sie gingen auf die Redoute im Hauptmannschen Hause, zu welcher der Hof 29 Billete löste. Es war diesmal wieder ein Maskenball". Ich habe die Stelle wörtlich gegeben, um zu zeigen, welches klare Wasser der Er-kenntnis aus dieser neuerschlossenen Quelle fliesst. Und wo solche Mitteilungen nicht vorliegen, ersetzt Düntzer, welcher einen erstaun-lichen horror vacui hat, diesen Mangel durch Bemerkungen wie etwa: „Den Tag wird Goethe mit dem Herzog verbracht haben, der diesen Mittag an der Hoftafel fehlt. — Den 16. speiste G. wohl Mittags mit dem Herzog bei der Herzogin-Mutter, vielleicht auch am Abend. — Den 18. fehlt der Herzog an der Abendtafel; Goethe war vielleicht mit ihm. — An diesem Tag finden wir Goethe nicht an der Mittagstafel, zu welcher Graf Marschall und der Präsident v. Dacheröden aus Erfurt gezogen wurden; er war wohl bei Wieland oder anderen Freunden, nicht bei Knebel oder Kalb, da diese an der Marschallstafel teilnahmen". Und so weiter in infinitum.

Es sind das Ausstellungen, welche denjenigen, der Düntzers Ar-beiten kennt, nicht überraschen werden. Man muss sich eben an diese Abschweifungen, Überflüssigkeiten und Vermutungen, welche höchstens der speziellsten Goethe-Forschung zugute kommen, und auch dieser kaum, gewöhnen und sich den Überblick nicht nehmen lassen. Da ist dann das Schlussergebnis, dass wir in Düntzers Buche eine überaus fleissige Zusammenfassung dessen besitzen, was wir über das erste Halbjahr von Goethes Aufenthalt in Weimar wissen, dass wir durch dasselbe einen schätzenswerten Einblick gewinnen in Goethes eigenes Thun, wie in die um ihn treibenden Kräfte, nicht zu vergessen in den, um ein damaliges Modewort zu gebrauchen, „unendlichen" Klatsch der Musenstadt. Die Kontroversen aber wollen wir die speziellen Goethe-forscher unter sich ausmachen lassen.

Bartholomäus Krügers Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht 1580. Herausgegeben von Johannes Bolte. Leipzig, Carl Reissner 1884 XVI, 136 S. 2 M.

Besprochen von R. Sprenger.

Von Bartholomäus Krüger, auf den Karl Gödeke schon 1849 hingewiesen und dessen dichterische Thätigkeit Scherer (Allgem. deutsche Biographie 17, 224) geschildert hat, sind neuerdings zwei Werke allgemeiner zugänglich gemacht: das von Th. Rähse (Halle 1882) herausgegebene Volksbuch von Hans Clawert, und ein geistliches Schauspiel „Action von dem Anfang und Ende der Welt", welches in Tittmanns Schauspielen aus dem sechzehnten Jahrhundert (1868) Bd. 2, 7—120 abgedruckt ist. In vorliegender, als Festschrift der Gesellschaft für deutsche Philologie erschienenen Publication bietet J. Bolte nun auch das dritte der Werke Krügers nach dem einzigen bekannten Exemplare aus der Sammlung Gr. v. Meusebachs in Format und Ausstattung möglichst getreu wiedergegeben. Krüger hat in diesem weltlichen Spiel eine kurze Erzählung dramatisiert, die sich in Georg Lauterbecks Regentenbuche findet, während er selbst fälschlich Sleidanus als seine Quelle angibt. Dieselbe handelt von bäuerischen Richtern, welche einen Landsknecht ‚umb einer geringen sach willen' zum Tode verurteilen, von diesem vor Gottes Gericht geladen werden und wirklich alle binnen Jahresfrist eines gewaltsamen Todes sterben.

Ich teile die Hoffnung des Herausgebers, dass das Schauspiel nicht bloss das Interesse der märkischen Landsleute Krügers, sondern aller Freunde der Litteratur dieser Zeit erregen werde, und glaube, dass wir nicht nötig haben, dasselbe allzusehr hinter das geistliche Spiel zurückzustellen. Denn bewundern wir in diesem mit Recht die Kunst des Dichters, die es vermocht hat, einen so gewaltigen Stoff in grossartiger Auffassung in engem Rahmen zusammenzufassen, so muss uns hier die Art und Weise, wie er verstanden hat, einer so einfachen Erzählung dramatisches Leben einzuhauchen, mit hoher Achtung vor seinem Können erfüllen. Akt II, Scene 4 endigt mit der Hinrichtung des Landsknechts, während die übrigen Akte sich nur mit dem Schicksale der ungerechten Richter beschäftigen; aber die Darstellung ist so geschickt, dass wir trotz der mangelnden Handlung nicht gelangweilt werden. Dazu verleihen die volkstümliche Sprache und die getreue Schilderung des Lebens dem Stücke einen hohen Reiz. Auch kulturgeschichtlich interessant ist manches, z. B. die Schilderung des Kartenspiels III, 3. Die Namen der ‚peurischen Scheppen': Kacheloffen, Spülebacks, Rundschuch, Saurkohl, Haberstroh, Fressebier erscheinen als Neubildungen mit beabsichtigter komischer Wirkung, doch stellt sich zu dem letzten der wirklich vorkommende Familienname ‚Etebier'. Der Abdruck scheint sorgfältig, die Druckfehler sind richtig gebessert; nur möchte S. 4, 23 verhanden wohl möglich sein. Zu den Anmerkungen füge ich noch folgendes hinzu: 380. Betteltanz ist nicht ‚Schlägerei', sondern ‚rohe Lustbarkeit'; die Redensart ist übrigens noch heute gebräuchlich. Zu 775 war zu bemerken, dass unter Mücke die Grasmücke zu verstehen ist: Geschütze führen häufig Vögel-

namen, vergl. z. B. Nied. Jahrb. V, 190*); zu 900 konnte auf die Sitte hingewiesen werden, dem Verurteilten vor der Execution noch einen letzten Trunk zu gewähren; 1024 beilegen = beistehen (nicht beistimmen!); zu 1118 vergl. auch Niederd. Jahrb. VII, 115, 130 in der huet begrauen als einen Bischop; 1809 bedarf Recht einer Erklärung; es scheint gleichbedeutend mit Reckebanck 1849; 2564 Das Placebo singen, d. h. gegen sein Gewissen anderen zu Gefallen reden oder handeln; s. Wander, Sprichwörterlexikon 3, 1352, Lübecker Dodes Danz ed. Bäthke Z. 445, 958, Walther im Nied. Jahrbuch III, S. 17.

Auf die inneren Gemeinsamkeiten der beiden Spiele Krügers einzugehen, hat sich der Herausgeber für eine von ihm beabsichtigte zusammenhängende Darstellung des märkischen Dramas im 16. und 17. Jahrhundert aufgespart, eine Arbeit, der wir mit Interesse entgegensehen.

Zuschriften an den Herausgeber.

1.

Geehrtester Herr Redakteur!

Waldemar Freiherr von Biedermann hat oben S. 257 einen sonderbar gefassten Vorwurf gegen die Erklärer von Goethes Gedichten erhoben, den ich als ein thatsächliches Unrecht zurückweisen muss. Den Beleg dazu bieten ihm die ‚Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten‘, über die er ein neues Licht zu verbreiten verspricht. Von mir behauptet er, ich habe zu diesen nichts weiter über Goethes Quelle beigebracht, als seinen eigenen Nachweis, dass der Dichter im letzten Jahrzehnt ‚The Chinese Courtschip‘ und die ‚Contes Chinoises‘ benutzt. Glücklicherweise kann Biedermann meine ihm verhassten ‚Erläuterungen‘ nicht physisch vernichten, die ihn leicht überführen werden, dass ich noch mehrere andere Chinesische Dichtungen angeführt, von denen ich die mir erreichbaren durchgesehen, dass ich auch einen der bedeutendsten Sinologen der Zeit zu Rathe gezogen und mit Berufung auf dessen Erklärung die Behauptung aufgestellt, dass die betreffenden Gedichte auf keine besondere Chinesische Quelle zurückgehen, dabei nur das Bild des Chinesischen Stilllebens im allgemeinen vorschwebe, wie Goethe es aus der Lesung der bezeichneten Dichtungen gewonnen. Somit habe ich in Bezug auf Goethes Quelle mich so unzweideutig ausgesprochen, wie man es nur verlangen kann, daneben aber eine ins einzelne gehende vollständige Deutung versucht. Jetzt behauptet Biedermann, Goethe habe sich an ein bestimmtes Chinesisches Gedicht angelehnt. Sonderbar ist dieses gerade dasselbe, das ich in der Übersetzung von Kurz zur Zeit sorgfältig durchgegangen, ohne dass sich mir irgend eine wahrscheinlich von Goethe benutzte Stelle ergeben hätte. Leider hat Biedermann, statt, wie er bei einer solchen Entdeckung thun musste, wörtlich die zu Grunde liegenden Stellen dem Leser vorzuführen, nur die Kapitel- und Seitennummern gegeben; sonst würde gleich

---

*) Mynen freundt ick Nachtigal mit Gesange wecke,
Mynen fient mit minen Klang ick schrecke.

klar zu Tage treten, dass es mit der behaupteten Anlehnung an diese Stellen nichts ist. Gern etwas Neues, das zugleich wahr wäre, zur Erläuterung beizubringen, hat er mehrere Gedichte, um sie unter seinen Schraubstock zu zwingen, verbogen und misshandelt. Davon bietet gleich das Einleitungsgedicht, bei dem noch am ersten eine entfernte Aehnlichkeit angenommen werden könnte, ein Beispiel. Goethe, der sich als Mandarin, um sich der Geschäfte zu entschlagen, auf sein im Süden gelegenes Landgut (seinen Garten an der Ilm) zurückgezogen und hier in echt Chinesischer, von mir genauer als von Biedermann erörterter Weise trinkt und schreibt (dichtet), wird mit den zwei Mandarinen zusammengeworfen, die nach ihrer Abdankung auf dem Flusse nach ihrer südlichen Heimat fahren und im Schiffe während des Tages zu den goldenen Bechern greifen. Biedermann macht aus dem „am Wasser" „auf dem Wasser" und lässt dieses sich ruhig mit „im Grünen" vereinen. Der Ausgangspunkt ist offenbar die Behaglichkeit, welche den Dichter in seinem Garten an der Ilm urplötzlich so ergriffen hat, dass er längere Zeit hier zu verweilen sich entschliesst. Doch ich kann allen, die Antheil an diesen eigenartigen Gedichten nehmen, getrost der Entscheidung überlassen, ob Biedermann seinen Beweis erbracht oder nicht vielmehr diese zarten Blüten geschädigt hat, und wer von uns beiden der Pflicht des Erklärers, das Verständniss zu fördern, sich mehr bewusst gewesen und ihr mehr entsprochen hat.

Köln, den 15. Juni 1884.

H. Düntzer.

2.

Verehrter Herr Professor!

Zu dem Aufsatze von H. Welti ‚Textkritisches zu H. v. Kleists Penthesilea' erlauben Sie die Bemerkung, dass in der Kleistausgabe von Eduard Grisebach, deren Vorrede im October 1883 geschrieben ist, die richtige Lesart: „Pfeil und Wangen" (I, S. 248, Z. 13 v. o.) aufgenommen ist. Ebenso: „in jedem schönen (verdruckt st. schönern?) Sinn" (I, 258, Z. 18 v. u.).

Northeim, den 18. Juni 1884.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. R. Sprenger.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. April bis 1. Mai 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Börne, L., Unbekannte Aphorismen. Mitgeteilt v. L. Geiger. ‚Gegenwart' 1884 (14), 216–17.
Brahm, Otto, Heinrich v. Kleist und sein Dramen-Fragment ‚Robert Guiskard'. ‚D. Rundschau' 1884 (14), 128—42.
Elemente, die katholischen, in der deutschen Literatur. ‚Grenzboten' 1884 (18), 225—34.
Gottschall, R. v., Emanuel Geibel. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (19), 289 - 90.
—, Die ‚Restanten' der Literatur. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (15), 226—27.
Greif, M., Neues aus der Erzählungsliteratur. ‚Allg. Ztg.' 1884 (113 Beil.), 1660—61; (114 Beil.), 1675—76.
Grube, Max, Erinnerungen an Emanuel Geibel. ‚Magazin f. d. Lit. des In- u. Ausl.' 1884 (17), 257—59.
Heyse, P., An Emanuel Geibel. ‚Allg. Ztg.' 1884 (102 Beil.), 1489—90.
Hirzels Goethe-Bibliothek. ‚Grenzboten' 1884 (15), 101—103.
—, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek, mit Nachträgen und Fortsetzungen her. von Ludw. Hirzel. Leipzig, Hirzel. ℳ 3.
Holstein, H., Schiller und Iffland. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.' 1884 (14 und 15).
Jensen, Wilhelm, Emanuel Geibel. Persönliche Freundeserinnerungen. ‚Gegenwart' 1884 (16), 245—47.
Kürschner, Joseph, Der hundertjährige theatralische Geburtstag von ‚Kabale und Liebe'. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (15), 225—27; (16), 244 46.
Lindner, Albert, Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe. ‚Gegenwart' 1884 (17), 260—63.
Maurer, Th., Ein Druckfehler oder Fehler Lessings? ‚Gegenwart' 1884 (14), 223.
Minor, J., Zu Goethes Kunstgedichten. ‚Grenzboten' 1884 (16), 117–25.
Naumann, Ernst, Untersuchungen über Herders Stil. Progr. des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin (Ostern 1884).
Neide, Siegfr., Dr. Martin Luther. Versuch einer Charakteristik. Festrede zur Lutherfeier, gehalten am 10. Nov. 1883 in der Aula des Gymnasiums. Landsberg a. W., Schaeffer. ℳ 0,25.
Nitzsch, Frdr., Luther und Aristoteles. Festschrift zum 400jährigen Geburtstage Luthers. Kiel, Universitätsbuchhandl. ℳ 1,20.
Pichler, A., Zu Schillers Ballade ‚Der Handschuh.' ‚Allg. Ztg.' 1884 (104 Beil.), 1531—32.
Pröhle, H., Johann Peter Hebel. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.' 1884 (16).
Richter, Paul, Rabener und Liscow. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. ℳ 1.
Roman, der naturalistische. ‚D. Rundschau' 1884 (8), 313—15.
Rudolph, Ludwig, Ueber Luthers Verdienste um unsere Muttersprache. Drei Vorträge, während der Sommermonate des Jahres 1883 in dem Berliner Verein für höhere Töchterschulen gehalten. (Aus: ‚Rhein. Blätter f. Erziehung und Unterricht). Frankfurt a. M., Diesterweg. ℳ 0,40.
Sabell, Ed., Ueber Rechte und Pflichten der Verleger unserer Classiker. ‚Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel' 1884 (84), 1674—75. (Gegen die Con-

jecturen Buchners zu Minna v. Barnh. 4, 2 und Nathan 2, 5 und Limperts zu Emilia Gal. 2, 6).

Schottmüller, Adf., Luther. Ein deutsches Heldenleben. Neue (Titel-) Ausgabe. München (1872), Ackermann. geb. ℳ 2,40.

Schreibfehler, ein, bei Lessing. ‚Grenzboten' 1884 (18), 253—54.

Selden, Camilla, Heinrich Heines letzte Tage. Erinnerungen. Aus dem Franz. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe. Jena. Costenoble. ℳ 2.

Viehoff, H., Goethe und Ulrike v. Levetzow. Erzählung. ‚D. Revue' 1884 (7), 133—52.

Wehrlin, Ed., Einführung in Goethes Torquato Tasso. Riga, Deubner. ℳ 1,80.

Zum Schluss über Goethes ‚Satyros'. ‚Wissenschaftl. Beil. der Leipziger Ztg.' 1884 (31), 181—83; (32), 187—89.

Ausgaben. Sammelwerke.

Albert, Heinrich, Musik-Beilagen zu den Gedichten des Königsberger Dichterkreises. Her. von Rob. Eitner. — Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 48. Halle, Niemeyer ℳ. 0,60.

Classiker, deutsche, für den Schulgebrauch. (Orthographie und Druck nach den für die österreichischen Schulen geltenden Vorschriften). Her. von J. Pözl. Nr. 4—6. Wien, Hölder. (Inhalt: 4. Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. ℳ 1,20. - 5. Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel von Goethe. ℳ 0,48. — 6. Maria Stuart. Ein Trauerspiel von Schiller. ℳ 0,60).

Humboldt, Wilh. v., Briefe an eine Freundin. Mit einer Einleitung von Ludwig Geiger. 1. Band. ‚Deutsche Hand- und Haus-Bibl.' 60. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. ℳ 1.

Nationalbibliothek. Schweizerische Dichter und Redner des 18. u. 19. Jahrh. in sorgfältiger Auswahl. Mit biographisch-kritischen Einleitungen her. von Rob. Weber. 1. und 2. Bändchen. Aarau, Sauerländer. à ℳ 0,50. (Inhalt: 1. Albr. v. Haller, Gedichte. 2. Abdr. — 2. A. E. Fröhlich, Fabeln).

Rinckhart, Mart., Der Eislebische Christliche Ritter. Ein Reformationsspiel (1613). — Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 53 und 54. Halle. Niemeyer. ℳ 1,20.

Sachs, Hans, Sämtliche Fastnachtspiele. In chronologischer Ordnung nach den Originalen her. von Edm. Goetze. 5. Bändchen. 11 Fastnachtspiele aus den Jahren 1553 und 1554. — Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 51 und 52. Halle, Niemeyer. ℳ 1,20.

Zeitgenössische Dichtung.

Eckstein, Ernst, Eingeschneit. Novelle. Teschen, Prochaska. ℳ. 2,50.

Edler, Karl E., Peire de Cinqtors. Eine Troubadournovelle. 2. Aufl. Leipzig, Schlicke. ℳ 2.

—, Wilfried. Eine Geschichte aus dem deutschen Mittelalter. 2. Aufl. Leipzig, Schlicke. ℳ. 5.

Frenzel, Carl, Zwei Novellen. (Verjährt. Die Wohltäterin). Leipzig, Schlicke. ℳ 5.

Jensen, Wilh., Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsass. 2 Bände. Leipzig, Schlicke. ℳ 10.

König, Ewald Aug., Eine Million. Roman in drei Abschnitten. 2. Aufl. Jena, Costenoble. ℳ 3.

Marlitt, E., Das Haideprinzesschen. Roman in 2 Bänden. 6. Aufl. Leipzig. Keil. ℳ 9.

Mauthner, Fritz, Die Sonntage der Baronin. Novellen. 3. Aufl. Dresden, Minden. ℳ 3,50.

Raimund, Golo, Zweimal vermählt. Roman. 3. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.

Roberts, A. Baron v., ‚Es' und Anderes. 3., vom Verfasser durchgesehene Aufl. Dresden, Minden. ℳ 3.

Scheffel, Jos. Vict. v., Frau Aventiure. Bilder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. 13. Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. ℳ 5.
Stieler, Karl, Hochlands-Lieder. 3. Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. ℳ 3,60.
Taylor, George, Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung. 2. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 8.
Vely, E., Episoden. Roman. 2 Bände. Herzberg a. H., Simon, ℳ. 9.
Wachenhusen, Hans, Bauer und Kavalier. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 1.
—, Rouge et Noir. Roman. 5. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.
Waldmüller, Rob., Auf der Leiter des Glücks. Blond oder Braun? Zwei Novellen. Leipzig, Grunow. ℳ 4.
Wildenbruch, Ernst v., Dichtungen und Balladen. Berlin, Freund und Jeckel. ℳ 2.

Übersetzungen.

Runeberg, Johan, Ludw., Fänrik Ståls Sägner. En samling sånger. I. Aus dem Schwed. im Versmasse des Originals übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Emil Peters. Berlin, Gaertner. ℳ 1.
Tacitus, Werke. 4. Bd. Annalen, Mit einer Einleitung und nach der Uebersetzung von Wilh. Bötticher. 2. Bd. Spemanns ‚Deutsche Hand- und Hausbibl.‘ 123. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. ℳ 1.
Tennyson, Alfr., Enoch Arden. Aus dem Engl. übersetzt von Rob. Waldmüller (Ed. Duboc). 25. Aufl. Autoris. Ausg. Illustriert von Conr. Ermisch, Holzschnitt von Th. Burckhardt. Hamburg, Grüning. geb. ℳ 2.
Verne, Jul., Schriften. Autorisierte Ausg. 3—5. Bd. (3. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde. 6. Aufl. — 4. 5. Zwanzigtausend Meilen unterm Meer. 2 Bände. 7. Aufl. Wien, Hartleben. à ℳ 2.70.
Wildenbruch, Ernst v., Harold. Tragedy in 5 acts. Translated by Marie v. Zglinitzka. Hannover, Schüssler. geb. ℳ 2,50.

Vermischtes.

Gottschall, R. v., Deutsche Dichter im Auslande. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (17), 257—59.

Recensionen.

Abraham a S. Clara, kays. Prediger, Judas, der Ertz-Schelm, Fur ehrliche Leuth, Oder Eigentlicher Entwurff, und Lebens-Beschreibung des Iscariotischen Böszwicht etc. Herausg. v. F. Bobertag. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (15), 532—33.
Calderon, Der Richter von Zalamea. Bühnenbearbeitung v. A. Wilbrandt. Ang. v. W. Bormann. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (120), 1763—64.
Camoens, Luis de, Sämmtliche Gedichte zum ersten Mal deutsch von W. Storck. 5. Bd. (Die Lusiaden). Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (16), 561—62.
Carriere, M., Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. 2. umgearb. Aufl. Ang. v. Minor, ‚D. Lztg.‘ 1884 (15), 545.
Cervantes, Don Quijote übers. v. L. Braunfels. Ang. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (97 Beil.), 1433—34.
Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Her. von Joseph Kürschner. Ang. v. Max Roediger, ‚D. Lztg.‘ 1884 (15), 543—44. — Ang. v. A. Sauer, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 35 (2), 122.
Distel, Theod., Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.‘ 1884 (14), 508.
Draheim, H., Deutsche Reime. Inschriften des 15. Jahrh. und der folgenden. Ang. v. Rudloff., ‚D. Lztg.‘ 1884 (16), 578–80.

Genée, Rudolf, Marienburg. Roman. Ang. v. Theophil Zolling, ‚Gegenwart' 1884 (17), 267—68.

Goethe-Jahrbuch, her. v. L. Geiger. Bd. 1—5. Ang. v. H. Düntzer, ‚Allg. Ztg.' 1884 (119 Beil.), 1747—48; (120 Beil.), 1762.

Grimm, Wilibald, Kurzgefasste Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung bis zur Gegenwart mit Berücksichtigung der vorlutherischen deutschen Bibel und der in der reformierten Schweiz gebrauchten deutschen Bibeln. Ang. v. Th. Kolde, ‚D. Lztg.' 1884 (15), 537—38.

Grucker, Emile, Histoire des doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne (Opitz, Leibniz, Gottsched, les Suisses). Ang. v. Franz Muncker, ‚Lbl. f. germ. und roman. Phil.' 1884 (4), 135—37.

Haller, Jos., Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes, ins Deutsche übersetzt, in spanischer und deutscher Sprache erörtert. 2. Th. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (16), 560—61.

Heussner, Friedrich, Die Vossische Übersetzung des Homer. Ang. von A. Sauer, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.' 35 (2), 123—24.

—, Johann Heinrich Voss als Schulmann in Eutin. Ang. von A. Sauer, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.' 35 (2), 123—24.

Hoffmann, Hans, Novellen. Ang. v. Theophil Zolling, ‚Gegenwart' 1884 (18), 279—81.

Joret, Des rapports intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne avant 1789. Ang. ‚Revue critique' 1884 (13).

Kelchner, Ernst, Friedrich Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg vor der Höhe. Nach den hinterlassenen Vorarbeiten des Bibliothekars J. G. Hamel bearbeitet. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (16), 564.

Kunz, Franz, Die Poesie A. Grüns (Progr. der k. k. deutschen Staatsoberrealschule in Trautenau). Ang. v. F. Prosch ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.' 35 (2), 157—58.

Laube, H., Die kleine Prinzessin. Blond muss sie sein. Novellen. Ang. von O. Welten, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (14), 213—14.

Leixner, O. v., Andachtsbuch eines Weltmannes. Ang. ‚Allg. Ztg.' 1884 (94 Beil.), 1387—88.

Lewald, F., Vom Sund zum Posilip! Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (15), 233—35.

Liederbuch des deutschen Volkes. Her. von Carl Hase, Felix Dahn und Carl Reinecke. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (18), 255—56.

Meister, Severin, Das katholische deutsche Kirchenlied. 2. Band, bearb. von W. Bäumker. Ang. v. R. Frhr. v. Liliencron, ‚Allg. Ztg.' 1884 (92 Beil.), 1353—54; (93 Beil.), 1370—71.

Schack, Graf A. F. v., Lotosblätter. Neue Gedichte. Ang. v. C. v. Prittwitz-Gaffron, ‚Allg. Ztg.' 1884 (104 Beil.), 1529—31.

Spengler, Franz, Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im 16. Jahrh. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (16), 562—64.

Stern, Geschichte der neueren Literatur. Ang. v. Muncker, ‚Beil. z. Allg. Ztg.' 1884 (85).

Taylor, George, Jetta. Ang. v. Julian Schmidt, ‚Preuss. Jahrbücher' 53 (4), 405—10.

Trojan, J., Gedichte. Ang. v. R. Ortmann. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (15), 228.

Voss, Richard, Der Mohr des Zaren. Schauspiel in 5 Aufzügen. Ang. von Th. Zolling. ‚Gegenwart' 1884 (15), 234—36.

Waldmüller, Rob., Don Adone. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.' 1884 (16), 594—95.

Weitbrecht, Rich., Das Gudrunlied in neuhochdeutschen Versen nachgedichtet. Ang. v. Max Roediger, ‚D. Lztg.' 1884 (14), 521—23.

Wildenradt, J. v., Zwölf Balladen. Ang. v. R. Ortmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (15), 227.

Wolff, Julius, Der Sülfmeister. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (21), 382—86.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Johann Rist und sein Deposition-Spiel.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

I.

Depositionem academicam imitati sunt typographi . . . drama in hanc rem composuit nobilissimus ille Ristius.
Adriani Beieri Boethus. Jen. 1690.

In seiner interessanten Abhandlung über Jünglingsweihen hat Oskar Schade auch über die Buchdrucker-Deposition einiges Licht zu verbreiten gesucht (Weimarisches Jahrbuch, Band VI. Hannover 1857. S. 374—83), hier aber für den Forscher noch viel zu thun übrig gelassen. Gerade das Postulieren bei den Buchdruckern liefert einen nicht unwichtigen Beitrag zur deutschen Kultur- und Litteraturgeschichte. Mit grosser Feierlichkeit wurde ehemals der Lehrling zum Gesellen gemacht. Verschiedene Dichter wetteiferten, diese Ceremonie im Liede zu besingen, im Drama vorzuführen und zwar teilweise in so volkstümlicher Art, dass besonders diese dramatischen Darstellungen in den Kreisen der Kunstverwandten festen Fuss fassten und über ein Jahrhundert hindurch den eigentlichen Mittelpunkt des Aktes bildeten. Zwei Schauspiele existieren noch, welche diesem Zwecke dienten, von denen das eine bald das andere verdrängte und zum ausschliesslichen Gebrauche bei der feierlichen Handlung bis gegen Ende des achtzehnten Säkulums gang und gäbe blieb.

Die Buchdrucker-Deposition ist als direkter Schössling oder Ausläufer der uralten Studentenweihe zu betrachten. Während letztere im Laufe der Zeit sich nach und nach überlebte, pflanzte erstere sich bei der Buchdruckergilde, die sich ja vielfach aus Studierten rekrutierte, in ähnlicher Weise fort. In ähnlicher, aber zahmerer und humorvollerer Weise. Die officiellen Manipulationen, welche der die Universität beziehende Beanus über sich ergehen lassen musste, ehe er von seinen Kommilitonen als gleichberechtigt anerkannt wurde, waren arge Quälereien und spotten jeder Beschreibung. Der Ritus war durchweg roh,

wie das manuale scholarium lehrt, und wovon unter anderen noch Wichgrevs Cornelius relegatus und Schochs Comoedia vom Studentenleben Zeugniss ablegen. Eine förmliche Litteratur bilden die Statuten und Verordnungen, Streitschriften und Dissertationen, Reden und Gedichte für und — selten — wider die Zulässigkeit der tragikomischen Fuchstaufe, welche von den akademischen Gesetzen ursprünglich vorgeschrieben und nicht etwa von übermütigen akademischen Bürgern ausgeheckt, eine Ausgeburt toller Studentenlust war.

Unter all den nicht nur geduldeten, sondern vielmehr pflichtgemäss zu erduldenden Vexationen, die meistens in Gegenwart des Dekans der philosophischen Fakultät nach vollzogener Immatrikulation vor sich gingen, wie das Scheeren und Kämmen der Haare, das Glattrasieren des Gesichtes, das Hobeln und Polieren der Nägel, das — scheinbare — Ausbrechen der Zähne u. s. w., galt als Hauptakt das Absägen der Hörner, welche dem Bacchanten mittelst einer Ochsenhaut vorher über den Kopf geworfen waren (cornua deponenda), wonach die ganze Ceremonie genannt worden ist. Cornut oder Hornträger hiess speciell bei den Buchdruckern der Lehrling, mit dem die Standeserhöhung zum Gesellen vorgenommen werden sollte.

Diese feierliche Handlung geschah im Hause des betreffenden Prinzipals vor einer zahlreich geladenen Gesellschaft. Ein getreues und sehr anschauliches Bild davon überliefert uns vor Allem der Holsteinische Pastor Johann Rist (1607—1667), der geschätzte geistliche Liederdichter und viel zu wenig gewürdigte fruchtbare Dramatiker. Sein Deposition-Spiel ist zwar nicht völlig unbekannt geblieben, indem Schade, wie oben gemeldet, demselben eine kurze Betrachtung gewidmet hat, während Theodor Hansen in seiner Monographie „Johann Rist und seine Zeit“ (Halle 1872) gar nicht weiter darauf eingeht. Doch nicht etwa, weil er dem Stücke Wert und Berechtigung nicht zugestehen will, im Gegenteil; er sagt (S. 176): „Es würde für manchen Leser ein Interesse haben, Näheres aus dieser Dichtung zu vernehmen, nicht bloss der Deposition, sondern auch der plattdeutschen Reime wegen, die uns häufig begegnen. Aber einen Auszug zu geben, ist unmöglich, und das ganze Gedicht abzudrucken, fehlt der Raum. Wir verzichten also darauf und müssen auf die gewiss sehr selten gewordenen Exemplare des Originals selbst verweisen“.

In der That lohnt es sich, diesem „Lust- oder Freuden-Spiel“ gründlichere Aufmerksamkeit zuzuwenden, ja einen Neudruck zu veranstalten; nicht allein weil es wirklich rare et curieux, sondern weil es zugleich eine ganz eigenartige und dominierende Stellung einnimmt in Bezug auf seine Genesis, hinsichtlich des sprachlichen Charakters — ein Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch — und wegen mannigfaltiger neuer Aufschlüsse: eine Untersuchung, die dem Kenner unserer Litteratur Interesse abgewinnen dürfte.

Das Titelblatt des ersten, wie es scheint, nur noch in einem Exemplar (Hamburgische Stadtbibliothek) erhaltenen Druckes (16. Bll. 8°) lautet:

* * *

DEPOSITIO CORNUTI,

Das ist:

* * * * * * * * * * *

Lust- oder Freuden-

Spiel,
Welches bey Annehmung und
Bestättigung eines Jungen Gesellen,
der die Edle Kunst der Buchdrukkerei red-
lich hat auffgelernet, ohne einige Aergernisse kan fürgestel-
let, vermittelst, welches auch künfftiger Zeit, Junge angehen-
de Personen, nach Verfliessung Ihrer Lehr-Jahre, zu Buch-
drukker-Gesellen können ernennet, bestättiget,
an- und auffgenommen wer-
den.
Auff freundliches Ansuchen und
sonderbahres Begehren, wie denn
auch der hoch- und weitgerühmten Buchdruk-
ker Kunst zu unvergänglichen Ehren, wol-
meinentlich abgefasset

von

Johann Rist,

Und von einer gantzen Kunst- und Ehrlieben-
den Lüneburgischen Gesellschafft zum
Druck befördert,

Im Jahr M. DC. LV.

Auf Veranlassung der ihm befreundeten Sternschen Buchdruckerei in Lüneburg*) schrieb Rist das kleine Drama. Er äussert sich darüber in seiner „Zuschrift“ folgendermassen:

*) Ueber diese altberühmte Offizin enthält ein mir durch die Güte des Herrn Dr. Karl Seifart-Lüneburg übermitteltes Manuskript „Nachrichten von den Buchhandlungen in der Stadt Lüneburg. Entworfen im Jahre 1834 vom Camerarius Albers“ schätzenswerte Daten, woraus ich die wichtigsten hier mitteile: Ursprünglich befand sich der Buchhandel zu Lüneburg nur in den Händen der Buchbinder, welche auch jetzt noch dieses Geschäft in gewissem, jedoch eingeschränktem Maße fortsetzen. Was die vorhandenen Nachrichten in dieser Hinsicht an besonderen Umständen ergeben, bestehet in Folgendem. Die erste Kunde beginnt vom Jahre 1580, in welchem der jetzt zu grossem Glanze erhobene Nahme der Familie Stern bereits angetroffen wird, da ein gewisser Stern als der erste Buchbinder und Buchhändler jener Zeit benannt wird. Im Jahre 1602 legte der Buchbinder Hans Stern einen ordentlichen Buchladen unter der Stube seines Hauses vor dem Kirchhofe zu St. Johannis an, und erhielt zu dieser Anlage und zur Führung seines Buchhandels eine besondere Magistrats-Concession. Dessen Söhne Hans und Heinrich Stern setzten den

An die sämtliche, Ehrenveste, Kunsterfahrne und wolbenamte Drukker-Verwandte,
Der fürtrefflichē und Weltberühmten,
H. Sternischen Buchdrukkerei, in der Hochlöblichen Stadt Lüneburg, Seine samt und sonders viel-geehrte Herren und liebwehrte Freunde.

Hochgeehrte Herren, vielgeliebte Freunde!

Sie werden zweifels frei sich annoch günstig zuentsinnen wissen, welcher gestalt sie für weinig Wochen, durch ihren treu-fleissigen Herren Correctorem, meinen sonders liben uñ sehr wehrten Freund, mich schrifftlich lassen ersuchen, daß, demnach sie gesinnet weren, einen Jungen Menschen, der die Edle Buchdrukker-Kunst bey ihnen gelernet, unnd seine Lehr-Jahre nunmehr zum Ende gebracht, mit alten und wolüblichen Ceremonien oder Gebräuchen, zu einem Gesellen zumachen, denselben aber (wie man so wol auff hohen Schulē, als in löblichen Buchdrukkereien redet) vorher erstlich zu deponiren, oder die Hörner hinweg zunehmen, Ich in deme, dazu fürlängst verfärtigtem schlechtem Spiele, welches Sie mir, wie es dazumahl anderswo gedrukket und nur von gemeinen Pritschreimen ist zusammen gesetzt, haben übersendet, nur die Vor- und Nachrede änderen, dabenebenst auch die gute Lehren,

---

Nahrungsbetrieb des Vaters fort und legten im Jahre 1614 die jetzt noch bestehende Buchdruckerey an, worüber sie auch rücksichtlich des Buchhandels im Jahre 1625 (14. Juli) das Privilegium erhielten, in welchem ausdrücklich angeführt wird, ‚daß die Gebrüder Stern schon etzliche Jahre viele, zumahl theologische Bücher verlegt haben‘. Ein ausgedehnteres Privileginm wurde der Sternschen Buchdruckerey im Jahre 1634 von den Herzögen August (24. April) und Christian zu Celle (14. Juli) ertheilt; und schon am 26. Nov. 1639 begnadigte Herzog Friedrich zu Celle die Gebrüder Stern mit einem neuen Schutz- und Schirmbriefe, in welchem sie privilegirte Buchführer und Drucker genannt werden, und jede Beeinträchtigung ihres Betriebes bey einer Strafe von zweyhundert Goldgulden verboten wird. Kaiser Ferdinand III. bestätigte unter dem 27. Juni 1645 die der Sternschen Buchdruckerey ertheilten landesherrlichen Privilegien und extendirte solche auf das ganze Römische Reich, legte auch dem Hause der Officin mehrere Vorrechte bey, insbesondere der Freyheit von Einquartierung und des Gebrauches des Kaiserlichen Adlers zum Schilde und Zeichen besonderen Schutzes. Zugleich wurde in dieser Zeit die Familie von Stern in den Reichsadelsstand erhoben. Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg gewährte schon im folgenden Jahre, unter dem 1. Mart. 1646, ein abermaliges Privileginm. Die Buchführer, Gebrüder Stern, erwirkten bald darauf (d. d. Halle d. 8. April 1652) bey Herzog August, Administrator von Magdeburg, ein Verlags-Privilegium, wegen des von ihnen gedruckten Buchs: ‚D. Lucae Osiandri biblische Erklärungen, verdeutscht von Förster, durch Georg Gruppenbach in 7 Theile verfaßt, mit anmuthigen Ornamenten 8½ rthlr.‘ Zugleich wurde den Obrigkeiten auferlegt, dieses Buch für den Gebrauch in ihren Kirchen anzuschaffen. Die landesherrlichen Privilegien der Sternschen Buchdruckerey und des damit verbundenen Buchhandels, auch Verlagsrechtes, wurden anderweit in ausgedehntem Maße erneuert und zwar von Herzog Georg Wilhelm (d. d. Celle d. 24. Mart. 1705) und von Churfürst Georg Ludwig (d. d. Hannover d. 14. May 1708 und 13. Januar 1717).

welche der Præceptor oder Schulmeister dem neuen Gesellen giebet, (welche gleichwol in dem gedruktem Spiele alzumahl wiedersinnisch oder verkehrt, gleich wie dort bei dem Grobianus, sind gesetzet) recht deutlich geben und verständlich erklähren möchte, mit dem übrigen wolten und müsten sie sich, so gut sie immer köndten, behelffen.

Demnach ich nun so wol dem Correctori als auch ihnen, denen sämtlichē Kunstreichen Drukerverwandten, vorbemeldeten, Hochlöblichen Sternischē Drukkerei in einer solchē Sache, welche den unsterblichen Ruhm diser Edlen Kunst fürnemblich angehet und betrifft, gerne dienen wollen massen ich den das begehrte gantz und gahr geändert und ihnen schleünigst zugeschikket; Hat solche meine geringe Arbeit ihnen dergestalt wolgefallē, daß sie zum andern male durch Wolgedachten Herren Correctorem, bey mir Schrifftlich anhalten lassen, ich die Feder auff das neue ansetzen unnd das gantze Werk, vom Anfange biß zum Ende, in eine gahr andere und neue Form giessen möchte, denn es ia sonst nur Stük- und Flikwerk sein und bleiben würde. Ob nun wol meine Zeit sehr edel, meine geschäffte vielfältig, uñ meine unschuldige Feder dem Boßhafften Urtheil der Mißgönstigē Neidhämmel und verfluchten Paßquillanten leider! leider, alzuviel unterworffen. So habe ich doch mit verfärtigung dises kleinen Schauspieles, allen Gelehrten und Kunstlibenden zu verstehen geben wollen, wie hoch und hertzlich ich diese aller Edelste Kunst der Buchdrukkerey schätze, ehre, lobe und liebe, Gott gebe auch, was deroselben Bäurische Verächter, unvernünfftige Spötter, ia grobe Rültzen, Narren und Phantasten, dagegen gnurren oder murren: Solche Leute verachten sich nur selber durch ihr jämmerliches Eselgeschrey, ia sie gebē öffentlich an den Tag, daß Sie von den allerherlichsten Künsten eben so viel wissen oder verstehen als die ungeschliffene Esel vom süßklingendem Lautenspielen.

So wollen demnach die sämptliche Kunsterfahrne uñ wolbenamte Anverwante der mehrbesagten, Weltberühmten, Sternischen Buchdrukkerei, dieses von ihnen so freundlich begehrtes, als von mir willig gesetztes kleines Schauspiel günstig auff- und annehmē, und sich dabey versichert halten, daß Ich aller rechtgeschaffenē Buchdrukkereien, so wol aussen, als innerhalb Teutschlandes, sonderlich aber der hochlöblichē Sternischen (als welche meinen geringen Namen durch manches Land und Herrschafft hat bekand gemacht)*) theur erworbenen Ruhm, die gantze Zeit meines Lebens eiferigst fortzusetzen, handzuhaben und zuvermehren, mir eusserstes Fleisses wolle angelegen sein lassen, befehle

---

*) Da der Sternsche Verlag vorwiegend theologisch, so sind in demselben auch meistens nur die geistlichen Schriften von Rist erschienen und zwar: ‚Himlische Lieder‘ (1641—58), ‚Neue himlische Lieder‘ (1651), ‚Sabbahtische Seelenlust‘ (1651), ‚Neuer Teütscher Parnaß‘ (1652), ‚Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik‘ (1654), ‚Neue Musikalische Fest-Andachten‘ (1655), ‚Neue musikalische Katechismus-Andachten‘ (1656), ‚Geistlicher Poetischer Schriften Erster Theil‘ (1657), ‚Seelengespräche‘ (1658), ‚Neue musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dank-Schule‘ (1659), sowie ‚Neues musikalisches Seelenparadis‘, zwei Theile (1660. 1662). Dazu kommt das Deposition-Spiel (1655).

uns inzwischen dem starken Schutze des allerhöchsten Gottes von gantzem Herzen, unaussetzlich verbleibend

Meiner vielgeehrten Herren und sehr wehrten lieben Freunde,

Geschrieben zu Wedel, am 4. Tage des Augustmonats Im 1654. Jahre.

Gantz ergebener und getreuster

Rist.

Nicht nur aus dieser Zuschrift geht hervor, dass sein Verhältnis zu den Gebrüdern von Stern ein enges und freundschaftliches gewesen. So sagt er in der „Lobrede auf Kaiser Ferdinand den Dritten" (Hamburg 1647): „Bei diesen unruhigen elenden krieges-zeiten haben wir dennoch etliche treffliche Buchtrukkereien in Teütschland, als hie in Nieder-Sachsen der weitberühmten herren Gebrüdere der Sterne, zu Lüneburg, welche der grossen auff dieselbe gewendeten unkosten wie auch der herlichen, reinen und deswegen lobes-würdigen arbeit halber sehr wol zu sehen ist". Sein „Neuer Teütscher Parnaß" (Lüneburg 1652) enthält auf den erstgeborenen Sohn des alten Stern ein hochzeitliches Frühlings-Gedicht „Dem Herrn Henrico Stern, Hochfürstlichem, Braunschweigischen, wolbestaltem Kantzelei Sekretarien zu Wolffenbüttel mit Jungf. Anna Maria von Ußler" (8. May 1649) sowie ein Sonett „An drey Die allerfürtrefflichste und hochberühmte Drukker-Herren in gantz Teutschland, Die Herren Sterne, H. Elzevir, und H. Merian, Als dieselbe im Augustmonat des 1651. Jahres zu Lüneburg in der Herren Sternen Behausung bei einander waren". Auch in einer „Überschrifft" preist er dies Dreigestirn, und ebenda veröffentlicht er einen merkwürdigen „Lobgesang Der edlen BuchdrukkerKunst, Zu sonderbahren Ehren und beliebten Gefallen, Dem Ehrenvesten, Vielachtbahren und Kunstreichen Herrn Johann Stern, dem Jüngern, Alß derselbe die Lehr-Jahre dieser unvergleichlichen Kunst glüklich hatte zu Rükke geleget, und nunmehr für ein Mitglied der hochgerühmten Buchdrukker Kunst ward auf und angenommen, Welches geschehen in Lüneburg am 9. Tage des Brachmonats, im 1652. Jahre. Wolmeinentlich, in Seiner, wegen eines gahr gefährlichen Wagenstürtzens annoch anhaltenden Unpäßlichkeit, aufgesetzet und übersendet". Es sind vierundzwanzig Strophen, wozu der Magister Jacobi die Singnoten schrieb. Wie hoch Rist die Buchdruckerkunst schätzte, und wie nah befreundet er mit der Familie seines Verlegers war, wird schon aus folgenden Proben klar:

Bücher können mich entzükken,
Sonderlich das edle Drükken,
Daß so manchen aufgewekt,
Der gleich schlaffend hat gelegen,
Eh' Er noch den süssen Regen
Dieser schönen Kunst geschmekt,
Welcher Kunst ohn' einigs wanken
Alle Welt muß höchlich danken.

Diese Kunst ist eine Mutter,
Auffenthalt und süsses Futter
Aller hochbegabten Leut',
Hat man Lust die Schrifft zu lesen,
Oder auch der Menschen Wesen
Außzugründen weit und breit,
Wil man Rechten, wil man Heilen ?
Drükker Kunst kan dirs ertheilen.

Ist den unter allen Winden
Auch ein Orht und Stadt zu finden,
Wo die Lüneburger Stern'
Ihren klahren Glantz nicht zeigen,
Welchen gnädig sich zu neigen
Grosse Helden nah' und fern?
Wil man Kunst und Wunder sehen
Darff man in Ihr Hauß nur gehen.

Was für Setzer, was für Drükker,
Was für kluge *) Schrifften Schmükker,
Was für Giesser, was für Schrifft,
Was für Pontzen, was für Pressen,
(Der Papiren unvergessen)
Und was sonst die Kunst betrifft,
Die mir gahr das Hertz kan binden,
Sind mit Hauffen hie zu finden!

Junger Stern, Ihr habt gefunden
Und durch Lernen überwunden
Was Eüch hoch erheben kan,
Diese Kunst macht grosse Leüte,
Findet Ehr' und Guht zur Beute,
Schauet Eüren Vatter an,
Ja den Vatter und den Vetter,
Die wol rühmen tausend Blätter.

Eüre Kunst, welch' Ihr studiret,
Ist so treff lich hoch gezieret:
Daß Ihr gahr kein' andre gleicht:
Schauet doch den Guelpfer Helden,
(Dessen Ruhm Ich stets wil melden)
Wie der seine Hand' Ihr reicht,
Grosser Hertzog, deine Gaben
Können durch den Druk uns laben.

Junger Stern, Eüch ists gelungen,
Daß Ihr nun den Lohn errungen,
Den der Fleiß zu schenken pflegt,
Eüre Lehr Zeit ist vergangen,
Nun ergreifft Ihr mit Verlangen
Was Eüch Freud' und Lust erregt,
Künfftig wird das schnelle Setzen
Eür Gemüht' erst recht ergetzen.

Wolte Gott, das Eüch zun Ehren
Und die wehrte Schaar zu mehren
Ich zugegen könte sein
Und beim Herren Vatter stehen,
Wolt' Ich auf Eür wolergehen
Bringen Ihm ein Glaß mit Wein,
Aber meine Plag und Schmertzen,
Günnen Mir noch Trunk noch Schertzen.

Rist hatte nämlich kurz vorher einen Unfall gehabt, indem er mit einem hohen Wagen von einem jähen Hügel herunterstürzte und sein Schulterblatt dergestalt verletzte, daß er „ungläubliche Schmertzen" deswegen ausstehen mußte, wie er in der Zueignung des „Friedejauchtzenden Teutschland" (Nürnberg 1653) an den schwedischen Hofrath und Residenten Vincent Möller zu Schleswig erzählt. Auf seinem Krankenlager dichtete er für seinen jugendlichen Freund Johann Stern zu dessen Gesellenweihe den Festgesang. So kam offenbar der Prinzipal auf die Idee, den würdigen Pastoren und Poeten aufzufordern, zu den in seiner bedeutenden Offizin häufiger stattfindenden Depositionen der Lehrlinge ein Schauspiel zu verfertigen, wodurch ja die Feierlichkeit der Ceremonie wesentlich erhöht ward. Um ihm die Arbeit zu erleichtern, schickte Stern der Ältere ihm ein schon vorhandenes derartiges Drama, das er in eine neue und geschmackvollere Form gießen möchte. Auf diese Weise erfahren wir, daß Rist uns kein Original bietet; an diesem selbst läßt er, wie wir aus seiner Zuschrift ersehen, kaum ein gutes Haar. Damit es nun ihm seitens seiner Neider und Gegner nicht ebenso

*) H. Corrector.

ergehe, fügt der streitbare und vielfach gehaßte Mann eine geharnischte Abwehr „An seinen gahr zu fleissigen Auffwahrter den verlogenen Buben, Meister Häm̄erling“ hinzu, welche uns einen tiefen Einblick in die damaligen litterären Zustände gestattet und auch sonst von großem Interesse ist:

MEin Schatten, (denn also werde ich dich hinführo nennen) Dieweil, gleich wie der Schatten dem Liechte oder der Sonnen alle Augenblick auff dem Fusse folget, Also mein mißgünstiger Hämmerling, mit seinem Liegen und Verläumbden, zu Tage unnd Nacht hinter mir her wischet, Mein Schatten, sage Ich, hier wirstu abermahl Ursache und Anlaß suchen und nehmen, deinem Alten Gebrauche nach, Mich Unschüldigen, hinter meinem Rücken, Ehrendiebischer weise zu schmähen, un̄ vielen Leuten diese gifftige Wohrte in die Ohren zu blasen:

Sehet doch, was nun gutes aus Risten wird! Nun kan er einen ahrtigen Depositorem abgeben, nun wird Er auch Buchdrukkergesellen helffen mit machen: Vielleicht wird dieses auch mit in Seinē Käiserlichen Diplomate, Freiheits- oder Gnaden-Briefe, Krafft welches Ihme, nach deme Er zu einem Comite Palatino, oder Käiserlichem Pfaltz- und Hoff-Grafen*) allergnädigst ist erklähret und bestättiget, die Macht und Gewalt gegeben worden, daß Er Doctores, Licentiatos, Magistros, Poeten, Baccalaureos könne und müge machen, setzen und ordnen, sein begriffen: Hat er den̄ nun in Theologicis, Chymicis, Historicis, Poeticis, Mathematicis und andern herrlichen Wissenschafften, in welchen Er sich ja sonst fast stündlich pflegt zu üben, nichtes mehr können finden, daß ihme dienlich were, Dieweil Er nu ein solches lustiges possenspiel hat müssen schreibē? Aber, auf diese deine Beschüldigung höre auch meine Erklärung, du leichtfertiger Schmähevogel, du Ehrendiebischer Verleumbder, Rist wird dir antwohrten als ein Ehrlicher Mann, soltest du auch rasend darüber werden.

Ich finde ja freilich, in mancherlei guten Wissenschaften annoch genug zu lernen, freilich habe ich in meinem hohen Ampte, auch sonsten andere Geschäffte genug zu verrichten: Ich setze, kröhne und ordne auch zu zeiten Käiserliche, gute Poetē, Ich mache Käiserliche Notarios, offene Schreiber und Richter, ich verleihe Wapē und Zeichē, schreibe unterschiedliche Bücher, habe bei so vieler un̄ mancherlei saurer Arbeit Meine Lust an denen Dingen, welche zu der Artznei, Chymischen und anderen Künsten gehören, bemühe Mich aber mit solchen Sachen nit alle Stunden, nit alle Augenblick; Nein Mein Schatten! Zu diesem mahle habe Ich redlichen un̄ Kunsterfahrnē Leuten willigst dienen, und der gantze Welt die Herrligkeit und Fürtreffligkeit der alleredelsten Kunst der Buchdrukkerey für die Augen stellen sollen und wollē: Und, wolte Gott, dass ich diese Königin aller anderē Künste nur gar biß an dē Him̄el könte erheben! Fürwar Meister Hämmerling, du rechter unnützer Lotterbube, Ich wolte es üm deinent willen nicht unter-

*) Ein Hof-Pfalz-Grafen Diplom von Johann Rist hat Otto Frick im Programm des Gymnasiums zu Burg 1866 mitgeteilt. Vergl. auch Theodor Hansens Monographie S. 177—182.

lassen. So habe ich nun in diesen Hundestagen, da man ja sonst die liebe Zeit mit Sauffen, spatzieren fahren, spielen, Panketieren und dero-gleichen Eitelkeiten offt unnützlich pfleget zuzubringen, auff freundliches bitten und Ansuchen der jenigen, welchen zu dienen, Ich mich stets verpflichtet halte, einmal etwas lustiges wollen dichten und schreibē, nach deme Ich mit ernstlichen und traurigen Dingen mich nur allzuviel habe bemühet:

Ich habe ja, O du elender Schlüngel und Phantast, du verlogener Meister Hämmerling, allhier nicht von dem Arkadischen Sakträger, oder deinem Bruder Esel geschrieben, wie der grosse Heinsius gethan hat, Ich habe auch ja das Zipperlein nicht gerühmet, wie der gelehrte Pirk-hammer, noch den Teufels Kopf Nero gelobet, wie der Künstler Kar-danus, noch die dumme Ganſs erhoben, wie der hochverständige Ska-liger, noch den gifftigen Spinnen ein Loblied gesetzet, wie der weit-sehende Aldovrandus, noch deinem Vettern dem Hasen eine Ehrenge-dächtnisse verfärtiget, wie der vielwissender Italiäner Strotza, noch den Koth gepriesen wie der Redner Majoragius. Sondern ich habe der aller-edelsten und fürtreff lichsten unter den Künsten, der, vom Himmel uns gegebenen theuren Buchdrukkerey das Wohrt geredet, unnd gleichwol in diesem Freudenspiele alles dasjenige auſsgemustert und an die Seite gesetzet, was etwan Christlichen Ohren und Hertzen ärgerlich müchte fallen, wie solches der Augenschein klährlich giebet.

Wil demnach schlieſslich, aus gutem und getreuen Hertzen, dich meinen Schatten, sonst Meister Hämmerling der Verlogene genant, bestes Fleisses gewarnet haben, du wollest zu diesem Mahle mit deinem Lästerern unnd tadelen etwas inne halten und zurücke bleiben, denn du es in Warheit, nicht etwan allein mit Mir, sondern mit einem grossen Hauffen fürtrefflicher, braver Leut und erfahrner Künstler wirst zu thun haben, und sey du nur versichert, daſs dafern die Herrn Buchdrucker dich nur einmal recht unter ihre Presse kriegen, Sie dir deinen gifftigen Nattern Kopff dergestalt werden zudrücken und zerquetschen, daſs du hinführo als ein Lahmer, ohnmächtiger Phantast, beydes sie und mich wol wirst zu frieden lassen müssen. Und dieses nun sey dir zur War-nung gesaget, Inmittelst bleibe der du bist, nemlich ein leichtfertiger loser Schmähevogel und Paſsquillant, deme wir zwar wündschen, daſs er sich bekehre und bessere, daſs es aber geschehen solte, schwerlich von ihme können gläuben oder hoffen, sintemahl die Zeit nunmehr da ist, da der gerechter Himmel seine unermeſsliche Boſsheit auch einmahl härtiglich wird abstraffen. Unterdessen werde ich den Tugendliebenden zur Freüde, dir aber und deinem gantzen Anhange oder verfluchtem Geschwürm zum Trotz leben und sterben, aller guten Künste und rühm-licher Wissenschafften beständigster Liebhaber, und unter den hochlob-lichen Fruchtbringenden der Rüstige.

Wer dieser „Meister Hämmerling“ sein mag, darüber lässt sich keine sichere Antwort erteilen; wahrscheinlich bringt unser Dichter damit den ganzen Haufen seiner miſsgünstigen Zeitgenossen und nament-lich seiner geistlichen Amtsbrüder unter einen Hut, wie er anderwärts seine Gegnerschaft kollektiv als „Simei“, „Tadelgern“ u. s. w. zusam-

menfaßt. Jedenfalls war's nicht Philipp von Zesen, obgleich man eine Feindschaft zwischen Beiden behauptet hat und selbst Koberstein annimmt, daß Rist im „Friedewünschenden Teutschland" diesen unter der Maske des „Sausewind" bezeichnet habe, der auch in dem Deposition-Spiel (jedoch erst in den späteren, nicht mehr von Rist besorgten Ausgaben) als lächerlicher Vorredner auftritt. Ein Freundschaftsband verknüpfte die zwei Geister, deren Bestrebungen ja viele gemeinsame Berührungspunkte hatten. So trägt Phil. Cæsii Scala Heliconis Teutonici (Amstelodami 1643) folgende Widmung: Johanni Ristio. Theologo. Mathematico. Philologo. Ad Perennitatem. Poeseos. Teutonicæ. Eruendam. Fovendam. Conservandam. Nato. Musarum. Imprimis. Divæ. Uraniæ. Delectamento. Et. Holsatiæ. Ornamento. Amico. Suo. Intimo. Ac. Summo Scalam. Hanc. Heliconis. Sacram. Esse. Vult. Et. Jubet. M. Philippus Cæsius. Ferner hat Zesen zu dem Gedichte von Rist „Holstein vergiß es nicht" ein Glückwunschcarmen verfaßt: „Dem wol Ehrwürdigen, Edlen, hoch und wolgelahrten Herren, H. Johann Risten, meinem hochgeehrten Herren und sehr liebwehrten Freunde", worin es am Ende heißt:

„Mein Herr, mein liebster Freund, Er setze Rüstig fohrt
Sein angefangnes Werk, das in den schönen Port
Der Ewigkeit Jhn führt: kein Wetter sol Ihn letzen,
Weil Ihm daß Teutsche Reich wird lorbeerzweige setzen.

Geschrieben in Wedel am 29. deß Brachmonats im 1648. Jahr von M. Filip Zesen". — Rist hinwiederum empfahl Zesens „Hochdeutschen Helicon" als höchst nützliches Buch und schmückte dessen „Hoochdeutsche Spraach-übung" (Hamburg 1643) mit einem Poem, worin er ihn nicht nur „hochgelahrt" nennt, sondern auch in eine Reihe mit Schottel und Harsdörffer stellt und damit schließt:

Fahrt fohrt ihr tapfern Leut', euch wil die Tugend lohnen,
Wier werden allzumahl in ihrem Zimmer wohnen,
Wier dienen und sie bleibt die Königinn allein,
Doch soll Herr Caesius ihr Kammer-Juncker seyn.

Auch im Lobe der Buchdruckerkunst waren Beide einig. Zesen hat dieselbe ebenfalls wiederholt besungen, z. B. in zwei Sonetten „Als die Buchdruckerey-Verwanten jhr Jubelfest Anno 1640. am Johannstage begiengen" (‚Deutsches Helicons Ander Theil'. Wittenberg 1641. no. XX. und XXI.) und zugleich praktisch geübt, weswegen Zeltner ihn den gelehrten Druckern und Korrektoren beizählt (‚Zeltneri Theatrum virorum eruditorum qui speciatim typographiis laudabilem operam praestiterunt. Norimbergae 1720'. p. 570).

Die kurze Klarstellung des Verhältnisses dieser zwei um die deutsche Sprache und Litteratur verdienten Männer führt uns nicht vom Pfade unserer Untersuchung ab, denn einmal ist nun jede etwaige Möglichkeit beseitigt, zu glauben, dass unter dem Meister Hämmerling Zesen gemeint sein könne, und zum anderen sind Beider Namen mit dem Deposition-Spiel eng verknüpft.

Philipp von Zesen oder, wie er sich oft schreibt, Phil. Caes. von Fürstenau veröffentlichte nämlich im Jahre 1642: Gebundene Lob-Rede

Von der | Hochnütz- und Löblichen zweyhundert- | Jährigen | Buchdrückerey-Kunst, | Wenn, wo, wie und durch wen sie erfun- | den worden; | Bey Volckreicher Versamlung und Einführung | eines neuen Drücker-Gesel- | lens | Michael Pfeiffers, | öffentlich gehalten | In Hamburg den XX. Tag des Hornungs | in M. DC. XLII. Jahre nach der Christ-Geburt, | Nach Erfindung aber der Drücker-Kunst | im ccjj. Jahre. | Hamburg, | Gedruckt und verlegt durch Jacob Rebenlein. — 16 Bll. 4° (Hamburgische Stadtbibliothek).

Die Vermuthung, daß diese Dichtung das Original für Rist gewesen, liegt nahe. Diejenigen Litteratoren, welche beide Poeten als gegenseitige Feinde verschreien, hätten dann allerdings Grund zu triumphieren; die anfängliche Freundschaft konnte ja mit der Zeit in die Brüche gegangen sein, Anno 1654, da Rist das ihm zur Bearbeitung übersandte Stück nicht gerade anerkennend kritisiert. Nun aber erweist sich einerseits Zesens Gedicht nur als ein versifiziertes Huldigungscarmen, nicht als ein Gespräch oder gar als eine dramatische Handlung, andererseits finden wir dasselbe auszugsweise dem Deposition-Spiel — jedoch erst von der zweiten Ausgabe an — einverleibt, und endlich, was die Hauptsache, ist es mir gelungen, die wirkliche Quelle zu entdecken.

Ein Danziger Buchdrucker-Verwandter Paulus de Vise*) ist der Verfasser des Originals. Das Titelblatt hat folgenden Wortlaut:

DEPOSITIO CORNUTI,
Zu Lob vnd Ehren
Der Edlen, Hochlöblichen vnd Weitberhümbten Freyen Kunst
Buchdruckerey,
In kurtze Reimen verfasset
Durch
PAULUM de VISE Gedanensem
Typothetam.

LECTORI S.

Günstiger Leser mein	Es ist mein freundlich Bitt,
Weil vberall thut seyn	Verachten der Welt Sitt,
Du wöllst nach deiner gunst	Lesen die Verßlein klein,
Welch ich der edlen Kunst,	Zu dienst gemacht allein:
Findstu daß ich wo hett	(Wie leicht geschehen kan,)
Etwas zu grob geredt,	Nimbs nicht für vngut an.
Laß dirs gefallen auch,	Oder was bessers dicht
Für dich, denn jetzt der brauch,	Niemand bleibt vngericht.

*) Trotz angestrengtester Nachforschungen habe ich bisher über Leben und Persönlichkeit dieses Mannes nichts Näheres in Erfahrung bringen können. Mich. Christoph Hanow, ‚Denkmahl der Danziger Buchdruckereyen und Buchdrucker, von a. 1539—1740‘ (Danzig 4°) war mir nicht zugänglich; vielleicht bietet dieses Buch irgend einen Aufschluß oder Anhalt.

PERSONÆ.

1. Prologus qui & Epilogus.	4. Cornutus.
2. Depositor.	5. Der Pfaff.
3. Knecht.	6. Beyde Paten.

Chronodistichon.

BILLIg Der Vorfahrn feIne Gsetz
Man steIff thVt Vben Ietzt Ia stets.

1621. — 8 Bll. 4°. Am Ende: Gedruckt im Jahr nach Erfindung der Buchdruckerey CLXXXI. Das einzig überlieferte Exemplar dieses bisher nirgends citierten Dramas befindet sich in einem Miscellenband (Sign. Yy 51 no. 3) auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Das in Vergessenheit geratene Original und die einst weit verbreitete Bearbeitung (erster Druck) sind so selten, ja vielleicht Unica, daß schon aus diesem Grunde eine Reproduktion geboten erscheint; wie viel mehr, wo eine Vergleichung auch textliches Interesse gewährt. Dazu treten die zahlreichen und zum Teil unbekannten späteren Ausgaben. Ich habe deren sieben ausfindig gemacht (Insbruck 1672, Frankfurt am Main 1677, Sultzbach 1684, Lübeck 1714, Nürnberg 1721, Leipzig 1743 und o. O. u. J.), Schade bloss vier, der obendrein weder das Original noch den ersten Druck kennt, vielmehr den von 1684 für den ursprünglichen Text hält, aber vorausschickt, „man sagt", 1654 habe Rist sich des Stoffes bemächtigt; daß er diesen nicht aus sich selbst geschöpft, wird mit keiner Silbe erwähnt. Allen übrigen Litterarhistorikern ist kaum mehr als eine Editio zu Gesichte gekommen; nur Goedeke verzeichnet drei (1672 und 1677 nach Gottsched und Heyse), sowie: „Zum Erstenmahl gedruckt in Lüneburg 1654. 4°". Gesehen haben kann der Bibliograph keine Ausgabe 1654 trotz des hinzugefügten Quarto, denn in dem Falle würde auch hier ein Exemplar von ihm belegt sein, was nicht geschehen. Das Vorwort ist unterschrieben 1654, daher mag Goedeke, der überhaupt kein Exemplar in Händen gehabt, zu der falschen Annahme verleitet worden sein. Rätselhaft bleibt immerhin seine Bezeichnung des Quartformats*).

Wenn wir das Deposition-Spiel im Original und in der Bearbeitung einander gegenüber stellen, so erhalten wir die beste Anschauung von der Abhängigkeit der letzteren vom ersteren. Die späteren Drucke werden nachher ins Auge zu fassen sein.

Das Stück hat einen Aufzug ohne Sceneneinteilung. Personen bei Rist sind: Der Vorredner, der Herr Depositor, sein Knecht, der Cornut oder Hornträger, die Zeugen, der Lehrmeister, der Nachredner. — Vises Register ist schon mitgeteilt (vergl. Titelblatt).

---

*) Erduin Julius Koch, ‚Compendium der Deutschen Literaturgeschichte' (Berlin 1795) sagt: Ao. 1654 wolmeinend verabfasset, s. l. (Lüneb.) 4. — Daraus macht Joseph Kehrein, ‚Die dramatische Poesie der Deutschen' (Leipzig 1840) eine Editio 1654. 4. ohne Ortsangabe. — Diese beiden Notizen scheint Goedeke durcheinander gemengt zu haben.

Nur im Prolog verfahren beide Dichter selbstständig. Vise begrüßt die Versammlung folgendermaßen:

Prologus.

EHrnvest, Achtbare, Wolgelehrt,
Günstige Herrn vñ Freunde wert,
Frawen vnd Jungfrawn tugendreich,
Ich wünsch euch allensampt zugleich
Gottes Genad vnd milden Segn,
Der euch beywohn auffewren Wegn,
Bitte jhr wollt vns nicht verkehrn
Was jr hie werdet sehn vnd hörn,
Sondern in still nach ewrer gunst
Favorisirn vns vnd der Kunst.
Was nun anlanget den Inhalt
Dieser Sachen, gleicher gestalt
Ich euch kürtzlich berichten wil,
Derhalben seyd ein wenig still:
Dieweil man hie auff dieser Erd
Die freyen Künst billich helt wert,
Deßgleichen auch dieselben dan
So jhn verwandt vnd zugethan,
So habn die lieben Alten auch
Gemacht einen feinen Gebrauch,
Dieweil der so da wil studirn,
Sich muß zuvor lahn deponirn:
Vnd nun ein Drucker vñ Student
Gehört vnter ein Regiment,
Vñ sein Wandel stets bey jn fürt,
Werd er billich auch deponirt;
Denn durchauß keine Facultet
Ohn jhre Bücher wol besthet,
Es sind Theologi, Juristn,
Medici oder Componistn,
Astrologi, Philosophi,
Poëten, Mathematici,
Vñ wie solch herrlich Gottes gabn
Imermehr mögen Namen habn:
Darumb sie dann der Drucker Kunst
Stets sind geneigt mit jrer gunst,
Ich geschweig was ein Biederman
Mehr Nutz darin betrachten kan,
Welchs ich kürtz halben vnterlaß
Damit die red nicht werd zu groß:
Denn Keiser, König, Fürsten, Herrn
Halten die Kunst in hohen Ehrn,
Sind jhr auch theils so zugethan,
Daß sie sie selbs geübet han.
Drumb denn Friedrich der dritt ein weisr
Gelehrter hochlöblicher Keisr
Die Drucker Kunst privilegirt,
Vnd dieselbig nobilitirt,
Ziert sie mit gaben hoch vñ mildt,
Zu führen offen Helm vñ Schildt,
Daß die Drucker im Römischen Reich
Sich halten möchtn dem Adel gleich:
Ferner zu reden mir nicht wil
Gebüren, schweig jetzt davon still,
Denn ich nicht der weitläufftigkeit
Gebrauchen wil zu dieser zeit,
Sondern zeige nur an hiemit,
Daß wir nach gewonheit vnd sitt
Der Druckerey einen fürstelln
Wollen, vñ machen zum Geselln,
Welches, wie oben ist gedacht,
In der Depositz wird verbracht.
Wo jemand wer allhie zur stett,
Der ein Einredt wider jhn hett,
Der bring es für, sey vnbeschwert,
Daß jhm zu recht geholffen werd.
Hiemit beschließ ich meine Redt,
Vnd ob etwan hie an der stedt,
Etwas möcht hergehn vñ fürfalln
Das jemand mißfiel vnter alln,
Der woll nicht alßbald solchs derwegn
Vns thun zum vbelsten außlegn,
Deñ niemals vnser meinung war
Jemand zu reden zur gefahr,
Sondern nur vnsr Gerechtigkeit
Zu erhalten zu jederzeit.
Wollt derhalben großgünstiglich
Dem Actu zusehn rühiglich.
Befehl vns sämptlich ewrer gunst,
Verhoff jhr seid geneigt der Kunst.
Drumb, bitt ich, seid ein wenig still,
Bald sich der Act anheben wil.

Dieser ganz nach altüblicher Schablone gefertigte Prologus ist von Rist nicht herübergenommen. Er versucht's mit einem sangbaren Liede, dem er eine originelle Bemerkung und Anweisung für den Darsteller vorausschickt, nämlich:

> Anfänglich tritt auf Eine Person, welche die Vorrede verrichtet, welche Vorrede, wenn sie mit einer lieblichen Stimme und deutlichen Wohrten, in eine Clavicimbel, Laute, Theorbe, Pandor, Viol. di gamba, oder dergleichen Musicalisches Instrument solte gesungen werden, eine sonderbahre Anmuhtigkeit würde erwekken.

Diese Vorrede ist begriffen in nachfolgendem kurtzen Liede:

1. WIe reich und glücklich sind wir heut',
Indem alhie so libe Leut'
Erscheinen, das zu sehen,
Was die Verwandten unsrer Kunst
Gereitzet durch erworbne Gunst
Bald werden hie begehen!
Ihr Herren, merkt nur erstlich an,
Was euch vielleicht ergetzen kan!

2. Schwebt auch was höhers in der Welt
Als Weißheit, der noch Gold noch Geld
Noch Schätze sind zu gleichen?
Ach nein! Verstand und Wissenschafft
Die können durch besondre Krafft
Den Himmel selbst erreichen,
Den Himmel, der die Klugheit gibt
Und die Gelehrte trefflich libt.

3. Fürwahr es ist kein edler Schatz
Als Künste, die den höchsten Platz
Mit Fug' und Recht verdienen,
Diß weiß ja der Gelehrten Schaar,
Die kan und mag sich offenbahr
Zu zeügen diß erkühnen,
Hinweg mit aller Ehr' und Macht,
Die Kunst nicht hat zu wege bracht!

4. Du Himlische Buchdrukkerei
Von welcher alle Länder frei
Mit Wahrheit müssen singen,
Daß du durch deinen hohen Glantz
Zu deiner Ehr' und Liebe gantz
Die Hertzen kanst bezwingen,
Du bist die Wunderschöne Magd,
Ja Pallas Kind, das uns behagt!

5. O Kunst, der nichts zu gleichen ist,
Die Kirche kan zu keiner Frist
Hier ohne Dich bestehen,
Was acht Ichs Rahthauß, Kantzelei,
Was Schöppenstuhl, was Schreiberei,
Wo du dich nicht läst sehen?
Du bist der Künste Köninginn,
Ja selbst der Weißheit Meisterinn.

6. Daß Advokaten sind gelehrt,
Daß man den Artzt hält hoch und wehrt,
Daß man die Lehrer libet,
Daß mancher voll von Pallas Brunst
Sich in der Spraach-Mess-Rechenkunst
Und tausend andern übet,
Daß Menschen können Menschen sein,
Daß schafft die Drukker-Kunst allein.

7. Wer Bücher schreibt, wer künstlich singt,
Wer sich durch alle Welt schier schwingt
So, daß Er wird gepriesen,
Der danke diß der Drukker Schaar,
Die Krafft der Kunst Ihn offenbahr
Erst hat der Welt erwiesen,
Drum wir auch stets zusammen sehn
Gelehrt' und Drukker Herren stehn.

8. Gleich wie nun beide, wolgepaart
Vexiren fast nach einer Ahrt
Die gar zu freche Jugend,
In dem Ihr wird gebildet für
Der Laster Schaum, der Weißheit Zier,
Dazu der Lohn der Tugend,
So wird dergleichen Werk auch nun
Hieselbst die Schaar der Drukker thun.

9. Itz sol Euch werden fürgestelt
Ein Junger Mensch, der in der Welt
Noch weinig zwahr gesehen,
Jedoch die Kunst nach unsrer Weiß'
Erlernet hat mit höchstem Fleiß'
Und Ehrlich kan bestehen,
Drauff wird Er nun durch unser' Hand
Gebracht in den Gesellen-Stand.

10. Verzeihet uns, im Fall Euch nicht
Ihr Freund', ein gnügen itz geschicht,
Wenn ihr diß werdet schauen,
Verdenkt uns auch kein Wohrt im Schertz,
Es bleibt doch redlich unser Hertz,
Das mügt ihr kühnlich trauen,
Wir bleiben Euch zur jeden Zeit
Zu dienen widrum gantz bereit.

Gehet ab.

Hie wird ein Stücklein musiciret, oder die Trompeten geblasen.

Nun wird an dem Lust-Spiel der Anfang gemacht.

Paulus de Vise 1621.

Der Depositor tritt ein, gehet erstlich stillschweigends auff vnd nider spatzieren, darnach spricht er:

MIch wundert sehr, warumb die Leut
sich hieher han versamlet heut,
vnd alles hie in diesem Hauß
so sauber ist gekehret auß,
Es lesset sich fast so ansehn,
als solt was lustigs hie angehn.
Ich muß her ruffen meinen knecht,
Dass mich derselb berichte recht.
(Er rufft dem Knecht:)
Kom her zu mir mein MitCompan
Hör zu was ich dir zeige an.

Knecht.

Ja, Ja Meister, nu kam ick, recht
als ein gehorsam truvve Knecht.
VVat vvill ghy mick nu seggen meer?
VVill vvy vvor supen ein kann beer?

Johann Rist 1655.

Der Herr Depositor komt auff den Platz, gehet mit Ernsthafftem Gesichte und Sitten auff und nieder spatziren, fähet endlich also an zu reden:

WAs mags wol für ein Uhrsach sein,
Dass alles hie so nett und rein
Im Hause wird gefunden?
Wo läufft doch dieses Volck jtz her,
Es komt ja nicht von Ungefehr
Voraus in dieser Stunden?
Jedoch, dass ichs erfahre recht,
So wil ich ruffen meinem Knecht',
Er kans vielleicht wol sagen:
Wo bist du mein Herr Urian?
Komm' eiligst zu mir auff den Plaan,
Ich muß dich etwas fragen.

† Knecht †

Ja Heer Munsör, nu kahm' Ik recht
Uht minen Winkel tho juw krupen,
Und will als een getrüer Knecht
Frisk heel und halff herüm mit supen.

<table>
<tr><td>

Depositor.

Dir ists nur vmbs sauffen zu thun.
Aber du musts mir sagen nun,
Warumb die Leut allhie so gaffn?
Weist etwan hie ein newen Affn?
Denn alles hie ist angericht
so fein, kan michs gnug wundern nicht.

</td><td>

*** Depositor ***

Es ist mir gahr zu woll bewust,
Dass Sauffen nur ist deine Lust,
Ich will ein anders wissen.
Sag' an, warüm es hie so fein
Geschmükket und das Volk herein
Zu kommen ist geflissen?

</td></tr>
<tr><td>

Knecht.

Dat vvet ick nich, vvo! dat leth smuck!
Doch stinckt et als vvennr vvor ein Buck
hyr moste vpper naheit vvesn,
Pfy, he stincket dat eim mach gresn.

</td><td>

† Knecht †

Dat weht Ik nicht, doch rük' Ik wol,
Dat hier een heslik Beest moht wesen,
Id stinket, als de gröffste Knoll,
Und mak't uns althomahl bald gresen!

</td></tr>
<tr><td>

Depositor.

So geh bald hin auff vnser Feld,
Vnd sieh obs da sey recht bestellt.
Ich wil dieweil mit meiner Hawn
mich ein wenig allhie vmbschawn.

</td><td>

*** Depositor ***

Mich dünkt es selber, das ein Thier
Sich halte nicht gahr fern von hier,
Doch riech' Ichs nur von weiten,
Inmittelst geh' hinaus auffs Feld
Und sieh', ob alles sei bestelt
Von unsern ArbeitsLeuten?

</td></tr>
<tr><td>

Knecht.

Ja, Ja Mestr, nu vvilk strax hengahn
Vn sehn vvo et dar mach tousthan.
(Geht ab).

</td><td>

† Knecht †

Dat will Ik dohn, min leeve Heer,
Ik loep all fohrt, Ade Munsör!

</td></tr>
<tr><td>

Depositor ad Spectatores.

Nun mag ich sehen ob mein Knecht
die Sachen thu außrichten recht:
Er ist ein seltzam Grillenvogt.

</td><td>

*** Depositor** spricht zu den Zuschauern. *****

Da geht der Grillenfänger hin,
Gahr wunderlich steht ihm sein Sinn,
Ich halt' er sey geschossen,
Bald ist er klug, bald ist er Gek,
Bald weltzet er sich gahr im Drekk'
Und macht mir manchen Possen.

</td></tr>
<tr><td>

(Der Knecht bringt den Cornuten, so streichen die Spielleut auff.)

</td><td>

[Der Knecht bringt den Cornuten, oder den Gehörnten Gesellen, worauff die Musikanten alsobald anfangen zu spielen.]

</td></tr>
<tr><td>

Huy zu, was ist dort für ein Jagt!
Was ist das für ein wunderthier
das du jetzund herbringest mir?
Sag wo hastu diß thier gefangn?
Solchs zu wissen thut mich verlangn.

</td><td>

*** Depositor ***

Hilff Gott! was ist das für ein Thier?
Es ist kein Bok, kein Hirsch, kein Stier,
Sag' an, wer hats gefangen?
Es sihet wunder seltzam auß,
Mit ihm zuhalten einen Strauß
Trag' ich schier ein Verlangen.

</td></tr>
<tr><td>

Knecht.

Als ick hen vppet Feld vvold ghan,
Leep mick dit eitzig Deerte an.
Do namk ball myne svvop vn stakn,
vn kreech et by synem Kanthakn,
Nu habb eck et getömet op
mit dissem Toem by synem Kop.
Pfuy dusent Knůvl, vvo stinckt de Teve!
Dat meck de Pavvst de Sûnn vorgeue.

</td><td>

† Knecht †

Ja hört doch ins, als Ik wull gahn
Int Feld, do qnam de Quaier schnuven,
Ik dacht: Hier is id Tid toh schlaen,
Könn' Ik öhn bringen in de Kluven,
Ik kreeg öhn fast: Süe dumme Dwaaß
Wo hebb Ik di dat Fell thorehten,
Pfüi! Dusend Krankt, wo stinkt dat Aaß
Als hadd' id in de Brook gescheten!

</td></tr>
</table>

Dat ysst datter so selfsęn roeck,
als vvemm vvat dahn hae in de Broeck.

Depositor.

Potz Velten, ich gern wissen wolt,
was es doch für ein thier sein solt,
Es deucht mich wie diß Wunderthier
dem Teuffel sey fast ehnlich schier,
Deñ es hat Hörner lang uñ groß,
Sich wol zu daß es niemand stoß.

* Depositor *

Fürwahr, es soll mich wundern noch,
Wie man diß Thier wird nennen doch?
Ich kan mich kaum drin finden.
Der Kopff ist hart, der Bauch ist weich,
Die Hörner sind dem Teuffel gleich,
Du must es fäster binden.

Knecht.

Dat vvert gevvisse de VVulff syn,
de vs upfrith all Schaep un svvyn,
Schuld he de stalen sûke habbn,
VVo sûht he vth vmm syne flabbn,
vn hafft ock Hôrne vp dem Kop.
(Sûh, vvo steist nu, du Dudendop!)

Depositor.

Weistu nicht wie diß Thier mag heissn?
Tritt weg, Es möcht dich schlagn odr beissn.

Knecht.

An synen Hôrnen sûht men vvol,
datt et ein Cornut vvesen schul.

† Knecht †

Wo? kenne Jy düt Beest noch nicht?
Ik spöerd' id strax by siner Nesen,
Dartho dem finem Angesicht,
Id müst' een Broer Cornute wesen.

Depositor.

Ein Cornut. Was ists für ein Thier?
Dergleichen kam mir niemals für.
Was wolln wir denn damit anhebn?
Darzu mustu mir jetzt rath gebn:
deñ mich deucht, ich sey zu der sach
alleine gar zu schlecht vnd schwach.

* Depositor *

Cornut? O Knecht was soll das sein,
Sinds Esel, Rehbökk' oder Schwein,
Was soll man damit machen!
Gib du doch Raht Herr Urian,
Ob man vielleicht auff diesem Plaan
Des Thierleins könne lachen?

Knecht.

Ick vveth vvol vvat vvy vvillen makn,
He hafft tvve grote lange Knakn.
Vn ys geschicket rechte vvol
tho einer Krûbb im Perdestall.
De Kop schickt sick thor bofsel fyn,
De finger schôln de Kegel syn.

† Knecht †

Wat? Lachen? Seht düt Beest ins an,
Idt hefft so grote lange Schaken,
Wat gelts, efft he nicht danssen kan
Und einen frischen Upsprung maken?
Iß he en Geest efft Spökerie,
So kan he jo gewiß wol lesen,
Ja singen, dartho spelen frie,
De Geester plegt süß klook tho wesen.

Depositor.

Laß sehn, wir wolln nu greiffen an
das Thier vnd sehen was es kan;
Mich deucht, es sey von Menschen art,
Doch sind jhm die Bockshörner hart,
Vielleicht ists der Waldgeister ein
Die man fast also malet fein.

Knecht.

VVy môthn sehn efft he danssen kan,
VVo em dat springent vvert anstan,
Ock schal he singen, speln vn lesn.
De geiste plegt sûſs vvyſs tho vvesn.

Depositor zum Cornuten.

Wolan, so spring ein mal herum̄.
(Die Spielleut streichen auff.)

Knecht.

VVo dat steith ock noch lyent dum.
Ick seh, he vvil yuvv nich vvol folgn,
De kop vvert em noch syn vorbolgn.
Ick moth em eins dartho vpsingn
Mit myner svvep, he vvert vvol springn.
Hei Meister nu geith he beth tho.

Depositor.

Mich deucht wir habn getantzt genug
zum ersten mal mit gutem fug.

Knecht.

Meistr lath vs nu besehn vordan
efft dith Deerte mehr kûnste kan.
He kun thodegen munter springn,
VVenn he ock nu kun lesn vn singn,
Ick moth en erst eins recht begapn,
He sûht schier vth als de halffpapn,
Hafft lange Haar als vse Hundt,
de staht em lyent kunterbundt:
Lath sein, nu leſs meck dissen breeff,
du fule stanckvat, schelm vn deeff.

Cornutus.

Ich kan nicht lesn, Ich kan nit lesn.

Knecht.

Sûh, dat machnk vvol ein loſs hund vvesn!
Leſs dit droch, hyr ys noch mehr.

Cornutus.

Ich kans nicht lesen, liß selber.

Knecht.

Harr, kanstu nu kuervvalsch sprekn?
Dar mach vvol sûſs vvat inne stekn.
Meck dunckt, he vvert sick men so stelln.
So plegn tho dohn sulcke Eselln
Sûh leſs meck dith du Dûuel dum.
Kanstu nich sprekn, bist echters stum.

* Depositor *

Ja, das ist recht: Nun spring herüm
Du Wunderthier die Quer und krüm'.
[Die Musikanten spielen lustig auff.]

† Knecht †

Dat is een Schelm, süe, wo he geit,
Als wold' he in de Bücksen kakken!
Wo suer dat öhm dat dansen steit!
Ick moht em beter kieln de Hakken,
Frisk mine Schwep' hau lustig tho,
Ick wil di dat Fallirum singen,
Hei, hei, hei, hei, so, so, so, so,
Nu kan de Deef all frisker springen.

* Depositor *

Mein Knecht, du hast es wolgemacht,
Daß mir das Hertz im Leibe lacht,
Du bist ein guter Meister,
Der durch das Peitschen Lob gewan
Und als ein Held bezwingen kan
Die hüpfende Waldgeister.

† Knecht †

Dat is wol wahr min Heer Monsör,
Man daar moht noch wat mehr in wesen.
[Zu dem Cornuten.]
Kum nöger heer und giff Gehör,
Kanstu nich singen effte lesen?
Wo steistu doch du Galgendeeff
Und läst de grohte Schnuten hengen?
Flugks heer und liß mek dissen Breef,
Eft' ick wil dik dat Gatt versengen.

Cornutus, oder Hornträger.

Wie soll ich doch singen nach eüren Verlangen,
Mein! Bin ich doch nimmer zur Schulen gegangen.
[Knecht verwundert sich.]
Ey hört doch, wat de Düfel deit,
He kan nich lesen, und kan spreken
Up Hochdütsch, seht doch, wo he steiht,
Als wen öhm v l de Rügge breken,
Du plumpe Flegel liß mi dat,
Du darfst di man so dum nich stellen,
Und list du mi nich recht dit Blat,
So gev Ik di wat Mulmarschellen.
[Der Cornut lieset.]

Cornutus legit:
Ach wie bin ich ein loser schelm.

Depositor.
Das seh ich wol an deinem Helm.

Knecht.
Ick denck, du vverst syn ein Compan,
de vvor vvill vp de Boelschap gahn.
Meister, nu lath vs flytich jo
By em auerall söken tho,
Efft he ock vvor hafft falsche Breue,
als de Vorreer de lose Deeue,
De seggt ock vvol, Ick kan nich lesn,
Vn plegt doch vvol scrifftvvyſs tho vvesn.

Depositor.
Ja wol, nimb du eine seit war,
Die ander ich auch durchsuch gar.
Sieh da, hie find ich ein Brieflein,
Das ist zumal geschrieben fein,
Was nu darin wird sein enthaltn,
Solln bald erfahren Jung vñ Altn.

Knecht.
Harr, harr du lose Bôsevvicht,
Sechstu noch, Ick kan lesen nicht.
J, J, habbk all myn dag nich seen.
Harr, dar vvilckek de haar vôr teen.

(Der Depositor list die Vberschrifft des Brieffs, welche also lautet:)

Dem Erbarn vnd Kunstreichen jungen Gesellen N. N. Meinem Hertzallerliebsten zu behendigen.

(Knecht gibt Jhm eine Maulschell, sprechend:)

Meister seht doch thodegen an
dissen stinckenden Hörneman:
De leth sick nômn einen Geselln,
Vn ys doch ein recht stinckend schelm.

Depositor.
Ey sih, Bistu der schöne Gsell?

Knecht.
Darvôr vvilckek dicht teen dat fell.

Depositor macht den Brieff auff, vnd list, wie folgt:

MEinen freundlichen vvilligen
Zu jederzeit geflissenen,
Von hertzengrund gevvünschten gruſs,
Von der scheitel bis auff den fuſs;

Ein loser Schelm, ein schlimmer Knecht,
Und leichter Bub' heiß ich mit Recht.

*** Depositor ***
Ich weiß es wol, daß du der bist,
Kein Wort hieran gelogen ist.

† Knecht †
Ja Munsör Meister, denkt doch man,
Wat vör een Beest wie Deponeeren!
Wat gelts, wo he nich schriven kan?
Lat usk wat nöger toh öhm kehren,
Dat Hörner Volk dat süht so nicht,
Tovören könn he kuhm ins lesen,
Nu löv' Ik, dat de Bosewicht
Wol heel mag een Vörreder wesen.

*** Depositor ***
Wollan, du mein getreüster Knecht,
Du redest mehr denn all zu recht,
Wir wollens bald erfahren,
Nim du die rechter Tasch in acht,
Biß ich die Link' hab auffgemacht
Den wird sichs offenbahren.

[Knecht langet aus des Cornuten Taschen einen Brieff herfür, und spricht mit Verwunderung:]

J! dat dik nu de Qualm nich schlah
Kanst du nich Lesen, ook nich Skriven?
Süe, Matz von Kappadozia,
So moht Ik di de Schnuhten wriven.

[Der Depositor lieset die Uberschrifft des Briefes, welche also lautet:]

Dem Ehrenvesten, vielachtbahren und Kunstreichen Jungen Gesellen, Herrn N. N. meinem Hertzallerliebsten Seelichen zu behändigen.

[Knecht gibt ihm eine brave Maulschelle, sprechend:]

Hört Meister, düsse Flegelskop
De lett sik nöhmen een Gesellen,
Darvör moht Ik dem Dudendop
Een halff stieg' Ohrfiegn mehr tohstellen.

*** Depositor ***
Ja wol Gesell! ein Hörnermann,
Der kaum die Stiefeln putzen kan,
Wer mag dich doch so liben!
Doch dieser Brieff sehr wol gestalt,
Der sol es mir entdekken bald
Er ist sehr fein geschriben.

[Der Herr Depositor verlieset den Brief öffentlich:]

MEin allerliebstes Hertz, mein Hoffnung, Freud' und Leben,
Dem ich biß in den Tod mich einzig hab' ergebē,

Wenns euch, mein Schatz, noch vvol thet gehn,
Möcht ichs hertzlich gern hörn vnd sehn:
Denn ich lieb euch in meinem Hertzn
So sehr, dafs ich kein stundt ohn schmertzn
Kan leben mehr in fröligkeit,
Es sey denn dafs jhr bey mir seidt.
Ach vvie vvird mir die zeit so lang
Vnd thut meim jungen Hertzen bang,
Das ich euch so lang nicht gesehn;
Weifs nicht vvie solchs doch mög zugehn,
Ob jhr etvvan mein vvolt vergessn,
(Welchs ich euch doch nicht vvil zumessn)
Vnd euch vmb ein andre bevverbn,
So müst ich für leid gvvifslich sterbn;
Ihr vvist ja vvol, das jhr zu pfand
Mir gabet evvre rechte Hand,
Als jhr das nechst mal bey mir vvart,
Vnd mir so druckt mein Brüstlein zart,
Ich geschvveig vvas sonst mehr geschach
Bey finstrer nacht, vvelchs man nicht sach.
Nun kömpt mir auch jetzund zu Ohrn,
Welchs ich mit vnmuth mufs anhorn,
Das jhr euch vvolt lahn deponirn,
(Ich fürcht man vverd euch sehr vexirn;)
Welchs mir zvvar bringt grofsen verdrufs,
Jedoch ich solchs zugeben mufs.
Ach möcht ich doch jetzt bey euch sein,
Mein Tausentschatz vnd Engelein!
Wie vvird meim hertzen doch so vvol,
Wenn ich nur von euch hören sol.
Ihr seyds der mich erfrevven kan,
Mein liebster hort so vvonnesam,
Ihr seids der mir vvendet in Frevvd
All Vnmuth vnd Trübseligkeit,
Ihr seid mein tausendschönes lieb,
Darumb ich euch manchen Kufs gieb.
Wollt ja freundlich gebeten seyn,
Das jhr bey leib euch hütet fein,
Damit jhr nicht kompt zu vnfall,
(Vnd das so mich erfrevven sol,
Etvvan möcht stofsen odr verliern)
Wen man euch nu vvird deponirn,
Sondern euch mit müglichem fleifs
Fürsehn nach bester art vnd vveis,
Wenns müglich vver, ich lieber vvolt,
Das ichs für euch erleiden solt:
Doch bitt ich, jhr vvolt kommen bald
Widrumb zu mir, ó schöne gstalt,
Damit so mir vvo möcht geschehn

Seid tausend mahl gegrüßt von eürer Schäfferinn,
Welch ihren Lucidor liebt auß getreuem Sinn'.
Ach allerliebste Seel, ich leid in meinem Hertzen
Um euch so manche Plag: Ich fühle tausend Schmertzen
Und tausend noch dazu: mein Geist ist Traurens voll
Ich sterb', im Fall ich euch nicht schleunigst küssen soll.
Kein Mensch in dieser Welt kan meine Lieb' ermessen,
Ach süßer Schatz habt jhr den meiner gantz vergessen?
Bedencket doch, wie viel und offt ihr mich erquikt,
Wen wir so Mund an Mund uñ Brust an Brust gedrükt.
Nun hör' ich leider, daß man euch wird Deponiren,
Ach außerwähltes Hertz, was sol doch das vexiren?
Diß wolt ich gern für euch und noch was mehr außstehn,
Solt' ich euch nur gesund in meinen Armelein sehn.
Unmüglich ist es mir, ohn' euch mein Schatz, zu leben.
Ihr könnet mir allein die höchste Wollust geben,
Ihr seid mein Auffenthalt, mein Zukkermündelein,
Ach möchtet ihr doch bald an meiner Seite sein!
Ach! hütet euch mein Kind, daß ihr ia nicht verlieret
Das, was mich trösten soll, wen man euch Deponiret,
Mein Schad', O libstes Hertz, wer' hie ia gahr zu groß,
Wenn ich nur ruhen solt, in ewrer weichen Schoß'.
Inmittelst komt doch bald, ich will und muß euch sehen,
Damit, wenn es mir solt' auff Frauen Ahrt ergehen,
Ihr zu Gevattern doch dieselben schnell erwehlt,
Die beyde wir für Freund' und Gönner längst gezehlt.
Ich zweiffle nicht mein Hertz, ihr werdet schleunigst kommen,
Denn ihr, O süßer Trost, habt so mich eingenommen
Durch eüre Freundlichkeit, daß ich eür Liebelein
Auch nach dem Tod' annoch wil unzertrenlich seyn.

Wies in dem fall pflegt zu ergehn,
Das jhr denn könt gefattern bittn,
Nach aller Völker art vnd sittn.
Ihr vverdt euch, hoff ich, halten vvol
Wie ein ehrlich gEsell thun sol.
Ein ander mal schreib ich euch mehr,
Dievveil behüte euch der Herr,
Er spar euch auch frisch vnd gesundt,
Geb euch viel guter tag vnd stund.
Dis schreibe ich in grofser eil,
Vervvundet durch der Liebe Pfeil.
Evvr Vngenandt,
Doch vvol bekandt.
Denn: Aus furcht darff ich mich nicht nennen,
Sonst möchten die Leute mich kennen.

POST SCRIPTVM.

Mein Tausendschatz vnd Engelein
Hie send ich euch ein Ringelein,
Mit bitt, vvollt mein darbey gedenckn,
vnd euch zu keiner andern lenckn.

Knecht verwundert sich vnd spricht:

Y dusent suk, vvo vvunr ick mick!
Kamk doch schyr heel vth mynem schick
Dat dacht ick vvol in mynem sinn,
Dat dar sufs vvat möst sticken inn.
Bistu de smucke Junffern Knecht?
So mot men dy begapen recht.
Ey, ey du smucke Engel fyn!
So plecht by us de Düvl to syn.

Depositor fragt jhn:

Sag an, wo bistu kommen her?
Darzu zu wissen ich begehr,
Was du habest gelernet sunst,
Vnd was da sey dein gwerb vnd kunst?

Cornutus.

Ich hab gelernt Buchdruckerey
Die edle werte Kunst so frey.

Knecht.

Y sedst doch erst, Ick kan nicht lesn,
Vn vvult nu ein DruckEsel vvesn.
So möte dick doch dicht vn degent
Dat vveer netten vvent dreck regent.

Depositor.

Die Drucker helt man weiß vnd klug,
So wirstu auch geschickt genug,
Vnd in der Schrifft seyn wol erfahrn,

Die, welche diß geschriben,
Kan zwahr getreulich lieben,
Darff aber sich nicht nennen,
Man müchte sie sonst kennen.

Nachschrifft.

Mein Allerlibstes Ding,
Ich schikk' euch disen Ring
Daß ihr zu mir euch lenket
Und stets an mich gedenket.

[Knecht verwundert sich über die Mahsse sehr, und spricht:]

O Dusend Krankt, nu weht Ik nicht
Wat Ik skal seggen efft gedenken?
Du Flegelskop, du Bösewicht,
Skulst du di na de Damens lenken?
Bist du de fine Junffern Knecht
Mit diner plumpen schwarten Nesen?
Neen, als Ik my besinne recht,
Plegt io de Düvel so tho wesen.

* Depositor *

Ja, schöner Buhler von Gestalt,
Du Huhrentrekker, sag' itz bald
Woher du bist gekommen?
Bekenn' auch ferner rund und frei,
Was endlich dein' Handthierung sei,
Was du dir fürgenommen?

Cornutus.

Ich habe die Buchdrukkerei die wehrte Kunst gelernet,
Und Mich durch diese Wissenschafft vom Unverstand entfernet.

† Knecht †

Du Schwinepilß, Du Lögenvatt,
Heht datt: O Gott, Ik kan nich lesen
Och, Ik verstah io nich een Blatt
Und wult een Drükkgeselle wesen?

* Depositor *

Die Drükker hält man hoch und wehrt,
Viel' unter ihnen sind gelehrt
Als die der Kunst nachstreben,

Drum̃ must mir alßbald offenbarn.
Was ich dich jetzt allhie thu fragn,
Vn̄ mir darauff balt antwort sagn.

Knecht.

VVann suk, so vvarw jo alltho leert,
Vn schrifftvvyfs als vs Karkhern Pert.
(Hie mag man jhn fragn, Wie viel Haar einem Pferd in Schwantz gewachsen, oder dergleichen.)

Depositor.

Nun müssen wir ju weitr probirn,
Vielleicht kan er auch musicirn.

Knecht.

Ey ja, dat machk so gerne hôrn:
VVenn de Halffpapn so klapperern,
So habben se ein veerkant Brett.
Darup stath streke als ein Nett,
Ein hupen lange krumme hakn,
Welcke sind schyr als de speitstakn.
Ein hafft inr Hand ein langen stock,
Darmit sleit He klap klap upt boeck.
Nu fang eins an mit vs tou singn,
Lat vs eins hôrn, wo wil et klingn?
(Sie singen:)
Drey Gänß im Haberstroh, etc.
Darnach spricht der Knecht:
Dusent suk dat kan dapper klingn,
Vse Greit schuller fin na springn.
Lat sein efft ock de Hôrneman
Mit Tarl vn karten spelen kan.
Kum spel met us umm ein pott beer,
Du eitzige stinckende Deer.

Depositor.

Du Knecht schlag nur geschwinde auß.
(Knecht gibt dem Cornuten eine Maulschelle.)

Depositor zum Cornuten.

Nimbs weg, du stacheists mit eim Dauß.
(Cornut greifft zu, so schlegt jhn der Knecht auff die Finger, sprechend:)
He vvinnt, ick lôu he mot falſs speln.

Depositor.

Das dünckt mich auch, es kan nicht fehln,
Laß sehn, bring die würffel herfür,
Damit wolln wir spielen zu bier.
Wirff auß, Knecht, eilends in der hast.
(Knecht wirfft den Cornuten mit der banck vmb, sprechend:)

Denn, Kunst und Tugend machen klug,
Drüm hoff' Ich, werdest du genug
Mir Antwohrt können geben.
[Hier können Ihm, so wol von dem Herrn Depositore, als auch dem Knechte, allerhand seltzahme und kurtzweilige Fragen auffgegeben werden, welches sich alles viel besser in ungebundener als in gebundener Rede thun lässet.]

* Depositor *

Wollan ich hoffe mit der Zeit
Sol Er noch geben woll Bescheid,
Man muß ihn mehr Probiren.
Sag' an du Thier von Wilder Ahrt,
In diser Freunde Gegenwahrt,
Kanst du nicht Musiciren?

† Knecht †

Ey so myn Heer laht dat an gahn,
Ik mag dat Tüg so gern mit hören,
Wen daar de Studioren stahn
Und mit den Schnuten klappereren
Uht eenen korten langen Book,
Dat heel bemahlet iß mit Staaken,
Ey latsk mit düssem Lümmel ook
Een wolgekaaket Leedken maaken.
[Hie singen Sie alle den̄ zusammen ein possirliches Lied, können Eines erwehlen, welches Ihnen zum besten anzenehm und gefellig, nur dass es den Zuhörern nicht ärgerlich sei.]

† Knecht †

Dat klingt wol uht der mahten schön,
Tmag eenen fröen inner Pansen,
Möcht' Ik hier mine Wöbken sehn,
Se skul wol lustig darna daussen,
Nu frag' Ik, eft min Hornemann
Ook heft gelehrt tho degen Spehlen,
In Kahrten, Tarrlen by der Kann'
Un fin tho winnen ahne Stehlen?

* Depositor *

Mein Knecht, schlag' itz nur lustig auß,
[Knecht versteht es unrecht, und gibt dem Cornuten eine lustige Maulschelle, spricht:]
Nims hin, den disen stach dein Dauß.
[Der Cornut wil es zu Sich nehmen, so schläget Ihm der Knecht auff die Finger, sprechend:]
Seht Meister, wo de Galge wint,
He moht io falsk efft unrecht spehlen.

* Depositor *

Wer zweifelt dran? Man ist nicht blind,
Es kan fürwahr nicht fehlen,
Doch bring die Würffel auch herführ
Zu spielen üm ein Krüglein Bier,
Was gilts, da kan Er zehlen?
Nun Knecht, wirff aus, doch in der hast.
[Der Knecht wirfft den Cornuten, mit der Bank gantz und gahr über einen hauffen, sagend:]

Kanstu nich sitten, du knadast.
Hej Meistr, he kan de Tarlen knippn.
Depositor zum Knecht:
Spiel, hernach wolln wir Pfennig wippn.
Depositor zum Cornuten:
Wirff fort, so kommen wir davon.
Nims hin, du wirsts gewonen hon.
(Er greifft zu, der Knecht schlegt jn auff die Finger, spricht:)
Dat spelent haffstu leret vvol,
So mostu werden dull vn vull.

Depositor.

Weil du mit schalckheit thust vmbgahn,
Müssen wirs anders fahen an.
Knecht bring bald her die Instrument,
Damit ich mein Arbeit vollendt.
Du wirst dich auch wol also stelln,
Wie ansteht eim fleissgen Geselln,
Denn er ist gar ein grober Knoll,
Vnd stecket aller schalckheit voll,
Die Banck fein zu recht stellen thu,
Daß wir die Krippe richten zu.

Knecht.

Ja Meistr, dat wilck mit flyt angan,
Lat sein. Nu wewe fangen an.
(Sie legen jhn auff die Banck, werffen jhn damit vmb.)

Depositor.

Haw mit der Bindaxt vor hinweg
Die gröbsten Est, knollen vñ zweck.
Mit dem Schlichtbeil ich bald hernach
Was höckricht ist vollends glat mach.
Thu auch der Richtschnur nicht vergessn,
Daß wir alles vor recht abmessn.

Knecht.

Hej, hyr mot men noch wat affsnydn
Mit der sagen van beyen sydn,
Gy seen mick vanr Bossel jo,
De Kop schickt sick recht fin darto.

Depositor.

Thu mir geschwind den Circkel her,
Faß an, er ligt gar krumb vñ quer.
Knecht wirfft jhn mit der banck vmb, vnd spricht:
Suh dar, nu fallt de graue knull
Vanr banck, lyck als wer he full.

Kanst du nicht sitzen du Knadast.
Depositor spricht zum Cornuten:
Wirff fohrt, du spielest gahr behend'.
Cornutus saget im spielen:
Ach hette doch das Spiel ein End!
[Der Knecht schlägt ihn abermahl auff die Finger, sprechend:]
Neen, du kanst spelen als een Held,
Mi dünkt du must de Tarlen knipen,
Dat skül mi kosten all min Geld,
Darvör must du mi behter Pipen.

* Depositor *

Dieweil ich spühre gahr zu woll,
Daß du bist aller Schalkheit voll,
So muß ichs anders machen,
Horch Knecht, dieweil man ihn nun kennt,
So lang herführ mein Instrument
Und vielgebrauchte Sachen,
Wir müssens schärffer fangen an,
Du wirst dich halten als ein Mann
Den Flegel zu behauen,
Du bist ia mein getreuster Knecht,
Drauff setze nun die Bank zu recht'
Und las was lustigs schauen.

† Knecht †

Ja, ia min allerleveste Heer,
Hier hebb' Ik iuwe dulle Snaken,
Na düssen Wark verlangt mi sehr,
Wy wilt düt Höltien dünner maken.
[Sie beide legen ihn auff die Bank, und werffen ihn damit gantz üm und üm.]

* Depositor *

Hau mit der Bindaxt lustig drauff
Die Knollen, Ast' und Bork zu hauff,
Ich wil das andre schlichten,
Laß ia nichts hökrigs an ihm sein,
So kan ich mit der Meßschnur fein
Den Klotz in Ordnung richten.

† Knecht †

Hier is noch veel tho schniden aff,
Pfy, wat sünd dat vör lumpen Saken,
Nun wil Ik die du rechte Laff'
Ook dinen Kop tohr Bossel maken.

* Depositor *

Gib mihr geschwind den Zirkel her,
Faß an, Er liegt gantz in die quehr.
[Knecht wirfft ihn abermahl mit der Bank gantz üm und üm, sprechend:]
Seht ins wo falt de grave Knull,
Dat ook dat heele Huhs moht dröhnen,
Wo nu Cornute, bistu dull,
Du must hier noch wol behter stöhnen?

Depositor.

Nun wolln wir jn behobeln schnell.
Denn er ist gar ein grobr gEsell.

Knecht.

Ick moth yuw helpen theen den Hövl.
Hej dat ismk jo ein recht groff Knevl.
(Er wirfft jhn vmb.)

Depositor.

Mit dem schlichthobel ich jetzt wil
Ihm noch abstossn der Späne vil.

Knecht.

Meister. De Bossel habb wy jo.
VVor kricht me nu de Kegl darto!

Depositor.

Die wolln wir auß den Fingern machn,
Welche sich wol schicken zur sachn.
Mit der Raspel man ohn verdruß
Ihm die Nägel außputzen muß.
(Sie befeilen jhm die Finger.)

Knecht.

Mick dunckt me mot hyr nedden noch
Mitm groten bare barn ein loch,
So willen wyr ein Nagl inslan,
Dar kamm wat sunnerks hengen an.

Depositor.

(* Ich meint, Ich wolt ein Loch hie
born,
So steigt herauß ein seltzam horn,
Was ist diß für ein heßlich Ast?
Dergleich ich nie gesehen fast.

Knecht.

* *VVummen Clais, dat süt byster ut,*
Dat dinck sleit mick schyr vp de snut.
Dat wertet denckek wesen wol
Dat he so flytich waren scholl:
Schull he de Pleterye krygn.
Pfu, dat dick jo de hunn bemygn.

Depositor.

* Gib mir den durchschlag her in eil
Vnd auch ein Schlägel oder Beil,
Damit man diesen groben knast
Hinweg mög hawen in der hast.

Knecht.

* *Holt still, Meister, ick wil erst fragn,*
Efftet de Lüe ock kônt vordragn,
Eddr efftet yemand bruken will?

* Depositor *

Wolan es muß das grobe Schwein,
Mit sonderm Fleiß behobelt sein,
Knecht hilff mihr lustig machen.

† Knecht †

Ja Heer, Ik wil frisck bi iük stahn
Und düssen Lümmel so toh schlahn,
Dat alle Lüde sköhlen Lachen.
[Er wirfft ihn abermahl gantz üm und üm.]

* Depositor *

Nun muß auch der Schlicht-Höbel dran
Zu putzen unsern Horneman.

† Knecht †

Hier Meister is de Bohsel io,
Man segt, wor wil wi nu hiertho
De Negen schmukke Kegels kriegen?

* Depositor *

Da weiß ich Raht, die wollen wir
Auff etwas sondere Manier
Auß seinen Fingern bringen.
Doch mit dem Raspel ohn Verdruß
Man ihm die Nägel putzen muß
Den Junkern zu vergnügen.
[Sie befeilen dem Cornuten die Finger.]

Sü, nu swygen se alle still.
VVo! will dit nemand bruken meer?
VVo ist? Schem gy juw nu so seer?

Depositor.

* Ey Knecht, du must das beste nun
Allhie bey diesem Aste thun,
Er sitzt gewaltig fest vnd hart,
Der Durchschlag krigt ein grosse schart.

Knecht.

* *VVann allen sük, nu mustu recht*
Mit dyem Hôw heraffer slecht.
Y, y, wo wunnr ick mick so seer.
Pfu dick an, datck de plônie rôr. *)

Depositor.

Nun woll wir ja aufrichten widr,
Er ist lang gnug gelegen nidr.
Gib her, laß vns essen vom schinckn,
So können wir dann eins drauff trinckn.
Er wirds am besten wissen wol
Wo er den Schinckn anschneiden sol,
Weil er doch thut auff Bulschafft ghan.
Cornut schneid du den schincken an.
(Cornut greifft zu.)
Knecht schlägt jhn auff die Finger, vnd spricht:
Süh, gripstu thom ersten int fat,
So mot ickeck affwennen dat.

Depositor.

Jetzt wolln wir jhn wacker außputzn
Die Welsche Kolb, vnd den Bart stutzn,
Denn man muß jhn balbiren recht,
Den säuberlichen Jungfernknecht.

Knecht.

Staln sük, wat hafft he inner flabbn!
He mot jo bôse Teene habbn!

Depositor.

Thu auff das Maul, was schadt dir dran?
Vielleicht ich dir auch helffen kan.
(Er thut den Mund auff.)
Schawt doch, wie ist der Zahn so lang!
Knecht thu her eilend die Kneipzang.

Knecht wundert sich, spricht:

Y habbk doch all myn dag nich seen
Ein solck schrecklike grote Teen,
Meister, ick will juw helpen rytn,
Wenn us de stanckbuck nich woll bytn.

* Depositor *

Nun mag er wiedrum einst auffstehn,
Knecht, laß uns einen Schinken sehn
Den sol der Rültz zerlegen,
Den, weil er Courtisiren kan,
So wird der Horngezierte Mann
Die Fänst' auch können regen.
[Der Cornut greiffet zwahr zu, der Knecht aber schlägt ihn heslich auff die Finger, sprechend :]
Süe plumpe Rekel, wat is dat?
Kanst du di sülvest noch nicht kennen,
Gripst du tohm ersten in dat Fatt?
Vorwahr, dat moht Ik dyk affwennen.

* Depositor *

Nun ist es wahrlich hohe Zeit,
Daß wir mit sondrer Höfflichkeit
Den saubern Bahrt ihm putzen,
Den, weil er sol zur Jungfern gehn,
So muß die Scheer' auch fertig stehn,
Daß Hahr ihm weg zu stutzen.

† Knecht †

Watten hundert Sük' hefft düsse Knull
In siner groten Flabben steken?
Pfy! welken Tahn! den hohst Ik vull,
Wo den min Heer nicht will uhtbreken.

* Depositor *

Mach' auff das Maul du Hörnerman,
Laß sehn, ob ich dir helffen kan,
Hier find' ich tolle Sachen,
Ein Zahn, der ist schier Ellen-lang,
Knecht, gib mir eilends her die Zang',
Ich muß ihn kürtzer machen.

† Knecht †

Nu hebb' Ik all min lifske Dag'
Ook solken Hauer nicht gekeken,
Ey Meister, helpt öhm van der Plag',
Ik wil mit riten, spliten, breken.

Depositor.

Jetzt ist herauß der böse Zahn.
Nu streich du jm den bart wol an,
Daß man ja mög besehen fein
Das wackere Jungfernknechtlein.

Knecht.

Ey leuen Läe seht doch an
Dissen smucken JunffernCompan?
Seggt mick doch nu, gy Junffern zart,
Steit em nich smuck de kneuelbart?

Depositor fengt an zu balbirn vnd spricht:

Nun fah ich zu balbiren an,
Wir werden gut Trinckgeldt empfahn,
Gib mir bald das Schermesser her,
Vnd du selbs brauch mit fleiss die Scher.

Knecht reibt vnd kemmet jhm die Haar, sprechend:

Mick dunckt in mynem sinne jo,
Dat de Haar syn so hart als stro.
Ick mot sem erst mitm warmen doeck
Hübs ryuen vn vpkemmen ock.
Darna mot mem wasschen den kop,
Vn maken em ein langen Top.
De Teen motck em ock stakern fyn.
Vn makn em rein de Ohren syn.

Depositor.

Laß nun anstahn das putzen drat,
Er möcht sonst werden gar zu glat,
Vnd vns andern die lang abstechn,
Wie man im Sprichwort pflegt zu sprechn.

Knecht.

De Haar motck em erst puffen wol,
(Knecht setzt jhm den Hut wieder auff, vnd steckt jm die Ringe an:)
Darna he sick ock spegeln schol,
VVo em anstha de smucke zier
Vp dys kuderwalsch Manier.
Vn kloppn em an de Ringelyn
De em hafft sendt de Leeffste syn.
To lest will wym de Pritzsche singn,
Lath hôren wo us dat will klingn.

Depositor.

(* Nun, so fahn wir zu singen an:
Wolln jhm zur letzt die Pritzsche schlan,

* Depositor *

Nun ist herauß der böse Zahn,
Gib die Pomad' her mein Compan,
Den Bahrt ihm anzustreichen.
Auff daß den schönen Jungfern Knecht
Ein Jeder müg' ansehen recht,
Die Hund' ihn auch beseichen.

† Knecht †

Jy schmukken Derens verlefft iuk nicht
In düssen Stankfatt ut der maten,
He is wat plump und möchte licht
Van achtern eenen gliden lahten.

* Depositor *

Nun ist es Zeit mein liber Knecht,
Daß wir in diser Stund' ihm recht
Den Knebel-Bahrt Balbieren,
Wollan, gebrauche du die Scheer,
Mihr aber gib das Messer heer,
Daß wir den Rültzen zieren.

† Knecht †

Dat Hahr is öhm io liden dull,
Tiß hart alß Stroh, wol kan dat wriven?
Und skal öhm likers kruß und krull
Natürlik als een Kohschwantz bliven,
Ik wil öhm flechten sienen Top
Dartoh de schwarten Tähn' öhm staken,
Doch erstlich wask' Ik öhm den Kop,
Drup skühr Ik öhm de Bakkenknaken.

* Depositor *

Bist du des putzens noch nicht satt?
Du machst den Tölpel gahr zu glatt,
Wir können ihm nicht gleichen,
Ja Nikkel, bey den Damen hier
Vermügen wir mit unser Zier
Das Wasser ihm nicht reichen.

[Knecht setzet ihm den Huht wieder auff, und stekket ihm die Ringe an die Finger.]

Nu puff Ik öhm dat Hahr toh recht,
So kan de Flöhtz den Speigel fragen,
Eft he nicht si de schmukste Knecht,
De wehrdig enen Ring toh dragen,
Den öhm sin leffken hefft geschikt,
Drup mobt man öhm de Pritsche singen.
So werd sin möhre Gatt verquickt,
Dat he kan als een Rambok springen.

* Depositor *

Gahr recht! Diß kan nicht anders sein,
Drauff singen wir ein Liedelein
Und pritschen ihn mit Freuden,

Vnd solchs verrichten fleissiglich,
Wie solches denn gebüret sich,
Drauff man wie billich sey bedacht,
Damit die Endschafft werd gemacht.

(Nach gelegenheit mag man jm jetzt die Pritsch schlagen, so es der Gesellschafft gefällig.)

Knecht.

Haffst nu eins recht kregen dyn lohn?
Harr wultu et ock noch meer dohn?

Cornut.

Nein, hiemit wil ichs loben an,
Vnd halten solchs auffs best ich kan.

Depositor.

Sag an, Was ist dann dein beger?

Corn.

Gern ich ein ehrlich Gselle wer.

Knecht.

Dartho bistu geschickt so fyn,
Alse thom dansse ein mestet swyn.

Depositor schlägt Jhm mit dem Beil den Hut ab, vnd spricht:

Da leit dein schelmisch zier vñ kron.
Wiltus nicht widr auffsetzen thun?

Knecht setzt Jhm den Hut wiedr auff, sprechend:

VVo wult nich wadder setten op
Den smucken Hodt vp dynen kop?

Depositor schlägt Jhm den Hand ab, spricht:

Nun hast dein Recht fast außgestan,
Welchs ich dir hiemit zeige an.
Doch mustu vor anloben mir,
Vnd schweren wie ich fürhalt dir,
Daß du nim̄er an einigm Ort
Was dir geschehn, wollst rechen fort.
Zween finger auff die Pritzsch thu legn,
Vnd laß dirs gar nit seyn entgegn.

Depositor spricht ihm vor, vnd er jhm nach wie folgt:

Hie schwer ich :|:
Mein Geld verzehr ich :|:
Im Wirtshauß :|: etc.

Wann dieses alles nun geschehn,
So wird man bald das ende sehn,
Und folgends frölich scheiden.

† Knecht †

Nu heffst du kregen dienen Lohn,
Seeg' an wullt du so mehr ook dohn?

CORNUTUS.

Ich wil mich bemühen, hinführo zu leben
So tugendlich, daß es mir Ehre sol geben.

* Depositor *

Nun Hörnertrager, sag' allhier
Waß du zuletzt begehrst von mir?

CORNUTUS.

Mein sehnlichs Wünschen ist allein,
Ein Ehrlicher Gesell zu sein.

† Knecht †

Dartoh bist du geschikt so fin,
Als unser Mömen Kavenschwin.

[Depositor schlägt ihm mit dem Beile den Huht vom Kopffe, und spricht:]

Da liegt nun deines Häubtes Krohn',
Und hiemit hast du deinen Lohn,
Doch must du mir erst schwehren,
Du wollest, was zu dieser frist
Von uns dir widerfahren ist,
Zu rechen nie begehren.

[Depositor spricht ihme den Eyd vor, der Cornut redet Ihm nach, wie folget:]

Depositor: An diser Stelle schwehr' Ich,
Cornut: An diser Stelle schwehr' Ich,
Depositor: Mein bahres Geld verzehr' Ich,
Cornut: Mein bahres Geld verzehr' Ich,
Depositor: Nur diß, nichts mehr begehr' Ich,
Cornut: Nur diß, nichts mehr begehr' Ich.

Depositor gibt jhm eine Maulschell, vnd spricht:

Leid diß von mir, vnd keinem sunst,
So lieb dir ist Ehr, Kunst vñ gunst,
Vnd wer gleich noch so stoltz der Man,
Das wil ich dir befohlen han.
Nu beicht dem Pfaffen dein vnthat
Der wird dich absolviren drat,
Vnd geben dir viel guter Lehr:
Hab nichts mit dir zu schaffen mehr.

[Depositor gibt ihm eine rechtschaffene Maulschelle, und spricht:]

Und damit hast du dein Gebühr,
Diß solst du schließlich noch von Mir
Hinfohrt von niemand leiden,
Nun beichte deine Missethat
Und merk auff guhte Lehr' und Raht,
So kanst du frölich scheiden.

(Schluss folgt).

Litterarische Aphorismen von Ullrich Hegner*).

1. Herder.

Virum prudentiorem haberem, si hoc non crederet, werden viele neuere Theologen von Herder sagen wegen seiner Schrift über die Auferstehung. Wenn er sich schon in meinen Augen nur noch allzu prudent dabei benimmt, so hat es mich doch in der Seele gefreut, dass ein Mann von seinem Einfluss offenherzig und an mancher Stelle mit einer edlen Wärme gesteht, er glaube, dass der Herr wirklich auferstanden; das kann noch manchen Wankenden aufrichten.

* * *

Bei all dieser Zerstreuung hatte ich dennoch Zeit, die vortrefflichen Herderschen Briefe zweimal zu lesen und mich an dem Ideenreichtum und überfliessenden Witze dieses ausserordentlichen Mannes zu weiden. Ich darf mich aber nicht unterstehen, mein Urteil über dieses Monstrum pulcherrimum zu melden, oder über den Travers, der in seinem Geiste oft zu herrschen scheint, meine Meinung zu sagen, es möchte sonst auch einer kommen und mir meinen Balken aufdecken; — welche Strafe mir nie lange ausbleibt.

* * *

Dass Herder von einem Teil seiner Humanitäts-Briefe einen Bogen zurückgenommen, (den man von allen schon ausgegebenen Exemplaren wieder zurückgezogen) wegen Versen über den Menschenhandel des verstorbenen Landgrafen von Hessen, wirst du wissen**).

* * *

*) Die nachfolgenden Urteile des geistvollen Schweizers Hegner (1759—1840) über Schriftsteller und deren Werke hat Herr Dr. G. Geilfus in Winterthur aus Hegners Briefen an Joh. Georg Müller in Schaffhausen von 1794—1815 ausgezogen und zusammengestellt. J. Baechtold.

**) Betrifft die Epistel: „der deutsche Nationalruhm“ am Schluss der neunten Sammlung der Briefe zur Beförderuug der Humanität.

Ich habe heute auch einen Teil von Herders Gottes-Sohn nach Johannes mit Vergnügen und Belehrung gelesen; schon die Vorrede, wie vortrefflich ist sie! Morgen hoffe ich es auszulesen und dadurch in Erkenntniss der Wahrheit wieder etwas weiter zu kommen.

* * *

Ich habe die Herderschen Gedichte mit aller möglichen Sorgfalt durchgangen und allenthalben tiefen Sinn und grosse Ideen gefunden, aber für meinen Geschmack sind sie zu leicht hingeworfen, haben zu wenig poetischen Leib, klar umrissene Form, und oft sind da, wo mir diese Mängel am auffallendsten scheinen, die sinnvollsten Stellen. Der grosse Geist zeigt sich freilich durchaus, aber nicht immer in seiner Glorie, zu oft spukt er nur. Summa: ich bin nicht der Mann, um ihm, wie Du und Madame Herder es erwarten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. —

* * *

Herders Briefe an seine Frau entzücken mich auf's Neue. Es ist ein Verlust für Deutschland, dass sie nicht herausgegeben werden dürfen. Welche Richtigkeit des Blickes, Sicherheit des Daseins, Leichtigkeit der Sprache, Keckheit des Urtheils! Wie ist heutzutage Alles so verziert, verwaschen, mannigfaltig, unnational, ungezogen, sowohl in Empfindung als Styl! Das Verhältniss zu seiner Frau spricht sich so natürlich aus. Diese Sprache ohne Phrasen der Empfindsamkeit ist so selten heutzutage in Deutschland, dass ich die Briefe um deßwillen gedruckt wünsche, als Muster ehrlicher, unromanhafter Empfindung.

* * *

Herders Schulreden sind voll Gehalt in dem einfachsten Redestil, so entfernt von der oratorischen Emphase, die sonst bei solchen Anlässen gebraucht wird. Ich möchte ihn bald den letzten Deutschen nennen.

---

2. Klopstock.

— — Sodann muss ich Dir melden, dass ich soeben meiner andächtigen Gemahlin den Erhabenheit prätendirenden Galimathias des ersten Gesanges der Klopstockischen Messiade vorgelesen und über die Prahlereien des Klopstockischen Gottes und die Reise seines himmlischen Stadtboten Gabriel Langeweile bekommen habe. Ich hoffe das Menschliche in den folgenden Gesängen werde unterhaltender sein.

* * *

Ich habe Klopstocks Ode über Carrier*) nun noch einmal gelesen und die Diktion wieder absurd gefunden. Wie ein Geier dem angeschmiedeten Prometheus die Leber aushacken könne, ist ein begreifliches Bild; aber wie ein Rabe guillottiniren könne mit einer rostigen Sichel, das versteh ich nicht. Solche handgreifliche Unmöglichkeiten soll sich

*) Klopstocks Ode: „Die Vergeltung“ 1795. Sämmtl. Werke (Leipzig 1854) IV, 376.

kein Dichter erlauben, und wenn er ein Prophet des alten Testaments wäre.

* * *

Klopstocks Ende ist schön. Ich hätte nicht geglaubt, dass er noch so christlich gesinnt wäre. Was mir neben seinem hohen Dichtergenie, das in den ersten Theilen seiner Messiade glüht, (die Oden sind und waren für mich immer affektirt), schätzbar machte, ist sein, so selten gewordener ächt deutscher Charakter von altem Schrot. Denn auch in der Literatur versinken die heutigen Deutschen immer mehr in Sklaverei; erst waren sie nachahmende Sklaven der Franzosen, dann der Engländer, jetzt der Griechen; wozu gerade ihre sogenannten Original-Genies mit ihrer ästhetischen Philosophie am meisten beitragen, während sie genug eigne Kraft haben.

---

3. Hamann.

Über den Verfasser der Verbesserung der Weiber bin ich auch Deiner Meinung. Sein unaufhörliches Haschen nach Witz artet oft in Aberwitz aus und wird widrig. Könnt' er das lassen, er wäre einer der ersten Schriftsteller Deutschlands. Da aber diese Manier in allen seinen Schriften herrscht, so scheint sie zu seinem Wesen zu gehören, und ist deſshalb incurabel. Im Schusse mögen wir wohl Alles haben. Gott bewahre uns nur vor Kanonenschüssen.

---

4. Gottsched.

Gottsched war der faber fortunae suae auf eine ehrenhafte Weise. Schade, dass er in seinen späteren Jahren die Philosophie ganz an sein Futter nahm und ihre Milch mit seinen Wasserfluthen verschwemmte.

---

5. Hermes.

Meine Frau hat das Buch von Hermes gelesen, aber ungefähr das Urtheil, welches in den Xenien steht, darüber gefällt, ohne dass ich das Mindeste zum Tadel des Buches sagte. Die Romanschreiber, welche die Menschen schlimmer schildern, als Gott sie schuf, haben eine grosse Sünde auf sich.

---

6. Voss.

Voss ist ein schrecklicher Pedant; und Niemand darf ihm's sagen, ja sie loben ihn und ahmen seine Fehler nach. Gehört das nicht zum Verfall der Deutschen? Sie verhunzen die schöne Sprache und thun ihr zehnmal mehr Schaden, als der Adelung, den sie schmähen. Adelung ging doch von dem wahren Grundsatz aus, dass eine Sprache durch den Gebrauch, den die gebildete Welt davon macht, ihre Cultur und alleingültige Freiheit erhalte, wie auch schon Horaz glaubte, und wie sich

die italienische, französische und englische gebildet haben. Die Sprache soll eine Dame von gutem Ton und keine gelehrte Professorstochter sein, wozu sie jene in ihren Studirzimmern machen wollen. Es ist noch keine Sprache von Universitäten hervorgegangen; Wörter wohl und ihre Rechtschreibung. Lies nur Voss über Gleims Briefwechsel, welch ein Stil von dem Sprachreformator! Steifheit ist nicht Reinheit. Lies nur in der Jenaer Lit. Zeitung die Kritiken über alte Metrik, welche überspannte Forderungen! O, du lieblicher Hexameter Klopstocks, wie schön und anschmiegend fliessest du in deiner „Unreinigkeit“ dahin gegen den Kuhgalopp dieser neuen Verskünstler! —

7. Gibbon.

Meine Hauptlectüre ist gegenwärtig immer noch Gibbon, mit dem ich mich wohl noch eine Zeitlang werde schleppen müssen. Unterdessen muss ich gestehen, je weiter er in die dunkeln Zeiten hineinzieht, desto interessanter wird er mir. Das aber gefällt mir nicht an ihm, dass er, wie noch viele andere Historiker, das Unglück weitläufig und das Glück kurz beschreibt, dass er schreckliche Zeiten düster ausmalt, ohne ein einziges Vergissmeinnicht der Freude für den niedergeschlagenen Leser zu pflücken. Bei der Erzählung einzelner Epochen oder Kriege mag das angehen, aber wo eine Geschichte Jahrhunderte lang durchgeführt wird, da sollten sich doch auch manche Spuren auffinden lassen, wo die liebende Fürsehung bitteren Schmerz mit unerwarteter süsser Freude linderte. Sowie dieses beim einzelnen Menschen geschieht, so wird es gewiss auch im Ganzen sein.

8. Schiller.

Schiller's Braut von Messina habe ich mit ausserordentlichem Vergnügen gelesen. Es scheint mir weitaus das beste seiner dramatischen Werke zu sein; weit besser, als Wilhelm Tell, bei dem das Interesse immer abnahm, je weiter ich las. Der Schmerz des Melchthal über seines Vaters Schicksal ist unnatürlich und zu witzig: er habe Rache gesogen, sagt er z. B., aus der erloschenen Sonne von seines Vaters Augen; auch geht er von der grössten Heftigkeit zu kalter politischer Ruhe über. Das sind Sachen, die man nur an Shakespeare verzeiht, weil er dabei doch mit wenig Worten und Zügen einen ganzen Charakter aussprechen kann. Das kann Schiller gar nicht; kein Charakter, selbst Tells nicht, ist ganz in Individualität, auch nicht in idealische entwickelt. Seine Worte sind nur poetisch, aber seine Menschen und ihre Handlungen prosaisch, in diesem Schauspiel oft wie aus einer alten Chronik oder diplomatischen Erzählung in poetische Phrase eingekleidet. Er präparirt grosse Scenen, aber führt sie nicht aus. Die Scene auf dem Rütli ist ohne Interesse, und die Liebe der Bertha und des Rudenz ohne den süssen Stachel der wahren Liebe. Nur der Stil ist poetisch und vortrefflich; aber das ist nicht das Wahre.

9. Beccaria.

Ich kann den Beccaria und seine Nachfolger nicht so hoch schätzen als Wohlthäter des Menschengeschlechts, wie viele andere thun. Ja, wenn sie zuerst das Menschengeschlecht so philosophisch umformen könnten, wie sie sich's wünschen, dann gingen ihre Grundsätze eher an; aber ich halte die Menschen für ganz etwas anderes, als jene Herren.

---

10. De la Beaumelle.

Ich habe nun einen Schriftsteller gefunden, den ich nicht leiden mag, es ist de la Beaumelle, dessen Pensées ich vor mehreren Jahren gelesen, aber gefunden habe, dass er, um mit den Franzosen zu reden, ein esprit faux ist, ein Mann, der sich nicht bis zur Erkenntniss der Wahrheit weder in Politik, Religion, Moral, noch in Sachen des Geschmacks emporschwingen konnte, und sich gern mit Halbwahrheiten, die schädlicher sind, als Lügen, und mit spitzfindigen Paradoxen einen Namen gemacht hatte. —

---

11. Rousseau.

Seit drei Monaten las ich nichts als Rousseau's Contrat social, der langweilig ist, der sich um ein unausführbares Egalitätssystem herumdreht, und dies nicht einmal ganz.

---

12. Jean Paul.

Feldprediger Schmelzle ist ein excellentes Charakterstück eines hypochondrischen Grillenfängers, ein Ideal, von dem auch ich zuweilen schon einige, doch Gottlob nur schwache Züge an mir wahrgenommen.

---

13. Kant.

Kant ist wahrlich an dem tollen Unwesen, das seine Nachfolger (bei denen er schon nichts mehr gilt), treiben, so wenig Schuld, als Johannes an Allen denen, die an seiner Apokalypse zu Narren geworden. Kant war ein grosser Mann in seinem Fache, wie Herder und Müller in dem ihrigen, und die muss man gehen lassen. Keiner ohne Fehler.

---

14. Gentz.

Gentz ist ein genialischer Kopf, aber falscher Prophet, Burke's Feuerseele ohne seine Probität. Ein hoher Verstand, aber die Einfalt des Herzens war von ihm gewichen, die jenen ersetzt, ja ohne welche er nichts vermag. Anstatt seine Leidenschaften dem Verstande zu unterwerfen, diente er mit dem Verstande der Leidenschaft.

---

15. Die Haller.

Emanuel Haller, der Sohn des grossen Haller und Herausgeber der schweizerischen Bibliographie, hypochondrisch aufrichtig, dienstfertig, skrupulos, ungelenksam im Stil. Haller von Königsfelden, ein steifer Numismatiker, minutiöser Antiquitätenkrämer, dem die Geschichte mehr ein Spielwerk des Gedächtnisses, als ein Schauplatz für den Verstand ist.

Zwischen beiden der reiche Haller von Paris, ein Sohn des ersteren*), leichtweg il me semble que je vous dois une réponse!! französirt grossstädtisch, generos, an nichts mit Vorliebe hängend, seltsamer Contrast mit den obengenannten Steckenpferdreitern, denen es aber wohler war, als ihm mit seiner Wirksamkeit ins vermeinte Grosse. Einer von denen, die in grossen Städten wohnen und meinen, sie könnten's in den kleinen mit Geringfügigkeiten und Trakasserien sich beschäftigenden nicht mehr aushalten. Leute, die diese Klage führen, sind meistens nicht gewohnt, in und mit sich selber, sondern in Zerstreuung zu leben, und denken, wenn sie so reden, nicht an die Trakasserien ihres eignen Kreises. Der Mensch mag leben, wo er will, so muss er einen Kreis um sich haben, ein Kreis ist aber schon Plackerei. Übrigens haben in London und Paris die weisesten und besten Menschen einsamer gelebt, als vielleicht in den meisten kleinen Städten. —

---

16. Spangenberg und Oken.

Ich las Spangenbergs Idea fidei und Okens Naturphilosophie. Welch ein Unterschied zwischen jenem ruhigen frommen Glauben, der die Kenntniss Gottes aus dem Zeugniss Iesu Christi schöpft, und dieser aphoristisch absprechenden Metaphysik, die alle Geheimnisse der Natur und das Wesen Gottes selbst aus eigner Gedankenkraft ergründen und bestimmen will! Wo ist die grössere Schwärmerei?

---

17. Nicolai.

Wegen der Treue an seinen Grundsätzen, wenn diese schon etwas trocken und trostlos sind, kann man doch Nicolai einigen Respekt nicht versagen. Von einer Art Verstand, dem leicht auffassenden, rangirenden, hat er eine gute Portion, aber auch nur von dieser Art; und dieses Verstandeslämpchen hält er für die rechte Sonne, und will Religion und Menschheit damit beleuchten. Etwas lächerlich ist es, wie sprachreich und zurechtweisend er Müllers Schreibart korrekt machen will: „Wenn Sie schreiben, sagt er, so bemühen Sie sich, anständig, zusammenhängend, fliessend, ohne Flüge, ohne Sprünge, ohne Ausrufungen, ohne fremde Wörter, ohne Scherz mitten im ernsthaften Vortrage zu schreiben; urtheilen Sie bedächtig und suchen Sie Ihr Urtheil kurz zu fassen". Das

*) Ist nicht der Sohn, sondern der Bruder, Rudolf Emanuel, des erstgenannten.

kommt mir vor, wie wenn der Präzeptor Hischgartner Lavatern in der edlen Reimkunst hätte unterrichten wollen.

---

18. Lessing.

So oft ich Deutsche sehe und höre, steigt der Wunsch in mir auf, dass doch wieder ein Lessing erwachen möchte, der den Verstand der Nation auf den Weg der gesunden Vernunft und des ächten deutschen Geschmackes führte, denn es kommt mir bald vor, als walte ein Gericht über sie, nach welchem auch die Besten auf Abwege verirren müssen. Auch was Du mir von Schlosser schreibst, hat diesen Charakter; Katholizismus ohne Furcht Gottes, Kunst ohne Werke, wie von verderblichen Mächten gepeitscht. —

---

19. Madame du Dessant.

Die Briefe der Dessant, einer Freundin Voltaire's und Hor. Walpole's, gehören unter das Beste dieser Art, was die Franzosen haben. Sie lebte in der vornehmsten ausgesuchtesten Gesellschaft in Paris, und ist ein auffallender Beweis, dass man sich ohne Glaube und Hoffnung in der grossen Welt ennüyiren könne, wie in der kleinen.

---

20. Schwedenborg.

Einer von den Menschen, die sich selbst in den Zustand der somnambulischen Desorganisation versetzen können, und dann Wahres und Falsches sehen, je nachdem ihr geistiger und gemüthlicher Zustand beschaffen ist. Seiner Wiederholungen und Kälte des Ausdrucks wegen ist er fast nicht zu lesen. Im ganzen System zusammengenommen ist aber viel Merkwürdiges. Nur die ewige Hölle kann ich ihm nicht verzeihen; wozu Strafen, wenn sie nicht zur Besserung führen?

---

21. Tacitus.

Von Tacitus Annalen bin ich ganz entzückt. Ach, Gott, wieviel Ähnlichkeit hat die Politik aller grossen Herren, und was ist das für ein Ungeheuer! (Napoleon I.). Quanto felicior hic, qui nil caperet, quam qui totam sibi posceret orbem!

Tacitus ist in seinen Annalen über alles Lob erhaben. Sonderbar, dass des Buches Fatum uns der Fortsetzung beraubt hat; es sieht just so aus, als wenn ihm über der Erzählung vom Tode der edlen Thrasea die Feder aus der Hand gefallen wäre.

---

22. Goethe.

Der Vergleich zwischen Heyne und Goethe ist unglücklich. Zwei so verschiedene Wesen können nicht verglichen werden, ohne dass dem

einen Unrecht geschehe. Überhaupt ist das Vergleichen eine fatale Sache, weil der Standpunkt der Billigkeit so schwer aufzufinden ist, und es ausser demselben noch so viele andere gibt.

* * *

Bis alle Schaugerüste,
Wo er die Musen küsste,
Bis jedes Volksgedränge
Und alle dunklen Gänge,
Bis alle Potentaten,
Die ihm vor Augen traten,
Und alle Fest' am Hofe,
Die Fürstin und die Zofe,
Bis jede hübsche Grethe,
Mit der er ging zu Bette,
Beschrieben sind mit Weile:
Giebt es noch viele Theile *).

---

23. J. G. Müller.

Deine Bücher habe ich mit Liebe und Freundschaft gelesen, und gestehe Dir ohne Schmeichelei, dass ich glaube, Du habest mit Deiner Serena der weiblichen Jugend ein vortreffliches Geschenk von bleibendem Nutzen gemacht. Auch der Gedanke, solche Reliquien alter Kraft und Einfalt der modernen Welt als Spiegel ihrer Gebrechen vorzulegen, gefällt mir, würde aber meines Erachtens von stärkerer Wirkung sein, wenn Du weniger bitter auf die jetzige Zeit und Philosophie wärest, und jenes alte und schwere Geschütz nicht so gerade auf die spitzen Bayonette des Jahrzehnts richtetest. Etiam in hoste laudanda virtus! Du scheinst im Eifer auf das Böse, so Dir vor Augen schwebt, nicht genug zu bedenken, dass von je her jede Zeit ihren eignen Geist gehabt hat, der eben, weil er eigen ist, gegen den vorigen in Manchem anstösst, und dass ja Philosophie, sowie jedes Religionssystem, doch nur halbwahr ist, und eben deswegen mit leichter Müh als absurd dargestellt werden kann, wenn man nun das Reine alter Zeiten nur dem unreinen Neueren entgegenstellt; da es doch nicht zu leugnen ist, dass durch eine billige Verfahrungsart auch in der neueren Vernunftphilosophie die herrlichsten und gemeinnützigsten Wahrheiten zu finden sind. In dem Urteile, das Du der heutigen Lehre zur Last legst, scheinst Du nicht genugsam zu unterscheiden und das Böse dem Guten Schuld zu geben, und dadurch die besseren Eingeweihten gegen Dich und Dein Buch zu reizen. An einigen Orten kam es mir vor, als ob Du in der Hitze gegenseitigem Tadel die Thüre öffnetest, z. B. wo Du Dich darüber lustig machst, dass irgend in einem Gesetze der Centralregierung es hiess: „ein gewisses R e c h t solle abgeschafft werden", wo Du zwischen

---

*) Bezieht sich auf „Dichtung und Wahrheit".

Recht im juridischen und moralischen Sinne keinen Unterschied zu machen scheinst.

Du nimmst mir nicht übel, Lieber, dass ich einige Steine, worin Du Deine Reliquien fasstest, nicht für rein genug halte; ich möchte eben gern, dass alles Brillanten wären. Ich wünschte, dass Du fortfahren möchtest, aus Deinem reichen Schatze mehr solcher Reliquien hervorzulangen, aber sie der Welt nicht als eine Ruthe, sondern als eine wohlthätige Arznei zeigtest. —

---

24. Jung Stilling.

Theorie des Geisterreiches kann man nicht sagen; über Unbegreifliches lassen sich keine Theorien schreiben.

Sein Hades ist für mich zu leer an Phantasie und Thätigkeit, und seine Meinung, dass die Geister im Hades nichts von unserem Thun und Lassen unmittelbar wissen, aller Erfahrung zuwider. Wie will er eine Welt erklären, aus der Raum und Zeit verdrängt sein soll? Sie sind aber nicht daraus verbannt, sondern nur in andern Verhältnissen.

Lavater in Deutschland.

Bericht eines Zeitgenossen *).

Lieber A-L.

Ich bin zum Theil Augenzeuge von dem heftigen Fieberparoxismus gewesen, welchen Lavaters Ankunft in Deutschland unter unsern lieben Landsleuten erregt hat. Wahrlich! es würde nach alle dem, was ich bisher gehört und gesehen habe, — Lavatern wenig Mühe kosten, eine Sekte zu stiften, da so viele tausend Menschen, worunter Leute von grössten Einfluss, Fürsten und Fürstinnen sind, ihm mit unbeschreiblichen Enthusiasmus anhängen. Wohin dieser Wunderman kam, empfing man ihn wie einen neuen Abgesandten des Himmels, und ich habe ihm solche Opfer der Ehrerbietung bringen sehen, die nahe an Anbetung gränzten. (Auch in Zürich bemerkte der gütige Meiners, dass ihm mehrere Leute auf öffentlicher Strasse die Hand küssten). Das Volk begleitete ihn haufenweise. Man umringte die Gasthäuser, wo er sich aufhielt mit Ungestüm, gleich wie Buden, worin seltene Thiere gezeigt werden. Das Gerücht, Lavater sey angekommen! lief schnell von einer Stadt zur anderen; seinen Verehrern ging keine Post geschwind genug, um sich wegen seiner Erscheinung in Deutschland Glück zu wünschen,

---

*) Nach einer alten Abschrift des uns unbekannten Originals, welche sich in Braunschweig im Privatbesitz befindet. O. S.

und in Bremen machte man alle nur möglichen Anstalten zum Empfange und zur Bewirtung des Christusgesinten*) Gastes, welcher aus hier nicht zu erklärenden Ursachen ihre Predigerstelle wohlweislich ausgeschlagen hatte.

Ich habe bisher, lieber A-L. eine Menge seiner Anhänger, welche freilich nur meist mittelmässige Köpfe waren, kennen gelernt. Einige machten seinen gelehrten Reisetross aus, und ermangelten nicht, für das Glück in seiner Gesellschaft zu reisen, ihm bei jeder Gelegenheit den verdienten Weihrauch zu opfern, wobei verschiedene mit einer Dreistigkeit zu Werke gingen die nur einem von aller Eitelkeit**) entfernten Lavater nicht auffallen konnte.

Andere wagten hingegen, gleichsam aus heiliger Ehrfurcht, in seiner Gesellschaft kein Wort zu sprechen. Sie fühlten sich dadurch schon unendlich glücklich, von ihm einen Händedruck, einen Kuss empfangen zu haben, womit er nichts weniger als sparsam umgeht. Mit starren Sinnen, aufgerissenen Augen und Lippen sah ich jenen [sic] gleich halbverrückten Menschen (beim Anwandelen ihrer stillen Manie) um ihn herum stehen, sie schienen mit seeliger Wollust seinen Odem zu trinken, und verschlangen jedes seiner Worte mit einem Heisshunger, welcher sich aufs lebhafteste in ihrem ganzen Gesichte aus drückte. Die Augen der gegenwärtigen Weiber, welche vornehmlich so nah als möglich in seine Atmosphäre zu kommen suchten, ergossen sich in stillen Thränen, welche sich desto stärker sehen liessen, je öfter Lavater den Nachbarinnen seine weiche Hand gab, und dadurch gleichsam das weinende Auge immer von neuem wieder befeuchtete. Einige versuchten es, ihre Empfindung in ein Weihrauchsfass zu legen, wolten ihm Lobreden halten; aber sie brachten ihr Werk nicht zu Stande, ihre Lippen stammelten unverständliche zärtliche Töhne, und heilige Seufzer entstiegen ihrem Herzen. Noch andere von seinen Anbetern drangen mit einem Ungestüm in ihm von dem ich nichts weis, ob er mehr ihre herzliche Einfalt, oder ihre belachenswürdige Eitelkeit verrieth, das er ihnen ihre Seele, ihren Charakter, ihr Herz aus ihre Phisiognomie schildern möchte. Lavater, der feine Hofman, der es zwar nicht seyn will, aber es in der That bey allem Protestiren dagegen doch ist, wies die armen Herren mit den Worten ab, die nicht besser seyn konnten: „dass er durch die Erfüllung ihrer Wünsche entweder ihre Bescheidenheit, oder ihre Eitelkeit beleidigen würde!“

In Bremen hat seine Gegenwart wohl den meisten Eindruck gemacht, weil er sich dort theils länger aufhielt, theils öffentlich und zwar

*) Was hat die übertriebene Liebe seiner blinden Anhänger ihm nicht alle für zärtliche und vergötternde Namen gegeben! „Nach Jesus Christus ist Lavater der herrlichste und vollkommenste aller Menschen!“ — sagte eine Dame zu . . . . ., als sie ihn zum erstenmal gesehen, und er ihr zärtlich die Hand gedrückt hatte. Diese nehmliche Dame, ein Frauenzimmer von vielem Geist und starker Empfindung. erhielt sein Bild. Lavater war darin erbärmlich getroffen; er sah einem altem eingeschrumpten Nachtwächter ähnlich, allein demohnerachtet fand es die zweite Elise so schön, dass sie es mit unzähligen Küssen ihrer jungfräulichen Lippen bedeckte.

**) Meiners spricht ihn ganz davon frei — Meiners?!

einigemal, (was ihm billich von allen Vernünftigen übel aus gelegt werden musste) predigte. So voll war die Anschariuskirche noch nie gewesen, und in einem so glänzenden Triumphe war wohl noch nie ein Prediger darin auf die Kanzel gestiegen.

Vor ihm her ging eine Wache, die kaum im Stande war dem Wunderprediger einen Weg zu bahnen. Schon in der Morgendämmerung war die Kirche voll gestopft, und man hatte es für gut gefunden, die Emporkirche mit neuen Säulen zu stützen. Eine heilige Stille herschte durch die ganze zahlreiche Versammlung, so bald Lavater die Kanzel bestiegen hatte. Keiner wagte es, einmal laut zu athmen. Mehrere hundert Hände waren bereit, die Predigt nachzuschreiben, und einige Mahler boten alle ihre Kräfte auf den Seher Gottes in seiner heiligen Gestalt während des Gottesdienstes zu zeichnen. Was seine Predigt, oder seine Predigten für einen gewaltigen Eindruck auf die Bremenser machen mussten, und noch mehr gemacht haben würden, wen sein schweizerischer Volksdialekt verständlicher gewesen wäre, lässt sich leicht denken. Nächst Mirabeau hat vielleicht kein Schriftsteller eine grössere und lebhaftere Svade, als er. Er reisst den Zuhörer mit einer Algewalt fort die gewiss nur sehr wenigen Menschen eigen ist. Sein Styl ist sehr kraftvoll, sehr volltönend, sehr einnehmend, seine Bilder sind gemeiniglich sehr wohl gewählt, und noch vortreflicher ausgemahlt, seine Einbildungskraft ist sehr ansteckend, weill sie immer das gefälligste Kleid trägt, und sein ganzer rednerischer Anstand hat etwas heiliges, unschuldiges, natürliches und gesalbtes an sich, das sich nicht gut zu beschreiben lässt. Viele seiner Zuhörer waren wie betäubt als sie aus der Kirche kamen; er hätte die nehmliche Predigt etliche zwanzig mal halten können, und sie würden, wie jener Berliener [sic] den Hamlet, sie zum sieben und zwanzigsten male wohl eben so begierig, wie das erstemal angehört haben. Es ist mir gewiss versichert worden, dass eine angesehene Dame in Bremen von einer seiner Predigten so erstaunlich entzückt worden wäre, dass sie nun in ihrem ganzen Leben kein grössers Glück gewünscht habe, als von den Lippen des honigsüssen Redners einen — Kuss zu bekommen, sie habe Lavatern persönlich darum gebeten, und — was war natürlicher! — Lavater habe ihr diese Bitte nicht abgeschlagen.

In C— soll Lavater nicht so viel; aber doch genug Verehrer gefunden haben. Er hat sich auch dort nicht lange aufgehalten —; vieleicht dachte man hier schon zu helle für ihn, vieleicht trib ihn auch sein Drang nach Dessau schnell von dort weg; doch soll er auch daselbst einige Weiblein gefangen genommen haben; eine Kunst, welche er ganz in seiner Gewalt hat, welche seine genaue Kenntniss des Weiblichen Herzens sehr deutlich beweiset. Diese Art selbst kan ich aber unmöglich diesen Blättern anvertrauen. — —

In Dessau wurde er empfangen, wie man einen Mann von Verdiensten empfangen muss. Es ist bekant, wie sehr er von dem Fürsten und der Fürstin geliebet wird. Er ist gleichsam ihr Hausfreund, ihr Rathgeber, ihr Beichtvater, ihr Alles.

In Weimar soll ihm einer unserer geliebtesten Schriftsteller — —

zu viel Ehre erwiesen haben; — aber er wolte nicht gern ein licentiam poeticam verzeihen!!

Von einer Menge andere Annekdoten habe ich Ihnen lieber gar nichts schreiben wollen, weill ich sie nicht für gewiss genug halte; wären sie würklich wahr; so möchte es mit Lavaters Weltklugheit, und, was noch tausend mal schlimmer wäre, mit seinem Charakter — schlecht stehen. Was sagen Sie zu dem Katholischen Liede das von ihm in der Berliner Monatsschrift — warlich nicht zur Ehre des schwärmerischen Dichters — abgedruckt worden ist? — Wer kann es lesen, — ohne sich zu ärgern! — Nächstens werde ich Ihnen die Bemerkung unsers philosophischen Freundes über Lavaters Charakter mittheilen, der ihn, wie ich glaube, etwas richtiger, als der Professer [sic] Meiners geschildert hat.

Leben Sie wohl!

Ihr

• — S.

C. d. 2ten Septbr. 1786.

Noch ein Druckfehler in Lessings Nathan.

Von

R. Sprenger.

Nachdem W. Buchner in dieser Zeitschrift I, 35 auf einen alten Druckfehler in Lessings Nathan aufmerksam gemacht hat, von dem man kaum begreift, wie er so lange dem Auge der Leser entgangen ist, will ich versuchen, eine zweite nicht weniger auffällige Verderbnis in diesem Werke zu berichtigen.

Im I. Aufzuge III. Auftritt giebt der Derwisch Nathan seine Absicht zu erkennen, den glänzenden aber lästigen Dienst als Defterdar des Sultans aufzugeben und wieder wie vordem ein beschauliches und sorgloses Leben am Ganges zu führen:

> Geduld! Was Ihr am Hafi unterscheidet,
> Soll bald geschieden wieder seyn. — Seht da
> Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
> Eh es verschossen ist, eh es zu Lumpen
> Geworden, wie sie einen Derwisch kleiden,
> Hängt's in Jerusalem am Nagel, und
> Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuss
> Den heissen Sand mit meinen L e h r e r n trete.

Es muss auffallen, dass der Derwisch, unter dem wir uns doch einen Mann schon vorgerückten Alters zu denken haben, sich hier als Schüler bekennt, muss um so mehr auffallen, als er dem Zusammenhange nach am Ganges offenbar nicht Weisheit, sondern im Gegensatz

zu den lästigen Geschäften des Hofdienstes sorglose Beschaulichkeit sucht. Doch es könnte jemand meinen, der Derwisch wolle damit nur im allgemeinen die Anwohner des Ganges als seine Vorbilder in der erwünschten Lebensführung hinstellen, und wir würden uns bei dieser, wenn auch etwas gezwungenen Erklärung, beruhigen müssen, wenn wir nicht durch eine der unseren dem Inhalte nach parallele Stelle mit Sicherheit erweisen könnten, dass eine Verderbniss vorliegt. Im II. Aufzug, 9. Auftritt kommt der Derwisch, dessen Unwille über die übermässige Freigebigkeit Saladins inzwischen noch gewachsen ist, noch einmal auf dasselbe Thema zu sprechen:

Kurz ich, ich halt's mit ihm nicht länger aus.
Da lauf' ich nun bei allen schmutz'gen Mohren
Herum, und frage, wer mir borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für Andre borgen. Borgen ist
Viel besser nicht als betteln: so wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel besser ist
Als stehlen. Unter meinen Ghebern, an
Dem Ganges, brauch' ich beides nicht, und brauche
Das Werkzeug beider nicht zu sein. Am Ganges,
Am Ganges nur giebts Menschen. . . .

Es ergiebt sich danach mit Evidenz, dass auch an erster Stelle Ghebern an Stelle des in den Schriftzügen so ähnlichen Lehrern zu setzen ist. Die Verderbnis erklärt sich leicht aus der kleinen und engen Schrift Lessings. Waren die Schriftzüge an jener Stelle nur etwas undeutlich, so kann man es dem Setzer nicht übelnehmen, wenn er an die „Ghebern“ (Guebern-Parsen, Feueranbeter) nicht gedacht hat und statt dessen das bei oberflächlicher Betrachtung dem Sinne scheinbar entsprechende Lehrern setzte. Dass der Druckfehler sich unbeanstandet ein Jahrhundert hindurch fortgepflanzt hat, muss bei Lessing, der einen Herausgeber wie Lachmann gefunden hat, allerdings Wunder nehmen. Sollte er dem Scharfsinn des grossen Kritikers wirklich entgangen sein, oder hat dieser nur Bedenken getragen einer auf keine Handschriften oder ältere Drucke gestützten Konjektur in dem Texte eines Schriftstellers der Neuzeit Aufnahme zu gewähren?

Recensionen.

Jensen, Wilhelm, Ein Skizzenbuch. Freiburg i. B. Kiepert und v. Bolschwing. 1884.

Besprochen von Josef Lautenbacher.

Das schriftstellerische Wirken Wilhelm Jensens umspannt wenig mehr als zwei Jahrzehnte. Eine stattliche Reihe von Werken hat er in

dieser verhältnissmässig kurzen Frist geschaffen und in fast allen Gebieten der Dichtkunst sich als einen überaus eigenartigen und glänzenden Poeten bewährt. Wenig Rosen freilich holte er sich als Dramatiker; viele Freunde aber, und zwar Freunde unter den Guten, erwarb er sich durch seine lyrischen und epischen Gedichte; einen grossen Kreis von Lesern und einen klingenden Namen gewann er hauptsächlich durch seine Novellen und Romane. Fester, sicherer, folgerichtiger und klarer als er mögen gar manche Mitstrebende auf dem Gebiete der Erzählungskunst komponieren und charakterisieren; glücklicher mögen sie gar manchmal schon in der Wahl der Stoffe sein und Gesunderes auf gesundere Weise erzählen; mehr Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit, mehr epische Ruhe und Temperatur mag bei ihnen gefunden werden: ihm eignet neben anderen Vorzügen das reichlich zugewogene Vermögen, im Einzelnen und im Ganzen, Färbung und Stimmung zn geben. Und nicht nur geschichtliche Persönlichkeiten und deren an und für sich romantisch gefärbte Schicksale, sondern auch ganz modernes Leben und alltägliches Thun und Treiben weiss er in einer neuen, hier klärenden und verklärenden, dort mildernden und malenden, immer zauberhaft wirkenden Beleuchtung zu zeigen. Er zählt zu jenen wenigen Dichtern, die es thatsächlich beweisen, dass modernes und modernstes Leben dichterisch darstellbar sei, wenn es eben — von einem echten Dichter geschaut und dargestellt wird, der nicht bloss beobachtet und das Beobachtete genau und treu, aber flach und dünn wiedergiebt, sondern mit reicher und mächtiger Phantasie arbeitet, die in die Tiefe dringt und nach der Höhe strebt und das Geschaute nicht anders als gedichtet wiedergiebt.

Die Kunst der Beschreibung und Schilderung, der Farben- und Stimmunggebung feiert auch in dem neuesten Buche des Dichters ihre Triumphe. Er hat es „Skizzenbuch“ getauft. Man kann diesen Titel in doppeltem Sinne nehmen. Er kann uns sagen, dass bei den in dem Buche enthaltenen dichterischen Gebilden das Hauptgewicht eben auf die Schilderung gelegt sei, dass es Schildereien seien und Gemäldepoesien von Landschaften und Naturschauspielen, von Menschen und Menschengeschicken, wie sie dem Dichter da und dort aufgefallen oder hier und da eingefallen seien. Andererseits mag er darauf hinweisen, dass diese Dichtungen, wie die Skizzen zu Gemälden, mehr nur durch einzelne Striche, oft in flüchtigem Zuge, angedeutet, als peinlich, sorgfältig und endgiltig ausgeführt seien. Beiderlei Arten von Skizzen haben grossen Reiz für das moderne Publikum. Man sagt ja, dass die Zahl derer sehr klein zu werden beginne, die einen voll ausgestalteten künstlerischen Organismus von grossem Umfange als Ganzes auszuhalten und aufzufassen vermögen, dass man vielmehr gar häufig an Episoden und Situationen, Bildern und Einfällen haften bleibe, Worte und Wörter sogar loslöse, um sich des Einzelnen in Kürze zu erfreuen. Diese Skizzen hier — auf drittehalbhundert Seiten neunzehn Stücke! — sind alle räumlich nicht so gross, dass ein solcher Leser erschrecken müsste, und der ernsthaftere Leser wird sich auch nicht ohne Lohn mit ihnen abgeben, da sie fast alle Kunstwerke oder wenigstens voll von Keimen zu

Kunstwerken sind. Andererseits ist der Sinn für das malende Element in der Poesie gegenwärtig beim Publikum stark entwickelt und lebendig, so stark, dass es nicht einmal vor Übertreibungen, Fehlern und Grenzverletzungen zurückschreckt, deren gar manche auch bei Jensen, wie in früheren Werken, so auch in diesem Buche vorkommen. Das Bewusstsein von seinem Können verleitet ihn öfter des Guten zu viel thun und durch Breite zu ermüden. Er ist Kolorist und als solcher mehr auf Reiz und Spiel der Farbe bedacht als auf Richtigkeit der Zeichnung. Manchmal bekommt man den Eindruck, als sei das Ganze nur der Farbe wegen gedacht und gemacht und es solle eine Orgie der Farben und der Stimmungen hervorgerufen werden. Er mahnt in einzelnen Sätzen und Worten geradezu an den Schwulst und Bombast der zweiten schlesischen Schule, während er anderwärts dürr, prosaisch und kleinlich erscheint und an die Nüchternheiten des weiland hamburgischen Senators Brockes erinnert.

In bunter Reihe bringt das Buch Episches, Lyrisches und schliesslich sogar Dramatisches. Das Beste bringen wohl jene Stücke, welche man Stimmungsbilder im eigentlichen Sinne des Wortes nennen könnte. Der Dichter führt irgend eine Situation oder eine Folge von Situationen vor, malt sie aus und erregt dadurch dem Leser die Stimmung. ‚Am Abend‘, ‚Im Eilzug‘, ‚Eine Begegnung‘, ‚Ein Rätsel‘, ‚Ein Neubau‘, ‚Ein Bildnis‘, ‚Am Aschenkrug‘ sind solche Stimmungsbilder. Der Dichter hat hierfür die Form von ungereimten fünffüssigen Jamben gewählt, in der er sich frei und leicht, zuweilen etwas breit bewegt. Im ‚Corfiz Ulfeld‘ und ‚Hans Gutgesell‘ gelingt ihm Ton und Maass der Ballade ganz gut. Epische Stücke, zum Teil mit satirischer Spitze sind ‚Der Gerechte‘, ‚Haralde‘, ‚Bohemund‘, ‚Ein Schatten‘. In ‚Unsere Zeit‘ giebt er sein Glaubensbekenntnis. Rein lyrisch bethätigt er sich fast nirgends; am ehesten noch in ‚Hochsommernacht‘ und ‚Herbst‘, sowie in einzelnen Teilen von ‚Unter der Jungfrau‘. ‚Zwei Augenblicke‘ behandeln in grossartig gedachter Weise zwei Situationen aus Napoleons Leben. Das „dramatische Gedicht“ am Schlusse, betitelt: ‚In Wettolsheim‘ enthält viel Poesie, noch mehr über Poesie, aber wenig Handlung. Es finden sich herrliche lyrische Partien, aber dem Dichter versagt die Kraft, wenn es gilt den dramatischen Hebel anzusetzen. Der Stoff ist aus dem Leben des italienischen Dichters Alfieri genommen. Möchten doch endlich Dichter und Künstler aufhören, sich selbst und ihre Kunst zum Gegenstande ihrer Darstellungen zu wählen!

Das Buch ist gut ausgestattet, mit dem Bildnis des Verfassers geschmückt und mit einer Widmung an Emil Lugo versehen. Die letzte Feile ist nicht überall angewandt worden. Einzelne Wortverbindungen und Wörter sind entschieden tadelnswert. Z. B. S. 23 „heisse Märchenstille“, S. 18 „von Kerkernacht umblendet“, S. 30 „abentsprossen“, S. 36 „Abkunftsohn“ (die „Stirnbeinknoten“ wirken wohl medicinisch, aber nicht poetisch), S. 139 „Gürtelland des Erdballs“, S. 224 „des Hirnes Fledermäuse“ u. s. f.

Wiener Neudrucke. 6. Lustige Reyss-Beschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder von J. A. Stranitzky. Wien, Verlag von Karl Konegen, 1883. XXXII und 54 SS.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Das Bändchen führt auch den Separattitel: Der Wiener Hanswurst. Stranitzkys und seiner Nachfolger ausgewählte Schriften, herausgegeben von R. M. Werner. 1. Bändchen. Was in dieser Sammlung sonst noch Platz finden soll, wird nicht bestimmt gesagt; nach einer Andeutung (S. VIII) sollen Stranitzkys Neujahrsschriften, die er vornehmen Gönnern überreichte, um von ihnen klingenden Lohn zu erhalten, ganz oder auszugsweise aufgenommen werden. Denn auch die Reisebeschreibung ist eine solche Neujahrsgabe, leider undatiert, möglicherweise dem Jahre 1717 angehörig, wie Werner durch hübsche Kombinationen (S. XXVI) wahrscheinlich macht. Die Einleitung giebt Notizen über Stranitzkys Leben, die freilich bei der Geringfügigkeit des vorhandenen Materials sehr dürftig bleiben müssen, ein bibliographisches Verzeichnis seiner Schriften betont den Unterschied zwischen Stranitzky und Prehauser, der darin bestehe, dass jener noch den Zusammenhang mit den Haupt- und Staatsaktionen beibehalten, dieser die Hanswurstkomödie selbständig gestaltet habe, konstatiert die Geistesverwandtschaft Stranitzkys mit Abraham a St. Clara, gleich dem er Poesie und Prosa bunt durcheinander mische, aber ernste Töne brauche, die Liebe zu Wien betone, und findet in der Reisebeschreibung eine Verspottung des damals (Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts) üblichen Reiseromans.

Darin wird man ihm vollkommen beistimmen müssen, denn die Reisebeschreibung, trotzdem sie durch ganz Europa führt, vermeidet absichtlich, oft sogar gegen besseres Wissen, die Erwähnung charakteristischer Eigenthümlichkeiten der Länder und ihrer Bewohner und setzt an Stelle derselben komisch klingende Gemeinplätze. Der Reisende geht von Salzburg nach Moskau und zwar zu Fuss in zwei Tagen, nachdem er den Vorschlag eines Gefährten, sich durch „einen Palester“ immer je sechs Meilen fortschnellen zu lassen, abgelehnt hatte, von Moskau nach Tirol, wo er 30000 Klafter tief in einen Berg hinunter muss, von da nach Finnland, Grönland, Lappland, wo er es vor Kälte und Schnee nicht aushalten kann und trotz der lockenden Aussicht auf einen Wallfischfang nach Steiermark, dann nach Schwaben geht, wo er Schnecken suchen muss. Von dort entronnen kommt er nach Kroatien, nach Holland, wo ihm das beständige Käseessen zuwider ist, nach Westfalen, „wo ihm die Stuben zu finster, die Meilen zu lang und das Bier zu dünn ist“, durch ganz Italien, wo er italienische Lieder hört und singt, nach Böhmen, wo er den Werbern entgeht, nach Ungarn, wo er von den Türken gefangen, endlich nach Wien, wo er im „Komödienhaus“ als Schauspieler aufgenommen wird. Man sieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, dass die Erfindung und Durchführung der Reise nicht eben sonderlich geistreich ist. Die Verspottung der Reiseromane ist

beabsichtigt, aber schlecht durchgeführt; wie gewaltig stiess diese zahme Satire gegen die wuchtige Verhöhnung dieser Litteraturgattung ab, wie sie in Schelmuffskys Reisebeschreibung zum Ausdruck kommt.

Der Herausgeber hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst; die Einleitung, deren wesentlicher Inhalt oben angegeben, ist eine ausgezeichnete kritische Studie, der Text ist nach einer sorgfältigen Vergleichung der Orginalausgaben hergestellt, dem Texte folgt ein sehr nützliches Glossar, das nicht nur die dialektischen Ausdrücke enthält, sondern eine Anzahl Worte, welche sonst eine Anmerkung verlangt hätten.

Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Franz Muncker. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1883. 68 SS. kl. 8.

Besprochen von Jakob Minor.

Ich kann das vorliegende Schriftchen nicht mit dem Auge mitleidiger Kritik aus der Hand legen, mit welcher es von anderer Seite beurteilt wurde. Mir scheinen vielmehr solche kleinere Gesamtdarstellungen, welche ein weitläufiges Material auf geringem Raume zusammenzufassen suchen, trotz vielen Bedenklichkeiten in Bezug auf erschöpfende Genauigkeit so lange ein unentbehrliches Bedürfnis, als sich die Detailforschung von einer übersichtlichen Zusammenstellung der Resultate immer mehr entfernt. Ich bekenne gerne, dass ich die Wissenschaft durch eine Schrift, wie die vorliegende, für weiter gefördert halte, als durch einen dicken Band von Einzeluntersuchungen, welche niemand anders als der Verfasser, wahrscheinlich aber dieser selbst am wenigsten an dem gehörigen Orte zu verwerten weiss. Nachdem wir uns einmal das Detail so sehr zu Herzen genommen haben, dass eine Arbeit fast um so dankenswerter erscheint, mit je einzelneren Dingen sie sich beschäftigt, wollen wir uns doch auch wieder den Grundsatz vor Augen halten, dass das Einzelne nur im Dienste des Ganzen seinen Wert erhält. Nachdem wir der Einzelforschung jeden Missbrauch, jede Uebertreibung, jede Unart und jede Geschmacklosigkeit geduldigst zugestanden haben, wären wir in der That übel beraten, wenn wir nun gegen jeden Versuch einer zusammenfassenden Darstellung die Schwierigen und Undankbaren machen wollten.

In diesem Sinne kann ich die angezeigte Schrift nur freudig begrüssen. Gerade eine Persönlichkeit, welche so wie Lavater zwischen Litteratur und Theologie, zwischen Religion und Poesie mitten inne steht, erheischt eine derartige Behandlung. Gegen die Schwächen des Schriftchens, welche hauptsächlich aus der Entstehung desselben zu erklären sind, bin ich nicht blind. Die Absonderung des Details, besonders in den Citaten der Büchertitel, von der Darstellung im grossen und ganzen ist nicht immer strenge genug durchgeführt; die Persönlichkeit Lavaters, welche in der Sturm- und Drangperiode eine so eigentümliche Rolle spielt, kommt über seinen Schriften zu kurz; auch

die Gruppierung und Periodisierung tritt nicht immer ganz deutlich heraus. Aber in der Charakteristik der Hauptwerke Lavaters wird man kaum einen wesentlichen Zug vermissen und das Lob einer flüssigen und gewandten Darstellung darf dem Autor nicht vorenthalten werden.

Beethoven und Goethe. Eine Studie von Dr. Th. Frimmel. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn. 1883. 8. 38 SS.

Besprochen von Jakob Minor.

Eine willkommene Ergänzung zu Ferdinand Hillers im vorigen Jahre erschienenem Büchlein: ‚Goethes musikalisches Leben,' in welchem Beethoven nicht genannt worden war. Bildet sich zwischen zwei Männern von so hervorragender Bedeutung kein Verhältnis aus, so ist man um so mehr zur Neugierde und Untersuchung berechtigt, warum dies der Fall gewesen? Eine „Studie" kann man dergleichen freilich wohl kaum nennen. Es werden die Urteile Beethovens über Goethe aus der Musiklitteratur herbeigeschafft; Goethes einziges Urteil über Beethoven entgegengestellt; die persönliche Begegnung und ihre Folgen beschrieben; und schliesslich an Bettina's Beethovenbriefen Kritik geübt. Das Resultat fasst der Verf. am Schlusse in die Worte zusammen: „Als erwiesen muss angesehen werden, dass Beethoven stets für Goethe und seine Werke grosse Verehrung hegte. Goethe zeigte an Beethoven keine ebenso rege Teilnahme und erkaltete gänzlich nach der Zusammenkunft in Teplitz. Beethoven's Musik hat auf Goethe nur geringen Eindruck gemacht und wurde ohne Wärme aufgenommen. Wahrscheinlich ist, dass diese Aufnahme in der Art und Weise begründet ist, wie Goethe Musik überhaupt auffasste. Beethovens Persönlichkeit hat einen geradezu ungünstigen Eindruck bei Goethe hervorgebracht. Es ist kaum zweifelhaft, dass der Dichter von den wenig feinen Manieren des halbtauben Tonsetzers, von der Schwierigkeit des Umganges mit ihm (?) abgestossen worden sei und sich deshalb bleibend von ihm abgewendet habe".

Goethes Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas von Franz Kern. Berlin, Nicolai (R. Stricker) 1884.

Besprochen von Wilhelm Buchner.

Das vorliegende Buch ist nicht, wie man wohl meinen möchte, eine fortlaufende Erläuterung zu Goethes Dichtung, sondern eine aus langer liebevoller Beschäftigung mit derselben hervorgegangene Entwicklung der Handlung und der Gestalten des Dramas. Erwägt man die hin und wieder recht wunderlichen Versuche der Erläuterer — von W. Menzel und Joh. Scherr nicht zu sprechen, deren Abgeschmacktheiten der Verfasser schon mit einer kurzen Erwähnung allzuviel Ehre anthut — so wird man zugestehen, dass eine zusammenfassende Entwickelung des Dramas und der darin handelnden Charaktere wohl am Platze ist.

Freilich lässt sich dabei das Bedauern nicht unterdrücken, dass Kern Hettners scharfes Urteil im 4. Bande seiner deutschen Litteratur des 18. Jahrh. nicht auch heranzieht, worin es heisst: „Tasso leidet an störender Zwiespältigkeit der Motive. Es mangelt die zwingende Einheit und Folgerichtigkeit, ja sogar die innere Wahrheit des Grundgedankens". Ich habe mich wenigstens niemals von diesem Wechsel der Motive, von der Möglichkeit eines zuerst beabsichtigten Schlusses, in welchem „das Recht und die Ueberlegenheit Tassos zu unbestrittenem Siege kam", überzeugen können. Wenn aber Kern in der ersten, die Handlung des Dramas darstellenden Abhandlung den Vorwurf zurückweist, dass Goethes Tasso ein Drama ohne Handlung, also eigentlich kein Drama sei, dagegen nicht kritisch auf Hettners Ansicht eingeht, so zeigt die ganze Darlegung, dass der Verfasser von einer solchen Zwiespältigkeit der Motive zwischen den beiden ersten und den folgenden drei Akten nichts wissen will, nicht in der Weiterentwickelung von Tassos Charakter nach der ungünstigen, noch in der von Antonios Charakter nach der günstigen Seite hin ein Schwanken des Planes, ein Ablenken vom ursprünglichen Ziele erkennt. Die sich daran schliessenden weiteren Abhandlungen beleuchten die fünf Charaktere des Stückes mehr im Einzelnen, mit mancher feinsinnigen Bemerkung und Zusammenknüpfung. Ein näheres Betrachten der Einzelheiten ist hier nicht thunlich; wir möchten besonders die Darstellungen von Leonore Sanvitale und Antonio hervorheben, weil diese Charaktere leicht der Missdeutung Raum geben. Überall sieht man der Arbeit an, dass sie aus innigster Vertrautheit mit ihrem Stoff und liebevollem Versenken in denselben hervorgegangen ist. Sie wird besonders demjenigen, welcher die Aufgabe hat, das edle Werk der Jugend näher zu bringen, wohl nicht überall, aber doch mannigfach Neues darbieten, und auch wenn sie ihn, wie den Beurteiler, in einer durch vieljährige Beschäftigung mit dem Drama gewonnenen Ansicht bestärkt, so ist das willkommen.

Zuschrift an den Herausgeber.

Sehr geehrte Redaktion!

Es freut mich, dass ich meine Pappenheimer kenne. Einem Freunde schrieb ich mit Bezug auf meinen Aufsatz über Goethes ‚Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten', nachdem er seine Zustimmung zu meinen Ergebnissen ausgesprochen hatte: Professor Düntzer wird selbstverständlich widersprechen, nachdem er einmal erklärt gehabt hat, an die Ableitung dieser Gedichte Goethes aus dem ‚Blumenblatt' sei nicht zu denken. Düntzer meint nun auch, weil er in letzterem jene Gedichte nicht wiedergefunden hat, so dürfte niemand ein besseres Vertändnis kund geben.

Ihn von seiner einsamen Höhe der Goetheforschung in den Fluss des Lebens zu bringen, gebe ich auf.

Dies meine kurze Gegenbemerkung auf die „Abwehr", S. 379 f. der ‚Akademischen Blätter'.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Dresden, 7. Juli 1884. Biedermann.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. Mai bis 1. Juli 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Allihn, Max, Das Luther-Festspiel in Jena. (Luther. Histor. Charakterbild von Otto Devrient). ‚Grenzboten' 1884 (22), 444—49.

Auerbach, Berthold, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biogr. Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Fried. Spielhagen und dem Herausgeber. 2 Bde. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt. ℳ 15.

Bartsch, K., Die Quelle von Kleists Marquise von O . . . ‚Grenzboten' 1884 (22), 464.

Becker, Aug., Die wichtigsten Dichter des evangelischen Kirchengesanges, nebst Inhaltsangabe ihrer bekanntesten Lieder. Bernburg, Bacmeister. ℳ 0,30.

Belling, Ed., Beiträge zur Metrik Goethes. 1. Th. Progr. des Gymnasiums zu Bromberg.

Biedermann, K., Zwei berühmte Leipziger aus dem siebzehnten Jahrhundert (Leibnitz, Thomasius). ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (333) 363—70.

Biedermann, Woldemar Frhr. v., Siebente Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels ‚Neuestem Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek', ‚Archiv f. Litteraturgesch'. 12 (4), 579—87.

Bolin, Wilhelm, Don Juan-Studien. ‚Gegenwart'. 1884 (21), 325—29; (22), 349—50; (23), 363—65.

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist als Novellist. ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 144), 2113—15; (Beil. zu 145), 2130—32.

—, Kleists Prinz von Homburg. ‚Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg'. 1884 (21; 22).

Braun-Wiesbaden, K., Fried. Rückert als Demagoge und abschreckendes Beispiel. ‚D. Revue' 1884 (8), 273—85.

Classen, A., Goethes naturwissenschaftliche Schriften. ‚Grenzboten' 1884 (24), 544—52.

Crueger, Joh., Bodmer, Stadtvogt Renner in Bremen, Wiedeburg in Jena. ‚Zschr. f. d. Phil'. 16 (2), 197—221.

—, Die erste Gesammtausgabe der Nibelungen. Frankfurt a. M., Literar. Anst. ℳ 3.

Dahn, F., Ueber ein Märchen; auch über den historischen Roman. ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 148), 2172.

Düntzer, Heinrich, Ueber die Anordnung von Goethes nachgelassenen Werken und der Quartausgabe. ‚Archiv f. Litteraturgeschichte'. 12 (4), 544—53.

Dürer, A., Reime. Her. von O. Hübler. Progr. des Wilhelms-Gymn. zu Berlin.

Duncker, A., Die Brüder Grimm. Kassel 1884. ℳ 3.

Ebers, G., Martin Luther. Lebens- und Charakterbild, von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen. 5. Hft. Vollendung des innern Bruchs mit der Kirche. Mit dem Bildnisse Luthers nach L. Cranach v. J. 1521. Mainz, Kirchheim. ℳ 2,70 (1—5.: 11,70).

Egelhaaf, G., Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. 3. Aufl. Mit Zeittaf. und Register. Heilbronn, Henninger. ℳ 2.

Elemente, Die katholischen, in der deutschen Litteratur. 3. ‚Grenzboten' 1884 (23), 500—8; 4. (25), 595—603.

Fischer, Heinr., Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien, Heft II, über den fruchtbarsten Moment. Progr. des städt. Gymn. und Realgymn. zu Greifswald.

—, F. Notter. ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 121), 1777—79; (Beil. zu 122), 1795 - 96.

Forsters, Johann Georg, Ein Brief. Mitgeteilt von Max Koch. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 565 - 67.

Forster, Georg, und **Wilhelm von Humboldt**, Zwei Briefe. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 568—78.

Funck, Heinrich, Ein Anekdoton Wielands. ‚Beilage zur Allg. Ztg.' 1884 (131).

Frangk, Fabian. I. Zu Fabian Frangks Biographie. Von Ewald Wernicke. II. Ein unbekannter Druck des Canzlei- und Titelbüchleins und der Orthographia. Von Paul Pietsch. ‚Zschr. f. d. Phil.' 16 (2), 226—30.

Gaedertz, K. Th., Das niederdeutsche Schauspiel. 2 Bde. Berlin, Hofmann. à 4 ℳ.

Geibel, Emanuel. ‚D. Rundschau' 1883—84 (17). 387—91.

—, Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildnis in Lichtdruck nach der 1877 nach dem Leben modellirten Büste von H. Pohlmann in Berlin und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift vom Novbr. 1882. 1. und 2. Aufl. Lübeck, Grautoff. ℳ 1,50.

Genée, Rudolph, Die Blüte Nürnbergs und Hans Sachs. ‚Sonntagsbeilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (19; 20; 21; 22; 23).

Gerbert, C., Zur Abfassung des Lutherliedes: ‚Ein feste Burg ist unser Gott'. Zürich 1884.

Goedeke, Karl, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 1. Heft. 2. gänzlich neubearb. Aufl. Dresden, Ehlermann ℳ 4,20.

Göring, Hugo, Lessings Leben. Suppl. zu den Werken des Dichters. Stuttgart, Cotta. geb. ℳ 1.

Gottschall, Rudolf v., Ein vergessener Dramatiker (Ernst Raupach). ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (23), 353—54.

—, Emanuel Geibel und die neue Lyrik. ‚Unsere Zeit'. 1884 (6) 759—77.

—, Heines Mouche. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (21), 321—22.

Grimm, Jacob und **Wilhelm**, Briefe der Brüder an Georg Heinrich Pertz. Mitgeteilt von H. Müller. ‚Zschr. f. d. Phil.' 16 (2), 231—51.

Harczyk, J., Drei kleine Bemerkungen zu Goethes Faust. ‚Zschr. f. d. Phil.' 16 (2), 221—23.

Holstein, Hugo, Der Nürnberger Spruchsprecher Wilhelm Weber (1602 - 61). ‚Zschr. f. d. Phil.' 16 (2), 165—85.

—, Iffland und die Romantiker. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.' 1884 (18; 19).

Humboldt, Wilh. v., Briefe an eine Freundin. Mit einer Einleitung von Rob. Habs. Univ.-Bibl. No. 1861—65. geb. ℳ 1,50.

Jensen, W., Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 128), 1881—83; (Beil. zu 129), 1898—99.

Jonas, Fritz, Zu Schenkendorfs Christlichen Gedichten. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 643—44.

Joret, Ch., Des rapports intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne avant 1789. Paris, Hachette.

Jütting, W., Praktische Poetik für Lehrer, Lehrerbildungsanstalten, höhere Bürgerschulen und höhere Töchterschulen. Leipzig, Siegismund u. Volkening. ℳ 0,60.

Kluge, Herm., Geschichte der deutschen National-Litteratur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbstudium bearbeitet. 15., verb. Aufl. Altenburg, Bonde. ℳ 2.

Krafft, W., Die deutsche Bibel vor Luther, sein Verhältnis zu derselben und seine Verdienste um die deutsche Bibelübersetzung. Bonn, Cohen u. Sohn. ℳ 1,50.

Krause, Friedrichs d. Gr. Stellung zur deutschen Literatur und zu den deutschen Dichtern. Progr. des kneiphöfischen Gymn. zu Königsberg i. Pr.

Küchenmeister, Friedr., Das evangelische Glaubenslied: Ein feste Burg ist unser Gott. In Rücksicht auf die Quellen, die Gelegenheitsursachen und die Zeit der Entstehung des Liedes (Anfang 1528) und seiner Melodie betrachtet. Mit einer Musiknoten-Beilage. Dresden, Pierson. ℳ 1,60.

Kuhn, Félix, Luther, sa vie, son oeuvre, Tome 2 (1521—30). Paris, Plon, Nourrit et Cie.

Laube, Heinrich, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Mit dem Portr. des Dichters in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. ℳ 4.

Leimbach, Karl L., Ausgewählte deutsche Dichtungen, für Lehrer und Freunde der Litteratur erläutert. 5. Bd. 2. und 3. (Schluss-) Lief. Kassel, Kay. à ℳ 1,50.

Lessingstelle, Nochmals die. ‚Grenzboten' 1884 (22), 463.

Lindemann, Richard, Eine Lessing-Korrektur (gegen Limpert und Maurer). ‚Magazin f. d. Lit d. In- u. Ausl.' 1884 (23), 367—68.

Lücke, Otto, Goethe und Homer. Progr. d. Klosterschule zu Ilfeld a. H.

Luther, M., Ungedruckte Predigten, im J. 1500 auf der Coburg gehalten. Her. von G. Buchwald. Zwickau, Thost. ℳ 1.

Mardner, W., Kleine deutsche Litteraturgeschichte mit Proben aus den Werken der besprochenen Dichter. Mainz, Kirchheim. ℳ 1,60.

Muncker, F., Ein Nachtrag zum Studium der Novellen Kleists. ‚Allg. Ztg.' 1884 (153), 2242—43.

Necker, M., Zur neueren Novellistik. ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 147), 2154—55.

Parmentier, M. J., Hans Sachs entre Boccace et Molière. ‚Bulletin mensuel de la faculté des lettres de Poitiers' (mars). (Comparaison d'une farce de Hans Sachs, la Femme dans le Puits, avec la Jalousie du Barbouillé de Molière, deux imitations du Jaloux corrigé de Boccace. La pièce allemande est supérieure à celle de Molière. Cf. Revue de l'enseignement secondaire 1884 (4), 189).

Pasqué, Ernst, Der fliegende Holländer. Richard Wagner, Heinrich Heine und ‚Le Vaisseau fantôme'. ‚Nord und Süd' 1884 (7), 109—33.

Peschkau, Emil, Der Frauenroman. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (23), 355—58.

Reichardt, Johann Friedrich, Briefe. Mitgeteilt von August Eschen. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 554—64.

Richter, Bernhard, Ueber Conrector Moritz Döring, den Dichter des Bergmannsgrusses. Ein Beitrag zur sächsischen Dichter- und Gelehrtengeschichte. Progr. d. Gymn. Albertinum zu Freiberg.

Richter, Paul, Rabener und Liscow. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Progr. d. Gymn. z. heil. Kreuz zu Dresden.

Riehm, Ed., Luther als Bibelübersetzer. Vortrag, in der Versammlung des Evangel. Vereins der Provinz Sachsen am 22. Oktober 1883 gehalten (Aus: ‚Theol. Stud. und Krit.'). Gotha. Perthes. ℳ 0,60.

Rudolf, Adalbert, Die alchymistischen und kabbalistischen Stellen in Goethes Faust. ‚Herrigs Archiv' 1884 (2), 233—36.

Sabell, Ed., Die Geschichte eines Goethe-Briefes. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (25), 389—91.

Scherer, Wilhelm, Studien über Goethe. ‚D. Rundschau' 1884 (15), 187—202.

Schmidt, E., Neuer deutscher Novellenschatz. ‚Allg. Ztg.' 1884 (143), 2100—2101.

Schmidt, Julian, Wieder einmal der Faust. ‚Preuss. Jahrbücher' 1884 (6), 551—65.

Schott, S., Ein Frankfurter Poet (F. Stoltze). ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 135), 1986—87.

Volkspoesie, Heutige. ‚Grenzboten' 1884 (25), 620.

Waldmüller, R., Zum Gedächtnis Emanuel Geibels. ‚Grenzboten' 1884 (19), 265—76.

Welti, H., Goethes Faust in neuer franz. Uebersetzung (von Marc-Monnier). ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 149), 2187—88.

Wendeler, Camillus, Zu Fischarts Bildergedichten. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 485—532.

Wernecke, B., ‚Dreizehnlinden' von F. W. Weber. Progr. d. Gymn. zu Montabaur, Nr. 360.

Werner, R. M., Franz Grillparzer. ‚Allg. Ztg.' 1884 (Beil. zu 154), 2257—58; (Beil. zu 155), 2274—76; (Beil. zu 156), 2290—92; (158), 2321—24; (Beil. zu 160), 2346—47.

—, Nicolais Exemplar von ‚Lessings Leben'. ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 533—43.

Wichert, Ernst, Zu Raupachs hundertjährigem Geburtstage. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- und Ausl.' 1884 (20), 307—10.

Würfl, Christoph, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauches Klopstocks. Progr. d. deutschen Ober-Gymn. II. zu Brünn.

Ausgaben. Sammelwerke.

Chamisso, Adalb. v., Gedichte. Her. von Wilh. Rauschenbusch. Mit Zeichnungen von Paul Thumann, Eug. Klimsch, Alex. Zick. 4. Aufl. Berlin, Grote. geb. ℳ. 4.

Goethe, Die Leiden des jungen Werthers. Her. von Ludw. Geiger. Mit Zeichnungen von Franz Skarbina, in Holz geschnitten von Theodor Knesing und Kaeseberg u. Oertel. Berlin, Grote. geb. ℳ 2,50.

—, Hermann und Dorothea, mit 8 Bildern von Arth. Frhr. von Ramberg, nach den Orig.-Oelgemälden in Lichtdr. hergestellt von Frdr. Bruckmann. Mit Ornamentstücken von Adolf Schill. Neue Ausg. 9. Aufl. Berlin, Grote. geb. ℳ 12.

—, Sämmtliche Werke. Neu durchgesehene und ergänzte Ausg. in 36 Bdn. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 10.—17. Bd. Bibl. der Weltlitteratur. Stuttgart, Cotta. geb. à ℳ 1.

—, Werke. Her. von Ludw. Geiger. Neue illustr. Ausg. 10 Bde. Berlin, Grote. geb. ℳ 30.

—, Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Her. v. Heinr. Düntzer. 48—64. Lief. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. à ℳ 0.50.

Grosse, Emil, Auswahl aus Dr. Martin Luthers Schriften. Progr. des Wilhelmsgymn. in Königsberg i. Pr.

Hauff, Wilh., Lichtenstein. Romantische Sage aus der wüttemberg. Geschichte. Diamant-Ausg. Mit Zeichnungen von Paul Thumann, in Holz geschnitten von H. Günther. 3. Aufl. Berlin, Grote. geb. ℳ 4.

Heine, Heinrich, Buch der Lieder (Mit Ausschluss des ‚Nordsee-Cyclus'). Mit 12 Lichtdruck-Bildern und 100 Textillustr. nach Orig.-Zeichnungen von Paul Thumann. 3. Aufl. 1. Lieferung. Leipzig, Titze. ℳ 3.

—, Sämmtliche Werke. Rechtmässige Orig.-Ausg. Suppl.-Bd. Inhalt: Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung her. von Ed. Engel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. ℳ 4.

Herder et Liebeskind, Les feuilles de palmier, édition annotée par Schmitt. Paris, Garnier frères.

Immermann, Karl, Der Oberhof. Mit Silhouetten von A. Schurz. Leipzig, Titze. geb. ℳ 4.

Lenau, Nic., Don Juan. Ein dramatisches Gedicht. Her. von G. Emil Barthel. Universalbibl. Nr. 1853. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

—, Werke. Illustrirte Pracht-Ausg. Her. von Heinr. Laube. 2.—4. Lief. Wien, Bensinger. à ℳ 0,50.

Lenz, J. M. R., Dramatischer Nachlass. Zum ersten Male her. und eingeleitet von Karl Weinhold. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt. ℳ 7.

Lessing, Minna de Barnhelm ou le Soldat heureux, comédie, publiée avec une notice, un argument analytique et des notes en français, par B. Lévy. Paris, Hachette.

Lessing, Sämmtliche Werke in 20 Bdn. Her. und mit Einleitungen versehen von Hugo Göring. 7—10 Bd. Bibl. der Weltlitteratur. Stuttgart, Cotta. geb. à ℳ 1.

—, Werke. Neu her. von Franz Bornmüller. 2—10. Lief. Leipzig, Bibliograph. Inst. à ℳ 0,50.

Lob, Das, der Narrheit aus dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam verdeutscht von Seb. Franck. Bevorwortet und mit Anmerkungen versehen von E. Götzinger. Leipzig, Urban. ℳ 4.

Malsz, Carl, Volkstheater in Frankfurter Mundart. 3. Aufl. Frankfurt a. M., Sauerländer. ℳ 2.

Schiller, La mort de Wallenstein, édit. par Lange, avec notice et des notes en français. Paris, Garnier.

—, Le neveu pris pour l'oncle, imitée de la pièce française de Picard, édit. avec notes, par Schmitt. Paris, Garnier.

—, Oncle et neveu, comédie, publiée et annotée par Alex. Pey. Paris, Delagrave.

—, Sämmtliche Werke in 15 Bdn. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 8—10 Bd. Bibl. der Weltlitteratur. Stuttgart, Cotta. geb. à ℳ 1.

—, Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 3 Aufl. 1. Lief Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. ℳ 0,50.

—, Wilhelm Tell. Schauspiel in 5 Aufzügen. Mit vollständigem Kommentar für den Schulgebrauch und das Privatstudium her. von Jul. Naumann, 2. Aufl. Leipzig, Siegismund u. Volkening. ℳ 0,80.

Schulze, Ernst, Die bezauberte Rose. Romantische Erzählung in 3 Gesängen, Diamant-Ausg. Mit Illustr. von P. Grot Johann, in Holz geschnitten von R. Brend'amour. 7. Aufl. Berlin, Grote. geb. ℳ 2,50.

Sonnenfels, J. v., Briefe über die Wienerische Schaubühne. 1768. — Wiener Neudrucke. Nr. 7. Wien, Konegen. ℳ 4.

Spiele, vier dramatische, über die zweite Türkenbelagerung aus den Jahren 1683—85. — Wiener Neudrucke. Nr. 8. Wien, Konegen. ℳ 0,80.

Zeitgenössische Dichtung.

Blumenthal, Oscar, Von der Bank der Spötter. Allerlei Glossen. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 2.

François, Luise v., Eine Formalität. 2. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 0,50.

—, Hellstädt. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 1,50.

Ganghofer, Ludw., Aus Heimat und Fremde. Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. ℳ 4,80.

Geibel, Emanuel, Gedichte (1. Sammlung). 100. Aufl. Mit dem (Lichtdruck-) Bildnis des Dichters. Stuttgart, Cotta. geb. ℳ 7.

Hamerling, Rob., Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. 2 Bde. Hamburg, Richter. ℳ 10.

Hartmann von Aue, Erek und Enite. Ein romantisches Epos. Umgedichtet von Chr. Stecher, S. J. ‚Deutsche Dichtung für die christliche Familie und Schule' 37. und 38. Heft. Graz, Styria. ℳ 0,60.

Hoffmann, Hans, Im Lande der Phäaken. Novellen. Berlin, Paetel. ℳ 5.

Jensen, Wilhelm, Aus stiller Zeit. Novellen. 3 Bd. (Jugendträume. Der Ulmenkrug). Berlin, Paetel. ℳ 4.

Keller, Gfr., Der grüne Heinrich. 3. Aufl. 1 u. 2. Bd. Stuttgart, Göschen. ℳ 10.

Novellenschatz, Neuer deutscher. Her. von Paul Heyse und Ludw. Laistner. 1—3. Bd. München, Oldenbourg. geb. à ℳ 1.

Peschkau, Emil, Hinter dem Vorhang. Neue Novellen. Berlin, Abenheim. ℳ 3.

—, Miniaturen. Ernste und heitere Geschichten. Frankfurt a. M., Sauerländer. ℳ 1.

—, Sommersprossen. Neue Humoresken. Frankfurt a. M., Sauerländer. ℳ 1.

Raabe, Wilh., Die Chronik der Sperlingsgasse. Neue Ausg., mit Illustr. von E. Bosch, in Holz geschnitten von G. Treibmann. 4. unveränderte Aufl. Berlin, Grote. ℳ 3.
Schöne, Alfred, Der blaue Schleier. Separatabdruck aus ‚Neuer deutscher Novellenschatz' Band 3. München, Oldenbourg.
Schubin, Ossip, Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen. Berlin, Paetel. ℳ 5.
Schücking, Levin, Grosse Menschen. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. ℳ 13,50.
—, Wilderich. 2. Aufl. Berlin, Goldschmidt. ℳ 0,50.
Schwerin, Josephine Gräfin, Im Wechsel der Zeiten. Roman. Berlin, Goldschmidt. ℳ 4.
Wachenhusen, Hans, Um schnödes Geld. Roman. 3. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.
—, Was die Strasse verschlingt. Socialer Roman. 2. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.
Wilbrandt, Adolf, Der Verwalter. Die Verschollenen. Novellen, Breslau, Schottländer. ℳ 4,50.
Wolff, Jul., Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure. Mit Illust. von P. Grot Johann, in Holz geschnitten von H. Käseberg und H. Thiele. 20. unveränderte Aufl. Berlin, Grote. ℳ 4.
—, Der wilde Jäger. Eine Waidmannsmär. 20. unveränderte Aufl. Berlin, Grote. ℳ 4.
—, Singuf. Rattenfängerlieder. 3. vermehrte Aufl. Berlin, Grote. ℳ 4.
Zollern, Hans v., Meister Norden. Historische Erzählung aus der Blütezeit der freien Reichsstadt Danzig. 2 Bde. 2. Aufl. Dresden, Minden. ℳ 6.
—, Nach Canossa. 1. Abt.: In der heiligen Stadt Rom. Historischer Roman. 2 Bde. Dresden, Minden. ℳ 8.

Übersetzungen.

Corvinus, H., Zwei Goethesche Gedichte in lateinischer Uebersetzung. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (18), 285.
Feuillet, Octave, Die Wittwe. Autoris. Uebersetzung von Max Schönau. 1. und 2. Aufl. Augsburg, Reichel. ℳ 3.
Goethesche Gedichte in lateinischer Uebertragung (von Corvinus und Lehmann). ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (25), 391—92.
Goethe, Le Faust, traduction nouvelle en vers français, par Augustin Daniel. Paris, Plon.
—, Wilhelm Meister, trad. par Théoph. Gautier fils. 2 vol. Paris, Charpentier.
Heine, Henri. Oeuvres complètes. De la France. Nouvelle édition. Paris, Calmann-Lévy.
—, Mémoires, traduction Bourdeau. Paris, Calmann-Lévy.
Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von Edm. Lobedanz. 7. Aufl. Leipzig. Brockhaus. ℳ 2,40.
—. Urvasi. Indisches Schauspiel. .Deutsch metrisch bearbeitet von Edm. Lobedanz. 3. Aufl. Leipzig, Brockhaus. ℳ 2,40.
Kleist, Henri de. La Cruche cassée, trad. de l'allemand par Alfr. de Lostalot. 34. illustr. sur bois d'après les compositions originales d'Ad. Menzel. Paris, Firmin-Didot. 30 fr.
Mewes, Ernst, Ausgewählte Lieder Bérangers, in deutsche Verse übertragen und mit Erläuterungen versehen. Progr. d. k. evang. Gymn. zu Gross-Glogau.
Racine, J., Werke. 1. Bd.: Andromache — Britannicus — Mithridat. Uebers. und eingeleitet von E. Schröder. Collection Spemann. 218. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. ℳ 1.
Shakespeare, Dramatische Werke nach der Uebersetzung von Aug. Wilh. Schlegel, Ph. Kaufmann und Voss, revidirt und teilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen versehen und her. von Max Koch. 8. und 9. Bd. Bibl. der Weltlitteratur. Stuttgart, Cotta. geb. à ℳ 1.

Smollet, T. G., Werke. 1. u. 2. Bd. Peregrin Pickles Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Nach der Uebersetzung von G. N. Bärmann. Mit einer Einleitung von Ludw. Proescholdt. ‚Deutsche Hand- und Hausbibl.‘ 169. u. 170. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. à *M* 1.

Turgenjeff, Iwan, Der Raufbold. Lukerja. Zwei Erzählungen. Aus dem Russ. von Wilh. Lange. Universalbibl. Nr. 1860. Leipzig, Reclam. *M* 0,20.

Vermischtes.

Andresen, Heutige Geschlechtsnamen aus hlod, hlud und aus liud. ‚Germania‘ 1884 (3).

Biographie, Allgemeine deutsche. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Bayern her. durch die histor. Commission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München. 87—91. Lief. Leipzig, Duncker u. Humblot. à *M* 2,40.

Braun-Wiesbaden, K., Graf Schack und die Kritik. Zur Erinnerung an Julius Faucher. ‚Magazin f. d. Lit. des In- und Ausl.‘ 1884 (18), 281—82.

Burdach, K., Die Einigung der deutschen Schriftsprache. Einleitung. Das 16. Jahrh. Halle 1884.

Fischer, Herm., Nekrolog für Adalbert von Keller, vorm. ord. öffentl. Professor an der Universität Tübingen, Präsident des literarischen Vereins (Aus: Biograph. Jahrb. für Alterthumskunde). Berlin, Calvary. *M* 1.20.

Franke, C. G., Der obersächsische Dialekt. Progr. der Realschule zu Leisnig.

Gombert, Zur Altersbestimmung der in Weigands Wörterbuche enthaltenen neuhochdeutschen Wortformen. ‚Germania‘ 1884 (3).

Grimm, Jac. und Wilh., Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Mor. Heyne, Rud. Hildebrand, Matth. Lexer und Karl Weigand. 7. Bd. 5. Lief. Bearb. von M. Lexer. Leipzig, Hirzel. *M* 2.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, her. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 5. Jahrg. 1883. 1. Abteilung. Leipzig, Reissner. *M* 8.

Sprachmoden. ‚Grenzboten‘ 1884 (20), 357—60.

Recensionen.

Amyntor, Gerhard v., Ein Problem. Roman. Ang. v. J. J. Honegger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (24). 371—72.

Arnim, L. Achim von, Tröst Einsamkeit. Her. v. Friedr. Pfaff. Ang. v. Minor, ‚D. Lztg.‘ 1884 (21). 766.

Arnoldt, Ueber Schillers Auffassung und Verwertung des antiken Chors in der Braut von Messina. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv‘ 1884 (2), 231—32.

Auerbach, Berthold, Briefwechsel. Ang. v. Gustav Karpeles, ‚Gegenwart‘ 1884 (23), 358—60. — Ang. ‚Grenzboten‘ 1884 (23), 508—14. — ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (Beil. zu 123), 1809—10; (Beil. zu 124), 1826—28.

Becker, Karl Ferd., Der deutsche Stil. Neu bearbeitet von Otto Lyon. Ang. v. B. Seuffert, ‚D. Lztg.‘ 1884 (19), 690—91. — Ang. v. Ferdinand Bender, ‚Gymnasium‘ 1884 (11), 377—79.

Beránek, Victor, Martin Opiz in seinem Verhältnis zu Scaliger und Ronsard. (Progr. der Staats-Oberrealsch. im III. Bez. in Wien). Ang. von W. Saliger, ‚Gymnasium‘ 1884 (10), 343—44.

Bobertag, Felix, Geschichte des Romans und der ihm verwanten Dichtungsgattungen in Deutschland. Ang. v. B. Seuffert, ‚D. Lztg.‘ 1884 (22), 798—99.

Boccaccio, Giovanni, Troilus und Cressida (Il Filostrato). Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freih. von Beaulieu-Marconnay. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (24), 798—99.

Bodmer, J. J., Vier kritische Gedichte. Her. von Bächtold. Ang. v. J. Crüger, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4), 588—92.

Böhnke, Hermann, Wielands publicistische Thätigkeit. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv‘ 1884 (2), 228.

Bulthaupt, Heinrich, Die Malteser. Tragödie in vier Acten. Ang. v. Karl Nissel, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (23), 359.

Camoens, Luis de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten mal deutsch von Wilhelm Storck. 5. Bd.: Die Lusiaden. Ang. v. Rob. Waldmüller, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (24), 377—78.

Caro, J., Beata u. Halszka. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterhaltung‘, 1884 (19), 298—99.

Carriere, Moriz, Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen, mit Grundzügen der vergleichenden Litteraturgeschichte. Ang. v. Karl Grün, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (19), 294—95.

Dewall, Johannes v., An der Grenze. Roman. Ang. v. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (18), 278—79.

—, Katharina Ollsand. Roman. Ang. v. J. J. Honegger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (24), 370—71.

Distel, Theodor, Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (21), 717.

Edler, K. E., Baldine. Peire de Cinqtors. Novellen. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (19) 300.

Fäulhammer, Adalbert, Franz Grillparzer. Ang. v. J. Minor, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4), 635—38.

Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. Her. v. W. Scherer. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4), 622—25.

Franzos, Karl Emil, Der Präsident. Erzählung. Ang. ‚D. Lztg.‘ 1884 (21), 775—76.

Frenzel, Karl, Neueste Novellen. Ang. v. Paul Nerrlich, ‚Gegenwart‘ 1884 (24), 376—78.

Funck, Heinrich, Beiträge zur Wieland-Biographie. Ang. v. B. Seuffert, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4). 595—611.

Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel. Ang. v. E. Hartmeyer, ‚Hamb. Nachrichten‘ 1884 (132).

Ganghofer, L., Bergluft. Hochlandsgeschichten. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterhaltung‘ 1884 (19), 299.

Goethes Briefe u. s. w. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 19. u. 20. Lief. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4), 612—14.

—, Campagne in Frankreich. Édition nouvelle par A. Chuquet. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1884 (20), 737.

—, Ephemerides und Volkslieder. Her. von Ernst Martin. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4), 625—26.

—, Hermann und Dorothea, her. von Karl Heinrich Keck. Ang. v. F. Prosch, ‚Zeitschr. f. d. öster. Gymn.‘ 35, 227—28.

—, Werke. Her. von G. von Loeper. Zweite Ausg. 2. Bd. Gedichte. 2. Teil. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.‘ 12 (4), 614—22.

Grosse, Julius, Ein bürgerlicher Demetrius. Roman. Ang. v. Lemcke, ‚D. Lztg.‘ 1884 (20), 748.

Haehnel, Karl, Friedrich von Logau. (Progr. des Gymn. zu Pilsen). Ang. v. W. Saliger, ‚Gymnasium‘ 1884 (10), 344.

Hänselmann, Ludw., Unterm Löwensteine. Ang. v. P. Zimmermann, ‚D. Lztg.‘ 1884 (23), 852—53.

Halatschka, R., Zeitungsdeutsch. Ang. v. B. Seuffert, ‚D. Lztg.‘ 1884 (17), 616.

Hebel, J. P., Briefe. Her. von Otto Behaghel. Ang. v. Minor, ‚D. Lztg.‘ 1884 (24), 870. — Ang. v. G. Laengin, ‚Zschr. f. d. Phil.‘ 16 (2), 251—53.

Heiberg, Hermann, Die goldene Schlange. Ang. v. Ernst von Wolzogen, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (21), 331—32.

Heine, Heinrich, Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Ang. v. A. Schlossar, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (25), 394—95.

—, Memoiren. Her. von Eduard Engel. Ang. ‚Nord u. Süd‘ 1884 (7), 139—41. —

Ang. ,Grenzboten' 1884 (24), 558-61. — Ang. v. Theophil Zolling, ,Gegenwart' 1884 (22), 344—47. — Ang. ,The Athenaeum' 1884 (24. Mai).

Hellinghaus, Otto, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Johann Heinrich Voss. II. Ang. v. Hölscher, ,Herrigs Archiv' 1884 (2), 229—30.

Henke, Oskar, Der Nibelungen Not. Nach Karl Lachmanns Ausgabe übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Ang. v. F. Lichtenstein, ,D. Lztg.' 1884 (20), 736—37.

Hirsch, Franz, Geschichte der deutschen Litteratur. Ang. v. O. Hellinghaus, ,Gymnasium' 1884 (10), 336—38.

Hlawaček, Ed., Goethe in Karlsbad. Zweite Aufl. von Viktor Russ. Ang. v. W. v. Biedermann, ,Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 626—27.

Hoffmann, Hans, Novellen. Ang. v. Theophil Zolling, ,Gegenwart' 1884 (18), 279—81.

Hopfen, Hans, Brennende Liebe. Ang. v. Erich Schmidt, ,D. Lztg.' 1884 (22), 812.

Humboldt, Wilh. v., Sprachphilosophische Werke. Her. u. erklärt von H. Steinthal. Ang. v. A. Bezzenberger, ,D. Lztg.' 1884 (19), 685.

Jahn, F. W., Ueber Herodis Furiae et Rachelis lachrymae von Andreas Gryphius. Ang. v. Hölscher, ,Herrigs Archiv' 1884 (2). 228.

Jonas, Fritz, Chr. G. Körner. Ang. v. R. Boxberger, ,Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 630—32.

Keil, Robert, Wiener Freunde 1784—1808. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (18), 620.

Kirchhoff, Th., Balladen u. neue Gedichte. Ang. v. R. Waldmüller, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (20), 311 12.

Kleist, H. v., Briefe an seine Braut. Her. von Karl Biedermann. Ang. v. Otto Brahm, ,D. Lztg.' 1884 (25), 903—904. — Ang. v. Walter Bormann, ,Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Ztg.' 1884 (12), 65—67.

Körner, Chr. G., Gesammelte Schriften. Her. von Ad. Stern. Ang. v. R. Boxberger, ,Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 630—32.

Kompert, Leopold, Gesammelte Schriften. Ang. v. R. M. Werner, ,D. Lztg.' 1884 (19), 713—14.

Laube, Heinrich, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Ang. v. H. A. Lier, ,Grenzboten' 1884 (22), 435—43. — Ang. ,Europa' 1884 (18), 701—5.

Lenz, Max, Martin Luther. Ang. v. C. Weizsäcker, ,D. Lztg.' 1884 (19), 681—83.

Litzmann, Berthold, Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Ang. v. Erich Schmidt, ,D. Lztg.' 1884 (23), 835—36. — Ang. v. F. Muncker, ,Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 592—95.

Longfellow, Henry Wadsworth, Sämmtliche poetische Werke. Uebers. von H. Simon. Ang. v. Rob. Waldmüller, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (24), 376—77.

Mauthner, Fritz, Xanthippe. Ang. ,D. Lztg.' 1884 (24), 885—86.

Meissner, Joh., Die englischen Comoedianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (22), 763—64.

Meyer, Conr. Ferd. Das Leiden eines Knaben. Ang. v. Paul Schlenther, ,D. Lztg.' 1884 (25), 914—15.

—, Plautus im Nonnenkloster. Novelle. Ang. ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (19), 300—301.

Mühlenbach, Die dramatische Idee in Schillers Wilhelm Tell. Ang. v. Hölscher, ,Herrigs Archiv' 1884 (2), 230—31.

Muth, Richard v., Grillparzers Technik. (Progr. der Oberrealsch. zu Wiener-Neustadt)., Ang. v. W. Saliger, ,Gymnasium' 1884 (10), 344—45.

Proelss, Robert, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland. 1. u. 2. Bd. Ang. v. Max Koch, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (5), 176—79.

—, Geschichte des neueren Dramas. 3. Bd. Ang., Lit. Cbl.' 1884 (24) 831—33.

Redlich, C. Chr., Aug. Graf von Platens Werke. Ang. v. Sauer, ,Götting. gel. Anz.' 1884 (10).

Robert-tornow, Walter, Goethe in Heines Werken, Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (18), 633.

Roquette, Otto, Neues Novellenbuch. Ang. v. F. K. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (21), 328—30.

Saar, F. v., Drei neue Novellen. Ang. v. A. Friedmann, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (17), 266-67.

Samarow, Gregor, Plewna. Roman. Ang. v. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (18), 279.

Sanden, A. v., Schillers Lied von der Glocke. Für die Zwecke der Schule erläutert. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv' 1884 (2), 230.

Scherer, Wilh., Geschichte der deutschen Litteratur. Ang. v. D. Jacoby, ‚D. Lztg.' 1884 (18), 651—53.

Schimberg, Adolf, Ueber den Einfluss Holbergs und Destouches' auf Lessings Jugenddramen. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv' 1884 (2), 229.

Schlegel, Friedrich, 1794—1802. Her. von J. Minor. Ang. v. R. Boxberger, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 633-35.

Schlögl, Friedrich, Vom wiener Volkstheater. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (23), 364.

Schwab, Gustav, Kleine prosaische Schriften. Her. von K. Klüpfel. Ang. v. R. Boxberger, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 638—40.

Selden, Camilla, Heinrich Heines letzte Tage. Ang. v. Rudolf v. Gottschall, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (21), 321—22.

Storm, Theodor, Zwei Novellen (Schweigen. Hans und Heinz Kirch). Ang. v. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (18), 282—83.

Strackerjan, K., Zur Feier deutscher Dichter. Dreizehnter und vierzehnter Abend. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv' 1884 (2), 232.

Sturm, Julius, ‚Dem Herrn mein Lied' und ‚Natur, Liebe, Vaterland'. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (22), 347—50.

Taubert, Emil, Marianne. Novelle. Ang. v. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (18), 281—82.

—, Sphinx Atropos. Novelle. Ang. v. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (18), 282.

Telmann, K., Götter und Götzen. Roman. Ang. ‚Gegenwart' 1884 (19), 302—3.

Terlitza, Victor, Grillparzers Ahnfrau und die Schicksalsidee. (Progr. der Oberrealsch. zu Bielitz). Ang. v. W. Saliger, ‚Gymnasium' 1884 (10), 345.

Voss, Ernestine, Briefe an Rudolf Abeken, mit erläuternden Anmerkungen her. von Fr. Polle. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv' 1884 (2), 232.

Voss, Richard, Römische Dorfgeschichten. Ang. v. F. K. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (21), 330.

Weddigen, F. H. Otto, Geschichte der deutschen Volkspoesie. Ang. ‚Europa' 1884 (25), 981—82.

Wegener, Richard, Aufsätze zur Literatur (Enth.: Braut von Messina, Immermanns Merlin, Georg Neumark, Ferdinand August von Stägemann, Das symbolische und allegorische Drama). Ang. v. Robert Waldmüller, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (23), 365.

Weber, F. W., Dreizehnlinden. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (26), 662—65.

Weise, Carl, Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreissig Gesängen. Ang. ‚D. Lztg.' 1884 (18), 668.

Weitbrecht, Richard, Feindliche Mächte. Geschichtliche Erzählungen aus 17 Jahrhunderten. Ang. ‚D. Lztg.' 1884 (17), 627.

Wichert, Ernst, Unter einer Decke. Novellen. Ang. v. Schubert, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (18), 280-81.

Wolff, J., Der Sülfmeister. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (21), 382—386.

Würfl, Chr., Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. (Progr. des Gymn. zu Brünn). Ang. v. W. Saliger, ‚Gymnasium' 1884 (10), 344.

Zimmermann, Paul, Ernst Theodor Langer, Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein Freund Goethes und Lessings. Ang. v. W. v. Biedermann, ‚Archiv f. Litteraturgesch.' 12 (4), 628—29. — Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.' 1884 (19), 691.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Johann Rist und sein Deposition-Spiel.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

II.

Knecht.

Nu will ick ropen vse Papn,
Dat se en ock eins schôln begapn.
VVij habben dat vse gedahn,
De Pap schalt syn erst heuen an.

Depositor.

Wer jemand mehr allhie zur stett,
Der solchs balbierens nötig hett,
Der kom̃ bald vnd leg sich hieher,
Daß wir jhn putzn nach seim beger,
Wir wollens jhm machen so gut,
Daß ers viel liebr entbehren thut.

Gehen beyd ab.

Die Paten tretten zu, vnd wincken dem Pfaffen, der kompt vnd spricht:

GVnstige gute liebe Freund,
So viel ewr hie zusam̃en seynd.
Ich wünsch euch allen glück vnd segn,
Wollt mich berichten jetzt, weswegn
Ihr mich beruffen habt hieher?
Sagt an, was ist ewer beschwer?

Die Paten sprechen:

Lieber Priester, wir thun euch bittn
Das jhr nach der Kunst brauch vnd sittn
Wollt absolvirn diesen Compan,
Weil er sein Recht außgestahn,
Vñ jn alßbald drauff tauffen fein,

† Knecht †

Nun, use Brüderei is uht
Ik moht man dem Præceptor ropen
De mag ook bruken sine Schnuht'
Hört, gojen Dach, Ik moht weg Lopen.

[Gehet ab.]

[Depositor an die Zuschauer:]

Dafern sich etwan an der Stell'
Auch finden solt' ein guht Gesell,
Der uns von nöhten hette,
Der spreche nur: wir sind bereit,
Mit gleicher Müh und Höfligkeit
Zu bringen ihn zu Bette.

[Gehet auch ab.]

[Hierauff treten die erbetene Zeugen herzu, foderen den Lehrmeister auff den Platz, welcher unverzüglich erscheinet, und also spricht:]

Ihr Herren, wehrte Freund' ich wünsch euch Glük und Segen,
Hilff Gott! was hier zuthun? Ist etwas dran gelegen,
Daß ihr auff disen Tag begehret mich zusehn?
Sag an, ob Ich vileicht euch kan zu dienste stehn.

[Die Herren Gezeugen antworten:]

Ja Herr, weil diser Junger Knecht
Nach unsern Sitten hat sein Recht
Gantz willig ausgestanden,
So bitten wir ohn' Heucheleí,
Daß ihr ihn wollet machen frei
Von der Cornuten Banden,

Wie solchs thut ein gewonheit sein,
Hernach jhn vnterrichten wol,
Wie er hinfort sich halten sol.

Der Pfaff antwortet.

Er muß zuvor allhie zur stundt
Seine Gebrechen mir thun kundt,
Wañ ich die beicht nun hab gehort,
Wil ich jhn absolviren fort.

Er beichtet, wie folgt:

NUn so hört lieber Priester mein,
Jetzt vvil ich euch erzehlen fein
Was ich zuvor gefangen an,
Vnd vvomit ich stets thet vmbgan.
Drumb ich must tragen diese zier,
Die man vvol hat gesehn allhier.
Erstlich hab ich fast keinem Man,
Die zeit meins Lebens gut gethan.
Desgleichen vvar auch stetiglich
Den Leuten gantz zu vvidern ich,
Wo ich ein Vnfug kundt anrichtn,
Schlieff ich darüber gar mit nichtn,
War genaschig, tölpisch vnd faul,
Vnd hatt ein vngezognes Maul.
Wie ich nun vvard der Lehrjar los,
Daucht ich mich seyn ein Meister gros,
Vermeint, ich vver allein der Man,
Dem all seine Sach vvol stünd an.
Gieng tapffer auff die Löffeley,
Gedacht, es vver mir alles frey.
Wie solches kürtzlich klar vñ rund
Aus meinem Brieff ist vvordẽ kund.
Hat mein heimliche Katzensteg,
Vñ gieng jm̃er fort den holtzvveg,
Lies mir insonderheit für alln
In meinem sinn gar vvol gefalln.
So man mich einen Herren nandt,
Für Hoffart ich mich selbst kaum kandt,
Dacht nicht, es vver Vexirerey,
Das mich die Leut äfften so frey,
Verthet mein gelt fast vnnützlich
An Ortn da es nicht ziemet sich,
Achtet gar keiner ehr noch zucht,
Sondern lebt hin heillos, verrucht;
Davon mir denn vvuchsen zuhand
Die Hörner so man an mir fandt.
Nun hab ich einen Meister fundn.
Der mich der Hörner hat entbundn
Vnd mich macht zum ehrlichen Gselln:
Forthin vvil ich mich also stelln,
Das man solch nicht mehr hör von mir,
Welchs ich euch thu anloben hir.

Besprengt ihn doch mit Wasser woll
Und lehrt ihn wie er leben soll.

Lehrmeister.

Ja wol das sol geschehn, doch muß er mir erst sagen
Sein übels thun, und den Gesellen Namen tragen.

[Der nuhnmehr Deponirter Cornut bekennet dem Lehrmeister seine Untugenden mit nachfolgenden Worten:]

MEin Herr woll' unbeschwert was ich ihm sag', anhören,
Und merken das was ich mißtahn von Jugend auff,
Durch böse Buben ließ ich leider mich bethören,
Daß ich den Lastern offt gegünnet ihren Lauff,
Ich thäte niemand guts, wen ich nur könte machen
Viel Unfugs, schlieff ich nicht: Ich war grob, tölpisch, faul,
Wen alles übel gieng, so must ich hertzlich lachen,
Sah' ich des andern Glük, so hieng mir schon das Maul.
Als ich nun meine Jahr', im lehrnen außgestanden,
Da ward ich trefflich stoltz, flugs wolt ich sein der Held,
Der andre machen kont' auß Ubermuht zu schanden,
Ob gleich kein schlechter Thier als ich war in der Welt.
Bei schönen Mägdelein ließ ich mich täglich finden,
Da löffelt' ich sehr grob, wie das mein Brieff erzehlt,
Immittelst fieng mein Geld an plötzlich zu verschwinden,
So, daß es Mir zuletst an Mittlen offt gefehlt.
Wenn andre Mich nur Herr, auch wol Monsieur genennet,
So meint' Ich also fohrt, Ich wer' ein grosser Mann,
Der sich für Ubermuht kaum selber hat gekennet,
Drauff fieng ich hie und dort viel loser Händel an,
Ich achtete noch Kunst, noch Zucht, noch Witz, noch Lehre,
So, daß Mir Hörner auch zuletst gewachsen sind,
Doch Jenner Meister, den Ich lebenszeit drob ehre,
Hat wunderlich befreit davon Mich armes Kind.

Drauff hat er Mich gemacht zum ehrlichen Gesellen,
Wie diese wehrte Zunfft dasselb' hat angesehn,
Nun werd ich Meine Zeit hinführo so bestellen,
Daß Ich damit für Gott und Menschen kan bestehn.

[Auf angehörte diese freiwillige Bekäntnisse antwohrtet der Lehrmeister, und gibt Ihme nachfolgēde schöne Unterweisung.]

1. ES ist Mir lieb zu hören,
Daß du nach Ruhm und Ehren
Zu trachten bist bedacht,
Nachdem du hast erlitten,
Was Drukkerrecht und Sitten
Dir dißfals mitgebracht.
2. Zwahr hastu Mir geklaget
Und teutsch heraus gesaget,
Wie manche Büberei,
Du vor der Zeit begangen,
Itz trägest du Verlangen,
Davon zu werden frei.
3. Wollan, Ich wil dich lehren,
Wie du dich müssest kehren
Zur Tugend gantz allein,
Und meiden die Gebrechen.
Drauff wil ich frölich sprechen,
Du solst Geselle seyn.
4. So höre nun von Hertzen,
Ich will mit dir nicht schertzen.
Es trifft dein eignes Heil:
Ich wünsch auff diser Erden,
Daß dir bald müge werden
Ein guter Herr zu theil.
5. Und wenn du den bekommen,
So such' auch dessen Frommen,
Beschwehr' Ihn nicht zu sehr,
Daß er dich solle kleiden
In köstlichs Tuch und Seiden
Allein zu deiner Ehr'.
6. Es wil dir nicht gebühren
Aus Hochmuht zu stoltzieren,
Zu schmähen andre Leut'
Und lästern hintern Rükken,
Von solchen losen Stükken
Sei gäntzlich du befreit.
7. Thue nicht wie mancher kahler
Großsprecher, Flucher, Prahler,
Der sich der Kunst zwahr rühmt,
Bleibt doch ein Narr im Grunde,
Wiewol ers mit dem Munde
Possierlich gnug verblühmt.
8. Die Lügen must du hassen
Und das begierlich fassen,
Was rühmlich ist und wahr,
Ach hühte dich für spielen,
Denn Spielen das hat vielen
Gebracht Noht und Gefahr.
9. Lieb' Höfligkeit in Sitten,

Der Pfaff antwortet:

ICch hab jetzund verstanden fast,
Daß du dein Recht erlitten hast,
Vnd dich hast lahn examinirn,
Folgends hernach auch deponirn,
Vn̄ bin, so bald ich solchs vernom̄n,
Auff dein begeren zu dir kommn,
Hab auch dein Beicht gehöret an,
Vnd thu gäntzlich darauß versthan,
Daß du mit Schalckheit bist vmbgangn,
Vn̄ drin̄en gäntzlich warst gefangn,
Daß du von wegen solcher Thatn,
Möchtst in groß Vnglück seyn gerathn:
Aber jetzt durch rath guter Freundt,
Die es trewlich mit dir gemeynt,
Darauß nun bist errettet wordn,
Vnd angelobt ein andern Ordn:
So wil ich dich jetzt absolvirn,
Vnd in deim Orden confirmirn.
Auch dich vnterrichten mit mehr
Guten Sprüchen vnd schöner Lehr.
Erstlich, so soltu mercken das,
Damit man dich ehr desto bas,
Daß du alßbald denselben Herrn,
Dabey du arbeitst, thust beschwern,
Daß er dir thu außnehmen bald,
Köstliche Kleider, schöner gstalt:
Vnd so du die dan̄ hast empfangn,
Vbr alle maß damit thun prangn,
Niemand so gut achten als dich,
Jeden verachten gar spöttlich,
Der nicht so ist geputzt als du,
Nicht achten, daß dirs nicht steh zu,
Sondern jeden hinter seim Rückn
Die Federn frey hönisch abpflückn,
All Gastrey vnd Pancket besuchn,
Bey frembden Leutn stets schnarchen, puchn,
Dich rühmen kunst vn̄ weißheit frey,
Da es doch ist lauter Narrey,
Vnd pralen hoch auff gelt vnd gut,
Ob es gleich ist eitel Armut.
Auch vben Würffl vn̄ Kartenspiel,
Liegen vnd triegn ohn maß vn̄ ziel.
Der verkehrten Tischzucht du dich
Befleißigen wollest stetiglich.
*Wan̄ du wo wirst zu gast gebetn,
So soltu alßbald dahin tretn,
Vnd dich gschwind setzen oben an,

Solchs wird auff benglisch dir anstahn.
So man den̄ trägt die speiß zu tisch,
Zum ersten in die Schüssel wisch,
Mit vngewaschner Hand vnrein,
Vnd friß das beste gar allein.
Sauff dan̄ auß krüg vn̄ gläser voll,
So wirstu bald närrisch vnd toll.
Das wort im glach sey dein allein,
Laß dir von niemand reden ein:
So jemand sonst was reden thut,
Heiß jhn liegen auß freuelm Mut,
Wil denn dasselbig helffen nicht,
Schilt, schmeh vn̄ schlag jhn ins gesicht,
So wird dir endlich solcher danck,
Dass du drau denckst dein lebenlang.
Sind wo geladn Jungfrawn vnd Frawn,
So soltu dich fleissig vmbschawn,
Vn̄ dich alßbald zutäppisch machn,
Thut dich etwan jhr ein anlachn,
Mustu dir gäntzlich bilden ein,
Daß du werdest der Liebste seyn,
In summa, Aller Tölpeley
Befleissig dich mutwillig frey. *
Nimb auch mehr auff, als du verdienst,
So hastu gwiß kleinen gewinst.
Wan̄s hernach an ein zahlen geht,
Das Thor dir sperrweit offen steht.
Was du zu Abends kanst versorgn
Mit sauffn vn̄ spieln, spar nicht bis morgn.
Hat wo der Herr ein schöne Magd,
Fraw oder Tochtr so dir behagt,
So mach dich listiglich daran,
Daß dir werd günstig jederman.
Mach vneinigkeit, vnd verhetz
Printz vnd Frawn mit deinem Geschwetz,
Vnd so was reden die Geselln,
So soltu es also anstelln,
Daß der Printz von dir alls erfahr
Was ein Gsell rede hie oder dar.
Sprich diß vnd das hat der geredt,
Obs gleich nicht war ist an der stet.
Bring ferner mit plaudrey zuhauff
Die Bursch, daß sie sich schlag vnd rauff,
Zum feyren willig sey bereit,
Vnd reitz andre von der Arbeit.
Wan̄ auch ein Gsell in arbeit sthat,
Davon er nutz zu hoffen hat,
So thu jhn listiglich außhebn,
Solchs wird dir Rhum vnd Ehre gebn,
Wird dir dann etwas fürgehaltn,
So schilt, schmeh, schlag beyd Jung vnd Altn,
Solches wird dich befördern sehr,
Daß dich dein beutel nicht beschwer.
Befleiß dich auch ohn alle schew

Und wo man dich wird bitten
Aus Freundschaft hin zu Gast,
Magst du dich zwahr ergetzen,
Doch oben an nicht setzen,
Das thut nur ein Knadast.
10. Du must dich sauber halten
Zufoderst bei den Alten,
Nicht fressen als ein Schwein
Mit dem beschmierten Rüssel
Stets haben in der Schüssel
Das schmutzig' Händelein.
11. Sey mässig auch im trinken,
Laß nicht das Gläßlein sinken
Biß in die finstre Nacht,
Dein Schertzen laß für allen
Dir nicht zu viel gefallen,
Hab' auf dein Reden acht.
12. Nicht bald heiss' einen liegen,
Wilt du nicht Stösse kriegen,
Schilt, Schmäh' und schlage nicht,
Nach Frauen und Jungfrauen
Must du zu viel nicht schauen,
Sei nicht auf Sie verpicht.
13. Wirk' embsig wie die Bienen,
Und was du kanst verdienen
Das nim und ja nicht mehr,
Wer schwehr was kan erwerben,
Der kan auch leicht verderben,
Im Fall' Er säufft zu sehr.
14. Du hast auch nicht zu gaffen
Wie die verliebten Affen,
Nach deines Herren Weib',
Auch nicht nach seinen Kindern,
Es sol dich auch nicht hindern
Der Magd Ihr schöner Leib.
15. Du solst durch falsches Schwetzen,
Nicht an einander hetzen
Die Herrschafft und Gesind',
Auch nicht, wenn die Gesellen
Still' eine Red' anstellen,
Es plaudern nach geschwind.
16. Dein Maul must du bezwingen,
Nicht an einander bringen
Die Bursch durch leichte Wohrt,
Auch keinen drum vertreiben,
Daß du nur mügest bleiben
Und andre müssen fohrt.
17. Der Arbeit dich befleisse,
Doch so, daß es nicht heisse:
Der ist des Herren Mann,
Der schmeichlen, heuchlen, liegen,
Ja Jederman betriegen
Mit losen Wohrten kan.
18. Von Tugendhafften Leuten
Lass allzeit dich begleiten,
Fleüg ja der bösen Schaar,
Denn, wer mit losen Kunden,
Sich schleppet alle Stunden,
Der laüfft fürwahr Gefahr.
19. Vergiß ja nicht zu hören,

Der Hudley vñ Fuchsschwäntzerey.
Triffst wo gute Besoldung an,
So sprich, Man könns wol näher han.
All gute Bräuch thu bringen ab,
Daß man dir deß zu dancken hab.
Beheng dich dañ hernach geschwind
Mit allerley Lumpengesind,
Dadurch erlangst groß lob vñ preiß
Wie das jederman gar wol weiß.
In keine Kirch bey leib auch kumb,
Sondern leb hin wild, frech vnd thumb.
Dem Rechten darfst nit stehen bey,
Dein stiñ beym grosten hauffen sey.
Viel zusag, vnd thu wenig haltn,
So wirst gelobt von Jung vñ Altn.
Mach vberall schuld wo du magst,
Hüt dich auch, damit du nicht tragst,
Wenn du solt wandern, Kleider viel,
Sondern verhur, versauff, verspiel
Alles was du hast vmb vnd an,
So kanstu desto baß fortgahn:
Dann: Alls verthan für seinem Endt,
Das macht ein richtigs Testament:
Kompstu dann etwa an ein Ort:
So zeuchstu auff nach dem Sprichwort:
Daß die Haar gehen durch den Hut,
Kein Erml dein Wammes haben thut,
Die Hosen auch im gleichen fall
Zerrissen seyen vberall,
Die Strümpff vber die Füsse hangn,
Die Zeh zun Schuhen herauß prangn,
Vñ an denselben sein kein sohln,
Das laß dir seyn ernstlich befohln.
Zur letzt die Lehr dir geben wil:
Du must verstehn das Widerspiel.

Der Pfaff zu den Paten:

Ihr guten Freund sagt an zuhandt,
Wie sol das Kind werden genandt?
(Locus Nominis.)

(Der Pfaff geust jhm ein Glass Wassers auff den Kopff, vnd spricht:)

So tauff ich dich im Namen hie
Veneris, Cereris, Bacchi,
Per pocula poculorum.
Nun ist es fast consummatum.

(Der so das Becken helt geust jm das vbrig auff den Kopff, spricht:)

Der Pfaff hat noch vergessen was,
Ich muß jhn tauffen desto baß.

Hie wird jhm das Patengeldt zugestellt, vnd

Was Gottes Diener lehren,
Bleib' aus der Kirche nicht,
Wer Gott stets hat für Augen,
Der wird alsdenn auch Taugen
Wenn ihn das Creütz anficht.

20. Pflicht' allzeit bei dem Rechten
Die Wahrheit zu verfechten,
Waß du versprichst, daß halt'
Und hühte dich für borgen,
Denn borgen schafft nur sorgen
Und macht gahr selten alt.

21. Wirst du nun ferner Wandern
Von Einer Stadt zur andern,
So sei darauff bedacht
Daß du dich fein bekleidest
Und keinen Mangel leidest
An Einer saubern Tracht.

22. Ein Kerl, dem schier in Bissen
Die Kleider sind zurissen,
Ist gahr in schlechtem wehrt,
Er wird gesetzt dahinden,
Und keiner ist zu finden,
Der Ihn in Dienst begehrt.

23. Nun, waß Ich dich gelehret
Und man itz angehöret,
Demselben folg' auch fein,
So wird des Höchsten Segen
Auff allen Deinen Wegen
Stets ümb und bei dir sein.

[Hierauff nun begehret der Lehrmeister von denen dazu erbehtenen Gezeugen zu wissen, was sie dem neuen Gesellen für einen Namen wollen geben, und als er denselben von ihnen verstanden, besprenget er ihn mit Wasser, Jedoch also, dass es niemand Ergerniss kan bringen, so bald nun solches geschehen, tretē die sämtlichen Zeugen zu, und überreichen dem neuen Gesellen ihre Geschenke, worauff ihme von der gantzen anwesenden Gesellschafft Glük und Heil zu disem seinem neuen Stande gewündschet, und die gantze Handlung frölich wird beschlossen.]

von der anwesenden sämptlichen Gesellschafft Glück gewünscht, vnd spricht der Epilogus zu den Zusehern:

Ihr Herrn vnd Freund nempt
so für gut,
Der Actus ein End haben thut.

Beschluß.

AChtbar Ehrnvest
Herrn, Freund vnd Gest,
Jungfrawn, deßgleich
Frawn tugendreich,
Wollt was geschehn
Auffs best verstehn.
Es ist zwar nicht
Darauff gericht,
Daß wir hie wölln
Comœdi spieln:
Sondern wie gsagt,
Die wol betagt
Gerechtigkeit
Vnd Gewonheit
Gestellt von Altn
Hiemit erhaltn,
Der Edlen Kunst
Zu ehr vnd gunst,
Welch, wie man list,
Ein Mutter ist,
Vnd Conservatrix
Auch Propagatrix
Der freyen Künst,
Den sie viel Dienst
Præstirt vnd leist,
Wie solchs beweist
Der Augenschein
Klärlich vnd fein,
Drumb dann jhr Lob
Billich schwebt ob.
Dem Schöpffer weiß
Sey Lob vnd Preiß,
Zu aller Zeit
In ewigkeit,
Der die schön Gab
Von oben rab
Dem Menschen beschert,
Ihn mit verehrt:
Der Keyser frey
Lobens werth sey,
Der diese Gabn
So hoch erhabn,
Ihr war geneigt,
Vnd guts erzeigt,
Bewieß viel gunst
Der Edlen Kunst.
Gott geb allzeit
Gedeyligkeit,
Daß die Kunst blüh

[Nun folget die Person, welche die Abdankung thun muss, welche entweder wie die Pallas, oder auch wie ein schönes Weibesbild, ein Buch und Presse in Ihren Händen haltend, wodurch die edle Kunst der Buchdrükkerei wird fürgebildet, könte bekleidet oder ausgeputzet werden, dise hält gegen die Zusehere nachfolgende Rede:]

IHr Herren Freund' und Gäst',
Ihr Frauen und Jungfrauen,
Demnach es Euch geliebt, diß Spielwerck anzuschauen,
So sagen wir dafür Euch allen hertzlich Dank,
Ja rühmen solche Gunst auch unser lebenlang.
Ein rechtes Schauspiel zwahr habt Ihr hie nicht gesehen,
Wie sonst wol für der Zeit in dieser Stadt geschehen,
Die Meinung hat es auch mit unserm Handel nicht,
Immittelst tragen wir die feste Zuversicht,
Dieweil wir den Gebrauch, der von den lieben Alten,
Auff uns geerbet ist, auch dieses mahl behalten,
Ihr werdet ohne falsch uns allen günstig seyn,
Und mercken nur den Zweg, worauff wir gehn allein.
Die wehrte Drükkerkunst, vom Himmel uns geschenket,
Hat tausend mahl verdient, daß alle Welt sich lenket
Nach Ihrer Treffligkeit, auch Ihr zu liebe thut
Das, was ergetzen kan Hertz, Leben Seel und Muht.
Diß zeügen nicht nur Wir: Das Häupt der Welt, der Käiser,
Der so viel Krohnen trägt und so viel Loorberreiser,
Der liebet diese Kunst, Er rühmet sie so sehr,
Als wens ein Königreich, ja gantz Eüropa wer'.
O grosser Ferdinand, Dir haben wirs zu dancken,
Daß diese theüre Kunst in Ihrer Hoheit Schranken
Annoch erhalten wird: Dir wünschet alle Welt:
Leb' ewig, ewig wol du rechter Wunderheld,

Beyd spat vnd fruh,
Auff daß mit macht
An tag werd bracht
Durch sie sein Wort
An allem Ort,
Darauß entspriesse,
Vnd stets herfliesse
Gott ehr, uns nutz, wünscht

PAUL de VISE.

* * *

Gedruckt im Jahr nach Erfindung der Buchdruckerey

CLXXXI.

Die grossen Könige, Die Götter dieser Erden,
Die tapfre Fürsten, die so hoch erhaben werden,
Die klügste Geister, die man findet weit und breit,
Erweisen dieser Kunst Lieb' und Gewogenheit.
Was rühm' Ich aber viel von Menschen, die vergehen?
Gott selber hat die Kunst mit Gnaden angesehen,
Gott hat Sie groß gemacht, Gott hat in dieser Bahn
Der Welt, viel' hohe Ding', allein durch sie gethan:
Dein Werk, HErr, sei gelobt, Dein Nam', HErr, sei gepriesen,
Du hast der Christenheit so grosse Lieb' erwiesen
Durch diese theüre Kunst, daß auch der klügste Mann
Derselben Herrligkeit nie gnug außsprechen kan.
Du hast Dein heiligs Wort durch Selbig' außgebreitet,
Du hast solch einen Schatz durchs Drukken zubereitet,
Der nicht zu schätzen ist. Ach Gott wie manche Seel'
Ist durch ein Buch befreit aus des Verderbers Höhl'.
O Schöpffer, reich von Güt, O Vater groß von Gnaden,
Bewahre doch hinfohrt die Kunst sampt uns für Schaden.
Die Drukkerherren und was Ihnen anverwant,
Beschütze kräfftiglich durch deine Heldenhand.
Laß Sie Dein heiligs Wohrt zu deinen Ehren drükken
Und uns zur Seligkeit in alle Welt ausschikken,
Erhalt' und segne Du die Kunst doch fort und fort,
So wollen wir o Gott, dich preisen hier und dort.
I h r H e r r e n a b e r s a m t d e n F r a u e n u n d J u n g f r a u e n,
Demnach es euch geliebt uns willig zuzuschauen,
Seid alle sehr bedankt, den solche Gegenwahrt
Hat Eure guhte Gunst uns klärlich offenbahrt.
Dafern Euch nun diß Spiel nicht gäntzlich hat gefallen,

So wissen wir vorhin schon dises, daß man allen
Nicht kan behäglich sein, die Zeit, welch' alles lehrt,
Kan schaffen, das diß Spiel werd' anderwerts vermehrt.
Immittelst lebet woll und seid uns ia gewogen,
Die Hoffnung Eurer Gunst hat uns noch nie betrogen,
Wir bleiben euch zu Dienst' und zwahr zur ieden frist,
So lang' ein einzigs Buch annoch zu lesen ist.

ENDE.

* * *

Damit hat das Deposition-Spiel ein Ende. Johann Rist bietet noch eine „Zugabe“.

Lob- und Ehrenlied,
Zum Unsterblichen Ruhm, der alleredelsten Buchdrukkerkunst.

Lebe, schwebe güldne Kunst,
Gott wird deinen Ruhm dir mehrē,
Ja mit Seiner Gnad' und Gunst
Dich, trotz allen Neidern, ehren,
Liecht der Künste deiner Zier
Gehen gahr kein' andre für.

2.

Preiset doch der Himmel dich
Gleichsam als ein' Erdensonne,
Nennet dich auch prächtiglich
Hoher Fürsten Freud' und Wonne,
Liecht der Künste, deiner Zier
Gehen sonst kein' andre für.

3.

Wie dem schönsten Diamant
Wegen Seiner hellen Strahlen
Dieses Lob wird zuerkandt,
Daß er kaum sei zu bezahlen
So kan niemand deiner Zier
Andre Künste ziehen für.

4.

Schauet, was Buchdrukkerei,
Von den Teutschen erst erfunden
Für ein edles Kleinoht sei,
Das man billig alle Stunden,
Preiset wegen Seiner Zier,
Dem kein' andre gehen für.

5.

Laß die Neider noch so sehr
Dieser Kunst entgegen streben,
Ihr' Erbauung, Nutz und Ehr
Muß doch über alles schweben,
Pracht der Künste, Deiner Zier
Gehen gahr kein' andre für.

6.

Wie der klahre Morgenstern
Ost uñ Westwarts Sich läst sehen
So sol auch der Künste Kern
Alle Theil der Welt durchgehen,
Dass man sag': O dieser Zier
Ziehe ja kein anders für.

7.

Lebe, schwebe güldne Kunst,
Laß auch Mich dein Lob vermehren,
Und aus teutscher Liebesbrunst
Gahr biß in Mein Grab dich ehren,
Wahrlich, Deiner Himmels Zier
Geht kein Pracht auff Erden für.

J. Rist.

* * * * * * * * *

Wer das, was wol gemeint, zum ärgsten deuten wil,
Der bleib' ein Narr für sich, wir lachens in der Still'.

Zu Ristens Lebzeiten erschien nur der eine Druck des Spieles. Dass übrigens dasselbe vielleicht von Wichgrev abhängig sei, vermutet Erich Schmidt in seinem instruktiven Vortrage ‚Komödien vom Studentenleben aus dem 16. und 17. Jahrhundert' (Leipzig 1880) mit Unrecht. Albert Wichgrevs ‚Cornelius relegatus', verdeutscht durch Johann Sommer (Magdeburg 1605), schildert eine studentische Deposition (Actus II. Scena II), worin derselbe gegebene Stoff in kurzer und drastisch roher Weise behandelt wird. Jedoch ist diese Scene gewiss nicht zum Muster genommen. Jedenfalls hielt Rist sich streng an Vise, und der Letzte scheint selbstständig vorgegangen zu sein. Denn von einer Ähnlichkeit lässt sich nur insofern reden, als hier wie dort allgemein übliche Sitten und Vexationen sich dargestellt finden. Auch der Liebesbrief, den man dem Novizen aus der Tasche zieht, ist keine dichterische Fiktion, sondern eine belustigende Episode, die einmal zu der Ceremonie gehörte und dramatisches Leben in dieselbe hineinbrachte.

Fassen wir nun die späteren Drucke ins Auge. Fünf Jahre nach dem Tode von Johann Rist wurde die folgende Ausgabe besorgt: DEPOSITIO | CORNUTI | TYPOGRAPHICI, | Das ist: | Lust- oder Freuden-Spiel, | Welches bey Anneh- | mung vnd Bestätigung ei- | nes Jungen Gesellen, der die Edle | Kunst der Buchdruckerey redlich hat außgelernet, ohne | einige Aergernüsse kan agiret vnd | fürgestellet werden. | Zum Erstenmahl gedruckt in Lüneburg | in der Sternischen Druckerey. | Anjetzo aber von etlichen Kunst-liebenden vermehret | vnd nachgedruckt. | Ynßprugg, Im Jahr Christi, 1672. | — 24 Bll. 8° (Großherzogliche Bibliothek in Weimar).

Dieser Druck zeichnet sich einerseits dadurch aus, dass die niedersächsische Rede des Knechtes ziemlich wörtlich ins Hochdeutsche übersetzt ist (nicht eben zum Vorteil des Anstandes, ja jedes ästhetische Gefühl verletzend, denn was sich im Dialekt konnte hören lassen, berührt in hochdeutscher Sprache geradezu widerwärtig), andererseits kündigt er sich auf dem Titelblatte selbst an als „von etlichen Kunst-liebenden vermehret". Das bezieht sich nicht nur auf die Singnoten — Bl. 2 enthält die Melodie zum Liede ‚Wie reich vnd glücklich seyn wir heut' und Bl. 22 diejenige zu dem ‚Lob- vnd Ehren-Lied' —, sondern es sind auch, ehe das eigentliche Lustspiel beginnt, zwei gereimte Begrüssungen für das Publikum vorangeschickt, welche nicht ohne Interesse sein dürften. Die erste (Bl. 4 und 5) lautet:

Deß Vice-Knechts oder Monsieur Sausewinds, lächerliche Vorred.

So dieser sein Ampt verricht, wird ein Stücklein musiciert, darnach kompt der rechte Prologus auff den Platz, vnd thut seine Vorred. etc.

TVgendsame, Ehrenreich,
Liebe Herrn vnd Freund zugleich,
Wie auch Kunstreiche Frawen,
Vnd Hochgelährte Jungfrawen,
Es ist zwar nicht,
Darauff gericht,
Daß wir hier wöllen,
Comödien Spielen,
Sondern gemacht,
Vnd wohl bedacht,
Daß Gerechtikeit,
Wie auch Gewonheit,
Von Alters her,
Gemacht zur Lehr,
Zur Ehr vnd Gunst,
Der Edlen Kunst,
Welch, wie man list,
Ein Mutter ist,
Vnd Conservatrix,
Auch Propagatrix,
Wie Eulenspiegel in seinem Buch,
Im ersten vnd im andern such,
Er schreibt gar viel mit seiner Hand,
Aber nirgend ist es bekanndt,
Der Bacchus mit seinen Thaten,
Thut auch zu diesen Sachen rathen,
Er gieng an Orthen mancherley,
Wo was zu Fressen vnd Sauffen sey,
Da war Bacchus ein braver Held,
Mir seine Weiß gar wohl gefällt,
Er setzet sich gern oben an,
Ich dieses auch nicht lassen kan,
Die Mägdlein hat er gern bey sich,
Es ist mir auch so wunderlich,
Das Gläßlein ließ er offtmahls sincken,
Ich mag auch so gar gerne trincken,
Bacchus aß gerne Lecker-Bissen,
Darzu bin ich auch geflissen,
Diß alles Bacchi Thaten sind,
Vnd ich heiß Monsieur Sausewind,

Dann er lag stets im Luder,
In Summa ich bin sein Bruder,
Doch in die Badstub vnverdruß,
Ich nun gar schnell hin eylen muß,
Allda laß ich mich erst putzen,
Vnd hernacher mein Bart stutzen,
Wann ich dann komme auß dem Bad,
Ich euer Lieb vnd Andacht lad,
Zu einem wohlbereiten Tisch,
Darauff ist weder Fleisch noch Fisch,
Denn ich hätt es bald vergessen,
Sie sollen auch mit uns Essen,
Eßt ihr gern Aepffel vnd Biern,
Was sonst gibt zu schnabeliern,
Vnd was Delicat von Mandel,
Zucker-Brodt vnd Zucker-Kandel,
Oder was sonst gibt zu schlecken,
Müst ihr daß Maul in Sack stecken,
Doch will ich hierzu nicht fluchen,
Es sind vngebachne Kuchen,
Von Krebsen-Blut vnd Mücken-Schmaltz,
Von Rosen-Fett ohn Bier vnd Saltz,
Dieses zusammen distilliert,
Hernacher auff kein Brodt geschmiert,
Ein Kanne ohne Brandtenwein,
Wird alles schon beysammen seyn,
Diß haben euer Lieb vernommen,
Wann sie wollen zum Essen kommen.

Die ersten zwanzig Zeilen lehnen sich, wie man sieht, eng an Vises ‚Beschluß‘ an, während das Uebrige Originaldichtung eines „Kunst-liebenden“ Druckers, vielleicht des anonymen Herausgebers, zu sein scheint, dessen Poesie zwar derb aber nicht ohne volksthümliche Komik ist, und der mit seinen Witzen und Scherzen, welche uns sehr bescheiden und harmlos vorkommen, seiner Zeit die Zuhörer gewiss ergötzt haben wird.

Daran reiht sich unmittelbar der Prologus: ‚Mehrentheils genommen auß Herrn M. Phil. Cæs. gebundener Lob-Rede‘. Diese in Alexandrinern abgefasste Huldigung, eine gereimte Geschichte von der Erfindung und Wichtigkeit der Buchdruckerkunst, hat Philipp von Zesen zum Autor, welcher dieselbe mit einem grossen Apparat gelehrter Anmerkungen (Oedipus oder Außlegung etlicher Historien und denckeler Oerter) in der oben angeführten Schrift veröffentlichte. Von den neunundneunzig Strophen je zu vier Versen sind nur dreiundsechszig herübergenommen, zum grössten Teil wörtlich, zum Teil in etwas veränderter, durch lokale und zeitliche Rücksichten bedingter Fassung. Eine Wiedergabe dieses langathmigen Poems lohnt sich kaum; sein Charakter tritt schon in folgender Probe genügend zu Tage:

Komt auch und hört mir zu, Ihr träfflichen Elbinnen,
Komm Hamburg, komm heran und höre mein Beginnen,
Laß deine Schiffe stehn am blancken Elben-Stroom,
So lange, biß ich das, was noch Athen und Room,
Wie hoch sie flügen, trotzt, ursprünglich dier entdecket,
Die edle Drücker-Kunst, vor der der Pabst erschrecket
Auff seiner Siebenburg: Laßt eurer Presse Ruh,
Ihr edlen Drucker Ihr und hört ein wenig zu . . .
Als vierzehnhundert Jahr und viertzig war verflossen
Nach unser Christ-Geburt, war GOtt der HErr entschlossen
Sein Wort zu breiten aus: Es war fast auff der Bahn,
Den Huß im Geiste sah, der theure Wunder-Schwaan.
Der Keyser Albrecht starb der Ander so genennet,
Drauff Friederich der Dritt' als Keyser ward erkennet;
Im ebenselben Jahr ward uns die Drückerey
Von GOtt geschenckt, daß sie der Künste Mutter sey.
O Fürstin aller Kunst, Du aller Lehrer Amme,
Durch dich hat GOtt gezeigt im Dunckeln seine Flamme,
Die Fackel seines Worts. Wer hat dich dann erdacht?
Wer hat ein solches Werck mit kluger Hand gemacht?
und wo ist das geschehn? Ists Phidias gewesen
Der Künstler von Athen? von dem man noch kan lesen
Daß er Minerven Bild neun Klafftern hoch gemacht
Auß Gold und Helffenbein und in das Schild die Schlacht
Der Amazonen grub? Sol man es dier zumessen,
Lysippus, weil nur dir dein König ist gesessen
Sein Bild zu bilden ab? Praxiteles vielleicht,
In dessen Venus sich, dem keines sonsten gleicht,
Ein Jüngling hat verliebt? Hats Daedalus erfunden?
Der sonst das Labyrinth zur unglückhafften Stunden
Ihm selbst und seinem Sohn' in Creta hat gemacht,
Daraus er wiederüm mit Flügeln ward gebracht,
Die Kunst ihm angesetzt? Hastu es dann ersonnen,
Perillus? oder wie? hat sich von dir entsponnen,
Egeus, diese Kunst? Ists Alcman ein Poet,
Der erste, der ein Lied von Liebes-Lust anfäht?
Dem man so emsig folgt? Sol Palamedes lehren
Die schöne Drücker-Kunst, von dem wir sehn und hören,
Daß er das Abece geordnet auff ein Schild?
Ist dann Pyrgoteles, der Alexanders Bild
In Perlen graben mag? Nein, nein! hier ist es keiner,
Die Deutschen übergehn die Griechen und Lateiner.
Schweig, Anagillis, still, die du dein Ebenbild,
Das Ballen-Spiel erdacht: Ertichte was du wilt,
Du frische Thymele; Den Deutschen müsst ihr weichen
Ihr Künstler von Athen, Ihr Griechen müsst verbleichen;
Du großes China du, du rühmest dich ümsunst,
Auch hast du, Frankreich, nicht erfunden diese Kunst.

Ihr Niederländer ihr lasst euer Harlem schweigen,
Auch Welschland kan uns nicht den urerfinder zeigen.
Kommt, nehmt uns dieses Lob: Johannes Guttenberg,
Ein Mann von edlem Stam̃ bringt auff das Drucker-Werck,
Zu Meyntz im Deutschen Reich . . . .
. . . .

So Philipp von Zesen. Der Insbrucker Herausgeber setzt statt der Elbe Gedankenstriche, die nach jedes Ortes Gelegenheit ausgefüllt werden können, und die Anspielungen auf den Pabst und Huss lässt er als Katholik fort. Dafür hat er die allgemeinen Phrasen:

Die Edle Drucker-Kunst, Die vormals war verdecket,
Jetzt ist sie offenbar . . . . . .
Sein Wort zu breiten auß, Er wolt entdecken dar
Durch die Buchdruckerey, was vor verborgen war.

Nach dieser umfänglichen Lobrede wird (Bl. 9) mit dem Lustspiel der Anfang gemacht. Der Abdankung (Bl. 21 und 22) folgt zum Beschluss (Bl. 22—24) das ‚Lob- vnd Ehrenlied‘. Weggelassen sind dagegen Ristens Vorwort an die Gebrüder Stern, sowie dessen Zuschrift an Meister Hämmerling. Gleich nach Aufzählung der acht Personen, unter denen Monsieur Sausewind, der 1655 fehlt, obenan figuriert, hebt das Lied an ‚Wie reich vnd glücklich‘.

Ein Lustrum später kam ein zweiter Nachdruck heraus als Anhang zu Jacob Redingers ‚Format-Büchlein‘ (Franckfurt am Mayn 1679): DEPOSITIO CORNUTI | TYPOGRAPHICI, | Das ist: | Lust- oder Freuden- | Spiel, | Welches bey Annehmung und Bestetigung | eines Jungen Gesellen, der die Edle Kunst der Buch- | druckerey redlich hat außgelernet, ohne einige Aergernüsse kan | fürgestellet, vermittels, welches auch künfftiger Zeit, Junge an- | gehende Personen, nach Verfliessung ihrer Lehr-Jahre, zu Buch- | drucker-Gesellen können ernennet, bestetiget, an- und auff- | genommen werden. | Auff freundliches Ansuchen und sonderbares | Begehren, wie denn auch der Hoch- und Weitgerühm- | ten Buchdrucker-Kunst zu unvergänglichen Ehren, | wolmeinentlich abgefasset | Von | Johann Rist. | Zum Erstenmahl gedruckt in Lüneburg. | Anjetzo aber zu der Niedersächsischen Rede die Hoch-Teut- | sche anbey gesetzt; und mit schönen Liedern vermehret, | und also wiederumb zum Druck | befördert. | Franckfurt am Mayn, | Druckts Johann-Georg Drullmann. | Im Jahr Christi 1677. — 32 Bll. 8⁰ (Königl. Bibliothek zu Berlin).

Diese Ausgabe sucht sowohl der Gesellensprache in Ober- wie Niederdeutschland gerecht zu werden, indem unter des Knechtes plattdeutsche Rede (fast wörtlich nach 1655) die Uebertragung, welcher mit geringen Abänderungen die Insbrucksche zu Grunde liegt, in Klammer gesetzt ist. Redinger hat die beiden Drucke 1655 und 1672 derart kombiniert, daß er Alles bietet, was in dem ersten schon vorhanden und in dem zweiten hinzugefügt war. Als Zugabe finden sich außer dem Ristschen Hymnus ‚Lebe, schwebe, güldne Kunst‘ drei neue Lieder, von denen nur das letzte keine Singnoten hat.

Das erste, in der beigesetzten oder in der Melodey des 8. Psalmens, ist unterzeichnet: J. M. K. Mitteilenswerth sind von den zwölf Strophen die folgenden:

1.

WIr wollen nicht der andern Künsten lachen,
Die sich berühmt im Edlen Teutschland machen,
Wir singen nur, wie unser Druckerey,
Zu Straßburg dort vorlängst entsprossen sey.

5.

Es hat die Welt dem Straßburg diß zu dancken,
Sein hoher Thurn besiht der Städte Schrancken,
Sein grob Geschütz bestärcket Wacht und Macht,
Und Mäntelin erneurt der Straßburg Pracht.

6.

Der hat zuvor aus Holtze Wort geschnitten,
Mit einem Drat am End, und in der Mitten
Sehr hart verfasst, gesetzet nach der Reih,
Und so versucht die Kunst der Druckerey.

7.

Biß Guttenberg und Gansefleisch sind kommen
Hinab nach Meyntz, da hat sie zugenommen,
Und ist von Tag zu Tag die Drucker-Kunst
Gestiegen hoch durch milde Himmels-Gunst.

8.

Auf, Teutscher auf, erfreu dich deiner Ehren,
Die Druckerey muß deinen Ruhm vermehren,
Sie träget dich von dieser Erden-Zelt
Sehr hoch hinauff biß an der Sternen Feld.

Das andere (gleichfalls zwölf Strophen) ist ein Lobgesang von *M.* M. R. auf das Wappen der Buchdrucker, auf diese selbst, auf die Liebhaber, die Schreiber u. s. w. Eine Probe genüge:

So singen wir mit Freuden-Schall
Die Gänse-Federn an,
Und preisen, was GOtt überall
An uns durch sie gethan.
Die Gans ist reich, ihr Bett ist weich,
Ihr Nest ein Heer,
Der Federn noch viel mehr,
Dadert all ihr Gänse dadert,
Hadert all ihr Lumpen hadert,
Hadert starck, zum Schrifft- und Feder-Marck.

Das letzte von M. S., in der Melodey: Ach Amarillis hast du dann, versifiziert in eilf Strophen die Drucklegung eines Buches. Das Korrekturlesen wird also besungen:

Dem Author wird der (Druck) zugeschickt,
ihn fleissig zu durchgehen,
wann er was falsch darinn erblickt,
alsbald im übersehen,
schreibt ers in Rand,
wie es bekandt,
biß all Fehl sind notiret,
dann wird es corrigiret.

Zum Schluss heisst es nicht minder holperig und prosaisch:

So wird die Kunst getrieben fort,
biß ein Werck geht zu Ende,
wie es hier steht von Wort zu Wort,
gar hurtig und behende:
Setz'r, Drucker ihr
habt Lob dafür,
um euer Müh und Gaben,
die Kunst ist werth zu haben.

Poeten können die Verfasser just nicht genannt werden.

Wieder nach fünf Jahren enthält Daniel Michael Schmatzens von Wittenberg ‚Neu-vorgestelltes Auf der Löblichen Kunst Buchdruckerey Gebräuchliches Format-Buch' (Sultzbach 1684) einen Neudruck: DEPOSITIO | CORNUTI TY- | POGRAPHICI, | Das ist: | Lust- oder Freu- | den-Spiel, | Welches bey Annehmung und Be- | stättigung eines Jungen Gesellen, der die | Edle Kunst Buchdruckerey redlich hat aus- | gelernet, ohne einige Aergernüsse kan | agiret und fürgestellet werden. | Zum erstenmal gedruckt zu Lüneburg in der | Sternischen Druckerey. | Anjetzo aber zusammen getragen, vermehret | und nachgedruckt | von | Daniel Michael Schmatzen, der Edlen | Kunst Buchdruckerey Verwandter. | Sultzbach, | Gedruckt bey Johann Holsten, | Anno MDCLXXXIV. — 20 Bll. 8⁰ (Königl. Bibliothek zu Berlin. Hamburgische Stadtbibliothek).

Der Knecht redet hier ebenfalls „in Teutsch- und Niedersächsische Sprache" und zwar steht das Hochdeutsche voran und darunter mit der Notiz „Auf Niedersächsisch" die mundartliche Version. Dem Herausgeber lag die Editio Insbruck 1672 vor; für den Dialekt griff er auf Ristens Originaldruck 1655 zurück. Vorwort und Zuschrift sind weggelassen. Der Text beginnt gleich mit dem Liede ‚Wie reich und glücklich', woran sich Zesens gebundene Lob-Rede schliesst. Eingeschaltet ist dann (Bl. 62^{b} und 63) folgende merkwürdige Begrüssung in Prosa:

Ein andere Prologi.
Edle, Wol-Ehrenveste Herren.
Wie auch
Tugendbegabte Frauen und Jungfrauen.
Höchsterwünschte Spectatores,
Allerseits freundlichst beehret und bewillkommet!

DIeser Saal, den wir jetzund werden betretten, wird ein Schau-Spiel ihren günstigen Augen fürstellen, nicht zwar ein Spiel von sonderbarlicher Ergetzlichkeit einer anständigen anmuthigen Comœdien, welche Augen und Ohren ihrer beliebigen Gegenwart wird annehmlich machen und belustigen können. Nein, eine solche haben sie hier nicht zugewarten. Unsere Intention und Vorhaben ist allein dahin gemeint, der Löblichen Kunst Buchdruckerey, ein Gesellen, ein Mitglied, nach altem wolhergebrachten Teutschen Kunst-Gebrauch zu Ehren und Redligkeit zu bringen, anzunehmen und zu bestättigen. Bitten derowegen uns zu beehren, und diesem unserm Actu mit gedultigem Zuschauen und Gehör biß zum Ende beyzuwohnen.

Unsere liebe alte Teutsche Vorfahren, denen allein, vor allen andern Nationen, diese Drucker-Kunst ist zuerst von oben herab geschencket worden, haben dieses ihr herrlich Geschenck, diese Nutzenschafferin, als eine geflügelte Göttin, deren Haupt mit einer Lorbeer-Cron bewunden, deren Hände mit einem Horologio und einem Buch, deren Füsse auf den Kugelrunden Erdkreiß, ja dem Todt selbsten, triumphirend stehend, figuriret und abgemahlet.

Diese ihre Explication ist so schön als sie eintrefflich. Dann gemahlet hat sie die Tafel der Poesi. Das Buch bedeutet ihre Mühe und Arbeit. Das Horologium die gewisse Zeit ihrer Ankunfft. Ferner tritt sie mit einem Fuss den Tod, mit dem andern stehet sie auf der runden Kugel, dann sie fürchtet nicht den Tod, und (trutz Ignorantz) herrschet sie über die gantze Welt. Mit ihren Flügeln durchschneidet sie die Wolcken, und giebt zu erkennen ihre Glori, dann sie flieget durch alle Welt, und machet, daß die unterschiedliche Secula æternisiren ihr Gedächtniß. Das ist die herrliche Göttin, die nimmer genugsam gepriesene Gutthäterin, an deren Wercken niemals einiger Verdruß geschöpffet wird. Dannenhero dem Weltberühmten Herrn Risten sonderlich beliebet, zu ihrem Lob, also wolklingend zu reimen:

O Kunst! Der nichts zu gleichen ist,
Die Kirche kan zu keiner Frist
Hier ohne dich bestehen,
Was acht ich Rathhaus, Cantzeley,
Was Schöppenstuhl, was Schreiberey,
Wo du dich nicht läst sehen?
Du bist der Künste Königin,
Ja selbst der Weißheit Meisterin.
Daß Advocaten sind gelehrt,
Daß man den Artzt hält hoch und werth,
Daß man die Lehrer liebet,
Daß mancher voll von Pallas Brunst
Sich in der Sprach- Meß- Rechen-Kunst
Und tausend andern übet,
Daß Menschen können Menschen seyn,
Daß schafft die Drucker-Kunst allein.

Dieses schöne Elogium giebt genugsam zu erkennen, wie nutzbarlich diese Kunst jedem Stand, beydes geistlichem und weltlichem, diene und Beförderung gebe.

Bringt demnach mit sich unser, von Kaysern und Königen begnadigt- und bestättigte alte wolhergebrachte Kunst Gebrauch, offtgemeldter Gutthäterin auch zu Ehren, diese Deposition vorzunehmen, durch diese etwas raue, doch denen Herrn Literatis wolbekandte Manier, der Unart und Grobheit dieses Cornuti Abschied zu geben, in Tugendhafften Sitten und Leben anzuweisen, zu aller Redlichkeit anzufrischen, und in den Ehrlichen Gesellen-Stand mit uns einzuverleiben. Wollen also, mit Erbittung ihrer ferneren Gedult, hiermit den Anfang machen.

Der üblichen gereimten Abdankung ist ‚Ein andere Abdanckung‘ in Prosa (Bl. e 3ᵇ und e 4) beigegeben, die als Seitenstück zur obigen Begrüssung mitgeteilt zu werden verdient.

Hochgeehrte Herren,
Wie auch
Tugendgezierte Frauen und Jungfrauen.

ALle diese huldreiche Wolgewogenheit und Favor, welche wir wegen ihrer schätzbar-geleisteter Gegenwart genossen, als da sie diesem unserm geringen Schau-Spiel, biß zu dessen Ausgang, beharrlich beygewohnet, verbindet uns nach Gebühr hinwiederum allerseits zu ihrem willigen Dienst und Aufwärtigkeit bestes Fleisses. Wir bedancken uns zum höchsten der günstig erzeigten Ehr, haben solche hohe Gunst unser Lebenlang zu rühmen. Was aber allhier vorgangen, daß besser und geschickter hätte vorgestellt werden können, wird von ihnen verhoffentlich im besten vermercket seyn, als auf den Zweck unsers von Alters hergebrachten Löblichen Drucker-Gebrauchs, welcher dann einig und allein dahin sich lencket, wie alle diejenige, durch solche Ceremonien von uns aufgenommene Neue Gesellen, von einiger verhasten Untugend, Grobheit und Vermessenheit ausgesetzet, hingegen in belobter Tugend, Kunstmässiger Erbarkeit, Zucht und Redlichkeit, und gleichsam zu einem neuen Leben geruffen, auf- und eingenommen werden. Und dieses ists, was wir jetzo nutzliches und erbauliches, durch vorgangenes Spiel, verrichtet haben.

Denen nun diese Deposition in etwas mißfallen, und vielleicht verdrüßlich gewesen, wollen uns dißmal günstig vor entschuldiget halten, dann uns wol wissend, daß allen und jeden es recht zu machen, eine Unmöglichkeit ist, soll doch ein andermal fleissiger und genauer, nach Mensch-Möglichkeit, in Acht genommen und verbessert werden.

Immittelst lebet wol, und seyd uns ja gewogen,
Die Hoffnung eurer Gunst hat uns noch nie betrogen,
Wir bleiben euch zu Dienst, und zwar zu jeder Frist,
So lang ein eintzigs Buch annoch zu lesen ist.

Von den Lob- und Ehrenliedern findet sich am Ende nur Ristens ‚Lebe, schwebe, güldne Kunst‘.

Dreissig Jahre später lässt sich ein abermaliger Nachdruck verzeichnen: DEPOSITIO | CORNUTI | TYPOGRAPHICI, | Das ist: |

Lust- oder Freuden- | Spiel, | Vermittelst welches junge angehende Personen, | so die Edle Kunst der Buchdruckerey redlich ausgelernet, | nach Verfliessung ihrer Lehr-Jahre, zu Buchdrucker- | Gesellen bestätiget, an- und auffgenommen, und ohne | einige Ærgerniß dabey vorgestellet wer- | den kan. | Auf freundliches Ansuchen, und sonderbahres | Begehren, wie dann auch der Hoch- und weit- | gerühmten | Buchdrucker-Kunst | Zu unvergänglichen Ehren, wohl-meynentlich abgefasset | von | Johann Rist. | Zum Erstenmahl gedruckt in Lüneburg. | Anitzo aber aufs neue neben der Nieder-Sächsischen Rede | die Hochteutsche gesetzt, und zum Druck | befördert. | LUBECK, bey Samuel Struck. | Im Jahr Christi, 1714. — 48 Seiten 8° (Hamburg. Stadtbibliothek).

Hier findet sich wieder die Vorrede an die Gebrüder Stern, nicht aber die Zuschrift an Meister Hämmerling. Im Anschluss an den Druck von 1672 folgt dem Personenregister Monsieur Sausewinds Ansprache ‚Tugendsame, Ehrenreich‘ sowie Zesens Lob-Rede. Auch ‚Eine andere Prologi‘ (zuerst Sultzbach 1684) fehlt nicht; dann kommt als „nachgesetzte Aria“ Ristens Lied ‚Wie reich und glücklich‘, worauf das Lustspiel anhebt, des Knechtes Rolle hoch und platt neben einander, das Hochdeutsche in Klammer, beides mit wenigen Varianten offenbar nach der Sultzbacher Editio, die überhaupt hier zu Grunde gelegt zu sein scheint, wie denn auch (S. 42) ‚Eine andere Abdanckung‘ wörtlich herübergenommen ist. Die Zugabe etlicher Arien, „erdichtet und in die Music gebracht von Einigen Gönnern und Liebhabern“, umfasst mit Singnoten (S. 43 – 48) Ristens Lied ‚Lebe, schwebe, güldne Kunst‘, sowie aus dem Redingerschen Drucke ‚Wir wollen nicht der andern Künsten lachen‘ und zum dritten ein neues von Andreas Tscherning:

1.

Gerne laß ich andre zancken,
  Wer der Edlen Druckerey
  Eigentlich Erfinder sey.
Mir gefallen die Gedancken:
  Mänt'lin hat den Grund gelegt;
Guttenberger fortgetrieben,
Fausten ist der Ruhm geblieben,
  Wie man heute Bücher prägt.

2.

Gnug ist, daß wir dieses wissen,
  Teutschland, aller Erden-Pracht,
  Habe solche Kunst erdacht,
Die wir heute noch geniessen.
  Unser ist die Druckerey!
Auff den Teutschen wird sie bleiben:
Alle Länder unterschreiben:
  Daß sie unser eigen sey.

3.

Wer ein ander Urtheil fället,
  Recht zu sagen düncket mich,
  Daß er jenen Greiffen sich
Bey den Scythen gleiche stellet,
  Die das Gold in grosser Zahl
Selber zwar nicht brauchen können,
Dennoch keinen Nachbar gönnen,
  Und verjagen allzumal.

4.

Wir behalten schon die Wiegen
  Der erzeugten Drucker-Kunst,
  Ohne wie wir etwa sunst
Mit Carthaunen sind gestiegen,
  Welcher Ruhm uns auch gehört.
Jetzt gebührt uns GOtt zu loben.
Daß er dieses Pfand von oben,
  Auch in unser Land verehrt.

Wie trefflich Ristens Schauspiel immer noch seinem Zweck entsprach, beweist der Umstand, daß auch Joh. Heinrich Gottfried Ernestis

'Die Wol-eingerichtete Buchdruckerey' (Nürnberg 1721) dasselbe enthält; bezeichnend heisst es: „Am Ende ist das gebräuchliche DEPOSITIONS-Büchlein angefüget". Das Titelblatt lautet: DEPOSITIO | CORNVTI TYPOGRAPHICI, | Das ist: | Lust- und Freuden-Spiel, | vermittelst welchem junge Personen, so | die Edle Buchdrucker-Kunst | redlich erlernet, nach Verfliessung ihrer Lehr-Jahre, zu Buchdrucker-Gesellen | bestättiget und aufgenommen werden, | Auf freundliches Ansuchen, und sonderbares Begehren, wie auch der hoch- und weitgerühmten Buchdrucker-Kunst | zu unvergleichlichen Ehren | A. 1654. wolmeinend verabfasset | von | Johann Rist. Darunter: Personen dieses Lust-Spiels. — 12 Bll. Quer-Folio (Königl. Bibliothek zu Berlin. Großherzogl. Bibliothek in Weimar).

Hier sind des Knechtes Reimsprüche hochdeutsch mit angefügtem plattdeutschen Text, nach der Ausgabe von 1714. Ristens Vorwort an die Gebrüder Stern und Zuschrift an Meister Hämmerling fehlen. Die Versammlung wird mit einem neuen, originellen Liede begrüsst; die Komik darin ist kräftig und gar nicht übel. „Des Monsieur Sausewinds oder Vice-Knechts lächerliche Vorrede, bestehet in folgendem Lied":

1.

Ihr Herren! dieser Tafel Ehr,
Ihr Frauen und Jungfrauen!
Seht an, ich komm jetzt vor euch her,
Laß mich von euch anschauen;
Ich bring euch offenherzig bey,
Wer ich von inn- und aussen sey:
Kein Lauer, kein Lauer, noch Bauer.

2.

Der Heilige, den ich anbet,
Heist Bacchus, der Versoffne,
Der sitzt gern, wo man brät und bäht,
Der liebt das Faß, das offne,
Der setzt sich gerne oben an,
Gleich wie ichs auch nicht lassen kan,
Bey Jungfern, bey Jungfern, bey Jungfern.

3.

Wo dann nun eine solche sitzt,
Da lachet ihm das Herze;
Mir auch, seht wie das Maul ich spitz,
Bey meiner Drucker-Schwärze,
Und wenn ich mich fein recht beschreib,
Hätt' ich viel lieber heut ein Weib,
Als morgen, als morgen, als morgen.

4.

Heist Bacchus, toller Sausewind,
Und lebt all Tag im Luder?
So bin ich, wo nicht gar sein Kind,
Jedoch gewiß sein Bruder;
Der ist nie trocken um das Maul,
Zum Fressen gleichfalls niemals faul,
Bey Tische, bey Tische, bey Tische.

5.

Und daß ich heut so erbar komm,
So wisst, ich laß mich butzen,
Der Bader, unser Vitzedomm,
Wird mich auch einst aufstutzen;
Daß ich bey dem Gefräß mög rein,
Und nicht wie Schornsteinfeger seyn,
Im Schlote, im Schlote, im Schlote.

6.

So kommt dann nun! das Faß ist leer,
Esst! nichts ist in der Schüssel;
Wir können nicht zum Fett noch Schmeer,
Verdreht sind unsre Schlüssel.
Der Hunger ist bey uns der Koch,
Und unser Beutel hat ein Loch.
O Jammer! O Jammer! O Jammer!

7.

Nicht so, nicht so, es ist nicht Zeit,
Jammer! Jammer! zu singen.
Viel lieber laßt uns seyn bereit,
Eines herum zu springen.
Nun so, ihr Herren, streichet auf!
Macht mir ein Menuetgen auf.
Courage! Courage! Courage!

Die Herren Musicanten machen ein Menuet auf; nach dessen Vollendung gehet der Sausewind ab. Zesens Lob-Rede, Ein anderer Prologus, Ristens ‚Wie reich und glücklich' folgen. Dann beginnt das Stück. Der Epilogus oder Nachredner spricht die bekannten Abschiedsworte. Neu ist ‚Eine andere Abdankung' (12 Strophen) zum Ruhme der Buchdruckerkunst, worin es heisst:

Da ist Trost, da findt man Ruh,
Da hat unser Geist Vergnügen.
Setzet uns der Teufel zu,
Muß er doch zu Boden liegen.
GOtt steht uns im Lesen bey
Durch die edle Druckerey.

Sie ist in der Christenheit
Eine Fackel aller Ehren.
Wenn entstehet Zanck und Streit,
Muß ein schönes Buch uns lehren
Wie der Streit zu heben sey,
Und das macht die Druckerey.

Hat die Seele keinen Trost,
Will sie mit Verzweiflung ringen;
Ist die Welt auf sie erbost,
Will sie, ihr zu dienen, zwingen;
Nimmt man gleich ein Buch herbey
Aus der edlen Druckerey.

Hat die Jugend sich vergafft,
So fein frey in Tag nein lebet,
Und im Reden Nutzen schafft,
Wenn sie nur nach Büchern strebet,
Ist die Hoffnung nicht vorbey,
Und das macht Buchdruckerey.

Wissenschafft und kluger Sinn,
Und daß man Doctores wählet,
Daß man stellt Magistros hin,
Und so viel Gelehrte zehlet;
Kommet, sing ich ohne Scheu,
Von der edlen Druckerey.

Alle Stände in der Welt
Müssen würklich Bücher lesen.
Das, was einen Staat erhält,
Und ein ganz gemeines Wesen,
Steht nicht in der Phantasey,
Doch thut viel die Druckerey.

Daran reiht sich ‚Noch eine andere Abdankung', identisch mit der Sultzbacher 1684. Zum Beschluss sechs ‚Lob- und Ehren-Gedichte zum unsterblichen Ruhm der alleredelsten Buchdrucker-Kunst'. Ausser den Liedern ‚Lebe, schwebe, güldne Kunst' von Rist und ‚Gerne laß ich andre zancken' von Tscherning findet sich hier ein Epigramm von M. Opitz:

Du hast, O Teutschland! dir den Erdenkreiß verbunden,
Indem dein kluger Geist die Druckerey erfunden:

Ein Werk, dergleichen nie war bey der alten Welt,
So dem an Nutzbarkeit die Gegenwage hält.

Interessant und nicht ungeschickt durchgeführt ist (Nr. 2) die „Vergleichung des menschlichen Lebens mit der Edlen Buchdruckerey, bey einem in Wittenberg, am 2. Pfingst-Tag 1702 gehaltenen Postulat zu betrachten übergeben“:

Das Leben dieser Welt gleicht einer Druckerey,
Wo sich die Sterblichen zu Preß- und Kästen dringen;
Hier trägt ein jeglicher gesammte Kräffte bey,
Und will mit seiner Schrifft den besten Preiß erzwingen.
Ach aber blindes Volk, der schlechten Officin!
Ach Pressen, die ihr nichts als Sünden-Farben drücket!
O Schrifften, die sich nur um Weh und Angst bemühn,
Ja blosse Nichtigkeit auf alle Messen schicket!
Diß Wesen fieng sich schon in Edens-Garten an,
GOtt hatte sein Gesetz als Exemplar gegeben;
Es gienge Preß und Schrifft, wie man verlangen kan,
Und trug auf jedes Blat die Sprüche von dem Leben.
Doch da der Menschen Feind die böse Lust dictirt,
Ließ sich der Even Hand das Setzer-Werk belieben,
Ja Adam hat hierauf das Drucken so vollführt,
Daß die verfälschte Schrifft bis diese Stunde blieben.
Zwar hat des Höchsten Gunst die Correctur versehn,
Doch siht man, wie die Schrift voll Schmutz und Fehler bleibet;
Drum muß auch Fluch und Zorn um alle Zeilen gehn,
Bis endlich gar der Tod sein deleatur schreibet.
Es rühmt sich mancher zwar mit reiner Jungfer-Schrift,
Und will sein Postpapier mit güldnen Littern schmücken,
Doch wo ihn GOttes Recht mit seiner Schärffe trifft,
So läßt die Heiligkeit nur grobe Canon blicken.
Was ist indeß vor Schrifft zu unserm Wohlergehn?
Die Hoffnung pflegt mit nichts als der Missal zu prahlen,
Doch wenn wir nur den Druck mit offnen Augen sehn,
Kan öffters kaum Petit die Glücks-Columnen mahlen.
Es mengt sich stets Fractur in unsre Freude ein,
Und bricht die ganze Lust, das Weinen folgt dem Lachen,
Die Wohlfahrt will Cursiv und auf dem Sprunge seyn,
Im Fall wir sie im Geist nicht zu Antiqua machen.
Der Schöndruck pranget offt mit lauter Herrlichkeit,
Doch, soll der Wiederdruck das schöne Werk vollführen,
So wird das ganze Blat mit Putzen überstreut,
Ja manchmal ist wohl gar ein kahler Münch zu spühren.
Wer merkt die Hefftigkeit der vielen Pressen an?
Bald läßt sich Gifft und Neid den Bengel anvertrauen,
Bald wird die Spindel selbst mit Kummer angethan,
Denn läßt sich Sorg und Angst um alle Balken schauen.
Die Mutter ist der Fluch, der steten Jammer zeugt.

Die Wände decken sich mit tausend Hindernüssen.
Die Büchse zeigt ein Loch, aus dem nur Ubel steigt.
Der Tiegel will von nichts, als Brand und Schmerzen, wissen.
Der Karren führet stets beschwehrtes Ungemach.
Des Lebens Fundament muß endlich selbst zerbrechen,
Und lässet endlich schon die Jammer-Presse nach,
So heist uns doch der Tod in die Puncturen stechen.
Dahero wohl, und aber wohl, ist dem geschehn,
Der hier dem Drucker-Stand der Eitelkeit entgangen!
Der darff nicht mehr, wie wir, an Sünden-Kästen stehn,
Noch die beschmutzte Schrifft aus schwarzen Fächern langen.
Der trägt das Jehovah auf ein geweihtes Blat,
Die Littern sind voll Lust, die Zeilen voll Vergnügen;
Hier ist nur Farben-Schmuck, dort bildet sich die That,
Und solchen Freuden-Druck darff nie ein Schmutz besiegen.
Die Presse strenger Noth, so unsre Seelen drückt,
Verwandelt sich daselbst in sanfftes Wohlgefallen,
Dann läst ein solcher Mund, den JEsus Lust entzückt,
Zuletzt noch diesen Ruff in aller Sinnen schallen:
Zu guter Nacht, ihr Druckereyen,
Ihr Unglücks-Pressen, gute Nacht:
Druckt fort in euren Wüsteneyen,
Wo Lauffbret, Schinn- und Deckel kracht.
Ihr feuchtet stets mit heissen Zähren
Die Bogen eures Lebens an,
Und last sie einen Stein beschwehren,
Den nur der Tod erheben kan.
Ich bin der Officin entkommen,
Wo man nur Leichen-Reden setzt,
Hier wird mein Geist im Reich der Frommen
Mit lauter Freuden-Schrifft ergötzt.
Jetzt hab ich glücklich postuliret,
Der Höchste selbst will Pate seyn,
Der Nahme, so mich künfftig zieret,
Heist: JEsus ist mein Sonnenschein.

Die folgende Dichtung: ‚Die Buchhandlung wird als die fürtrefflichste Kauffmannschafft betrachtet von C. S.‘ ist sehr weitschichtig und Numero 6 lediglich eine Aufzählung technischer Ausdrücke in Versen; beide sind keines Abdruckes werth. Aber alle diese Zugaben zeigen, wie die Herausgeber der verschiedenen Editionen des Deposition-Spiels sich bemühten, dasselbe zu vermehren und in Gunst zu erhalten. Und gangbar blieb es. So nahm es Christian Friedrich Geßner in sein Handbuch auf ‚Der in der Buchdruckerei wohl unterrichtete Lehr-Junge, Oder: bey der Löblichen Buchdruckerkunst Nöthige und nüzliche Anfangsgründe‘ (Leipzig 1743). Der Titel lautet: DEPOSITIO | CORNVTI TYPOGRAPHICI | Oder | Handlungen, | Welche mit denjenigen Personen, so die | edle Kunst Buchdruckerey redlich gelernet, nach

Verfliessung ihrer Lehr-Jahre, zu Kunst- | Gliedern bestätiget, an- und aufgenom- | men werden, | in gebundener und ungebundener Rede | vor Augen gestellet. | Personen sind, | Der Vorredner, Der Depositor, Sein Knecht, || Der Cornut, Zwey Zeugen, Lehrmeister, | und Nachredner. Leipzig, 1743. — 62 Seiten 8° (Hamburg. Stadtbibliothek).

Den Anfang machen der Knecht (‚Tugendsame, Ehren-reich'), Zesens Lob-Rede und Prologus (‚Wie reich und glücklich'). Darauf folgt das Stück selbst, ganz hochdeutsch. Der Nachredner recitiert seine Abdankung (‚Ihr Herren Freund' und Gäst''). Daran schliesst sich eine Depositio in ungebundener Rede (S. 44—62), die stofflich nichts Neues enthält. Aber was hier über den Ursprung und Wert des Postulats beigebracht wird, verdient eine Erwähnung. „Es ist an dem", heisst es S. 47, „daß ihrer viel in der Meynung seyn, es bestehe des Depositoris Amt und Geschäffte nur in lächerlichen Possen, in unnützen Geschwätz und Foppereyen; ja, es sey ein so thörichtes Gauckelspiel, daß man billig Ursach hätte, solche abzuschaffen, dadurch dieser junge Mensch mehr geärgert als gebessert werde. Aber wenn wir die Sache etwas genauer betrachten, werden wir in dem Grunde befinden, daß viel einanders dahinterstecke, als es den Leuten Anfangs unter die Augen leuchtet. Es sind nicht alles thörichte Gauckel-Possen, was den Leuten Spiel-weise vorgebildet wird. Unsere Vorfahren haben viele Dinge angestellt, die bey dem ersten Anblick lächerlich geschienen, aber im Nachdruck hat man allererst den Verstand, Safft und Krafft verspüret. Quintilianus pflegte zu sagen: vitiis nostris ad animum per oculos esse viam; d. i. Die Laster hätten einen Weg, der gehe durch das Gesicht in das Hertz und Gemüth hinein. Wir sagen billig, daß solcher Weg nicht durch die Augen, sondern auch durch die Ohren, durch den Mund, durch die Hände und Füsse, ja durch den gantzen Leib zu dem Hertzen offen stehe. Und durch eben solchen Weg die Thorheit und Laster aus den menschlichen Hertzen auszujagen, und hingegen gute Sitten und Tugend hineinzubringen, haben die lieben Alten die Deposition angestellt, in welcher das Angesicht, Ohren, Mund, Hände, Füsse und der gantze Leib angegriffen wird mit solchen Instrumenten, die alle ihre gewisse und nachdenckliche Bedeutung haben. Eigentlich kann man zwar nicht ausfündig machen, von wem diese Gewohnheit, die Deposition, ihren Ursprung genommen, man hat aber diese Nachricht, dass solcher Gebrauch der ältesten einer sey. Gregorius Magnus schreibet in Monodia de vita Basilii, daß dieser Gebrauch Anfangs von gelehrten Männern auf der hohen Schule zu Athen in Griechenland sey angestellet und aufgebracht worden; Ferner Gregorius Nazianzenus schreibet von der Deposition selbsten also zu Teutsch: Wenn sie einen Schüler bekommen, so ist es fürwahr lächerlich, wie sie denselben umtreiben, verhöhnen und verspotten, damit sie seinen Stoltz und Übermuth, wenn etwa dergleichen verhanden, dämpfen, und denselben zur Demuth und Freundlichkeit bringen; Ferner sagt er: Etliche pflegen ihn mit Worten aufzufordern, ihm verfängliche und unnütze Fragen vorzulegen und mit ihm zu streiten, theils frech und unförmlich, theils nach der Vernunfft etc. wie es noch heut zu Tage herzugehen pflegt. — Wann dann nun die

Deposition so viel hundert Jahr bey unterschiedlichen Völckern und Weltweisen in ihren Schulen im Brauch gewesen, auch in unsern Teutschland aufkommen und eingeführet worden, und noch immer bis dato verblieben, so behalten wir auch billig und mit Recht solche Gewohnheit, weil darinnen gute Erinnerungen vor die Jugend und allerhand feine Lehren begriffen“.

Noch eindringlicher, nicht sowohl vom historischen wie vom moralischen Standpunkte aus, verteidigt der Vorredner die Deposition. Was er sagt, hat allgemeines Interesse und verdient darum, hier mitgeteilt zu werden, zumal es sich in einer Ausgabe wiederfindet, welche wohl als letzter Druck zu betrachten sein dürfte und folgenden Titel ohne jegliche Erläuterung, ja selbst ohne Jahr, Ort und Drucker, hat: DEPOSITIO | CORNUTI | TYPOGRAPHICI. — 22 Seiten 8° (Königl. Bibliothek zu Berlin, aus von Naglers Sammlung). Hier heisst es in kürzerer Fassung:

PROLOGIE.

Hoch-Werthgeschätzte Anwesende!

Die Erfahrung lehret uns allen, daß unser Gemüth durch die sinnliche Empfindung am meisten gerührt, ja, daß es dadurch öfters zur Ausübung oder Unterlassung einer Handlung weit eher angetrieben werde, als wenn wir erst durch vieles Nachsinnen darauf gebracht werden müssen. Wundern sie sich nicht, allerseits Hoch- und Werthgeschätzte Anwesende, daß ich ihnen eine solche Wahrheit vortrage, woran niemand zweifelt; es ist dieses zu meinem Vorhaben nöthig. Ich habe die Ehre, von einer solchen Handlung den Anfang zu machen, welche auf dieselbe gegründet ist. Es würde überflüssig und meines Orts strafbar seyn, wenn ich einer so vernünftigen und artigen Versammlung weitläuftigere Erläuterungen dieses Satzes machen wollte. Ich habe das vollkommene Zutrauen zu Ihnen, daß sie denselben hinlänglich einsehen. Aller Menschen Schuldigkeit ist ja, daß sie die Tugend ausüben, und die Laster fliehen sollen. Gleichwohl bemerket man, daß es ziemlich umgekehrt in der Welt hergehe, man übet die Laster aus, und meidet die Tugend. Schon unsere Vorfahren haben dieses wahrgenommen, daher sie nach dem Grunde dieser Unart geforschet, und demselben abzuhelfen gesorget haben, bey genauer Untersuchung haben sie gefunden, daß man entweder aus Schwachheit unserer verderbten Natur, oder aus Nachlässigkeit, nicht fleißig genung daran gedacht, wie nöthig es sey, die Tugend auszuüben, und die Laster zu unterlassen. Dahero bemüheten sie sich, diesem Uebel abzuhelfen. Da es nun an dem ist, wie ich bereits erwehnet habe, daß unser Gemüth durch die sinnliche Empfindung ungemein gerührt wird, so erdachten sie allerhand äusserliche Handlungen, wodurch das Gemüth gerühret, und zur Tugend aufgemuntert werden möchte; und dieses war der Grund aller Gebräuche. Wer wollte daher eine solche löbliche Absicht nicht billigen. Diejenige Handlung, welche wir jetzo vornehmen werden, hat demnach eben diese Absicht zum Grunde. Wir sind willens, die edle Buchdrucker-Kunst mit einem neuen Mitgliede zu vermehren, nachdem uns derselbe geziemend

darum ersuchet hat. Was ist wohl billiger, und löblicher, als daß wir demselben, bey dieser seiner Aufnahme, zu einem unsträflichen Tugend-Wandel, und zu einer ernstlichen Vermeidung der Laster ermahnen? Wir können aber dieses nicht nachdrücklicher und eindringender ins Werck richten, als wenn wir es, nach dem bey uns schon einmahl eingeführten Gebrauch, demselben durch eine sinnliche Empfindung, ins Hertz zu prägen suchen. Ist also die Absicht unserer gegenwärtigen Handlung nichts anders, als eine Vermahnung zur Tugend, so ist sie ja nicht zu tadeln, sondern zu billigen. Und hiermit habe ich dasjenige gesagt, was hierbey zu erinnern nöthig geschienen. Nichts ist mehr übrig, als daß ich sie, allerseits Hoch- und Werthgeschätzte Anwesende, dienstlich ersuche, uns geneigt anzuhören, die etwa dabey vorkommenden Fehler zu übersehen, und uns ferner Dero Wohlgewogenheit würdig zu achten.

Nun, Herr Depositor, tritt auf dem Platz herfür,
Verrichte hier dein Werck, ich übergeb es dir.

Dieser letzte, undatierte Druck, in Reimen (Alexandrinern) abgefasst, ist eine gekürzte, freie Bearbeitung des Ristischen Stückes und ganz hochdeutsch. Als Probe möge folgende Episode (S. 15—18) dienen:

Cornut.

Mein Herr, ich wünsche mir nur dieses gantz allein,
Ein ehrlicher Gesell nach Kunst-Gebrauch zu heissen.

Knecht.

Potz hundert flickerment! Wird dieses Ding geschehn,
So muß ich heute noch zu einem Herren werden.

Depositor.

Mein Urian, es muß nach meinem Willen gehn,
Hier siehet man nach Kunst und nicht nach langen Bärten.

Knecht.

Nun sag ich gar nichts mehr, es geht doch alles an,
Man mag auch in der Welt, wer weiß, wie ruchlos leben,
Wer sich dabey zum Schein nur ehrbar stellen kan,
Dem wird der Ehren-Krantz sogleich zum Lohn gegeben.

Depositor schlägt dem Cornuten den Hut ab, sagend:

Nur dieser Putz muß weg, hier liegt des Hauptes Cron,
Die Zierden, welche nur Cornuten zugehören,
Und hiermit gehe hin, hier hast du deinen Lohn,
Denn der Cornuten-Stand kann dich nicht mehr beschweren.
Doch halt, es fällt mir noch anjetzo etwas ein,
Du mußt, daß du nicht wilst vor die geschehne Proben,
So man an dir verübt, niemahlen Rächer seyn,
Mir hier an dieser Stell' zuletzt noch angeloben.

Depositor sagt dem Cornuten den Eyd vor.

Ich verspreche hier zur Stelle, weil ich noch Cornute bin,
Daß mir niemahls kommen werde eine Rache in den Sinn,
Habe ichs doch so verlanget, und kost mich mein baares Geld,
Daß man nach dem Kunst-Gebrauche solche Uebung angestellt.

Nachdem der Depositor dem Cornuten eine M. gegeben, sagt er:

So nimm zu guter letzt noch diese von mir an,
Die sollt du jetzo noch und sonst von keinem leiden.
Und dieses war es denn, was ich dir geben kann,
Hiermit so kanst du nun vergnügt von dannen scheiden.

Knecht.

So ist es nun geschehn, und unser Spiel ist aus,
Doch halt, ich muß annoch den Herrn Präceptor bringen,
Ist dieser da gewest, so gehen wir nach Haus,
Und alsdann werden erst die Gläser noch recht klingen.

Depositor.

Findt sich noch jemand hier, der meinen Dienst begehrt?
Der melde sich nur an, ich will zu Dienste stehen,
Ich mache, wen ich will, durch dies, mein Beil, gelehrt,
Wiewohl ich haue nicht, adjeu nun will ich gehen.

(Gehet ab.)

(Der Knecht bringt den Pfaffen geführt, und indem jener diesem ein paar Schläge mit der Peitsche gegeben, so spricht er:)

Ein (Niedersachse) kann die Abkunft nicht verschweigen,
Die Thaten sind ihm so, wie seine Sprache, eigen.

Knecht.

Ihr dünckt euch treflich viel, und seyd mir doch kaum gleich,
Will man zwey Herren sehn, der sehe mich und euch.

(Gehet ab.)

Der Pfaffe gegen die Zeugen.

Sehr werthgeschätzte Herrn, mich freut es euch zu sehn,
Der Himmel schencke euch stets Glücke, Heil und Seegen,
Doch sagt, kann ich vielleicht zu euren Diensten stehn?
Mich deucht, euch ist etwas an meinem Dienst gelegen.

Der Zeuge.

Ja wohl, sehr viel, mein Herr! der junge Mensch hat nun,
Nach Sitten und Gebrauch, sein Recht jetzt ausgestanden,
So bitten wir, ihr wollt das Beste dabey thun,
Befreyet ihn nunmehr von den Cornuten-Banden.

Hiernach erscheint bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein unser Deposition-Spiel nicht ausser Kraft getreten zu sein, obgleich wiederholt dagegen geeifert wurde. So befiehlt u. a. der Rat der Stadt Leipzig in einer Verordnung vom 28. November 1704 ausdrücklich: „Das Postulat solle nach Gewohnheit und üblichen Herkommen, jedoch ohne Deposition und andere ärgerliche und verbothene Ceremonien, vorgenommen und verbracht werden“. Derartige Verbote halfen vorab nicht sonderlich. Ristens Drama war nachgerade zum unerlässlichen Requisit der Gesellenweihe geworden. Dasselbe findet sich auch im ersten Bande von Christian Friedrich Gessners ‚Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey‘ (Leipzig 1740—41), teilweise abgedruckt (S. 182 ff.). Nur den Epilog oder die Danksagung will Gessner nicht mehr gelten lassen. Er schreibt (S. 209): „Bey Johann Risten steht eine in Versen und eine in Prosa. Man wird mir aber verzeihen, wenn ich sage, daß beyde nicht nach dem Geschmack unserer Zeiten eingerichtet seyn“. Er bietet darauf eine selbst verfasste Nachrede und desgleichen (S. 234) einen Prologus, beide ungereimt. Im dritten Bande desselben Werkes (S. 154) wird von einer „gantz neu durch eine poetische Feder verfertigten“ Deposition berichtet, welche zum dritten Jubelfeste der Buchdruckergesellschaft in Dresden am 25. Juni 1740 aufgeführt worden ist. Ueber das Stück selbst und über dessen Verfasser werden leider keine näheren Angaben gemacht. Höchst wahrscheinlich blieb es Manuscript, und es lässt sich somit nicht nachweisen, ob und in wie fern Vise und Rist als Muster dienten. Jedenfalls aber sieht man hieraus, wie solch dramatischer Akt noch immer den Kernpunkt bei der Feierlichkeit bildete*).

Erst ganz allmälig geriet die alte löbliche Sitte in Verfall. Im Jahre 1764 geschah zu Stralsund eine förmliche Deposition, allein dabei wird eigens betont: „nach einem längst verjährten Gebrauch mit unschuldigen und belehrenden Feierlichkeiten“. Der Ritus war also damals schon nicht mehr herrschende Mode, sondern eine Ausnahme, ja beinahe möchte man sagen, ein Luxus, den sich dort nur „der Königlichen Hochpreislichen Regierung und des Wolgebohrnen Raths“ Buchdrucker Hieronymus Johann Struck gestattete. Mit vieler Devotion und Solennität widmet er die „Formel nach welcher das deutsche Buchdrucker-Postulat in Stralsund von der dasigen Gesellschaft an Zwey geprüfte Liebhaber dieser Kunst am 8ten August 1764 öffentlich ertheilet worden“ (Stralsund, o. J. 28 Seiten 4⁰) Seiner Excellenz dem Grafen Axel von Löwen, Seiner Königl. Majestät und des Reichs Hochbetrautem Rate, Generalgouverneur über Pommern und Rügen, Canzlarn der Universität Greifswald etc. etc., den Regierungsräten Baron Thuro von Klinkowström, Conrad Joachim von Ringwicht, Philipp Ernst von Horn, Martin Friedrich von Lepell, dem Archivar Johann Hermann Ferdinand

*) In diese Zeit fällt auch eine Depositio ‚in gebundener und ungebundener Rede‘ (Leipzig 1743), aus der Oskar Schade (a. a. O. S. 370—374) so umfangreiche Auszüge gibt, dass ich mich einer weiteren Mitteilung füglich enthalten kann, um so mehr, als sich hier keine neuen Momente ergeben.

Müller, sowie den Bürgermeistern, Syndicis, Kamerarien und Ratsherren der Stadt Stralsund. Diese ganze hochansehnliche Versammlung wohnte im Hause des Prinzipals dem Akte bei, durch welchen des Ratsbuchdruckers Sohn Johann Franz Struck und dessen Freund Joh. Carl Friedrich Hennings in die Genossenschaft der Kunstverwandten aufgenommen wurden. Der Vorredner begrüsst die Anwesenden, meldet, dass die unschuldige Feierlichkeit des Deutschen Buchdrucker-Postulats hier in Stralsund heute zum ersten Male geschehe, und meint, diese gute Absicht der Vorfahren sei ehrwürdig, nützlich und wert beibehalten zu werden. Es folgt eine kurze Zwischen-Musik, worauf der Vermittler das Wort ergreift. Dann sprechen der Prinzipal, der Bevollmächtigte der Gesellen, die Zeugen. Nach der Bestätigung der Postulanten sagen diese selbst Dank. Das alles geschieht in ungebundener Rede, mit wenigen eingestreuten Versen und vieler Pedanterie. Das Ganze ist ein Gespräch ohne dramatisches Leben.

Einer ähnlichen Art von prosaischem Deposition-Spiele begegnen wir noch 1777 in den ‚Reden bey der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Buchdruckergesellschaft' (ohne Ort und Drucker. 16 Seiten 8°). Der Depositor heisst die Geladenen willkommen, darauf übergiebt ihm sein Gehülfe den Aufzunehmenden, dem der Ernst und die historische Bedeutung der Handlung zu Gemüte geführt wird. Von kulturgeschichtlichem Interesse sind besonders die folgenden Einzelheiten: „Man erfand die Deposition, oder die sinnliche Vorstellung der Ablegung der Unarten, der Wildheit und der thierischen Begierden, bey Eintretung in die höhern Schulen der Weisheit, in die Gemeinschaft der klugen und für die Welt nützlich gewordenen Menschen . . . . Sehen Sie, junger Freund! dies waren die Bilder, wodurch unsere Vorfahren die Laster vorstellten, zu welchen die Jugend bey erlangter Freyheit am meisten geneigt ist, vor welche sie sich aber eben desto mehr zu hüten hat. Ein Hut voller wunderlichen Zierrathen, auf welchen vorn ein paar Bockshörner, und hinten ein Fuchsschwanz mit Schellen angefügt worden, auf dem Kopfe des Jünglings; eine Pritsche und ein Beil aber, in den Händen der Beamten bey der Aufnahme desselben. Der Hut ist das Bild der Freyheit, und auf demselben ruhen alle die Laster, zu welchen dieselbe leitet, wenn sie ungebunden und wild ist. Der bunte und wunderliche Putz und die sonderbaren Zierrathen an demselben, bilden den Stolz und den Hochmuth ab, welchen ein junger Mensch verräth, der sich auf seine Gestalt, Bildung, Kräfte und Muth etwas einbildet. Die Bockshörner deuten auf die Lüste, die Geilheit und alle die Begierden, welche dem Alter und den Jahren des Jünglings von Natur anzuhängen pflegen. Der Fuchsschwanz zeiget die List an, welche derselbe anwendet seine Begierden zu stillen, und allerley Gestalten anzunehmen solche zu verbergen. Die Schellen hingegen sind das Bild der Thorheit und der unverschämten Ruhmsucht, mit welcher das durch öftere Wiederholungen gestärkte Laster seine eigene Schande ausbreitet, und sich derselben rühmet. — Nach diesen, bis zu uns gekommenen Gebräuchen, mußten nun die aufzunehmenden jungen Leute, zur sinnlichen Erinnerung der darunter verborgenen Lehren, diesen Hut, als das

Zeichen der jugendlichen Unarten, tragen; sie mußten die Züchtigungen der rauschenden Pritsche deswegen empfinden; das Beil warf endlich durch die Hand des Depositors diesen Hut von ihrem Kopf herab, um ihnen dadurch zu verstehen zu geben, daß, so, wie durch dieses Herabwerfen sie von dem Sinnbilde der Laster befreyt worden: sie auch eben so völlig von den Lastern selbst sich los machen sollten. Zuletzt wurden sie mit einem Backenstreiche der bisherigen Unterwürfigkeit zu welchen die Lehrlinge und Ausgelernten angewiesen sind, entledigt, in Freyheit gesetzt, und dadurch nun künftig hin sich selbst und ihrer eigenen Leitung überlassen. — Wir glauben, daß wir dieser sinnlichen Anmahnung zur Tugend nunmehro überhoben seyn können, und wir unterlassen sie mit desto größerer Sicherheit, jemehr wir überzeugt sind, daß unsere Zeiten vor jenen rauhen einen großen Vorzug erlangt haben, und jetzt durch Lehren und Beyspiele der Scheideweg zwischen Tugend und Laster jedermann zeitig bekannt gemacht wird".

Nach diesen beherzigenswerten Erörterungen tritt der Lehrmeister heran, um durch weitere Vermahnung und Anstandsregeln den Cornuten zu seinem künftigen Gesellenstande geschult zu machen und in Gegenwart der Zeugen die ehrenvolle Handlung zu beendigen. Der Kranz wird ihm aufgesetzt, ein Denkspruch gegeben, und zum Beschluss empfiehlt sich unter Danksagung der Novize dem Wohlwollen der Versammlung.

Es geht hier alles ehrbar und sittsam, akademisch steif zu, ohne ein Fünkchen von Humor, ohne einen wenn auch noch so schwachen Abglanz jener derben Komik, wodurch Vises und Ristens Komödie ihr originelles Gepräge und bleibende litteräre Bedeutung erhalten haben. Aus der ehemaligen heiteren, ja tollen Belustigung war ein zahmes, ernstes Gepränge geworden. Anstatt die vorwitzigen und gar zu kecken Auswüchse und Schösslinge zu beschneiden, hieb man lieber den in der Wurzel gesunden Eichbaum um und pflanzte eine Traueresche; oder man verfuhr so unglücklich, dass aus dem üppig wuchernden Urwalde ein französischer Ziergarten wurde. Aber man glaubte Wunder, welche Fortschritte man gemacht hatte. Doch all diese hohlen dramatischen Gespräche und Reden bewirkten durch ihre Langweiligkeit und Farblosigkeit, dass der Geschmack an der einst viel geliebten und geübten Gesellenweihe überhaupt schwand, und während das alte Deposition-Spiel nicht nur für unser Kulturleben, sondern auch für unsere Sprache und Dichtkunst interessant und ergiebig ist, sind die oratorischen Ausläufer nur in so fern beachtenswert, als sie grelle Schlaglichter auf die einst streng beobachtete Sitte werfen.

Jedem Menschenfreunde, der die Abschaffung der Handwerks-, Zunft- und sogenannten Kunst-Missbräuche wünscht, und besonders den unpostulirten Buchdrucker-Gesellen hat der Buchdrucker G. Hayn eine Schrift ‚Das Postulat der Buchdrucker-Gesellen' (Berlin, in der Buchhandlung des Commerzienraths Matzdorff. 1802) gewidmet. Diese Brochüre bildet gleichsam den Eckstein der ganzen Zeit- und Streitfrage. In einer ‚vollständigen Uebersicht des in einigen Provinzen Deutschlands annoch üblichen Postulats' erklärt Hayn, jeder gebildetere Neupostulierte

finde das Postulat überflüssig, lächerlich und abgeschmackt, er wundere sich, wie alte und sonst sehr vernünftige Leute hieraus so viel machen können. Trotzdem folgt eine ‚Rede bei der Aufnahme eines unpostulirten Buchdrucker-Gesellen', ein schwacher Abklatsch der aus dem Jahre 1777 stammenden. Auch der Lehrmeister, hier Pfaffe genannt, fehlt nicht. Aber nicht dieser, sondern der Depositor ist der Zelot, welcher wider das Deposition-Spiel eifert: „So ungebildet die damaligen Sitten waren, so ungebildet und geschmacklofs waren auch ihre Feierlichkeiten. Demjenigen, der ein ächtes Buchdruckermitglied werden wollte, wurde ein mit possenhaften Verzierungen überladener Hut aufgesetzt. Ein paar Bockshörner vorn, und ein mit Schellen versehener Fuchsschwanz hinten, gehörten wesentlich dazu . . . . . So wurde der Postulant in die oft sehr ansehnliche Versammlung von einem sogenannten Knechte oder vielmehr Hanswurst (denn das war er wirklich der Kleidung nach) mit vielen abgeschmackten Harlekinaden und Pritschenschlägen eingeführt. Endlich warf man mit einem in eben dem Geschmack verzierten Beile, welches der Depositor führte, den Hut von des geängstigten Unpostulierten Kopfe herab, wodurch angezeigt werden sollte, daſs er sich nun eben so schnell von allen Lastern und Ungezogenheiten losmachen müsse. Ein derber Backenstreich wurde ihm mit der Bedeutung gegeben, daſs dieses der letzte sey, den er bekäme, und er werde von nun an sich selbst und seiner eigenen Leitung überlassen. — Wir alle, meine Herren, und jeder Vernünftige mit uns, sehen ein, daſs in unserem gebildetern Zeitalter dergleichen plumpe Anspielungen nicht mehr nöthig sind. Der erwählte Herr Lehrmeister wird Ihnen also nur blos noch einige Erinnerungen für Ihre itzt anzutretende Laufbahn und für Ihr Betragen auf derselben vorzutragen haben".

Also nur blos noch! Wie kräftig und markig, kurz und bündig ruft dagegen der Knecht:

> Nun, use Brüderei is uht,
> Ik moht man dem Præceptor ropen,
> De mag ook bruken sine Schnuht.
> Hört, gojen Dag, ik moht weglopen.

Ja, wenn auch längst die Gesellenweihe in der Praxis abgeschafft ist, in der deutschen Litteratur wird sie fortleben durch jene beiden Dramen, welchen diese Abhandlung ihren Ursprung verdankt, nämlich durch Paul de Vises und Johann Ristens Depositio Cornuti Typographici.

Briefe von Caroline v. Feuchtersleben, der Verlobten Jean Pauls*).

Mitgeteilt von

Paul Nerrlich.

I.

Hildburghausen, den 23ten März 1800.

Liebe sanfte Seele! Nach Deinem gestern erhaltenen Briefe würde es mir nun noch weher thun, dass ich Dir wehe gethan, wenn ich nicht hoffen könnte, dass jene Blätter schon jetzt in Deinen Händen sind, die für mich bitten und Dir Besserung geloben. Es würde aus mehr als einem Grunde mich schmerzen, wenn Du glauben könntest, dass erst Deine gestrigen Worte mir meinen Fehler gezeigt hätten. Nein! — Mein freiwilliges Bekenntnis strafe mich für die Vergangenheit und bessre mich für die Zukunft. — O Geliebter! Deine Caroline konnte irren, aber sie kehrte schnell zurück. — In meinen Blättern vom 20ten hab ich Dir kaum gesagt, was mich zum Fehlen brachte, und ich that dies aus Härte gegen mich selbst; aber grade in Deinem Auge, Lieber, wünscht' ich weniger Flecken zu haben, und darum lasse mich immer einige Schatten von meinem Bilde nehmen; ach, auf diesem kleinen Gemälde bleiben doch noch Schatten zurück gegen das wenige Licht. Aber nicht, als ob ich mich dadurch ganz entsündigen wollte — o, ich fühl' und gesteh' es: ich habe gefehlt! —

Nur das widrigste Zusammentreffen von dem Zorn des Onkels,**) der Kälte des Bruders (der mir zugleich einen neuen Charakterzug blicken liess, indem er ohne mein Wissen an Ernst geschrieben hatte, das was mich doch so nahe anging) Ernestinens Schweigen vereint mit den Seufzern der guten Mutter***), und zu diesem allen eine qualvolle

*) Diese Briefe sind teils die Fortsetzung, teils die Ergänzung der von Ernst Förster im zweiten Bande der Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. R. mitgeteilten Sammlung. Carol. v. Feuchtersleben war die Tochter des verstorbenen Geheimrats v. F. in Hildburghausen und hatte zu der Zeit, als sie Jean Paul kennen lernte, die Vertretung einer Hofdame am Herzoglichen Hofe übernommen. In Jean Pauls noch ungedruckten Briefbüchern finden sich die ersten Spuren eines Briefwechsels mit ihr bereits am 17. December 1798; er verlobte sich im October 1799 während seiner Anwesenheit in Hildburghausen. Vgl. Nerrlich, J. P. u. s. Zeitgenossen S. 151 ff.

**) Nach Brief IV ist dies ein in Würzburg lebender Bruder ihrer Mutter, einer geborenen Schott v. Schottenstein. Von einem andern Onkel, dem Landkammerrat J. F. E. v. F. haben zwei altfränkische, aber wohlmeinende Briefe, vom 6. Dec. 1799 u. vom 26. Febr. 1800 dem Herausgeber vorgelegen.

***) Von dieser finden sich folgende Zeilen im Nachlasse:

Nachtwache an dem Bette der letzteren und — doch genug! — Dieser Strom von pressenden, ängstlichen Empfindungen riss mein zu schwaches, auch von körperlichen Leiden verwundetes Herz mit sich fort und warf es zwischen kalte, dunkle Felsenklüfte nieder; aber die hohen, göttlichen Strahlen der ewigen Liebe, die auch die dichteste Finsternis erleuchteten, fanden es und gaben es erwärmt und entzückt Dir und mir wieder. . . . Ich hätte wenigstens in einer ruhigeren Stunde Dir geschrieben, als ich am 13ten hatte, wenn das Abgehen der Post mir Zeit gelassen hätte. — Also nicht in Deinen Worten suche den Grund zu jenem unmässigen, unbewachten Trauern und Klagen. Ach, Du Guter giebst mir ja immer neue Liebe und neue Hoffnungen, wie könntest Du mich je betrüben!

Gestern hatt ich von Dir keine Nachricht erwartet und meinem Herzen jede Hoffnung abgeschlagen und doch! O Du Guter, Sanfter! Als man mir das blaue Couvert reichte, war mir als legte man in diesen Schneetagen den blauen Himmel in meine Hand (er wars ja auch) und ich dürfe ihn aufschlagen und darunter wohnen.

Nachts.

Guter, ich komme vom Hof und will noch bei Dir sein. O Lieber! wenn ich Dir schreibe, ist mir immer leicht und wohl; und hab ich so nicht bei allen Schmerzen doch ein seliges Leben? —

Du warst krank, Theurer; aber Du bist es doch nicht mehr? Ich sorge um Dich, täusche mich nicht. Ach, Du warst krank, und ich — habe Dich nicht getröstet, nur betrübt — und dafür giebst Du, Edler, mir neue Liebe, neues Glück. . . Wann werd ich Dein Herz verdienen? Giebt meine Liebe Dir nicht zu viele Qual? Aber schon im vorigen Jahre hatt ich diese Ahnung und zeigte sie Dir. — —

Ich gestehe, Dein Zorn über eine Familie, die Dich verkennt, ist gerecht, aber um so trauriger. — Man hatte ohne mein Wissen schon seit Monaten meinen fernen Brüdern unsern Bund entdeckt, und ich ahnte in schuldlosem Vertrauen nichts davon, bis man mir ihre Antworten vorlas. Nun hab' ich an Carl und Ernst geschrieben, was mir das schwesterliche, aber ewig bestimmte Herz gebot. — Sei nur ruhig, mein Bester! Unter allen Foltern wird meine Seele nicht kleiner werden; aber — meines Körpers Kraft kann sinken, denn diese steht nicht in meiner Gewalt. O Guter, wohl dacht ich auch daran, dass wir die Seligkeit des heiligsten Tags nicht sollten vernichten lassen von einem Menschenkreis, der mit so vielen Dornen unsre Blumen umziehet. Doch Theuerster, mein Wille ist Dein, wie meine Seele, die Dich begleitet, wohin Du willst, und um so freudiger, wenn Du sie aus dieser Gegend ziehest, wo die Pfeile unsrer Gegner uns zu leicht ereilen können.

„Euch beiden wünsche ich das Glück, das Ihr hoft und das ich durch meinen mütterlichen Segen euch gerne geben möchte

Ihre Mutter

Hildburgh. 26. Febr. [1800] R. v. Feuchtersleben“.

— Von hier nach Bayreuth rechnet man 26—28 Stunden. Ich habe keine Freunde dort, aber Deine würde ich auch zu meinen machen, und vier liebende Menschen können sich die Erde zum Paradiese umschaffen. — Lese Hohnbaums Brief, den er offen an mich geschickt, um, wie er mir schreibt, nach meinem Gemälde von Coburg mir auch seines zu zeigen. — Ich ziehe mit Dir in jede Himmelsgegend; die Mutter muss ich ja doch verlassen und sonst verliere ich ja nichts. — Sie werden uns alle und sogar die Mutter wird uns mehr lieben und vergeben, dass wir uns lieben, wenn wir ihnen ferne sind.

O wie ernähre und stärke ich meine Seele mit dem schönen Bilde des nahen Wiedersehens! Theuerer, Einziger! rücke diese selige Stunde nur ja um keinen Tag später hinaus als es sein muss. Diese Stunde des ersten Wiedersehens nach einer solchen Trennung wird uns so viel, so viel geben, meine ganze Seele fliegt ihr entgegen. Aber unsere Herders*) müssen dabei sein, wenn wir getröstet und beglückt uns umfassen — o, ich liebe Deinen Herder, als ob er mein Vater wäre. Sag' ihm dies und die Deutung des Blumenstückes, welches dir meine blühende Hoffnung zeigt, durchwebt mit der Farbe des stillen Vertrauens und einer leisen Schattirung von Schmerz, die das Ganze nicht verdunkelt, sondern nur erhöht. Ach Guter, dies ist das Bild meiner Seele. — —

Doch zurück zum Wiedersehen! Wo wir uns finden sollen bestimme Du selbst! Mein Herz sagt Weimar — mein Kopf Ilmenau. Du bist Herr über beide, und Ernestine und ich folgen Deinem Ausspruch. Aber — es thut mir weh, dass ich es sagen muss — gieb uns diese Stunde bald, denn es hängt von ihr vielleicht mehr ab, als Du ahnest. Neben der bittenden Liebe steht auch die rathende Klugheit. — —

Am 25ten.

Geliebter! Hätt ich Zeit, ich möchte so fort schreiben an Dich, und nur dann enden, wenn ich Dich sprechen würde. Seit unsre Fürstinnen**) in Regensburg sind, bin ich täglich bei der kranken Wolzogen, die mich oft erheitert und mein Herz erleichtert***). Gestern redeten wir lange von Dir, und sie grüsst Dich herzlich und theilnehmend. Du beschuldigest mich, Lieber, dass ich einige Fragen unbeantwortet liess, und doch glaube ich unschuldig zu sein, weil mein Brief vom 20ten Dir wohl alles gesagt hat. — Wegen dem Onkel sei unbesorgt! Er achtet die treue Mutter doch zu hoch, um sie noch mehr zu kränken. Auch hab ich ihn nicht gereizt, mein Bester; ich kenne seine Schwächen, und meine Uneigennützigkeit war ein höherer Eigennutz: ich bestach seine Börse

*) Vgl. Aus Herders Nachlass. Herausg. v. Düntzer u. F. G. v. Herder, Frankfurt a. M. 1856. Band I S. 253 ff.

**) Wohl die Fürstinnen Taxis und Solms, die Schwestern der Herzogin v. Hildburghausen und der Königin von Preussen.

***) J. P. besuchte Fr. v. Wolzogen im Mai 1802 in Bauerbach.

und durch diese sein Herz. Im Beisein aller muss ich dies darum thun, weil er mir, nach der Sitte, im Namen der Geschwister, einen gleichen Antrag machte, den ich neben Zeugen, auf gleiche Weise fest verbot. —

Steh ich nun rein vor Dir, liebe Seele? Zürne nicht mehr, und glaube, dass ich dulden kann! O bei Gott! nie kann mein Glaube, mein Muth und meine Liebe sinken, und sie standen fest in meiner Seele, als ich allein war; aber seit eine zweite theuere, mir heilige Ruhe an die meinige geknüpft ist, fürcht' ich mehr; denn die Menschen können viel! Mein guter, treuer Richter, ich liebe Dich so sehr und möchte Dich gerne ganz glücklich machen: wie würd' ich leiden, wenn ich es nicht könnte! — —

Lebe sanft und ruhig, Trauter! Ich bin gesund und fest und treu. Sei nicht krank!

Am 26ten.

Im vorigen Brief habe ich einen Wunsch gezeigt: versprich mir, dass Du ihn nur dann erfüllen willst, wenn es Dir nicht unangenehm ist. —

Deine Blätter vom 19ten erhielt ich schon am 22ten. Wähle doch immer diesen früheren Posttag, welcher der schönste ist! Ich nehme immer den schnellsten, nämlich den heutigen.

Lebe recht heiter, und zürne nicht, und sorge nicht. Sage mir, dass du ganz gesund bist und dass wir uns bald sehen werden. O, Guter, Lieber! Welche Hoffnung für uns! Denke daran und an Dein Weib, dass Dich ewig liebt!

Hermine *).

P. S.

Du bekommst einen heitern Brief von der immer heitern Ernestine. So werd ich auch werden, wenn ich einst neben Dir stehe — gehe — lebe — webe. —

Als mein Brief gesiegelt war, erhielt ich Deinen letzten und danke Dir wieder. O, Du ewig Geliebter und Einziger, wie Du um meine Ruhe sorgst! Meine Liebe denke Dir immer gleich warm! — Aber Deinen Vorschlag, meinen Onkel zu sehen, werde ich nicht ausführen können. Ach, Du kennst ihn nicht! Seine Härte würde mein Herz zerdrücken — (ich weiss allein, wie viel ich gelitten habe) und die zerknirschte Brust könnte Dir sich dann nicht mehr entgegen heben. — Nein Geliebter, sehen darf ich ihn nicht; ach, es gab ja Stunden, wo ich selbst meine Mutter nicht sehen durfte aus Schmerz. —

Lange bewunderte ich Deine seltene Sanftmuth und suchte ihr nachzuahmen — aber ich vergesse immer, dass Du Deine Rechte als Mann vertheidigen darfst und also auch wirst. —

Lebe nun ruhiger, Edler! sei froher; ach es thut auch mir so weh,

*) Vgl. Jean Pauls „Konjekturalbiographie“. Werke Bd. 13, S. 275 ff.

dass meine Liebe Dir so viele Qualen giebt. Sei heiter, mein Theurer, ich bin ja auf ewig Dein — und immer bei Dir!

C.

II.

Am 31. März 1800.

Wie eil ich zu Dir, Du von allen Geliebter! Aus dem Strudel des Hofes konnt' ich bis jetzt keine Minute für Dich und mich retten, und ich habe Dir so viel zu sagen.

Unbeschreiblich glücklich machten mich Deine Blätter, ich erhielt sie drei Stunden später als gewöhnlich, und in diesen Stunden fühlt ich wieder, was blos ein Brief von Dir mir geben oder nehmen kann. O Geliebter! ich kann Dich nicht missen, ich liebe Dich unermesslich!

Habe Dank für die Hoffnung des Wiedersehens! Ich erwarte Deinen Wink und bin dann an Deinem Herzen. Ach bei uns ist schon lange der blaue Frühlingshimmel aufgegangen, und mit jeder Minute zog er mich zu Dir hin. Nimm uns Fremdlingen in Ilmenau nur den besten Gasthof; du weisst, Weiber und Mädchen sind furchtsam und — delikat. —

Du scheinst eine zarte Sorge zu haben um meine Zufriedenheit mit unsern ökonomischen Verhältnissen — O, Geliebter! thue mir nicht weh mit dem kleinsten Verdacht dieser Art! Beim Himmel! Ich fragte und frage darnach nicht, und die Hälfte Deiner Einnahme reicht für uns; nur fremde Seelen könnten hierüber Dich und mich quälen. — Sage mir alles, wenn es Dir Freude macht. Aber, Guter! wär' es nicht besser, wenn Du solche Einladungen wie sie kleine Buchhändler oder Schreiber an dich senden, ablehntest? Könnte man nicht Deinen Namen herabsetzen, indem man durch ihn kleinliche Schreibereien zu erheben sucht? Du darfst nur neben Herder stehen oder allein. Sieh, wie stolz ich bin — auf dich. —

Die Sommerstunden der Berlepsch*) kann ich hier bekommen und werde sie lesen; jetzt hab ich ein anderes Buch von ihr. Aber ich bitte Dich, mir die kleinen Schriften, Deine Arbeit über oder gegen die Fichtesche Philosophie zu senden**), ich kann drei Menschen damit erfreuen.

Edler, Lieber, Sanfter! Wie selig werden wir uns wieder sehen! Wie werden wir uns künftig lieben! Vertraue mir, mein Einziger, vertraue mir! Ich bin fest und bin Dein. Ach wenn ich Dich nur erst eine Minute wieder gesehen habe und Deine Hand fasse, dann hab ich ja den Himmel.

Vergieb, Guter, noch eine häusliche Bitte! Unsere Mutter räth, die Betten in Leipzig nicht wegzugeben, wenn das Porto nur mässig

*) Zürich, 1795; über Emilie v. Berlepsch vgl. J. P. u. s. Zeitgenossen p. 145.

**) Die 1800 erschienene clavis Fichtiana.

ist, weil man die Federn zum Auspolstern der Stühle und Sophas sehr gut nutzen könne und grade die Federn schwer zu bekommen sind.

O Du Seele aus meiner Seele! Du meine Welt! Kannst Du es denn ahnen, wie ich mich unaufhörlich beschäftige mit unserm nahen Glück? siehst denn Du auch, wie selig Du mich machst?

Ich zürne auf den Hof, der mich jetzt wegruft und schon seit drei Wochen mich aus so manchem Traum der Zukunft durch seine Zerstreuungen riss ..... [Die Fortsetzung fehlt].

III.

Am 1ten April.

Theurer, Du foderst mein Urtheil über die Wärme Deiner Freundinnen und ich geb es Dir willig und ohne Hülle. — —

Josephinens Briefe*) sind Beweise eines edeln gebildeten Charakters und eines warmen, aber unglücklichen Herzens. Die Art, womit sie an Dich schreibt, kann meine Liebe nur erhöhen und muss auch mein erstes, früheres Verhältnis gegen Dich noch mehr rechtfertigen. — Sie liebt Dich. — Gehe, mein Geliebter, heile ihr wundes Herz! sie verdient es. O wie wird es Dich und mich beruhigen, wenn Du ein drittes Wesen beruhigt, ein heisses Sehnen gestillt und jene überfliegende Phantasie mit der Hand der Freundschaft in die Seele voll Frieden zurückgeführt hast. — Ich nehme Theil an Josephinens Geschick, weil es traurig ist — ich achte sie, weil sie Dich liebt. — Sei ihr dies, wenn Du bei ihr bist, und gieb ihr alles, was sie trösten kann; ich werde Dir danken dafür, denn sie ist ein Weib – ist meine Schwester. — Doch eine Bitte hab ich an meinen Richter: Guter, zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen — Josephinens Briefe ausgenommen. Liebe sie alle, schreibe an alle, sei ein warmer Freund aller guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon. — Mein Herz war von zu langen Leiden zerrissen, blutet noch jetzt bei der leisesten Berührung, und fremde Schmerzen zeigen nur zu leicht die eigenen. Nie wird die schwarze Gestalt des Misstrauens vor die hohe Sonne der Liebe treten. Du Treuer kannst ja nur solche Menschen lieben, die es verdienen und Dein Herz ist reich genug für eine Welt! O theile immer den Reichthum Deiner Seele, und beglücke mit Deinem Herzen andere; das eine Herz, das für Dich alles giebt und alles duldet, und Dir ewig vertraut, das wirst Du auch ewig am meisten lieben. — Sieh, Guter, ich lege unbesorgt den Frieden meines Lebens in Deine Hände und Deine reine Seele verbürgt mir seine Erhaltung.

Vergieb Deiner Caroline eine Schwachheit, die dennoch aus keiner unreinen Quelle fliesset. O, ich vertraue Dir, mein Einzig Geliebter! Josephine hat Recht — „man kann nicht lieben, wenn man nicht vertraut“. —

Nein, nie schleiche sich der kleinste Schatten von Misstrauen gegen mein Vertrauen in Deine Seele; ich will Dir keine Ketten anlegen — Du bist frei, nur lieben wird Dich Dein Weib und für Dich sorgen.

*) Josephine von Sydow; vergl. Förster, Denkwürdigkeiten. II. 141.

Ich weiss es ja, Du Edler, Du wirst Dein Weib nur um so mehr lieben, je mehr Du die Menschen liebst.

Am 2ten.

Gern hätt ich Dir noch viel gesagt, aber das ewige Ausgehen und Fahren liess mir keine Zeit. — Doch ich bin dabei gesund, heiter sogar und mit jedem Tag liebender gegen Dich.

IV.

[am 14. April].

[Der Anfang fehlt] . . . . fast immer freundlich. Aber — — die Mutter: O Du Theurer! sie wird Dich nicht sehen wollen, vielleicht erst nach Jahren sehen können. Die Entfernung deckt ihren Schleier über alles, aber die Nähe würde ihn wegheben und in Einem Augenblick zwei Menschen schrecklich trennen, indem sie sich nähern sollten. Die Mutter würde Dich fliehen und sich verhärten gegen Deine Tugenden, um durch Deine Liebe nicht zu weich zu werden. Dein Kopf würde ihr vergeben, Dein Herz sie weniger lieben. Ach, nur ihr Alter macht ihren Sinn so unbeugsam, aber ein höheres wird sie sicher wieder erweichen. Nach meiner Kenntnis der Lage, nach meiner Ueberzeugung und Einsicht kann ich nicht anders, als das schwere, traurige Versprechen von Dir erbitten, dass Du unsere gute Mutter nicht eher sehen willst, als nach einigen Jahren. O mein Geliebter! Mit heissen Thränen betheure ich Dir, dass meine gute Mutter Dich nicht hasst, nicht verkennt, nicht verschmäht. Aber in ihrer Seele liegen Vorurtheile, die das Alter so fest mit ihrem Ich verschlungen hat, dass sie nicht abzulösen sind; ihr eigenes Herz zuckt unter diesen eisernen Ketten und kann nicht hervorbrechen, um frei zu schlagen. Sie selbst leidet so viel dabei als wir, und doch ists nicht zu ändern. Wir können nichts thun als — nachgeben. Hier bau ich auf Dich, mein Erwählter, auf Dich, Du Edler. Eine Mutter, die alles für und um mich thut, deren Liebe ich erwidere, deren Tugend ich verehre und deren Alter ich schonen muss — dieser Mutter, o mein Geliebter! bring ihr das letzte Opfer — den Wunsch sie zu sehen und ihre Tochter aus ihrer Hand zu nehmen. Sie hat ihre höchsten Wünsche für die Erfüllung des unsrigen gegeben; lass uns nicht kleiner sein! Nach einigen Jahren will sie uns besuchen, das hat sie mir versprochen. Und dann wollen wir ihr alle Thränen trocknen und vergessen machen. O Guter, Bester, denke Dir das und dulde sanft!

Gott! könnt' ich jetzt an Dein Herz fallen und die Wunde mit Thränen bethauen und mit Liebe verbinden, die ich mit eigener Hand in Deine offene Brust wieder reissen musste! Ich wollt' es Dir freilich mündlich sagen, um es Dir leichter zu machen, und wenn es Dich zu sehr schmerzte, zu meiden, aber dein erneuerter Wunsch, hierher zu kommen und die Verzögerung des Wiedersehens in Ilmenau drängte mich zum Sprechen, da die Zerstörung eines Wunsches uns nur heftiger erschüttert, wenn wir ihn länger genährt. — Dies ist nun von

meinem Herzen; vergieb ihm und mir und sieh' alles, was ich sagen musste, nicht für Klage oder Furcht an. Bei dem Ewigen! ich würde geschwiegen haben, wenn nicht Vorsicht, Schonung, Liebe hier ein Geständnis zur Pflicht machten, das meinem Herzen zur Marter wird. In einer andern Sache bitt auch ich um Deinen Rath, Theuerster, Du gehörst zur Familie und musst mein Handeln schon jetzt bestimmen. Es ist so: Unsere gute, liebe Mutter will im Mai nach Würzburg reisen, (vielleicht auf vier Wochen oder noch länger) und wir Schwestern sollen mit. Sie sehnt sich nach ihrem Bruder (den ich dir schon genannt) unendlich, und die Reise wird ihr Freude und Zerstreuung, vielleicht gar Heiterkeit geben — der armen kranken Louise (hoffe ich) Gesundheit und Muth — aber was mir? Doch das ist das Kleinste und kommt zuletzt. Ich denke und spekulire unaufhörlich auf einen Weg, um diese Reise in jene Monate hinauszurücken, wo auch ich reise (d. h. auf immer). Aus Liebe für die Zurückbleibenden wünscht ich dies. Prüfe meine Gründe, Du Geliebter. — Meiner liebenden Mutter wird die Trennung weh thun, das sagt sie so oft; und nur eine gänzliche Losreissung von allen gewohnten Gegenständen, und eine Entfernung von allem, was sie erinnern kann, wird sie trösten. An einem fremden Ort wird sie die getrennte Tochter sanfter verschmerzen, an dem Herzen des geliebten Bruders wird sie das der Tochter leichter entbehren lernen, und wenn sie heimkehrt, so wird ihr sein, als habe sie das eine fühlende Kind selbst zurückgelassen. Die Erinnerung der Reise und die Liebe des Bruders wird noch nachtönen in ihrer Seele und den jammernden Schmerz zur milden Wehmut versüssen. —

Ihre schwache Seele in ihrem geschwächten Körper lassen mich mit Recht für die Stunde der Trennung fürchten, um so mehr, da der Armen nichts bleibt als eine kranke Tochter (sie wird genesen oder doch besser werden, wenn ich ferne bin, weil sie alsdann nicht bloss thätiger wird, sondern auch einzig geliebt) und da sie nicht, wie die Gesunde, durch Glück und Liebe für das Scheiden belohnt wird. O gewiss! sie kann nur in den Tagen ohne Verblutung von mir gerissen werden, wo sie sich selbst von hier losreisst. Darum stand die Reise nach Würzburg bisher wie ein blühendes Eden vor mir, mit dem ich die Mutter beschenken wollte, wenn ich ihr — mich nehme und in dem sie dann wohnen sollte. (Sie ist noch nie dort gewesen; aber ich schon). Nun will die Gute im Mai und ich soll mitreisen. Dies zerschneidet natürlich meinen ganzen Plan, den ich ihr nicht enthüllt, um ihren langen Einwendungen zu entgehen, und den ich ihr kurz vor der Ausführung zeigen wollte (wie ich das in ähnlichen Fällen immer gethan und mit Nutzen —) die Gesellschaft des heraldisch gesinnten Onkels fürcht' ich nicht; aber ich meide sie seit Jahren aus einem ganz andern Grunde, weil er — — mich mehr liebte, als ich wünschte.

Was kann ich, was willst Du, dass ich thun soll? Alles dieses wollt ich Dir in Ilmenau sagen und Dich fragen, nun weisst Du's, nun lasse mich wegeilen von den Dornensträuchern, an denen mein Herz sich so wund geritzt, dass mir die Augen übergehen.

Am 15ten.

Ach, liebe theure Seele, wann werde ich Dich doch endlich sehen? Wann wird unser Sehnen gestillt werden? O, nach einer Trennung, wie die unsrige war und ist, sollte man den ersten seligen Blick uns nicht so lange entziehen. Ist denn das Leben hier ewig? sind wir denn auch gewiss morgen noch? Guter, Guter, bedenke, wie wenig haben wir uns gehabt — und mein Leben währet nicht lang. Sage — bitte, Herder, dass er aufbreche, uns entgegen, damit ich die sehe, die ich liebe. O vergieb der Liebenden dies unbegränzte Sehnen; es zu fühlen ist weiblich, es zu zu zeigen nur männlich und ich sollt' es vielleicht nicht. Für die Erklärung und das Geständnis Deiner frühen Liebe gegen dies warme Herz dank ich Dir innig; Du weisst nicht, welche bangen Gedanken und dunkle Zweifel Du dadurch auf immer in mir erhellet hast, und nur durch Deine freiwilligen Werke; durch diese laute Antwort auf meine ewig verstummte Frage konntest Du es. — Ich will Dir nur sagen, was mich presste. Lange hielt ich Deine gezeigten Empfindungen nur für die höchste Freundschaft, und die zuweilen in Briefen und Worten auflodernde Flamme für einen sprühenden Feuerfunken des Dichters. Deine Liebe zeigte sich stärker — ich glaubte ihr; aber als ich in jenen kampfvollen Minuten Dich zuerst fragte, „willst Du mein sein?“ war deine Antwort: „das muss ich Dich ja fragen“ ein Gifttropfen für mein Herz, der nie zerrinnen wollte. Der vorhergegangene Abend und Dein Stürmen über eines meiner Blätter, das Dir die Gefahr unserer Herzen zeigte, erhöhte meine Aengstlichkeit, und in manchen schwarzen Stunden schlich sich ein dumpfes Gefühl in mein Inneres und wollte mir sagen, Du habest meine Liebe zu früh gesehen und aus Mitleid mir Deine, nur Deine Hand gegeben. Laut wurde diese Stimme nie in mir, auch konnte die Ueberzeugung meines Handelns dagegen sprechen, und doch wünscht' ich so innig zu wissen, wie lang Du mich geliebt — aber gefragt hätt' ich Dich nie hierüber, denn Deine Schonung sagte mir ja die Antwort voraus. — Alles dies könnte vielleicht wie eine kleinliche Aengstlichkeit aussehen, vergieb sie mir!

Nach meiner Meinung kann in diesen Fällen die weibliche Zartheit des Gefühls kaum übertrieben werden, und wir dürfen hierin jedem fremden Fehler leichter verzeihen als dem eigenen.

In unserem Bündnis erkenne ich überall die Fügungen des Unendlichen, der seine Menschen erziehet und beglückt; und zusammenführt mit unsichtbarer Hand die Seelen, die er für einander bestimmt. — Hätte man mir nicht so oft und so bestimmt gesagt, Du seiest verheirathet und hätt' ich es nicht so fest geglaubt, dass ich eine Wette darüber verlor: ich hätte sicher nie den Mut gehabt, Dir zuerst zu schreiben.

O, wenn ich mit Kühner in dem Hesperus oder dem Kampanerthal las (er lehrte mich deklamiren und — dich lieben), wie verstummten wir oft in hohem Staunen über den Verfasser und riefen wie aus einem Mund und mit dem Tone der höchsten Achtung: „den Mann muss ich

sehen". O wie liebten wir Dich in Deinen Werken, wie sehnten wir uns nach Dir! Und doch! als Du kamst, hatte der gute, sanfte Kühner nicht den Mut Dich zu sehen, ich musste ihm meinen leihen. Seele! habe Dank! Du hast mir, ohne es zu wissen, das schönste, reichste, heiligste Jahr meines verflogenen Lebens geschenkt. Du hast mich erzogen, veredelt, beglückt; und wohl mir, wenn ich Dir lohnen kann!

Es freut mich, Bester, dass Du Dich durch Zeichen an mich erinnern lässest, bis ichs selber thun werde. Ich begehe denselben Fehler, dass ich an Dich erinnert sein will; daher meine Bitte an Dich, auf deren Erfüllung ich mich unsäglich freue. — Aus liebender Sorgfalt, dass es Dir an Erinnerung nie fehle, wirst Du eine ähnliche von und an Caroline erhalten und dies ähnliche sei vor und an Dir, bis sie es selber ist.

Das Gnaden- und Ordenszeichen, das mir der treue Herder gegeben, bewahre ich mit Stolz und leg es hier mit Vertrauen in Deine Hand. Den leichten Umschlag gieb ihm — das Grosskreuz, wodurch der grosse Mann mir sein Zeichen des Wohlwollens geschenkt, nur zurück; es ist das Palladium im Tempel der Freundschaft!

Die Vorsicht wegen der Federn war blos mütterlich; die Tochter ist schon leichter und unbesorgter (wie du künftig zu deinem Schaden sehen wirst) leichtsinnig sogar, obgleich ihr Alter sie solider machen könnte (denn sie hat 25 Jahre), aber es hilft ihr wenig. So macht sie sich z. E. nichts daraus, ob die Welt sie lobt oder tadelt — nur einigen ernsten Menschen und der innern Stimme folgt sie. Als ihr guter Vater starb, verstellte sie ihren Leichtsinn und ihre Kälte so wenig, dass man sie nicht einmal weinen sah; als die verwittibte Mutter sich einschränken musste und klagte, sie sei arm, lächelte diese Tochter und stellte ihr vor, dass sie reich sei, und dann sagte sie wieder fremden Menschen mit dem grössten Stolz, „ich bin arm", wenn diese ihr beweisen wollten, sie sei und werde reicher. Zuweilen jammerte die Mutter verzagend „Töchter, ich kann Euch nichts geben", da stellte das Mädchen sich vor sie hin und rief mit triumphirendem Ton: „O Mutter, wir haben alles!" und that so stolz, als habe sie Königreiche zu verschenken. — Natürlich muss man ein solches Geschöpf für leichtsinnig, unempfindlich und stolz halten und mit der eigensinnigen Sonderlingin wenig umgehen. Das thut man sonst auch; aber jetzt ist man doch toleranter, und sieht ihren Fehlern gnädig nach. — — —

Am 16ten.

Ich schreibe unaufhörlich; aber daran ist niemand schuld als — Du. Ich möchte mit meiner schönen Handschrift prunken; und das thue Du auch. — An Dir will ich eine Ausnahme machen und Eitelkeit, die sonst dem Mann nicht ziemt, auch in andern Fällen gern verzeihen. Je eiteler Du wirst, je mehr werd ich Dich loben, lieben kann ich Dich deswegen nicht mehr; das Verdienst ist für die Liebe zu klein. —

O Du Guter, Einziger! wie freu ich mich auf Bayreuth! Wenn nur die kriegerischen Schwerter nicht die friedliche Wohnung durchschneiden! Aber mir ist, als ob ich dahin gehörte.

Auf deine Frage, ob ich von Ilmenau nach Weimar könnte, kann ich nicht antworten, denn diese Seite meines Herzens darf ich nicht berühren — nie ertönen lassen. — — —

Wenn ich mir denke, dass Du jetzt wohl auch sitzest, um zu schreiben, so ist es, als antworteten wir uns in jedem Augenblick und es ist eine ewige Conversation unter uns. — Schreibe immer Mittwochs, es hat tausend Gutes, aber das Schlimme auch, dass wenn Du einen Mittwoch nicht schreibst, so bin ich Sonnabends verloren und nur erst auf dem Weg nach W. wiederzufinden; und das wäre doch ein böser Streich — für Dich meine ich; darum sei vorsichtig! — — —

Apropos, mein sanfter Richter (im schönen und schönern Sinne) wollen Sie mich nicht Sie nennen? Wenn ich der lieben Mutter zuweilen einige Stellen aus Ihren Briefen vorlese, so muss ich das Du immer in Sie verwandeln und da wird denn fleissig gestockt und gestammelt, und sie glaubt, ich könne Geschriebenes nicht recht lesen. Sie, mein Theurer wissen, dass ich es kann, retten Sie daher meine Ehre. — Der Herr Legationsrath vergiebt sich ja ohne dies seines Ranges, wenn er sich Du nennen lässt — und das Fräulein — — noch mehr. — Behüte Gott! das ist gegen alle Sitte, und gegen diese verstossen Sie ja nicht länger! — —

Aber meinen Paul, meinen Geliebten, meinen Verlobten, den nenne ich Du, Du! Du aus allen Kräften und er mich auch. In unsrer Sprache ist und braucht kein Sie.

Ich habe unsrer Mutter, um sie an unsern Bund und ihr gegebenes Wort zu gewöhnen, einen Mundbecher gegeben mit den Worten der Wahrheit: „Muttersegen gieb Du uns — Kinderliebe lohne Dir!“ und zweimal hat sie daraus getrunken. Die Liebe unsrer Herzen wird den Becher schöner füllen, unser Glück ihr künftig ihn täglich reichen und sie wird ihn gerne an ihre Lippen setzen. Ja, unser Glück wird ihres werden! — — —

Jetzt les ich in den Mumien; lange konnt' ich gar nicht lesen — Gedrucktes noch weniger als Geschriebenes — und in meinem Kopf ist's so leer, so leer, es ist nichts darin als — Richter. Ernstlich! ich bin so unwissend — geworden, dass ich den ganzen Tag nur Eins denken kann — In Bayreuth muss ich sogleich in die öffentliche Schule gehen, oder willst du lieber, dass ich Privatstunden nehme bei einem Privatlehrer? — — —

Das dürfte die Mutter nicht lesen!

Aber sapienti sat sagen die Lateiner und — Du wirst es auch sagen. Adieu, Lieber! Ich schweige nun, bis zum Wiedersehen. Bedenke die Grösse der Strafe und eile, — ihr zu entgehen, — nach Ilmenau! Lebe wohl! Mein Geliebter, meine Welt, in der ich athme, lebe! O Du! Sei glücklich, sei froh! Ich bin ewig, ewig Dein und liebe Dich unaussprechlich! —

Pauline.

V.

H., am 21ten April.

Du Guter, Lieber! Wie hast Du mich erfreut! Gestern sogleich trug ich das schöne, theure Andenken als Tänzerin, und es wurde bewundert von allen andern, von mir ist es geliebt. Habe Dank, innigsten Dank, Du und die gute Herder, habt beide Dank, Ihr Lieben, Treuen! O sie hat unaussprechlichen Werth für mich, diese erste Gabe des Geliebten, von dem ich künftig alles erhalte!

Am Mittwoch schreib' ich Dir wieder viel; heute kann ich nicht — der Hof nimmt mir so viel Zeit und denkend an Deine Seele muss ich eine Minute sein. Aber ich bin zu unruhig zum Schreiben. — O Guter! O geliebte, edle Seele! ich liebe Dich und achte Dich unermesslich und bin ewig Dein!

C.

P. S.

G. Müller sagt durch mich Dir noch viel Empfehlung.
[Adr.] Richter.

VI.

Hildburghausen, am 22ten April 1800.

Mein Guter! Heute muss ich mich wieder anklagen, es geschiehet mit schwerem Herzen, aber ich muss, denn ich habe gefehlt. — Ich will es nur eilig thun, um dann entsündigt und froher an Deiner Seite zu sein. —

Vor 6 Tagen wurde mein Glaube an Menschentugend und Würde, d. h. an Dich, auf die härteste Probe gestellt, durch einen Brief des Onkels, der einer Sage zufolge Dein sittliches Betragen während Deines letzten Hierseins in Zweifel zog und der unwürdigen Nachricht den noch unwürdigeren Auftrag anhing: ich solle der Wahrheit der Sache nachforschen lassen. Mich ärgerte diese Verläumdung und noch mehr der (vielleicht wohlmeinende) doch niedrige Rath des Onkels so sehr, dass ich mit zürnendem Herzen und zitternder Hand ihm in kurzen Worten sagte: „Ich bedaure, dass man sich so viele Mühe giebt, ihn mit unangenehmen Unwahrheiten zu unterhalten, aber weiter machten solche Nachrichten keinen Eindruck auf mich". Gegen die Mutter und Schwestern vertheidigte ich Deine Unschuld mit Ueberzeugung, aber sie lachten und nannten mich ein leichtgläubiges Kind und wollten mir beweisen, dass Du von einem so gewöhnlichen Fehler der Männer keine Ausnahme machen würdest und dass ich den Geliebten mir nicht als einen Engel träumen dürfe. Dagegen empörte sich mein Herz mit aller Kraft. O Mann, Du musst besser sein als alle, sonst wärst Du Richter nicht! — Man moralisirt so unaufhörlich gegen mein bestes Vertrauen auf Deine Unschuld, dass ich endlich — nicht Wahrscheinlichkeit, nicht Wahrheit — nur die Möglichkeit mir dachte, der Onkel könne diesmal Recht haben, und mit diesem Gedanken mein

Herz zugleich der heftigsten Folter übergebe. O es kann einem liebenden Herzen nichts weher thun, als ein Verbrechen gegen das Geliebte. Diese Arbeit meiner Seele wirkte so heftig auf mich, dass ich nicht schlafen und nicht essen konnte und dass man nach drei Tagen mich unendlich blasser und magerer fand. Ich hatte mir vorgenommen, Dir von der ganzen elenden Sache nichts zu sagen; aber als ich fühlte, dass ein Fehler meines Herzens sich ins Spiel mische, da wurd' es mir zur Pflicht. Theurer, Du musst ja alles wissen, was auf mich wirkt, um mich leiten zu können, und zwischen mir und Deinem Herzen kann ewig nie eine fremde Seele, sondern nur Deine entscheiden. — Guter, mich dünkt, nicht grade ein blinder Glaube ist Beweis der höchsten Liebe, sondern mehr eine unumschränkte Offenheit und das feste Vertrauen des Weibes auf das Wort des Mannes. Darum erlaube mir immer, wenn ich den Zweck Deines Handelns nicht fasse, Dich zu fragen, wie Dus meinst, und wenn Du mir sagst: „ich habe Recht gethan", so glaube ich dies ewig. —

Aber ich habe Unrecht gethan, Dir Unrecht gethan, denn Du bist gewiss unschuldig, und ich verdiene ausser dem Schmerz der Reue wohl noch eine andere Strafe. — Die Kraft meiner Seele hielt sich gegen jede fremde Zweifel und Angriffe Deines Werthes, nur einen Flecken Deines Rufes der Sittlichkeit wollte sie nicht ertragen, und darum umzog schon der blosse Gedanke der Möglichkeit mein inneres Auge mit Wolken und nun muss ich Dir alles sagen. Kürzer hätt' ich Dir mit dem Briefe des Onkels zugleich den Weg gezeigt, der mich zum Fehlen zwang, aber er ist gegen die weibliche Delicatesse und also vernichtet. — O schwaches Herz! Du forderst soviel und zweifelst doch so leicht, je mehr du liebst!

O du Guter, Treuer! ich habe Dich sehr beleidigt. Aber glaube nur nie, und ihr, Menschen! glaubt nie, dass ich so klein sein könnte, euch zu fragen, ob mein Richter schuldlos sei — nur seine Seele habe ich gefragt und diese reine, treue hat mir geantwortet. O Lieber, Lieber, diesmal darf ich nicht sagen, vergieb mir, denn ich verdien' es nicht. Ich könnte den grössten Theil meiner Schuld auf die Menschen um mich zurückwerfen, die sich ein unaufhörliches Geschäft daraus machen, meinen unerschütterlichen Glauben an Dich, Du Einziger! von allen Seiten anzugreifen und jeden neuen Versuch mit den Worten anfangen: „Wenn dich dies wieder nicht aus Deiner Ruhe bringt, so — —". Aber nein, das will ich nicht; nie will ich vor Deinem Auge durch fremde Fehler die meinigen entschuldigen. Ach, ich, die der Lüge eine Minute nur traute, war weit kleiner als der, der sie mir schreiben konnte. Warum war ich denn diesmal nicht stark genug, elende Verläumdung zu verachten, wie ichs so oft gethan? Warum ist dieses schwache Herz nicht stolz genug, zu jeder frevelnden Stimme zu sagen: „schweige, du lügst!" —? Zur Stimme konnt ichs sagen, doch nicht zum Brief. O Guter, du Geliebter! hier liegt mein irrendes, doch reuiges Herz vor Dir, sei wieder sein Richter; sei mein sanfter, liebender Richter; ach Dein Weib beleidigte Dich so sehr, es zweifelte eine Minute an der Reinheit Deiner sittlichen Tugend. O theurer, edler Mann!

wirst Du Deiner Caroline auch diesmal vergeben können? Nimm mich wieder an Dein Herz, Getreuer! Gewiss, der Gedanke, wie sehr mein Fehler die Seele quälen muss, bestraft mich tief und ist für mein liebendes Herz die strengste Warnung gegen jedes Wiederholen derselben. O Du Guter, Guter! ich vertraue Dir.

Nachmittags.

Bester! ich habe Dich und mich verstimmt durch die hässliche obige Erzählung. Wie kontrastirt die Liebe meiner Seele gegen die Fehler meines Herzens, das oft so ungestüm ist. Ach so stach Deine sanfte, gebende Liebe ab gegen meinen dumpfen Schmerz! Als ich am 19ten Dein liebes Blatt und Dein schönes Geschenk erhielt, wie wurde da Deine Liebe mir zum Vorwurf! der freundliche Ueberbringer fand mich auf der Promenade und der gute Engelhard stellte jenen mit den Worten mir vor, dass er aus W[eimar] sei und Brief und Paket an mich habe, er wollte meine Freude nicht verzögern und nahm mir eben dadurch meine Fassung. Ich schwankte stumm an Engelhards Seite, während Ernestine mit Müller sprach und nachdem ich mich wenig erholt und Engelhard mir gesagt hatte, dass Müller schon alles wisse, wendete ich mich stockend zu ihm hin. Mein schwarzer Schleier verdeckte vielleicht mein feuchtes Auge und mein blasses Gesicht. Am andern Morgen nahm Engelhard mit seinen beiden Freunden ein Frühstück bei uns (d. h. Ernestine und ich) und Müller musste mir alles von Dir erzählen, was er wusste. Ich war nie an den Gedanken gewöhnt, dass er mich als die Deinige kenne, und redete daher offen und heiter mit ihm von Dir. Hier spricht man nicht mit mir von unserm Bunde, ausser am Hof. Daher meine Schüchternheit bei einer fremden Anrede dieser Art. Dem freundlichen Boten zeigte ich das Ueberbrachte und liess es freudig loben. Es ist so schön! Sogar der guten Mutter hat es gefallen und sie hatte sichs umgelegt. — Wie kann doch die liebe Herder mir zumuthen, die Worte herauszutrennen, deren Deutung und Schöpferin mir beide theuer sind? Danke der Guten innig in meinem Namen! —

Aengstige Dich nicht über meine schwankende Gesundheit; ich war und bin nicht krank. Der traurige Winter hat meine Kräfte nicht aufgerieben, aber freilich untergraben, und meine Nerven sind in einer immerwährenden gespannten Reizbarkeit, so dass sie bei der leisesten moralischen Erschütterung beben. Indess nehme ich keine Medicin, die Freude heilt besser als alle, und diese ist mir ja bestimmt. Nur bitt' ich Dich beim nächsten Wiedersehen, jede Ueberraschung zu meiden, ja die Freude mir so langsam und vorsichtig als möglich zu geben, damit ich sie ertrage.

Am 23ten.

Unsre Mutter macht schon ihre Anstalten zur Reise nach Würzburg. Wohl denn! Man führe mich, wohin man will, ich bleibe Dein! —

Die Fürstin und W. lassen dich grüssen und erstere dir sagen, dass sie mit jeder Stunde den Titan erwarte und dich mahnen lasse*).

*) J. P. sendete am 28. Mai vier Exemplare vom ersten Bande des Titan mit besonderen Schreiben und mit der Widmung „den vier schönen und edeln

Aus dem angeschlossenen Briefe von meinem Bruder Carl wirst Du sehen, dass ich ihn wiedergewonnen habe. Frl. Maubuisson, die so viel Theilnahme an meinem Glück nimmt, grüsset Dich.

Bei der Fürstin bin ich fast täglich von abends 4 bis Nachts 11 Uhr und mache mir dadurch die Tage so heiter als ich kann. — Bei uns blühet die ganze Natur, aber ich kann sie wenig in ihrer Schönheit geniessen, weil ich unsern Garten kaum betreten kann. Die traurige Ursache ist die Nähe eines wahnsinnigen Mädchens, deren Wohnung auf unserer Gartenmauer ruht, und deren fürchterliche Jammertöne ich fliehen muss, weil meine Seele oder meine Nerven sie nicht ertragen können.

Lebe froh! Mein Guter, lebe froh und ohne Sorge, wenn auch durch Zufall ich einmal später schreiben sollte. Aengstige Dich nicht, liebe Seele, und betrübe Dich nicht durch das Bild meiner hiesigen Lage. Der Unendliche, der unsre Seelen zusammenführt, wird auch meinem Körper die Kraft verleihen, auszuharren — er wird unser Glück vollenden. Die Länge des Lebens bestimmt ja nicht seinen Werth; eine Minute giebt uns oft mehr als lange Jahre uns reichen konnten! —

Theuerer! Lebe glücklich! C.

VII.

Hildburghausen am 27ten April 1800.

Theuerer! Du hattest wohlgethan, mir zu schreiben, wenn es auch für meinen Wunsch zu wenig war, so war es doch für meine Ruhe und Freude viel. —

Ach Geliebter, mein Sehnen hat nun keine Worte mehr, und dies Gefühl wächst zur Riesengrösse in der engen Brust. O Guter, Guter! erscheine mir, Du bist rein und edel und liebst mich und kannst mich nie täuschen. Erscheine mir, dass ich an Dein Herz falle und ausruhe!

Sage mir nur nichts über das, was ich für unser Glück gethan; ich handelte nach bestem Wissen und Ueberzeugung, und danach möge der ewige Gott mich einst richten. —

Ich werde immer thun, was ich kann, um der theueren Mutter den Theil ihrer Ruhe, den ich ihr (oder sie sich) nahm, wieder zu geben, durch mein Glück. —

Eben ist das Pastelgemälde Deiner Caroline angekommen. Ich werd' es Dir mitbringen oder der Bote. O, dies wird Dir unverändert bleiben und Dich noch anlächeln, wenn ich es vielleicht nicht mehr kann. Es giebt mir eine freudige Rührung, wenn ich denke, wie Du dem Bild liebend ins Auge blicken wirst, und wie es Dir so lange, lange bleiben kann, und wie Du's liebst!

Am 30ten.

Geliebter, Unschuldiger und Verkannter! O wie bist Du so gross! — Aber ich muss noch viel besser werden, um Deinem Herzen nicht immer weh zu thun.

Schwestern auf dem Throne" den oben erwähnten vier Fürstinnen, vgl. Wahrheit aus Jean Pauls Leben, Bd. VI, 122 ff.

Dein Bote ist da! O ich habe nun keine Worte mehr, fordere nicht, dass ich auf einen Deiner Briefe, am wenigsten auf den letzten, antworte. Ach, Guter, Du bist schuldlos, das weiss und wusste ich und ich fühle nach dem letzten Briefe nur noch mehr das Unedle und Undelikate meiner Aeusserung gegen Dich. Schenke mir, als den schönsten Beweis Deiner Vergebung und Deines Vertrauens auf mein festes gegen Dich — jedes fernere Wort über die elende Verläumdung, deren Grad ich auch nicht bestimmen kann, weil ich nie näher fragte. Weg, weg mit jeder Beziehung dieser Art, ich ertrage sie nicht! —

Nun ist alles berichtiget. Wir kommen — wir sehen uns. (Freitag nachmittags!) O wir können schon gegen 2 Uhr nachmittags in Ilmenau sein; warum kommt Ihr Guten aus W. erst Abends, da es doch nur zwei Stunden weiter entfernt ist? — Aber es ist gut, dass ich erst ausruhe, ehe ich die Geliebten und den geliebtesten Menschen sehe. Nur langsam, nur langsam lasse ich mir die Freude mit ihrem höchsten Glanz erscheinen. O Du Treuer, Du Mann, dessen Hand mich froh durchs kurze Leben führet, wenn ich an Deinem Herzen ausruhend ausweine, und wenn ich unermesslich glücklich bin und nicht sprechen kann zu Dir, weil ich Dich zu sehr liebe: dann sage Dir selbst: das alles gab ich ihr, meiner Treuen! und dann belohne Dich Dein eigenes Gefühl, wenn ich es nicht kann.

Sei nicht traurig, mein Geliebter, und nimm der Hoffnung nicht den Schmuck der Blüte. Die Zufriedenheit, die Freude, Dein Glück ist ja mein Höchstes — sei nicht betrübt! — O ich leide nichts und habe nichts gelitten, denn ich sehe Dich ja wieder, und glücklich bin ich, voll Hoffnung und Freude und Liebe. — Gott! wie selig machst du Menschen, wenn sie gut sind.

Vergieb mir, ich kann nichts mehr schreiben, ich sehe kaum die Buchstaben mehr. Lebe froh und heiter, und geniesse auch selbst das Glück, das mir der Bote brachte.

Mein Einziger, mein einzig und ewig Geliebter! Auch Dein heutiger Brief trägt die Spuren des Schmerzes, die ich eingegraben habe. Mann! die Erde hat nichts als Liebe; alles andre zerstiebet, aber jene ewig findest du in meiner Brust und ich in Deiner, mehr kann die kleine Erde nicht geben und Du wolltest Dich quälen? Weg mit jedem andern Plunder; wäge Herz gegen Herz — Liebe gegen Liebe, und was Dir fehlt, nur das beweine! —

Sinke mit festem, ruhigem Herzen an dieses treu liebende und der gerechte Gott wird unsern Glauben lohnen. Lebe sanft und heiter, wie der Frühling um Dich her, und wenn ich übermorgen vor Deinem Auge stehe, so sage mir, dass Du glücklich bist.

Wie freu' ich mich auf alle, alle, die ich übermorgen sehen werde!

Der Bote will fort und ich möchte mit ihm. Aber nun seh ich, dass ich ja auch endlich. O übermorgen, morgen steh ich neben Dir! Ich Glückliche! —

C.

VIII.

[An Herder *)]. Würzburg, am 11. Juni 1800.

Vater! Mit vernichteter Hoffnung und gebrochenem Herzen kam ich hierher und flehte meinen guten Onkel um Rettung an. Sie wissen, was in Ilmenau die fürchterlichen Stürme herauftrieb, was Richter quälte und unsre Herzen auseinander reissen sollte: — Die Unzufriedenheit der Mutter und die Kälte der übrigen Verwandten. —

Dieser Fels, der sich zwischen unsere Herzen erhoben, ist nun nicht mehr da. Die festen, überzeugenden Worte meines Onkels haben mir und Richtern den freiwilligen und also dauernden Segen der Mutter erworben und sie verspricht ihm eine mütterliche Aufnahme, sobald er uns besuchen würde **). Briefe meiner auswärtigen Brüder bringen seit acht Tagen mir die herzlichste Versicherung ihrer Theilnahme und ihrer brüderlichen Liebe für Richtern. —

So dürfte ich denn endlich mit aller Ruhe und Gewissheit des Glückes dem Ewiggeliebten meine Hand geben: weil nicht mehr wie sonst die Unzufriedenheit der Mutter und die Kälte der Familie unser Glück zerstören wird. Die Fehler, die R. an mir kennen gelernt, kann und werd ich nicht länger tragen, da ich nun weiss, dass er als Fehler sie hasset; ich kannte ihn hierinnen noch nicht, und wusste nicht, wie wehe ich ihm that. Die kleinen Eigenheiten in seinem Leben haben weder meine Liebe noch meine Achtung für seine Tugenden gemindert und ich könnte ihn jetzt um so gewisser beglücken, da ich ihn ganz kenne und, wie sonst unermesslich liebe. — Das was noch neben der Furcht für mütterlichen Unsegen in Ilmenau zwei liebende Herzen quälte, war nur Missverständnis — zu hohe Empfindlichkeit und von meiner Seite eine Folge zu grossen kindlichen Schmerzes. — Jene Hindernisse sind verschwunden auf ewig, und die Folgen, vor denen ich zitterte, können mich nicht mehr treffen. Warum sollten nun noch zwei Seelen von einander gerissen werden, welche die unsichtbare Hand des Ewigen zusammengeführt und zwei Herzen gemordet werden, die durch die heiligste und treueste Liebe sich verknüpft? Warum soll ein Hass, der nicht mehr ist, oder gegenseitige Zweifel, die gehoben sind, und kleine Fehler, die man aus Liebe ableget oder vergiebet, warum sollen diese Vergangenheiten das zweifache Glück einer ganzen Zukunft zertrümmern? Sie wissen es, edler Vater! wie in der Stunde der grössten Marter meine Liebe und meine Hoffnung nicht sanken und meine Worte Ihnen mein Herz zeigten: „Ich glaube und hoffe glücklich zu werden und kann Richtern glücklich machen, wenn meine Mutter ruhig wird“. Damals wollt ich ihm das Glück der Seele geben und konnte nicht, weil fremde Hände mir die Macht genommen hatten; jetzt kann und

*) Herder hatte J. P. bei der verhängnisvollen Reise nach Ilmenau begleitet.

**) Am 9. Juni war Jean Paul in Berlin zum ersten Male mit Caroline Mayer, mit welcher er sich einige Monate später verlobte, zusammengetroffen.

will ich fest, und meinem Herzen ist kein Opfer zu gross, wenn es den Frieden der geliebten Seele gilt. Mit meinem Herzen gab ich R. die Versicherung meiner ewigen Liebe, und ich halte Wort, auch wenn ich untergehen soll.

Dies ist die unerschütterliche und heilig-wahre Entscheidung, die ich, um sie wie jetzt, mit ganzer Seele zu geben nicht früher als hier, an R. schreiben konnte. — Und nun, Vater, leg ich mein Leben und unser Glück in Ihre Hände, fragen Sie meinen R. . . ., ob er nach allen diesen Schmerzen und Missverständnissen, bei dem mütterlichen Segen, und der Liebe der Verwandten, durch meine ungeminderte Zärtlichkeit und meine feste Treue noch auf sein Glück bauen und ob seine Hoffnungen und sein Vertrauen wieder kommen können. —

Dies sei zugleich meine Antwort auf seinen Brief aus Berlin; auf den ich nach meiner jetzigen Ueberzeugung nichts anderes sagen konnte als jene Fragen, die Ihr väterliches Herz für mich übernimmt.

Nun hab ich oder kann ich vielmehr nichts sagen als Ihnen meinen ewigen Dank für jede weise Fürsorge, und die innige Bitte um eine frühe Entscheidung dieser qualvollen Ungewissheit, denn nur aus Ihrer Hand kann ich mein Loos nehmen, und nur durch Sie darf ich es wissen, ob ich mit einer zweiten Seele mein Leben theilen oder vernichtet unter die Erde gehen soll. Ich folge R.'s Ausspruch und lieb ihn ewig in dem Mass wie ich Sie achte.

Caroline.

IX.

[An Jean Paul]. Seidingstadt*), am 14ten Sept. 1800.

Dank, Dank, mein Freund! für Ihre lieben Worte, nach denen ich mich lange und bange gesehnt! —

Vergeben Sie mir den Geiz, mit dem ich jetzt nach einer Silbe, nach dem Hauche eines Gedankens ringe — ach, ich war sonst grossmüthiger. Welten voll Glück und Segen und Liebe konnte ich verschenken, und doch noch im seligsten Ueberflusse schwelgen, aber jetzt — in meiner Armut — da zähle ich die Buchstaben, die Punkte, und berechne nach diesen den Werth meines Lebens. Die arme Ber[lepsch?] und ich waren beide in einer Wüste, thöricht suchend, was nie zu finden ist. Jeder Wahn bestraft sich, auch der unsrige — wir büssen! —

Als ich glücklich, selig war, und die ganze Welt wie einen Himmel um mich liebte, da liebt' ich auch Josephinen. Sie war mir Schwester, Freundin, als Freundin des Freundes gehörte sie zu mir. — Jetzt muss ich sie ehren, als eine theure Bekannte meines guten Richters; sie liebt ihn, sie hat ihn, hält ihn**) und — länger, fester als ich es konnte. Noch stehen vor meiner Seele ihre Worte — und doch gab ich ihr alles; ich will nicht abwägen, ob sie in gleicher Lage mir gleich gehandelt hätte; ihre Briefe könnten mich irre führen an ihr.

*) Ein Jagdschloss bei Hildburghausen.
**) J. v. Sydow war Jean Pauls wegen nach Berlin gekommen.

Genug, sie muss gut sein, sonst könnte sie Richtern nicht lieben, und er liebt sie, darum muss ich sie achten. Du siehst sie wieder, und lange, länger, als Du die verlassene Caroline je gesehen — und wenn Ihr glücklich, selig Euch fühlt — wenn Josephinens Wünsche und Sehnen gestillt ist durch Dein freies Herz — so zeig ihr meine Seele und meine Theilnahme, und die sonst von ihr beneidete Caroline in ihrer jetzigen Armut, — und wenn sie nicht triumphirt, dann ist sie edel und Deiner werth. Grüsse sie! —

O dass der Glückliche den Unglücklichen noch beneiden kann um die kleinste, armseligste Gabe des Schicksals! Klage nicht über Dein Leben! Der Mann regiert die Zügel seines Geschicks, und wenn sie reissen oder zerhauen werden, so hat er Kraft und Macht sie wieder zu knüpfen. Das arme, ohnmächtige Weib kann, darf dies nicht. — Geht des Mannes Pfad durch eine Wüste: — er hat doch freie Wahl, offne Wege vor sich — unser Gartenleben ist mit Mauern umschränkt wie unsre Wege, unsre Blicke in die Welt. Nur von oben leuchtet die Sonne auf uns herab, und wir sehen nichts als: Liebe und Tod — das eine erhalten wir selten, das andere — spät.

O Guter! noch bist Du glücklich — bleib es lange — aber wenn Du es einst nicht mehr wärst — wenn die Menschen mit ihrer Liebe Dich verlassen könnten, dann nenne meinen Namen, rufe meine Seele und sie ist Dein. Jetzt bedarfst Du meiner nicht, weil Du alles hast; aber wenn Du einst einsam bist, so will ich um Dich sein — wenn der Schnee des Winters Dein Leben erkältet und Einsamkeit Deine Tage verödet, so soll die Sonne der Liebe Dein Herz erwärmen und Deine Stunden umblühen; die Liebe, die Du jetzt entfernst, wird Dich dann segnen. Seele gegen Seele — so verlass ich Dich nie!

Die gute Herzogin, um die ich jetzt fast immer bin, und die mich, wie jede edle Seele die Unglücklichen, mehr liebt — geht in der Carnevalszeit nach Berlin, oder blos nach Potsdam, dies ist noch nicht entschieden. Ehe Sie, Theuerster, auf eine längere Zeit und durch einen weiteren Raum von mir geschieden werden, muss ich das hingeben, was ich bis jetzt kindisch schwach zurückbehielt — die schöne blaue Hülle, die erste und die — letzte Gabe, das heilige Gewand der vorigen Zeit — ich darf es nicht tragen — trug es seit dem Mai nicht mehr — weil es die weiblichen Gesetze verboten und mein Herz es nicht aushielt, doch hat es Kraft genug, nach allem Verluste eigener Freude noch fremde zu schaffen und zu lieben, darum geb ich das theure Geschenk zurück in Deine Hand und durch Dich, der Freundin, die Du am meisten liebst — die trage und bewahre diese Karte der Liebe und — der Treue. Gern hätt ich diese Handschrift aus einem vorigen Leben als Reliquie neben mir niedergelegt, aber sie durfte nicht begraben werden, weil sie noch Freude geben kann. Nimm sie, gieb sie, und nenne mir den Namen der neuen Besitzerin, wenn Du gern es willst. Ich fordere es nicht — aber sag ihr, Caroline habe das schön umhüllende Blatt geliebt, lieb es noch und trete der Freundin es nun ab, weil der Freund sie liebt und das Glück ihr Freiheit und Rechte giebt, es zu tragen.

Mir blieb das Andenken des 11ten Oktobers, die Locke auf meiner Brust — sie sei die treue Begleiterin meines ganzen Lebens — sonst hab ich nichts. —

Der schützende Gott lehre mich nur den 12. Oktober ertragen, durchleben, dann lebe ich noch ein Jahr, aber vor diesem Tag schaudre ich fürchterlich. —

Nun noch eine Bitte, Lieber, gegen deren Erfüllung ich keinen Grund annehme. Senden Sie mir alle meine Briefe, ehe Sie nach Berlin gehen, und bestimmen Sie selbst die Zeit der Rückgabe, früh oder spät, ich halte Wort. Und — Ihre Adresse nach Berlin! —

Nun lebe wohl, Guter! Noch bist Du mir näher, aber bald dehnt eine weite Kluft sich zwischen uns aus und — ich bin verlassner. Nimm noch das nähere Lebewohl, das wärmer aus der Nähe zu Dir weht, und höre meinen Wunsch, meine Bitte für Dich. O Guter! lebe weise, bleibe Dir gleich und Deine Tugend meide auch den Schein des Fehlens.

Lebe glücklich! schreib bald und schicke mir, um was ich gebeten. Lebe glücklich, Du Bruder-Seele! Lebe glücklich, so leide ich weniger.

Schone Deine Gesundheit, Dein Leben, ich darf es nicht wanken sehen, wenn ich nicht sinken soll.

Der Tumult des Hofes wechselt nur mit den Stürmen des Herzens — in Hildburghausen, in Seidingstadt — ach, wo ich bin, warst Du! Es giebt keine Ruhe, aber doch einen Gott! Der leite Dich und mich!

Grüsse Otto! ich kann ihm nicht schreiben, so oft ich auch schon angefangen.

Emanuel möcht ich sehen.

Adieu, adieu! Ich reisse mich los vom Schreiben, doch nie von Dir, auch Du nicht ganz von mir.

Schreibe mir nicht zu selten aus Berlin und schenke mir bald einige Worte.

[Am Rande der ersten Seite:] Ich kann mich noch nicht vom schönen Tuche trennen. Doch nur mit der Bedingung, dass Du mir einst ein anderes theures Andenken giebst, so bald ich bitte.

X.

Hildburghausen, am 26ten Nov. 1800.

Mein Freund! Nur wenige Worte kann ich endlich Ihnen geben, aber diese heilig und wahr. —

Sie wollten mir meinen Irrthum nehmen, und haben selbst einen über mich — den will ich zu berichtigen suchen. Es kann sich in meinem ganzen Wesen und so in meinem Blatte auch nicht der leiseste Gedanke von unmuthigem Zweifel oder klagendem Misstrauen finden, über Ihr Leben und Ihre jetzigen Verhältnisse; warum also eine Erläuterung hierüber, die mich kränken muss, weil sie mich kleiner voraussetzt, als ich bin und je sein kann. Ihr Glück war und ist, seit ich Sie kenne, mein höchster Wunsch, und aus meiner Wüste blick ich so gerne hin auf den blumigten Weg, wo der Freund wandelt. Verdecken

Sie ihn nicht vor meinem Auge, es soll keine Thräne darauf fallen, denn ich werde glücklicher sein, wenn Sie mir offen sagen, dass Sie es sind. — Freund! meine Seele hat nur noch Einen Wunsch, mein Herz nur Eine Bitte: Ihr Vertrauen. Sie hatten es der Geliebten geschenkt — die Freundin verdient es wahrlich nicht minder. O, Vertrauen nimmt dem Schmerze seine Stacheln und giebt der Freude Blumen, und nur in Ihnen kann ich den Beweis finden, dass Sie mich erkennen. Zeigen Sie mir darum immer Ihr Glück und Ihre Trauer; jeden Kummer, jede Freude! Der Lohn, den reine, treue Theilnahme giebt, kann Ihnen nicht zu klein sein. . . . . .

Ueber mich und mein Leben schweig ich ganz, weil ich nicht weiss, wie viel ich sagen dürfte — es könnte eine dritte Seele geben, die durch die Aeusserungen meiner Empfindungen zart verwundet würde (eigenes Gefühl lehrte mich fremdes errathen) und dies wäre zweifaches Vergehen: an weiblicher Würde und menschlichem Glück. Schon in diesen Worten werden Sie entdecken, was ich sagen muss und will, dass nämlich mehrere Stimmen mir zurufen: „ein gewähltes Herz erfülle nun Ihre Hoffnung: darum muss ich mindestens während der Zeit der Ungewissheit ganz von mir schweigen; denn der Charakter des Weibes gebietet hier: keinen Ton zu berühren, weil er vielleicht die Harmonie der Freude stören oder die ewigen Akkorde der Pflicht verletzen könnte. — So entsag ich denn aller Mittheilung und Ihrer Theilnahme, bis Ihr Ausspruch entscheidet, ob Sie jene noch wünschen können und ob ich diese annehmen darf. — Einer Liebe wie Richter sie schildert und der ächte Mensch empfindet, kann auch dies höchste Opfer nicht zu gross sein.

Am 28ten.

Als ich diesen Brief abgeben wollte, begegnete mir der Ihrige. Er rechtfertigt meinen und lässt mich keine Zeile darin verändern — nur meinen Dank für Ihr Andenken wollt ich gerne hinzusetzen, wären die Worte mir nicht zu elend — und doch kann ich nun nicht mehr geben. — Ich habe aus der kalten, fürchterlichen Ferne Sie errathen. Das spricht für mich in der Vergangenheit und Zukunft. — —

Wollten Sie das Paket meiner Blätter (mir blos noch wichtig) unter der Adresse meiner Herzogin für mich abgeben lassen, so werd' ich es sichrer erhalten. Ihre Güte verspricht eine ohnehin volle und nicht zu späte Erfüllung meiner Bitte.

Die Bitte um meine Blätter und zwar die ganze Sammlung, ist immer dieselbe, weil ihre Erfüllung zu meinem Wesen gehört. Nur senden Sie mir diese Profile meiner Seele unter einer schützenden Vorsicht gegen jedes mögliche Verlorengehen, da sie die einzigen Züge sind, aus denen sich das Heiligenbild der Ruhe für mich zusammensetzen lässt.

Bringen Sie Ihren Freundinnen meinen liebenden Gruss und der theuersten den wärmsten. Sie selbst begleite Liebe und Freude, von meinen besten Wünschen gesegnet!

Seien Sie glücklich. C.

XI.

12. Febr. 1801.

Der 26te Januar brachte mir Ihren Brief und meine Blätter; mit diesen haben Sie mir ein Geschenk gemacht, das, ich fühl' es, nicht das Recht, sondern die Güte mir gab. Meine Theilnehmung an Ihrem Glück und meine Wünsche für dessen Unvergänglichkeit kennen Sie. Wenn ich Jahrtausende lebte, so würden es dieselben bleiben, und sollt' ich heute sterben, so könnt' ich keinen andern haben! — Den Segen, den das Schicksal über Sie ausgiesset, o mög es ihn nicht nach Vierteljahren, sondern nach Jahrzehnten berechnen und immer erneuern! Möge das Glück der Liebe treu bleiben und beide Ihnen! Das Vertrauen, womit Sie auch Ihre Briefe mir überliessen, weiss ich zu schätzen und glaub es zu verdienen; aber einige fand ich darunter, die nicht mein sind und sende sie hier zurück. Dass ich es nicht früher gethan, entschuldige ich nicht, weil ich jetzt erst sah, dass ich sie hatte. Und auch das bedarf wohl keiner Entschuldigung, wenn ich frage, wie es der Guten ergeht, der Sie geschrieben? Sagen Sie ihr, dass ich sie nie vergesse — sagen Sie es ihr mit Zuversicht, denn Ihre Freundin bleibt sich gleich.

C.

In der Ordnung meiner Blätter vermiss ich den ganzen Monat April; sollten die dahin gehörigen noch unvernichtet sein, so bitt ich darum.

XII.

[An Jean Pauls Gattin]. Hildburghausen, 17. Juli 1801.

Umsonst erhielt ich mir seit Februar den hoffenden Gedanken, einige Worte von Ihnen zu hören. Heute, einen Tag vor meiner Abreise nach Bocklet, kommt das Blatt Ihres Pauls an mich; — aber ich kann in den verfliegenden Minuten meines Hierbleibens nichts sagen und thun, als Ihnen die für mich behaltene Abschrift jenes Briefes beilegen, den ich unter Ihrer Adresse nach Berlin geschickt und der Sie nicht gefunden, wie ich nun wohl errathe. Diese Abschrift ist ebenso treu, wie jene es von meinen Herzen war, und warum sollt' ich erst meine Worte wählen, da die Gefühle ja doch ewig dieselben bleiben.

Auf die Frage Ihres Mannes über Kommen und Sehen antwort ich hier: Haben Sie Muth genug, eine Unglückliche zu sehen, so kommen Sie, ich bedarf dessen weniger, denn ich umfasse eine Glückliche, und der geprüfte, gute Menschengeist sieht und trägt ja leichter fremde Seligkeit, als fremden Kummer. Ich habe hier eine Freundin, die wird uns zusammenführen und Du wirst dann in meinem feuchten Auge den Wunsch lesen, den ich immer für Dich habe und Dir jetzt blos schreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib. —

C.

Der preussisch-fränkische Dichter Johann Christoph Zenker.

Von

Anton Birlinger.

Zenker geb. zu Gunzenhausen den 30. April 1738. Der Vater Johann Simon Zenker war hochfürstl. Brandenb. Onolzbachischer (Ansbach) treu verdienter Archidiakon. Die Anfangsgründe in den Gymnasialfächern erhielt Zenker im elterlichen Hause, in den deutschen und lateinischen Schulen seiner Vaterstadt. Bis in sein 14. Jahr in den Humanioribus unterwiesen, genoss er von da ab das Beneficium Alumnorum auf der Fürstenschule zu Ansbach, 15. März 1752. Die 5. und bald die 6. Klasse ward erreicht. Anno 1756 bezog Zenker die Hochschule zu Jena, hörte Daries, der Vernunft- und Geisterlehre, Naturrecht und philos. Moral vortrug; ferner Schmid in der Geschichte, Succow in der Mathematik. Hierauf begannen die theologischen Collegien bis Ostern 1759. Vicar in Schopfloch. Nachfolger des Vaters in Gunzenhausen. 1766 Pfarrer in Dornhausen. 1767, 14. Nov. Verehlichung mit Marg. Recknaglin. 1791 Lehrer in seiner Vaterstadt, wo er auch, 61 Jahre 4 Monate 13 Tage alt, starb. Zenker war urspr. Gelegenheitsdichter; er besass wirklich einen grossen Geist, eine edle schöne Seele — war ein Genie. Seine Mutter soll selbst dichterisch begabt gewesen sein. Seine Briefe wurden schon in Jenas Zeit in Versen abgefasst. Mit einem Riesenfleiss studierte er die lateinischen und griechischen Klassiker: Homer, Horaz, Vergil, Ovid waren seine Lieblinge, er hatte sie zum Teil auswendig gelernt; er sprach geläufig lateinisch. Als Uz 1796 starb, machte Zenker folgendes Distichon auf ihn

Romanis Flaccus quod erat, Petrarchaque Tuscis
Germanis nostris Vzius est et erit.

Neben den klassischen Sprachen trieb Zenker energisch Deutsch. Gewiss, sagt sein Biograph und Testamentsvollstrecker Späth, gehörte er unter die seltenen Männer in seinem Amte, welche damals, als sich unsere Sprache durch die Bemühungen eines Gellert, Gesner, Cramer, Klopstock und anderer mehr auszubilden anfing, dieselbe gut schreiben und sprechen lernten. Nur Schade, dass Ihn das Schicksal zu bald in eine solche Lage geworfen hat, in welcher er durch zu häufige Geschäfte, Zerstreuungen und häusliche Sorgen abgehalten worden ist, das Studium seiner Muttersprache fortzusetzen. Dieser Dichter war kein Schriftsteller von Profession, sondern ein Mann von Welt. — Seine Gedichte sind grösstenteils Kinder des Zufalls; sie tragen alle mehr oder weniger die Farben ihrer Entstehung an sich. So sagt Jakobs im zweiten Stücke der Nachträge zu Sulzers Allgemeiner Theorie der Schönen Künste von

einem gewissen Guillaume Anfrie de Chaulieu und das passt auch für unseren Zenker. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: ‚Johann Cristoph Zenkers gewesenen königl. preussischen Dechants und Stadtpfarrers zu Gunzenhausen zerstreute Gedichte und prosaische Schriften nebst der Lebensgeschichte des Verewigten', gesammelt und für Gönner, Freunde und Bekannte herausgegeben von Johann Friedrich Zenker, königl. preuss. Pfarrers zu Emetzheim (3 Lieff.) Weissenburg, gedruckt mit Meyerischen Schriften 1802. 8°. (Der Pfarrer Späth von Wachstein besorgte die Herausgabe und als Abonnenten figurierte die ganze Blüte der Gelehrsamkeit und Intelligenz der ostfränkischen Lande ehemals preussischer, heute bayerischer und wirtembergischen Oberhoheit). Zenker war ein warmer patriotischer Dichter. Zenker war ein besonderer Verehrer vom Wandsbecker Boten. Ausser mehren Mottos findet sich Lief. 2 S. 155 ff. folgendes Gelegenheitsgedicht.

An Asmus,

bey der Vorauszahlung auf den 3ten Theil des Wandsbecker Boten.

Von einem Verehrer des Claudius im Fürstenthum Ansbach.

Top! — gieb mir Dein Opusculum,
Du guter Asmus, Du;
Und nimm's Zweydrittel Stück darum,
Nimm's, — und verzehr's mit Ruh!

O hätt' ich's! — hundertmal so viel
Gäb' ich Dir, Herzens-Mann!
Jedoch, der kann nicht, welcher will,
Der will nicht, welcher kann.

Auch omnia mecum portans
In dem Tornister mein,
Bin ich, wie Du, kein reicher Hanns,
Begehr's auch nicht zu seyn.

Hast Recht, — der Reichthum bläh't, und Gut
Macht Muth, Muth Uebermuth;
Und Uebermuth straf't Gott, — er thut
Nur selten lange gut. —

Und nur in sublunar'scher Welt
Herrscht Mangel; — Dein Freund Hayn,
Führt uns, wenn's ihm einmal gefäll't,
In bessere Welten ein.

Wie liebenswürdig mahl'st Du mir
Den Schreckens-König ab!
Nun denk' — Gott lohne Dich dafür!
Ich lächelnd Tod und Grab;

Und harre, wie sich sehn't ein Knecht
Nach Abend-Schatten, — sein;
Und rufe, wenn mein Garaus schläg't:
Willkommen, lieber Hayn!

Komm', führ' mich in's Elysium,
Dess bin ich herzlich froh!
Begierig frag' ich dort herum:
„Wo ist mein Asmus? wo?"

Das erste gedruckte Kind von Zenkers Muse gilt dem M. Brunner, erstem Diakon zu Ansbach, gelegentlich seines Amtsjubelfestes im März 1759. Da heisst eine Strophe, welche eine Vergleichung zwischen eines Feldherrn Siegestriumph und dem Geistlichen-Jubiläum bietet:

Wie, wenn nach lang geführten Kriegen
Irenens Blick die Staaten grüsst,
Ein tapf'rer Greiss, gewohnt zu siegen,
Das Augenmerk der Völker ist,
Ruft aus dem wimmelnden Gedränge
Wenn Er sich zeiget im Gepränge
Ihm jeder Glück und Seegen zu;
Der Jüngling stolz auf seine Zeiten,
Des Alten Aug' voll Zärtlichkeiten, —
Wünscht jeder ihm Genuss und Ruh! —

Ein Hochzeitgedicht von 1765 trägt die Überschrift ‚Etwas auf die Zenker- und Billingische eheliche Verbindung' mit dem Motto aus Ovid quem s. non tenuit etc. der Phaëtonschen Grabschrift. Als Anmerkung zu ‚Etvas' steht unten: Der Titel ist ungewöhnlich; doch lieber was ungewöhnliches als den heiligen Namen der Ode gemissbraucht. Auf die Universitätsstadt ist bei dem Bräutigam angespielt:

Mir öffnet sich die anmuthvolle Scene
Es schaut mein Geist auf Saal-Athen zurück;
Der Stutzer Chor umzingelt eine Schöne
Du fliehest fort, Verachtung droht dein Blick!
Du ziehest weg vom saalischen Gestade
Dein Fuss betritt die väterliche Flur etc.

In demselben Carmen:

Was hat bissher die Regung hintertrieben
Die nun mit Macht dein ganzes Herz erfüllt?
War es die Furcht vor einer bösen Sieben
Die bald den Mann, bald auf die Kinder schilt?
War Eigensinn, war brittischs Missvergnügen — Schuld?
Herr Oryon liebt elastische Gefieder
Ihn reitzt nicht leicht ein schönes Angesicht;
Im Schwanenbett streckt er die trägen Glieder
Und gähnt und schnarcht, — ein Oryon bist Du nicht!

Oryon der bekannte Name aus Gellerts Lustspielen. Er lässt finfe gerad sein, wenn er sich nur nicht durch Reden ermüden darf; sein Wahlspruch: komme ich heute nicht, komme ich morgen! Schluss:

Dort trinkt ein Freund: Uns wohl und niemand übel!

Mit der Anmerkung: Eine alte Formel beim Gesundheittrinken.

Heft 2, S. 72 steht „ein kleiner Bänkelgesang", darin:

Ach jedem armen Erdensohn
Dem Weisen wie dem Thoren
Ist, sagt mir mein Anakreon,
Die Liebe angebohren.

„Was wär auch ohne Lieb und Wein
Hier unterm Mond diess Leben?“.

Von Hymens goldenem Band, das schöner denn Amors Rosenkette:

Von ihm geleitet, suchen wir
Und finden all das Wesen,
Das wir im Rost, Das wir in Dir
Du Idrisdichter lesen.

Von Kindern umgeben:

Da wett ich, Freund, Du widmest Dich
Auch mitten im Gewühle
Der Acten, wie Racine sich
Dem jugendlichen Spiele.

Eine beliebte Zeugenerwähnung; Gellert merkte dies schon in seiner Ode auf Cramers Verbindung an. Der Schluss des Carmens:

Nunc est bibendum! ruft Horaz
Nunc tellus est pulsanda!
Ich lechz und tripple wie ein Spaz,
Praestandum ad praestanda!

Herbei, wer gerne mit mir trinkt etc.
Und darum schliess ich mein Gedicht,
Sprech, — festgelehnt ans Ruder —
Wie dort Neptun im Bürger spricht:
Prosit, mein lieber Bruder!

In einem Gedichte von 1778:

Und ob Louise bloss wirthschaftlich und getreu
Und nicht auch völlig so beschaffen sey
Wie Hagedorn und Uz den Vogel haben wollten
Wenn sie mit ihm zu Neste tragen sollten.

1781 von der Berufung Apolls um ein Musenross:

Habe heut also ein' schlechten Passgänger
Wie vor Zeiten die Meistersänger,
Und wie Rost auch einsmal empfing
Als er Gottscheden zu Leibe gieng etc.

Vossens Luise, Gleims Grenadirlieder werden auch angezogen; jene mit einer Braut verglichen, diese in der Epistel an einen ungezogenen Recensenten verwertet.

Man ersieht Göthe, Schiller, Lessing waren vom Lesetische der evangelischen Geistlichkeit Frankens ausgeschlossen; kaum Wieland wird genannt. Gellert, Voss, Kramer, Bürger, der veraltete Rost gelten als Muster.

In einem Totencarmen auf seine Mutter 1772 heisst eine Strophe:

Du, die Du nun des Himmels Melodien
Auf gold'nen Seraphs-Harffen spielst
Und an den unaussprechlich schönen Harmonien
Der Auserwählten göttliches Vergnügen fühlst,
Du gabst mir einst mit Kartesischem Verstand
Das erste Saitenspiel in meine schwache Hand;
Und wie der junge Adler auf des Alten Schwingen
Den ersten kühnen Flug zur Sonne wagt,
So wurd auch ich durch Deine Muse kühn gemacht,
Den ersten Ton zu singen.

Auf den Tod eines Zöglings der „Göttlichen Georg Augusta" des Freiherrn F. L. Teuffels von Pürkensee 1775:

In den kaum vernarbten Wunden wühlten
Ansbachs Pierinnen nicht und fühlten
Nochmals, ganz der Wehmuth überlassen
Cronegks Erblassen!

Sing auf diesem Hügel Philomele
Sterbgesänge mit gedämpfter Kehle;
Ihr, des Kirchhofs Barden, Höltys Lieder
Tönet hier wieder!

An dieselben erinnern auch die Zeilen:

O, so komm dann, Freundin, komm und
Deine Palme
Fächle mir im Todeskampfe Kühlung zu!

Tief ergreifend, weil so wahr, sind die Erinnerungsworte auf die † Gattin (1794):

Hin und her wie ein Betrunkner wanke
Ich zum öftern in des leeren Zimmers weitem Raum;
Meine mir entrissne treue Gattin ist mein Taggedanke,
Ist, wenn ich nach Mitternacht entschlummere, mein Traum!

Fliegt mein Geist Ihr auch in jene lichten Zonen
Nach, und denkt der frommen Dulderin himmlisch Glück;
O, so zieh'n ihn bald in niedre Regionen
Körperliche Sinnen wiederum zurück!

Meine Augen — trotz des Thränen-Nebels — spähen
Jedes Plätzchen, wo Sie sass und stand und ging;
Endlich bleib ich traurig bei der finstern Grube stehen
Die der Theuer'n ird'schen Ueberrest empfing.

Gesang
bey dem
Abmarsche der Brandenb. Ansbach-Baireuthisch.
Auxiliartruppen nach Amerika.

1777.

Sein junger Morgen dämmert schon,
Der Aufbruchstag ist da,
Die Trommel lärm't, ihr lauter Ton
Ruft: Nach Amerika!

Ihr Schall dring't furchtbar durch das Ohr
In's elterliche Herz;
Aus diesem bricht in's Aug' hervor
Ein zügelloser Schmerz.

Wie Hektors Gattin vor dem Streit
Die Arme um Ihn schlug,
Und wie nach Ihm voll Zärtlichkeit
Das Kind sah, das sie trug;

So fallen Kinder, Gattinnen
Den Kriegern um den Hals,
Und schrey'n, — gequält von Ahnungen
Des künft'gen Trauerfalls:

„Was geh'n uns England's Colonien,
„Was die Rebellen an?
„Was soll in and're Welten zieh'n
„Kind, Vater, Ehemann?"

Die Braut, — hilf Gott! — mit welchem Schmerz
Lässt sie den Liebling zieh'n!
Ein Dolch selbst in des Mäd'chens Herz,
Wär Wollust gegen ihn!

Sie zittert bey dem Abschiedskuss,
Denk't Leonoren, flucht
Dem Krieg und Dir, Amerikus,
Der dieses Land gesucht!

Schweigt, aufgebrachte Töchter Teuts,
Besieget euern Wahn!
Was wir jetzt thun, hat seiner Seits
Der Britte längst gethan.

Er sah' den stolzen Gallier
Uns Tod und Knechtschaft droh'n;
Und grossmuthsvoll kam Er daher,
Befreyte uns davon.

Auf wilden Wellen nahten sich
Die Helfer deutschem Strand,
Und, wie ein Gott vom Himmel, stieg
Ihr König selbst an's Land.

Georg erschien; — Ihm folgete,
Die Waffen in der Hand,
Der Stolz der brittischen Armee
Sein Sohn, Held Cumberland!

Und alle fochten voller Wuth,
Germania, für Dich;
Erfochten Dir mit Tod und Blut,
Sieg, Freyheit, — brüderlich!

Ha! solchen Freunden beyzusteh'n
Mit glühendem Gesicht
Auf Ihre Feinde loszugeh'n,
Ist edler Deutschen Pflicht.

Erfüll't sie, Brüder! — Eil't zum Streit,
Dring't in des Feindes Reih'n
Mit eines Adlers Leichtigkeit,
Und Löwen-Stärke ein.

Befolg't die Bahn in dem Gefecht',
Die Guelff und Hesse gieng;
Denk't, dass Ihr dann den Lorbeer brech't,
Den Guelff und Hess' empfieng.

Es zitt're vor Euch der Rebell
Bey jeder nahen Schlacht;
Euch leuchte Gottes Sonne hell,
Ihn schrecke schwarze Nacht.

Geh't, wie ein Wetter vom Mittag,
Auf Wall und Schanzen loss;
Doch zeigt' auch nach der Niederlag'
Euch den Besiegten gross;

Und schenk't dem, der um Gnade schrey't,
Ein liebreich's Angesicht;
Es ziemet Gusmanns Grausamkeit
Nur Tygern, — Menschen nicht.

Eil't — Mach't die vollen Köcher leer,
Sieg folge jedem Schritt;
„Des Todes Angst rausch' vor Euch her",
„Und Schrecken Gottes mit!"

Mit Ihm nur könn't Ihr Thaten thun,
Ihn fürchte Euer Heer;
Er spricht, so muss der Sturmwind ruh'n,
Er spricht, — so schweig't das Meer

Trau't Ihm! — Aus göttlichem Gebiet'
Setz't Ihr die Füsse nie;
Es geh't zum Nadir vom Zenith
Des Höchsten Monarchie!

In Seinem Namen ziehet jetzt
Aus unser'm Welttheil aus;
Er führ' Euch siegreich, unverletz't,
Gekrön't mit Ruhm nach Haus!

Ihr komm't! — Ha! — welch ein Jubelton
Erschallet überall;
Der frohe Vater sieh't den Sohn,
Die Gattin den Gemahl!

An einen ungezogenen*) Recensenten.

Frau, gieb mir dort Gleims Grenadier
Aus jenem Schränkchen her! —
Wie! — oder lies nur selbst gleich mir
Vor, was von ungefähr

Dir auffällt. — Ha, der Hohn-Gesang
Vor Rossbach! — Der wirkt gut!
Ich fühle schon zum Dichten Drang
Und in den Adern Glut.

Heraus nun aus dem Hinterhalt,
Du Recensenten-Jung!
Heraus! — auch meiner Unschuld galt
Einst Deine Lästerung.

In der Dir eigenen Gestalt
Heraus! — Es lauert nur,
Versteck't in Klüften, in dem Wald,
Ein Buschmann, — ein Pandur.

Sey meinetwegen, wer Du bist,
Das ist mir einerley;
Sey des Parnassus Renommist,
Du bist ein Geck dabey.

Du hast, vom Stolz hochaufgebläh't,
Den Ysop nicht allein,
Du hast auch Cedern selbst geschmäh't;
Was kann wohl dummers seyn?

Die erste Schmach vergab ich Dir,
Die Du mir angethan;
Ein Langohr, dacht' ich, schlägt nach mir,
Mich bellt ein Wuth-Hund an;

Und wallte ruhig meinen Gang
In ernster Stille fort;
So wie der Mond, wenn Nächte lang
Mein Spitzhund nach ihm knorr't.

D'rauf komm'st Du, Junge, wieder her,
Dem ich kein Leid gethan,
Und pack'st mich, wie ein Zembla's-Bär.
Mit plumpen Tatzen an.

Nun ist es Zeit zur Gegenwehr',
Die Noth geht an den Mann;
Du hast's, — dem Leben gleicht die Ehr', —
Mir nicht umsonst gethan!

In's flache, freye Feld heraus!
Da miss Dich, Held, mit mir;
Jedoch zuvor bestell' Dein Haus,
Diess rath' ich treulich Dir!

Denn ich, — als wär' ich Skanderberg —
Vom Kopf biss auf die Sohl'
Spalt' ich Dich aufgeblass'nen Zwerg
Entzwey wie Carviol.

Du, Bursch', mit Deinem Pflaumen-Bart,
Und weissem Milch-Gesicht,
Schimpf'st ohne Grund nach Knaben Art
Mich: „Reimen kannst Du nicht!"

Das lügst Du, wie der alte Drach,
Wie Satan; — unverschämt
Lüg'st Du es biss zum Allmanach
Der Grieche sich bequem't.

Eh' Du die Windeln noch bedeck't,
Eh' Dir der Nabel fiel,
Eh' Du den Kinder-Brey geschmeck't,
Klang schon mein Saitenspiel.

Zwar klang's gedämpf't im kleinen Thal,
Nicht weit hin in die fern;
Doch hörten es verschied'ne mal'
Selbst Meister-Sänger gern.

---

*) Wem die Sprache in diesem Gedichte zu stark und inhuman klingen sollte, der erinnere sich dieses Beywortes. Ueberhaupt hat dieses Gedicht zu viel Originelles, welches verloren gegangen seyn würde, wenn man zu viel daran hätte feilen und poliren wollen. Inzwischen ist doch mancher harte Ausdruck in demselben gemildert worden. A. d. H.

Noch ist nicht mein Talent verhauss't,
Wie Du wähn'st, armer Gauch;
Noch kann ich reimen, — meine Faust
Reim' ich kühn auf Dein Aug'.

So procedirt' ich, und mit Recht
Hätt' ich's an Dich gebracht;
Wär' ich gemeiner Lanzen-Knecht,
Zu dem Du mich gemacht;

Und gürtete das Schwerdt mir um,
Und strich' den Knebel-Bart;
Und lehrte so Raison alsdann
Dich auf Soldaten Art.

So aber trug' ich als Soldat
Gewehr und Waffen nie;
Und jetzt verwehr't mein Pastorat
Auf immerfort mir sie.

Und meine Ordens-Regel präg't
Mir Feindes-Liebe ein;
Heisch't, dem, der einen Backen schlägt,
Den andern auch zu weyh'n.

Doch schärft' auch diess mein Orden nie
Mir ein, so trüg' ich doch
Zur Batrachomyomachie
Den Kopf schon viel zu hoch.

An den
damaligen König von Preussen,
Friedrich Wilhelm II.,
als derselbe im July des Jahres 1792 die fränkischen Fürstenthümer besucht hatte.

(Im Namen einer Landstadt, welche vermuthete,
der König würde seinen Rückweg durch dieselbe nehmen,
welches aber nicht geschehen ist).

Dein Volk, Monarch! — Das, — als auf Deinem Sieges-Wagen
Du zu Ihm kamst, — mit Jubeln Dich empfieng,
Und in den vier seitdem zu schnell verstrich'nen Tagen
Mit freudetrunk'nen Blicken gierig an Dir hieng; —
Dein Volk, das in Elisium
Sich lange nicht so glücklich fände,
Als wenn es stets um Dich herum,
O König, sich versammlen könnte; —
Dein Volk, das Gut und Blut und Leben
Bereit ist für Dich hinzugeben,
Diess treue Volk sieht mit getrübtem Blick
Jetzt wiederum sein grösstes Erdenglück,
Gleich einem Wetterstrahl verschwinden, —
Dich, Deines Thrones Erben, und die Helden-Schaar,
Die mit Dir im Gefolge war,
Von hinnen flieh'n, um sich mit Franzens Helden zu verbinden.
Bestürzt steht alles um Dich her,
Und wein't und fleh't: „Grossmächtigster,
„Lass, — wenn auch Deine holden Blicke
„Sich uns entzieh'n, — Dein Herz zurücke!"
Und jeder ruf't aus treuer Brust:
„Dich müsse Gottes Schild bedecken!
„Zieh' hin, bleib' Deiner Völker Lust.
„Zieh' hin, sey Deiner Feinde Schrecken!"
Auch ich, Herr, ruf' am Abschieds-Tag'
Mit Thränen: lebe wohl! Dir nach;
Und, ohne Wunsch auf Wunsch zu häufen,
Wag' ich es, diess geringe Band,
Als meiner Treue Unterpfand,
An Deinen Helden-Stahl zu schlaifen!!*).

*) Mit diesem Gedichte war der Verewigte eben beschäftigt, als Er von

Einige Strophen,

verfasst

für den Zimmergesellen Lang, welche derselbe bey der Aufrichtung eines Reithausses für die K. P. Husaren-Escadron zu Gunzenhaussen gesprochen hat.

den 13. Febr. 1793.

Auch dieser Bau ist nun vollbracht,
Und alles wohlgerathen;
Dank sey dem Höchsten, Gott, gesag't,
Der uns beschütz't in Gnaden,
Dass uns kein Fall, kein Hieb verletz't,
Dass alles glücklich aufgesetz't,
Gefäll't, beschlagen worden!

Wir hoffen, es soll dieses Haus
Jahrhunderte bestehen,
Und unbeschädig't ein und aus
Ein jeder künftig gehen;
Wir hoffen dieses steif und fest,
Und würd' auch nie ein Storch sein Nest
Auf dessen Giebel bauen!

Hier nun soll der Husar geschickt
Sein Ross zum Kampfe machen,
Dass es nicht fliehet, nicht erschrickt,
Wenn die Gewehre krachen;
Dass es, wenn die Trompete kling't,
Den Streit riech't, wiehert, stampf't und spring't
Im Pulverdampf und Feuer.

Nach nun vollbrachter Arbeit soll
Ein Gläs'chen Wein uns laben!
Schenk't ein — auf's allerhöchste Wohl
Des Königs, Den wir haben!
Es lebe Friedrich Wilhelm hoch,
Nach fünfzig Jahren leb' Er noch! —
Blass't Tusch, ihr Herr'n Trompeter!

Auch unser bester Kronprinz soll
Hoch, wie Sein Vater, leben! —
Jetzt eil't, mir eins auf's hohe Wohl
Von Hardenbergs zu geben! —
Hoch lebe die gesamte Schaar
Der Preussen, welche nie Gefahr,
Nein, tapfern Muth nur kennen! —

Besonders soll ein Regiment
Aus diesem Heere leben;
Von Frankenberg wird es genenn't,
Ist uns zum Schutz gegeben! —
Ha! — dieser grosse General
Soll frohe Tage ohne Zahl
Mit Seinen Kriegern leben! —

Nun leb' die hies'ge Garnison,
Vornämlich Ihr Rittmeister!
Ihr kenn't den tapfern Edlen schon.
Carl Friz von Schauroth heiss't Er;
Hoch lebe dieser Menschen-freund,
Hoch Alle, Die mit Ihm verein't
Als Officiers hier stehen! —

Viel trank ich schon, doch tränk' ich gern
Auch noch das Wohlergehen
Von unserm lieben gnäd'gen Herrn,
Wohlan, es soll geschehen! —
Es leb'n die Herr'n Beamten hie,
Rath, Bürgerschaft und Alle, Die
Gut Preussisch sind und bleiben!

---

einem Freunde in der Nachbarschaft, dem damaligen Pfarrer Schäfer zu Windsfeld, einen Besuch erhielt. Diesem sehr geschickten Manne, welcher viele Jahre Mitarbeiter an der berühmten A. d. Bibliothek, und an anderen Zeitschriften gewesen ist, schickte der Verfasser am folgenden Tage dieses Gedicht zur Beurtheilung zu, worauf Er von demselben die folgende unten hingeschriebene Antwort erhielt, welche wir als ein Blümchen Vergissmeinnicht für diesen zu frühe verstorbenen anspruchslosen Gelehrten hieher pflanzen.

A. d. H.

Aus Wielands Jugend.

Von

Richard Maria Werner.

Die folgenden zwei Briefe befinden sich in der von Radowitzschen Sammlung der kgl. Bibliothek in Berlin unter 7686 und 7687, sie sind bisher mit Ausnahme der kleinen Probe in Hübner-Trams' ‚Verzeichnis', S. 621, ungedruckt. Den dritten an Mahler Müller gerichteten Brief, welchen die Sammlung besitzt, hat Bernhard Seuffert in seinem Hefte ‚Wielands Abderiten' (Berlin 1880), S. 27 ff. drucken lassen.

Den Verfasser der gefallenen Lilith konnte ich leider nicht constatieren, vielleicht ist es wirklich Johann Jakob Steinbrüchel selbst (geb. zu Zürich 1729, gest. ebendaselbst 1796, vergl. Goedeke, ‚Grundriss' 2, 1050). Ausser seinen in den Literaturbriefen (Br. 301) und von Herder in den Fragmenten gerühmten Übersetzungen werden keine Werke von ihm angeführt. Bodmer dichtete ‚die gefallene Zilla' (Zürich 1755, vergl. Goedeke 563). Lilith war bekanntlich nach rabbinischer Sage Adams erste Frau und erscheint als solche in Goethes Walpurgisnacht (von Loepers Faust I, 3762), man vergleiche auch die von Loeper angegebene Litteratur.

Der zweite Brief ist jedenfalls an den von Wieland so nachhaltig geförderten Theosophen Jakob Hermann Obereit gerichtet (geb. 1725 zu Arbon, gestorben 1798 zu Jena). Wieland nennt ihn 1756 an Zimmermann (Gruber 50, 223 f.) „einen Mann von seltenen Talenten und von einem sehr guten und liebenswürdigen Herzen" und sagt, er habe ihm schon oft entdeckt, dass er auf Xenophons Menschen mehr halte, als auf alle Heiligen der Römischen Kirche, „Und doch", fährt Wieland fort, „liebt er mich, und macht sich gute Hoffnung von mir. — — Er ist ein Phänomenon, das gekannt zu werden verdient. Ich für meinen Theil liebe ihn von Herzen, obgleich unsere Köpfe sich wie Tag und Nacht gegen einander verhalten".

Die Selbstkritik, welche Wieland in dem Briefe übt, erinnert an viele Stellen in anderen Schreiben. Eine Parallele zu unserem Briefe ist ferner die bekannte Äusserung an Zimmermann (Gruber a. a. O. 205 f.): „Junge Mädchen sind mir meistens verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons . . . . Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über vierzig Jahre". Oder später (S. 209): „Sie wissen, dass ich überhaupt ein Bewunderer und Verehrer des schönen Geschlechtes bin. Vielleicht . . . . wäre ich es weniger, wenn ich viele Frauenzimmer durch mich selbst kennen gelernt hätte. Dazu habe ich nie Zeit genug gehabt". Auch über seine Heiratsprojekte sind wir unterrichtet. Näherer Erläuterung bedürfen die beiden Briefe daher nicht.

1. Wieland an Steinbrüchel*).

Wehrtester Herr und Freund

ich bin Ihnen und dem jungen Menschen von Ihrer Bekanntschaft, wie Sie den Poeten der gefallenen Lilith zu qualificiren belieben, sehr verbunden, diesem, dass er dieses schöne Gedicht geschrieben und mir anzuvertrauen beliebt hat, und Ihnen, dass Sie es an mich gelangen lassen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe dieser werthe Unbekannte werde es mir nicht übel nehmen, wenn ich gestehe dass es mir schwer fällt mich zu bereden, dass ein so vortrefliches Werk einen novum hominem, wie Sie anzudeuten scheinen zum Urheber habe. Auf der andern Seite ist es mir so ausnehmend angenehm, wenn ich mir vorstelle, dass ein junger Genie, der mit solchen Proben anfängt, die izt blühenden Poeten bald überfliegen und mir und andern begierigen Lesern, neue poetische Scenen eröfnen wird; dass ich Ihrer Anzeige ganz gerne Glauben beymesse und wenigstens wünsche, dass ich mich nicht in dieser Hofnung irren möge. Es dünkt mich ein sichrer Beweiss eines kühnen und sich fühlenden Geistes, eines jungen emporstrebenden Adlers, dass Ihr Freund, nach Milton und dem Verf. der Briefe der Verstorb. (vergeben Sie diese Nachbarschaft) eine neue Eva, eine neue Versuchung gewaget — und es ist meines Erachtens ein Beweiss einer nicht gemeinen Urtheilskraft u. eines ausnehmenden guten Geschmacks dass er diesen delicaten Einfall so geschikt und neu und so weislich ausgeführt hat. Insbesondere ist sein Teufel und die Art seiner Versuchung eine meisterliche vortrefliche Erfindung, ich habe bemerkt dass er in derselben den gebundnen Prometheus des Aeschylus gar geschickt nachgeahmt hat. Ich wüsste an dem ganzen Gedicht (an welchem ich so vieles loben könnte) nichts auszusetzen, als etwa dieses dass ich wünschte dass Zadil auch durch zärtliche und herzrührende Vorstellungen seine liebenswürdige Verführte zurükzubringen gesucht hätte. Mich dünkt aber dass der Poet aus guten Gründen**), die ich gänzlich billige, seine Menschen so reden lässt wie er thut; der Ernst und die Stärke seiner Vorstellung schicken sich gar wohl für einen von Religion gegen seinen Schöpfer ganz eingenommenen Mann, dessen gesunde und helle Vernunft***) durch den gleissenden und verführerischen Unsinn des Satans hindurchgeschauet. Im übrigen sehe ich das Stück dieses Gedichtes, welches ich von Ihnen empfangen habe, nur für den ersten Theil desselben an, denn wir sind befuget, von dem Dichter zu erwarten dass er uns den Verfolg dieser Geschichte, und was Lilith für ein ferneres Schicksal gehabt entdecke†). Wir müssen wissen wie sich ihre Kinder bey diesem Begegniss bezeugt und s. f. Ich habe über die Entwicklung dieses Gedichts nachgesonnen, und finde dass sie nicht††) anders als sehr son-

*) von Radowitzsche Sammlung Nr. 7686 4°. 2 SS. und 1 Seite Adresse.
**) Davor gestrichen 'Absi'.
***) Aus 'gesunder und heller Verstand' gebessert.
†) Aus 'zu entdecken'.
††) Hs. ō: ebenso im postscriptum, eine im vorigen Jahrhundert gewöhnliche Abkürzung, deren sich auch Nicolai häufig bedient.

derbar und unerwartet seyn kan. Ich ersuche den Poeten meine Neubegierde bald zu befriedigen. Nach dem was ich Ihnen, Mein liebster Freund, bisher geschrieben habe, wird es Ihnen leicht seyn zu vermuthen dass sie mich ungemein verbinden werden, wenn sie mir nur auf das bäldeste entdecken, wer derjenige ist, gegen den ich die Hochachtung und Freundschaft trage, die mir dieses Gedicht für seinen Verfasser eingegeben hat. Sie, Mein werthester HErr, versichre ich bey dieser Gelegenheit mit vielem Vergnügen meiner Ergebenheit u. Freundschaft — aber wie wenn ich vermuthete dass Sie der Meister dieses Gedichts wären? Kommen Sie und benehmen Sie mir diese Meynung wenn ich Ihnen Unrecht thue. Wenigstens ist gewiss dass es in meinen Gedanken kein Zeichen einer mittelmässigen Meynung von jemand ist, wenn ich ihn in Verdacht habe, er sey der Vater dieses Kindes. — Leben Sie wohl, mein Herr u. grüssen Sie Ihren poetischen Freund in meinem Nahmen. Den 24. Oct. 53.

Wieland.

P. S. Noch eins. Ich habe vermittelst eines Gefühls welches ich schwerlich mit Worten geben könnte, wahrzunehmen geglaubt dass die Schreibart der Lilith der Schreibart meines theuren Bodmers sehr ähnlich sey. Wenigstens ist es mir bisweilen vorgekommen, Bodmer würde eben so geschrieben haben. — Ihr Freund wird es sich selbst haben einbilden können dass ich Hrn. Bodmer kein Geheimniss aus diesem Mss. machen werde, es wird ihm daher nicht entgegen seyn dass ich ihn auch dem grossen Poeten bekannt gemacht habe, den er so geschikt nachahmen kan.

A Monsieur
Monsieur Steinbruchel
Ministre du St. Evangile
. | . a son logis

---

2. Wieland an Obereit*).

Von Hrn. W. d. 18. Aug. 1756 an J. H. O.

Mein Liebster Freund!

Ich will an statt Sie zu loben, mir die Güte und Tugend Ihres Hertzens zur Ermunterung dienen lassen. Aber ich muss Ihnen auch gestehen, dass mir Ihre allzugute Meinung von mir immer schwerer zu tragen fällt, ie mehr ich Sie kennen lerne. Ich bin noch sehr weit dahinten. Denken Sie doch ja nicht viel Gutes von mir. In meinem Kopf ist noch viel unaufgeraumtes, in meinen Affekten viel Unordnung; ich habe noch allerlei Verkehrtheit zu bestreiten, u. ich bin zu meiner

*) von Radowitzsche Sammlung. Nr. 7687. 4°. 2 ss.

Schande nicht so ernstlich u. unablässig, wachsam und entschlossen in diesem Streite als ich seyn sollte. Und was vielleicht das ärgste ist: ich merke seit geraumer Zeit eine gewisse Trägheit, die zwar vornehmlich in meiner Maschine ihren Grund zu haben scheint, von der ich aber nicht wenig gehindert werde. Ich bin zuweilen in der Disposition mit Alexandern, neue Welten zu pflanzen. Ich finde wenig Menschen, wenig Scribenten, Philosophen, Poeten etc. nach meinem Geschmake. Die Geschichte *rebutirt* mich, weil sie beinahe nicht anders als eine *chronique scandaleuse du genre humain* ist. Die Menschen die ich auf unserm Planeten sehe, sind gar nicht, wie mich dünkt, dass ein Mensch seyn soll. Zuweilen wünsche ich mich unter die Quaker und Mennoniten. Doch beruhigt *) mich dieser Wunsch so wenig als einige andere, die mir manchmal durch den Kopf gehen. Die Religion ist in meiner ietzigen Verfassung die Quelle meines meisten u. grösten Vergnügens; u. meine vornehmste Bestrebung ist, andern den Weg anzupreisen, auf dem ich selbst zu einer reellen u. beständigen Glückseligkeit zu kommen hoffe. — Aber ich bin mir selbst allzu ungleich, u. weit weit von den Ideen von Vollkommenheit entfernt, die meinem Geiste vorschweben. Ich merke wohl dass dieser Leib des Todes viele Schuld hat; aber ich habe keine Lust, ihn zu *mortificiren*. Ich glaube in der That es sei für mich genug, wenn ich mich in Absicht aller Vergnügen, die mir die Natur, die Vernunft u. Religion anbieten, es seye nun Vergnügen der Sinnen, des Hertzens oder des Geistes, der Mässigkeit befleissige. Die bloss sinnlichen Vergnügen achte ich unter der Menschheit, diejenigen ausgenommen, die aus d. Befriedigung des Instinkts zur Erhaltung unsers Leibes, u. Vermehrung unsers Geschlechts entspringen. So natürlich der lezte mir scheint: so wünsche ich doch denselben allezeit unterdrücken zu können, und hoffe es; urgeachtet meine Neigung zum Vergnügen überhaupt, wie auch mein Zarter Geschmak am Schönen, u. meine Zärtlichkeit für den unschuldigern u. liebenswürdigern Theil des weiblichen Geschlechts, (wovon mir aber nur wenig *Individua* persönlich bekandt sind) am meisten aber meine Ideen von der Glükseligkeit einer wahren ehlichen *Union*, diesem Wunsch entgegen zu streben scheinen. Ich mache keine förmliche Projekte wegen des Künftigen. Ich überlasse mich der besondern Vorsehung, die bisher über mich gewachet hat. Ich wünsche am meisten auf diesem Erdboden die Bestimmung, warum mich Gott hieher gesetzt, zu erfüllen; in diesem einzigen Wunsch *acquiescire* ich. Ich hoffe dieses, durch Verbesserung meiner Selbst u. andrer zu erhalten, u. strebe darnach. Die Zukunft, die Unsterblichkeit ist mein Gesichtspunkt. Ich fühle es, dass die grossen Wahrheiten, die ich glaube, wirklich auf mich *influiren*. Aber doch ist alles das noch mit vieler Unlauterkeit, die mehr in Gewohnheiten u. im Temperamente, als im Herzen ihren Grund haben, u. mit so vielen andern Schwachheiten u. Fehlern begleitet, dass ich höchste Ursache habe, mich vor Gott u. Menschen zu demüthigen.

---

*) Aus 'beunruhigt' gebessert.

Diess ist etwas von meinem iezigen Zustande. Ich weis nicht, was für ein Instinkt mich getrieben hat, Ihnen dieses zu schreiben. Sehen Sie zu, ob Sie mir den Grund entdeken können. —

Mehr erlaubt mir die Zeit diessmahl nicht. Ich umarme Sie mein Theuerster, als

Ihr ergebenster Freund
W[ieland].

Johann Georg Fischer*).

Von

Emil Brenning.

1.

Der Strom unserer modernen Dichtung, der schon in stattlicher Breite daher flutet, schwillt noch täglich mehr an, so dass es nicht nur schwer ist, sich darin einigermassen zurecht zu finden, sondern dass auch Gefahr ist, dass die einzelnen Tropfen oder Wellen, aus denen er besteht, einander verdrängen und vor einander nicht zu ihrem Rechte kommen. Der gleichmässig dahin rauschende Fluss scheint alles zu unterschiedsloser Einheit zu verdammen und doch wie ungleich sind die einzelnen Kräfte und demnach auch die einzelnen Verdienste. Deshalb ist es wohl geboten, wenn der Versuch gemacht wird, einzelne bemerkenswerte Elemente aus dem grossen Ganzen heraus zu heben und durch

---

*) 1. Gedichte von J. G. Fischer. 2. Aufl. Stuttgart und Augsburg. Cotta. 1858.
2. Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart. Cotta. 1868.
3. Den deutschen Frauen. Gedichte von J. G. Fischer. Neue Folge. Stuttgart. Cotta. 1869.
4. Aus frischer Luft. Gedichte von J. G. Fischer. Neue Folge. 2. Aufl. Stuttgart. Carl Grüninger. 1873.
5. Neue Lieder von J. G. Fischer. Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1876.
6. Merlin. Ein Lieder-Cyclus mit einem Anhang. Stuttgart und Leipzig. Ed. Hallberger. 1877.
7. Saul. Ein Drama von J. G. Fischer. Stuttgart. Cotta. 1862.
8. Friedrich II. von Hohenstaufen. Historische Tragödie von J. G. Fischer. Stuttgart. Cotta 1863.
9. Florian Geyer. Der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel in 5 Akten von J. G. Fischer. Stuttgart. Cotta. 1866.
10. Kaiser Maximilian von Mexico. Trauerspiel in 5 Akten von J. G. Fischer. 2. Aufl. Stuttgart. Franckl. 1868.
11. Der glückliche Knecht. Ein Idyll in 9 Gesängen von J. G. Fischer. Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1881.
12. Gedichte. Dritte Auflage. Stuttgart. Bonz. 1884.

eine Einzelbetrachtung sie nach ihrem Werte abzuschätzen und der Verehrung und Anerkennung der Zeitgenossen darzubieten. Denn dieselben sind im allgemeinen wahrlich für poetische Genüsse nicht besonders empfänglich und namentlich wem das Loos gefallen ist, der lyrischen Stimmung besonders Herr zu sein, gerät in die Gefahr, leicht übersehen oder vergessen zu werden, ein Schicksal, vor dem ich den Dichter, dessen Namen an der Spitze dieser Zeilen steht, so gern bewahren möchte. Das gilt allerdings nur von den Fernerstehenden. Ich weiss, dass in seinem Heimatlande dem Poeten manches Herz schlägt und der Kreis seiner Freunde ein grosser ist, wie noch die sinnige Feier bewiesen hat, welche ihm an seinem 60. Geburtstag, 25. Oktober 1876, von dem Stuttgarter Gesangverein Liederkranz bereitet wurde. Aber bei uns im Norden ist Fischers Dichten trotz der freundlichen Aufnahme, welche die kürzlich erschienene dritte Auflage seiner Gedichte in der Presse gefunden hat, nur wenig gekannt und geschätzt und dennoch verdient er es ohne Zweifel, in ganz Deutschland dieselbe freudige Zustimmung zu finden. Denn es ist eine Freude, seine Lieder und Gedichte zu lesen und für alles, was Menschenbrust erhebt und bewegt, dort einen reinen und schönen Ausdruck zu finden.

Johann Georg Fischer ist am 25. Oktober 1816 in dem Dorf Gross-Süssen in Württemberg geboren. Ein Sohn des Volkes widmete er sich anfangs dem Berufe eines Volksschullehrers. Allein die geistige Bedeutung, die ihm verliehen war, konnte sich nicht auf die Dauer mit dieser einfachen Sphäre des Wirkens begnügen; er holte, wenn auch verhältnissmässig spät, das früher Versäumte nach und wandte sich wissenschaftlichen Studien zu, nach deren Vollendung er in den höheren Schuldienst trat und noch heute als Lehrer an der Ober-Realschule in Stuttgart wirkt. Ein deutsches Lehrerleben, so weit meine Kenntnis reicht, ohne grosse äussere Bewegung und manchfache Veränderung, bildet somit den Hintergrund auch seiner litterarischen Thätigkeit; der geistige Reichtum verleiht demselben ausschliesslich das Interesse.

2.

Zwei Seiten seines poetischen Wirkens müssen bei der Betrachtung Fischers als Dichter unterschieden werden, einmal seine Lyrik, dann seine dramatischen Arbeiten, doch so, dass der Schwerpunkt auf jener liegt, welche nicht nur dem Umfange nach, wie ein Blick auf die oben gegebene Übersicht seiner Werke beweist, reichhaltiger, sondern auch dem inneren Werte nach bedeutender ist.

Was ist es aber, was einem Lyriker Bedeutung verleiht? Ohne Zweifel ist eines der ersten Erfordernisse dazu die formelle Vollendung. Die Kunst wirkt ja doch zumeist von der Seite der Form aus, Künstler sein, heisst formen und gestalten können. Eine höhere Beherrschung der Sprache gehört vor allem dazu, nicht bloss nach ihrer grammatischen Ausbildung hin, sondern auch von der Seite ihrer künstlerischen Bedeutung. Der Dichter muss nicht bloss richtig schreiben, sondern auch

schön, Reichtum an gewählten sorgfältig unterschiedenen Wendungen, an schöner Bildlichkeit der Sprache muss ihm zur Verfügung stehen. Dazu aber gesellt sich als das zweite Element die völlige Macht über die speciell dichterische Form, den Versbau, welcher korrekt und doch ungezwungen sein, und nicht bloss das, sondern sich auch mit reinem Geschmack dem Inhalt anpassen soll. Nicht jeder Gedanke lässt sich in leichten Vierzeilern abthun, wiederum verlangt eine schwunghafte Ode Kunst und Energie des Gedankens. Hier muss sich bei dem wirklichen Dichter eine sichere Hand bewähren. Zu dem Versbau gehört wieder als zweites der Reim, der rein lauten muss, nicht abgegriffen sein darf, störenden Gleichklang wie übermässige Häufung zu vermeiden weiss und für den neben dem schönen Wohllaut auch ein gewisses Gewicht der Wörter unerlässlich ist. Diese Forderungen bilden in unserer Zeit die unumgängliche Voraussetzung eines echten Dichters, sodass jede Sammlung von Liedern in diesem Betracht sich makellos erweisen muss, wenn sie überhaupt auf allgemeine Beachtung will rechnen können.

Dass damit nicht alles geschehen ist, weiss ich sehr wohl. Formelle Vollendung trifft man in unserer Zeit, wo eine höchstgebildete Sprache so leicht für den Dichter denkt, nicht selten bei Gedichten, die doch nur eine sehr geringe Wirkung hinterlassen. Leicht stürmt eine glatte Poesie an uns dahin, umfächelt uns mit einem lieblichen Fall der Verse und einem nicht stockenden Fluss der Worte, ohne mehr als ein momentanes Wohlbehagen in uns zu erzeugen, vielmehr auf die Dauer eine Übersättigung hinterlassend, wie zu viel fade Süssigkeit sie notwendig hervorbringt. Es gehört Reichtum des inneren Lebens, Besonderheit des Geistes dazu, um den Gedichten ein charakteristisches Gepräge zu verleihen und wahrhaft zu befriedigen. Der Dichter muss uns als eine Persönlichkeit entgegentreten, er muss sein eignes inneres Leben in einer ihm angemessenen Form auszusprechen vermögen.

Indess eine Einschränkung möchte ich dabei doch machen. Unsere Zeit bevorzugt ihrer ganzen inneren Richtung nach das Besondere, Charakteristische vor dem rein Schönen, welchem immer eine Tendenz nach dem Allgemeinen anhaftet. Und diese Wendung des Zeitgeschmackes verlockt unsere Dichter oft zu ganz besonderen Sprüngen ihres Pegasus. Man kann in modernen Liedersammlungen ganze Reihen von Versuchen in eigenen Weltanschauungen verfolgen. Der eine hält es mit dem so beliebten Pessimismus, der grossen Krankheit unserer Zeit, und drapiert sich in das faltige Gewand eines Predigers der Vergänglichkeit alles Irdischen. Ein anderer gefällt sich in einem kecken gewagten Humor, treibt mit allem, was das Leben hält und giebt, ein frivoles Spiel, um dadurch um so sicherer die Überlegenheit des künstlerischen Genius zu erreichen. Noch andere costümieren sich altertümlich oder fremdländisch, um in künstlichen Archaismen oder weithergeholten Wort- und Sprachformen, namentlich auch in dem Lallen absterbender oder abgestorbener Dialekte in dem grossen Gewühle des Litteraturmarktes ihre Eigenartigkeit zu bewähren und dadurch in dem furchtbaren Kampfe um das Dasein, welchem wir alle unterworfen sind,

als die wertvolle Species sich darzustellen, deren Erhaltung für die Ausbildung der Gattung unerlässlich ist. Ich verzichte darauf, durch Nennung von Namen diese Richtungen weiter zu illustrieren. Wer mit der Litteratur der neuesten Zeit sich in Verbindung hält, wird nicht in Verlegenheit sein, diese so angedeuteten Fächer mit lebendigem Inhalte zu füllen. Ich bin aber der Meinung, dass solche Kunstmittel von dem Standpunkte eines reinen unverdorbenen Geschmackes aus schwerlich Anerkennung verdienen, und dass die Zeit, welche immer die Spreu von Weizen sondert, und als Weltgeschichte das Weltgericht übt, sich schwerlich zu diesen Experimenten bekennt, die meistens nicht innerer Wahrheit, sondern der Sucht zu gefallen, ihren Ursprung verdanken und einem momentanen Aufsehen das bescheidene Loos vorläufiger Nichtbeachtung, aber bleibender Nachwirkung aufopfern. Und ich bin ferner der Meinung, dass, um Gedichten Eigenartigkeit und persönlichen Gehalt zu verleihen, es nicht notwendig ist, mit den modernsten Richtungen der Anschauungen zu buhlen und die extremsten Ansichten für die wahrsten zu halten. Vielmehr scheint es, dass die alte Welt der Gedanken und Meinungen, wie sie als der wesentliche Niederschlag der grossen geistigen Erhebung unseres Volkes sich in der gemeinsamen Weltanschauung unserer Gebildeten darstellt, noch reich und unausgeschöpft genug ist, um dem Dichter Selbständigkeit der Meinung und Eigenartigkeit des geistigen Lebens zu sichern. Ich musste diese Dinge hier erwähnen, um mir die richtige Stelle zu erobern für die Betrachtung des Dichters, dessen Betrachtung diese Zeilen gelten, denn auch er hat mit jenen eben geschilderten Richtungen keine Gemeinschaft, wird aber den wirklich allgemeinen Forderungen der Poesie gerecht. Er ist kein Dichter nach der neuen Mode, und doch ein moderner Dichter, er wurzelt in unserer besten Bildung und giebt ihr ihren selbständigen Ausdruck. Er ist ein Charakter durch und durch und daneben ein voller ganzer Mensch, aufrichtig und wahrhaft, und gerade deshalb so hoch zu schätzen. Dass er die zuerst erwähnten allgemeinen Eigenschaften eines Dichters besitzt, wird die Einzelbetrachtung seiner Dichtungen zeigen, zu der wir uns nun wenden.

3.

Es ist der Ertrag eines ganzen langen Menschenlebens, der uns in den sechs Bänden und Bändchen Gedichten und Liedern vorliegt. Natürlich wird der Klang und Ton nicht überall der gleiche sein. Grössere Frische und Leichtigkeit der Auffassung eignet der früheren, mehr Ernst und Reife des Gedankenlebens der späteren Zeit. Und doch, das kann gleich vorweg bemerkt werden, auch in den letzten Früchten dieses schönen Talentes noch kein Zug von Ermattung und Trübsinn. Bei manchem lyrischen Dichter kann man es bemerken, dass er nach dem Verbrauchen der jugendlichen Kraft sich nur noch in einer gewissen Resignation behaglich fühlt. Eindrücke der Natur oder andere Stimmungen wirken auf die empfindlichen Saiten des Herzens und

wecken den gewohnten Ton darin, erinnern aber den Dichter nur an das früher Ausgesprochene, die ehemalige Empfindung und es ist nur ein wehmütiges Gedenken an das, was einst war, und nun nicht mehr ist. So zeigen es z. B. die neusten Gedichte Geibels nicht selten. Oder im anderen Falle concentriert sich der Dichter ganz auf den Kreis der Lebensweisheit, der lehrhaften Betrachtung, wie es z. B. Rückert machte. Bei Fischer ist beides nicht der Fall, sein Liederquell ist auch im Alter noch unversiegt, nur dass sie sich in jener oben berührten Weise im Ton unterscheiden.

Inhaltlich zu den bedeutendsten Gedichten der ersten Sammlung gehören die Excursionen am Bodensee (Sommer 1852) (Nr. 1 Gedichte). Der Dichter macht eine Reise dorthin, kreuzt den See auf einem Dampfschiffe und steigt auch noch ein weniges in die Alpen hinein. Die zehn Gesänge, aus denen das Gedicht sich zusammensetzt, bieten uns des Dichters Reisephantasien, gleichsam seine Tagebuchblätter. Wie freut er sich an den Bergen, an denen er vorüberfliegt: Ich grüss' euch flüchtig, all ihr Berge — Gewes'ner Stärke Riesensärge — Dich, zwischen deiner Wälder Traufen – Du feierabendlicher Staufen u. s. w. Doch welch ein Farbenglutgetön — Herr Gott! sie sinds, die Alpenfirnen; — Wie lodern brennend die Purpurstirnen — Ja, deine Welt ist gross und schön. — Dann begrüsst er den schönen See, und gelockt von dem geheimnisvollen Reiz seines Lebens, steigt er in phantastischer Vision hinunter in den grünen feuchten Schooss, belauscht seine Fische und Untiere u. s. w. Aber wenn er nun da unten alles Wasser- und Meeresleben im Zusammenhange überschauend auch nach Amerika hinüberschweift und landende Auswandrerscharen belauscht, so erweitert sich nach meiner Empfindung hier die Perspektive zu sehr und es fliegt der Blick so ins Grenzenlose, dass der Zusammenhang sich zu sehr lockert. Wir gewinnen deshalb von dem reichen vollen Fluss der Verse, die auch noch ein bischen lose gebaut sind und den festen jambischen Schritt in daktylisches und anapästisches Springen auflösen, auch mit absonderlichen Wendungen (Draus einst bis zu des Himmels Klar — Geflogen kam ein junger Aar p. 253) und Reimen es nicht überall genau nehmen, doch eigentlich keinen bestimmten Eindruck. Der feste Sinn des Gedankens löst sich zu sehr in lyrische Stimmung auf und wenn wir auch von all den philosophischen Ideen, den patriotischen Gefühlen, den tiefen Problemen des Lebens, welche hier angeregt oder gestreift werden, den Eindruck reichen geistigen Gehaltes mitnehmen und von der ganzen Auffassung, in der es geschieht, sympathisch berührt werden, so bleibt doch gar wenig Festes, Haftendes zurück.

Stellen wir in Vergleich dazu das Gedicht: ‚Die Confirmandin, ein Angebinde für meine Tochter' (Nr. 6. Neue Lieder 1876), eins der reifsten und schönsten Gedicht Fischers, — welch ein Abstand. Zunächst schon äusserlich, wie nicht minder wohllautend, aber wie viel sicherer und fester gebaut die Verse! Auch hier ein Reichtum ernst lyrischer Stimmung, aber auf ein bestimmtes Ziel gelenkt. Und welches? Die Umdeutung der festgeprägten Formeln und Symbole des christlichen Glaubens in einem freien weiten echt humanen Sinne. Es ist nicht eine

Verflüchtigung der Realität, nicht ein philosophischer Stein, der statt des Brotes der christlichen Empfindung geboten wird. Aber es ist ein Hervorheben der tiefen allgemeinen Wahrheit, welche über das blosse Gewand des religiösen Bekenntnisses sich als die Grundlage aller echten Anschauung und Erkenntnis in Natur- und Menschenleben bethätigt. Hören wir folgende Stelle:

Und am frühen Ostertag:
Da die Welt noch schlummernd lag,
Ging durch Blumen, Hain und Strauch
Leises Wehn: Er ist erstanden!
Das vernahmen erst die Frauen
Und ihr Zweifel ward zum Glauben,
Und ihr Glaube ward zum Schauen;
Zwischen Furcht und Hoffnungsgrauen
Hörten es die Jünger auch,
Bis des Zweifels Schatten schwanden:
Und des Wunders rasche Tauben
Trugens bald nach allen Landen:
„Wahrlich aus des Todes Banden
Ist der Heiland auferstanden!“
Und Tochter Du, Du glaubtest's nicht?
Und ich dein Vater glaubt' es nicht?
Du weist, wie oft in Feld und Flur,
Wenn man pflügt' und Samen streute
Und die Erde der Lenz erneute
Ich Deiner Kindheit zugerufen:
Sieh, wie von Stufe sich zu Stufen
Vom Saatkorn bis zur Mannesstärke,
Ein einziger Gedanke nur
Sich eine Herrlichkeit erweitet,
Bis sie als Geist in Menschenwerke
In göttlicher Verklärung schreitet.
Nicht eine, nicht die kleinste Kraft
War je, die nicht an neuem Leben schafft.
Und er, der Göttliche, wäre nicht
Lebendig aus dem Grab gegangen,
Der in die Welt ergoss ein Licht,
Das höchste, das die Welt empfangen?

In den Schülern erst verborgen
Dämmerte der leise Morgen,
Bis durch Martern, Blut und Schmach
Bahn der Zeugenmut sich brach,
Den ganzer Völker wildes Gähren
Empfunden, dass auch sie berufen wären,
Wie er in ihnen aufstand, aufzusteh'n,
In eine Menschheit mit ihm einzugeh'n.

Nun blick in deine Nation
Welch wundershoher Siegeston,
Welch herrliche Verklärung spricht
Aus jenem göttlich menschlichen Gedicht,
Das deines Volkes Geist entsprungen,
Das jene Heidenjungfrau hat besungen,
Die ihren Bruder aus des Wahnsinns Haft,
Weil ihn erlös'te keine Götterkraft,
Befreit durch ihre reine Schwesterschaft.
Und jenen, der der Freude Lied gesungen,
Vernimm: Ihr Millionen, seid umschlungen,
Verbrüdert von der Hütte bis zum Thron!
Der klingt so laut wie seiner Glocke Ton;
Und jenen, dem statt Jude, Türke, Christ
Ein wahrer Menschensinn genügend ist; —
Und werd' ich meine Tochter fragen,
Ob Christus damals auferstanden sei,
Ob er noch aufersteht in unsern Tagen;
Was einmal wirklich war, ist nie vorbei.

Mag diese Probe genügen! Ich meine, jeder wird daran seine Freude haben, dem die Sache der Poesie am Herzen liegt und der die poetische Erfassung religiöser Wahrheiten zu würdigen weiss. Es ist freilich kein orthodoxes Bekenntnis, aber doch eines echt religiösen Sinnes, der aus der Fülle des geistigen Lebens heraus denkt, fühlt, glaubt und erfährt, und uns somit in des Dichters innerste Überzeugung einen schönen Einblick eröffnet. Auch in anderen Gedichten spricht sich diese nämliche Anschauung freudig aus. Man findet in derselben Sammlung noch unter dem Titel ‚Bekenntnisse‘ drei schöne Gedichte (p. 37—41) ‚der Epheu‘, ‚der Auferstandene‘, ‚letzte Zuflucht‘, welche sich ganz in dem gleichen Gedankenkreise bewegen und von denen das mittlere wenigstens hier noch seine Stelle finden mag.

Der Auferstandene.

Zu Dir aus Liebe bin ich gestorben heut,
Aus Liebe zu dir hat mich der Tod erfreut.

Weil stark die Liebe, dass sie den Tod zerbricht,
Behielt der Tod im Grab meine Liebe nicht.

Die Frauen seh'n mich wandeln im Morgenstrahl,
Mit den Betrübten sass ich am Abendmahl,

Damit ich sei, wo Liebe vonnöten ist,
Und wandle, wo du harrende Menschheit bist,

Dass du wissest, in jedem Leiden sei ich dabei,
Dass ein Gott des Lebens in jedem Tode sei,

Und glaubest an jeden heiligen Donnerschlag,
Der die Fesseln bricht am grossen Befreiungstag.

Es wurde oben als natürlich bezeichnet, dass solche Empfindungen mit dem zunehmenden Alter sich mehr hervordrängen. Die innere Gedankenwelt rundet sich ab, schliesst sich zusammen und der ernst gedankenhafte Mensch muss sich zu den religiösen Fragen stellen. So findet denn hier alles das seinen Abschluss, was in den Gedichten früherer Jahre sich als Glaube an die rastlos fortschreitende Entwicklung der Menschheit, an das mächtig herrschende Gesetz der Freiheit bekannt hat. Und solche Anschauungen, wie sie die notwendige Voraussetzung und Ergänzung dieser religiösen Stimmung um einen wesentlichen Grundzug des gesamten Geisteslebens unseres Dichters bilden, haben auch in manchen einzelnen schönen Gedichten ihren Ausdruck gesucht. So nehme man in den ‚Neuen Gedichten‘ (2) die Gruppe von Gedichten (p. 135—144) ‚an den Tod‘, ‚auf der Höhe‘, ‚Göttliche Komödie‘, ‚Astronomie‘. Welche Welt- und Lebensfreudigkeit in dem ersten derselben:

Kling' an Gesell, auf du und du,
Und munter eingeschlagen!
Ich kam so lange nicht dazu,
Dir Freundschaft anzutragen.
Was soll das Feind- und Fernestehen!
So mag ich's nimmer treiben;
Auf du und du, nun ist's geschehen,
Und so soll's ehrlich bleiben.

mit der schönen Schlussstrophe:

Des Griechen Schierlingsbecher quillt
Den Weisen nur zu Ehren,
Die du wie Helden zieren willt,
Den darf ich nicht begehren;
Wie Nebel am Gebirge, sich,
So lass mich auch verschwinden,
Doch komme wann du willst und wie,
Du sollst mich freundlich finden.

Man sieht hieraus, dass die Religion für unseren Dichter nicht eine Brücke bilden soll, die ein ängstlicher Blick in die Zukunft über den finstern Spalt des Todes schlägt, hier ist ein ganzer, fester Mensch, dem das Leben die Offenbarung des Höchsten ist. Gottes Wirken zeigt sich in dem Auf und Ab der Dinge und Erscheinungen, ja dieses Spiel von Wirkung und Ursache, von Gegenwart und Zukunft, es wird dem begeisterten Blicke des Sehers zu einem göttlichen Lustspiel, dem er in frei dahinwogenden Versen seine Huldigung darbringt. Jeder steht in demselben auf seinem bescheidenen Platz, wirkt und schafft, so lange es Tag ist. Wohl dem, der befriedigt am Abend die Schaufel oder Feder, oder welches Werkzeug sonst, sich aus der müden Hand nehmen lässt, um zu stiller Heimkehr sich zu schicken. Diese Empfindung spricht

sich vielleicht am reinsten aus in den schönen Strophen: Tropfen ins Meer (‚Aus frischer Luft‘ 4 p. 47).

Ja, dein Leben ist ein Hall
Morgens aufgezittert,
Der wie Blitz und Donnerschall
Mittags umgewittert.

Oder, wenn ein Ruhetag
Ihn beglückt von oben
Freude, die verborgen lag,
Bringt an's Licht gehoben

Einer goldnen Schöne Traum,
Wie von höherm Glühen
Abends durch den Äthersaum
Lichtgewölke blühen.

Dann verschwebst du in der Nacht
Stillen Unterganges,
Halb gefühlt und halb gedacht,
Wie der Hauch des Klanges.

Wie ein Odem und ein Duft,
Der's geduldig leidet,
Dass ihn von dem Strom der Luft
Nichts mehr unterscheidet.

Well' auf Welle immerzu
Muss in's Meer vergehen,
Und dahin gehörst auch du,
Soll das Meer bestehen.

Als Hymnus an die Freiheit sei noch gedacht des kurzen Gedichtes: ‚Im Kerker‘ (ebend. p. 43).

Rette mich wieder zu deinem Licht,
Sonne der Freiheit, ich bin begraben,

mit den schönen Worten:

Rette mich wieder an dein Licht,
Lass mich kämpfen und lass mich leben,
Ich will ja heut ein andres nicht,
Als wieder deinen Schild erheben,
Als deiner Wahrheit die Ehre geben
In deiner Verkläger Angesicht,
Und dein Verfolger jauchze nicht!
Heiss mich leben und aufersteh'n,
Brich den Wahn mit des Morgens Wehen,
Und deinen Willen lass geschehen,
Rette, rette mich in dein Licht!

Wahrlich, wer hohen, edlen, echt menschlichen und zugleich echt gottesfürchtigen Sinn noch würdigen kann, der findet in Fischer seinen Mann. Keine Überspannung, aber echte Begeisterung, keine Engherzigkeit, aber freudige Wärme des Gemüts für alles Grosse und Würdige, Ernste und Tiefe. Dass sich ein solcher Dichter als ein Mitstrebender aller der grossen und mächtigen Geister fühlt, die vor ihm zu gleichem Ziel gerungen haben, ist natürlich. Aber wie schon das oben citierte Gedicht ‚an den Tod‘ von einer edlen Bescheidenheit zeugt, so ist Fischer immer gern bereit, den grossen Toten einen freudigen Tribut warmer Dankbarkeit und Verehrung zu zollen, ohne sich selbst ihnen gegenüber in die Brust zu werfen. Dass dabei seine schwäbischen Landsleute in erster Reihe stehen, wird ihm niemand verdenken. So findet man in den Gedichten (1) warm empfundene Strophen an

W. Hauffs Grabe, auf Friedrich Waiblinger, Schillers Auferstehung, in den Neuen Gedichten (2) Blumen auf Gräber: Ins Marbacher Schilleralbum, auf Friedrich Hölderlin, an Uhlands Grab gesprochen, später in: ‚Aus frischer Luft' (4) bei Karl Mayers Tode, in den ‚Neuen Liedern' (5) am Grabe Eduard Mörikes, eine Cantate zur Enthüllung der Schillerstatue in Marbach; ein Geweihter (vor Uhlands Standbild), zu einer Geburtstagsfeier Keplers am dritten Weihnachtstage 1871. Aber er greift über diesen Kreis hinaus, Mozart in ‚Mozarts Sendung' (Gedicht I, p. 159), wie Beethoven findet eine freudige Huldigung, der Dichterkönig (Gedichte I, p. 165) ist ein warmer Lobgesang auf Goethe, und schwungvoll sind die Verse, mit denen er 1864 Shakespeare zur 300-jährigen Feier seiner Geburt besingt, deren Ausgang hier seinen Platz finden mag:

So führt er euch durch alle Seelenklüfte,
Der uns die Geister zeigt in seinem Bann,
Den Sinn des Lebens und die Todtengrüfte,
Und wenn du meinst, nun geht es himmelan,
Das Ross herumreisst auf die andre Strasse,
Dieweil die Wahrheit ihre eigne Nase
Im Antlitz führt, wie sie will, nicht wie du. —
Du willst ihm nach, — o ein furchtbares Wandern!
Er wirft auch dich gleich hundertausend Andern
Dem unbeugsamen Loos der Ohnmacht zu.
Ihn aber siehst du ewig ob der Zeiten
Untief' und Tiefe unbekümmert schreiten.

Echte Universalität ist ja des echten Dichters unverkennbares Gepräge. Und damit berührt sich dann, wenn wir eine andere Saite anschlagen wollen, der freie Standpunkt, den unser Dichter in politischen Dingen einnimmt. Er ist ein Schwabe und die Liebe und Bewunderung seines Heimatlandes klingt in manchen seiner Gedichte an. Aber er ist vor allen Dingen auch ein guter Deutscher. Zwar gehört ein lebhafter Anteil an den politischen Vorgängen nicht zu des Dichters Eigentümlichkeiten. Sein Eintreten für die freiheitliche Entwicklung als Grundzug des gesamten Lebens der Menschheit ist oben erwähnt. Die Ausgestaltung derselben im Einzelnen ist nicht seine Sache und wer das Herz so voll Liederklang hat und gleichsam immer in oberen Regionen weilt, wie der Vogel auf den höchsten schwanken Zweigen sich wiegend sein Lied aus der tönereichen Kehle hinausschmettert, ist zum politischen Parteimann verdorben. Freilich gegen gedankenarme und selbstsüchtige Parteilosigkeit verwahrt er sich energisch in den beiden Gedichten: ‚Ein Biedermann' (aus frischer Luft 4 p. 80) und ‚für kurze Gedächtnisse' (ebend. p. 86), ersteres mit sehr kräftiger Pointe, das zweite in scherzhafter Weise, eine wahre Geschichte, wie er dazu setzt. Aber derlei ist ja auch mit den obigen Bemerkungen nicht gemeint. In dieser Beziehung bleibt der Dichter gewiss hinter den Erwartungen mancher zurück, die auch in Bezug auf die grossen politischen und socialen Fragen, welche unsre Zeit bewegen, von dem Poeten eine bestimmte Stellung

erwarten, mir steht er dadurch nicht niedriger. Denn die politischen Parteien sind doch erst recht flüssig in dem beständigen Fluss aller Dinge und nichts beschränkt die freie Umschau und wirkliche Unbeirrtheit des geistigen Lebens mehr, als ein ausgesprochnes Parteinehmen für diese oder jene fest formulierte Tendenz. Alle politischen Parteien haben ihren eigentlichen Lebensnerv ja doch in dem Streben nach Herrschaft und Geltung. Das Vaterland liebt der Dichter warm und herzlich, und an seiner grossen Erhebung hat er einen lebhaften inneren Anteil genommen. Den Krieg als solchen liebt er nicht. Er malt von demselben ein ergreifendes Bild in dem Gedicht: ‚Krieg‘ (‚Aus frischer Luft‘ 4. p. 41).

Auf den ihr nie begierig seid,
So oft ihr ihn berieft,
Hier bin ich und das Herzeleid,
Ihr habt es unverbrieft.

Euch, die so lang den trägen Schritt
Der „blassen Zeit“ verdammt,
Das Ungeheure bring' ich mit
Und Schrecken ist mein Amt.

Der Flutensturm und Wetterschlag
Bin ich vorm Sichelfest,
Der Tummelplatz und Erntetag
Des Hungers und der Pest.

Und in zwei Hälften blutigrot
Zerspalt' ich euch die Welt,
Darauf den Flammenstrahl der Tod
Dem Tod entgegenhält;

Bis, auf des Vaters Rumpf gestemmt,
Der vorn im Treffen sank,
Die Söhne dort ihr Blut verschwemmt,
Das ihre Erde trank;

Bis hier ein blitzend Siegermal
Die Feldstandarte kränzt
Und mit dem letzten Abendstrahl
Die Sterbenden beglänzt.

Des Tages Aug' ist eingenickt,
Vorbei die jüngste Schlacht,
Der Geist der Menschheit aber blickt
Kopfschüttelnd in die Nacht.

Aber er begrüsst den grossen heiligen Krieg, dem alle deutschen Herzen mit Begeisterung entgegen klopften, mit lautem Jubel:

Ich habe niemals von Euch gewusst
Ihr zierlichen Seufzer aus schwüler Brust;
Doch will ich lobpreisen aus Herzensmacht,
Was heute der Zorn und die Not vollbracht:
Dass einmal nach tausendjähriger Frist
Der Norden und Süden Eines ist u. s. w.
(ebend. p. 58).

Er stimmt ein freudig-wildes Soldatenlied an:

Diesmal hat's den rechten Schnitt,
Alle Deutschen, alle mit!
Alle Donnerwetter los,
Weil's der Räuber, der Franzos!

Auf den Lügner Knall und Hieb!
Blitz und Hagel auf den Dieb,
Und für seine Niedertracht
Endlich ihm die Zech' gemacht!

Drauf gebrannt! — Das waren wir:
Durchgebrannt! — Das waret Ihr;
Deutsche nach! — Da sind wir schon!
Schon ist er davon, davon! u. s. w.
(ebend. p. 62).

dem man Kraft und Feuer nicht absprechen wird, auch wenn es reichlich lang ist und trotz des anerkennenswerten Strebens nach echter Popularität derselben doch entbehrt. Schwer wenigstens ist es zu denken, dass es zum Eigentum unserer Soldaten würde, wenn es nicht eine einfach kräftige Melodie erhielte. Und auch dann ist es zu speciell auf die Vorgänge des letzten Krieges bezogen, und das steht einer allgemeinen Wirkung immer hindernd im Wege. Aber Fischer ist auch überhaupt kein Volksdichter, er wird stets nur den Gebildeten gehören und aus ihrem Geiste heraus empfindet er. Und in deren Sinne werden denn auch Gedichte wie ‚am Tage der Schlacht', ‚König und Kaiser', ‚ein lebendes Bild', ‚vom Krieg zum Frieden', welche sich daran anschliessen, einen warmen Wiederhall finden, weil in diesen Liedern der Gedanke mächtig über die Thatsache hinausgreift und in Schriftzügen der Ewigkeit dasjenige feststellt, was wir von der grossen Bewegung der Zeit erwarten und erhoffen. Aber wenn diese Gedichte beweisen, dass die grosse Zeit auch einen grossen Sinn in dem Dichter fand, die Zahl derselben ist doch nicht sehr gross. Er streift gleichsam nur die Höhen der Wogen, die Wellenkämme mit seinen poetischen Lichtern. Ich will ihm keinen Vorwurf daraus machen. Am wenigsten möchte ich Fischer auf irgend einen Punkt der Vielschreiberei und Vieldichterei schuldig finden. Ich möchte vielmehr diese Thatsache nur als einen Beweis dafür erweisen, dass das Innere, die Welt der Gefühle, das Reich der Stimmung seine eigentliche dichterische Domäne ist.

4.

Zu dieser Bemerkung stimmt auch die Wahrnehmung, dass der Sinn für das Epische in Fischer nicht sehr ausgebildet ist. Man findet unter allen seinen zahlreichen Gedichten kaum eins, auf welches sich die Bezeichnung einer Ballade mit Fug und Recht anwenden liesse, in welchem also die epische Haltung die lyrische Stimmung zurückdrängte. Es kann dahin allenfalls ‚Der verhängnisvolle Lenz' (Gedicht 1, p. 181) gerechnet werden. Der Titel wird durch die Note erläutert, dass einst Hegel und Hölderlin als Studenten bei Tübingen um einen Freiheitsbaum mit einander getanzt haben. Aber hier löst sich auch der ganze Gang des Gedichtes in eine sinnend-wehmütige Betrachtung über das düstere Schicksal des unglücklichen Dichters auf. ‚Der ewige Friede'

(ebend. p. 188) in dem Sinne desselben gedichtet, zieht gleichsam den Durchschnitt seines Gedankenlebens, im ‚Totentanz' (ebend. p. 192) finden wir Holbeins Jugendwirken an dem berühmten Basler Gemälde als eine Weissagung gedeutet auf seine spätere Thätigkeit als Hofmaler Heinrichs VIII. von England, der mit seinen Gemahlinnen gleichsam auch einen schaurigen Totentanz aufführte. Ähnlich ist das Gedicht: ‚Zugleich ein Sänger und ein Held' (ebend. p. 199) ein Preis Ulrichs von Hutten, der aber ebenfalls die epischen Momente nur als Rahmen für die machtvoll einherflutende Betrachtung seines Wirkens und seines tragischen Ausganges auf Ufnau benutzt, tragisch im eigentlichen Sinne des Wortes, weil ja in dem Märtyrer Hutten nur das irdische Werkzeug zerbricht.

Was wir geglaubt, muss endlich kommen;
Und ein Prophet wird auferstehn,
Zum letzten Ziel voran zu gehn,
Ein Mann wie du, und doch ein anderer,
Unsteter, heimatloser Wanderer.

Am meisten balladenhafte Geltung haben einzelne in ‚den deutschen Frauen' (3) sich findende Frauengestalten. So: Calpurnia (p. 59), die Gemahlin Cäsars, im Wesentlichen eine Darstellung von dem Tode desselben, ein vortrefflich gelungenes Gedicht, welches mit Recht eine Ballade genannt zu werden verdient. Aber schon die folgende Cleopatra (p. 66) ist ein Monolog der Fürstin, der auf ihren Tod vorbereitet. Echte Ballade ist wieder Rosamunde (p. 71), die Gemahlin und Mörderin des Langobarden Alboin, auch Irene von Hohenstaufen (p. 75) und Josephine Beauharnais (p. 85). Aber wie auch in manchen derselben das lyrische Element bedeutend hervortritt, so wird es in Charlotte Corday wieder ganz des Thatsächlichen Herr, und wieder andere, wie Johanne Gray, Jenny Lind sind Sonette, in denen nur der Eindruck des Gemütes sich zu Gehör bringt. Auch Johanna Kinkel ist nur ein Gedächtnislied, und die Gedichte an Jenny Lutzer-Dingelstedt, an Henriette Sonntag, gleichfalls Sonette, geben schon durch dieses ‚an' zu erkennen, dass sie nichts weiteres beabsichtigen. Auch in der ‚Mexicanerin' (p. 97) überwiegt, wie schon der Refrain jeder Strophe: Fausta Aregunaga beweist, durchaus die Lyrik. In demselben Bande schliesst sich an den oben berührten Cyklus ein anderer: Lenau in Wien, der das herzergreifende Schicksal dieses so hochbegnadeten Dichters, welcher in furchtbarem Wahnsinn endete, darstellt. Man könnte diese Dichtung am eigentlichsten eine Novelle in Liedern nennen, denn auch hier sind es lauter einzelne Stimmungsbilder, die sich zu einem Ganzen zusammenfügen. Seine Liebe in Qual und Genuss und wieder Qual, seine Flucht über den Ocean aus der ihm verleideten heimatlichen Welt hinaus und seine Rückkehr, weil er es dort nicht aushalten kann, wo ihn die Liebe beständig zur Heimfahrt mahnt, dann das Zerreissen des Liebesbandes, welches er unzerreissbar wähnte bis zu dem Zusammenbruch seiner selbst in dem stumpfen Selbstvergessen eines sinnbetäubenden Wahnes — alles das ist wunderschön geschildert und dieser Cyklus gehört zu dem Besten, was Fischer

gedichtet. Aber es ist doch alles Lyrik. Ich betone das hier mit solchem Nachdruck, auch in Bezug auf die vorher erwähnten Gedichte, nicht weil ich an sich dagegen Einwände machen wollte. Fast alle die obengenannten Poesien machen einen bedeutenden, alle einen echt dichterischen Eindruck, aber mir scheint, diese Hervorhebung ist am Platze, weil es für die Erkenntnis der Eigenart des Fischer'schen Dichtergenius von Wichtigkeit ist, ihr Gebiet genau zu bezeichnen. — Und doch fehlt es ihm nicht an jeder Fähigkeit, auch episch zu gestalten. In einem Zweige dieser Gattung hat er nämlich Unverächtliches geschaffen, in demjenigen, welcher der lyrischen Stimmung sich am meisten nähert, nämlich im Idyll. In der Sammlung: ‚Aus frischer Luft' (4) findet sich in der dritten Abteilung: vom Dorf u. s. w. mancherlei dergleichen zusammengestellt. Es ist oben erwähnt, dass der Dichter selbst vom Dorfe stammt, eines Zimmermanns Sohn ist. Er ist auf diese Abstammung in gewissem Sinne immer stolz geblieben, er fühlt sich aus dem Marke des Volkes entsprossen und mit seinen besten Lebenssäften durchzogen. Daher lenkt er gern den Geist in die Erinnerung seiner Jugend zurück und aus vollem Herzen kommt es ihm, wenn er in dem Einleitungsgedicht zu dieser Abteilung den Geist des Volksliedes gleichsam beschwörend sagt:

Nur ein einzigmal, nur diesmal
Leiht mir eures ewig neuen
Lebensodems eine Spur,
Dass mir jene lieben Hütten,
Deren Volk ich selbst entstamme,
Deren Luft ich selbst getrunken,
Dass in meine Väterhallen
Rückwärts mir der Schritt gelinge
Eines treuen, warmen Blickes,
Und ein Spiegel mir der grossen
Leuchte dieser kleinen Welt.

Auch hier kommt das Epische immer noch zu kurz; in ‚zur Versöhnung' und dem unendlich rührenden ‚Jünglings Tod', wird es gar nicht einmal erstrebt. Aber auch wenn etwas erzielt wird, wie im ‚Goldhämmerling' (schwäbischer Volksausdruck für Goldammer), so ist es doch nur eine kleine Anekdote gewissermassen. ‚Was die Alten sungen' und ‚der Vater' rollen das Buch der Jugend auf und führen uns den Papa Fischer in seiner mannhaften Biederherzigkeit vor, Gedichte, welche dem pietätvollen Sinne des Dichters zu grossem Lobe gereichen. ‚Tuch und Leder' bietet einen Vergleich zwischen dem Sonst der guten alten Zeit, die in Leder ihre Beine steckte, und dem Jetzt, wo der moderne Nachwuchs es nicht ohne Tuchhose thut. Der Dichter knüpft dabei an ein Genrebild aus alter Zeit an und führt ein Familienleben in Umrissen vor, in welchem es seiner Zeit nach ein Ereignis war, wenn ein heranwachsender Spross des Hauses gleichsam das Zeugnis seiner Männlichkeit erhielt, wenn er sich von den leinenen Hosen zu däftigem Hirschleder aufschwingen durfte. Fürchte niemand, dass sich hinter

unserem Dichter ein Lobredner der ‚guten Alten‘ verberge. Er ist ein Moderner, der im Jahr 1848 selbst in der Bewegung der Revolution nicht müssig zusah,

Selber Anno einundsiebzig
Die und jene von den Lehren
Der Commune gut geheissen.

Nur das uniformierte Gleichmachertum der neuen Zeit, das will ihm nicht scheinen und

Wenn uns gar zu deutlich jene
Langbehosten, dekorierten,
Wollnen uniformen Zeiten
Ihren Wind vorübertreiben —

dann meint er, zu seinen Freunden gewendet:

Hütet euch vor diesem Tuche.

Am meisten epischen Inhalt und Gang hat das Gedicht: ‚beim Kirchenbauer‘, der den Lebenslauf eines Knechtes berichtet, der nie über den nächsten engen Kreis dieses beschränkten Berufslebens hinausgekommen ist, sich aber immer in Scherz und Ernst als ein kerniger und tüchtiger Mensch bewiesen hat und noch jung einen schlichten, braven Tod gestorben ist. Ein moderner Solon hätte recht, ihn einem Krösus als den Glücklichsten anzuführen, wie der alte siebente Weltweise den Kleobis und Biton. Dieses Idyll hat Fischer dann später zu einer selbständigen Dichtung erweitert und unter dem Titel: ‚Der glückliche Knecht‘ gesondert erscheinen lassen. Ausser mancher Erweiterung im Einzelnen ist namentlich der Ausblick in die grossen Ereignisse unserer Tage eröffnet, indem Johannes natürlich mit in den Krieg muss und da ebenso wieder seinen Mann steht, wie bei der Pflege seiner Rosse, den ländlichen Arbeiten und Festen. Das Gedicht liest sich sehr anmutig und wird gewiss dem Dichter neue Freunde gewinnen, aber das lässt sich nicht verkennen, dass die Vorgänge doch insofern äusserlich bleiben, als der Held innerlich zu wenig bewegt erscheint. Fischer verschmäht es, ihn von irgend einer wirklichen Leidenschaft erfüllt zu zeigen, insofern er in keine innere Konflikte hineingezogen wird. Er ist brav, wacker, tüchtig bis zum äussersten, aber das langt doch nicht zu einem wirklichen Interesse, das er erwecken könnte. Wie nahe hätte es gelegen, die schöne Memnonssäule durch den Morgenschein der Liebe ertönen zu machen. An schüchternen Andeutungen fehlt es nicht, dass des Kirchenbauers Pauline seinem Herzen gefährlich geworden. Aber ehe dieser Musterknecht seine Augen bis zu seines eigenen Herrn Tochter erheben sollte, lieber stirbt er mit dem ungesprochenen nur leicht verratenen Geständnis seiner Neigung, nicht um dieser für ihn unmöglichen Liebe willen, sondern an einer Krankheit, also eines poetisch gleichgültigen Todes. Es ist sonderbar, dass Fischer, ein Dichter so voll warmen innigen Gefühles, diese im Grunde einzige epische Gestalt,

die er gezeichnet, so stumm und wortkarg sein lassen mochte. Glaubte er, dass man seine eigne Fülle auf das Geschöpf seiner Phantasie bereitwillig übertragen würde?

Wenn also auch hier unser Forschen und Suchen nach epischem Reichtum und handelnder Kraft erfolglos bleibt, so wird man doch gerade diese Gruppe von Idyllen nicht unter seinen Gedichten missen wollen, denn das schlicht bürgerlich Tüchtige, das Biedere und menschlich Rechtschaffene seines Wesens kommt nirgends sonst so zur Darstellung, wie gerade hier. Ein echter Sohn des Volkes, ein echter Deutscher steht er vor uns, denn gerade die Züge, die man am liebsten in unserem Volkscharakter finden will, das Einfach-Sinnige, Gemütvolle, welches in harmloser Erregung einen Anlass zu ernster, tiefer Betrachtung erkennt, nichts klein sein lässt, weil im Kleinen das Grosse steckt, die warme Heimatsliebe, das lebendige Naturgefühl, schlichte Gottesfurcht und Lebensernst, treten unverkennbar uns entgegen. Und nimmt man dazu die Neigung für Spass und Scherz, der selbst ein derbes Wort recht ist, um die Sache derb zu bezeichnen, so findet man mit jenen Eigenschaften, die allen Deutschen eigen, auch noch eine verbunden, welche man den Schwaben besonders häufig beilegt.

5.

Nun müssen wir also zu den Liedern Fischers selbst fortschreiten, wenn wir ihn recht in dem Eignen antreffen wollen. Es ist freilich am schwierigsten, davon in der Kürze einen vollen Begriff zu geben, weil es sich im Liede ja vor allen Dingen um das handelt, was man am wenigsten in bestimmte Definitionen und Umschreibungen bannen kann, nämlich um die Stimmung. Über das Wort hinaus, welches uns ein fest umrissnes Bild vorzaubert, legt sich noch jener geheimnisvolle Duft, welcher unser Herz gerade mit besonderer Gewalt ergreift, wie der luftige Nebelflor, welcher das Plastische der Landschaft leise verwischt, aber dieselbe uns um so anziehender macht. Aber dies muss gefühlt, beim Lied selbst empfunden werden und um die Schönheit der Fischerschen Lieder zu erklären, müssen wir auf die Lektüre derselben verweisen und dazu auffordern.

Doch möcht' ich mit diesen Worten nicht den Verdacht erwecken, als sei unser Poet ein besonders weichmütiger Schwärmer. Er ist im Gegenteil eine frische kräftige Natur, aber das schliesst ja auch das vorher Erwähnte nicht aus. Die Stimmung, von der ich redete, soll ja nichts Krankhaftes, Weibisches sein, sie ist nicht bloss ein Vorrecht Geibels, Eichendorffs, sondern ebenso sehr Uhlands und Goethes. Sie ist aber das untrügliche Kennzeichen echter, wirksamer Lyrik.

Dass Natur und Liebe die beiden grossen Grundmelodien sind, welche in dem Liede immer wieder variiert und moduliert werden, wer könnte daran zweifeln? Mag immerhin unsere Zeit in ihrer altklugen Verständigkeit über Abgeleiertes und Ausgesungenes mängeln, viel eher passt auf sie das Wort: „Dein Herz ist zu, dein Sinn ist tot". — Es

kommt nur darauf an, wie der Ton getroffen wird. Wem bewegt nicht folgendes Lied wirklich das Herz:

Auf Wegen geschmeidiger Frühlingsstaub,
Am Raine buntes Gras und Laub;
Die Knospen trieben und schwollen,
Bis dass, du mächtige Frühlingszeit,
Von deinem Glanze weit und breit
Die Welt ist überquollen.

Wie tönet so junger Ruf und Klang!
Lustwandelnde Mädchen mit Gesang,
Die stille daheim gediehen,
Mit flutendem Haar im Frühlingswehen
Über die Heide gleich den Rehen
Im hellen Gewande ziehen.

Und eine vor allen blühet doch
Weit über die Jahre schlank und hoch,
Die Krone im duftigen Reigen;
Ist Jungfrau geworden und ahnt es nicht,
Verschone dies Träumen, mein selig Gedicht,
Lass schweigen dein Lob, lass schweigen.
(Gedicht 1, p. 5 ,Blüten').

Gewiss kann man im einzelnen manches dran aussetzen; ich selbst gebe das Attribut „geschmeidig" zum Frühlings*staub* preis; auch in Strophe 2 die dritte Zeile: „Die stille daheim gediehen" — ist nicht bezeichnend genug — und doch! wie anmutend im ganzen, wie schön das Bild von den Rehen für die Mädchen im hellen Kleide*), wie innig das *selig Gedicht*; kurzum ein echtes Lied, und nur eins unter vielen, wie ,der Segen', ,Maitaufe' (ebend. p. 7, p. 9), ,der erste Frühlingtag' (ebenda p. 109), ,Sonnenwende' (ebenda p. 118), ,Weissdornbüschlein' (ebenda p. 76), ,Meine Lust' (ebenda p. 80), oder ,Sommermorgen' (Neue Gedichte 2, p. 35):

Leise träumt die Sommernacht;
Bei den kühlen Bronnen
Hab ich dich herangewacht,
Erster Hauch der Sonnen.

Gestern in der Abendluft,
Als sie untergangen,
Blieb von ihrem Gold ein Duft
Fern im Westen hangen,

Und er schwebte durch die Nacht
Über bis zum Norden,
Hat den Osten rot gemacht,
Dass es Morgen worden.

Perl' an Perle hängt der Tau
An der Gräser Blüten,
Und man spürt den Dampf der Au
Warme Stunden brüten.

Und weiterhin:

---

*) Man vergleiche bei Geibel: „O schau mich nicht so lächelnd an, du Röslein jung, du schlankes Reh".

Flutend schlägt mir überm Haupt
Duft und Klang zusammen,
Was die Seele hofft und glaubt,
Alles steht in Flammen.

Und so viel sie trinken mag,
Rauscht vom Himmel nieder,
Denn des Lebens voller Tag
Strömt allmächtig nieder. —

Und es bleibt nicht bei dieser, wenn man will, gegenständlichen Naturmalerei; der Dichter schwingt sich zu einer grösseren Naturpoesie auf. Die Geheimnisse der gesamten Menschenwelt, die auf dem Naturleben beruhen, werden angerührt. Wir wachsen, werden und vergehen, wie die Natur um uns, über der Erde wölbt sich der Himmel, die Ergänzung der diesseitigen, rätselhaften, unvollständigen Existenz, das unermessliche Allleben, in welchem auch wir nur leben, weben und sind. Die Natur wird zur Mutter Natur, dem heiligen Mutterschooss aller Existenz, aller Kräfte voll, deren wir bedürfen und mit denen wir arbeiten und wirken sollen, und so wird diese Naturdichtung zur tiefsten Naturverehrung, zur mystischen Naturfeier, gedankenreich und empfindungsschwer, wie es dem hohen Gegenstande geziemt, so in ‚Himmel und Erde‘. Gedicht 1, p. 106:

Du wandelst mein Herz in dem Glanze der Au!
Über der Erde das ewige Blau,
Wo des Tages erwärmtes Gold
Seine Klänge unhörbar rollt;
Unter dem Blauen die lichte Welt,
Welche der Mai im Arme hält;
Ach wie herrlich die himmlischen Höhn!
Ach die blühende Welt, wie schön!

Oder: ‚Mutter Erde‘ (‚Neue Gedichte‘ 2, p. 34), ‚Maifeier‘ (ebenda p. 61). Oder die schönen Oden: ‚Die Welt ist glücklich‘, ‚Sommernachmittag‘ (ebenda p. 60, N. 67), ‚Um die dritte Stunde‘ (ebenda p. 68), ‚In der Nacht‘ (Neue Gedichte 2, p. 31). Und zum Beweise, dass diese lebendige Regsamkeit des Gefühles und diese Fähigkeit des echten poetischen Ausdrucks auch mit dem zunehmenden Alter dem Dichter nicht abhanden gekommen, nehme man nur in den ‚Neuen Liedern‘ (5) die erste Gruppe ‚Maifeier‘. So gleich das erste Lied: ‚Wohin du siehst‘, ‚Klang und Duft‘, ‚Lieb und Sorge‘, ‚Rosenknospe‘, ‚Mainacht‘ etc.

Wie das ja aber seit alter Zeit her guter Brauch ist und uns auch gleich in dem zuerst citierten Frühlingslied, ‚Blüten‘, entgegentrat, tritt die Naturempfindung meist in den Sold der Liebe. Das innigste Gefühl der Neigung erwacht an dem Anblick der Natur, findet darin seinen Wiederhall, macht dieselbe zum Zeugen seines Glückes, zum Boten seiner Sehnsucht, zum Echo seiner Klage und so wird die Stimmung, welche durch die Natur erregt wird, zum Grundton, der leise mit anklingt, oft ohne angeschlagen zu werden, oft aber auch herausgefordert mit dem Liebeslied sich zu einem vollen Akkord vereinigt. So z. B. ‚Über Nacht‘ (Gedichte 1, p. 32):

Im frühsten Lenze hat sie mich
Geküsst bei Tagesneige;
Es stahl ein Abendlüftchen sich
Durch zitternde Pappelzweige.

Wer riete, dass ein Lüftchen hat
Erregt ein Stürmen und Sausen,
Und ihrer Lippen stille That
Ein Gähren und ein Brausen,

Das nächtlich kam, mit wilder Lust
Die Forste zu zerwühlen,
Das sich in meiner heissen Brust
Nicht legen will und kühlen?

Ich sah die Bäume des Morgens an:
Wie steht ihr so ruhig draussen!
Euch ward nicht Liebe angethan,
Sonst müsstet ihr selig brausen!

und ähnlich: ‚Unergründlich' (ebenda p. 35). Braucht es die ganze Skala der Töne zu verfolgen, welche der kleine Gott mit dem Bogen in der Leier des Dichters zu wecken weiss? Wir wollen darauf verzichten. Im allgemeinen entspricht es Fischers Natur, und rührt in diesem Falle aus glücklicher Lebensführung her, dass leidenschaftliche Klagen ausgeschlossen sind. Alles Weltschmerzliche liegt ihm überhaupt fern, und Leiden sich zu schaffen, die nicht erlebt sind, versteht dieses aufrichtige Herz nicht. So tönt uns wohl aus seiner frühen Zeit ein Sehnen und Verlangen entgegen, bald aber führt es zum glücklichen Erfassen und Festhalten und so ist es denn viel öfter der Jubel des beseligten Besitzens und das stille Sich-versenken in den unerschöpflichen Reichtum, den er gefunden, als die entgegengesetzte Stimmung, was uns in seinen Liedern umrauscht. Wie schön und kraftvoll spricht das nicht: ‚Ein Gott auf Erden' (Gedicht 1, p. 38) aus:

Wir sind allein auf dieser Welt,
Rief meine Seele froh vermessen,
Denn Erd' und Himmel kann vergessen
Der Mann, der dich im Arme hält.

Ähnlich: ‚Unsere Liebe' (ebend. p. 45), ‚Lebenslauf' (Neue Gedichte 2, p. 6), ‚Adam und Eva' (ebend. p. 7). ‚Mit dir' (ebend. p. 10). ‚Zu ihrem Geburtstag' (Aus frischer Luft 4, p. 22). ‚Mit der Königin' (Neue Gedichte 2, p. 45). Eins dieser Lieder finde hier noch eine Stelle: ‚Mit der Braut' (Den deutschen Frauen 3, p. 6).

Der Morgen öffnet
Ein Purpurthor,
In den Morgen tret' ich
Mit dir hervor.

Am Pfade schwellend
Von Tau und Licht,
Lockt junger Frühling
Und lockt mich nicht.

Weil nun dein Odem
Lebendig weht,
Du andrer Frühling,
Der mit mir geht.

O Erde, Erde,
Wie reich bist du,
Und dein vergess ich
Und mein dazu —

Ob zweien Augen,
Wie du sie hast,
O junges Leben,
Das mich umfasst.

Spürst du die Fülle,
Die webt und schwebt
Und mir die Tritte
Beseelend hebt?

Fühlst du den Segen,
Der um dich quillt,
Dass mir die Seele
Überschwillt?

Verwundert Wunder,
Du weisst es nicht,
Wie ich trunken trinke
Von deinem Licht!

Und ist es möglich,
Und bist du mein?
Wir zwei im Weiten
Allein, allein!

O halt mich ewig
So gefasst,
Mit Aug' und Odem,
Wie du sie hast!

Dem Himmel entgegen
Halt' ich dich,
Ein Himmel selber
Erfüllst du mich.

Wem fiele dabei nicht in Rhythmus, Ton und Ausdruck Goethes herrliches Mailied ein? Ist dies Nachahmung? Gewiss nicht, aber ein Nachklang, der sich wohl neben jenem hören lassen kann, der aus ähnlicher Stimmung, dem Gefühle höchsten, seligsten Glückes erwachend uns aus einem freien, vollen Herzen erschallt.

Möge auch hier diese Andeutung genügen, man könnte noch manches Lied ausschreiben, aber der Eindruck ist auch so wohl gewonnen, dass diesem Sänger der Atem so leicht nicht ausgeht. Freilich ist es nun schon ein langes Leben, das er gelebt hat, und so frisch und frohgemut auch seine Natur ist, es fehlt nicht an manchem Trüben und Schweren. Auch davon bieten seine Lieder Beispiele, so in ‚den deutschen Frauen' (3), p. 42: zum ‚Begräbnis meiner Gattin', p. 63: ‚Einem Täufling', und die kleine Gruppe von Liedern: ‚Zerstoben und verschwunden' (p. 20), ‚Vorüber' (p. 22), ‚Bestattung' (p. 23), ‚Auf Ewigkeit' (p. 24), ‚Ein Jahr' (p. 25), ‚Von ihrer Seele' (p. 26), ‚Zum Abschied' (p. 28). Besonders schön ist das ‚von ihrer Seele'. Aber aller Schmerz und alles Weh soll und kann dieses mannhafte Gemüt nicht niederdrücken. Er weiss, dass was ihm genommen wurde, ihm doch unverloren blieb, er weiss es, dass wer lebt, auch davon muss, aber er rafft sich auf zu dem edlen Bekenntnis:

Gieb sie dahin, wie du sie lieben magst,
Und deine Liebe sei dein Selbstvergessen,
Was du nicht ganz dahin zu geben wagst,
Hast du nicht ganz geliebt und ganz besessen.
Du musst davon (ebend. p. 33).

Es bedarf keiner Erwähnung, dass ausser den schon früher erwähnten mächtigen Strömungen, welche unseres Dichters Herz durchwogen, auch neben dem Frühling, der Liebe in Glück und Schmerz noch manche poetische Regung sich findet. Einige Gedichte verdanken der Ferne und Fremde ihre Entstehung: ‚Pallanza' (Gedichte 1, p. 57) deutet auf Italien, wie ‚Alpenweihe' (Neue Gedichte 2, p. 20) auf die seinem Heimatlande benachbarte Schweiz. Vieles der Art findet sich nicht. Entweder ist Fischer kein Vielgereister, oder die fremden

Eindrücke waren nicht gleich mächtig, wie die heimischen. Ein Trinklied findet sich in den Gedichten (1, p. 115), dem es nicht an fideler Stimmung fehlt, das aber wohl zu lang ist, um sich gesungen denken zu lassen. Manches Gedicht beschäftigt sich mit dem Leben und seinen mancherlei Fügungen, die den Dichter zu ernster Betrachtung locken, einiges davon spitzt sich zum Spruch zu, obwohl die eigentliche Spruchdichtung ihm nicht sehr am Herzen liegt, wie auch das Epigrammatische fast gar keine Pflege findet. Wir sehen, wie weit sich unsers Dichters Gebiet erstreckt, und welches die Provinz ist, die er verwaltet und der er dann freilich mit Geist und Geschick als ein trefflicher Statthalter vorsteht.

6.

Neue Formen hat unser Dichter der Poesie nicht erschlossen. Er verwendet die bekannten oft gebrauchten, die aber doch immer noch einem sicheren Griffe handlich sind. Die allermeisten seiner Lieder bedienen sich vierzeiliger Strophen, jambischen oder trochäischen Falles, mit zwei oder vier Reimen, wie es kommt. Meist baut er die Zeilen kurz, nicht über vier Füsse hinaus. Ich habe seiner Neigung, den gleichmässigen Wechsel der gehobenen und gesenkten Silben durch Einschiebung von Kürzen zu erleichtern, schon oben gedacht; in früheren Gedichten geht diese Neigung zu weit und in dem trippelnden Tanz der vielen Kürzen verliert sich oft die Sicherheit des Masses, die für ein Kunstwerk doch unerlässlich bleibt. Später erscheint diese Flüssigkeit des Versbaues gebändigt und die Fugung fester, und besonders in den balladenartigen Gedichten treffen wir oft einen prachtvollen Festschritt des Metrums. Da wird dann auch der Achtzeiler herangezogen. Oft aber löst Fischer den Strophenbau der Lieder in eine fortlaufende Reihe der Verse auf, macht, um mich mittelalterlich auszudrücken, das Lied zum Leich. Es kann sich dann gleichsam freier bewegen, da werden dann auch wohl die Zeilen ungleichmässiger, zum Schluss als kraftvoller Ausruf verkürzt, die Reimverschlingung willkürlicher. Bisweilen giebt es auch ganz freie Metra, in einem schwebenden Fluss, wie ‚Adam und Eva‘ (Neue Gedichte 2, p. 7), ‚Ewig jung‘ (Gedichte 1, p. 71) und öfters. Für ein gedankenreiches, schwunghaftes Gedicht mag man es sich wohl gefallen lassen und Fischer bewährt darin guten Takt. Selten nur greift er zum antiken Versbau. Zwar trifft man einzelne Oden, sapphischen und asklepiadeischen Masses, z. B. ‚Die Welt ist glücklich‘, ‚dem Gott der Freude‘, ‚Sommernachmittag‘, ‚Geschwister‘ (‚Neue Gedichte‘ 2, p. 65, 67 und 73). Zur Probe seiner Art der Behandlung stehe das dritte der angeführten Gedichte:

Pan sei entschlafen, spricht das unerfahrne
Volk, wenn still die Mittagswinde liegen;
Aber heute, eben zu dieser Stunde
    Sah' ich den Flurgott.

Plötzlich am Strome blinkt' es durch die Erlen,
Mich bedäuchten's des Wassers blaue Ringe;
Nein es war sein bläuliches Auge selber
Lachend geöffnet.

Leis' vor die Lippe führt' er die Syringe
Dass ein Hallen erschallt, die Fische sprangen,
Und lebendig wogten im Windstoss alle
Ufergebüsche.

Weit im Gefilde sehn empor die Schnitter,
Doch im Schilfe versteckte schon der Gott sich;
Nur durch's Laub erzitterte noch die Fährte
Seines Gefolges.

Auch hier trifft man in der Versetzung des Daktylus in den Anfang des ersten Verses statt in den dritten Fuss eine gewisse Unregelmässigkeit, aber doch wird man die ganze Bewegung dem Gang der Ode wohl angemessen finden und die ganze Situation ist nicht nur antik gedacht, sondern auch in ihrer Abrundung ein wohl abgeschlossenes Stimmungsbild zu nennen. Auch den Hexameter und das Distichon vermisst man fast gänzlich, nur ein kleines Gedicht an Ed. Mörike eröffnet die ‚Neuen Gedichte' (2) mit folgenden Versen, die als Selbstcharakteristik des Dichters nicht uninteressant sind. Sie beziehen sich darauf, dass Fischer vom Frankfurter Hochstift zum Meister ernannt war und Mörike dem Freunde dazu in einer poetischen Epistel unter Beifügung einer Alabaster-Vase seinen Glückwunsch aussprach.

Knuppen und Knorren, wie viel an meinem Gewächs — und ein „Meister"?
Und nun Dein Glückwunsch dazu, o wie beschämst Du mich, Freund!
Glühende Kohlen gar aufs Haupt mir gesammelt hat Deine
Gabe, die mich begrüsst, wie uns ein Kunstgesetz mahnt;
Denn ein Gefäss sind beide, durch würdige Füllung zu ehren,
Und Du weisst es, woran's meiner Domäne gebricht.
Darum verzeih's dem Meister, sie haben's so streng nicht genommen;
Hätten sie's anders gewusst, wäre gefallen die Wahl.
Aber das eine Gefäss, gleich edel an Stoff und Gestaltung,
Lass mich ehren so treu, als es der Garten vermag,
Als mein Denken die Liebe, die freigebotene, hochhält,
Die der gewordene Mann freundlich dem strebenden leiht.

Von meinem Standpunkte aus bedaure ich es, dass Fischer im Gebrauch dieser Formen so sparsam ist; so antik sie auch sind, sie sollten doch noch nicht anfangen, unmodern zu werden. Wir können doch nicht darüber hinaus wachsen, und besonders für das Idyll würde man noch immer gut thun, den Hexameter zu wählen. Fischer bevorzugt statt dessen den reimlosen vierfüssigen Trachäus, ein Versmass, welches in

neuerer Zeit durch das illustre Vorbild Scheffels in seinem ‚Trompeter von Säckingen‘ sehr in Aufnahne gekommen ist. Ich kann mich nicht damit befreunden, es ist ein sehr bequemes Mass, aber auch ein lässiges, weil es dem trochäischen Gang unserer prosaischen Sprache sich so leicht anschliesst, dass es schwierig ist, das Poetische des Ausdrucks immer darin zur Geltung kommen zu lassen. So leicht schlüpfen Wendungen mit unter, die in jedem prosaischen Stücke ebenso gut vorkommen könnten und den Adel und Schwung der Sprache mit herabsetzen. Das hat auch Fischer nicht immer vermeiden können.

Dass er sich dagegen den Gebrauch der italienischen Ottave, sowie des persischen Ghasels ganz versagt, ist nicht zu beklagen; das letztere läuft doch meist auf Virtuosität hinaus; auch das Sonett tritt nur vereinzelt auf und das erklärt sich wohl, da unser Dichter zu der pointierten Ausdrucksweise überhaupt wenig Neigung besitzt und die Innigkeit seiner Empfindung ihn selten zu dem kunstmässigen Bau, aber doch auch der gedankenhaften Gliederung der Strophen drängt. Im Gebrauch desselben tritt sogar ein Abnehmen ein. Am meisten findet man es in den ‚Gedichten‘ (1); später sind es namentlich Gelegenheits-, richtiger Widmungsgedichte, wie an Jenny Lind, an Jenny Lutzer, die Gedichte an Henriette Sonntag, die Ristori u. a. (‚den deutschen Frauen‘ [3], p. 93—96), die sich als Sonette darstellen, weil hier der bestimmte Eindruck, der aus einem allgemeinen genommen wird, das einzelne Bild, zu dem die ganze Erscheinung sich verdichtet, sich leicht in die Form fügte, welche gerade auf den Kontrast besonders gebaut ist und in den Schlussterzinen es erleichtert, ein Resumé aus einer allgemeinen Betrachtung zu ziehen.

Dass die Sprache Fischers bei aller Korrektheit und Sicherheit ihrer Handhabung ihre Eigenart bewahrt und manchen „Knubben und Knorren“ beibehält, dafür geben die zahlreichen angeführten Gedichte, wie uns scheint, den vollen Beweis. Sie macht nirgends einen kraft- und farblosen Eindruck, sondern hat ihren selbständigen Charakter. Dialektische Anklänge trifft man selten, hauptsächlich nur da, wo die Situation es gestattet; höchstens eine gewisse Neigung zu Diminutivformen. Den eigentlichen Ausdruck bevorzugt der Dichter meist vor dem umschreibenden, so ist der Gebrauch der Bilder sparsam; aber reich ist seine Sprache an wirkungsvollen Metaphern, namentlich in seinen Naturliedern an höchst poetischen Personifikationen, und an stimmungsreichen Attributen.

Im allgemeinen zeigt sich Fischer ernst und ohne Neigung für das Komische und Spasshafte. Doch in manchem seiner Lebensbilder klingt auch der Humor durch, der selten die lächerliche Seite herauskehrt, aber doch Gestalten, wie den treuen Knecht, den alten Staudenmeyer in Tuch und Leder, und ähnliche mit leisem Schein vergoldet. Und sein Ernst hat nie etwas Trübes. Frische, Heiterkeit der Seele, Klarheit des Blickes vielmehr ist es, was uns überall begegnet, und dabei doch oft, welche Zartheit der Empfindung, welches Verständnis für das Ahnungsvolle und Dämmerhafte des Ausdrucks. Nein, erkennen wir in diesen Geburten des poetischen Lebens die „Domäne“ des Dichters,

jedoch nicht zugleich „woran's ihr gebricht“, sondern wir finden im Gegenteil eine erstaunliche Tiefe und Vielseitigkeit dieses schönen Besitzes.

7.

Nicht ebenso, wie die epische Muse, hat die dramatische, die ernste Melpomene, unseren Dichter unbeschenkt gelassen. Vier Trauerspiele Fischers liegen uns vor: ‚Saul‘, ‚Friedrich II.‘, ‚Florian Geyer‘ und ‚Kaiser Maximilian in Mexico‘. Im allgemeinen kann man es als durchgreifendes Gesetz betrachten, dass ein für die Lyrik im eminenten Sinne begabter Dichter ein mittelmässiger Dramatiker sein wird. Namen aus der neuen Litteratur heranzuziehen, die als Belege dazu dienen können, dürfte überflüssig sein, da daran kein Mangel. Erklärlich genug ist es. Der Lyriker arbeitet innerlich, er verbreitet sich über die geheimnisvollen Vorgänge seines Gemütes und macht diese sich selbst gegenständlich. Ihm kommt es auf ein innerlich nachzufühlendes Stimmungsbild ausschliesslich an und so läuft er fortwährend Gefahr, dem grossen concentrierten Gang der Handlung, den das Drama erfordert, nicht gerecht zu werden. Leicht fehlt es ihm an Überblick, er verzettelt sich ins einzelne, in die Situation und hält zu viel schöne Reden. Wie aber keine Regel ohne Ausnahmen, wird man Fischer von dieser Art des dramatischen Dichtens freisprechen müssen und nach einer Betrachtung seiner Dramen einräumen, dass er auch als solcher schöne Früchte gezeitigt, auf die aber gleichwohl sein bleibender Ruhm sich nicht gründen wird.

Saul ist ein beliebter Stoff moderner Tragik. In der gewaltsamen Umkehr seines Charakters, in der Abwendung von Gott, der hier durch Samuel repräsentiert wird, welche seinen Untergang nach sich zieht, liegt ebensowohl eine echt tragische Peripetie, als sich darin auch ein echt moderner Gedanke ausspricht. Unwillkürlich gestaltet sich doch Samuel zum Träger hochmütiger, intoleranter Hierarchie und der gegen ihn machtvoll ankämpfende König stellt ebenso in sich das Princip wahrer Gedankenfreiheit und reformatorischen Vorwärtsdrängens dar. So finden wir es bei Gutzkow, so bei Karl Beck, so bei Bulthaupt; der Einschlag ist immer derselbe, die Ausführung freilich sehr verschieden. Diese Grundidee hält auch Fischer fest. Wenn er aber seiner Dichtung (1867) die Bezeichnung „Drama“ giebt, so mag man schon darin ein Bekenntnis finden, dass es ihm um die volle Herausarbeitung des tragischen Gedankens nicht im letzten Grunde zu thun war. Und in der That kann sein ‚Saul‘ nicht anders bezeichnet werden als eine „Historie“, als die Dramatisierung der Geschichte von Saul und David. Darum endigt das Stück auch nicht mit Sauls Tode, sondern es folgen noch acht Auftritte, welche David als Sieger im Besitzergreifen der Herrschaft zeigen und so den ganzen Schwerpunkt verändern. Es fehlt auch keiner von allen den Vorgängen, welche uns die biblischen Geschichten an die Hand geben. Dadurch wird der Inhalt viel zu breit und die Zuspitzung zum tragischen Konflikt misslingt vollständig. Dies um so

mehr, als Sauls Charakter alles Heldenhaften entbehrt. Er erscheint von vorn herein wenig thatkräftig, seine völlige Demütigung unter Samuel entkleidet ihn seiner eigenen Würde und dann ist er ganz tiefsinnig, grübelt und orakelt für sich herum und lässt sich so die Fäden der Handlung ganz aus den Händen nehmen. Und zwar geschieht dies durch den ehrgeizigen und verschlagenen Abner, der an ihm zum Verräter wird, um sich unter die Strahlen des aufsteigenden Gestirnes David zu retten, wofür ihn freilich auch die Bestrafung durch Mörderhand trifft. Es ist eine allgemeine Bemerkung, die sich hierbei aufdrängt. Bei Fischer ist nämlich der Verräter eine stehende Figur. Allen Helden seiner Dramen ist eine solche dunkle Gestalt zur Seite gegeben, ein Mensch von überlegenem Scharfsinn und heuchlerischer Gesinnung, der den Helden vollkommen umgarnt und sein Verderben bewirkt — wie Köller in Beer's ‚Struensee'. — Mehr als einmal ruht auf diesem Verräter das gesamte Gegenspiel. Das hat aber einen doppelten Nachteil Einmal nämlich gerät der Held dadurch ohne Zweifel in den Verdacht eines Mangels an Scharfsinn. Nun kann man zwar ein grosser Held der That sein, ohne einen feinen alles durchdringenden Geist zu besitzen, wie Blücher seinen Kopf erst in Gneisenau erkannte. Ein gewisses grossartiges Vertrauen geziemt auch der echten Heldennatur, welche durch kleinlichen Argwohn leicht hinabgezogen wird. Aber auf der anderen Seite verlangen wir doch auch von einem idealen Menschen so viel Schärfe des Blickes, dass wir nicht immer klüger sein dürfen wie er Blind darf er nur gegen sein Schicksal sein, denn darauf beruht seine Tragik, mithin die ganze Möglichkeit seiner Existenz. Aber sonst ziemt dem tragischen Helden durchaus auch Kraft der Geistes-Überlegenheit, der Begabung und ein allzu blindes Vertrauen zehrt an der geistigen Bedeutung. Das Zweite aber ist, dass die ganze Führung der Handlung dadurch viel zu sehr in das Bereich der Intrigue geschoben wird. Denn diese Dunkelmänner müssen ihrem ganzen Wesen nach ja doch im Dunkeln wirken; je feiner und höher die Geister sind, die sich von ihnen berücken lassen, um so boshafter und hinterlistiger müssen sie sein und dann wie oft hängt die Entdeckung ihres ganzen Treibens und damit der jähe Abbruch der ganzen Tragödie an einem Faden. Die Helden werden auch gelegentlich gewarnt. Sie antworten dann grossartig auf die Schärfe ihres Blickes pochend und bekommen dadurch noch obendrein einen Zug von blinder Renommisterei. Wenn sie aber dem Warner glaubten, was dann?

In ‚Saul' tritt allerdings der Abfall Abners nicht ganz in die That über, er zeigt sich nur dadurch, dass er nach dem Tode Sauls das Königreich seinem Sohne Isboseth entreisst und es David zuwendet. Aber im Innern ist doch sein Abfall vollzogen und wenn der letzte Kampf des Königs nicht gegen die Philister gerichtet gewesen wäre, sondern gegen David, dann würde man ihn seinen Übertritt auch durch die That haben vollenden sehen. Wenn wir aber auch so das Drama noch in seinem ganzen Bau nicht recht zur Selbständigkeit kommen sehen, und der ungemein häufige Wechsel der Scene ebenso, wie die Kürze der Auftritte, welche der Dichtung einen sehr unruhigen Charakter verleihen,

die noch ungeübte Hand des Anfängers im dramatischen Fache verraten, so darf man doch die Schönheit und Lebendigkeit der Sprache rühmen, welche sich in den eingelegten lyrischen Stellen zu einer wahrhaft alttestamentlichen Erhabenheit steigert. Höre man den Monolog Sauls im Beginn des fünften Aufzuges:

Todt Samuel! — ihr Thoren, die das sprechen!
Todt Samuel! — ihr Narren, heisst das sterben,
Wenn Einer siebenfältig aufersteht
Und ihn sein Tod allgegenwärtig macht?!
Die tauben Wände hallen seinen Namen,
Und seine Stimme predigt aus der Luft,
Dass es die Wasser und die Felsen hören.
Ein Riesenschatten wächst aus seinem Grabe,
Gewaltig wie der Lebende nicht war,
Und jede Ritze, jede Bergesspalte,
Der stumme Wüstensand ruft: Samuel!
Und Samuel! antworten selbst die Gräber.
Verwünschter Name! warum ruft ihr Geister
In Tiefen und in Höh'n nicht einmal Saul?
Gelt, diesen Namen habt ihr nicht gelernt;
Für diesen lebt kein Ohr und keine Zunge,
Und weder Luft noch Feuer kennen ihn.
(Herausfordernd gegen den Himmel)
Hast Du kein Zeichen, keinen Blitz da droben,
Der mich besuche und den Namen Saul
Der tauben Menschheit in die Ohren schreie?
Hast mir das Thor der Träume selbst verschüttet,
Aus dem im Schlaf mir oft ein Bote trat. —
Und hast mit Kain doch ein Wort geredet!
's kennt alles nur den Namen Samuel.

So kommt er denn auf den Gedanken, den Schatten des Gefürchteten und Gehassten zu beschwören, denn auch die Hexe von Endor wird uns nicht erspart. Dass der Monolog Schwung und dramatischen Halt hat, wird man nicht verkennen. Aber das Überwiegen der Monologe bekundet noch die ihrer Form nicht sichere Hand. Auch sonst liessen sich manche Einzelnheiten, die schön und poetisch sind, herausheben. Unter den Charakteren tritt neben dem finsteren, herrischen, aber doch würdig gehaltenen Samuel namentlich noch David hervor, der in seinem Verhältnis zum König ja eine sehr schwere Rolle hat, aber sich doch trefflich darin bewährt, sich zu keinen Feindseligkeiten gegen den Gesalbten des Herrn hinreissen lässt und in der Erfassung seiner künftigen Aufgabe, welche er als eine Verbindung des König- mit dem Hohepriestertum, wenn nicht äusserlich, doch der Sache nach bezeichnet, sich zu geistiger Bedeutung mächtig erhebt. Indess helfen die einzelnen Schönheiten dem ganzen Stücke doch nicht auf die Beine und Fischers ‚Saul' wird darum noch nicht zu einer wirksamen Tragödie.

Auch ‚Friedrich II.‘ (1863) ist ein bekannter Stoff, den ausser manchem neueren Dichter schon Immermann behandelt hat. Wir betreten damit das oft aufgesuchte und immer bedenkliche Gebiet der Hohenstaufengeschichte. Wie oft ist nicht der letzte unglückliche Erbe dieses Geschlechtes, der Heldenjüngling Konradin, dramatisiert worden. Und lebt er auf der Bühne? In keiner seiner mannigfachen poetischen Verkörperungen. Die deutsche Kaisergeschichte des Mittelalters liegt in der That unserem Empfinden zu fern. Umwoben von der ganzen Romantik des Rittertums, meist phantastischen Zielen nachjagend und dafür die wertvollsten und edelsten Kräfte ihrer selbst wie ihrer Völker auf's Spiel setzend, ja vergeudend, entbehren sie aller der Voraussetzungen, welche uns von vorn herein verständlich und überzeugend sind, und müssen mit ganz ausserordentlichen persönlichen Verdiensten nicht nur ausgestattet, sondern auch in ganz aussergewöhnliche persönliche Schicksale verflochten werden, um uns wirklich tragisch mit fortzureissen. Ihre bloss geschichtliche Stellung genügt nicht dazu, und mit der bloss historischen Tragik reicht man nicht aus. Allerdings liegt ja nun in unserer Zeit der Gegensatz der weltlichen Macht zur Hierarchie, welche in dem Schicksal der Hohenstaufen sich so lebendig, wirksam, so zerstörend darstellt, wieder sehr in der Luft. Der Kulturkampf regt die Gemüter mächtig auf. Aber immer ist das doch ein vorwiegend stoffliches Interesse, was nicht gerade veredelnd wirkt und dann auch insofern eine etwas bedenkliche Zuthat, als ja gerade das Papsttum über die Hohenstaufen einen ganzen vollständigen Sieg davon trug. Ich kann mir sehr gut denken, wie eine bösartige katholische Tendenzdichtung gerade Friedrich II. zu ihrem Mittelpunkte nähme, um zu erweisen, dass es ganz unmöglich ist, gegen Gott oder die Kirche anzukämpfen, auch bei der glänzendsten äusseren Begabung. Wer kann ernstlich etwas dagegen einwenden, wenn Bojolus, der hier die Rolle des dunkeln Intriguanten spielt, nach Friedrichs Tode als Chorus gleichsam mit den Worten hervortritt:

So schloss die Rechnung. — Friedrich und Pietro!
Erkennt ihr's, Thoren? — Rom heisst ener Meister!

Das ist in der That die Moral von der Geschichte. Friedrich stirbt völlig gebrochen, sein Sohn der schöne König Heinz schmachtet in Gefangenschaft der Bologneser, Manfred geht einem baldigen Tode entgegen, und schon winkt das erschütternde Blutgerüst von Neapel. Nur die Kirche triumphiert. Darum erscheint mir der Stoff für ein patriotisch-deutsches wie protestantisches Gemüt so abschreckend und niederschlagend wie möglich. Und doch wird man Fischer nach beiden Seiten hin keinem Tadel ausgesetzt finden. Er steht hier wie dort seinen Mann. Was ihn also daran anzog und seine dichterische Begeisterung entflammte, war die geistige Grösse des einzigen Fürsten, seiner Freiheit von aller kleinlichen Beschränktheit nationaler wie religiöser Art. Er fasst seine Anschauung in den Schlussworten Hermann von Salzas zusammen:

Die Deutschen pochen an der Alpen Thore!
Ihr Held bist du, sie führen deine Sache
Und aus dem Grabe kämpft dein Name fort!
Der Geist des Lichtes, dem du Raum geschaffen,
Geht mit der Erde Mächten ins Gericht,
Ein Völkerfrühling kommt ihm nachgeschritten,
Und ewig ruht der Freiheit Dämon nicht,
Bis ihm sein ganzes volles Recht erstritten!

Nun ja, niemand wird im allgemeinen etwas gegen diese schönen Worte einwenden wollen. Aber wer sieht diese Wirkungen wirklich von Friedrich II. ausgehen? Die Deutschen pochen an der Alpen Thor — aber sie kommen nicht hinüber, der Geist des Lichtes geht mit der Erde Mächten ins Gericht, ja nach Jahrhunderten und aber Jahrhunderten. Geschichtlich ist diese Auffassung jedenfalls nicht, sondern Friedrich II. und sein ganzes erlauchtes Geschlecht geht zu Grunde, weil das Papsttum übermächtig war, mit kluger Berechnung und all dem Apparat von List und Ränken, der nie versagt hat, die Umstände glücklich benutzte und sich so zu einer mächtigen Höhe emporschwang, sich freilich bei diesem Schwung selbst überstürtzte und ins Wanken kam, aber doch erst in viel späterer Zeit. So ist der Untergang des hohenstaufischen Hauses eine historische Tragödie von gewaltiger Grösse, aber ich werde immer nicht den Eindruck los, zu gewaltig für den Raum eines Drama. Worte, wie die angeführten Hermanns werden zur Phrase dem unmittelbaren geschichtlichen Verlauf gegenüber, mit dem wir zu vertraut sind, um nicht Fragezeichen über Fragezeichen hinter jeden Satz zu stellen. Es ist bloss das Bild eines erschütternden Unterganges, das sich uns entrollt, ohne jede Milderung und versöhnendes Element.

Und wäre noch die Macht, gegen welche Friedrich ankämpfte, in einer grossartigen machtvollen Gestalt verkörpert, die mit der Würde des Siegers zugleich geistige Grösse und erhabenen Edelmut verbände und der Bedeutung seines Gegners gerecht würde, damit er eines so auserlesenen Opfers auch wert erscheine. Aber ein grosser Papst lebte damals nicht, denn Innocenz IV. war nur ein feindseliger unversöhnlicher Ränkespinner, und er tritt in der Dichtung nicht einmal hervor, sondern an seiner Stelle nur der Legat, welcher den Kaiser auf dem Konzil zu Lyon bannt und das ist nur ein aufgeblasener pfäffischer Prälat. Dann übernimmt die eigentliche Rolle der triumphierenden Kirche der scheue, heimlich wühlende Bojolus, der seitdem seine Hände überall im Spiele hat und wie ein trefflicher Minierer den Koloss wirklich zum Stürzen bringt. Er zettelt die Verschwörungen an, verführt Pandolf, beschwatzt das Volk und verlockt sogar den Pietro, so dass er als der Repräsentant der Kirche selbst betrachtet werden kann und ein Recht bekommt zu jenem schon erwähnten Ausruf bei dem Tode des grossen Fürsten.

In der Gegenüberstellung Friedrichs und der kirchlichen Gewalt also kann sein Untergang uns hier nicht anschaulich werden. Giebt es

denn wirklich einen Begriff von dem Leben der Kirche und von der in ihr vorhandenen Bedeutung, wenn sie nur als Verschwörerin erscheint? Die eigentliche Tragik liegt für Fischer in der übermenschlichen Grösse der weltumspannenden politischen Pläne des Kaisers. Der Umschlag des Geschickes liegt ganz korrekt in der zweiten Hälfte des dritten Aktes und es ist schön gedacht, dass Friedrich da gerade im Glanze seiner festlichen Hofhaltung erscheint, bei einem splendiden Mahle; Minnesänger verherrlichen das Fest mit zartem Liede; Sarazenen wetteifern mit christlichen Gelehrten und Hofleuten in der Verherrlichung des Gebieters. Da beginnen die Grundvesten seiner Macht zu beben. Neapel und Sicilien haben sich für den Papst erklärt, weithin ist die Fahne des Aufruhrs entfaltet. Aber bedeutsamer ist, dass sich in derselben Scene auch der Abfall des Pietro vollzieht. Petrus a vineis ist der berühmte Kanzler des Kaisers. Der Dichter hat, um ihn zum wirklichen Gegenbilde desselben zu machen, seine unbezweifelte Bedeutung noch gesteigert. Er erscheint demselben als Berater ganz ebenbürtig, aber auch von hochfahrendem Stolze erfüllt. Er will niemand neben sich dulden; seine Stimmung gegen den Kaiser verkehrt sich in heimlichen Hass, als er ein kurzes Selbstgespräch desselben belauscht, worin er alle seine Diener kurzweg „Knechte" nennt. Dann als Friedrich zu einem wichtigen Amte, der Verwaltung Toskanas, neben ihm gleichberechtigt den treuen Thaddäus beruft, schöpft daraus sein Ehrgeiz die weitere Steigerung und nun vollzieht sich gerade in dieser mächtig wirkenden Scene der Abfall, als Friedrich die Absicht äussert, die italienischen Länder ganz mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Auch hier, glaube ich, wird die Schuld des Kaisers einem theatralischen Publikum schwerlich deutlich. Was heisst das, beide Länder vereinigen? Die Bestimmungen darüber in der Dichtung lauten allgemein genug. Eine klare Anschauung davon wird nur der haben, der mit den Finessen mittelalterlichen Staatsrechtes einigermassen vertraut ist. Für die Anderen bleibt dieser wichtige Punkt in der Schwebe, lastet also auch nicht mit gehöriger Wucht. Dann aber, warum ist es eine Schuld, die Friedrich damit auf sich ladet? Pietro sagt ihm:

> Ihr schwurt, Sicilien nie zum Reich zu schlagen.

und Friedrich dagegen:

> Was ist ein Schwur? — Das Zugeständnis dessen,
> Was heut mir wahr gilt! — Kann mich das verhindern,
> Die bessere Wahrheit morgen zu erkennen?

Das ist faul. Kein Mensch soll mit seinen Eiden spielen, am wenigsten ein Fürst, für den das Wort, der Eid, ja schliesslich das einzige Gesetz, wenn nicht mehr *ist*, doch jedenfalls einst *war*. Aber ist dieser sittliche Defekt die eigentliche Schuld? Wenn wir uns hier auf den politischen Standpunkt erheben, nicht. Die Schuld liegt darin, dass Friedrich das historisch Unmögliche will, dass er die natürlichen und nationalen Eigentümlichkeiten und Berechtigungen nicht will gelten lassen. Das deutet auch Fischer dadurch an, dass von dem Eidbruch des Kaisers kaum wieder die Rede ist, dass einzig und allein die na-

tionale Erbitterung sich hervorkehrt. Aber gerade dass hier ein so grosses historisches Unrecht begangen wird, das kann der Dichter nicht deutlich machen, nicht theatralisch machen, will ich besser sagen. Ich bin überzeugt, dass, wenn das Stück aufgeführt würde, die meisten in dem verletzten Stolze und Ehrgeiz des Pietro den eigentlichen Hebel seines Abfalls erblicken würden, wodurch der historischen Bedeutsamkeit doch wieder so viel Abbruch geschähe, dass die ganze Grösse des Vorganges und Konfliktes damit auch nicht einmal berührt würde. So ist denn auch der ganze weitere Verlauf aus diesem Gesichtspunkte visiert. Pietro hat sich im Geheimen in Unterhandlungen mit dem Papste eingelassen, nur für den Fall, dass der Kaiser mit seiner Absicht, Sicilien dem Reiche einzuverleiben, Ernst mache. Der Kaiser erfährt davon, nachdem er gerade bei Vittoria von den Parmesen geschlagen ist. Die Scene, in welcher diese Enthüllung geschieht, ist äusserst lebhaft und packend. In seinem gewaltig auflodernden Zorn lässt Friedrich Pietro blenden. Dieser fühlt die Strafe als ungerecht, weil er sich darauf steift, dass er sich mit dem Papste nur bedingungsweise eingelassen hat. Aber war in der Zeit eines solchen Streites nicht jede Hinneigung zum Todfeinde schon Verrat? Friedrich fühlt die Strafe aber auch selbst bald als Schuld, weil sie zu hart und ungerecht sei. Damit wird wieder der historische Konflikt rein in einen persönlichen verwandelt und so geht er in dieser inneren Gebrochenheit zu Grunde.

Ich habe diese ganze Untersuchung etwas weiter ausgedehnt, weil mir das für die Beurteilung des Gesamtgehaltes der Dichtung und die Wahl das Themen von Wichtigkeit schien. Im einzelnen kann man auch hier viel Schönheiten rühmen. Die Charaktere sind scharf herausgearbeitet. Der Kaiser ist eine mächtige Gestalt, das Hochfliegende seines Geistes, die Rücksichtslosigkeit gegen Verhältnisse und Menschen aller Art, welche sich mit seinem Idealismus verbindet, treten in vielen einzelnen Zügen hervor. Auch Pietro ist ein in seiner Art sehr gelungenes Bild. Wirksam kontrastiert dann wieder mit ihm, dem doch nicht unbedingt Ergebenen, der echt treue Hermann von Salza und Thaddäus. Die Handlung ist lebhaft, reich an Wechsel, wie an grossen scenischen Effekten. Der Gegensatz der männlichen Charaktere wiederholt sich in den Frauen, der Kaiserin Bianca (für welche Ende des vierten Aktes durch einen verwirrenden Druckfehler Julia gedruckt ist), in ihrer Hingebung, wie Julia, Pietros Gattin, in ihrem feindseligen Stolze. Milde und versöhnlich schwebt dazwischen deren Tochter Heliodora, deren Liebe zu dem tapferen, edlen Manfred wie ein liebliches Idyll zwischen den grossen Kampf- und Staatsaktionen verläuft und in ihrer siegreichen Behauptung wie eine Sühne für den unversöhnlichen Hader der Väter erscheint. Die scenische Behandlung ist ruhiger, die Monologe verringert gegen den ‚Saul‘, die Sprache reich und kraftvoll. Kurzum, wenn wir von den nach meiner Meinung unüberwindlichen Schwierigkeiten des Stoffes absehen, haben wir in ‚Friedrich II.‘ eine ergreifende und an poetischen Schönheiten reiche Dichtung.

Auf einen ähnlichen politischen Standpunkt versetzt uns der Dichter in ‚Kaiser Maximilian von Mexiko‘, der uns in zweiter Auflage vorliegt

(1868). Es ist diese Dichtung also dem erschütternden Bluturteil von Queretaro unmittelbar auf dem Fusse gefolgt, ein grosses Wagnis für den Dichter, sicher ein Hindernis für die Aufführung der Tragödie. Wie hätte man damals daran denken können, ein Stück darzustellen, dessen Personen noch fast alle am Leben waren, sich in hohen und höchsten Stellungen befanden, und nun ist mehr als ein Dutzend Jahre darüber hingegangen; jetzt ist es natürlich schon alt geworden und zum guten Teil vergessen. Die historischen Verhältnisse sind zu bekannt, um ein Wort darüber zu verlieren. Das Unrecht liegt hier darin, dass Maximilian gleichfalls das Unmögliche unternimmt, wozu er die Berechtigung nur in dem schwärmerischen, aber wenig thatkräftigen Idealismus seiner Gesinnung hat und erkennt. Er scheitert an dieser Unmöglichkeit seiner Aufgabe, wodurch die Dichtung auch einen schicksalhaften Zug bekommt. Aber einen bedeutenden Fortschritt erkennen wir darin, dass hier das Gegenspiel in die Hand eines Mannes gelegt wird, der als der Träger einer wirklich völlig berechtigten Idee, nämlich des Rechtes jeder Nation auf Selbstbestimmung ihres Geschickes oder der Form ihrer Existenz, erscheint und diese Idee mannhaft und entschieden zur Geltung bringt, des Expräsidenten Juarez nämlich. Dadurch ist hier der Konflikt vereinfacht und zu einer wirksamen Prägnanz gelangt, dagegen ist es weniger erfreulich, in dem schlauen Lopez auch hier wieder den Verräter zu finden, der in dem Vertrauen des Kaisers ganz festgewurzelt ist und durch wiederholte Warnungen, die an ihn ergehen, nicht daraus vertrieben werden kann. Auf dieses Verhältnis bezieht sich ganz besonders unsere oben allgemein ausgesprochene Rüge. Maximilian, der ohnehin schon mehr ehrlich, als klug erscheint und nur in seiner unfruchtbaren Begeisterung etwas von Überlegenheit zeigt, wird dadurch zu einem so Verblendeten, dass sein Zustand fast ebenso pathologisch als tragisch ist. Ausser Lopez' heimlicher Arbeit ist besonders der rohe, gewaltthätige Bazaine an dem Sturze des Kaisers schuld, und die eigentliche Peripetie tritt ein mit der Hinwendung des letzteren zum katholischen Klerus. Als er sich in die Hände dieser Partei giebt, die doch nur für ihren Vorteil und ihre Macht wirken will, ist er verloren. Auch hier, wie bei Friedrich II., kommt aber ein persönliches Moment hinzu, eine persönliche Schuld, die darin besteht, dass er zwei gefangene republikanische Generale Solazar und Arteaga erschiessen lässt. Immer wieder schreit ihr vergossenes Blut in der Stimme des Volkes zum Himmel und beschwört die Rache gegen ihren Mörder. Ob man daraus dem Kaiser, der um seine Existenz kämpft, wirklich einen Vorwurf machen darf? Mir will es kaum so scheinen. Unrecht kann man die Bestrafung von Rebellen kaum nennen, ein Exempel statuieren muss ein Fürst dürfen, welcher sich in den Besitz eines feindlichen Landes setzt, das geht nicht anders. Unklug, das mag auch hier eingeräumt werden. Es liegt ein Zug trüber banger Stimmung über der Dichtung. Recht befreiend wirkt sie nicht. Das Recht der Nationalität freilich geht siegreich hervor. Aber dass eine so edle reine Persönlichkeit derselben geopfert werden musste, und durch eine Koalition so unreiner Elemente, wie dieser Schurke Lopez, dieser pfäffische Priester, dieser schändlich

treulose französische Bundesgenosse sind, ebenso sehr, als durch Juarez' siegreiches Vordringen, stürzt, das weckt innigstes Mitleid, welches sich noch steigert, wenn man erwägt, dass der unglückliche Fürst als Träger einer unzweifelhaft höheren Kultur und Gesittung kam, als seine Feinde besitzen. So bleibt es eine furchtbar ernste Mahnung an die ehernen Gesetzestafeln der Geschichte, welche nicht duldet, dass auch in edelster Absicht die von ihr geordneten Einrichtungen verwirrt und verschoben werden! Und versöhnend wirkt der edle grossartige Heldenmut, mit dem Max stirbt und in der immer unzweifelhafter sich aufdrängenden Gewissheit seines Unterganges unentwegt seinen Platz behauptet. Unter den Charakteren ragt noch hervor die bekannte Prinzessin Salm, welche, eine Mexikanerin von Geburt, durch ihre Vermählung mit dem kaiserlichen Hofe und seinen Häuptern in Verbindung getreten mit fester Treue an dem Fürsten und der Fürstin hängt und durch ihre nationalen Verbindungen vollkommen geeignet erscheint, mit Juarez zu verhandeln und eine Versöhnung zustande zu bringen. Die missglückt freilich, aber ihre Ehrlichkeit, ihre treue aufopfernde Gesinnung, ihre massvolle Klugheit, mit welcher sie auch den Kaiser vor thörichten Massregeln warnt, machen uns ihre Erscheinung besonders wert. Traurig dagegen bis zum Äussersten wirkt die Gestalt der armen Charlotte, die nach ihrem vergeblichen Bittgang nach Paris und Rom wahnsinnig zurückkehrt. Dabei eine Bemerkung, die sich auf den sprachlichen Ausdruck bezieht. Man findet in den Worten der wahnsinnigen Kaiserin oft die Wendung wiederkehrend: das ist ein überwund'ner Standpunkt. Es bildet auch gesperrt gedruckt den vorletzten Vers der Tragödie und giebt so gleichsam die ganze Moral der Dichtung: Die Erde ist ein überwundner Standpunkt, im Himmel wohnen Friede und Versöhnung. Fischer belehrt uns im Vorwort p. 6, dass es ein von der armen Fürstin besonders oft gebrauchter Spruch sei. Indess wäre es doch ratsam gewesen, damit sparsam umzugehen; es ist ja doch ein so geflügeltes, verbrauchtes Wort, dass es durch diese tragische Verkettung nicht geadelt werden kann, dieselbe vielmehr herabzieht und einen leisen Anflug des Lächerlichen darüber verbreitet. Von der sprachlichen Schönheit giebt folgender Monolog Maximilians eine Andeutung. Er hat einen Brief erhalten, der ihn auffordert nach Europa zurückzukehren und sich in Österreich, das durch den Krieg mit Preussen in seinen Grundfesten erbebt, zum Herrscher aufzuwerfen:

Sieg! Sieg! — und eine schwere Niederlage!
Bei Lissa meine Flotte Siegerin
Und Jubel, ungeheurer Jubel ruft
Die Mannschaft ihrem einst'gen Admiral!
O dass ich selber sie geführt! — — Nein! Nein!
So hätt' ich Östreichs Niederlage mit
Erleben müssen: Zwanzigtausend Mann! —
Die drohendste Erregung d'rauf in Wien!
Mein Bruder, Gott! Mein Österreich! — und nun
(In den Brief sehend und mit dem Fusse stampfend)

Der schmachvoll hämische Antrag an mich —
Er lautet (hineinsehend): Ich soll kommen und in Wien
Die Zügel der Regierung an mich reissen;
Den schweren Schlag, der meine Wiege traf,
Soll ich missbrauchen — zum Verräter werden
An meinem Bruder, meinem ganzen Haus,
An Östreich, das ich liebe, wie es mich!
Und jetzt, jetzt, da ich's hier so reich erfahren,
Wie schwer die tiefverwickelste der Fragen,
Die Völkerumgestaltung — wie man sie
Nur mehr verwirrt, wenn man sie glaubt zu lösen,
Jetzt soll ich den des Throns berauben, welcher
Nicht zwischèn heut und morgen lösen kann,
Dran sechs Jahrhunderte verwirren halfen?
(wirft den Brief beiseit).

Weich von mir, Satan, du berückst mich nicht. —
Ich habe manche Nacht gewacht, gezweifelt,
Geschwankt, gerungen, schon die Feder oft
Ergriffen, um mich selber abzudanken
Und nach Europa mich zurückzusenden —

Pater.

Nein, jetzt und nie! das hiesse Euern Ruhm,
Hiess' Mexico verläugnen und die Wahrheit
Preisgeben den Verläumdern und Verkäufern.

Maximilian.

Ich kenne meine Pflicht, des Fürsten Platz
In Glück und Unglück ist bei seinem Volk,
Mit seinem Volk zu dulden ist sein Vorrecht
Und wenn es sein muss, für sein Volk zu sterben. —

Wenn ich die der Zeit nach dritte Tragödie Fischers für die letzte Stelle der Besprechung aufspare, so ist der Grund der, dass ich ‚Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg' (1866) für die vollkommenste seiner dramatischen Dichtungen halte. Es ist eine Dichtung, welche sich durchaus für eine dramatische Aufführung eignete, welche auf unseren Bühnen leben könnte und sollte. Der Bauernkrieg ist ein furchtbares Ereignis der Reformationszeit, an dem wir aber noch lebhaftesten Anteil nehmen. Die Gedrückten, Geknechteten suchen ihre Freiheit und Selbständigkeit, rütteln an dem Joche, das sie wund presst. Sie unterliegen; auch hier ist kein unmittelbarer Erfolg, der uns mit den schreckensvollen Begebenheiten leicht versöhnte, aber wir kennen es als eine der grossen Lehren der Geschichte, dass die Revolution immer Unrecht hat, so unzweifelhaft sie bisweilen im Rechte ist, wenn man dies Paradoxon gelten lassen will, und dann, wir sind jetzt längst im Besitz der Güter, um die damals gekämpft und gemordet wurde.

Wir haben die Gleichheit vor dem Gesetz, wir fühlen, jene Opfer haben nicht umsonst geblutet. Auch ist der Gegensatz, der in diesen Vorgängen wirkt, ein einfacher, leicht übersichtlicher, fasslicher und so empfiehlt sich diese Dichtung schon inhaltlich. Dass das Interesse daran steigt, bewirken die beiden Hauptcharaktere, nämlich Florian selbst und Marie Weigand. Jener ist ein fränkischer Edler, der aber von dem Gefühl des bitteren Unrechtes, welches so lange gegen die Bauern geübt ist, durchdrungen, sich an ihre Spitze stellt, und als Anführer der schwarzen Schaar die idealen Mächte, um die es sich handelt, verkörpert. Die Fesseln, welche die Freiheit einengen, müssen gebrochen werden, und wenn es selbst die eigene Stammburg ist, welche in Asche sinken soll, wobei vor ungeheurer Aufregung an Schreck und Graus selbst die eigene Mutter stirbt. Da kennt er kein Erbarmen und keine Gnade. Aber ebensowenig will er auch losen Frevel und Gewaltthat, empört sich über den grässlichen Mord des Helfensteiners, hält auf Zucht und strammen Gehorsam und wird deshalb natürlich ebensosehr von den Vetretern der falschen Autorität, wie von den entfesselten Elementen des Sturmes beargwöhnt und gehasst. Jene repräsentiren namentlich Wilhelm von Grumbach, Georg Truchsess, aber auf ihrer Seite steht auch der Kaiser Karl V. und eben dahin schlägt sich der treulose Markgraf von Brandenburg, mit dem Florian wiederholt verhandelt und der wohl geneigt wäre, sich mit dem letzteren zu verbinden, wenn ihm dabei die egoistische Absicht, seine Macht auszubreiten und seinen Besitz zu vergrössern, gelänge. Auf die Seite stellt sich auch der grosse Reformator und sein milder Freund Melanchthon, der Wahrheit der Geschichte gemäss und es ist eine erschütternde Scene, als ein Sendling Luthers auftritt und die Briefe beider verliest, wodurch Florians Hoffnung, an dem grossen Helden geistiger Befreiung auch einen Rückhalt für die sociale zu haben, in Trümmer geht und er nun mit unverhüllter Gewalt in die wirkliche Revolution getrieben wird.

Marie Weigand steht an Mut und geistiger Grösse dem Helden gleich. Die Tochter eines kurmainzischen Vogtes und Kellermeisters tritt sie zunächst auf als Retterin Huttens, der seinen Verfolgern glücklich entkommt. Dann bleibt sie gebannt von Florians bezaubernder Grösse in seiner Umgebung, meist in männlicher Verkleidung und wird so sein Trost und guter Engel, der natürlich auch mit ihm stirbt. Er weist ebensosehr die rückhaltlosen Bewerbungen ab, welche Emma von Brandenburg, die Tochter des Markgrafen, ihm entgegenbringt, da der Preis ihrer Hand ein Verzicht auf jede Teilnahme an den Bauernbewegungen sein soll, als sie die plumpen Huldigungen des Dr. Steinmetz, in dem wir diesmal den Verräter haben, der unter dem Schein echter Volksfreundschaft tückische, feindselige Gesinnung verbirgt und heimlich an dem Sturz Florians arbeitet. Doch ist seine Stellung hier nicht so verletzend, weil er mit dem Helden selbst unmittelbar weniger Berührungen hat, aber man kann auch sagen, um so eher ist er ein unnützes Rad in der Maschine, welches durch ein anderes ersetzt werden könnte. Schön ist die Konstellation der streitenden Elemente zum Schluss. Der treulose Markgraf, der zuletzt die Maske abnehmen muss,

hat durch seine Macht die Florians erdrückt. Die schwarze Hofmännin und andere Gesellen aus den Reihen der Unzufriedenen überhäufen ihn mit Schmähungen, Wilhelm von Grumbach, sein eigener Schwager, wird sein Mörder. Er hat Marie sterbend auf die Bühne getragen.

Marie

unter brechendem Blick nach des Ritters Halse fassend

Gute Nacht, Ritter, habt Ihr mich lieb gehabt?

Florian.

Bis zum Tode, Engel auf Erden! kein Engel des Himmels liebt schöner als Du. Diese Thräne in Dein Grab. (Er küsst sie, sie stirbt. Als er sich aufrichten will, steht dicht hinter ihm

Grumbach (der ihn rücklings ersticht).

Stirb und verdirb, Verderber!

Florian (niedersinkend).

Wahrheit, sie morden dich, aber Du kommst! (stirbt, das Haupt an Mariens Brust).

Bewaffneter

von Florians Schaar kommt von der anderen Seite aus dem Wald.

Herrgott, der Hauptmann!

Grumbach

indem er auf ihn eindringen will.

Zu Boden mit dem Sclaven!

Bewaffneter.

Nein Junker! (schiesst auf ihn) Das Volk lebt länger als Du! (Grumbach stürzt ohne einen Laut zusammen. Vorhang fällt).

Wie man sieht, bedient sich der Dichter in diesem Stücke der Prosa, ganz angemessen dem mehr volksstückartigen Charakter der Dichtung. Die Sprache sinkt aber nirgends zur Prosa herab, sie bewahrt vielmehr in dem kurzen raschen Satzbau ebenso den Charakter des Dramatischen, wie sie durch Schwung und Energie das Poetische wahrt. Möge noch eine kurze Scene hier Platz finden. Geyer hat mit seinen Schaaren die väterliche Burg gestürmt und dringt in das Schloss ein.

Frau von Geyer.

Zerreisst, ihr Bande des Bluts; er war nicht mein Sohn; einen solchen hab' ich nie geboren! (sinkt zurück).

Grumbach.

Sie stirbt.

Bertha.

Gottes Erbarmung! er hat sie getödtet! (tragen die Leiche in eine Nische).

Grumbach.

Rette dich, Bertha.

Florian (hereinstürzend).

Ein Bewaffneter.

Sieben Mann erschlug die Mauer.

Florian.

Das Herz blutet mir um sie, doch wenn's an mich kommt, duld' ich's auch. (Zu Grumbach) Hier bin ich zu Hause, Wilhelm Grumbach. Wo hast du meine Mutter?

Grumbach (schlägt den Vorhang auf).

Erkennst Du sie?

Florian.

O um eine Welt, sie ist todt.

Grumbach.

Und Du hast sie getödtet, Mörder Deines Blutes! Deine Schwestern entflohen vor der Bande, die ihr Bruder führt.

Florian.

Treue mütterliche Seele!

Grumbach.

Die dich verwünscht und verflucht.

Florian.

Konnt' ich anders? Vergieb mir, edle, in den Vorurteilen deiner Zeit geschiedene Frau. (Dies ist doch eine zu moderne Wendung). Ich musste. Das Gewissen, das über uns richtet, hat mir vergeben. — Tragt sie weg, die Todte! ich selbst will sie bestatten. Nicht bei dem Moder der Familiengruft, in weiter Kirchhof-Erde, die Aller Schoss ist, sollst Du ruhen. Und wenn statt Sclaven freie Menschen über Deinen Hügel gehen, dann hast auch du mir vergeben, Geist der Todten.

Genug davon! Wie gerne möchten diese Zeilen, diese kurzen Auszüge dem Stücke zu einer theatralischen Auferstehung die Büchergruft öffnen. Wie wohl hätte es dieselbe verdient, wie reich würde sie lohnen. Hier quillt echt dramatisches Leben bei ergreifendstem, poetisch beseeltem Stoffe.

Und wenn wir damit von dem Dichter, mit dem wir uns lange beschäftigt haben, Abschied nehmen, bedarf es noch eines grossen Schlusswortes? — Er ist nach meiner, durch Vorstehendes ausführlich begründeten Überzeugung unter den jetzt lebenden Dichtern Schwabens entschieden der erste, in der Lyrik unmittelbar anknüpfend an Uhland, reicher wie dieser in Lied und betrachtender Poesie, wenn auch nicht so durch und durch vollendet, und ihm nicht entfernt zu vergleichen in der Ballade. Aber dagegen als Dramatiker über jenen weit hinausgehend. Er ist auf dem Gebiete der reinen Lyrik einer unserer namhaftesten Dichter überhaupt und darum wohl warmer Bewunderung wert. Wer aber noch an der Wahrheit dieser Worte zweifeln sollte, der öffne nur die Blätter seiner Bücher. Um aber dies zu erleichtern, hat nun der Dichter seine schönsten Lieder und Gedichte in einem stattlichen Bande vereinigt, der sich leicht übersehen lässt und mit einem Male zeigt, was J. G. Fischer dichtete mit so viel Kunst, als Wahrheit und Reinheit der Empfindung.

Nachträge zu meinem Aufsatz über ‚Die Kraniche des Ibykus‘.

Von

H. J. Heller.

Der Erfolg überzeugt mich jetzt, dass ich in meiner Schrift über die ‚Kraniche des Ibykus‘ dem blossen Abdruck der griechischen Quellen zu viel Überzeugungsmacht und Beweiskraft zugetraut habe. Hätte ich an einzelnen Stellen noch Wort- und Sacherklärungen hinzugefügt, würden solche Auffassungen, wie sie Walter Bormann im sechsten Heft, S. 359 ff., vorgebracht hat, nicht möglich gewesen sein. Ich muss es nun schon nachträglich thun, um, was ich einmal ausgemacht habe, nicht wieder in Frage stellen zu lassen.

So hatte ich bestimmt geglaubt, es würde niemand, der in dem Epigramm der Anthologie und in der Stelle des Suidas gelesen hatte, Ibykus sei ὑπὸ λῃστῶν ermordet worden, daran zweifeln, dass Räuber die That verübt hätten, weil jeder bei dem Worte ληϊστής gleich an λεία Beute, an ληΐζεσθαι Beute machen oder an die Stelle der Odyssee III, 73

ληϊστῆρες, ὑπεὶρ ἅλα τοίτ' ἀλόωνται
ψυχὰς παρθέμενοι, κακὸν ἀλλοδαποῖσι φέροντες

denken müsste. Meine ganze Abhandlung soll ja gerade nachweisen und zeigt doch zur Genüge, dass Schiller sich überall an die deshalb von mir in der fremden Sprache ausgehobenen Stellen auf das genaueste angeschlossen hat. Demnach sind, wie aus dieser Vergleichung

erhellt, die „Mörder“ in der vierten Strophe des Dichters Raubmörder; er braucht statt des zusammengesetzten Worts das einfache; wie ihm das auch in andern Fällen geläufig ist, Strahl für Blitzstrahl (in der letzten Strophe und in der ‚Glocke‘), Sturm für Sturmgeläut (‚Glocke‘), Segen für Erntesegen (‚Glocke‘), Morgen für Lebensmorgen (‚Glocke‘). Aber noch ein anderer Umstand sollte hier jedes Missverständnis ausgeschlossen halten. Wir nennen Mörder — und auch der Dichter kann es nicht anders — denjenigen, welcher schon gemordet hat, und das war hier noch nicht geschehen, oder denjenigen, welcher das Morden gewerbsmässig betreibt, und auf eine so niedrige Stufe wird man doch den Dichter Ibykus nicht stellen wollen, um ihm an solchen Subjekten neidische Koncurrenten zu geben. Aber wohl waren die Kerle, als sie den Angriff unternahmen und noch ehe sie die That vollbracht hatten, nach allgemeinem Sprachgebrauch schon Raubmörder oder Räuber. Nur unter der Annahme dieser Freiheit der Ausdrucksweise, Mörder für Raubmörder, ist die Wahl des Worts bei Schiller überhaupt zu rechtfertigen. Auch ist es sehr erklärlich, warum er sich hier mit der Bezeichnung „Räuber“ nicht hat begnügen wollen; mit dieser wäre es nicht sofort ersichtlich gewesen, dass es sich gleich um den Tod des Sängers handelte; Räuber hätten sich mit der Ausplünderung begnügen können. Dass die Räuber bei Ibykus, der am leichten Wanderstabe einhergeht, nicht viel oder gar nichts werden gefunden haben, thut nicht das Mindeste zur Sache und ist ihnen sehr zu gönnen gewesen; es ist aber gar nicht selten, dass Strolche dieses Gelichters bei einem Überfall ihre Rechnung nicht finden. Die Beraubung oder der Versuch der Beraubung wird als selbstverständlich und für die Erzählung ohne alle Wichtigkeit gar nicht erwähnt. Nur die des Thatbestandes ganz unkundige Menge lässt Schiller die Vermutung aussprechen, es könnte den Sänger ein neidischer Feind erschlagen haben. Wenn indessen Bormann trotz alledem immer noch glauben will, dass unser Dichter den Ibykus aus „idealeren“ Beweggründen umbringen lassen *muss*, werde ich ihn in seiner Meinung nicht weiter stören.

Der in seinen eigenen Auslassungen keineswegs knappe Ergänzer meiner Erklärungen findet die Bemerkung zu Strophe 13, dass „Haus“ im Sinne von gens, Familie, gebraucht ist, überflüssig. Nun ist aber doch sicherlich die erste und nächstliegende Bedeutung des Worts „Wohnhaus“, und konnte es von Schiller nicht in diesem Sinne gebraucht worden sein? Alsdann wäre „sterblich Haus“ der Gegensatz von θεῶν ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί, Od. VI, 42, oder von ἀθάνατον δῶ. Und wie die Griechen selbst sagen αὕτη ἡ γῆ (oder πόλις) *φύει* ἄνδρας, Herod. IX, 122, ἥτις αἶα τοῦτο *τρέφει* γένος, Aesch. Eum. 58, die Deutschen: „Leb’ wohl, du teu’res Land, das mich *geboren*“, so können sie, und kann namentlich ein Dichter auch sagen: „Leb’ wohl, du teures Haus, das mich *geboren* oder *gezeugt*“. Und bedarf es erst solcher Beispiele, wie „mit menschlichen Gewichten“ (statt mit Gewichten der Menschen, die Künstler), „der hundertarmige Grimm“ (statt der Grimm des Hundertarmigen, Semele), „der himmlische Saal“ (statt der Saal der Himmlischen, ‚Die vier Zeitalter‘) etc., um zu zeigen, dass „sterb-

lich Haus“ für Haus Sterblicher hätte gesagt werden können? Um diese Auffassung abzuwenden und um jeden Zweifel zu beseitigen, sollte mein Hinweis auf die griechische Stelle, welche Schiller übersetzt hat, dienen, und nur durch sie wird auch die Frage endgültig gelöst. Statt Überflüssiges zu geben, bin ich, wie ich jetzt erst sehe, nicht ausführlich genug gewesen. Ich benutze zugleich die Gelegenheit, um den stehen gebliebenen Druckfehler φῦλος in der Klammer, statt φῦλον, zu verbessern.

Den Erinnyen — und ihnen allein — schreiben alle griechischen Quellen die Bestrafung der Ermordung des Ibykus zu, und nach diesen selbstverständlich auch Schiller, bei dem sich nicht die geringste Andeutung einer Einmischung des Poseidon oder des Apollo findet, die Düntzer nur herbeigezogen hat, weil in der Übersetzung des Epigramms der Anthologie von Jakobs an die Stelle der Erinnyen allgemein und schlechtweg „die Götter“ gesetzt worden war. Dies Versehen hätte, nach meiner Abweisung, Bormann sich nicht noch aneignen sollen.

Dass Schiller den frommen Dichter gerächt werden lässt, dadurch deutet er doch nicht auf den ihm für diese Sinnesart gebührenden Schutz des Apollo oder des Poseidon hin; die Frömmigkeit, welche seine Rächung beschleunigt, hat Ibykus hier lediglich durch die Anrufung der Eumeniden vermittelst der Kraniche und durch sein Vertrauen auf die von ihnen herbeizuführende Bestrafung der Mörder bewiesen. Es ist eine ganz unrichtige Vorstellung, dass die Götter den an ihrem Heiligtum oder in ihrem Hain begangenen Frevel jederzeit in eigner Person rächen. Es ist das in einzelnen Fällen geschehen, wie von Minerva gegen den lokrischen Ajax, von Helios gegen die Gefährten des Odysseus, welche die ihm heiligen Rinder verzehrt hatten etc., aber wo wird z. B. erzählt, dass Diana selbst den Herostratus wegen der Niederbrennung ihres Tempels verfolgt, wo erwähnt, dass Minerva die Ephoren bestraft habe, welche ihren Tempel verrammelt und ohne Not, bloss um den Tod des Pausanias schneller herbeizuführen, das Dach desselben abgedeckt hatten? Apollo kann (Il. XX, 296) nicht einmal von dem ihm sehr teuren Aeneas das Schicksal abwenden, in welches er ihn selbst hineinverlockt hat; Zeus sogar versagt es sich (Il. XVI, 433), der Moira sich unterordnend, den Tod seines liebsten Sohnes, des Sarpedon, an Patroklus zu rächen. Gerade Mordthaten aber zu verfolgen, überliessen die Götter à qui de droit, denen, welchen es von Rechtswegen zukam, den Erinnyen, und so sagen diese Aesch. Eum. 269 denn auch:

ὄψει δὲ κεἴ τις ἄλλος ἤλιτεν βροτῶν
ἢ θεὸν ἢ ξένον
τιν’ ἀσεβῶν, ἢ τοκέας φίλους
ἔχοντ’ ἕκαστον τῆς δίκης ἐπάξια.

Sie würden, nach antiker Anschauung, gegen die Mitwirkung eines andern Gottes dabei, wenn der Fall hätte eintreten können, als gegen eine Verletzung ihrer Amtsgewalt, Einspruch erhoben haben; es wäre geradezu ein Vergehen gegen ihre „τιμαί“, d. h. ihre Vorrechte, ihre Gerechtsame, ihre Befugnisse gewesen. Aesch. Eum. 419. 421 (und 210):

τιμάς γε μὲν δὴ τὰς ἐμὰς πεύσει τάχα:
βροτοκτονοῦντας ἐκ δόμων ἐλαύνομεν.

Apollo hat nur das Recht prophetischen Rates, und noch werfen die Erinnyen ihm vor, dieses Orest gegenüber ausgeübt zu haben, 202. Es verrät wenig Einsicht in die Mythologie, dies Sachverhältnis zu verkennen: das gethan zu haben, sollte man einen Dichter wie Schiller nicht beschuldigen.

Bormann muss meinen Aufsatz nur flüchtig gelesen haben, sonst hätte er nicht sagen können, dass ich die Ansicht Humboldts angenommen habe, im Gegenteil habe ich mich sehr deutlich gegen sie erklärt. Er will durchaus, dass die Bösewichter, durch den Eumenidenchor erschüttert, Gewissensbisse empfinden sollen; er denkt:

No wretch so fierce, but knows some touch of conscience,

aber in Richards des dritten Manier würde ihm jeder von beiden haben antworten können:

But I know none, and therefore am no wretch.

Das Gewissen ist nicht jedermanns Sache, es ist eine Frucht sittlicher Bildung; der Wilde kennt es nicht. Es giebt auch unter den civilisierten Nationen sogar der christlichen Zeit solche Schurken, welche vom Gewissen nicht gepeinigt werden, welche, wie die Mörder des Herzogs von Clarence in Richard III. nur einige dregs of remorse besitzen, die noch dazu durch den Gedanken an etwas Geld augenblicklich beseitigt werden, oder auch nicht die geringste Spur davon, wie Barnardine in Measure for Measure; Autolycus in Winter's Tale sagt: For the life to come, I sleep out the thought of it. Solche Kerle hat Schiller — er sagt es selbst — im Auge gehabt, und er ist auch hierin seiner Hauptquelle, dem Plutarch, gefolgt, der die Mörder hohnlachen lässt (γέλωτι ψιθυρίζοντες), als die Kraniche erscheinen. Aber gerade dadurch zeigt sich die Macht der Erinnyen um so wirksamer, dass sie auch den Verbrecher, welcher der Stimme der Reue und des Schuldbewusstseins unzugänglich ist, der ihres Eingreifens spottet, der die von allen sonst gefühlte Erschütterung beim Gesang des Eumenidenchors nicht im mindesten teilt, in ihren Bann zu ziehen und zu umstricken wissen.

Und dieser Auffassung steht auch die Thatsache nicht entgegen, dass die Furien eigentlich die Personification der Gewissensqualen sind; ich will die berühmte Stelle Ciceros darüber (pro Roscio Amerino 24 (67) nicht hierhersetzen, weil sie jedem im Gedächtnis oder zur Hand ist. Denn einmal zu mythologischen Figuren geworden, handeln sie in der Verfolgung des Verbrechens ganz unumschränkt und selbständig, an die ihnen ursprünglich zu Grunde liegenden Mittel der Wirkung und die anfänglich nach der Vorstellung ihnen zukommende Handlungsweise durchaus nicht gebunden. Darin überhaupt unterscheidet sich die mythologische Personification von der blossen Allegorie, dass die Idee, aus der jene hervorgegangen ist, nicht streng und in jedem Punkte beibehalten wird, sondern von der daraus geschaffenen Figur verhüllt erscheint. Hier würde ich in der That etwas Überflüssiges thun, wenn ich die ausführliche Auseinandersetzung, die ich

darüber in der ‚Concordia‘ 1883, I. II. III gegeben habe, wiederholen wollte.

Dass die Worte „Sieh da, sieh da, Timotheus“ nicht mit dem Accent der Angst und des Schreckens, sondern in dem Ton der durch Überraschung herbeigeführten Unbedachtheit zu sprechen sind, lehrt schon die Wiederholung des Ausrufs. Deklamatorisch und in unheimlichem Pathos vorgebracht, würden sie der Lächerlichkeit verfallen.

Die Erinnyen sind, wie überhaupt die griechischen Götter, nicht allmächtig. Sie üben ihre Befugnisse innerhalb der ihnen angewiesenen Sphäre aus, aber sie lenken nicht das Schicksal; sie können nur den sich ihnen darbietenden Zufall zu ihren Zwecken verwenden. So treten sie in den Kranichen des Ibykus auf. Sie scheuchen den Zug der Kraniche über das Theater fort, damit die hartgesottenen Verbrecher in ihrer Sinnesbethörung sich verraten. Dass dies die Vorstellung Schillers ist, geht aus einer andern um dieselbe Zeit geschriebenen Stelle hervor; in Wallensteins Tod III, 21 heisst es:

Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

Auch hier ladet die Erinnys nicht etwa das Gewehr, richtet es nicht, feuert es nicht ab, sie kann nur die herausfliegende Kugel zu ihrem verhängnisvollen Ziel hinlenken.

Dass Bormann den Bereich und den Gedankengehalt des Gedichts besser verstehen will als Schiller selbst, erinnert doch stark an Philamintes Äusserung zu Trissotin über das Gedicht desselben, Femmes savantes III, 2:

Ce quoi qu'on die en dit beaucoup plus qu'il ne semble.

— — — — — — — —

Mais quand vous avez fait ce charmant quoi qu'on die
Avez-vous compris, vous, toute son énergie?
Songiez-vous bien vous-même à tout ce qu'il nous dit?
Et pensiez-vous alors y mettre tant d'esprit?

Er wird allerdings für sich die Vergleichung mit Philaminte ablehnen, ich aber thue für Schiller ganz energischen Einspruch gegen die Stellung, die er ihm dadurch an der Seite Trissotins anweisen will.

Demnach vermag ich von den Bemerkungen Bormanns keine einzige als zutreffend anzuerkennen. Im besten Falle kann ich in seinen Zusätzen zu meinen Erläuterungen nichts als einen Versuch oder ein Bestreben sehen, das Gedicht zu pädagogischen Zwecken, für die Belehrung in der Schule, in sentimentaler Weise zurechtzulegen. Mit einem solchen Verfahren hat meine Interpretation nichts zu thun. Der Gedanke, die Ballade als Lehrmittel zu verfassen, hat Schiller sicherlich fern gelegen und muss dem kritischen Erklärer daher eben so fern bleiben; er hat den Sinn des Dichters zu entwickeln, unabhängig von

jeder Verwendung im Unterricht, sowie von jeder Deutung, die man der Sage an sich auch sonst noch unterlegen könnte*).

Ich glaube, mit den vorstehenden Erörterungen nicht nur die angezweifelten Punkte richtiggestellt, sondern auch mehrere wichtige Dinge, welche ich in meinem Aufsatze, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, unberührt lassen musste, zu weiterer Vertiefung des dem Gedicht zu Grunde liegenden Gedankens nachgeholt zu haben. Insofern sind mir die Einwendungen Bormanns ganz erwünscht gewesen, weil sie mir die Gelegenheit gegeben haben, diese Lücken auszufüllen. Dass ich ihm nicht Unrecht gethan habe, wenn ich ihm eine sentimentale Anschauungsweise zuschreibe, geht deutlich aus der — übrigens ganz überflüssigen — Herbeiziehung des Schlegelschen ‚Arions' am Schluss hervor. Ich habe nicht die mindeste Veranlassung, auf dies Gedicht einzugehen, und bin namentlich weit entfernt, in diesem Falle mit Bormanns Geschmack oder seiner Vorliebe für die Ballade Schillers rechten zu wollen; nur der Grund, den er beibringt, ist hinfällig; wie kann man dem Dichter einen Vorwurf machen, dass er den Sänger, den er feiert, reich mit Schätzen beladen sein lässt, da er — wie seinerseits Schiller — getreu seiner Quelle, dem Ovid, folgte, der ausdrücklich sagt, Fast. II, 96

Atque ita quaesitas arte ferebat opes**).

Beim Lesen eines Gedichts kann jeder seinem eigenen Behagen folgen: die antike Tradition aber nach seinem Gefallen oder Missfallen deuteln oder gar nach angeblich idealen Aspirationen ummodeln zu wollen, ist nicht mehr wissenschaftliche Kritik. Mit modern-empfindsamer Betrachtung darf man weder hoffen, ein echt antikes Kunstwerk selbst objectiv aufzufassen, noch Andere zum reinen Verständnis zu bringen.

*) Ich darf es hier nicht übergehen, dass gerade in jüngster Zeit ein neugriechischer Dichter Stamátios D. Bálbys die Geschichte des Ibykus, einer andern Tradition folgend, in einer von Schiller völlig abweichenden Form behandelt hat. Bei ihm fliehen die Übelthäter, vom Eumenidenchor erschüttert, und werden von dem Gastfreund festgenommen und der Hinrichtung überliefert. S. ‚Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes', 1884, No. 30 (26. Juli).

**) Das oben erwähnte neugriechische Gedicht des Bálbys wird, trotz der Angst der Verbrecher, Bormanns Beifall nicht finden, denn dieser lässt den „reich mit Schätzen beladenen" Ibykus bei seiner Rückkehr nach Rhegium von seinen „Dienern" ins Meer stossen.

Miscellen

von

Joh. Crüger.

1.

Zu Faust,

Erster Teil, V. 825—28.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bessre Seele weckt.

Ich muss gestehen, dass diese Verse, wenn ich sie gelegentlich auf Spaziergängen oder sonst vor mich hinsummte, seit lange meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und meine Gedanken mannigfach angeregt haben. Sie tönen so still, so heilig, und wer in aller Welt vermag aus ihrer Konstruktion klug zu werden, wer zu sagen, was genau und präcis ihr Sinn ist?

Das Nächste war, dass ich zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln des Faust-Verständnisses und -Studiums meine Zuflucht nahm. Vergebens. Das Rätsel dieser Worte hat bisher keiner gelöst, und auch ich kann vor der Hand nur angeben, wie weit mein Denken in dieser Sache gekommen ist; ein festes Resultat biete auch ich nicht.

Der in solchen philologischen Kleinfragen gewöhnlich so scharfblickende Düntzer hat hier das Richtige nicht getroffen. S. 220, Anm. 1 des grossen ‚Faustcommentars' (1857, 2. Aufl.) nimmt er an „weckt" Anstoss, er erwartet den Plural „wecken", als Subject solle dazu nur „Feld und Auen" gezogen werden können, und er wäre zufrieden, wenn an Stelle des „die" der zweiten Zeile ein nur auf „Feld" bezügliches „das" stände, welches denn für die zweite Zeile als Object, für die beiden letzten wahrscheinlich — er sagt es nicht ausdrücklich — als Subject zu nehmen wäre. Aber wie — das Feld weckt in uns die bessre Seele, mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen? Oder, wenn wir „die" stehen lassen, Feld und Auen? Aus dem „ahnungsvollen heil'gen Grauen" ist sofort klar, dass Subject der beiden letzten Zeilen nur die Nacht sein kann, und damit ist, auch abgesehen vom Reim, „weckt" vor jeglicher Anfechtung sicher gestellt. Mir ist sehr klar, was Düntzer will; er glaubt auch an dieser Stelle jene eigentümliche, im heutigen Schulgebrauch wohl verpönte, aber in den Klassikern so oft erscheinende syntaktische Verbindung zweier auf dasselbe Wort bezüglichen Relativsätze zu finden, in deren erstem das (nur einmal gesetzte) Relativ etwa Subject, im zweiten Object ist oder umgekehrt. Noch in seiner in Spemanns ‚National-Litteratur' herausgekommenen ‚Faustausgabe' (1882)

scheint er an dieser Auffassung festzuhalten, wo allerdings in der Anmerkung zu V. 827 statt Akkusativ wohl Nominativ gelesen werden muss. Aber damit kommen wir hier nicht aus.

Dagegen treffen von Loeper und Schröer dem ungefähren Sinne nach das Richtige. Ersterer (‚Faust‘, Erster Teil, Hempel 1879, S. 217) will vor 827 ein „die“ oder „welche“ supplieren, so dass die „Nacht“ damit gemeint ist. Letzterer verlangt (‚Faust‘, Erster Teil. Heilbronn 1881, S. 70, Anm.) dass der Leser „die unterdrückte Wiederholung E i n e N a c h t d i e im Geiste einschalte“. Ja, wenn das so ohne weiteres ginge! Und das syntaktisch Auffällige wird durch solche Ergänzungen eher vertuscht als hervorgehoben. Wir haben es hier mit einer Abnormität zu thun, die als solche gekennzeichnet werden muss.

Worin sie besteht, ist, wenn wir von Loepers und Schröers Ansichten folgen, leicht zu sagen. Ein Hauptsatz, an sein Object sich anschliessend ein Relativsatz, das Relativ ist Akkusativ; an das Subjekt des ersten Relativsatzes sich anschliessend ein zweiter Relativsatz, dessen Relativ Subjekt, in der Form mit dem ersten Relativ übereinstimmend und also ausgelassen ist. Da giebt es denn zwei Möglichkeiten, für die vielleicht beide Gründe angegeben werden können: entweder Goethe hat so geschrieben, wie es dasteht, oder die Stelle ist verderbt.

Zugegeben, dass er so geschrieben habe. Ich stelle mir dann vor, wie uns allen einmal bei befriedigter, in sich ruhender und wenig aktiver Stimmung Verse durch den Kopf summen, die ganz schöne — je nachdem — Gedanken enthalten mögen, aber, im nächsten Augenblick vielleicht mit vollem Bewusstsein erfasst, eine merkwürdige syntaktische Unform verraten — ich stelle mir unsere vier Zeilen dann in dieser Weise entstanden vor. Die Form ist da, noch ehe der Inhalt völlig ausgereift ist, noch ehe die geistigen Bänder ihn fest umschlossen und in sich eingefügt haben. Die Form thut dem Inhalt Gewalt an. Und sind solche Verse entstanden als Eingang einer grösseren Dichtung, oder wie hier einer ebenso gedanken- wie zuerst stimmungsvollen Scene, als Eingang, an dem man gewöhnlich am längsten sitzt, an dem man aber, ist er einmal fertig, am allerschwersten zu ändern über sich gewinnt, so begreife ich es sehr wohl, wie das ganze mehr Ungefüge wie Gefüge immer hat stehen bleiben und von seiten der Leser gewöhnlich wohl übersehen werden können. Zumal wenn ich eine interessante Bemerkung von Lazarus (‚Leben der Seele‘, zweite Aufl., 1876, I, 287 und 288) dazu nehme, nach welcher, je unbestimmter eine Vorstellung, desto intensiver das durch sie erregte Gefühl ist, und mir vergegenwärtige, wie sehr sich an unserer Stelle die Unbestimmtheit des Ausdrucks und die sofort Stimmung schaffenden Worte des Inhalts einander in die Hände gearbeitet haben mögen. Eine andere Auffassung erscheint mir so ziemlich unmöglich. Man könnte von einer überaus kühnen syntaktischen Konstruction reden und an die auch sprachlichen Umwälzungen der Sturm- und Drangzeit erinnern, wenn nur unsere Verse im Fragment von 1790 sich fänden und nicht erst später hinzugedichtet wären. So aber wird man sie als syntaktische Eigenheit des gereiften Goethe in Anspruch nehmen müssen, die aber Kühnheiten wie

Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
(‚Braut von Korinth', Z. 131 und 132) weitaus übertrifft.

Auf der anderen Seite scheint mir die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen, dass die Stelle verderbt ist. Ja, aber wie das Richtige finden? Vor 827 ein zweites „die" einzusetzen, würde ausser der Unschönheit des zweimal gleichen Versanfangs auch das durchweg strenge Metrum — man vergl. 829—32, 841—48 — energisch verbieten. Am ehesten könnte man daran denken, 826—28 als einen Satz zu fassen und statt „die" etwa ein „da" zu lesen; was soll man aber dann mit „bedeckt" anfangen? Oder sollte dies, nachdem „da" einmal verlesen war, auch von dem — Schreiber oder Setzer gleichviel — verdorben sein?

2.

Zur Theatergeschichte.

In Minors ‚Weisse' ist zu verschiedenen Malen des Leipzigers Gellius gedacht; zu bedauern ist, dass Minor den interessanten Briefwechsel Bodmers und Gellius' (in Zürich) nicht gekannt hat. Hier ist wohl die wichtigste Stelle daraus:

Leipzig, den 16. Mai 1768.

„. . . . Ich kann nicht läugnen, dass Weissens Schauspiele hier mit Beyfall aufgeführt werden; und, wie ich aus den Zeitungen sehe, so geschieht es in Hamburg ebenfalls. Dass das befreyte Theben hier auf die Bühne gekommen wäre, davon weis ich nichts. Lessing giebt in der Dramaturgie die Amalia für Weissens schönstes Stück aus; er setzt also hiermit die übrigen unter dasselbe.

Allein damals war Romeo und Julie noch nicht herausgekommen. Das ist itzt das Lieblingsstücke. Es wird wirklich oft und allezeit mit Beyfall gespielt. Die Hauptpersonen unter den Acteurs haben dabey ihre Rolle vortrefflich gemacht. Doch ist die beste Actrice, die Schulzin, nunmehr vom Theater abgegangen, und heirathet nach Hamburg.

Ich habe indessen von dem Stücke urtheilen hören, die stärksten Scenen möchten wohl nicht aus Weissens Erfindungskraft hergeflossen seyn, sondern er hätte sie vielmehr Shakespeare zu danken.

Ueberdiess hat Weisse einen lächerlichen Fehler gemacht, und nach der Catastrophe noch einen Auftritt angehangen, da die Väter des entliebten Paars sich auf dem Kirchhofe besprechen und gute Moral predigen. Dadurch war der Eindruck der Catastrophe sogleich wieder geschwächt worden. Man hat hier wider diesen Auftritt so sehr geschrieben, dass er, nachdem etliche Vorstellungen vorüber waren, seitdem beständig weggelassen worden . . . .".

Recensionen.

Kleine Schriften von Hermann Hettner. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1884. gr. 8. 564 ff.

Besprochen von Jakob Minor.

In der wohlbekannten soliden Ausstattung der ‚Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts', in dem ziegelroten Umschlage, welcher uns den Viewegschen Verlag ankündigt, liegen uns hier Hettners kleinere Aufsätze, Vorträge und Reden aus früheren und späteren Perioden seiner Thätigkeit gesammelt vor. Den Dank, welcher den Dahingeschiedenen nicht mehr trifft, haben wir an seine Gattin, Anna Hettner, abzustatten, welche am Schlusse ein Verzeichnis der Schriften Hermann Hettners hinzugefügt hat. Auf jeder Seite dieses Buches, mag er sich im Grossen und Ganzen ergehen oder bei dem Einzelnen mit Liebe verweilen, mag er unser Interesse auf die bildende Kunst oder die Litteratur oder zugleich auf beides lenken, mag er als Schriftsteller oder als Vorleser oder als Redner vor uns treten: überall, sage ich, fühlen wir das Walten seines vornehmen, mit Universalität begabten Geistes. Sollten wir Einzelnes herausheben, so kann nicht das Bessere, sondern nur das den Lesern dieser Blätter Näherliegende gemeint sein. Von diesem Standpunkte fällt uns die ‚Biographie', die kurze, aber liebevolle Skizze des Grafen Baudissin zunächst in die Augen. Die Rubrik ‚Zur Litteratur' beginnt mit einer Rettung der französischen Tragödie; beschäftigt sich sodann mit Shakespeare, dessen ‚Hamlet' eine ausgezeichnete Analyse erfährt; und wendet sich nach einer interessanten Mitteilung über Lessings Knabenzeit, zu Goethe, der hier ebenso wie in der Litteraturgeschichte den Mittelpunkt des Interesses bildet. Besonders den Aufsatz über ‚Meisters Wanderjahre' will Hettner, wie ich aus seinem Gespräche weiss, dem Leser wieder nahegelegt haben: er hat es Hermann Grimm nicht verzeihen können, dass er dieselben in den ‚Vorlesungen' übergangen hat. — In dem Verzeichnis der Schriften vermisse ich S. 562 unter dem Jahre 1875 den Artikel ‚Achim von Arnim' in der ‚Deutschen Biographie' II, 557 f.; und S. 563 unter 1881 die Mitteilungen ‚Aus Wilhelm Heinses Nachlass' im ‚Archiv für Literaturgeschichte' X, 39 ff., 372 ff. — Ein störender Druckfehler ist S. 465, Z. 22, „Sonne" statt „Scene".

Heinrich Laube, ‚Der Schatten Wilhelm'. Eine geschichtliche Erzählung. Zweite Auflage. Leipzig. Haessel 1883.

Besprochen von Wilhelm Brandes.

Ein neues Buch vom alten Laube*), man möchte auch sagen: ein junges Buch, denn eine Frische des Empfindens und eine Freudigkeit

*) Der Aufsatz wurde vor dem Tode Laubes geschrieben. O. S.

des Wiedergebens spricht aus diesen Blättern, wie man sie bei keinem Siebziger erwarten, aber bei manchem Zwanziger vergebens suchen dürfte. Eine geschichtliche Erzählung hat Laube seinen ‚Schatten Wilhelm' genannt, Zeit: 1810, Ort der Handlung: Schlesien. Wer aber das Buch in die Hand nähme in der Erwartung, Preussens Leidenszeit, Wiedergeburt und Erhebung darin geschildert zu finden, würde sich enttäuscht finden: nichts der Art, wie ‚Isegrimm' und ‚Vor dem Sturme'; von der Not des Vaterlandes, von den Weltbegebenheiten draussen dringt kein noch so schwacher Ton in das weltverlorene Landstädtchen, das den Schauplatz der Geschichte abgiebt; sie arbeiten und geniessen, freien und lassen sich freien, als ob es gar keinen Napoleon und kein verstümmeltes Preussen in der Welt gäbe, und fast verwunderlich berührt es einen, wenn in der letzten Zeile der letzten Seite der Name des Freiherrn von Stein zum ersten Male und zwar ziemlich gewaltsam herangezogen wird. Und doch ist es eine geschichtliche Erzählung in ganz hervorragendem Sinne und von ganz hervorragendem Werte, nicht obgleich, sondern weil sie statt historischer Ereignisse nur historische Zustände zum Untergrunde hat: kleinbürgerliches Leben im Anfange des Jahrhunderts, vor dem grossen Aufschwunge der Geister, in all seiner Beschränktheit und Steifständigkeit, aber auch in seiner Ehrenhaftigkeit und seiner zähen Kraft, in gewissem Sinne ein realistisches Gegenstück zu ‚Hermann und Dorothea' — das hat Laube geben wollen, und es ist ihm vortrefflich gelungen.

Um das tüchtige, liebenswerte Paar, das im Mittelpunkte unseres Interesses steht, gruppiert sich hier eine Unzahl zum Teil wahrhaft klassischer Charakterköpfe. Welch' ein köstlicher Halunke ist vor allem der „Wachtmeister" Kiesel, ein Mustermitglied jenes längst ausgestorbenen Kollegiums, das in dem Kleistschen Richter Adam einen unübertrefflichen Vorsitzenden gefunden hat — Spitzbube vom Scheitel bis zur Sohle, aber ein philosophischer Spitzbube mit so vielen humoristischen Zügen, dass der Ärger über seine Nichtsnutzigkeit vor dem Behagen an seiner Komik nicht aufzukommen vermag. Geht bei dieser mit besonderer Liebe behandelten Figur die Zeichnung hier und da ins Groteske, so sind dafür die übrigen Menschen aus Dorf und Stadt bei aller Laune, mit der der Dichter auch ihre Gestalten gebildet hat, durchweg frei von jeder Karrikatur. Aus welchem Kernholze sind namentlich die beiden feindlichen Väter geschnitten, der alte Bauer Schatten und der Fleischhauer-Älteste Lamprecht, wie echt und mit wenigen Strichen lebendig gemacht sind selbst die episodischen Nebenfiguren, die Mutter Schönfeldern, der Doktor Knopf, der Pastor Primarius, der Schützenhauptmann Claus, kurzum die ganze ehrsame Bürgerschaft bis herab zum Tambour Hooraz. Nicht minder lebenswahr, als diese alte Generation, die ausser dem Stadtkutscher Schiller keinen Anderen des Namens kennt, sind die Vertreter der Jungen gezeichnet, voran der wackere Wilhelm Schatten selber, der ausser anderen Zeugnissen steigender Kultur auch den ersten Band Goethe ins Städtchen bringt, wie andererseits „Fräulein" Amelie Sternbach sicherlich nicht verfehlen wird, seiner Zeit für Clauren Propaganda zu machen.

Hinter dem Interesse an den Charakteren tritt dasjenige, welches die Handlung an sich erweckt, etwas zurück: es geschieht wenig in dem Buche, zumal die Liebesgeschichte, die den Kern abgiebt, ist, obwohl es ihr weder an lieblichen noch an grossartigen Momenten fehlt, doch naturgemäss schlicht bürgerlich in der Erfindung. Aber um diesen Kern schliesst sich eine ganze Reihe mit behaglichster Laune ausgeführter Genrebilder aus dem Leben der Kleinstadt, obenan das Schützenfest, die wohl für ein etwaiges Minus der romanhaften Erfindung entschädigen können. Man hat Laube so oft und noch ganz vor kurzem wieder den Humor gänzlich abgesprochen — ‚Schatten Wilhelm' ist ein schlagender Gegenbeweis, ein erfreulicher Zuwachs unserer nicht überreichen humoristischen Litteratur, wert und ganz dazu angethan, ein Volksbuch in edlerem Sinne zu werden. Dass es in mehr als einer Hinsicht seine Schwächen hat, inhaltlich hin und wieder zu sehr in die Länge gezogen erscheint, sprachlich die allbekannten Eigenheiten der Laubeschen Diktion, den gedrungenen, kurzatmigen, oft wie zerhackten Satzbau, die Gleichgültigkeit gegen Rhythmus und periodische Abrundung und manches Andere der Art zuweilen unangenehm hervortreten lässt — ich weise hier namentlich noch auf die formlose Erklärung von sprachlicher und historischer Eigentümlichkeit selbst innerhalb direkter Rede (S. 46) hin, die wie ein Hohn auf die Notenwirtschaft des antiquarischen Romans anmutet — das alles vermag weder die Wirkung, noch den bleibenden Wert des Buches zu beeinträchtigen. Ein Umstand aber erhöht diesen Wert noch um ein Bedeutendes, wie er andererseits die überaus glückliche Lösung der festgestellten Aufgabe zum Teil erklärt, der Umstand nämlich, dass es die eigene Jugend des Dichters ist, die er in diesem Buche hat lebendig werden lassen. Wer die ersten Kapitel von Laubes ‚Erinnerungen' mit dem ‚Schatten Wilhelm' vergleicht, kann darüber nicht im Zweifel sein, dass die Mehrzahl, vielleicht alle Gestalten der Erzählung einst wirklich in des Dichters Geburtsorte Sprottau daheim gewesen sind. Was zunächst die „Schatten" betrifft, so finden wir sie in Laubes eigener Familie wieder: sein Grossvater, der sich vom Bauerjungen zum Stadtbaumeister emporgearbeitet, war im Alter wieder auf das Dorf zurückgekehrt, wie „Schatten senior", nachdem er den Sohn in jene Stellung hatte einrücken lassen, seine Mutter war die Tochter des Fleischhauer-Ältesten. Aber auch Nebenfiguren, wie der Pastor Primarius, der die Gedächtnislücken mit Versen von Paul Gerhard ausfüllt, oder der philanthropische Baron aus Kurland, begegnen uns bereits in den ‚Erinnerungen'. So hat denn die Erzählung neben ihrem künstlerischen Werte noch die aktuelle Bedeutung einer, wenn auch poetisch zugestutzten Schilderung der Menschen und Verhältnisse, unter denen Laube das erste für die ganze geistige Entwickelung so wichtige Decennium seines Lebens zubrachte, und mag also, bis der Dichter etwa eine ungeschminkte Darstellung seiner Jugendwelt geben wird, immerhin als eine Quelle für das Verständnis seiner eigenartigen Persönlichkeit benutzt werden.

Ein Wort der Anerkennung verdient schliesslich der Verleger, der den sauber gedruckten, fest kartonierten Band von über 300 Seiten

zu dem in Deutschland seltenen Preise von drei Mark ausgiebt. Möge der Erfolg sein Zutrauen zum Publikum rechtfertigen.

Gedichte von Gottfried August Bürger. Herausgegeben von Dr. A. Sauer. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann 1884. LXXXII und 538 S. 8°. der ‚deutschen National-Litteratur, historisch-kritische Ausgabe' von Joseph Kürschner. 78. Band.

Besprochen von Max Koch.

Wenn am Anfange manche dem grossartigen Unternehmen Kürschners, das in seinem Fortschreiten auch die weitgehendsten Anforderungen zufriedenstellt, wenn nicht übertrifft, Misstrauen entgegen brachten, so war es das Verdienst Sauers, durch seine treffliche Auswahl und Ausgabe der ‚Stürmer und Dränger' (Bd. 79—81) zuerst den thatsächlichen Beweis zu liefern, dass die Ausführung nicht hinter Kürschners kühn entworfenem Plane zurückbleiben werde. Was Sauer in der Hempelschen Klassikerausgabe für die Herstellung der Texte Ewald von Kleists vollbracht hatte, war dazu geeignet, die Erwartung auf seine in Kürschners Sammlung angekündigte Ausgabe der Gedichte Bürgers aufs höchste zu spannen. Und was Sauer im 78. Bande der ‚Nationallitteratur' wirklich geleistet hat, ist seiner bewundernswerten Kleistausgabe nicht unwürdig. So schlimm wie bei Kleist waren ja die Textverhältnisse bei Bürger keineswegs, indessen war auch hier manches zu wünschen und keine oder doch fast keine Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe noch vorhanden. Eine völlig abschliessende Ausgabe wie bei Kleist konnte Sauer, dem der erhaltene handschriftliche Nachlass nicht zu Gebote stand, hier nicht geben, aber schon das, was er gegeben, macht seine Arbeit zur unentbehrlichen Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit Bürger. Sauer hat entgegen dem durch die verschiedenen Ausgaben sich schleppenden Herkommen auf ältere Textgestaltung zurückgegriffen, wie sie Bürger für die Ausgabe von 1789 festgestellt hatte. Diese Ausgabe ist mit Bürgers Vorrede und einer Nachbildung des Originaltitels hier wiedergegeben. Die Lesarten sowohl der älteren als folgenden Drucke sind in den Anmerkungen zahlreich mitgeteilt, ohne dass, wie dies ja auch sonst in der ‚Nationallitteratur' mit gutem Recht eingeführt worden ist, Vollständigkeit der Lesarten beabsichtigt wurde. Dagegen ward für die Mitteilung der Gedichte selbst möglichste Vollständigkeit zum Grundsatz gemacht. Der Ausgabe von 1789 folgt eine ‚zweite Abteilungs-Nachlese' in drei Büchern, die 118 Nummern enthalten; das dritte Buch giebt 8 Umarbeitungen älterer Gedichte (‚Nachtfeier der Venus', ‚an den Traumgott', ‚Bacchus', ‚Lieb' und Lob der Schönen', ‚Gegenliebe', ‚die Holde, die ich meine', ‚der Liebkranke', ‚das hohe Lied von der Einzigen'). Daran schliesst sich noch ein „Anhang: Umarbeitung fremder Gedichte. Zweifelhaftes", der aus 43 Stücken besteht. Hier sind fremde Gedichte mitgeteilt, welche Bürger

als Almanachsredakteur mit Ramlerscher Rücksichtslosigkeit gegen anderer geistige Eigentumsrechte umschweisste. Ihre Anzahl kann wohl noch einmal vermehrt werden; die Berechtigung, diese Umarbeitungen in den Anhang von Bürgers eigenen Gedichten aufzunehmen, kann nach dessen Erklärungen in Briefen an Boie nicht bezweifelt werden. Für die Biographie und die chronologische Bestimmung der Gedichte konnte Sauer als der erste eine ungemein reiche neu erschlossene Quelle benutzen, die vier Bände der von A. Strodtmann herausgegebenen ‚Briefe von und an G. A. Bürger‘ (Berlin 1874). Ohne diese Briefsammlung, auf deren Grundlage Strodtmann selbst eine Biographie Bürgers ausarbeiten wollte, wäre vor allem die von Sauer hergestellte Tabelle „chronologische Übersicht von G. A. Bürgers Werken“ mit dem Anhange „schriftstellerische Pläne, von denen nichts erhalten ist“ nicht möglich gewesen.

Bürgers Prosaschriften konnten mit Rücksicht auf den Plan der ganzen Sammlung keine Aufnahme finden, und Sauer hat durch eine von Auszügen begleitete Besprechung des Daniel Wunderlich wenigstens für das Wichtigste einen Ersatz geboten. Gerade im Hinblick auf das Ganze der ‚Nationallitteratur‘ muss ich es aber als eine Lücke bezeichnen, dass keine Proben aus der jambischen und hexametrischen Homerübersetzung Bürgers mitgeteilt werden. Oder will uns Kürschner, und das wäre in der That eine im höchsten Grade dankenswerte Gabe, in einem Bande einer ‚Nationallitteratur‘ Proben aus den verschiedenen Hauptwerken deutscher Übersetzungskunst im 18. Jahrhundert geben? Bodmer, Klopstock, Stolberg, Bürger, Voss, Schiller, Goethe, Schlegel, Gries, Herder, Wieland zusammengestellt mit einem vergleichenden Hinblick auf Hübner, Opitz und Dietrich von dem Werder; es würde dies gewiss nicht den uninteressantesten Band der ganzen trefflich geleiteten Sammlung geben.

Die biographische Einleitung, welche Sauer seiner Ausgabe voranschickt, leistet alles, was innerhalb eines beschränkten Raumes überhaupt möglich war. Insbesondere hervorheben möchte ich die würdige und wohlthuende Art, in der gleichweit von frostiger Moralisterei und einseitigem Geniekultus Bürgers Doppelehe besprochen wird. Uns, im 19. Jahrhundert, fällt es im allgemeinen schwer, dafür den richtigen ethischen Maassstab zu finden, wenn wir aus dem Briefwechsel ersehen, dass der streng sittliche Dichter des ‚Don Carlos‘ mit Bewusstsein ein Verhältnis begründen wollte, ganz ähnlich dem, in welches zu spät erwachte Leidenschaft den Dichter der ‚Leonore‘ gestürzt. Gerade das Verhältnis der beiden so verschiedene Bahnen durchlaufenden Dichter hat Sauer mit gerechter Würdigung des poetischen Standpunktes von Bürger wie des künstlerisch-ethischen, von dem Schiller bei seiner berühmten Recension ausging, trefflich dargestellt. Ebenso ist das politische, ja revolutionäre Element in Bürgers Leben und Dichtung scharf charakterisiert. Doch wozu das Einzelne lobend herausheben, wo das Ganze eben in seiner harmonischen Gliederung und Abrundung ein wirkliches Kabinetstück einer biographischen Einleitung bildet? Möchten wir auch in den folgenden Bänden von Kürschners Sammlung noch

recht oft uns an Sauers Thätigkeit erfreuen. Darin liegt zugleich der beste Wunsch, den wir der ‚Nationallitteratur' selbst zurufen können.

Streitgedichte gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig von Burkard Waldis (1542). Herausgegeben von Friedrich Koldewey (‚Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts', Nr. 49), Halle, Max Niemeyer 1883. 60 ₰.

Besprochen von R. Sprenger.

Das 49. Heft der ‚Neudrucke' bietet einen von Fr. Koldewey besorgten Abdruck der vier, von der neueren Kritik einstimmig dem Burkard Waldis zugeschriebenen Streitgedichte: 1) Wahrhafte beschreibung | der Belegerung und Schantzens vor dem Haus Wolffenbüttel, 2) Hertzog Heinrichs vō Braunschweigs klage Liedt, 3) Wie der Lycaon von Wolffenbuttel | itz neulich in einen Munch verwandelt ist, 4) Der Wilde Man von Wolffenbuttel. Dem Zwecke der Sammlung entsprechend hat der Hg. denselben, wie die beigefügten Worterklärungen zeigen, für den grösseren Kreis der Gebildeten bestimmt; doch dürfte z. B. die Bedeutung von jehen = sagen (s. S. 40) auch einem nur oberflächlichen Kenner des älteren Neuhochdeutschen nicht unbekannt sein. Dagegen vermisst man ungern die Erklärung einiger eigentümlichen Redensarten, wie I, 38 einem ein Hünlein schengen, I, 73: mit Hasenfüsen und mit Speck entsetzen, I, 122: Kappen austheilen, III, 186: underm hutlin spielen, IV, 240: die axt bei dem helb haben, 294: hinderm Tenn gedroschen, 375: die Scheiben treiben u. a. Irrtümlich wird 2. III, 19 an sich flachen, „ruhen, daliegen" gedacht, das auch gar nicht in den Zusammenhang passen würde; sich flacht ist vielmehr Praet. von sich flechten „sich mischen, mengen". V. 110 ist wörtlich zu verstehen. V. 384: ir mütlin brechen ist nicht „seinen Sinn ändern", sondern „sein Mütchen kühlen". Zu V. 390 vergl. ‚Fausts Leben' von Widmann (Neudr. von A. v. Keller), S. 550: die Glocke war einmal schon gegossen und das Stundglas des Lebens D. Fausti lieffe nunmehr aus, woraus sich ergiebt, dass an die Sterbeglocke zu denken ist. V. 395 kann peltzermeln nur als „Ärmel" verstanden werden, wenn ich auch den eigentümlichen Ausdruck sonst nicht zu belegen weiss. Als Anhang ist eine interessante Umdichtung von Nr. 2 beigefügt, die aus einer Heidelberger Hs. hier zum ersten Male durch den Druck veröffentlicht wird. Der Text ist nicht ganz so verderbt, als der Hg. annimmt. So ist V. 150: ich sach gar saur an meiner dynnen durchaus nicht unverständlich, da dynne = mhd. tinne „Stirne" ist und mit „Dirne" nichts zu thun hat. Auch V. 19 ist das hds. und in die fraindt a(u)ch wend verlan „und dass ihn die Freunde verlassen wollen" ganz richtig. Die Form wend (= wellent) giebt uns zugleich einen An-

halt für die Heimat des Dichters. Sie ist (ebenso wie sendt = sint) allemannisch. Vgl. Weinhold, Mhd. Gr. §. 404.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Herausgegeben von J. Minor, A. Sauer, R. M. Werner. Wien 1883, Verlag von Karl Konegen (Franz Leo u. Comp., Heinrichshof). Heft 2 und 3, VIII, SS. 97 und 105.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Diese Beiträge werden eine Sammlung hochinteressanter Studien bringen, welche zumeist von den Herausgebern, drei tüchtigen Vertretern der deutschen Litteratur an den österreichischen Universitäten Graz, Lemberg, Prag geschrieben, teils unter ihrer Leitung von Anderen verfasst werden. Sie beziehen sich zumeist auf die Litteraturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts; einzelne wenige sollen auch die frühere Zeit behandeln. Leider rühren die bisher erschienenen Hefte nicht von den Hauptmitarbeitern her. Das erste Heft, mit dem die Sammlung eröffnet werden sollte: „Grillparzers Ahnfrau, ihre Entstehungsgeschichte und Aufnahme bei den Zeitgenossen. Mit Benützung des ungedruckten Originalmanuskripts von August Sauer“ steht noch aus. Das ist schade, denn wenn man die Sammlung nach dem bisher Erschienenen betrachtet, kann sie nicht die Würdigung finden, die sie ohne Zweifel verdient.

Der Titel des zweiten Heftes: „Wiener Freunde 1784—1808. Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur von Robert Keil“, beweist, dass der Herausgeber mit der Gartenlaube in enger Verbindung steht. Aus dem Titel würde schwerlich jemand erraten, dass es sich um eine Sammlung von Briefen (im ganzen 44) an den Philosophen Reinhold handelt. Die Einleitung giebt eine Biographie desselben, Karl Leonhard R. (geb. 26. Okt. 1758 in Wien, gest. 10. April 1833) und des Kreises, in dem er sich bewegte, der „Loge zur wahren Eintracht“, der die Briefschreiber angehören. 1783 floh R. aus dem Kloster nach Leipzig, kam nach Weimar, wo er Redakteur des ‚Merkur‘ und Wielands Schwiegersohn wurde, und wurde 1787 Professor der Philosophie in Jena. Er hat sich als Prediger der Kantischen Lehre grosse Verdienste erworben. Er blieb mit den Wiener Freunden lange in Verbindung; Briefe derselben bis zum Jahre 1808 sind erhalten. Unter diesen Freunden ist der Naturforscher v. Born der bedeutendste; seine drei Briefe dagegen sind durchaus uninteressant. Alxinger ist ein ehemals berühmter, jetzt vergessener Dichter. Aus seinen Briefen ersieht man, dass er sich das Dichten recht sauer werden liess, dass er Wieland ehrt, die französischen Ausdrücke in Reinholds Sprache tadelt (S. 42), dass er lobende Recensionen wohlgefällig aufnimmt, über tadelnde entrüstet ist, während er auch gern scharfe Urteile ausspricht, z. B. über Schiller (S. 56), den er freilich gelegentlich (S. 52) auch zu loben weiss. Der dritte Korrespondent,

Gottlieb Leon — auch ein Dichter! — behagt sich in gelegentlichen Ausfällen gegen Goethe (59), während er Schiller bewundert (72), spricht mit grossem Entzücken von sich und dem Freimaurerorden und tadelt die übrigen Wiener Dichter. — Die Briefe des vierten und letzten Korrespondenten Lor. Leop. Haschka sind voll von Freundschaftsversicherungen, politischen Erwägungen, streng katholischen Äusserungen. Sie enthalten auch manche litterarischen Urteile: Den Wiener Freunden ist die Bewunderung Wielands und die Verehrung für Schiller gemeinsam, einzelne Notizen über die litterarischen Streitigkeiten von 1803 flg. Was Haschka von Goethe hält, geht aus der Bezeichnung „Se. Duodez-Excelenz" hervor (S. 74) oder aus dem Satz (S. 77): „Und dann welch ein Ton, bei allen Musen und Grazien, welch ein Ton herrscht in ihren Streitschriften, welch ein Übermut, welch ein Bauerstolz, welch eine Sack- und Packträger-Rhetorik! O

Fichte, Schelling, Hegel
Goethe, Tieck und Schlegel,
Ihr zwey Mahl drey göttlichen Flegel!"

oder aus der nicht eben sehr feinen Bemerkung (S. 92): „Ich musste laut auflachen, als ich neulich in der ‚Allgem. D. Zeitung' las, dass Goethe sich erst durch Kanonen in das hl. Ehebett hineindonnern liess. Das ist nun freylich wieder ein ganz eigentümlicher Charakterzug; aber nicht alles Sonderbare ist auch klug und vernünftig". Man muss nun freilich des guten Haschka Urteile nicht so streng nehmen; er schimpft, so lange er den Leu nicht kennt und lobt, sobald er von dem Getadelten beachtet wird. Von Tiecks Octavian hatte er geurteilt (S. 84), er sei „albern wie alles, was der Mensch schmiert", ebenso hatte er über die Schlegel geschrieben; später lobt er sie, ja entwirft von Friedrich Schlegel geradezu eine begeisterte Schilderung. Hätte er von Goethe einmal ein gnädiges Lächeln erhalten, so wäre Haschka vielleicht auch ein Goetheverehrer geworden. Lohnte es sich wirklich, solchen Briefen 105 Seiten zu widmen, muss man soviel Spreu durchsuchen, um ein paar Körnchen zu finden, die wert sind, aufgelesen zu werden!?

Das dritte Heft: ‚Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im 16. Jahrhundert' von Franz Sprengler (damit ist ‚Wiener Neudrucke' 5: Schmeltzls Drama ‚Samuel und Saul' 1551 in Verbindung zu setzen) ist eine fleissige Studie. Die Schrift ist in zwei Hauptabschnitte geteilt: der erste behandelt das Leben, der zweite die Werke des Dichters. Ein Nachtrag weist die Vermutung H. Nays zurück, dass ein grösseres didaktisches Gedicht W. Schmeltzl angehöre. Schm. ist c. 1500 in Kemnat in der Oberpfalz geboren, war eine Zeit lang Kantor in Amberg, unglücklich verheiratet, entlief seiner Frau, kam (c. 1540) nach Wien, wurde Musiker und durch den Abt Wolfgang Trausteiner Schulmeister im Schottenstift. Er erlangte viele Gönner, wurde Wiener Bürger, verfasste für die Stadt, die ihm so wohl wollte, den bekannten „Lobspruch", verliess 1551 das Stift, in dem er länger als 10 Jahre gewirkt hatte, — ob freiwillig, oder weil der Verdacht der Ketzerei auf ihm lastete, ist nicht genau zu bestimmen —; später wurde er Pfarrer zu St. Lorenz. Schmeltzl hat Zeitgedichte und Volkslieder ge-

schrieben und gesammelt; weder die einen noch die anderen haben ihm einen bedeutenden Namen verschafft. Zu jenen gehört der Lobspruch auf die Stadt Wien, der wichtiger ist wegen seiner Mitteilungen über die Lebensgeschichte des Dichters als wegen seines dichterischen Wertes und ein Gedicht über den Türkenzug, das nicht schlechter, aber auch nicht besser ist, als hundert ähnliche Gedichte des 16. Jahrhunderts. Diese hat er mit Melodien begleitet; seine Sammlung, 1544 erschienen, ist daher musikgeschichtlich von hohem Wert; ob Schmeltzl selbst einige Lieder gedichtet, ob und welche Gedichte er mit eigenen Melodien versehen hat, ist unbestimmt. Schmeltzls Hauptbedeutung besteht in seiner dramatischen Thätigkeit. Seine Dramen sind: ‚der verlorene Sohn', ‚Judith', ‚Aussendung der zwölf Boten', ‚Hochzeit zu Kana', ‚der blindgeborene Sohn', ‚David und Goliath', ‚Samuel und Saul', von dem lateinischen Drama ‚Philaemus' hat er wohl nur die Vorrede geschrieben. Die deutschen Stücke erheben sich nicht über die Mittelmässigkeit; Spengler verfällt in den Fehler der meisten Biographen, seinen Helden übermässig zu preisen, aber den Beweis für die gespendeten Lobsprüche bleibt er schuldig. Seine dramatische Technik ist unbedeutend, seine Verse sind schlecht und seine moralischen Lehren sind höchstens dadurch beachtenswert, dass sie manchen Hinweis enthalten auf politische Zustände und Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts. — Nimmt man die drei von Scherer für die Dramatiker des 16. Jahrhunderts festgestellten Kategorien: „beachtenswert, mittelmässig, schlecht" an, so hat man Schm. höchstens in die zweite einzureihen. Denis hatte Schm. den Wiener „Hans Sachs" genannt; ich weiss nicht, was Sp. mit seiner Polemik dagegen will. Denn die Bezeichnung soll doch nur heissen, dass Schm. für Wien das gewesen sei, was Hans Sachs für Nürnberg; von einer Abhängigkeit des einen von dem anderen ist in dem Ausspruch nicht die Rede.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. Juli bis 1. September 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Auerbacher, L. Zu dessen hundertjährigem Wiegenfeste. ‚Allg. Ztg.' 1884 (237 Beil.), 2499.

Birlinger, A., Aus Conrad Dietrich von Ulm Volksthümliches aus Hessen. ‚Alemannia' Jahrg. 12, Heft 2.

—, Zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts aus Heinrich Sanders Reisen. ‚Alemannia' Jahrg. 12, Heft 2.

Birlinger und **Crecelius, W.**, Zu des Knaben Wunderhorn X. ‚Alemannia‘ 12, 1.

Blume, Ludw., Goethe als Student in Leipzig. (Progr. d. Akad. Gymn. zu Wien).

Borinski, K., Deutsche Literatur in Frankreich. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (197 Beil.), 2899—900.

Bossert, A., Études allemandes — Goethe. ‚Revue de l'enseignement secondaire‘ 1884 (15), 695—99.

Breuning, Biographische u. litterargeschichtliche Würdigung Leopold Schefers. ‚Neues Lausitzisches Magazin‘ 60, 1.

Brugier, G., Geschichte der deutschen National-Litteratur. Nebst kurzgefasster Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit vielen Proben und einem Glossar. 7., verb. und verm. Aufl. Freiburg i. Br., Herder. ℳ 6.

Buchwald, Georg, Ein Reformationsschauspiel im Jahre 1540 in Paris aufgeführt. Aus einem in der Zwickauer Ratsschulbibliothek befindlichen handschriftlichen Berichte mitgeteilt. ‚Herrigs Archiv‘ 71 (3 u. 4), 299—302.

Calderon et Goethe ou le Faust et le Magicien prodigieux. Mémoire de D. Ant. Sanchez Moguel, traduit en français par J. G. Magnabal. Paris, Leroux. fr. 3,50.

Carriere, Moriz, Emanuel Geibel. ‚Westermanns Monatsh.‘ 1884 (7), 436—49.

Classen, A., Eine Übersetzung von Goethes Faust. ‚Grenzboten‘ 1884 (31), 220—32; (32), 267—75.

Curtius, E., Erinnerungen an E. Geibel, ‚Allg. Ztg‘ 1884 (212 Beil.), 3121—23; (213 Beil.), 3138—40; (214 Beil.), 3155—56.

Düntzer, H., Goethes Strassburger Freund Fr. Leop. Weyland. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (217 Beil.), 3195—96.

Duncker, Alb., Die Brüder Grimm. Kassel. Hühn. ℳ 3.

Ebner, Th., Zur Charakteristik von C. F. D. Schubarth. ‚Herrigs Archiv‘ 71 (3 u. 4), 285-92.

Elemente, Die katholischen, in der deutschen Literatur. 5. ‚Grenzboten‘ 1884 (28), 83—91; 6. (33), 305—13; 7. (34), 370—77.

Erdmann, D., Luther und die Hohenzollern. 2. Aufl. Breslau, Max. ℳ 3.

Fischer, Heinr., Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien. Heft II. Über den fruchtbarsten Moment. Programm des Gymnasiums zu Greifswald Nr. 119.

Fischer, L. H., Johann Stobaeus, ein Mitglied des Königsberger Dichterkreises. ‚Monatshefte für Musikgeschichte‘ 1884 (8), 89—91.

Fritsch, Otto, Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterei. Ein kritischer Versuch. Halle (Inauguraldiss.).

Fulda, L., Ein Gedankendichter (Wolfgang Kirchbach). ‚Gegenwart‘ 1884 (29), 41—42.

Geiger, L., Friedrich der Grosse in französischen Liedern. ‚Gegenwart‘ 1884 (28), 23—26.

Gottschall, R. v., Zur Biographie neuer deutscher Dichter. I. (Heine, Auerbach). ‚Unsere Zeit‘ 1884 (7), 55—79. — II. (Alfred Meissner). (8). 177—94.

Gross, F., Am Grabe Heinrich Laubes. ‚Gartenlaube‘ 1884 (34), 561—63.

Groth, Klaus, Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel. ‚Nord u. Süd‘ 1884 (8), 184—89.

Hart, Heinr., und **Hart, Jul.**, Kritische Waffengänge. 6. Heft: Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart. Leipzig, Wigand. ℳ 1.

Hirsch, Franz, Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 4—8. Lief. Leipzig, Friedrich. à ℳ 1.

—, Zum Gedächtnis an Heinrich Laube. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (33), 505—9.

Hosäus, W., Aus den Briefen Fr. Joh. Rochlitz' an F. Schneider. ‚Mitteilungen des Vereins für anhalt. Geschichte‘ 4, 54—69.

Jaubert, C., Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens (1835—1855). Autor. Uebersetzung von Luise Welter. Leipzig, Le Soudier. ℳ 1,80.

Julia, Henri, Erinnerungen an Heinrich Heine. ‚D. Revue‘ 1884 (7; 8).

Klaiber, Julius, Schiller auf der Solitüde (1773—75). ‚Vom Fels zum Meer‘ 1884 (10), 437—50.

Klee, E., Ein Gedenkblatt für Leopold Schefer. ‚Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Ztg.‘ 1884. Nr. 60.

Knortz, Goethe-Werther-Erinnerungen. ‚Reform‘ Jahrg. 8. Nr. 6.

Koch, K., Bemerkungen zu Schillers Dramen. I. Wallenstein. (Progr. des Gymn. zu Münstereifel).

Kolde, Theodor, Martin Luther. Eine Biographie. 2. Lief. Gotha, Perthes. ℳ 2,40

Krause, Diederich von dem Werder. ‚Mitteilungen des Vereins für anhalt. Geschichte‘ 4, 30—54.

Landau, M., Geibels Meister Andrea und seine Familie. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (246 Beil.), 3625—27.

Lautenbacher, J., F. W. Weber. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (218 Beil.), 3210—11; (219 Beil.), 3227—28.

Lessmann, Im Goethe-Haus; Goethes Tonlehre; Goethes Stellung zur Musik. ‚Allgemeine deutsche Musikzeitung‘ 1884 (26).

Leverkühn, A., Der Dichter G. A. Bürger als Richter. Nach Aktenstücken. ‚D. Revue‘ 1884 (7).

Liebau, Gust., ‚Ueber allen Gipfeln ist Ruh!‘ Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt in Ilmenau. Ilmenau, Schröter. ℳ 0,75.

Linke, Die Melodie ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ und die Bäumkersche Analyse. ‚Blätter f. Hymnologie‘ 1884 (6).

Löbner, Heinr., Emanuel Geibel. Eine litterar. Studie. Brandenburg, Lunitz. ℳ 1,

Maitland, Margaret Mary, Studie über Frau von Krüdener. ‚Gentleman's Magazine‘ 1884 (Juliheft).

Malkewitz, G., Karl Philipp Moritz. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (29).

Mansbach, E., Adolf Friedrich Graf v. Schack. ‚Bl. f. lit. Unterh.‘ 1884 (27), 417—21.

Mayr, Ambr., Karl Mayer. Eine literarisch-ästhetische Untersuchung. Progr. d. Gymn. zu Bozen.

Memoiren, Die, der Mouche, der letzten Liebe Heinrich Heines. 4. 5. Herausgeg. v. Eugen Sierke. ‚Schorers Familienblatt‘ Bd. 5. Nr. 26.

Mensch, Herm., Der Pantheismus in der poetischen Literatur der Deutschen im 18. und 19. Jahrh. Progr. der Real-Schule zu Giessen.

Mezger, L., Zur Revision der Lutherschen Bibelausgabe. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (224 Beil.), 3297—98; (225 Beil.), 3314—15; (226 Beil.), 3331—32.

Mitchell, Coverdale's „Spiritual Songs“ and the German „Kirchenlied“. ‚Academy‘ 1884 Nr. 634.

Müller-Fraureuth, K., Zum 100jährigen Geburtstage Leopold Schefers. ‚Illustrierte Ztg.‘ Nr. 2144 (83. Band).

Muncker, F., Ein Nachtrag zum Studium der Novellen Kleists. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (153), 2242—43.

—, Karl August und die deutsche Literatur. ‚Zschr. f. allg. Geschichte, Cultur-, Literatur- u. Kunstgeschichte‘ 1884 (4 und 5).

—, Zur neuesten deutschen Erzählungsliteratur. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (192 Beil.), 2826—27; (195 Beil.), 2865—66.

Neueste Beiträge zur Faustliteratur. ‚Neuer Anzeiger für Bibliographie‘ Jahrg. 45, Heft 6.

Nölting, Friedr. Theodor, Ueber eine Stelle in Goethes Iphigenie. ‚Herrigs Archiv‘ 71 (3 u. 4) 293—98.

Paludan-Müller, J., Studier over Goethe's dramaer. Kopenhagen, Schon. Kr. 3.

Pasqué, Ernst, Der fliegende Holländer. Richard Wagner, Heinrich Heine und ‚Le Vaisseau fantôme‘ (Schluss). ‚Nord u. Süd‘ 1884 (8). 190—210.

Pohl, J., Zur Kritik von Goethes Faust, seiner Ballade Mignon und Schillers Braut von Messina. Programm des Progymnasiums zu Linz am Rhein 1883/4.

Pröhle, H., Goethes Brockenreisen. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (35).

Pröhle, H., Gottfried August Bürger. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.' 1884 (26; 27).

Putlitz, Gustav zu, Was sich der Wald erzählt. ‚D. Rundschau' 1883/84 (21), 200—15.

Rieger, Karl, Zu Goethes Gedichten. Wien, Gerold. ℳ 0,60.

Ripke, Just. Nic., Die Einführung der Reformation in den Baltischen Provinzen und Dr. Martin Luthers persönliche Beziehungen zu derselben. Mit einem Anhange, enthaltend Schriften und Briefe Luthers in 12 Beilagen. Riga (Reval, Wassermann). ℳ 1,20.

Rudolf, Adalbert, Deutschlands Grösse. Gedicht-Bruchstücke und Entwurfgedanken von Schiller. ‚Herrigs Archiv' 71 (3 u. 4), 464—70.

—, Ueber Goethes Singspiel ‚Lila'. ‚Herrigs Archiv' 71 (3 u. 4), 454—55.

Sabell, Ed., Die Geschichte eines Goethe-Briefes. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (26), 407—9.

Salomon, L., Heinrich Laube. ‚Illustrierte Ztg.' Nr. 2145 (83. Bd.).

Scherer, W., Rede auf Geibel. ‚D. Rundschau' 1884 (19), 24—33.

Schmitz, Lessings Hamburg. Dramaturgie als Schullectüre. Progr. d. Gymn. zu Wehlau. (Ostern 1884).

Schreyer, Herm., Goethe und Homer. Progr. von Pforta. Th. I. Bis zur Reise nach Italien.

Schröer, K. J., Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge. Heilbronn, Henninger. ℳ 1,50.

Schwartz, K., Lebensnachrichten über Jean Pauls Geistesverwandten und Freund Paul Emil Thieriot. ‚Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde' 18, 87—141.

Schweizer, Alexander, Zwinglis Bedeutung neben Luther. Festrede zu Zwinglis 400jährigem Geburtstage. Zürich. Schulthess. ℳ 1,20.

Sehrwald, Friedr., Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Literatur mit Probensammlung zu derselben. Für Schule und Haus bearbeitet. 2., durchaus umgearbeitete Aufl. 2 Bde. Altenburg, Bonde. ℳ 10.

Sichel, The Letters of H. Heine. ‚The Nineteenth Century' 1884 (Juli).

Sirius, Peter, Zu Leopold Schefers hundertjährigem Geburtstage. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- und Ausl.' 1884 (30), 464—65.

Stern, Adolf, Geschichte der neuern Litteratur. Von der Frührenaissance bis auf die Gegenwart. 5.—17. Lief. Leipzig, Bibliographisches Institut. à ℳ 0,50.

Weddigen, F. H. Otto, Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt. München, Callwey. ℳ 6.

Wehl, Feodor, Ein novellistischer Defregger (Ludwig Ganghofer). ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (27), 427—29.

Weilen, Alex. v., Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt (behandelt u. a. Weise, Weisse, Grillparzer).

Werner, R. M., F. Grillparzer. ‚Allg. Ztg.' 1884 (154 Beil.), 2257—59; (155 Beil.), 2274—76; (156 Beil.), 2290—92; (158 Beil.), 2322—24.

Wildenhahn, J., Vortrag über Christian Felix Weisse aus Annaberg. Annaberg, Graser. ℳ 0,60.

Wirth, G., Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, für höhere Lehranstalten bearbeitet. 2. verm. und verb. Aufl. Berlin, Wohlgemuth. ℳ 2.

Wustmann, G., Kleine Goethiana. ‚Grenzboten' 1884 (36), 456—67.

Zabel, Eugen, Levin Schücking. Ein litterarisches Porträt. ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (8), 665—74.

Zeitgenössische katholische Dichter. ‚Histor.-polit. Blätter' 93, 12.

Ziel, Ernst, Robert Hamerling. Ein Dichterporträt. ‚Westermanns Monatsh.' 1884 (9), 720—34.

Zolling, Theophil, Erinnerungen an Heinrich Laube. ‚Gegenwart' 1884 (33), 104—6.

Ausgaben. Sammelwerke.

Bürger, Gedichte, herausgeg. von A. Sauer. Kürschners Nationallitteratur Stuttgart, Spemann. ℳ 2,50.

Cordatus, Conr., Tagebuch über Dr. Martin Luther, geführt 1537. Zum ersten Male her. von H. Wrampelmeyer. 2. u. 3. Heft. Halle, Niemeyer. à ℳ 1,60.

Erasmus v. Rotterdam, Das Lob der Thorheit, aus dem Lat. verdeutscht von Seb. Frank. Bevorwortet und mit Anmerkungen versehen von Ernst Goetzinger. Leipzig, Urban. ℳ 4.

Goethe, Werke II (Gedichte II), herausgeg. von H. Düntzer. Kürschners Nationallitteratur. Stuttgart, Spemann. ℳ 2,50.

Gottsched, Bodmer und Breitinger, herausgeg. von Joh. Crüger. Kürschners Nationallitteratur. Stuttgart, Spemann. ℳ 2,50.

Heine, Heinrich, Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe, her. von Heinr. Laube. 1. Lief. Wien, Bensinger. ℳ 0,50.

Herder, Sämmtliche Werke. Her. von Bernh. Suphan. 28. Bd. Berlin, Weidmann. ℳ 5.

Jean Paul, Kleine Schriften zur Philosophie und Religion. Satiren und Idyllen I—VI. Her. v. P. Nerrlich. Stuttgart, Spemann. ℳ 2,50.

—, Ungedruckte Briefe von. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (27), 426—27.

Klopstock, Werke I. II (Messias), herausgeg. von R. Hamel. Kürschners Nationallitteratur. Stuttgart, Spemann. à ℳ 2,50.

Körner, Theodor. Sämmtliche Werke. Illustrirte Pracht-Ausg. Her. von Heinr. Laube. 26 - 35. Lief. Wien, Bensinger. à ℳ 0,50.

Latendorf, F., Ungedruckte Briefe Theodor Körners. ‚Gegenwart‘ 1884 (26).

Laube, Heinr., Dramatische Werke. Volks-Ausg. 1. Bd. Leipzig, Weber. ℳ 1.

Litteraturdenkmale, Deutsche, des 18. und 19. Jahrh., in Neudrucken her. von Bernh. Seuffert. Nr. 18: A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. 2. Teil. Heilbronn, Henninger. ℳ 3,50.

Luther, Mart., Briefwechsel. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Ernst Ludw. Enders. 1. Bd.: Briefe vom J. 1507 bis März 1519. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage d. Evang. Vereins. ℳ 3.

Meisterwerke unserer Dichter. Neue Auswahl für Volk und Schule mit kurzen Erläuterungen. Begonnen von Franz Hülskamp, fortgesetzt von J. Scheuffgen. 28. und 29. Bändchen: Goethes ausgewählte Gedichte. Münster, Aschendorff. à ℳ 0,20.

National-Bibliothek. Schweizerische Dichter und Redner des 18. und 19. Jahrh. in sorgfältiger Auswahl. Mit biographisch-krit. Einleitungen, her. von Rob. Weber. 3—5. Bändchen (3. A. E. Fröhlich, Lieder und erzählende Dichtungen. — 4. J. G. Zimmermann, Vom Nationalstolze. — 5. J. G. Zimmermann, Ueber die Einsamkeit; Salomon Gessner; Der erste Schiffer). Aarau, Sauerländer. à ℳ 0,50.

National-Litteratur, Deutsche. Her. von Jos. Kürschner. 100—146. Lief. Stuttgart, Spemann. à ℳ 0,50.

Platen, Werke. 2 Bde. Elberfeld, Loll. geb. ℳ 3.

Schiller, Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramat. Gedicht. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ferd. Khull. Wien, Graeser. ℳ 1,12.

—, Maria Stuart. Ein Trauerspiel. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Heinr. Heskamp. Paderborn, Schöningh. ℳ 1,35.

Strehlke, Fr., Goethes Briefe. 21—24. Lief. Berlin, Hempel. à ℳ 1.

Tieck, Ludwig, Die Gesellschaft auf dem Lande. Novelle. ‚Universal-Bibl.‘ Nr. 1881. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

Zeitgenössische Dichtung.

Alexis, Willibald, Die Hosen des Herrn v. Bredow. Vaterländischer Roman. 9. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 2.
Dewall, Joh. van, Sonnige Tage. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. ℳ 3.
Freytag, Gust., Die verlorene Handschrift. Roman in 5 Büchern. 14. Aufl. 2 Teile. Leipzig, Hirzel. ℳ 6.
Friedrich, Friedrich, Des Hauses Ehre. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. ℳ 8.
Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. Neue Folge. 17. Sammlung der Novellen. 5. Aufl. Berlin, Hertz. ℳ 6.
—, Siechentrost. Novelle. 2. Aufl. Augsburg, Reichel. ℳ 2.
Keller, G., Der grüne Heinrich. Roman. 3. Aufl. 3. u. 4. Bd. Stuttgart, Göschen. à ℳ 6.
König, Ewald Aug., Das Medaillon. Roman. Berlin. Goldschmidt. ℳ 4.
Lindau, Paul, Aus der Hauptstadt. Briefe an die kölnische Zeitung. 5. Aufl. Dresden, Steffens. ℳ 3.
—, Mayo. Erzählung. Breslau, Schottländer. ℳ 4,50.
Lorm, H., Vor dem Attentat. Roman. Dresden, Minden. ℳ 3,50.
Niemann, Aug., Katharina. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, Grunow. ℳ 8.
Pasqué, Ernst, Auf dem Domkrahnen. Eine Erzählung. Bremen, Roussell. ℳ 2.
Voss, Richard, Unehrlich Volk. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Dresden, Minden. ℳ 2.
Weber, F. W., Dreizehnlinden. 21. Aufl. Paderborn, Schöningh. ℳ 5.
Welten, Oskar, Nicht für Kinder! Ein Novellenbuch. Berlin, Issleib. ℳ 3.
Wichert, Ernst, Die Braut in Trauer. Erzählung. Leipzig, Reissner. ℳ 3.
Wickede, Jul. v., Die Streber. Socialer Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Breslau, Schottländer. ℳ 13,50.

Übersetzungen.

Boccaccio, Giovanni, Dekameron oder die 100 Erzählungen. Deutsch von D. W. Soltau. 2. Aufl. Berlin, Jacobsthal. ℳ 2,50.
Daudet, Alphonse, Sappho. Pariser Sittenbild. Einzig autoris. Uebersetzung. 2 Bde. Dresden, Minden. ℳ 7,50.
Moscherosch, Hans Mich., Philanders v. Sittewald wunderliche und wahrhaftige Gesichte. Sprachlich erneuert von Karl Müller. ‚Universal-Bibl.' Nr. 1871—77. Leipzig, Reclam. à ℳ 0,20.
Reineke der Fuchs. Nach der niedersächsischen Bearbeitung (Lübeck 1498) des fläm. Reinart von Willem ins Hochdeutsche übertragen von J. N. B. München, Lit.-artist. Anstalt. ℳ 2,40.
Sardou, V., Die schwarze Perle. Einzig autor. Uebersetzung. Dresden, Minden. ℳ 2,50.
Tegnér, Esaias, Werke. Auswahl in 7 Bänden, übersetzt und her. von Gfr. v. Leinburg. 18—20. Lief. Leipzig, Leiner. à ℳ 0,50.
Turgenjew, Iwan, Aus dem Tagebuche eines Jägers. Deutsch von Adolf Gerstmann. Berlin, Janke. ℳ 2.

Vermischtes.

Bezzenberger, Karl Müllenhoff. ‚Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen' 9 (1 u. 2).
Kelchner, Ernst, Die Luther-Drucke der Stadt-Bibliothek zu Frankfurt am

Main 1518–1546. Bibliographisch beschrieben. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangel. Vereins. ℳ 4.
Sanders, Dan., Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. 33—38. Lief. Berlin, Abenheim. à ℳ 1,25.
Steinmeyer, E., Karl Victor Müllenhoff. ‚Anzeiger f. deutsches Altert.' 10, 3.

Recensionen.

Arnims Tröst Einsamkeit. Her. von Friedrich Pfaff. Ang. v. Franz Muncker, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (6), 216—18.
Baechthold, Goethes Götz v. Berlichingen in dreifacher Gestalt herausgegeben; Goethes Iphigenie auf Tauris in vierfacher Gestalt. Ang. v. A. Sauer. ‚Götting. gelehrte Anz.' Nr. 13.
Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied. Ang. v. Mesmer, ‚Theol. Quartalschr.' 66, 3.
Bamberg, Felix, Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist. Autorisierter Abdruck aus der Allgemeinen deutschen Biographie. Ang. v. Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (31), 485.
Barnstorff, A., Jephta. Tragödie. Ang. v. Paul Schlenther, ‚D. Lztg.' 1884 (31), 1137—38.
Baumbach, R., Abenteuer und Schwänke. Ang. v. R. v. Gottschall. ‚Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (29), 451—52.
—, Der Pate des Todes. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (36), 476—80.
Becker, Karl Ferdinand, Der deutsche Stil. Neu bearbeitet von Otto Lyon. Ang. v. E. v. Sallwürk, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (6), 211—12.
Becker, Reinhold. Der Trochäus und die deutsche Sprache. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv' 71 (3 u. 4), 445—46.
Bliedner, A., Schiller-Lesebuch. Ang. v. Matthias, ‚Gymnasium' 1884 (16), 549—50.
Bobertag, Felix, Geschichte des Romans. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (32), 503.
Boy-Ed, J., Novellen. Ang. v. M. G. Conrad, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (26), 410—11.
Cervantes Saavedra, Miguel de, Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Ang. v. Otto Roquette, ‚Nord u. Süd' 1884 (8), 275—77.
Crüger, Joh., Der Entdecker der Nibelungen. Ang. v. R. Sprenger, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (7). 264—65.
—, Die erste Gesammtausgabe der Nibelungen. Ang. v. Steinmeyer, ‚D. Lztg.' 1884 (32), 1165—66.
Diestel, Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. Ang. v. Julius Löwenberg, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (35), 539—41.
Dietze, Richard, Eichendorffs Ansicht über romantische Poesie. Ang. von J. Minor, ‚D. Lztg.' 1884 (35), 1274.
Ehrenberg, Das Schwert des Damokles. Roman. Ang. v. K. v. Richthofen, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (35), 551.
Einert, E., Johann Jäger aus Dornheim, ein Jugendfreund Luthers. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (32), 1073.
Erckmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Autor. Uebersetzung von Ludwig Pfau. Ang. v. Rudolf Doehn, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (32), 500—1.
Fäulhammer, A., Franz Grillparzer. Eine biogr. Studie. Ang. v. W. Buchner. ‚Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (26), 403—8.
Finsterwaller, R., Die Rose, eines der drei Wahrzeichen deutscher Dichtung. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv' 71 (3 u. 4), 446.
Frankl, L. A., Zur Biographie F. Grillparzers. Ang. v. W. Buchner. ‚Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (26), 408—9.
Frenzel, K., Neue Erzählungen. Ang. ‚Allg. Ztg.' 1884 (190 Beil.), 2795—96.
—, Zwei Novellen. Ang. ‚D. Lztg.' 1884 (32), 1180.

Gaedertz, K. Th., Das niederdeutsche Schauspiel. Ang. v. H. Abels, ,Germania' Nr. 159. — Ang. v. O. Kallsen, ,Deutsches Litteraturblatt' Nr. 17. — Ang. v. C. H. Preller, ,Wissenschaftl. Beilage des Hamburg. Correspondent' Nr. 17 u. 18. — Ang. v. Ad. Hofmeister, ,Mecklenburg Anzeigen' Nr. 203.

Gillert, Karl, Lutherana. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (32), 1074.

Goethe, Faust, ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt, neu her. von Wilhelm Ludwig Holland. Ang. v. F. Prosch, ,Zschr. f. d. österr. Gymn.' 1884 (5), 346—48.

—, Faust. Ed. par Marc-Monnier. Ang. von Welti, ,Beil. z. Allg. Ztg.' Nr 149.

Gottschall, Rudolf v., Die Papierprincessin. Roman. Ang. v. Albert Weigert, ,D. Rundschau' 1883/84 (21), 237—38. — Ang. v. J. J. Honegger, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (31), 480—81.

Grosse, Julius, Ein bürgerlicher Demetrius. Ang. v. M. Stein, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (31), 487.

Gryphius, Andreas, Sonn- und Feiertagssonette. Her. von Heinrich Welti. Ang. v. Franz Muncker, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (8), 314—15.

Haller, Albrecht v., Gedichte. Her. und eingeleitet von Ludwig Hirzel. Ang. v. R. M. Werner, ,Zschr. f. d. österr. Gymn'. 1884 (6) 432—44.

Hardenberg, Friedrich v. (genannt Novalis). Eine Nachlese aus der Quelle des Familienarchivs, her. von einem Mitglied der Familie. Ang. v. W. Scherer, ,D. Lztg.' 1884 (32), 1166.

Hartmann, August, Volkslieder. In Baiern, Tirol und Land Salzburg gesammelt. Ang. v. A. E. Schönbach, ,D. Lztg.' 1884 (27), 980—82.

Hebel, J. P., Briefe. Her. v. Otto Behaghel. Ang. v. Rob. Boxberger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (32), 505.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen (Das Recht des Stärkern. Alkibiades. Don Juans Ende). Ang. v. Paul Schlenther, ,D. Lztg.' 1884 (28), 1027—29.

Hillern, Wilhelmine v., Friedhofsblume. Novelle. Ang. v. R. v. Richthofen, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (35), 550—51.

Hirzel, Salomon, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek. Her. von Ludwig Hirzel. Ang. v. R. M. Werner. ,D. Lztg.' 1884 (31) 1127—28.

Hoffmann, Hans, Brigitta von Wisby. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Ang. v. C. Lemcke, ,D. Lztg.' 1884 (26), 951—52.

—, Im Lande der Phäaken. Novellen. Ang. v. C. Lemcke, ,D. Lztg.' 1884 (26), 952.

Humboldt, Wilh. v., Sprachphilosophische Werke. Her. von H. Steinthal. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (29), 991.

Huyssen, G., Die Poesie des Kriegs und die Kriegspoesie. Ang. von Otto Weddigen, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (32), 509—10.

Jensen, Wilhelm, Der Pfeifer vom Dusenbach. Eine romantische Erzählung. Ang. ,D. Lztg.' 1884 (34), 1249—51.

Kern, Franz, Goethes Torquato Tasso. Ang. v. August Sauer, ,D. Lztg.' 1884 (26), 938—39.

—, Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Ang. v. G. Wendt, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (6), 218—20.

Kirchbach, W., Ausgewählte Gedichte. Ang. v. R. v. Gottschall, ,Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (29), 454—55.

Kleist, Heinrich v., Briefe an seine Braut. Her. von Karl Biedermann. Ang. v. Wilhelm Buchner, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (31), 481—85. — Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (34).

Kluge, H., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 15. Aufl. Ang. von F. Muncker, ,Allg. Ztg.' 1884 (239 Beil.), 3521.

Köhler, Heinrich, Irren und Finden. Roman. Ang. v. M. Stein, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (31), 487—88.

Krüger, Bartholomäus, Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Her. von Joh. Bolte. Ang. v. G. Milchsack. ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (8), 313—14. — Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (31), 1060.

Lacroma, P. M., Stürme. Roman. Ang. v. K. v. Richthofen, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (35), 552—53.

Laube, Heinrich, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Ang. von David

Kaufmann, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (32), 493—94. — Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (33), 1130. — Ang. v. Th. Zolling. ‚Gegenwart‘ 1884 (27), 7—9. — Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.‘ 1884 (35), 1274—75.

Lenz, Max, Martin Luther. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (33), 1114.

Lessing, Hamburgische Dramaturgie für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von Jos. Buschmann. Ang. v. August Sauer, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 1884 (4), 281.

—, Nathan der Weise, a Dramatic Poem. Ed. with English Notes by C. A. Buchheim. Ang. v. Daniel Sanders, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (35), 557.

Lessings Jugendfreunde Chr. Felix Weisse, Joh. Friedr. v. Cronegk, Joach. Wilh. v. Brawe, Friedrich Nicolai. Her. von Jacob Minor. Ang. v. August Sauer, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 1884 (4), 280—81.

Lewald, Fanny, Stella. Ang. v. Albert Weigert, ‚D. Rundschau‘ 1883/84 (21), 236—37.

Lindau, Paul, Mayo. Ang. ‚Grenzboten‘ 1884 (33), 328—34.

Literaturdenkmale, Deutsche, des achtzehnten und neunzehnten Jahrh., in Neudrucken her. von Bernh. Seuffert: Nr. 8. Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772; Nr. 12. Vier krit. Gedichte von J. J. Bodmer; Nr. 13. Die Kindesmörderin, ein Trauerspiel von H. L. Wagner nebst Scenen aus den Bearbeitungen K. G. Lessings und Wagners; Nr. 14. Ephemerides und Volkslieder von Goethe. Ang. v. Minor, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 1884 (5), 349—54. — Nr. 16. De la Littérature Allemande v. Friedrich dem Grossen. — Nr. 17. A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (32), 503—5.

Loy, Arthur v., Berliner Novellen aus der Gesellschaft. Ang. v. M. Stein, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (31), 48— 87.

Luther, Martin, Werke. Kritische Gesammtausgabe. 1. Band. Ang. v. Paul Pietsch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (8), 308—11.

Meissner, A., Dichtungen. Ang. v. R. v. Gottschall. ‚Bl. f. lit. Unterh.‘ 1884 (29), 452—54.

—, Geschichte meines Lebens. Ang. v. Josef Lautenbacher, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (31), 476—78.

Mensch, Hermann, Der Pantheismus in der poetischen Litteratur der Deutschen im 18. und 19. Jahrh. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv‘ 71 (3 u. 4), 452.

Minor, Jacob, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Ang. von G. Wendt, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (7), 269—70. — Ang. v. Otto Brahm, ‚D. Lztg.‘ 1884 (30), 1092—94.

Mündel, Curt, Elsässische Volkslieder. Ang. v. A. Lustig, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (30), 468—69.

Nationalliteratur, Deutsche. Her. von Joseph Kürschner. Lief. 52—121. Ang. v. Rob. Boxberger, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (32), 502—3.

Neumann, J. G., Oratio de tumulo D. Lutheri. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (30), 1041.

Nölting, Fr. Th., Ueber Goethes Iphigenie. Ang. v. Hölscher, ‚Herrigs Archiv‘ 71 (3 u. 4), 451—52.

Perfall, K. v., Die Heirat des Herrn von Radenau. Novelle. Ang. v. M. Stein, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (31), 486.

Pfalz, Franz, Die deutsche Literaturgeschichte in den Hauptzügen ihrer Entwicklung, sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet. Ang. v. Ferd. Khull, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 1884 (4), 275—79. — Ang. v. R. Jonas, ‚Zschr. f. d. Gymnasial-Wesen‘ 1884, 488—91.

Pietsch, P., Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Ang. von Ernst Wülcker, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (8), 311—13.

Reinhard, Karl Friedrich, Briefe an Ch. de Villers. Her. v. M. Isler. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (29), 981.

Robert-tornow, Walter, Goethe in Heines Werken. Ang. v. Max Koch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (6), 215—16.

Schlessing, A., Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck. Ang. v. Daniel Sanders, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (32), 508.

Schmalkaldischen Artikel, Die, vom Jahre 1537. Nach D. Martin Luthers Autograph in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg zur 400jährigen Geburtsfeier Luthers her. von Karl Zangemeister. Ang. v. Th. Kolde, ,D. Lztg.' 1884 (27), 971–72. — Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (30), 1009—10.

Schmidt, Erich, Lessing. Erster Band. Ang. v. Franz Muncker, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (7), 266—69. — Ang. v. Julian Schmidt, ,Preuss. Jahrbücher' 1884 (8), 101—15. — Ang. v. J. Buschmann, ,Gymnasium' 1884 (14), 481—83.

Schmidt, Maximilian, Hochlandsbilder. Ang. v. R. M. Werner, ,D. Lztg.' 1884 (29), 1067.

Schröer, K., Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater. Ang. v. G. Wendt, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (6), 213—15.

—, Goethe und die Liebe. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (29), 994—95.

Schwab's, G., Leben. Erzählt von seinem Sohne Ch. Th. Schwab. Ang. v. W. Buchner, ,Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (29), 459–61.

Sloët, Leon, Capriccio. Ang. v. M. Stein, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (31), 487.

Stein, A., Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel. II. Teil nebst Anhang: Richard Wagners Dichtung ,Der Ring des Nibelungen'. Ang. von Hölscher, ,Herrigs Archiv' 71 (3 u. 4), 447–49.

Stern, Adolf, Geschichte der neueren Litteratur. Ang. v. Wilhelm Scheffler, ,Herrigs Archiv' 72 (1), 105—7.

Strzemcha, Paul, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Ang. von F. Prosch, ,Zschr. f. d. österr. Gymn.' 1884 (5), 348—49.

Taylor, George, Jetta. Ang. ,Grenzboten' 1884 (32), 285—89.

Traun, Julius von der, Der Liebe Müh' umsonst. Ang. v. M. Stein, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (31), 485—86.

Urbanski, P., Aesthetische Erläuterungen zu Voss' Luise vom Standpunkte des Schulunterrichtes. Ang. v. Saliger, ,Gymnasium' 1884 (14), 491–92.

Volkslieder, Schweizerische. Mit Einleitung und Anmerkungen her. von L. Tobler. Ang. v. H. Boos, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (7), 265–66.

Waldmüller, R., Don Adone. Ang. ,Allg. Ztg.' 1884 (225), 3315.

Wildenbruch, E. v., Dichtungen und Balladen. Ang. v. R. v. Gottschall ,Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (29), 449–51.

Windekilde, J., Neues Handwörterbuch der deutschen Sprache. Ang. von Daniel Sanders, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (32), 507–8.

Würfl, Christof, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Ang. v. Hölscher, ,Herrigs Archiv' 71 (3 u. 4), 451.

Xanthippus, Luther im Urteile eines Zeitgenossen. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (31), 1042.

Zarncke, Fried., Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, sein Leben und seine Werke. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (34), 1170–72.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Friedrich der Grosse und seine Stellung zur deutschen Litteratur.

Rede,
gehalten im Deutschen Turnverein zu Paris, den 9. Februar 1884.

Von

Alfred Schöne.

Wie ein jeder tüchtige Mann, dessen Sinn nach Höherem steht, als von heute auf morgen zu leben, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, seinen ganzen Wert zu kennen, seine starken Seiten nicht minder zu würdigen als seine Schwächen, so geziemt es auch der Nation, sich der guten Gaben und Vorzüge bewusst zu sein, welche ihr in die Wiege gelegt und von den Ahnen gepflegt worden sind. Und dies nicht um eitlen Rühmens willen, nicht um sich in den Strahlen eines Lichtes zu sonnen, das man selbst angezündet hat, nicht um sich in selbstgefälliger Voreiligkeit den Ehrenkranz selbst aufs Haupt zu drücken, welchen die Nachwelt vielleicht anderen Stirnen zuerkennen wird, sondern um sich ehrlich zu freuen an der guten Gabe, die von Gott kommt, mit mannhaftem Stolze zu erkennen, was geleistet worden ist, und daran den Mut für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft zu stählen, die dankbare Liebe für die Vorangegangenen zu bewahren und zu mehren.

Und so dürfen wir mit Recht uns dessen freuen, dass gerade ein Deutscher es ist, der das Wort gesprochen hat: „Tiefe Gemüter sind genötigt, in der Vergangenheit, sowie in der Zukunft zu leben". Hat sich doch von uralter Zeit her unseres deutschen Volkes tiefe Gemütsanlage in der liebevollen Pflege der Vergangenheit, in der treudankbaren Verehrung der grossen Toten bethätigt, die schon Tacitus vor beinahe 1800 Jahren als einen germanischen Charakterzug rühmt, und welche uns zu jenem historischen Sinn verholfen hat, der uns vor manchem blendenden, aber verhängnisvollen Irrtume seither behütete, und noch ferner behüten möge!

Die vorstehende Rede ist gedacht und gehalten worden für einen ganz bestimmten Hörerkreis, eine Versammlung von in Paris wohnhaften Deutschen verschiedenster Berufs- und Lebensstellung. Ich wünsche und hoffe, dass sie auch ausserhalb dieses Kreises willkommen sein möge und bin der Aufforderung sie zu veröffentlichen gern gefolgt. Denn aus den sieben Jahren meines Pariser Aufenthalts ist eine der freundlichsten Erinnerungen die warme Teilnahme, mit welcher der Deutsche Turnverein und seine Gäste meine Worte aufnahmen, und der patriotische Widerhall, den sie an jenem Februarabende gefunden haben.

So begrüssen wir es mit doppelter Genugthuung, wenn selbst jetzt, wo wir Deutschen uns endlich einmal der Gegenwart freuen dürfen, wo wir hoffen können, dass sogar die Zukunft durch Stärke, Mässigung und Weisheit gesichert sei, wenn selbst jetzt unsres Volkes Liebe für die Vergangenheit sich in erhöhtem Maasse äussert. In Liebe und Bewunderung verehren wir die erhabenen Gestalten, welche vor unseren Augen unsere neue Welt geschaffen haben; in dankbarem Vertrauen begleiten wir die weise und verantwortungsschwere Thätigkeit derjenigen, welche das neugeschaffene Werk durch die Gefahren des Augenblicks in eine gesicherte Zukunft zu leiten wissen. Aber wir vergessen auch nicht der Vergangenheit und ihrer Helden; ihnen lenkt sich unsere Betrachtung zumal dann gerne zu, wenn wir uns in gemeinschaftlicher Erhebung zusammenfinden. Dann fühlen wir in der gemeinsamen Verehrung uns neu geeinigt und freuen uns, Söhne Eines Namens zu sein.

Es ist nicht ohne Bedeutung, dass die Teilnahme unserer Nation augenblicklich ganz unverkennbar das vorige Jahrhundert bevorzugt, ohne Zweifel in der immer mehr sich ausbreitenden Erkenntnis, dass in ihm der Bau begründet und begonnen worden ist, den wir jetzt als vollendet begrüssen. Denn auf zwei verschiedenen Gebieten und zu zweien Malen ist unser Volk zum Ganzen zusammengeschlossen und unser Vaterland zur Einheit geführt worden: einmal und in diesen letzten Tagen politisch. Und dafür ist die Schöpfung des preussischen Staates die Vorbedingung gewesen. Das andere Mal aber, fast hundert Jahre früher, durch unsere grosse Litteraturperiode, welche den Deutschen die unentbehrlichste Vorbedingung zu politischer Einigung schuf: eine gemeinsame Sprache und eine gemeinsame Litteratur. Wenn ich nun sage, dass das politische Werk des 19. Jahrhunderts in Friedrich dem Grossen seinen Ahnherrn und Begründer verehrt, so wird dies weder in- noch ausserhalb Deutschlands irgend welchem Widerspruche begegnen. Dagegen werde ich kaum ohne weiteres Zustimmung finden, wenn ich hinzufüge, dass auch für unsere grosse Litteraturperiode er den Grund gelegt, den Weg geebnet hat, dass die deutsche Litteratur seiner Zeit seines Geistes Stempel, und mit Recht seinen Namen trägt, und dass er auch in der Geschichte unserer Litteratur zu den Vortrefflichen gehört, denen gegenüber, nach Schillers tiefsinnigem Worte, „es keine Freiheit giebt, als die Liebe“. Und so soll Friedrichs des Grossen Stellung zur deutschen Litteratur den Gegenstand unserer gemeinsamen Betrachtung bilden. Die Bedeutung und der unendliche Reichtum des gewählten Stoffes legen mir die Bitte um Ihre Nachsicht nahe: ich werde bemüht sein, in dem bescheidenen Maasse meiner Kraft nach bestem Wissen und Gewissen ein gerechtes Urteil zu gewinnen, wie es die Aufgabe jeder geschichtlichen Betrachtung ist.

1.

Keine schwerere Heimsuchung hat je das deutsche Land und Volk betroffen, als der grosse Krieg, dessen Verhängnis gerade zu einer Zeit

hereinbrach, wo es den Nachbarnationen gelang, sich zu geordneten aktionsfähigen Staatswesen zu gestalten und ihre geistigen wie materiellen Kräfte zu einer Kultur von wahrhaft nationalem Charakter zu entwickeln. Dreissig Jahre lang fegte der Krieg mit eisernem Besen durch die deutschen Gauen. Um Jahrhunderte hat er uns in unserem besten Sein und Wesen zurückgebracht. Verarmt und verödet war Land und Volk, zerrissen des Reiches Band. Deutsches Land schien fortan nur noch als willkommene Beute für die Nachbarn gelten zu sollen. Da war Lied und Gesang verstummt; harte unermüdliche Arbeit drängte Tag und Nacht. Nicht mehr des Lebens holder Überfluss war der Preis: es galt, das nackte Leben und Dasein mühsam zu fristen. Und dennoch war selbst damals das alte Vätererbe dichterischer Begabung noch nicht völlig entschwunden. Die wunderbar schönen ersten Abschnitte des Simplicissimus, manches klage- und trostreiche Kirchenlied, manches sinnige und in seiner Unbeholfenheit tiefpoetische Gedicht der Schlesischen Schulen giebt noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts davon Kunde. Aber es war wie das letzte Atmen des Verscheidenden. Von nun ward es stille im Lande und am Anfang des 18. Jahrhunderts war das alte deutsche Reich eben so tot und begraben, wie die deutsche Dichtung, fast möchte ich auch sagen, wie die deutsche Sprache.

Denn mit dem Schwinden dichterischer und überhaupt litterarischer Thätigkeit hatte in Oberdeutschland die Sprache ihren universalen Charakter eingebüsst und die einheimischen Dialekte drängten sich vor, wie es denn bekannt ist, dass gerade auf oberdeutschem Gebiete noch lange Zeit hindurch der Dialekt selbst in den höchsten Kreisen der Geburt und Bildung vorherrscht, zumal da wo, wie in den katholischen Landschaften, das Gegengewicht der Lutherschen Bibel fehlte.

Ähnlich war es in Norddeutschland, wenn auch aus anderen Ursachen. Wenn in den vergangenen grossen Blüteperioden der Litteratur die nordische Hälfte des Reiches wenig hervorgetreten war und sich an dem geistigen Leben der Nation in geringerem Maasse beteiligt hatte, so vollzog sich eine Wandelung vom 16. Jahrhundert an. Langsam erwuchs in den norddeutschen Ebenen ein Staat, von den Hohenzollern gegründet, welcher, insbesondere seit dem grossen Kurfürsten und seinen zwei Nachfolgern, den trostlosen Zuständen des Reichs gegenüber alles zeigte oder verhiess, was den übrigen deutschen Landschaften versagt schien: ein kraftvolles pflichttreues Herrschergeschlecht, eine Bevölkerung, eben so anhänglich als sparsam und unermüdlich arbeitend, ein wohlgeordnetes Heer, ehrliche Beamten, gute Finanzen, Achtung vor Recht und Gesetz, und: eine allmählich das gesamte Volk durchdringende Hoffnung und Zuversicht auf die dereinstige Grösse des Vaterlandes.

So verlegte sich der politische Schwerpunkt des deutschen Landes allmählich nach Norden. Zu gleicher Zeit aber vollzog sich zwar langsam, doch stetig der Prozess, welcher das Centrum des geistigen Lebens ebenfalls von Oberdeutschland hinweg nach dem Norden hinaufrückte, ein Prozess, welcher erst in unserer klassischen Litteraturperiode mit der Wiederherstellung eines völligen Gleichgewichts zwischen Ober- und Niederdeutschland abgeschlossen worden ist.

Für den Beginn dieses Prozesses aber ist es bezeichnend, dass bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. einer der grössten Geister aller Völker und Zeiten, Leibniz, der Begründer der Berliner Akademie, auf norddeutschem Boden erwächst und wirkt, nicht minder bezeichnend aber, dass mehrere seiner Schriften ganz ausdrücklich zu besserer Pflege und Ausbildung der deutschen Sprache dringlichst ermahnen. Denn kaum glaublich ist es, wie dieses edelste Gut unseres Volkes um den Beginn des 18. Jahrh. in Norddeutschland darniederlag. In allen Schichten des Volkes herrschte der Dialekt, der als niederdeutsche Mundart der hochdeutschen von Luther geschaffenen Schriftsprache erheblich ferner stand, als die meisten oberdeutschen Dialekte. Zwar bot die Luthersche Bibel in Kirche, Schule und Haus in weiten Gebieten Nord- und Mitteldeutschlands festen Anhalt und Beispiel, aber ihre Sprache war bereits fast zwei Jahrhunderte alt und ihrer Einwirkung standen allzuviel verderbliche Einflüsse entgegen. Das Französische war die Sprache nicht nur der Höfe und des Adels, sondern aller Gebildeten: fast möchte man sagen, es war auch in Deutschland nahezu die Schriftsprache. Die Barbarei des Kanzlei- und Gerichtsdeutsch übersteigt alles Maass, und man lese nur einige deutsche Briefe Friedrichs d. Gr., die er als 22-, 25- und 26jähriger an seinen Vater schrieb — man wird über ihre Sprache ebenso staunen wie über ihre Orthographie. Aber wer überhaupt konnte damals deutsch schreiben? Leibniz wohl, aber er stand auch in dieser Hinsicht vereinzelt da und starb zudem schon 1716. Noch mehr, so unerhört es klingt: wer sprach damals in Berlin, in Preussen, in Norddeutschland ausser dem kernigen und etwas ungelenken niederdeutschen Dialekt ein Hochdeutsch, das nicht mit französischen und lateinischen Fremdwörtern gespickt gewesen wäre, das nicht die übelsten Verstösse gegen die ersten Gesetze der Sprache verunstaltet hätten und das nicht überdies durch abschreckendste Pedanterie verunziert gewesen wäre? Die Antwort lautet: Niemand.

So galt es vor allem, Leibnizens Mahnung zu folgen, eine Schriftsprache zu schaffen und im Volke zur Kenntnis und Geltung zu bringen: dies empfand man als erstes und dringendstes Erfordernis. Mancher Fehler wurde dabei begangen, denn eine Sprache macht man nicht, sie wächst; sie lässt sich nicht gebieten, wenn auch leiten, und sie bildet und gestaltet sich selbst. Allmählich kam die spröde Masse in Fluss, an Eifer und Beharrlichkeit fehlte es nicht, und diese recht eigentliche Schulzeit Deutschlands füllt fast genau die ganze erste Hälfte von Friedrichs d. Gr. Leben aus. Denn sie schliesst mit dem ersten Erscheinen von Klopstocks Messias 1748. Zwar nicht völlig ab, denn zum Vollbesitz ihrer Sprache, „die für sie dichtet und denkt“, gelangt die Nation erst mit Lessings letzten und Goethes ersten Werken. Dagegen darf man sagen, dass bis zu Klopstocks Messias, ja selbst bis in die Mitte der fünfziger Jahre in deutscher Sprache nichts geschrieben worden ist, was nicht noch mehr oder weniger den Stempel des Schülerhaften an sich trüge, vor allem im Ausdruck.

Deutschland hatte damals das Glück, einen guten Lehrer zu finden, dem genau das Maass von Erkenntnis des Notwendigen und von uner-

müdlicher Energie verliehen war, welches zu der undankbaren aber nützlichen Arbeit des Schulmeisters erforderlich ist, und dem auch jene Dosis von Pedanterie keineswegs fehlte, die beim ächten Schulmeister beinahe zur Tugend wird. Der vielgeschmähte Gottsched ist es, der in seinen eigenen Schriften, Theaterstücken u. a. durch Beispiel, später in Sprachlehren u. dergl. durch Unterricht die damaligen Deutschen an eine korrekte, grammatisch-logisch durchgebildete Sprache und Orthographie gewöhnte. Dank hat er seinerzeit wenig geerntet, der zweite Praeceptor Germaniae, dessen freilich nicht hochfliegende aber unendlich verdienstliche Thätigkeit erst 1848 durch Danzels Buch erkannt und dargelegt worden ist. — Fleissig ging man bei ihm in die Schule. Überall, etwa von 1715 an, hatte die Gemeinsamkeit der Interessen strebsame Jünglinge und Männer zusammengeführt, welche deutsch-litterarische Gesellschaften gründeten, als Schäfer Menalkas, Thyrsis und Damöt ihre Doris, Phyllis und Chloris in allen Tonarten besangen, sich ihre schätzbaren Produktionen getreulich kommunizirten, sich gegenseitig weidlich bewunderten und bereitwilligst als neuen Pindar, Anakreon und Horaz feierten, und bei all diesem Treiben ein gar seltsam dorfschulmeisterliches Ansehen haben. Wie ein Kind mit greisenhaftem Antlitz schaut uns diese ganze Schülerperiode unserer Litteratur an. Zwar wird die alte Barbarei des Ausdrucks rasch überwunden, aber noch klingt die Sprache wie eine gelernte und zwar unvollkommen gelernte, und es herrscht in der neuen Rede eine schlimme Nüchternheit, die zumeist der Plattheit bedenklich ähnlich sieht. Dieser Charakter prägt sich dem gesamten geistigen Leben jener Zeit auf; er färbt ebensowohl ihre unverkennbare religiöse Bewegung, wie die moral- und erkenntnisphilosophischen Bestrebungen, die dem Zeitalter den nicht allewege zutreffenden Namen der Aufklärung eingetragen haben. Nüchtern dünkt uns heute alles in ihm, vor allem auch Gellert, der damals unendlich Bewunderte, ganz zu geschweigen von Rabener, Lichtwer, Uz, Gleim und anderen. Aber es musste so sein. Die Eigenschaften, welche uns ihre Werke ungeniessbar machen, sicherten ihnen damals ihre Verbreitung. An ihnen hat das deutsche Volk damals deutsch gelernt, an ihnen sich gewöhnt, neben der Kleinlichkeit der äusseren Existenz und der aufreibenden Tagesarbeit auch der Poesie wieder Zugang und eine Stätte im Gemütsleben zu gönnen. Dass diese Litteratur dürftig war, schadete nicht — im Gegenteil, es war dies die Vorbedingung ihrer Wirkung. Sie war schülerhaft, aber jedem verständlich, sie war übermässig populär, aber sie belehrte, sie war platt, aber sie prägte sich dem Gedächtnis ein, sie war schulmeisterlich, aber sie erzog. Anderes, Höheres zu würdigen war das Volk noch nicht reif. Man vergesse nicht, dass nachmals selbst Goethe doch eigentlich erst und nur auf die gewirkt hat, welche ungefähr seine Altersgenossen waren. Wären ‚Götz von Berlichingen‘ und ‚Werther‘ 30 Jahre früher, also schon 1743 und 1744 erschienen — kein Mensch hätte sie verstanden. Hat ihn doch selbst Lessing nicht verstanden: sein abfälliges Urteil über diese beiden Grundsteine der neuen deutschen Litteratur ist bekannt genug. Ebensowenig hat ihn Friedrich der Grosse verstanden.

2.

Dieser freilich aus anderen Gründen. Zunächst: weil er nicht deutsch konnte. Er selbst gestand 1757 gegen Gottsched, er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und spreche das Deutsche „comme un cocher". „Jetzo aber", fügte er hinzu, „bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu". Friedrich ist in französischer Sprache erzogen worden. Und dass dies geschah, unter den Augen seines Vaters, der alles Fremde gründlichst hasste, und bei der bekannten leidlich derben Aufrichtigkeit seiner Natur diesem Hasse einen nicht misszuverstehenden Ausdruck zu geben wusste: beweist es nicht, dass eine andere Erziehung in damaliger Zeit dem geistvollen Königssohne in Berlin überhaupt nicht gegeben werden konnte? Die ihn Deutsch hätten lehren sollen, konnten es selbst nicht. Und als es galt, Friedrichs Geist zu bilden und sein Gemüt und seine rege Phantasie: wo waren denn die deutschen Bücher, die man dieser nach Nahrung durstigen Seele hätte bieten können? Und als der Poet sich in ihm zu regen begann: in welchem deutschen Dichter von damals hätte er Anregung empfangen und nachahmenswertes Vorbild erblicken dürfen? Etwa in des Hamburger Senator Brockes Lehrgedicht: ‚Irdisches Vergnügen in Gott', das zu lesen uns heute weder ein irdisches noch überhaupt ein Vergnügen zu sein dünkt? Oder in Gottsched, der um diese Zeit Peter den Grossen mit den Versen andichtete:

Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Russlands tiefsten Schnee,
Und das Eis ward endlich theuer
An der runden Casper See?

Und selbst wenn man die besseren und besten der damaligen Zeit nennte, etwa Haller, Gellert, Hagedorn, Rabener, Gleim — es wäre thöricht, an und für sich diese Schriftsteller vor den französischen Autoren bevorzugen zu wollen, um so thörichter, als das Beste jener Deutschen bei den Franzosen in unendlich höherem Grade vorhanden war, und als die gesamte deutsche Litteratur damals bei den Franzosen in die Schule ging. Was konnte Friedrich anderes thun? Ihm, dem Fürstensohne, blieben selbst die Quellen verschlossen, aus denen unter anderen Umständen seine ungemeine poetische Begabung vielleicht hätte heimatliche Anregung empfangen können: freier und unbefangener Verkehr mit der Natur, mit dem Volke und dem Volksliede — ihm war das versagt. Und selbst das, was unter günstigeren Verhältnissen auf ihn für vaterländische Sprache und Dichtung hätte wirken können, die Bibel und der köstliche Schatz geistlicher Lieder der Vergangenheit wie selbst der Gegenwart, blieb ihm fremd. Teils war des Vaters rauhes Christentum schuld an dieser Ablehnung, teils auch der Einfluss der Zeit und ihrer Philosophie, obschon Friedrich im Grunde seines Herzens nie der Geistlosigkeit des Materialismus anheimgefallen ist, und gerade die religiös-philosophische Seite seines Wesens vermöge seines Hanges zur Spötterei leicht und oft falsch beurteilt wird.

So wandte sich seine Wahl den Franzosen zu, nachdem er in den Knabenjahren ihnen zugeführt worden war. Was er da fand, ist uns allen bekannt. Eine alte Kultur, die alle natürlichen Eigenschaften eines reichbegabten Volkes harmonisch ausgebildet hatte, eine Nation, die, in sich geeinigt, seit Jahrhunderten sich als Ganzes fühlte, die seit langem es erprobt hatte, welchen Segen die Vereinigung auch den geistigen Kräften spendet; eine verfeinerte Gesittung, welche einen beträchtlichen Teil der Nation zu Einem grossen Publikum vereinigt hatte, das den Schöpfungen der bildenden wie der redenden Künste gleiches Interesse und Verständnis entgegentrug. Dabei eine klare, wohlklingende Sprache, geschmeidig und gleichmässig durchgebildet, welche zur Zeit von Friedrichs Jugend in Wahrheit die Sprache der gesamten gebildeten Welt war, der Diplomatie, der Höfe, des internationalen gelehrten Verkehrs, aus dem sie das Lateinische zu verdrängen drohte. Und zwar erwies sie sich zu allen diesen Aufgaben als besonders befähigt, nicht nur um ihrer ungemeinen inneren Vorzüge willen, sondern auch deshalb, weil sie bereits im 17. Jahrh. zum Abschluss gelangt war und die Wandlungen schon hinter sich hatte, denen andere moderne Sprachen, vor allem die deutsche, noch unterworfen waren. Ohne nennenswerte Schwierigkeit liest man heute Montaignes ‚Essais‘ aus dem Ende des 16. Jahrh., während das Deutsche derselben Zeit uns fast wie eine fremde Sprache erscheint. In noch höherem Maasse gilt das von dem Französisch aus der Mitte des 17. Jahrh., das heute noch auf der Bühne Molières erklingt, und Voltaires Sprache aus der Mitte des vorigen Jahrh. tönt uns noch heute aus dem Französisch derjenigen Schriftsteller entgegen, welche die öffentliche Meinung als die besten jetztlebenden Meister der Sprache bezeichnet. Dagegen das Deutsch des 17. Jahrh. versteht man nicht ohne weiteres, und das Deutsch des vorigen Jahrh., etwa bis zu Lessings letzten und Goethes ersten Werken, hütet man sich ohne Zweifel, nachzuahmen, und man thut wohl daran. Muss doch noch im Jahre 1769 Lessing von dem vielberühmten Hallischen Professor „Geheimderat Klotz“ und seinen zahlreichen Anhängern sagen: „Alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann“. Wer diese Litteratur hat lesen müssen, weiss, wie berechtigt dieses Urteil ist.

Endlich die französische Litteratur, der sich damals keine andere an die Seite stellen konnte. Wir vergessen mit nichten, dass Italien und Spanien in Ausbildung und Abschluss ihrer Sprache vorangegangen waren und auf ihre grossen Dichter hinweisen konnten, dass England seinen Shakespeare besass, den grössten Dramatiker der modernen Welt, ein Genie, das zugleich wie kein anderes geeignet erscheint, den ewigen Gegensatz zwischen germanischer und romanischer Poesie zu verkörpern. Aber im 18. Jahrh. stand England wie die übrige Welt unter dem allmächtigen Zauber der französischen Litteratur, welche in Lehre und Beispiel der geistigen Bewegung Gesetze gab. Befähigt hierzu war sie und berechtigt, vor allem durch die bewundernswerte Harmonie, in welcher alle Gattungen der gebundenen Rede wie der Prosa in ihr durch grosse Meister ausgebildet erschienen. Neben Corneille, Racine,

Molière, Lafontaine und Boileau standen Pascal, Fénelon, Bossuet, La Bruyère, M^me de Sévigné in der Vergangenheit, standen im 18. Jahrh. eine Reihe hochbegabter Nachfolger — alle überstrahlt durch das eminente Talent von Voltaire.

Auch auf Friedrich wirkte dieser Zauberer der Rede unwiderstehlich anziehend. In Sprache und Form hat er sich von Jugend auf an ihn angeschlossen; an ihm hat sich Friedrich zum grossen Schriftsteller herangebildet. Befremdlich genug ist diese Seite des grossen Fürsten, wenn nicht vergessen vom deutschen Volke, so doch wenig gekannt, obgleich sein Hauptwerk, die aus mehreren Abteilungen zusammengesetzte grosse Geschichte seiner Zeit eines der bedeutendsten Denkmale der historischen Litteratur genannt werden muss. Sicherlich ist diese unbillige Vernachlässigung besonders dadurch herbeigeführt worden, dass Friedrich französisch schrieb, weil er deutsch nicht schreiben konnte. Und doch lag und liegt es so nahe, zu prüfen, ob wir nicht in seinen Schriften, trotz des fremden Gewandes, den Fürsten wiederfinden, der in Worten und Thaten, im Kampfe wie im Frieden, seinem Volke wie dem Auslande gegenüber, mit Schwert und Feder ein so starkes, unbeugsames, stolzes und opferfreudiges Vaterlandsgefühl bewiesen hat, wie keiner vor ihm, wie wenige nach ihm. Dreissig Bände füllen seine Werke — wer von uns hat sie gelesen? Ich darf so fragen, da ich mir selbst vor allem es vorwerfe, dass mir weitaus nicht die Hälfte derselben bekannt ist. — Vielfach mag auch zur Unterschätzung derselben das Urteil seiner französischen Freunde, vor allem Voltaires beigetragen haben, die hinter seinem Rücken über den Philosophe de Sanssouci unbarmherzig spotteten. Warum? wegen gelegentlicher Sprachfehler? Gewiss nicht. Sie hatten feineren Spürsinn als die Deutschen, welche Friedrich rundweg in die französische Litteratur verwiesen. Voltaire fühlte, dass das alles französisch geschrieben, aber deutsch gedacht und empfunden war. Es ist schon so: wenn sie sagten „ce n'est pas français", so hatten sie Recht; es klang wie französisch, im Grunde war es preussisch und deutsch. Und so sehe ich nach dieser Seite hin keinerlei Berechtigung zum Tadel gegen Friedrich. Er fühlte Drang und Beruf zu litterarischer Thätigkeit: er ist ein grosser Schriftsteller geworden. Er schrieb französisch, weil er keine ihm und seinem Gehalte angemessene deutsche Sprache vorfand. Will man etwa von ihm verlangen, dass er sich hätte selbstthätig an der Schaffung und Ausbildung einer deutschen Sprache und Litteratur beteiligen sollen? Aber in seiner Jugendzeit wurde er andere Wege geführt; bis zu seiner Thronbesteigung mochte man ihn leicht den unfreiesten Mann im Lande nennen. Und als er 28jährig König wurde, da füllten seine Seele andere Ideale, seinen Geist andere Aufgaben, als dass er hätte daran denken können, Versäumtes mühsam nachzuholen und danach im Wettbewerb mit den seichten Dichterlingen des damaligen deutschen Parnasses die stammelnde deutsche Sprache zum Reden zu bringen. Und wenn ihm jederzeit zwischen grossen philosophischen und historischen Arbeiten auch das leichte poetische Spiel des Geistes und Witzes ein Bedürfnis und eine Erholung geblieben ist, so eignete sich gerade dafür das Französische

ganz vortrefflich, trefflicher jedenfalls, als das altbackne und löschpapierne Deutsch der damaligen Sänger an der Pleisse, Spree und Saale.

3.

Und dennoch wurde er auch an der deutschen Litteratur seiner Zeit ein Mitarbeiter, Schützer und Förderer von unermesslicher Bedeutung. Freilich auf seine Weise: als König, Staatsmann und Kriegsheld durch die weltbezwingende Macht seiner Persönlichkeit.

Hier sind wir in der glücklichen Lage, uns von Goethe belehren zu lassen, der als frühreifer Knabe den siebenjährigen Krieg mit erlebte, damals und später an sich und anderen die Wirkungen von Friedrichs Persönlichkeit erfuhr und nachmals in Wahrheit und Dichtung auf das Lebendigste geschildert hat. „Betrachtet man genau", sagt er, „was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel" . . . . „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich d. Gr. und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muss schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen" . . . . „In diesem Sinne muss jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist. Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind" . . . . . „Ramler singt auf eine andere höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit grossen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst" . . . „Die Preussen", fährt Goethe fort, „und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem grossen Begriff, den die preussischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse französischer Kultur nach Preussen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich war, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Litterarwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen . . . aber man that es auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung; man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, dass der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies ge-

schah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und geniessen will, verlangen, dass er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und geniessbar zu sehen?" So weit Goethe, dem in diesen meisterhaften Abschnitten eigene Jugenderfahrung und der weitumfassende Blick des gereiften Mannes die Feder geführt haben. — Auf uns Jetztlebende macht die grösste Periode in Friedrichs Leben, die ersten 23 Jahre seiner Regierung (1740—1763) kaum einen schwächeren, gewiss aber einen noch einheitlicheren Eindruck. Wie von Dichterphantasie gestaltet und gegliedert steht diese Zeit vor uns: die beiden ersten schlesischen Kriege, die gewitterschwüle Spannung und todesmutige Rüstung vor dem entscheidenden Kampfe, dem siebenjährigen Kriege, die Katastrophe, in welcher der beinahe schon bezwungene Held durch ein letztes unwiderstehliches Zusammenraffen seiner Kraft den endlichen Sieg gewinnt — ein Königsdrama ohne Gleichen, das in kommenden Zeiten wohl auch einmal seinen deutschen Shakespeare finden wird.

Der Grösse der Handlung entspricht der Held. Der Kernpunkt seines Wesens ist die unerbittliche Wahrhaftigkeit: „er giebt sich, wie er ist und sieht die Dinge, wie sie sind". Ein grausam helles Licht, von ihm ausgehend, beleuchtet auf einmal alle Dinge; nicht nur Friedrichs Volk und Deutschland, zuletzt sieht die Welt mit seinen Augen und wägt mit seiner Wage. Er erkennt die Schwäche der ihm entgegenstehenden Mächte und erweist sie, allen verständlich, durch die That. Er erkennt die gesunde aufstrebende Kraft, die in seinem Lande und Volke der Zukunft entgegenharrt: er entfesselt sie, leitet sie, stärkt sie, und siegt mit ihr und für sie. Das Wort Vaterland tönt zum ersten Male wieder aus seinem Munde. Von ihm hat es der Preusse gelernt, von ihm der Deutsche. Was bis dahin klein und verachtet von aller Welt daniederlag, der preussische und der deutsche Name, er hat ihn zu Ehren gebracht, und der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, ist durch ihn zum Eckstein geworden. „Hätte ich mehr als Ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben", schrieb er am 16. August 1759, und: „es ist nicht nötig, dass ich lebe, wohl aber, dass ich meine Pflicht thue und für mein Vaterland kämpfe". Von ihm haben wir gelernt, dass das unser aller Pflicht ist. Weit über die Länder deutscher Zunge hinaus ging die Wirkung dieser seiner Gesinnung. Auch die anderen Nationen, auch die feindlich gesinnten, standen unter dem Eindrucke derselben, und binnen weniger Jahrzehnte bildete sich überall Vaterlandsliebe und Nationalstolz aus, wo bisher nur nationale Eitelkeit mit weltbürgerlichen Träumereien zusammen geherrscht hatten. Selbst die scharfen Ecken in Friedrichs Wesen waren derart, dass sie seinem Bilde nicht Abbruch thaten. Seine Härte, sein unbarmherziger Spott, seine Menschenunterschätzung, die zur Menschenverachtung emporwuchs — es waren Fehler von grossem Kaliber: nichts Kleinliches ist je in ihm erfunden worden. Dass ihn Hass und die ruchloseste Verläumdung nicht verschont haben, konnte bei seiner Grösse nicht anders sein. Aber es darf gesagt werden, dass unter seinen Gegnern keiner, der edelgesinnt

war, ihm eigentlichen Groll nachhaltig bewahrt hat, selbst die nicht, denen er Unrecht zugefügt hat, selbst die grossen Dichter und Schriftsteller der Fridericianischen Zeit nicht.

4.

Denn ihrer gab es nunmehr. Mit dem nationalen Gehalte, den Deutschland gewonnen hatte, ja alsbald nach Friedrichs erstem Auftreten erscheinen auch deutsche Dichter und Denker, welche dieses Namens würdig sind. Die Schülerzeit der deutschen Litteratur darf als abgethan gelten, wo die drei grössten Vertreter der Fridericianischen Epoche genannt werden: Winckelmann, Klopstock und Lessing.

Allen dreien ist Unrecht von Friedrich geschehen. Dass bei seiner bekannten Stellung zur Religion ihn Klopstocks biblischer Stoff nicht anzog, ist freilich begreiflich. Und ebenso, dass ihn die Oden sehr seltsam angemutet haben müssten, wenn er je sie zu Gesicht bekommen hätte. Und als dann in direkter Anlehnung an Klopstock eine ganze Schule von Skalden, Druiden und Barden aufstand, als friedfertige Volksschullehrer und Steuereinnehmer bluttriefende Schlachtgesänge anstimmten und das patriotische Bardengebrüll durch die teutonischen Eichenhaine tobte, da sind die wunderlichen Gesellen gar manchem unangenehm geworden, und ihres Meisters Geltung hat darunter schwer gelitten. Klopstock hatte einen stolzen Sinn, und als der lange Zeit hindurch erste deutsche Dichter dieser Epoche hatte er volles Recht dazu. Er hätte Friedrichs Wertschätzung verdient. Als seine begeisterten Apostrophen ohne jegliches Echo blieben, änderte er die Tonart und er hat nachmals an Friedrich einige ausgesucht unliebenswürdige Oden gerichtet. Glücklicherweise in der orakelhaften Sprache seines späteren Lebens, welche nur wenige Zeitgenossen zu verstehen vermochten, unter denen sich Friedrich sicherlich nicht befand.

Schlimmer schon ist es mit Winckelmann. Seit 1758 in Rom verweilend, hatte er in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe archäologischer Schriften veröffentlicht, insbesondere 1764 die epochemachende Geschichte der Kunst des Altertums, welche ihm europäischen Ruf eintrug. Seine Freunde wünschten ihn dem Vaterlande wiederzugewinnen. Man schlug ihn dem Könige 1765 zum Vorstand der Berliner Bibliothek mit einem Gehalte von 2000 Rthr. vor. Aber Friedrich lehnte ab, wofür kein anderer Grund ersichtlich ist, als der in des Königs Antwort liegt: „für einen Deutschen sind Eintausend Thaler genug“, wonach Winckelmann begreiflicherweise die Verhandlungen abbrach. Die Strafe blieb übrigens nicht aus. Friedrich liess zum Bibliothekar den Franzosen Pernety berufen. Das Schreiben geriet aber aus Versehen in die Hände eines gleichnamigen Abbé Pernety, welcher natürlich nicht ermangelte, anzunehmen. Als er nach Berlin kam, zeigte sich, dass er ein halbverwirrter Schwachkopf war. Nach vielen Jahren verliess er Berlin wieder, indem er sich aus Furcht vor dem bevorstehenden Weltunter-

gang flüchtete, woraus man nicht gerade auf inzwischen eingetretene Besserung seines geistigen Zustandes schliessen wird.

Und doch hätte Friedrich zum Leiter der Berliner Bibliothek keinen geringeren gewinnen können als Lessing. Nach dem Abbruch der Winckelmannschen Verhandlungen schlugen einflussreiche Männer dem Könige für diese Stelle Lessing vor, im Laufe des Jahres 1766, wie es scheint, sogar zweimal. Gerade Ostern dieses Jahres war Lessings Laokoon erschienen, das erste grosse Prosawerk der neugeborenen deutschen Litteratur, in Sprache und philosophischer Bedeutung den Schriften Winckelmanns unendlich überlegen, dessen Stärke in anderen Eigenschaften beruht. Und geschrieben war dieses Werk grossenteils in Breslau, in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, während Lessing Sekretär des Generals Tauenzien war. Dabei hatte er bereits lyrische Gedichte, die Fabeln, Logaus Epigramme, seine älteren Lustspiele veröffentlicht, desgleichen ‚Miss Sarah Sampson‘ und ‚Philotas‘, die auch in unseren Augen wahrhaft dichterische Werke sind, dabei hatten ihn seine Litteraturbriefe schon seit 5 Jahren an die Spitze der damaligen deutschen Prosaiker gestellt. Das alles werden Lessings Freunde dem Könige nicht verschwiegen haben, es blieb aber ohne Erfolg. Es scheint wirklich, als ob Friedrich dem deutschen Dichter ein Versehen nachgetragen habe, das diesem 15 Jahre vorher, 1751, mit Voltaire und seinem Sekretär Richier begegnet war und welches der misstrauische und reizbare Voltaire arg übertrieben hatte. Denn trotzdem Lessing mittellos war, nur von seiner Feder lebte und dabei noch seine alten Eltern unterstützte, und mit den „Eintausend“ Thalern sicherlich zufrieden gewesen wäre, weil er wünschen musste, die Berliner Stelle zu erhalten, wies Friedrich im Herbste 1766 den Vorschlag zurück, und in einer Form, die jeden weiteren Versuch unmöglich machte.

Auch hier kam die Vergeltung. Lessing fand keine Existenz in Berlin und musste sich zum Weggehen entschliessen. Er ging im Frühjahr 1767 als Dramaturg an die Hamburger Bühne, der er gleichsam als Morgengabe ein neues Lustspiel mitbrachte, welches seit einigen Jahren dem Abschluss nahe in seinem Pulte gelegen hatte, und das er nun, nach dem entscheidenden Nein des Königs, im Winter 1766 auf 1767 vollendete und drucken liess, so dass es in der Ostermesse 1767 erschien.

Dieses Stück ist ‚Minna von Barnhelm‘. Die widerfahrene Unbill hat der Dichter auf die edelste Weise durch Wohlthun vergolten. Es ist das schönste und zugleich beschämendste Abschiedswort, das je ein verkannter grosser Mann seinem undankbaren Fürsten und Vaterlande zurückgelassen hat. „Die wahrhafte Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“, nennt es Goethe, „von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that“ . . . . „Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Hass und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“.

5.

Dass Lessing vom Könige Unrecht geschehen ist, empfinden wir mit Schmerz. Aber wer gerecht sein will, darf Friedrichs Verschulden nicht mit dem Maasse unserer heutigen Einsicht messen. Sein Verhalten in dieser Sache entspricht genau der bisher von ihm beobachteten Richtung, und ich zögere, zu behaupten, dass man mit Recht von ihm hätte eine Sinnesänderung verlangen können. „Meine Jugend“, schrieb er 1760, „habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Tage zu verfügen“. Denn am Ende des siebenjährigen Krieges war Friedrich ein alter Mann, nicht den Jahren nach, aber in seiner Empfindung, und als Greis hat er die letzten 23 Jahre seines Lebens gelebt. Grosse innerliche Wandlungen lassen sich da um so weniger in ihm erwarten, als sein ganzes bisheriges Leben durchaus auf die unbeugsame Energie und unbedingte Geltendmachung seiner Persönlichkeit gestellt gewesen war. So war er streng und hart geworden und das wuchs mit den Jahren. Die geistige Erquickung, welche ihm die französische Litteratur bisher geboten hatte, begann ebenfalls zu versagen. Voltaire war sehr alt geworden und starb 1778. Der neuen französischen Richtung wollte und konnte Friedrich nicht folgen. Es wäre auch befremdlich gewesen, wenn ihm Rousseau's innerlich unwahre Natur etwas anderes als tiefe Abneigung eingeflösst hätte, aber selbst den genialen Werken Diderot's gegenüber verhielt er sich kühl ablehnend. So wandte er sich in den letzten Lebensjahren fast ausschliesslich der griechischen und römischen Litteratur zu, deren Werke er in französischen Übersetzungen immer und wieder las.

Die Jugendfreunde waren ihm früh gestorben, die späteren, meist Franzosen, wurden ihm fremder. Er war über das Menschenmaass seiner Zeit emporgewachsen — sie fühlten sich allzu klein vor ihm, und auch ihm war dieser Eindruck nicht fremd, wenn er sie mit seinem Maasse mass. Seine Grösse wuchs, aber auch die Einseitigkeiten seiner Natnr, und bald wurde es völlig einsam um ihn. Stärker als im Feldlager und im Wirbel der Kriegsschicksale bisher möglich war, machte sich nun in seiner Seele der Zwiespalt geltend, an dem er sein Lebenlang gelitten hat und der darin liegt, dass, wenn ich es in einer Formel zusammenfassen soll, er beides zugleich sein wollte: Voltaires Philosophe de Sanssouci — und Preussens König Friedrich. Schien es im Anfange seiner Laufbahn noch möglich, beides zu vereinigen, so ist es gerade das Resultat seines ganzen Lebens, dass diese Vereinigung am Schlusse unmöglich war. Niemand in seiner Zeit hat mehr dazu beigetragen, die deutsche Nation als solche zu schaffen und von ausländischem Einflusse zu befreien, aber zugleich war keiner im ganzen Lande, der weniger Freude, Genuss, Erhebung und geistige Nahrung aus dem neuen Geistesleben der Nation gewann, als unser grosser König. Und hierin liegt etwas Tragisches, hierin zugleich auch die Erklärung für die zunehmende Kälte und Menschenverachtung in Friedrichs Wesen. Er hatte Geister gerufen, deren Sprache er nun nicht verstand; er

spürte im Leben seines Volkes ein Wirken und Weben der durch ihn selbst geschaffenen Bewegung, aber ihr Sinn blieb ihm verschlossen, und halb mitleidig, halb unmutig schaut er dem Treiben zu. Unwillkürlich denken wir da an Lessing, der ihm 5 Jahre im Tode voranging und dem Ähnliches geschah. Keiner mehr und besser als er verkörpert die Fridericianische Litteratur. Aber neben ihm wuchs die neue Generation empor, und ihre Sprache, die die unsere ist, verstand er nicht, so viel gerade er dazu gethan hatte, den Schutt der Vergangenheit zu beseitigen und der neuen Welt Luft und Licht zu schaffen. So schmerzlich dies ist — es begegnet doch nur grossen Naturen. Nur der wahrhaft schöpferische Geist bringt Werke hervor, welche ihre eigenen Wege wandeln und über ihren Urheber hinauswachsen können.

„Friedrich hatte in den Kämpfen des Lebens den Egoismus verloren, verloren auch fast alles, was ihm persönlich lieb war, und er endigte damit, die Einzelnen gering zu achten, während sich ihm das Bedürfnis, für das Ganze zu leben, immer stärker erhob“. Und wenn ihm so die Empfindung nicht fremd war, wie viel er entbehre, so entsprach es ganz seiner Weise, wie er sich mühte, dass wenigstens sein Volk es besser haben möge, als ihm beschieden war. Musterhaft sorgt er für den öffentlichen Unterricht: noch in den letzten Lebensjahren verfügt er auf das Eingehendste, wie die deutsche Muttersprache gepflegt werden solle. Er, der kein Griechisch konnte und vom Lateinischen nicht viel mehr, empfahl auf das Wärmste die beiden alten Sprachen und bezeichnete selbst, welche alten Autoren gelesen werden sollten. Gustav Freytag hat das treffliche Wort von ihm gesprochen, dass „bis zu seinen letzten Stunden der kalte Strahl seines prüfenden Blickes unterbrochen wurde durch den hellen Glanz einer warmen menschlichen Empfindung“. „Und dass diese ihm blieb, macht die grosse tragische Gestalt für uns so rührend“.

6.

Und diese Empfindung, so warm und so menschlich, ist es auch, welche uns in seiner 1780 geschriebenen und veröffentlichten Schrift: ‚de la littérature Allemande‘ ganz besonders wohlthuend berührt. Dieses Werk ist, recht verstanden, für Friedrichs Stellung zur deutschen Litteratur nach seiner aktiven wie passiven Seite hin im höchsten Grade charakteristisch. Es ist jüngst in einem bequemen Wiederabdrucke erschienen und verdient es wohl, in unserem Vaterlande mehr und gründlicher gelesen zu werden als bisher. Habe ich mit den vor Ihnen vorgetragenen Anschauungen das Rechte getroffen und Ihre Zustimmung gewonnen, so ergiebt sich aus ihnen eine gerechte Würdigung der kleinen Schrift von selbst.

„Von der deutschen Litteratur, von den Mängeln, die man ihr vorwerfen kann, welches ihre Ursachen seien, und mit welchen Mitteln man sie verbessern könne“, so steht auf ihrem Titel zu lesen. Sie enthält eine Fülle der treffendsten Beobachtungen, zunächst über die Vorzüge

der antiken Litteratur, wie der Litteratur der romanischen Völker; sie erkennt mit sicherem Takte die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen insbesondere seit dem 30jährigen Kriege Deutschland vermöge seiner politischen Lage zu kämpfen hatte, soweit es sich um Ausbildung des Geistes und Läuterung des Geschmackes handelte. Auch die Bedeutung der Sprache in dieser Frage hat des Königs Einsicht voll erkannt, und er weist trefflich nach, welch mächtigen Vorsprung in dieser Beziehung die Romanen, besonders die Franzosen vor uns gewonnen hatten.

Freilich kann man ihm auch hier nicht überall beipflichten. Wenn er, im Jahre 1780, häufig über den unholden und rauhen Klang der Deutschen klagt, so denke ich, dass eine Sprache, in der bereits 4 Jahre vorher, 1776 das wunderbare Gedicht ‚Wanderers Nachtlied' erklungen ist:

Der Du von dem Himmel bist
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde,
Was soll all die Qual und Lust!
Süsser Friede,
Komm, ach komm, in meine Brust!

— dass diese Sprache an Fülle und Kraft des Ausdrucks wie an Innigkeit und Tiefe des Wohllauts keiner Sprache der Welt weicht.

Friedrich findet die deutschen klanglosen Endsilben, und nicht mit Unrecht, dem Wohlklang ungünstig und schlägt vor, etwa ein a anzufügen und lieber: sagena, gebena, nehmena zu sagen. Doch fügt er in richtiger Erkenntnis hinzu, dass dies gewiss nicht angenommen werden würde, selbst wenn es vom Kaiser, allen Kurfürsten und vom Reichstag dekretiert worden wäre, denn, setzt er hinzu, es ist das Volk „qui décide des langues en tout pays". Gewiss, und wir haben seitdem bessere Einsicht in das Wesen der Sprache überhaupt, wie insbesondere des Deutschen gewonnen, Dank vor allem einem unserer besten Männer. Als der grosse König 1786 sein Auge schloss, da lag zu Hanau in der Wiege ein Kind und lauschte den alten, lieblichen Wiegenliedern, mit denen die Mutter es in Schlaf sang. So hat es nachmals, als es herangewachsen war, so hat Jakob Grimm dem gelauscht, was die grosse Mutter, das Vaterland, ihm anvertraute von ihrer Sprache, ihrer Volks- und Kunstdichtung, ihrer Vergangenheit im Gesetz, Sitte und Glauben. Derselbe Mann, dessen reines Gemüt uns die Kinder- und Hausmärchen gesammelt hat, in Verbindung mit seinem Bruder Wilhelm, hat mit genialem Schauen die innersten Geheimnisse der deutschen Sprache erkundet und mit divinatorischem Scharfblick das sie beherrschende Gesetz im Wandel entdeckt. Dank ihm klagen wir nicht mehr über unsere Muttersprache.

Friedrich legt nun weiter in seiner Schrift dar, dass es besser nur werden könne, wenn man die Jugend einsichtiger erziehe und unterrichte. In grossen Zügen zeichnet er vor, wie sie den Wissenschaften zugeführt werden solle, wie man sie zu genauer Kenntnis der altklassischen und

modernen Sprachen anweisen, wie man sie mit den besten Werken der griechisch-römischen wie der französischen, italienischen, englischen und deutschen Litteratur vertraut machen müsse: daran werde sich ihr Geist und Geschmack schulen, ihre Muttersprache läutern und die Fähigkeit heranbilden, eine einheimische Litteratur zu schaffen. Das alles aber gehöre der Zukunft — über den gegenwärtigen Zustand urteilt Friedrich sehr ungünstig. Von deutschen Schriftstellern nennt er nur Leibniz, Haller, Gellert, Gessner, Wolf, Thomasius und etliche noch weniger hervorragende. Und nach einem bitterbösen Ausfall auf Shakespeare — der König konnte nicht englisch und sein Verdammungsurteil ist einfach ein Echo von Voltaire — erklärt er Goethes ‚Götz von Berlichingen‘ für eine „imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises“ und betrachtet den Beifall des deutschen Publikums als ein Zeugnis seines schlechten Geschmacks. Indessen, sagt er gegen das Ende, „on commence à s'appercevoir qu'il se prépare un changement dans les esprits; la gloire nationale se fait entendre, on ambitionne de se mettre de niveau avec ses voisins, et l'on veut se frayer des routes au Parnasse ainsi qu'au temple de la mémoire: ceux qui ont le tact fin le remarquent déjà“.

Bedurfte es in Wahrheit eines so aussergewöhnlichen Spürsinnes, um im Jahre 1780 das wahrzunehmen? Als man diese Jahreszahl schrieb, war Lessings letztes Werk ‚Nathan der Weise‘ seit einem Jahre veröffentlicht; waren Wielands Gedichte, sein ‚Danischmend‘ und die ‚Abderiten‘ vorhanden, waren Herders ‚kritische Wälder‘ bereits 11 Jahre alt, hatte J. H. Voss schon grosse Stücke seiner Homerübersetzung veröffentlicht, und waren von Justus Mösers ‚patriotischen Phantasien‘ drei Bände (1775—78) bereits seit mehreren Jahren gedruckt und verbreitet. Im selben Jahre schrieb ein junger Regimentschirurg in Stuttgart an einem Stücke, das ‚die Räuber‘ hiess, und arbeitete ein kleiner, bereits 56jähriger Professor an den letzten Kapiteln eines Werkes, das er ‚Kritik der reinen Vernunft‘ betitelte: Schillers wie Kants Werk erschien 1781. Ich nenne nur die Grossen und schliesse mit dem Grössten: von Goethe besass das deutsche Volk im Jahre 1780 bereits die kostbaren Kleinode der ‚Jugendgedichte‘, sowie ausser dem ‚Götz von Berlichingen‘ noch ‚Clavigo‘, ‚Werthers Leiden‘ und die ‚Iphigenie‘ in Prosa.

Und von dem allen wusste Friedrich nichts. Jahre waren gekommen und gegangen. Die Litteratur, die seinen Namen trägt, war emporgewachsen und schon von ihrer Nachfolgerin überflügelt, denn voll begonnen war bereits die Blütezeit der grossen klassischen Periode. Des Königs Schrift ist 30 Jahre, ein volles Menschenalter, zu spät geschrieben: er gemahnt uns an Epimenides, der nach langen Jahren des Schlafes erwacht und in eine neue Welt schaut, in der er fremd geworden ist. Die Gewissheit war vor aller Augen, und er ahnt sie kaum; gekommen war die Erfüllung und noch wagt er sie kaum zu hoffen. Uns überschleicht es wie ein Frösteln, wenn wir daran erkennen, in welcher Einsamkeit er sein Alter verbracht haben muss!

Aber mit Rührung lesen wir die Worte, welche den Schluss seiner Schrift bilden: „die zuletzt gekommenen übertreffen zuweilen die vor-

angegangenen: das kann auch mit uns geschehen, rascher als man denkt . . . . Wir werden unsere klassischen Autoren haben, jedermann wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird geschehen können, dass sich unsere Sprache, geläutert und vervollkommnet, um unserer grossen Schriftsteller willen von einem Ende Europas zum anderen ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie Ihnen an, sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht sehen, diese Hoffnung untersagt mir mein hohes Alter. Ich bin wie Moses: „ich sehe das gelobte Land von weitem, aber ich werde nicht hineinkommen“ . . . .

So oft ich dies lese, muss ich der schönen Worte Lessings gedenken, die er über die Alten sagt, welche „so oft einer Wahrheit oder Erfindung nahe gekommen sind, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen“. „Sie thaten“, sagt Lessing, „den letzten Schritt zum Ziele nicht . . . . weil sie so zu reden mit dem Rücken gegen das Ziel standen und irgend ein Vorurteil sie verleitete, nach diesem Ziel auf einer ganzen falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an, aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend“ — ein Vergleich, der Wort für Wort auf Friedrichs Stellung zur deutschen Litteratur angewendet werden kann.

Friedrich teilt das Los alles Staubgeborenen, und neben den Tugenden stehen Schwächen und Irrtümer. Selbst gross mag man diese Irrtümer nennen, da ja doch überhaupt gross der Maassstab dieser ganzen Erscheinung ist. Aber selbst aus diesem Irrtum tönt wie ein versöhnender Klang die Liebe für das Vaterland. „J'aime notre commune patrie autant que vous l'aimez“ steht am Eingange seiner Schrift. Und das ist kein Irrtum, das ist wahr und wahrhaftig: es ist der Inhalt seines ganzen Wollens, es ist Gesetz und Erfüllung seines ganzen Lebens!

Aus Leopold Schefers Frühzeit.

Nach handschriftlichen Quellen

von

Karl Siegen.

I.

Leopold Schefer, der Dichter des ‚Laienbrevier‘, das in einem halben Jahrhundert nicht weniger als 18 Auflagen erlebt hat, ist eine so eigenartige und interessante Erscheinung, dass eine Biographie und eingehende Würdigung dieses merkwürdigen Mannes zu liefern, eine dankenswerte Aufgabe wäre. Trotzdem hat sich dieser Aufgabe bisher keiner unserer namhaften Litterarhistoriker unterzogen. Der Grund

hierzu liegt wohl in der Masse von Werken, die gerade dieser Dichter während seines langen Lebens geschaffen und die, wie schon Goedeke in seinem ‚Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung' mit Recht hervorhebt, von sehr ungleichartigem Wert sind, ja zum grösseren Teile schon der — nicht ganz unverdienten — Vergessenheit angehören. Alle diese Werke, zumal seine novellistischen, der Reihe nach kritisch durchzugehen, wäre in der That eine Riesenarbeit, die zu bewältigen so leicht niemand die Lust verspüren wird. Allerdings hat trotzdem ein Schriftsteller, W. v. Lüdemann, uns eine kurze biographische Skizze über Leopold Schefers Leben und Werke geliefert, welche scheinbar ihren Zweck erfüllt. Goedeke wird aber wohl mit seiner Behauptung das Rechte getroffen haben, dass diese zuerst 1846 den ‚Ausgewählten Werken' Schefers beigegebene, dann nochmals mit Ergänzungen in der neuen Auflage der ‚Ausgewählten Werke' 1857 wieder abgedruckte und schliesslich meines Wissens zum letzten Male revidierte und die Einleitung der 12. Separatausgabe des ‚Laienbrevier', vom Jahre 1859, bildende Skizze im wesentlichen nichts weiter als eine Autobiographie Schefers ist, indem nicht allein manche Thatsachen nur von Schefer so erzählt werden, sondern auch die Angaben über seine Intentionen und die apologetischen Sätze nur von diesem ausgehen konnten. Diese Autobiographie, die beiläufig jetzt zu den Seltenheiten gehört, würde nun an und für sich nicht uninteressant sein, wenn sie nicht zu flüchtig gearbeitet und, was das Schlimmste daran, eben von Anfang bis zu Ende eine kritiklose Verherrlichung des Dichters wäre und somit ihren Zweck von vornherein verfehlte; denn der alternde Dichter, welcher sich, durch die Gunst des Publikums verhätschelt, selbst dazu bereden liess, Werke wie ‚Hafis in Hellas' und ‚Koran der Liebe' in der freilich trügerischen Hoffnung auf neue Lorbeeren zu veröffentlichen, konnte als kompetenter Beurteiler seiner poetischen Thätigkeit um so weniger angesehen werden, je mehr mit den vorgerückten Jahren auch seine Selbstüberschätzung zunahm. Aus letzterer dem Dichter einen Vorwurf zu machen, liegt mir ferne, sie wird durch das übertriebene Lob, welches von vielen Seiten auch seinen verfehlteren Dichtungen gespendet worden ist, vollständig erklärlich. Es ist aber nicht zu leugnen, dass dem Dichter gerade jene autobiographische Skizze, welche, man mag über sie sagen, was man will, indirekt doch auf ihn zurückzuführen ist, wenigstens ihm von seinem Freunde W. v. Lüdemann vor dem Druck zur Billigung vorgelegt und jedenfalls ganz in Schefers Sinne und nach seinem Wunsche abgefasst ist, mehr geschadet als genützt hat, aus welchem Grunde denn wohl auch der Verleger sie in den Neuauflagen des ‚Laienbrevier' ganz weggelassen hat.

Dank der Liberalität der „Oberlausitzer Gesellschaft", welche Schefers handschriftlichen Nachlass von dem noch lebenden Sohne des Dichters geschenkt erhalten hat, bin ich nun in der Lage gewesen, die von Schefer jedes Jahr gewissenhaft geführten Tagebücher, circa 80 Foliobände an Zahl, nebst anderem ungedruckten Material zu benutzen und diese Tagebücher, welche ihrem ganzen Inhalt nach ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen sein können, sind mir weit

wertvollere Beiträge zur Kenntnis von Schefers ganzem Dichten und Trachten als seine oben erwähnte autobiographische Skizze. Deshalb hoffe ich auch dem Dichter wie dem Publikum einen Dienst zu erweisen, indem ich, durch andere Arbeiten zunächst an der Ausführung der vollständigen Biographie Leopold Schefers behindert, wenigstens das Lebensbild des aufstrebenden Dichters bis zum Entstehen der ersten Anfänge seines Hauptwerkes, des ‚Laienbrevier', also bis zum Jahre 1807, der Öffentlichkeit übergebe. Benutzt habe ich und konnte benutzen die Lüdemannsche Arbeit nur an einigen wenigen Stellen, an denen ich auch diese Quelle besonders angegeben habe; meine Hauptquelle ist der erwähnte ungedruckte Nachlass, besonders die Tagebücher des Dichters, aus dem ich viele Stellen wörtlich mitteile, andere wenigstens dem Sinne nach treu wiederzugeben bemüht gewesen bin. Möge dieses Fragment als ein Baustein zu einer endlichen, gleichviel ob von mir selber oder von einem Anderen, zu erwartenden wirklichen Biographie Leopold Schefers dazu beitragen, dem Dichter neue Freunde zu erwerben, und möge es eine nicht ganz unwillkommene Spende zur besseren Kenntnis seines Jugendlebens sein.

Wie Lüdemann aus allerdings unverbürgten Familienmitteilungen entnehmen zu sollen glaubt, leitete die Schefersche Familie ihre Herkunft vom Oberrhein ab und das Familiensiegel — ein gekröntes nacktes Kind aus dem Wasser auftauchend — weist auf eine Verwandtschaft mit dem Geschlechte derer von Steinbach hin; indes lässt sich eben auch in dieser Hinsicht Sicheres nicht feststellen, da die Scheferschen alten Familienpapiere dem Brande, der 1766 Muskau heimsuchte, leider zum Opfer gefallen sind. Nur soviel glauben wir mit Lüdemann annehmen zu dürfen, dass die Familie ursprünglich wirklich vom Adel und im 17. Jahrhundert in Oberschlesien ansässig war, von wo sie jedoch von Seiten der Jesuiten ihres Glaubens halber verfolgt — wir wissen nicht wann — nach der kursächsischen Oberlausitz auswanderte. Wann die Familie den Adelstitel ablegte, ist unbekannt, doch wird in zwei Schriftstücken derselben, die sich im Nachlass des Dichters vorfinden und bisher nicht für unseren Zweck ausgebeutet worden sind, schon der Urgrossvater des Dichters als Bürgerlicher bezeichnet, während v. Lüdemann dies erst vom Grossvater annimmt.

Dieser Urgrossvater Leopolds väterlicherseits, Namens Christian Schefer war Landsteuereinnehmer des Sprottauischen Kreises (Regierungsbezirk Liegnitz) und vermählt mit Christiane Elisabeth, geborene Steinbachin, einer Tochter des kaiserlichen Biergefäll-Einnehmers und Stiftsamtmanns Johann Steinbach in Sprottau. Aus dieser Ehe stammte Theodor Schefer, der 27 Jahre Kirch- und Gerichtsschreiber in Linderode (? der Name des Orts ist nicht deutlich zu erkennen), eine Zeitlang auch Schulmeister zu Rothwasser und Kohlfurth gewesen und mit Johanne Maria, geborene Spiegelin, Tochter des Pfarrers Daniel Spiegel zu St. Barbara in Breslau und der Barbara Regina, geborene Reichel, kopuliert wurde. Dem Ehebunde Theodor Schefers und der Johanna Maria, geborene Spiegel, nun ent-

spross Christian Gottfried Schefer, des Dichters Grossvater, welcher am 29. März 1703 das Licht der Welt erblickte und nach unserer ungedruckten Quelle von den Eltern von Kindesbeinen an zur wahren Gottesfurcht und aller christlichen Tugend fleissig angehalten wurde. Nachdem Christian Gottfried herangewachsen und schon früh grosse Liebe zur Chirurgie bezeigt, kam er bei dem Stadtchirurg Hofmann zu Sorau in die Lehre, reiste dann, um seine Kenntnisse zu vervollkommnen, einige Jahre in der Welt herum, worauf er 1725 (nicht schon 1724, wie Lüdemann angiebt) als Bader und Stadtchirurg sich in Muskau niederliess. 1727 heiratete der vierundzwanzigjährige schöne, schlanke und kraushaarige Bader die Johanna Sophia Schneider, die einzige Tochter des gräflichen Promnitzschen Forstmeisters Johann Michael Schneider. Der Ehestand wurde mit 8 Kindern, nämlich 5 Söhnen und 3 Töchtern gesegnet, einer der Söhne ging indes dem Vater in die Ewigkeit voraus. Von Christian Gottfried nun meldet unsere Quelle, dass er Zeit seines Lebens sich gegen jedermann freundlich und dienstfertig bezeigt habe und in seinen Kuren treu und vorsichtig gewesen sei, infolgedessen ihn denn auch die gräfliche Herrschaft zu Muskau oft zu Rate gezogen und er nebenbei das Amt eines Stadtkämmerers erhalten habe, welches Amt er gleichfalls mit unermüdlicher Sorgfalt verwaltete, bis am 18. März 1758 früh 1 Uhr ein tückisches Fieber seinem Leben ein Ziel setzte; am 21. März gaben ihm seine trauernden Hinterbliebenen das letzte Geleit nach dem stillen Muskauer Friedhof. Auch die Bevölkerung nahm regen Anteil an dem Begräbnis, da unsere Quelle zum Schlusse hervorhebt, dass er sich besonders als ein treuer Beschützer der Witwen und Vater der Waisen ausgezeichnet habe. Dass diese Menschenfreundlichkeit sich später auf seinen Enkel, auf unseren Dichter vererbte, werden wir bald zu erfahren Gelegenheit haben.

Vom Vater unseres Leopold wissen wir nicht eben viel. Geboren war derselbe (nach des Sohnes Tagebuch) 1732 und empfing in der Taufe die Vornamen Christian Gottlob. Er hatte nach Lüdemanns Mitteilung, die dieser vom Dichter selbst haben wird, in Frankfurt an der Oder und in Wittenberg, diesen beiden jetzt nicht mehr existierenden, aber damals hochangesehenen Universitäten, Medizin studiert und stand in Dresden als Chirurg in Dienst, als ein fremder Gesandter ihn nach Amerika engagierte; aus der Reise jedoch wurde nichts, da dem Fremden ein Unglücksfall zustiess, der ihn nötigte, dieselbe aufzugeben, und wir dürfen uns aufrichtig freuen, dass der Reiseplan schliesslich scheiterte, da wir sonst den deutschen Dichter Leopold Schefer wohl kaum hätten kennen lernen. Was die pekuniären Verhältnisse Christian Gottlob Schefers betrifft, so scheint es demselben ganz leidlich gegangen zu sein, denn er war wenigstens in der Lage, in der nach dem Brande neuerstandenen Stadt Muskau, nach der er wieder übersiedelt war, und zwar auf dem Marktplatz ein eigenes Haus zu bauen, das jetzt die Hausnummer 128 trägt, und bald darauf führte er auch die viel umworbene Hanna Sophia als Weib in sein trauliches Heim ein. Diese war eine Tochter des gleichfalls von bürgerlichen Eltern abstammenden Pastors

Johann Gottlieb Schumann in Klitten, welcher 1717 in Triebel geboren war, seit 1746 in Klitten amtierte, am 21. Juli 1763 entschlief und seine tiefgebeugte junge Witwe Dorothea Sophia, geborene Glockner, nebst vier unerzogenen Kindern hinterliess. Diese Dorothea Sophia Schumann, welche für uns noch deshalb ein besonderes Interesse hat, weil sie später Jahre lang mit der Mutter Leopold Schefers, wie mit diesem selbst, gemeinsamen Haushalt führte, ist am 14. Juni 1734 auf dem ihrer Familie gehörenden Eisenhütten- und Hammerwerke Boxberg geboren, lebte seit 1764 in Muskau und wird vom Dichter als eine einfache aber seelensgute und fromme Frau geschildert, mit der wir uns gelegentlich noch zu beschäftigen haben werden. Die einzige Tochter aus dieser Ehe aber, Hanna Sophia, Leopolds Mutter, war nach des Sohnes Aussage zu Klitten am 6. August 1752 geboren, also gerade 20 Jahre jünger als der Vater unseres Dichters. Die Hochzeit des jungen Paares fand 1780 am 10. Juli, einem Montage, statt.

Der erste Sprössling der jungen Ehe, welcher im folgenden Jahre das Licht der Welt erblickte, war ein Mädchen, welches die Namen Sophia Auguste in der Taufe empfing, aber schon im zweiten Jahre den Eltern wieder entrissen wurde, weil der Vater den Fehler vieler Ärzte begangen haben soll, sein krankes Kind selbst kurieren zu wollen. Ihr hat der Dichter später, 1845, nachdem er nach einander Vater und Mutter und Weib verloren, eine gefühlvolle Elegie gewidmet, welche den Gegensatz zwischen der Schwester, dem ewigen Kinde, und ihm, dem alternden Manne, in schönen Worten hervorhebt und von der wenigstens folgende Verse hier Platz finden mögen:

„Niemals spielten wir Kinder zusammen! getrennt, wir Geschwister,
„Pflückten wir Veilchen allein! hörten den Kukuk allein!
„Niemals sah ich Dich lebend; nur Dein Grossmütterchen zu Dir
„Bettend in selbiger Gruft, sah ich Dich staunend im Sarg.
„Fürchtest Du nicht Dich allein in der dunkelen Erde? . . . gewiss nicht!
„Liebe der Mutter umwob dort Dich mit leuchtendem Glanz!
„Wach umschwebte sie Dich! Wenn sie schlief, schlich leis' sich die Seele
„Zu Dir, geliebtes Kind! sprachst Du — „o Mutter, Du kommst!"
„Aber bedaure Du nicht die verlorenen Jahre hier oben — : —
„Du bist immer noch Kind! Ich wandele schon zu den Alten!

Der Verlust dieses ersten Kindes war selbstverständlich für die Eltern, besonders aber für die Mutter ein schwerer Schlag. Doch die Trauer wurde bald gemildert, als am 30. Juli 1784, an einem Freitag unter Blitz und Donner die Mutter eines Knäbleins genas, welches in der Taufe die Namen Gottlob Leopold Immanuel erhielt; nur der mittelste dieser drei Vornamen, der Rufname Leopold, ist bisher den Litteraturhistorikern bekannt gewesen, die übrigen finden sich in dem unbekannten Tagebuche des Dichters vor.

Der Vater, ein liebenswürdiger, schöner, von frühester Jugend auf gesunder Mann, der sich im Doktorhut und Mantel gar stattlich ausgenommen haben soll, war dabei freilich wunderlich genug, zu verlangen,

dass sein Leopold mit der Milch einer Stute grossgezogen werde, um auch aus ihm einen recht kräftigen Menschen zu machen. Mutter Hanna hatte Mühe, ihren Mann von diesem originellen Plan abzubringen, und in der That erwies sich auch diese väterliche Fürsorge als ganz unnötig, denn der Knabe wuchs auch ohne die Pferdemilch zu einem starken Menschen heran, der kaum je ernstlich an sich erfahren hat, was Krankheit sei.

Der Vater war den Tag über viel ausser Hause, und so blieb die Aufsicht über das Kind grösstenteils der Mutter überlassen, von der es die Haupteigenschaften des Weibes, Liebe und Neugierde, bereits mit der Muttermilch eingesogen, durch Beispiel und Belehrung aber immer mehr abgelernt hatte, und diese Eigenschaften, die Liebe zum ganzen Universum, verbunden mit unersättlichem Wissensdrang, haben ja unseren Leopold von der Wiege bis zum Grabe durch mehr als dreiviertel Jahrhunderte begleitet. Die Stunden der Einsamkeit aber waren nun für die schwärmerisch angelegte und gemütvolle Frau vorbei, sie hatte jetzt in des Vaters Abwesenheit etwas, womit sich ihr Herz beschäftigen konnte und worauf das Mutterauge mit Wohlgefallen ruhte, wenn sie am knisternden Kamin in die Züge ihres Lieblings schaute und, als er etwas älter geworden, ihm, gemeinsam mit dem Sohn helle Thränen vergiessend, die Leidensgeschichte des Heilands erzählte.

Sonst wird uns aus der allerersten Kindheit des Knaben nur noch erzählt, dass Leopold in seinem zweiten Lebensjahre einmal zwischen seinem Vater und dessen Verwandten den Friedensengel hatte machen müssen, welche Jugendreminiscenz der Dichter später wiederholt in seinen Novellen und Erzählungen mit Vorliebe und Glück verwertet hat.

Als der Knabe mehr heranwuchs, nahm ihn der Vater — mit und ohne Mutter — oft auf seinen Krankenbesuchen mit in die Edelhöfe wie in die Hütten der Armut; so gewöhnte er seinen Sohn frühzeitig an den Anblick von Leid und Elend und an das Mitleid, das beim Anblick beider jedes gute Menschenherz erfasst. Er selber aber war gleich der Mutter im Gutesthun, so weit seine Kräfte reichten, dem Knaben ein leuchtendes Vorbild und versorgte die Armen oft nicht nur aus seinen Mitteln mit Arznei, sondern auch mit Speisen, welche dann sein Leopold oft den Kranken ins Haus tragen musste. Ja er soll wiederholt Brot und Wein vom eigenen Tisch weggegeben, unterwegs dem Sohne mitten im Winter die Mütze vom Kopfe weggeschenkt und den Knaben dann in seinen eigenen Mantel gewickelt heimgebracht haben; es hatte offenbar das Mitleid sich von seinem Vater auf ihn selbst vererbt und sollte dank seinem Beispiel sich nun auch auf des Grossvaters hoffnungsvollen Enkel, auf Leopold vererben, der besonders an Arme und Verachtete mit Freuden hingeben lernte, was er irgend entbehren konnte. Dass sich neben dieser Liebe zum Guten auch die Liebe zum Schönen immer mehr in dem Knaben entwickelte, wird keinen Wunder nehmen, und das Erbteil der Mutter, die Neubegier, trug gar sehr dazu bei, diese Liebe zum Schönen, besonders in der Natur, zu hegen und zu fördern. Fürs erste freilich zeigte sich sein Schönheitssinn natürlich noch auf echt kindliche Weise, indem der von der Mutter

verhätschelte Knabe sich auch durch Raub zu verschaffen suchte, was seinem noch nicht völlig ausgebildeten Schönheitssinn gefiel. So soll er eines Tages der Taube eines Freundes eine schöne Feder ausgerissen haben, dann aber darüber auch, als man ihm sein Unrecht darlegte, bitterlich geweint haben. Doch ein solcher Anfall von Reue war dem verwöhnten, eigenwilligen Knaben nicht zu oft gekommen. Wo er irgend sich im Recht glaubte, war es schwer, ihn des Gegenteils zu überführen. Zum Beispiel hätte er in einer Kalkgrube seiner mütterlichen Freundin und Pate Leopoldine von Gläser bald das Leben eingebüsst, da er eine ihn lockende Pfauenfeder aus der Grube holen wollte, er aber blieb ungewarnt. Diese Frau von Gläser wollte übrigens der Mutter um 1000 Dukaten ihren Leopold abkaufen und zu ihrem Erben einsetzen, ein Factum, an das in der Scheferschen Erzählung ‚der Waldbruder‘ noch Reminiscenzen erinnern. Das Anerbieten wurde indes, wie leicht begreiflich, von den Eltern unseres Dichters rundweg zurückgewiesen, und der kleine Leopold verlor seine Patin, deren oft bewiesene, nach seinem kindlichen Verstand nicht verdiente Liebe den Knaben sogar zornig und traurig gemacht haben soll, dann aus den Augen, als sie nach Dresden übersiedelte und nicht lange darauf starb.

Mit fünf Jahren konnte Leopold schon fertig schreiben, und auch im übrigen war sein reger Geist bereits für sein Alter sehr entwickelt, so dass er damals für das Soldatenleben, für die Türken und das Morgenland und alles mögliche schwärmte, ja als sechsjähriges Bürschchen mit Nachbars kleinem Dorchen den kühnen Entschluss fasste, in die weite Welt zu wandern; glücklicherweise kam er freilich nur bis zum nächsten Walde, aber sein Wandertrieb sollte später, als der Knabe ein Mann geworden, dennoch befriedigt werden und Leopold mit eigenen Augen die schönen Fluren Kleinasiens und Griechenlands schauen, von denen das Kind — fast zu frühe — bereits, angeregt durch Erzählungen der Eltern und fremder Leute, geträumt hatte. Fürs erste musste sich nun Leopold mit den Schönheiten in nächster Nähe begnügen. Doch er fand auch hier gerade um diese Zeit reiche Nahrung für seine Phantasie, denn zwei Göttinnen vor allem reizten und fesselten ihn nun, die jüngste Tochter des Callenbergischen Grafenhauses, die ihm als Helena noch nach langen Jahren, während er in Griechenland und Ilion weilte, vorgeschwebt hat, und die Musik, welche in dem Zimmer der schönen Gräfin ihren Zauber auf den Knaben ausübte, indem die liebreizende Dame zu den Klängen von vier Instrumenten ihre Lieder sang, dem anwesenden träumerischen Kinde damit das Herz umstrickend. Und als gar die Dame eines Tags zu einem Stücke eines Amors bedurfte und der kleine Leopold als solcher, in weisses Leder genäht, auf dem Schosse der Bewunderten sass und sie küssen musste, da gab es ihm — wie er selbst später Herrn v. Lüdemann erzählt — vor Seligkeit einen Stich ins Herz, und er behauptet später, dass von diesem Augenblicke an sich ihm „die Welt begann in Gleichgültiges und in Wertvolles zu trennen für alle Zeit“. Ja, dieser Kuss von den Lippen einer bezaubernden Dame hatte es dem Kinde angethan, und die Schönheit war für Leopold Schefer fortan, anfangs nur im dunklen Drange,

nachher aus inniger Überzeugung verehrt, das höchste Ideal, die Herrin, der allein sich später der Jüngling und der Mann freiwillig beugen sollte. Wäre unserem fingirten Amor indes nicht fast Zeit seines Lebens das Glück in seltener Weise treu geblieben, so hätte die gern gespielte Rolle des Liebesgottes dem kleinen Leopold beinahe das Leben kosten können, indem die schöne Helene samt ihrem Amor auf ganz natürlichem Wege in Flammen aufgegangen wäre, wenn Vater Schefer nicht den durch das Licht einer Lampe verursachten Brand, welcher schon das Haar der Dame erfasst hatte, mit rascher Geistesgegenwart gelöscht hätte. Doch sollte die reizende Frau fünfzehn Jahre später durch eine noch schönere Tochter Namens Agnes das Herz des Dichters aufs neue und diesmal in wahrer, verstandener und auch weiblicherseits erwiderter Liebe entflammen sehen.

Doch bis wir dahin kommen, hat es noch gute Weile. Zunächst begleiten wir unseren jungen Freund zum Schulunterricht, den der junge Leopold privatim erhielt, da es ein glücklicher Zufall gefügt hatte, dass der Hofrat Röhde, ein geborener Rheinländer, Günstling des Grafen Zinzendorff, Erzieher des Grafen Callenberg und des Grafen Gollowkin, Freund Rousseaus und Schlossers, ein freisinniger, geistvoller und in guten Verhältnissen lebender Gelehrter, zu seinen beiden Söhnen Alexander und Georg sieben andere Kinder aus den besseren Ständen, darunter unseren Leopold, um sich vereinigte, um diesen neun gleichaltrigen Knaben die nötigen Kenntnisse beizubringen; den ersten Elementarunterricht scheint der Knabe allerdings — gleichfalls zu Hause — von dem Rector Tamm, einem nicht minder tüchtigen Schulmann, empfangen zu haben, wie wenigstens aus dem Tagebuche hervorgeht, wo er dieses Mannes wiederholt als seines ersten Lehrers dankbar gedenkt. Ordnete sich aber der kleine Leopold dem von ihm hochverehrten Röhde in dessen Hause, so lange es zu lernen gab, freiwillig unter, so war er dafür, sobald die Schulstunden vorbei und es galt, mit ungebundener Jugendlust ins Freie hinauszustürmen und besonders gymnastische Übungen anzustellen oder irgend sonst in Garten, Wald und Feld herumzutollen, der anerkannte Führer der kleinen lebensfrohen, oft überlustigen Burschen, von denen besonders einer, Alexander, Hofrat Röhdes ältester Sohn (später Berghauptmann von Kolywan in Russland und in der Blüte seiner Jahre gestorben), einen innigen Freundschaftsbund mit Leopold geschlossen hatte.

So floss die Knabenzeit grösstenteils in heiterer zugleich und nutzbringender Weise dahin, obwohl in letzterer Hinsicht der Herr Vater, in ersterer Hinsicht das Söhnlein gar manches auszusetzen fand. Vater Schefer nämlich muss doch herausgefunden haben, dass sein Leopold in den Schulstunden zwar recht gute Fortschritte machte, wenn der Knabe nämlich, wie nicht immer der Fall, dazu aufgelegt war, dagegen seine freie Zeit in etwas zu freier, ausgelassener Weise ausgebeutet habe, denn er zwang ihn gar oft, zu Hause zu zeichnen (Leopold sollte ursprünglich Ingenieur werden), Klavier zu spielen und Noten zu schreiben, was für unseren Springinsfeld damals eine ebenso wenig angenehme, als nützliche Arbeit schien, ihm aber später doch recht gut zu statten kam. Während der Unterrichtsstunden aber fesselte den geweckten

Geist Leopold Schefers, der von der Mutter besonders in der Religion unterwiesen worden war, ohne indes blind zu glauben, was er gehört und gelesen, die Mythologie der Alten, die seinem Sinn für das Schöne neue Nahrung zuführte und ihm bis zu seinem Ende neben dem Studium der Natur die liebste Wissenschaft war, übrigens, wie v. Lüdemann mit vollem Recht betont, gerade dazu beigetragen hat, dass der Dichter allem Dogmatischen gegenüber sich streng neutral verhielt sein Lebenlang, eine Eigenschaft, die in seinen Dichtungen überall, wo nur vom Göttlichen die Rede ist, sich erkennbar macht. Ein dritter Lehrer, der auf das Gemüt und noch mehr auf den Verstand des Knaben bildend einwirkte, war allerdings nicht sein Lehrer im eigentlichen Sinne, denn er kam in die Schefersche Wohnung nur oft von dem nahen Wolfshayn herüber, wo er Hofmeister war, es ist das der berühmte Philosoph Johann Gottlieb Fichte, der nur zwölf Jahre älter als Leopold, mit Vater und Sohn freundschaftlich und anregend verkehrte, auch übrigens noch später mit Leopold in schriftlichem wie mündlichem Verkehr stand.

Wie wir sehen, waren die Verhältnisse ganz dazu angethan, um aus unserem Schefer etwas Tüchtiges werden zn lassen, denn die eigentlichen Schulen in kleinen Städten waren zu jener Zeit nicht die besten und hätten auf den regen Geist des Knaben eher hemmend als fördernd eingewirkt, so aber entwickelte sich der Knabe schon frühe zu einem Charakter und lernte sich in erster Linie auf sich selbst verlassen. In dieser Hinsicht ist, was er in seinem Tagebuche von sich selbst aus dieser seiner Frühzeit sagt, zu charakteristisch, als dass wir diesem kleinen Selbstbekenntnis nicht an dieser Stelle ein Plätzchen einräumten. Es lautet: „Das bin ich! Der Streuhaufen zwischen Kuhstall und Pferdestall, das Melkschemelchen oben drauf — wie ein Thron. Wenn mir die Mutter Obst hinlegte und nicht sagte, es sei für mich, — ich ass es nicht, ich weinte. Wenn die Mutter voraus war, ich in meinem Schritte bleiben und nicht laufen und sie doch einholen wollte — sie musste warten — und dennoch weinte ich fort, dass es mir so gegangen war. Was ich nicht brauchte, vernichtete ich auf der Stelle. Ich konnte nicht schlafen, wenn nicht alles in der besten Ordnung war. Was mich jemand lehrte, hörte ich mit an —, ich musste es aber selbst für mich zu Hause lernen, sonst wusste ich's wohl historisch, aber durchaus nicht praktisch“. An anderer Stelle wieder erzählt er von sich aus jener Zeit: „Wenn ich's nun niemandem recht machen konnte, so war's mein tröstender Gedanke, gar nichts zu sein, — ich kroch in den Besenwinkel. Nichts hat mich mehr erhoben, als Resignation — völlige —, wenn ich würde tot sein, dachte ich, alle hätten mir unrecht gethan und erkennten es nun, dann wollte ich mich freuen!“ Diese Gedanken der Resignation des Knaben nennt freilich schon der Jüngling Schefer eine grosse Thorheit und erkennt, dass er damals das Charaktersein wollen in jugendlich kindischer Weise manchmal übertrieben, ja in seinem Trotz und seiner stolzen Resignation sich bisweilen wie ein Mädchen geberdet habe, die ihre Liebe dem Jüngling nicht entdeckt und sterben will in der Meinung, dass das Bild der Thränen, die er ihr vergiessen werde, ihr selbst zum Trost gereiche.

Ein ander Mal berichtet er, wie ein gewisser Lieutenant Haag beim Vater war, mit diesem sprach und auf den kleinen Leopold gar nicht acht gab; da habe er (Leopold) dem Lieutenant auf die Füsse getreten und gesagt: „Ich bin auch ein Lieutenant, — ich hab' auch Sporen!“, denn damals habe er Sporen getragen. Gewiss kein geringer Beweis für das Selbstgefühl des damals jedenfalls noch recht kleinen Knaben, wie für seinen Stolz, der nicht immer sich in so resignierter Weise kundgab, als wir eben vorher gelesen haben.

Noch eine vierte — längere — Stelle aus dem Tagebuche ist bezeichnend für Schefers Charakter, seine ganze Denkart, wie für sein Thun und Lassen zu jener Zeit. Nachdem der Dichter — das Geständnis ist aus dem Jahre 1803, wo er noch in Bautzen war — erklärt, dass er an Unsterblichkeit nie geglaubt habe, weil niemand sie ihn glauben gelehrt, fährt er fort: „Hingegen glaubte ich früher schon, der Mensch lebt nur einmal. Dazu half mir das alte Testament. Das war in Flammenschrift in mein Herz geschrieben; und ich wollte verzweifeln, wenn ich glaubte, etwas gethan zu haben, was mir an Leib und Seele schädlich sein könnte. Dass ich Unrecht hätte, habe ich nie geglaubt. So wie ich sei, glaubte ich, müsse man sein, daher ich ganz verstockt gegen Tendenzen, Ermahnungen, auch von gröberer Art, war. Ich habe nie zu etwas können gezwungen werden. Den Trotzkopf wollte mir der Vater austreiben; noch in seinen letzten Jahren sagte er zu seiner jüngeren Schwester: Der Junge bringt mich noch ins Grab; aber so lange ich noch lebe, soll's ihm nicht gelingen, nach seinem Kopfe zu fahren. Die Schwester ermahnte mich und tröstete ihn. Er ist aber wirklich drüber gestorben, — und dennoch war ich unschuldig. Ich glaubte durchaus, ich hätte Recht, und in den meisten Fällen war es auch so, denn ich war ein Kind der Natur. Ich wollte von allen den Grund wissen, und den sagte mir niemand; ich that es also nicht. Der Vater verbot mir immer viel. Ich sagte: gut! aber sagen Sie mir, warum? und sagen Sie mir dann auch, was ich im Gegenteil thun soll? Er schwieg. Er wusste, was er an mir hatte; das hat er vorher und nachher oft gegen andere geäussert, gegen mich schwieg er davon. Hätte er gesagt: so ist die Welt, so bist Du, so hast Du die Anlage zu sein, so bestrebe Dich zu sein, das und das musst Du thun, ich will Dich unterstützen; das hätte ich gefasst, ob ich gleich erst 10 oder 9 Jahr alt war. Ich hätte vielleicht andere geringer geschätzt, doch das war leicht mir zu benehmen; und im äussersten Falle blieb es immer eine Wahrheit; man kann andere verachten und doch selbst nicht stolz, sondern sehr demütig sein. So aber schwieg er; er hatte mich zu etwas anderem bestimmt, als er war. Wenn ich 100 Kinder hätte, sprach er, so soll keiner das werden, was ich bin; und dennoch sollte ich gerade das lernen, was ihn gehindert hatte, dass er nicht der Mann wurde, der er, mit jenen Kenntnissen versehen, hätte werden können. — — Ich konnte damals nie begreifen, wie ihn meine Mutter (trotz seiner Unvollkommenheit nämlich) hatte lieben können; jetzt (1803) fange ich an, es zu begreifen. — — Verhältnisse ketteten sie später an ihn, er war übrigens ein liebenswürdiger Mann, war wohl-

gesittet, dennoch nicht fein, – und über alle Massen gut; doch unbeschadet seines Charakters, dem er immer treu blieb. Die Mutter hatte seine Verhältnisse kennen gelernt und ihn bemitleidet. In meinem Charakter liegt aber: lieber Neid, als Mitleid andern gegen mich einzuflössen; ich hielt andere in meiner Jugend nicht einmal wert, mich zu loben, oder Lob wenigstens für unleidlich, als überflüssig, und so ertrug ich ihren Tadel noch weniger. — Der Stolz und die Eigenliebe machen, dass man sich gern an anderen getäuscht findet; sind andere schlechter, so glauben wir dadurch besser zu werden, oder doch in unserer Trägheit bleiben zu können, und dennoch besser zu sein; darum freute es mich anfangs, dass ich so viel Geistesanlagen hatte, die mich selbst ohne meine Anstrengungen erheben. — — Mein Vater schwieg also, und ich blieb mir überlassen. Ich war natürlich träge und verdrossen, ich hasste alle Anstrengung, denn es ging mir alles ohne sie von statten. Ich schloss mich einst in eine Kammer ein, um nicht in die Schule gehen zu dürfen, man holte mich; ich konnte nicht begreifen, warum; ich war in Verzweiflung, und dennoch schämte ich mich, warum wohl? Man tadelte mich, ich glaubte Recht zu haben, ich schämte mich, ich weinte, dass man nur an meinem besten Willen verzweifeln könnte, ich weinte vor Ärger und Bosheit, dass man nicht glaubte, ich sei so gut, dass mich niemand tadeln könne. Und das war auch mein ernstlicher Wille, aber nur dann erst recht lebhaft, wenn ich wieder glaubte, es sei zu spät; d. h. ich wollte so gut sein wie möglich, so unschuldig; aber mein Leichtsinn, mein Unverstand, zog mich hin, Löcher durch diese Gesetze zu machen, weil mir es angenehm war, und dennoch wollte ich wieder als der Beste erscheinen. Widersprüche über Widersprüche! Man wollte mich überführen, dass ich gefehlt hätte, wenn ich wirklich gefehlt hatte, es einsah und doch aus Stolz nicht gestehen wollte; ich leugnete, weinte, dass mich der Bock stiess. Und in so einem Zustande war's, dass ich einst zur Mutter einen Spruch sagte, der auf meine Lage zu passen schien: ich armes, zerknirschtes und zerschlagenes Herz, oder ohngefähr so. Die Mutter lachte mich aus, mein Zustand war erschrecklich, seit der Zeit ward ich verstockter. Ich war nicht fromm, das wusst' ich, ich wollte es scheinen, man glaubte mir nicht, seit der Zeit, dass man mich verachtete, verachtete ich die Meinung aller anderen, und besonders seit ich wirklich besser geworden. Mein Herz war das einzige, was ich zufrieden wünschte, dazu kam der Spruch, den ich lieb gewann und in meine Stundentabelle schrieb ‚Bedenk, dass nichts Dich glücklich macht, als die Gewissensruh und dass zu Deinem Glücke Dir niemand fehlt als Du!‘ Die Mutter las die Tabelle und lobte mich, seit der Zeit warf ich sie weg, den Spruch hasste ich, aber seine Wahrheit ist mir tief im Herzen“.

So viele Widersprüche dieses Glaubensbekenntnis auch zu enthalten scheint, so interessant ist es doch für uns; denn es zeigt uns wenigstens so viel, dass ein Grundsatz in Schefers späterer Lebensanschauung sich schon damals mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit hervortritt, der Satz: Lebe so, dass Du mit Dir selbst stets zufrieden sein darfst! Und dass

er sich seine Ziele ziemlich hoch gesteckt, dass er selbst bei aller Erkenntnis seiner seltenen Fähigkeiten doch gar oft sich nicht genügte und sich deshalb selber manche Qual bereitete, werden wir ja noch sehen. Übrigens war es mit der Trägheit, die ihn nach seinem Selbstbekenntnis bisweilen befallen haben soll, so gar schlimm auch nicht bestellt. Sagt er doch selbst einmal, Anstrengung habe er geheissen und heisse das, was andere Unmöglichkeit nennen, er habe geglaubt, selbst träge zu sein, und doch dabei Dinge durch Fleiss und Anstrengung seines Talentes verrichtet, die ausserordentlich waren; er habe manchmal geglaubt, er sei träge, weil sein Begriff von Anstrengung zu hoch war und besonders sich auf Dinge richtete, zu denen er nicht Lust hatte; das wäre aber gezwungene Anstrengung gewesen.

Man könnte aus diesem letzten, grösseren Selbstgeständnis wohl zwischen den Zeilen herauslesen, dass das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nicht das beste gewesen, indessen haben wir bei der Offenherzigkeit, mit der Schefer seinem lieben Tagebuche seine geheimsten Gedanken anvertraut, keinen Grund zu einer solchen Annahme. Der Vater war wenig zu Hause, war ein origineller Herr, dabei mehr Arzt für den Leib als für die Seele, sein Leopold dazu ein manchmal gar wilder Bube, was Wunder, wenn sich der Sohn mehr zu der Mutter hingezogen fühlte, deren zartbesaitetes Gemüt dem seinigen weit verwandter war, und wenn Vater und Sohn, jeder ein scharf begrenzter Charakter, das Einigende zwischen beiden Charakteren weniger als das Trennende erkannten! Einander wirklich verstehen konnten sie wohl beide nicht, die Achtung hat Leopold seinem Vater nie versagt und recht wohl zu schätzen gewusst, was er an demselben trotz aller Wunderlichkeiten und Grillen gehabt, wie der Vater auch auf seinen Sohn oft im Grunde seines Herzens stolz gewesen sein wird, wenn er es auch den ohnedies sich eigenartig Entwickelnden selten merken liess.

Der Vater war inzwischen rasch gealtert, seine Praxis nahm in gleicher Weise ab und so sah er sich in der zweiten Hälfte der 90er Jahre gezwungen, sein Haus noch in seinen alten Tagen zu verkaufen und bei der Mutter sich einzumieten. Im Anfang Oktober 1797 wurde er bettlägerig und fühlte sein Ende herannahen. Unserem Leopold hatte es schon oft geträumt, es stürbe jemand von seinen Eltern, und er fragt sich, wen von beiden er hingeben solle. Trotzdem aber, erzählt er, habe es ihm überhaupt unmöglich geschienen, Vater oder Mutter zu verlieren; er habe immer geglaubt, es gehöre zur Vorsehung, dass sie jedem seine Wünsche ganz erfülle. Als der Vater indes erkrankte, da sei er, Leopold, durch den Hof in den Garten gegangen und habe gebetet, doch so, dass er von keinem bemerkt wurde, denn er würde sich geschämt haben, wenn jemand hätte glauben können, dass er bete! So habe er auf seinen Knieen dagelegen und gebetet und geweint in Wahrheit wie ein Kind. In der nun folgenden Nacht aber habe sein Vater die Sprache verloren, Leopold habe an einen befreundeten Arzt in einem Nachbarort geschrieben, dieser habe aber nicht mehr helfen können, ja der Vater habe sogar, nachdem er nach Feder

und Papier verlangt, einen schwachen, vergeblichen Versuch gemacht, schriftlich seinen Gedanken Ausdruck zu geben; er, Leopold, habe bei dem Anblick ganz betäubt dagestanden. Und als der Hofprediger, später Oberkonsistorialrat Brescius, am Krankenlager erschienen sei, da habe der Vater diesem mit einem Händedrucke den Knaben, der nach Lüdemanns Mitteilung — wir wissen aus obigem Tagebuche, dass es aus Stolz und falscher Scham geschah — thränenlos blieb, ans Herz gelegt und dann die müden Augen für immer geschlossen, es war dies am 6. Oktober 1797, wie der Dichter selbst in seinem Tagebuche angiebt, während bei Lüdemann als Todesjahr 1799 zu lesen ist, was schon um dessentwillen als falsch bezeichnet werden muss, weil Leopold Schefer wiederholt ausdrücklich erklärt, dass seine Mutter, als sie ihn zu Ostern 1799 nach Bautzen gebracht, bereits Witwe gewesen sei; es wird wohl Lüdemanns Biographie einem Schreibfehler des Dichters die falsche Zahl verdankt haben.

Am 28. März 1799 brachte mit Zustimmung seines Vormundes, des Intendanten Wolff, Frau Dr. Schefer als die Witwe eines, wie der Dichter selber erklärt, „fast armen“ Arztes, der seiner Frau nur das Privilegium, eine von ihm erfundene Salbe fertigen zu dürfen, hinterlassen hatte, ihren Liebling nach Bautzen auf das dortige damals weltberühmte Gymnasium, das unter der Leitung des Rektors Ludwig Friedrich Gottlob Ernst Gedike (geboren 1761 zu Boberow, † 1838 zu Breslau) stand, eines tüchtigen Pädagogen, jüngeren Bruders des berühmteren Friedrich Gedike, welcher letztere mit seinem Freund Biester die Berlinische Monatsschrift herausgab und sich auch als Dichter bekannt gemacht hat. Lüdemann berichtet, dass Schefer nach Bautzen oder, wie es damals noch hiess, Budissin die nötigen Vorkenntnisse im Französischen, Englischen und Italienischen mitgebracht, dass sich die alte Welt mit ihren reichen Schätzen ihm aber erst hier erschlossen habe. Der Dichter selber jedoch berichtet, dass er, als er nach Bautzen sollte, im Griechischen, Lateinischen und Französischen examiniert worden sei, und es ist das auch wohl ganz selbstverständlich, dass seine Kenntnisse auch in den alten Sprachen schon ziemlich fortgeschritten sein mussten, anderenfalls wäre es ihm überhaupt gar nicht möglich gewesen, gleich in eine höhere Klasse aufzurücken, wie dies thatsächlich der Fall war. Wenn man somit bedenkt, dass der fünfzehnjährige Schüler bereits in fünf fremden Sprachen mehr oder weniger zu Hause war, so kann man sich von der Auffassungsgabe wie von dem eisernen Fleisse Leopolds während seiner Knabenjahre ungefähr ein Bild machen, und es ist jedenfalls nicht übertrieben, wenn einmal der Dichter von sich aus jener Zeit rühmt: „Ich war im Rufe grossen Fleisses und mit Recht“. Sein heisser Wunsch ging eben, wie er selbst damals bekennt, dahin, in einer gelehrten Stellung recht bemerkt zu werden, darauf studierte er nun auch in Bautzen, und zwar mit solchem Feuereifer, dass er sich oft selbst ganz vergass und seine Hauswirtin einmal das ganze Haus zusammenrufen musste, um ihn, der sich in seiner Klause eingeschlossen, von der Treppe aus im Stübchen zu sehen, ob ihm ein Unfall zugestossen sei; er habe gar nichts von den ihn beobachtenden Leuten bemerkt und

erst nachträglich aus dem Munde der Wirtin erfahren, welche Angst sie um ihn ausgestanden.

Von den Lehrern, deren Unterricht Schefer auf dem Bautzener Gymnasium genoss, lernen wir teils aus dem Tagebuche, teils aus der Lüdemannschen Biographie einigermassen kennen nur den Rektor Gedike selbst, den „vortrefflichen", den „braven und herzigen" Gedike, der 1804, eine oder zwei Wochen vor seinem Schüler, behufs Übersiedelung nach Leipzig die Anstalt verliess und die Leitung in die Hände des „stupenden Griechen und Gelehrten" Siebilis niederlegte, sodann den Konrektor Otto, Erzieher des Grafen Brühl, mit welchem Lehrer, gemäss dem Fichteschen Gebot, der berühmte Astronom Joh. Tobias Mayer und K. Fr. Hindenburg, der Erfinder der kombinatorischen Analysis, bis auf den letzten Grund durchgearbeitet werden mussten, und schliesslich Schefers Lieblingslehrer, den alten Konrektor Hartung. Von diesem trefflichen Manne rühmt der Dichter ein Jahr später, nachdem er die Schule verlassen und den Tod des „Guten" erfahren hat, dass derselbe, „wenn er auch nicht ganz war, wie er gern sein wollte, doch andere und auch ihn, den Dichter, zu vollkommen rechtschaffenen Männern bilden wollte und die Gelehrsamkeit für geringer hielt als die Weisheit des Lebens". Hartung sei ganz allein schuld, dass Leopold offen sei und sich und anderen traue, doch fügt Schefer von sich hinzu, aber worin er (Schefer) habe geglaubt Recht zu haben, das habe er sich auch von diesem seinem Lehrer nicht „auszwingen" lassen, so sehr dieser und so derb er anzugreifen gewusst habe. Auf diese Art habe sich Leopolds Charakter an demjenigen seines Lehrers gefestigt. Was aber unseren Dichter fast in demselben Grade vor allem an diesen Lehrer fesselte, war, dass derselbe ihm ausser der heiligen Schrift den Homer und den Virgil zu erklären hatte, von denen besonders der erstere den werdenden deutschen Dichter mit Zaubergewalt anzog und auf dessen Ausbildung von entscheidendem Einfluss werden sollte. „Und wie wir" — schreibt der Dichter 1807 von Muskau aus an einen Bautzener Freund — „gemeinsam den Homer lasen! Und der Konrektor, um uns nicht in den Dreck der Wirklichkeit zu setzen, mit einem Male fragte: Nun ist denn das alles so passiert, Schefer? glauben Sie denn das alles? Ich schämte mich zu antworten und die Götter zu beleidigen, die so lebendig mir vor der Seele standen, und noch heute kostet's mir Mühe, mich zu überzeugen, dass das alles nur in der Seele jenes grossen einen vortrefflichen Mannes gelebt und nie äussere Wirklichkeit gehabt habe". Fürwahr die Dichtergebilde Homers hatten es Schefern angethan! „Über den Bergen umher" — sagt Lünemann, und er giebt wohl so ziemlich des Dichters Worte wieder — „lagerte im Frühling uralter Haine und feierlicher Waldungen ein altes Heiden- und Heldengeschlecht, das der Wilzen und Wenden, deren Haupttempel den nahen Czernibog krönte: aber ein noch viel älteres Heldentum und viel schönere Götterbilder, als die alten Opfersteine der Wenden sie darboten, die Helden- und Götterwelt Homers zog hier aus schönerer Erde in Herz und Haus des Knaben, begierig empfangen, begeistert aufgenommen und ernst gepflegt". Wir werden später noch darauf zurück-

kommen und sehen, wie viel Leopold Schefer gerade der Bautzener Schule als einer der damaligen Hauptstätten gründlicher klassischer Studien verdankt.

Wie an tüchtigen Lehrern, so gebrach es unserem Schefer aber auch nicht an tüchtigem Büchermaterial, in welcher Beziehung er fast Zeit seines Lebens sehr vom Glück begünstigt gewesen ist. Denn wie in Muskau vor und nach der Gymnasialzeit dem Dichter die dortige reiche gräfliche Sammlung zur Benutzung offen stand, so hier die grosse Lüttichausche Bibliothek und die Ratsbibliothek, in welchen beiden der wissbegierige Jüngling fast überreichen Nahrungsstoff für seinen unersättlichen Geist fand, und die Liberalität namentlich des Dr. Behrnauer hinsichtlich der Lüttichauschen Sammlung wurde in einer so ausgedehnten Weise von Leopold Schefer in Anspruch genommen, wie es wohl nur von Seiten der Wenigsten seiner Altersgenossen geschehen wäre.

Aber auch an treuen, anregenden Freunden und Altersgenossen sollte es ihm hier eben so wenig als vorher in Muskau fehlen, wenn auch Schefer manchmal sich wochen-, ja mondenlang selbst von seinen besten Freunden, soweit dies eben möglich, abzuschliessen suchte. Zu diesen Freunden gehörten in erster Linie Ehrenfried Blochmann, später Geheimrat und Direktor, sowie Erzieher der Prinzen von Schwerin, sodann Karl Ferdinand Gräfe aus Warschau, der allerdings 2 Jahre jünger war (geb. 1787) und später als Operateur sich ausgezeichnet hat, und der spätere Mathematiker und Artillerie-Major zu Berlin, Häring. Ausserdem aber war gleichzeitig mit ihm von Muskau sein musikbegeisterter Freund Ernst Vogel nach Bautzen gekommen, der den Dichter im März 1801 mit Erfolg zum Komponieren anregte, indes auch eitel machte und bei den Mitschülern in den Ruf eines Genies, zugleich aber um allen Kredit dadurch brachte, dass er eine Lebensbeschreibung seines grossen Freundes und Mitschülers Leopold Schefer bruchstückweise vorlas, infolge dessen Schefer eine Zeitlang allgemein für einen Schüler galt, der sich mehr als billig verherrlichen lasse und zwar viel leisten könne, aber wenig leisten wolle, worüber sich der Dichter in seinem Tagebuche bitter beklagt. Nehmen wir dazu noch einen weiteren musikalischen Freund, den schon in etwas reiferen Jahren stehenden Kantor Petri, der den jungen Schefer frühmorgens zu den Chorübungen in der Kirche vom Lager klopfte, der, selbst Verfasser eines Lehrbuches der Musik, dem jungen Freund gleichfalls zum Komponieren Lust machte, ja ihn im strengsten Winter einmal sieben Meilen weit nach Dresden in die Oper jagte und ihm schliesslich ein altes Klavier, das in dem kleinen gewölbten Stübchen aufgestellt ward, verschaffte, so muss man sagen, dass es Leopold Schefer an Unterhaltung für Geist und Gemüt in keiner Weise gefehlt hat, zumal die schöne Natur um Bautzen herum nicht minder günstig auf unseren Jüngling einwirkte.

(Fortsetzung folgt).

Bundesbuch und Stammbücher des Hains.

Von

Johannes Crüger.

Keine Monographie über den Hain ist ganz wissenschaftlich, der nicht die im Bunde der Haingenossen angefertigten handschriftlichen Bücher, die man Bundesbuch und Stammbücher nennt, zu Grunde liegen. Noch wenig ist indessen davon bekannt, und auch dies Wenige erst seit kurzer Zeit. Wie unentbehrlich sie sind, davon giebt einen hinlänglichen Beweis, dass es dem so hochverdienten und gewissenhaft arbeitenden Weinhold in seiner Boie-Biographie 1868 passieren konnte, seinen Helden zu gutem Teil durch ihm nicht angehörende Lieder zu charakterisieren. Halm ist meines Wissens der erste, der zwei dieser Bücher sah, zur öffentlichen Kenntnis brachte und für seine Höltyausgabe 1869 verwertete. Diese beiden Bücher, nachher von Herbst, Redlich, Strodtmann eingesehen, befanden sich seit lange und befinden sich noch heute im Besitz des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Klussmann in Rudolstadt, der sie stets freundlich und freigebig darbot; ihre Provenienz aus dem Vossischen Nachlass ist unzweifelhaft. Ihnen sind diese Zeilen gewidmet. Mag sogleich bemerkt sein, dass andere Hainbücher bisher noch nicht gefunden worden sind.

Halm (Hölty, S. VI. VII) nannte das grössere (grossquart), zweibändige dieser Bücher das Bundesbuch, das kleinere (in Oktav) einbändige ein Stammbuch, und zwar das Boies. Herbst (Voss I, 287) rektificierte diese Angabe dahin, dass dies zweite nicht Boies, sondern Vossens Stammbuch sei. Und gewiss ist, dass dieses Buch Voss gehört hat (Schnorrs Archiv XI, 449/50). Aber die Bezeichnung „Stammbuch" ist ganz verfehlt.

Nennen wir das grössere der Klussmannschen Bücher A, das kleinere B, so ist zu sagen, dass B ursprünglich ganz nach A angelegt worden ist. Es sollte eine Kopie von A, und zwar eine ziemlich getreue, selbst in Seiten- und Zeilenabteilung übereinstimmende sein. Wir wollen uns — denn schon hieraus wird alles klar — ganz auf das Jahr 1772 beschränken. Gedicht 1—35 = Seite 1—40 finden sich gleichmässig in beiden Büchern. Seite 41 hat A ein Boiesches, B ein Millersches Gedicht. Seite 42 und die Hälfte von 43 stimmen. Die zweite Hälfte von 43 ist in A angefüllt mit einem Boieschen Gedicht, in B ist sie leer. Dann stimmen wieder S. 44—49. Und so oft, wie aus folgendem Schema klar werden mag. Bei Abweichungen sind jedesmal die Namen der Gedichtverfasser eingetragen. Halbe Seiten sind nur berücksichtigt, wenn sie leer sind.

Seite	A	A und B	B
1—40	. . . .	A. B	. . . . . .
41	Boie	. . . .	Miller
42	. . . .	A. B	. . . . . .
43 Ende	Boie	. . . .	leer
44—49	. . . .	A. B	. . . . . .
50	Boie	. . . .	F. L. Stolberg
51. 52	. . . .	A. B	. . . . . .
53 }	Hölty	. . . .	F. L. Stolberg
54 }		. . . .	Voss
55	. . . .	A. B	. . . . . .
$56\frac{1}{2}$	Hölty	. . . .	Hölty
56 Ende	. . . .	A. B	. . . . . .
57	Hahn	. . . .	Hölty
58—68	. . . .	A. B	. . . . . .
68 Ende	Boie	. . . .	leer
69—74	. . . .	A. B	. . . . . .
75 }	. . . .	. . . .	Hölty
77 }	. . . .	. . . .	Miller
78 }	Hölty	. . . .	Miller
79 }	. . . .	. . . .	Miller
80 }	. . . .	. . . .	Chr. Stolberg
81—87	. . . .	A. B	. . . . . .
87 Ende	Boie	. . . .	Brückner
88 }	Hölty	. . . .	G. D. Miller
89 }		. . . .	Hölty
90 }	Hölty	. . . .	Miller
91 }		. . . .	Miller
92—94	. . . .	A. B	. . . . . .
95	Hölty	. . . .	Hölty
97	Hölty	. . . .	Voss
98. 99	. . . .	A. B	. . . . . .
100	Hölty	. . . .	Hölty
101/102	Miller	. . . .	Miller

Und so weiter.

Auf den 136 Seiten des Jahrs 1772 stehen 78 Gedichte, die A und B gemeinsam haben, 34, die nur in A, 25, die nur in B (wenigstens an dieser Stelle) sich finden. Aus dem Schema ist ersichtlich, dass die Tendenz der Übereinstimmung beider Bücher stetig abnimmt. Halm hat aufgestellt, und es ist auch sonst als höchst wahrscheinlich zu betrachten, dass solcher Bücher wie B jeder der Haingenossen eins besass. Wie kann man das aber Stammbuch nennen? Auch nachdem man

schon lange nicht mehr daran festhält, B A gleich zu gestalten, wird doch nicht jedem das Buch zur Eintragung vorgelegt und verliert es seinen hainbuchartigen Charakter nicht. Ein Stammbuch hat jeder der Bündner ausserdem besessen. Wenn Voss am 17. September 1774 Klopstock B darreichte und an einer freigelassenen Stelle die Ode „Selmar und Selma“ eingeschrieben erhielt, so muss bedacht werden, dass Klopstock Mitglied, ja ideelles Haupt des Bundes war. Ich würde für B den Namen Kopiebuch von A vorschlagen, wenn nur die Übereinstimmung am Ende nicht gänzlich verschwände und geradezu aufgegeben zu sein schiene. So werden wir uns mit dem Namen Hainbuch im engeren Sinne begnügen müssen; im weiteren gehört zu den Hainbüchern natürlich auch das Bundesbuch und Bundesjournal.

B ist entstanden so, dass man bei der Abschrift der Gedichte aus A Lücken liess, die man nachher beliebig ausfüllte. Wie aber erklären sich diese Lücken?

Es war Mode, dass sowohl in A als in B jeder seine Gedichte eigenhändig eintrug. S. 35 steht ein Gedicht F. L. v. Stolbergs, S. 37 ein zweites, dazwischen eins von Voss; Stolberg hatte A und B einmal gerade bei sich, er schrieb also in B S. 35 und 37 voll, Voss musste S. 36 nachtragen. Das soll nur ein Beispiel sein, aber leicht ist ersichtlich, wie die Nachtragung auf S. 36 unterbleiben konnte.

Die Bundesgenossen waren vielbeschäftigte Leute, ausser den Kollegien, die sie hörten, gaben sie Stunden, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und beschäftigten sie sich vielfach mit älterer und neuerer deutscher Litteratur. Setzen wir die geringe Anzahl von 6 Kopiebüchern von A und nehmen an, dass allwöchentlich eine Eintragung sämtlicher Mitglieder stattfand, so lässt sich ein Aufschub dieser mühseligen und langweiligen Arbeit wohl erklären: wer nur 2 Gedichte gefertigt hatte, musste die Woche über jedes dieser beiden siebenmal abschreiben. Und Hölty hat einmal in einer Woche 20 Gedichte gemacht!

Solche äusseren Erklärungsgründe der Lücken müssen für den Anfang durchaus gesucht werden; das subjektive Belieben, wonach sich ein jeder in sein Buch die ihm gerade gefallenden Gedichte aber auch nur von Bundesmitgliedern eintragen liess, ist erst im Lauf der Zeit (Januar 1773) eingerissen, wo man wohl einsah, dass die grosse Kopiearbeit allzu lästig sei und auf die Dauer unerträglich werden würde. Aber gerade dies verleiht den Kopiebüchern ihren selbständigen Wert. A schliesst etwa mit Ende April 1773, die Kopiebücher wurden oft noch lange weitergeführt, wie sich in B 1774 entstandene Gedichte Höltys finden. Deshalb eben gilt es, so viel wie möglich von den Kopiebüchern zusammenzubringen.

Über zwei derselben haben wir sichere Zeugnisse. Einmal über das von Joh. Mart. Miller, was schon Halm S. VII hervorhob. Auf ein zweites, das dem Vetter des genannten Miller, gleichfalls einem D. G. Miller, angehörte, können wir schliessen aus dem Bundesjournal. Dieses Büchlein, auch im Besitze des Herrn Klussmann, enthält eine statistische Aufzeichnung der vom September 1772 bis Ende des Jahres

1773 abgehaltenen Bundesversammlungen und der in ihnen verlesenen Gedichte. Bei einer grossen Anzahl derselben für das Jahr 1772 findet sich ein Seitenhinweis eingetragen, der gewöhnlich mit A gegen B, in einem Falle aber mit B gegen A stimmt. So ist die Paginierung im Bundesjournal nach einem dritten Buch erfolgt, und da das ganze Journal von dem Schriftführer der Gesellschaft, D. G. Miller, geschrieben ist, so ist wahrscheinlich, dass er sein Buch zu Grunde legte. Aber wie gesagt, jeder der Haingenossen wird ein solches Buch besessen haben, die, nachher leider zerstreut, jetzt aus den verschiedensten Gegenden zusammengesucht werden müssen.

Laut dem Bundesjournal sind vom 13. September bis Ende Dezember 1772 in 18 Versammlungen 72 Gedichte vorgetragen worden. Von diesen sind 52 im Bundesjournal paginiert, es lassen sich aus A vor Januar 1773 noch andere 12 paginieren, während 2 in A sich an späterer Stelle finden. Also 66 von 72 verlesenen Gedichten hätte (nach der gewöhnlichen Auffassung) das Bundesbuch. Wir haben Nachrichten, wie etwa das Bundesbuch zustande kam. Die in einer Versammlung vorgetragenen Gedichte wurden sofort von allen Mitgliedern mündlich recensiert, darauf einem bestellten Recensenten zur schriftlichen Beurteilung für die nächste Sitzung übergeben, und erst Gedichte, die diese Doppelkritik überstanden, erhielten die Aufnahme ins Bundesbuch. Wie vorzüglich müssen die Produkte, oder wie lax — und beinahe ein Possenspiel — muss diese gestrenge Doppelkritik gewesen sein, wenn von 72 Gedichten 66 für der Aufnahme würdig erachtet wurden! Das ist ein Bedenken gegen A, aber gewiss kein ausreichendes. Das Übrige, ganz Widersprechende, scheint sich alles prächtig zusammenzufügen: bei welch anderem Buche als dem Bundesbuch, konnte man daran denken, eine Reihe getreuer Kopieen anzufertigen? welch anderes Buch hätte man so sorgfältig und reinlich geschrieben und so, dass jeder eigenhändig seine Gedichte schrieb? Aber noch finden sich ausserdem einige von Halm übersehene Indicien, die A als Bundesbuch unmöglich machen. Zunächst: bei einer Anzahl von Gedichten in A steht am Rande oben neben der Überschrift B oder Bb oder Bb S. Wenn man zuerst nicht wissen kann, was B bedeutet, so ist Bb und Bb S ganz klar. Im Bundesbuch aber ein Hinweis auf das Bundesbuch ist unmöglich. Man könnte einwenden, dass neben diesem Bb S nur einmal eine Seitenzahl sich findet, dass man A vielleicht ursprünglich als Bundesbuch gedacht, nachher aber ein anderes Bundesbuch geplant und auch angefangen habe, aber dem tritt unser erstes Bedenken energisch entgegen. War A einmal als Bundesbuch gedacht, so war es ein Bundesbuch ohne Kritik. Neben den oben mit Bb gezeichneten Gedichten stehen solche, unter die ein „verworfen“ geschrieben ist. Das führt genau zu demselben Resultat. Andere Kleinigkeiten liessen sich leicht hinzufügen.

Kurzum: Bundesbuch in dem Sinne, den wir gewöhnlich mit dem Namen verknüpfen, war A nicht. Was war es denn? Bringt man das Bundesjournal in Anschlag, so lässt sich nur sagen, dass A mit wenigen Ausnahmen die Gesamtproduktion des Hains vom September 1772 bis

April 1773 enthält. Der jugendfrohen, durch die Verbrüderung vom 12. September in Gefühl und Selbstbewusstsein erhobenen Vereinigung lag Kritik anfänglich sehr fern; jedes gesprochene Wort und jedes hingeworfene Gedicht hatte in diesem Kreise Sinn und Bedeutung; so ist leicht erklärlich der Plan, die in A vereinten gesamten Gedichte durch Sonderbücher einem jeden auch nach der Trennung zugänglich zu machen. Aber auch A scheint nicht sofort angelegt zu sein; das erste Gedicht dort ward in der 2., das zweite in der 7., das dritte in der 9. Sitzung vorgetragen. Hier ist eine Tabelle des Anfangs, die zeigt, dass in die Eintragungen erst allmählich Regelmässigkeit hineinkam.

Gedicht	1	ward	in	der	2.	Sitzung	vorgetragen
„	2	„	„	„	7.	„	„
„	3—5	„	„	„	9.	„	„
„	6	„	„	„	7.	„	„
„	7	„	„	„	11.	„	„
„	8. 9	„	„	„	7.	„	„
„	10. 11	„	„	„	?	„	„
„	12	„	„	„	4.	„	„
„	13	„	„	„	11.	„	„
„	14	„	„	„	12.	„	„
„	15	„	„	„	13.	„	„
„	16	„	„	„	7.	„	„
„	17	„	„	„	10.	„	„
„	18	„	„	„	11.	„	„
„	19 – 22	„	„	„	13.	„	„
„	23	„	„	„	7.	„	„
„	24	„	„	„	10.	„	„
„	25—29	„	„	„	14.	„	„
„	30	„	„	„	10.	„	„
„	31	„	„	„	12.	„	„
„	32	„	„	„	15.	„	„
„	33	„	„	„	12.	„	„
„	34	„	„	„	15.	„	„
„	35	„	„	„	13.	„	„
„	36. 37	„	„	„	15.	„	„
„	38	„	„	„	?	„	„
„	39	„	„	„	16.	„	„
„	40. 41	„	„	„	17.	„	„
„	42	„	„	„	16.	„	„
„	43—45	„	„	„	17.	„	„
„	46	„	„	„	15.	„	„
„	47	„	„	„	14.	„	„
„	48	„	„	„	11.	„	„
„	49—52	„	„	„	18.	„	„
„	53	„	„	„	?	„	„
„	54	„	„	„	18.	„	„
„	55—60	„	„	„	19.	„	„

Erst von 12. 13 an gehen die Zahlen ziemlich regelmässig aufwärts, und dazu stimmt genau, wenn im Bundesjournal die Paginierung der vorherigen Gedichte mit der Tinte vollzogen ist, die von Sitzung 13 an gebraucht wird.

A musste seine dominierende Stellung verlieren, sobald — ich glaube, unter Boieschem Einflusse — der Gedanke der Kritik in den Vordergrund trat. Die tauglichen Gedichte nahm man da wohl aus A ins Bundesbuch herüber, aber damit erlosch das Interesse, sowohl A weiterzuführen, als auch die Sonderbücher mit ihm in Einklang zu bringen. Subjektives Belieben riss ein. Für die Zeit, wo A aufhört, enthalten die Sonderbücher gemischt gute und schlechte Gedichte, enthält das Bundesbuch die nach der Meinung des Haines besten.

Wohin mag das Bundesbuch gekommen sein? Wahrscheinlich befindet es sich im Vossischen Nachlass und um so wahrscheinlicher, als schon mehrmals unter der Hand verlautet hat, dort ruhten noch zwei Gedichtsammlungen von verschiedenen Händen geschrieben. Ich bin jetzt daran, sowohl dieses Buch als die Bundesbücher zusammenzubringen, und denke in einem Bande alles Wissenswerte über die merkwürdigen Göttinger Jahre der Hainbündner zu vereinigen. Ich bitte die Fachgenossen herzlich, was sie von solchen Büchern oder von Nachrichten darüber wissen, zu meiner Kenntnis gelangen zu lassen.

Zu Lessings Wolfenbüttler Bibliothekariat.

Von

Paul Zimmermann.

Leider hatte ich meine Arbeit über E. Th. Langer*) bereits veröffentlicht, als mir durch Zufall noch einige an den Geheimrat von Praun gerichtete Briefe jenes Gelehrten in die Hände fielen, welche einen nicht uninteressanten Nachtrag zu jenem Aufsatze liefern. Denn dieselben geben nicht nur über die Berufung Langers nach Wolfenbüttel einige schätzbare Aufschlüsse, sondern vor allem auch über die amtliche Stellung Lessings und das vielberufene Verfahren der braunschweigischen Regierung gegen ihn — ein Verfahren, über welches bekanntlich verschiedene Lessingsbiographen ein ebenso scharfes wie ungerechtes Urteil gefällt haben.

Der Geheimrat Georg Andreas Septimus von Praun war einer der ehrenwertesten Beamten, welche das Herzogtum Braunschweig jemals

*) Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, 16. Jahrg. 1883, S. 1 ff. (Sonderabdruck. Wolfenbüttel, J. Zwissler, 1883).

besessen hat*): ein klarer scharfer Kopf, ein Mann von seltener Pflichttreue und unermüdlicher Arbeitskraft, ebenso tüchtig als Staatsdiener wie bedeutend als Gelehrter, namentlich auf dem Gebiete der braunschweigischen Geschichte und Landesverfassung. Seine im Druck erschienenen Arbeiten**) lassen nur den geringeren Teil seiner Thätigkeit erkennen; weit umfangreicher sind die Ausarbeitungen, welche er nur handschriftlich hinterlassen hat, und vor allem bedeutsam seine Bestrebungen für die Zusammenbringung und Ordnung der im Lande befindlichen Archive. Mit staunenswertem Fleisse legte er hier selbst Hand ans Werk und mit dem besten Erfolge: für das Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel ist seine Thätigkeit geradezu eine grundlegende geworden. Es war daher gewiss eine glückliche Wahl, einem solchen Mann auch die Oberaufsicht über die Herzogliche Bibliothek zu übertragen. In dieser letzteren Stellung, die er im Beginn der funfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts antrat, wurde von Praun nun auch der Vorgesetzte Lessings, welchen er am 7. Mai 1770 in sein neues Amt eingeführt hat.

Über das Verhältnis beider Männer, die bis 1773, als von Praun zum würklichen Minister ernannt wurde und nach Braunschweig übersiedelte, den gleichen Wohnsitz hatten, ist uns von ihnen selbst kein Zeugnis hinterlassen worden. Ein Umstand, der ohne Zweifel dafür spricht, dass zwischen ihnen — begreiflich genug bei der grossen Verschiedenheit ihrer Naturen und ihres Alters***) — kein reger Verkehr stattgefunden, dass aber die gegenseitigen Beziehungen wenigstens leidliche waren. Dagegen äussert sich Lessings Bruder Karl über von Praun mit unverkennbarer Bitterkeit†). Er wirft ihm kleinliche Eitelkeit vor: Praun, behauptet er, habe sich beleidigt gefühlt, weil Lessing die von ihm selbst durchgeführte Ordnung der Bibliothek abgeändert habe. Nun hat aber schon Schönemann überzeugend nachgewiesen††), dass weder von Praun eine Neuordnung der gesamten Bibliothek zustande gebracht, noch auch Lessing eine Umstellung der Bücher, wennschon er solche beabsichtigt, doch nicht ernstlich in Angriff genommen hat. Nur die Blankenburger Abteilung ist durch von Praun geordnet und von Lessing, wenn überhaupt, jedenfalls doch nur ganz unwesentlich umgestellt worden.

Der Grund, welchen Karl Lessing für die Missstimmung von Prauns gegen seinen grossen Bruder angiebt, ist also schwerlich stichhaltig. Ist es dennoch nicht unwahrscheinlich, dass eine leichte Spannung zwischen beiden Männern bestanden hat, so dürften andere Erklärungsgründe näher liegen, als die von jenem Gewährsmanne angenommenen†††).

---

*) Biographische Nachrichten über ihn finden sich in der Vorrede zu v. Prauns Braunschw. u. Lüneb. Siegelkabinet, hg. von J. A. Remer. Braunschw. 1789. Vgl. ferner Schönemann im Serapeum. 5. Jahrg. 1844, S. 213 ff.

**) Vgl. Vorrede zum Siegelkabinet, hg. von Remer, S. 21 ff.

***) v. Praun wurde am 4. August 1701 geboren.

†) Lessings Leben, S. 335 ff. 422 ff.

††) Vgl. Serapeum a. a. O. S. 227.

†††) Sein Buch enthält noch mehrere unhaltbare Beschuldigungen gegen

Es entsprach nur dem Charakter Prauns und seiner Auffassung von Beamtenpflicht, einer Auffassung, die er selbst auf das strengste bethätigte, wenn er mit Lessings eigentlicher Amtsführung keineswegs zufrieden war.*) Und von dem Standpunkte aus, den er pflichtmässig einzunehmen hatte, muss man ihm hierin durchaus Recht geben. Dem Ruhme Lessings geschieht damit nicht der mindeste Eintrag. War er doch ausgesprochenermassen zu dem Zwecke nach Wolfenbüttel berufen, dass er die Bibliothek mehr nutzen solle, als sie ihn**), und hat er doch von dieser edelmütigen Absicht des Erbprinzen nur den segensreichsten Gebrauch gemacht. Aber andererseits kann man es auch von Praun nicht verübeln, dass er den Missständen, die hierdurch bei der offenbaren Unzuverlässigkeit von Lessings Unterbeamten, des entlaufenen Franziskanermönchs von Cichin***), für die Anstalt erwachsen mussten, abzuhelfen strebte; ja es wäre nicht mehr als menschlich, wenn durch diese Verhältnisse eine gewisse Verstimmung von Prauns gegen Lessing hervorgerufen sein sollte, wie sie uns Karl Lessing andeutet. Jedenfalls aber gereicht es Praun zur Ehre, dass er dem grossen Manne gegenüber nicht schroff den Vorgesetzten herauskehrte, sondern ihn völlig unbehelligt liess und auf andere Weise das Wohl der Bibliothek zu wahren suchte. Wie aus jenen oben erwähnten Briefen klar hervorgeht, hatte er die Absicht, neben Lessing einen zweiten Bibliothekar anzustellen, der die eigentliche Verwaltung der Bibliothek führen

---

von Praun. Zwar wenn er es S. 354 ff. seiner Einwirkung zuschreibt, dass der Plan des Ministers Schrader von Schliestedt, Lessing zu publicistischen Arbeiten für das Herzogliche Haus zu verwenden, nicht in Erfüllung ging, so ist dies keineswegs unglaublich. Denn gerade dieses war das eigentliche Arbeitsfeld von Prauns und auf diesem ihm damals im Lande wohl niemand gewachsen. Ein Mann der alten Schule, musste er mit äusserstem Misstrauen das Vorhaben betrachten, einem mit staatsrechtlichen Arbeiten ganz unvertrauten, wenn auch noch so gelehrten und geistreichen Manne, eine derartige verantwortungsvolle und folgenschwere Stellung zu übertragen: Neigung und Pflichtgefühl mussten ihn in gleicher Weise antreiben, diese Aufgabe sich selbst vorzubehalten. Unverantwortlich war allerdings, dass man Lessing lange in Ungewissheit liess und nicht alsbald offen erklärte, die erweckte Hoffnung nicht verwirklichen zu können. — Sodann beschuldigt Karl Lessing (S. 394, 405, 412) von Praun, durch ihn hauptsächlich seien während der theologischen Streitigkeiten seines Bruders die über diesen verhängten Massregeln veranlasst worden. Auf wessen Antrieb dieselben zurückzuführen sind, wird sich schwerlich noch mit Sicherheit feststellen lassen. Ebert ist der Ansicht, dass von Praun „sehr wahrscheinlich" nicht schuld habe (Lessings Werke, Hempels Ausg. B. 20, 2 S. 937). Praun hat wie die anderen Minister die Konzepte der Herzoglichen Rescripte signiert, auch gelegentlich in dem Wortlaute derselben eigenhändig unwesentliche Veränderungen gemacht, jedenfalls also wenigstens jenen Massregeln zugestimmt. Dass er sie aber veranlasst habe, dafür ergeben sich in den betreffenden Akten keinerlei Anhaltspunkte. Prauns religiösen Standpunkt könnte man ohne Zweifel aus dem von ihm verfassten Werke: ‚Meditation sur l'excellence de la religion chretienne'. 1767. 8° kennen lernen, das Remer a. a. O. S. 23 anführt. Bis jetzt habe ich aber dieser Schrift nicht habhaft werden können.

*) Schönemann im Serapeum a. a. O. S. 225 ff.

**) Brief Lessings an seinen Vater vom 27. Juli 1770. Hempels Ausg. B. 20, 1. S. 363.

***) Schönemann im Serapeum B. V. S. 220.

sollte. Im Einverständnis mit Lessing fasste er zu diesem Zwecke E. Th. Langer ins Auge.

Noch in Wolfenbüttel am 16. September 1780 schreibt Langer an von Praun:

Hochwohlgebohrner Herr

Hochzugebietender würklicher Herr geheimde Rath:

Bey meiner, um einen Tag später erfolgten Zurükkunft nach Wolfenbüttel hatte ich das Vergnügen, den fehlenden Abschnitt des Siegel-Cabinets, durch Ewr Excellenz mich unendlich verpflichtende Gefälligkeit vorzufinden. Sollte es der göttlichen Vorsehung gefallen, mich wiederum in diese Gegenden zurük zu ruffen: so hoffe ich, Ewr Excellenz beweisen zu können, dass dero höchstschäzbares Geschenk, keinesweges in unthätige Hände gerathen, indem es mir zur Aufmunterung, und zum Leitfaden dienen soll, die Braunschweigische Geschichte, mit mehrerem Ernst zu studiren, als mein bissheriger Beruf solches gefordert hat.

Durch die Gütigkeit des Herrn Consistorial-Directors von Knuth, als welcher mir einen Plaz in seinem Wagen vergönt, wird meine Abreise nach Holland, um ohngefähr 14 Tage aufgeschoben. Dass ich diese kostbaren Augenblike auf hiesiger Bibliothek so gut anzuwenden gesonnen bin, als sich nur immer thun lässt, werden Ewr: Excellenz meiner Wissbegierde vielleicht gütigst zu trauen. Möchte ich doch aber auch, mich mit der Hofnung schmeicheln dürfen, eben diese vortrefliche Bibliothek bald wieder zu sehn, und in dem friedlichen Wolfenbüttel, den Rest eines in der That mühseeligen Lebens, nicht ganz fruchtlos beschliessen zu können!

Auser meiner eignen Neigung zur Arbeit, deren sich zu rühmen einem ehrlichen Manne, wie ich glaube, erlaubt ist, würde Ewr Excellenz eignes so ruhmwürdiges Beyspiel, und übrigen Verdienste um hiesige Bibliothek, mir das schönste Muster zur Nachfolge liefern; und dass einem künftigen Bibliothekare noch genung zu thun übrig sey, sein Brod ehrlicher Weise zu verdienen, ist Denenselben bekant genung.
— — — — — —

Ewr Excellenz

Wolfenbüttel, sehr verpflichteter gehorsamster

den 16. September 1780. Langer.

Klar geht aus diesem Schreiben hervor, dass Verhandlungen über die fragliche Anstellung Langers vorhergegangen waren. Und zwar muss diese noch für die Lebenszeit Lessings beabsichtigt gewesen sein; sonst wäre die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen der Bibliothek unerklärlich, da man doch an einen so plötzlichen Tod Lessings damals noch nicht denken konnte.

Schon nach wenigen Monaten traf aber das Unerwartete ein; Lessing schloss bereits am 15. Februar 1781 die Augen für immer.

Sogleich nach seinem Tode ist der noch in Holland weilende Langer sein erklärter Nachfolger. Leisewitz hörte bereits am folgenden Tage, „dass Langer die Stelle so gut als weg hätte“; zwei Tage darauf erklärte der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand gegen Ebert, „dass die Stelle an Langer schon vergeben sey“. Diese schleunige Besetzung des Bibliothekaramtes bestätigt die erwähnten Vorverhandlungen, von welchen auch der Herzog unterrichtet gewesen sein muss. Erzählt zudem doch Hettling ausdrücklich, dass Langer durch Lessing selbst dem Herzoge zum Nachfolger empfohlen sei, und weiss Gleim doch wenigstens, dass Lessing die Absicht gehabt hat, dieses zu thun*).

Wohl bald nachdem Langer den Tod Lessings in Amsterdam erfahren hatte, richtete er an von Praun ein Schreiben, das leider nicht mehr aufzufinden ist. Er wird in demselben an jene früher ihm gemachten Aussichten erinnert und sich förmlich um die Bibliothekarstelle beworben haben. Anhaltende Unpässlichkeit verzögerte die Antwort v. Prauns längere Zeit; sie ging erst unterm 12. April ab und brachte Langer die Erfüllung seiner Wünsche. Er antwortete drei Tage später folgendermassen:

Hochwohlgebohrner Herr

Hochzuverehrender würklicher Herr geheimde Rath:

Dass es eine anhaltende Unpässlichkeit gewesen, die Ewr. Excellenz von gütiger Beantwortung meines ersten Briefes vom 5ten Merz, so lange abgehalten, erseh' ich mit wahrhaftem Leidwesen aus der Zuschrift womit Dieselben mich unter dem 12ten dieses Monaths beehren wollen. Ich hoffe, dass die gegenwärtige leidlichere Witterung sich auf die dasige Gegend erstreken, und Ewr. Excellenz vollkommen genung herstellen werde, um auch meiner Wenigkeit die angenehme Hofnung zu lassen, dass ich noch lange zu Dero Einsichten und Schuz meine Zuflucht nehmen; Dero preisswürdigen Arbeitsamkeit aber, etsi non passibus aequis, noch lange werde nacheifern können. — Übrigens kan ich nicht bergen, dass der Umstand Ewr Excellenz entscheidende Antwort so lange entbehren zu müssen, mich dergestalt zu beunruhigen anfieng, dass an eben dem Tage, als ich so glüklich war Dero äuserst gütige, und völlig beruhigende Zuschrift zu erhalten, ich endlich gewagt hatte nach Braunschweig zu schreiben, um mich nach Ewr Excellenz Befinden zu erkundigen.

Für die günstigen Hofnungen welche Dieselben sich von meinem guten Willen, und etwaniger Thätigkeit zu machen belieben, kan ich meinen wärmsten Dank nicht ehrerbietig genung abstatten: so wie ich von einer andern Seite ebenfalss nicht oft genung wiederhohlen kan, dass Sr. Durchlaucht allerdings den Verlust des Herrn Lessings durch Männer von ganz andern Verdiensten, als ich leider aufzuweisen habe, hätte ersetzen können. Der einzige, mir übrig bleibende Trost ist der, dass ein, in alter und neuer Litteratur nicht ganz unbewandertes, und

*) Vgl. über alles dieses meinen Aufsatz über E. Th. Langer, S. 32.

in die innern Bedürfnisse einer ziemlich auser Ordnung gerathnen Bibliothek, sich geduldig hineinarbeitendes Subject, auch dem Wolfembüttelschen Bücherschaze, mit der Zeit nüzlicher werden kan, als der bloss berühmte Mann, der seiner Reputation alles so gern aufopfert.

Dass diese, auch mir so lange schon theure Bibliothek, auf alle Lessingische Papiere Verzicht thun soll, vernehm' ich nicht ohne Befremden. Theater-Stüke, und unseelige Religions-Streitigkeiten kan solche ohne Zweifel entbehren; Litterair-Aufsätze aber, aus den Schätzen der Bibliothek selbst geschöpft, scheinen mir ein Eigenthum derselben zu seyn, das sie ohne Bedenken reclamiren kan und darf*).

Da aller freundschaftlichen Begegnung, die ich hier zu Lande geniesse, ohnerachtet, das hiesige höchstsonderbare Clima mir immer nachtheiliger wird, so brauch ich Ewr Excellenz wohl keine andre Bewegungs-Gründe anzuzeigen, warum ich biss zum lezten Julius alle Tage und Stunden zähle. An solchem hoff' ich, unter göttlichem Geleit, von hier aufzubrechen, und die ersten Tage Augusts in dem Hafen anzulangen, der mich nach 26jährigen, beinah unaufhörlichen Reisen, Sorgen und Mühseeligkeiten, den noch übrigen Rest meines Lebens hindurch schützen soll! Gebe Gott, dass ich solchen zu Seiner Ehre, und treuer Verwaltung des mir anvertrauten Postens anwenden möge!

Geld-Angelegenheiten nöthigen mich meine Tour über Bremen zu nehmen. Von diesem Plaz aus, werd' ich mir die Erlaubniss erbitten, sogleich nach meiner Ankunft in Braunschweig mündlich wiederhohlen zu dürfen, mit welcher Dankbarkeit und Ehrfurcht ich mir zur heiligen Pflicht mache zu seyn

Ewr Excellenz
gehorsamster, ganz geeigneter Dr. Langer.

Amsterdam, d. 16ten Aprill 1781.

Um dieselbe Zeit muss sich die Nachricht von der Berufung Langers nach Wolfenbüttel in der Öffentlichkeit verbreitet haben; denn es erschien hierüber am 4. Mai 1781 in der Hamburgischen neuen Zeitung im 71. Stücke eine kurze aus Braunschweig eingesandte Benachrichtigung folgenden Inhalts:

Braunschweig, d. 26ten April.

Das durch Lessings Tod erledigte Bibliothekariat in Wolfenbüttel ist durch Herrn Langer, der sich verschiedentlich hier aufgehalten, und das vorige Jahr schon die Erlaubniss hatte, mit Lessings völliger Zufriedenheit, die Bibliothek ganz zu seinen Privatabsichten zu gebrauchen, und dabey schon damahls die Versicherung erhielt, dass er demselben als zweyter Bibliothekar sollte zu Hülfe gegeben werden, wieder besetzt worden.

---

*) Schönemann im Serapeum V. S. 225, Anmerk. 1. – v. Heinemann Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing S. 125.

Diese Nachricht stammt offenbar aus sehr wohl unterrichteter Quelle. Sie stimmt vollkommen zu unseren bisherigen Ergebnissen, wird ausserdem aber auch durch einen weiteren Brief Langers an von Praun in ihrer Richtigkeit bestätigt. Derselbe lautet folgendermassen:

Hochwohlgebohrner Herr

Hochzuverehrender würklicher Herr geheimde Rath.

Da mir die Bedürfnisse der Herzoglichen Bibliothek Tag und Nacht in Gedanken liegen, und ich lieber heut als morgen meinen Posten anzutreten wünschte: so hab' ich mir das Vergnügen nicht versagen können Ewr Excellenz unterthänig zu melden, dass ich wiederum so glüklich gewesen, meinen Aufenthalt in Holland, um einen Monath verkürzen zu dürfen. Ich hoffe also, nach einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande, zu Ende künftigen Monaths, unter göttlichem Beystand, in Bremen; mit Anfang Julii aber in Braunschweig einzutreffen. Sollte ich so glüklich seyn Ewr Excellenz in Bremen etwas ausrichten zu können: so werden dero Befehle mich unter der Adresse: maison de M^r^ Gröning, fils, Docteur en Droits, sicher treffen.

Dass ich den in der Hamburgischen neuen Zeitung No. 70 [so! statt 71] befindlichen Aufsaz, welchen ich abschriftlich beyzulegen mir die Freiheit nehme, nicht ohne Befremden gelesen, werden Ewr: Excellenz sich leicht vorstellen können. Da ich niemanden auf der Welt eine dergleichen Confidenz gemacht, auch wegen Ungrund der Sache niemanden machen können: so begreif' ich um so viel weniger, wer in Braunschweig sich habe einfallen lassen, diesen Artikel nach Hamburg zu überschreiben? — Bey allen Gebrechen und Fehlern, die das Looss der Menschheit, und also auch das meinige sind, fühl ich, Gott sey Dank, mich doch wenigstens vor dem Vorwurfe der Windbeuteley sicher, und hoffe also, dass dieser unbefugte Artikel auf Ewr. Excellenz keinen ungünstigen Eindruck zu meinem Nachtheile machen werde.

In der Vermuthung, dass die in Wolfenbüttel mir gnädigst angewiessne Wohnung, dasjenige Haus seyn werde, welches Hr. Lessing bewohnte, hab' ich nicht Unrecht zu thun geglaubt, bey Versteigerung der Lessingischen Effecten, zu Erstehung derjenigen Meubles Ordre zu geben, welche als local anzusehen sind. Übrigens hab' ich, obgleich unverheyrathet, dennoch einen ziemlichen Plaz nöthig, um 7 biss 8000 Bände gehörig aufzustellen, die ich auf meiner 26jährigen Wanderschaft gesamlet, und wovon der gröste Theil, Litterar-Geschichte, Bücher-Kenntniss, auch mit unter, seltne Sachen enthält.

Amsterdam, welches sich von 7 oder 8 endlich ausgelaufnen Kriegs-Schiffen, Wunderdinge verspricht, und wo übrigens der gegenwärtige Krieg, sich leider schon merklich fühlen lässt, gedenk ich innerhalb drey Tagen, und das mit frohem Herzen, zu verlassen.

— — — — — — —

Ewr Excellenz
sehr verpflichteter, gehorsamster
Langer.

Amsterdam,
d. 17ten May 1781.

„Niemanden auf der Welt habe er eine dergleichen Confidenz gemacht“, versichert Langer. Ohne Zweifel also hatte er über diese Sache mit v. Praun verhandelt, und konnte er vertrauliche Mitteilungen über sie machen. Wenn er demnächst hinzufügt, er habe „die Confidenz auch wegen Ungrund der Sache niemanden machen können“, so kann sich das nur auf die formale Fassung jener Aeusserungen beziehen. Wären die Behauptungen selbst wirklich ohne Grund gewesen, so würde er dies jedenfalls rundweg gesagt haben. Was aber in jener Nachricht unbegründet war, bezeichnet Langer selbst deutlich genug. Die Worte „schon damahls die Versicherung erhielt“ sind von ihm unterstrichen; diese waren es also ohne Zweifel, welche Anstoss erregen konnten. Die Sache ist demnach die, dass eine förmliche Versicherung Langer nicht erteilt worden war, sondern nur vorläufige Verabredungen ohne bindenden Charakter stattgefunden hatten. Hieran aber muss man unbedingt festhalten; ohne solche Annahme sind sowohl jene Briefe, als auch das schnelle Verfahren bei Besetzung des Bibliothekariats nach Lessings Tode unerklärlich.

Nach dem allem war der Hergang folgender. Praun hatte die Absicht, Langer als zweiten Bibliothekar neben Lessing und mit dessen vollem Einverständnisse in Wolfenbüttel anzustellen. Er hat den Plan dem Herzoge jedenfalls auch vorgetragen, aber dieser hat sich, wie es scheint, zur Verwirklichung desselben nicht so schnell entschliessen können. Wahrscheinlich scheiterte der Plan am Geldpunkte. Erst seit einigen Monaten hatte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand nach dem Tode seines Vaters, Herzog Karls I. († 26. März 1780), die Regierung des Herzogtums angetreten. Sein Hauptbestreben, das er schon als Erbprinz in erfolgreichster Weise geltend gemacht, war darauf gerichtet, das Land von drückender Schuldenlast zu befreien. Überall übte er wie in seinem eigenen Leben so auch in der Landesverwaltung zumal in den ersten Jahren die peinlichste Sparsamkeit. Der Schaffung einer neuen Stelle, die jenes Vorhaben erfordert hätte, wird er so leicht nicht zugestimmt haben. Dadurch verzögerte sich jene Angelegenheit, bis sie der schnelle Tod Lessings zu einem baldigen, traurigen Abschlusse brachte. Dennoch darf jener Plan, als dessen Urheber man mit Recht den Geheimrat von Praun bezeichnen darf, und der für Lessing wie für die ihm unterstellte Bibliothek gleich vorteilhaft gewesen wäre, ein gewisses Interesse beanspruchen. Er wirft auf die Landesverwaltung der Zeit ein günstiges Licht und zeigt zugleich, dass man in Braunschweig frei von engherzigem Bureaukratismus einen Lessing gebührend zu würdigen verstand.

Zeitgenössische Mitteilungen über Schiller.

Dritte Folge. Aus Handschriften der Dresdener Bibliothek veröffentlicht von

Robert Boxberger*).

82.

Ludwig Schubart an Böttiger. Stuttgart, den 11. Februar 1804.

Das neue kleine Theater im ehemaligen Reithause, woraus Thouret, der ein altes Dach und die Mauern beibehalten musste, alles gemacht hat, was sich von seinem Geschmack und seinem erfinderischen Geiste erwarten liess, ist auf eine würdige Art mit Lessing's Nathan eingeweiht worden. Vohs spielte den Nathan mit vieler Beurtheilung und Kunst und erzählte besonders das Märchen so schön, dass man der Kunst des Dichters und Schauspielers vergass und nur Ohr und Auge für den Ausdruck der Natur war. Auch Mad. Vohs spielte die Dajah mit Herzlichkeit und einnehmender Naivetät. — Man gab das Stück nach Schiller's Abkürzungen, und es gefiel allgemein.

83.

Kirms an Böttiger. Nürnberg, den 27. Februar 1804.

Auch ‚Don Carlos' komt künftigen Mittwoch nicht zu Stande, denn Hr. Hofrath Schiller (unter uns gesagt) hat alleweile in einem Billet dessen Aufführung, wenn Dem. Jagemann die Königin nicht spielen würde, verbethen. Da ihre 4 Trauerwochen noch nicht um sind, so kann ich auch weiter nicht wirken. — Wollen Sie, liebster Freund, der Madam de Stael es hinterbringen mit der Bemerkung, dass mein Wille der theatralischen Convenienz unterliegen müsse.

84.

(Von Böttigers Hand: den 12. April 1804).

Liebster Freund,

was ich schon zweimal mündlich zu thun aus der Acht gelassen, thue ich itzt schriftlich, indem ich Sie um die Gefälligkeit ersuche, die bewusste B e t t l e r h o c h z e i t von Hrn. Hofrath Schiller zu reclamieren. Sie können sich beliebigst dazu des Motivs bedienen, dass ich Ihnen solche zu nöthigem Gebrauch abgefodert hätte. Da Schiller das Mscrt. von Ihnen erhalten hat, so dünkt mich am schicklichsten, dass Sie es selbst wieder zurückfodern, und mir wird dadurch eine tädiöse Correspondenz mit der Aesthetik à priori erspart.

---

*) S. Seite 65 ff und 350 ff.

85.

Elisa von der Recke an Böttiger. Karlsbad, den 20. Juni 1804.

Ist es wahr, dass Schiller katholisch geworden ist? Wundern würde es mich nicht, denn konnte der Verfasser des Don Carlos eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans schreiben, den Geisterseher ohne gehörigen Aufschluss lassen, dann wundert mich nicht, dass derjenige, der die Resignation schrieb, zur sogenannten allein seligmachenden Kirche seine Zuflucht nahm: aber dem Verfasser des Don Carlos, dem verzeiht man es nicht, wenn er dem Geiste huldigt, den er so treffend schön als tyrannischen Unterdrücker der Menschheit darstellte.

86.

Rochlitz an Böttiger. den 10. September 1804.

Schiller bleibt nun gewiss, ohngeachtet man ihm fast 2000 Thlr. jährlich in Berlin zugesichert. Sein „Zug des Bacchus nach Indien“ ist bald fertig, aber der Attila ist indessen bei Seite gelegt. Jenes ist nur Gelegenheitsstück.

87.

Kirms an Böttiger. den 24. November 1804.

Sie (die Grossfürstin) war nachdem beim Mädchen von Orleans im Theater. Heute, wo Goethes Jery und Bätely mit Musik von Reichardt, und Stollens (der heute auf der Jenaischen Chaussee Arme und Beine gebrochen haben soll) Scherz und Ernst gegeben wird, kömmt sie wieder in das Theater. — — Wilhelm Tell wird heute über 8 Tage gegeben; das Langweilige der Versammlung verkürzt, und der 5. Akt weggelassen.

88.

Ludwig Schubart an Böttiger. [undatiert; 1804].

Dass Schiller's Tell schon so weit vorgerückt ist, hat mich hoch gefreut. Ich erwarte darin schon dem Stoff gemäss nicht griechische Form und Manier, sondern die eigenthümliche des Dichters, d. h. die seines Carlos und Wallenstein, wodurch er sich den verdienten Ruhm des ersten Dramatikers unserer Nation erworben hat.

89.

Stuttgart, den 15. December 1804.

Ich bin herzlich froh, dass Schiller seitdem wieder von dieser übergriechischen zu seiner und der grossen Shakespeareschen Manier — die eine Welt umfasst — zurückgekehrt ist. Die Nachricht von seiner Resurrection und seinem Attila hat mich mehr gefreut als manches Cabinet die kommende Botschaft von dem grössten Siege. Was haben wir nicht zu erwarten, wenn dieser Mann noch ein Dutzend Jahre fort wirkt!

90.

Professor Schwabe an Böttiger. Weimar, den 12. Januar 1805.

Prof. Voss übersetzt den Othello für die Bühne, den Schiller an die Theaterdirectionen verschachert.

91.

Fräulein von Göchhausen an Böttiger. den 24. Januar 1805.

Schiller denkt an keinen Attila, wohl aber an eine Uebersetzung der Pheder von Racine. Diese wird an der Herzogin Geburtstag gegeben. Sein treffliches Vorspiel, von allen seinen dramatischen Arbeiten das kürzeste und beste, wird Ostern gedruckt.

92.

Weyland an Böttiger. Weimar, den 31. Januar 1805.

Gestern wurde auf dem Theater Phaedra, von Schiller übersetzt, aufgeführt. An sich eine schöne Arbeit! Ohne den Einfluss des Hofes wäre es aber doch in der That unbegreiflich, wie ein Mann wie Schiller sich mit solchen Uebersetzungen abgeben kann. Die Becker hat einige Stellen sehr artig gespielt; ihr Mann hat die berühmte Erzählung von Hippolyts Tode über Erwartung gut vorgetragen; das Ganze passt aber freilich nicht auf ein deutsches Theater!

93.

Kirms an Böttiger. den 10. Mai 1805.

Am Mittwoch vor acht Tagen sprach ich ihn (Schiller) zum letzten Mal im Theater. Es ist dieses für das deutsche Theater ein nicht geringer Verlust. Für unser Theater wäre er grösser, wenn wir den Goethe verlören: ich könnte ohne Stütze diese Geschäfte ferner nicht versehen. I. [ffland] könnte hier nicht genug bezahlt werden.

94.

Rochlitz an Böttiger. den 12. Juni 1805.

Dass Ihnen, liebster Freund, meine Glycine, und namentlich das erste Märchen und Reinhold, gefallen, freut mich sehr. Freilich würde ich mich freuen, jenes auf einem guten Theater zu sehen: aber wer sollte sich jetzt damit die erforderliche Mühe geben? Als ich's fertig hatte, schickte ich's Schillern. Er war auch der Meinung, es müsse sich gut machen, und sagte mir überdies nur allzuviel Schönes darüber. Ohne mein Wissen hatte er's Goethen zu lesen gegeben, dem es auch gefallen hatte. Aber darin waren auch beide einig: in Weimar fehle es an allem, was es herausputzen müsse, und was doch hier unentbehrlich sei.

95.

den 12. Oktober 1805.

Baumgärtner, der mir Ihren Gruss brachte, wird einen Brief Schiller's stechen lassen, der — eigne Wirkungen machen kann. Der

Brief ist nicht an mich und nicht von mir B. n gegeben: aber ich kenn' ihn.

96.

Rochlitz, Denkmale glücklicher Stunden, I, p. 206 sq.

Als ich Schiller das erste Mal in seinem Hause besuchte, fand ich ihn — es war gegen Abend — in der Ecke des Sopha; seine, damals etwa fünfjährige Tochter sass auf dem Schosse, sein kleiner Knabe stand zwischen seinen Knieen, und hielt die Dose bereit, die der Vater oft brauchte. „Ich habe einen Theil der Nacht und den heutigen Tag mich mit den ersten Versuchen zur Ausführung meiner Lieblingsidee abgemüht" — sagte er; „ich habe gefunden, ich werde sie aufgeben müssen, weil der Stoff allzuwiderstrebend ist; das hatte mich missmuthig gemacht; und nun hab' ich mich hier wieder heiter erzählt*).

97.

Kirms an Böttiger. den 22. Oktober 1805.

Goethe war zu gerührt und zu kränklich, um Schillern gleich anfangs eine Feierlichkeit zu geben. Es greift ihn noch gar sehr an, so bald er nur an ihn denkt. In Lauchstädt bei einer heitern Stunde realisirte er Schillers Idee: Die Glocke auf das Theater zu bringen, und machte einen Epilog dazu. Ein Herr Kuhn, der vor 1½ Jahren noch hier Gymnasiast war, macht sich unberufener Weise darüber lustig. Hier würde ein dergl. Andenken die hiesigen Anverwandten allarmiren. Zelter hat dazu noch Chöre setzen wollen, und dann könnte sie doch wohl noch ohne Epilog hier auf das Theater einmal kommen.

98.

den 6. November 1805.

Die Grossfürstin will, dass Jedermann ihren Bruder sehen möge, und glaubt, dass dazu das Theater der schicklichste Ort sei. Sie hat sich Wallensteins Lager und ein kleines Stück dazu erbeten. Wollen nun sehen, ob er in das kommt, oder es bis morgen verschieben wird.

den 17. November 1805.

Dem Kaiser hat es hier sehr gefallen, war auch im Theater und applaudierte in Wallensteins Lager dem Genast und Haide gar sehr.

*) Schiller ging schon damals, als er eben den Wallenstein vollendet hatte, damit um, einen Tell zu schreiben. Er sprach viel darüber zu mir, und fand an dem Stoff vornämlich auszusetzen, dass er nur zu einigen Meisterscenen, aber nicht zu einem ganzen Drama hinreiche. Schiller hatte denselben damals nämlich recht eigentlich auf den Tell selbst beschränkt; die Mitwirkung jener Grausamkeit Gesslers zur Befreyung der Schweitz sollte nur am Ende gleichsam summarisch angedeutet werden etc. Das Ganze hatte er noch nicht von der Höhe gesehen, geordnet und zusammengefasst, wie es nun sein herrliches Werk darlegt. Deshalb gab er auch damals die Idee auf; mehrere Hauptscenen, namentlich die, wo der Tell den Meisterschuss thut, waren aber schon fast fertig gearbeitet.

99.

Ludwig Schubart an Böttiger. Stuttgart, den 3. December 1805.

Ihrer und der wiederholten Aufforderung des sel. Schillers u. a. zufolge unternahm ich schon vorigen Frühling die Bearbeitung eines Shakespeare'schen Stücks.

100.

E. Schadow an Böttiger. Berlin, den 22. December 1805.

Mad. Hartwig trat hier zuerst als Maria in der Maria Stuart auf; in der Berliner Spener'schen Zeitung finden Sie eine Nachricht davon, und man hält hier die Beurtheilung für unparteiisch und gut, sie hat also nicht so recht gefallen. An dem Tage war gerade mein Hausfest, sonst hätte ich sie gesehen. Aber gestern habe ich sie gesehen als Ariadne, und sie hat schön gespielt, hat auch den Beifall des Publicums erhalten. Dass sie auf den Brettern zu Hause ist, sieht man; was ihr aber hier entgegen ist, ist der sächsische Dialect, der schon an sich hier affectirt Einem vorkommt; das Urtheil Schillers will hier auch nicht helfen, denn die besten hiesigen Schauspieler, denen ich es vorhielt, meinten, Er habe zu viele Beweise gegeben, dass Er keinen Geschmack in diesen Dingen gehabt habe.

101.

Wilhelm de Wette an Böttiger. Jena, den 5. Januar 1806.

Ich bin hier Privatdocent und habe einen schweren Anfang. Ich bin verheirathet, das Schicksal liess mich das höchste Glück, ein edles Weib, finden, und ich hatte den Muth es zu ergreifen. Die Zeiten sind schlecht, schlecht der Zustand des Buchhandels und der hiesigen Universität. Ich habe Lust und Muth zu arbeiten, und ich habe keine Arbeit. Könnten Sie mir vielleicht Uebersetzerarbeit zuweisen? Sie kennen meine Kenntnisse im Französischen und Englischen, und im Ersteren habe ich mich als Uebersetzer geübt: die letzten Bände der Schiller'schen Memoires sind grösstentheils von mir.

102.

Leo von Seckendorf an Böttiger. Regensburg, den 2. Juni 1806.

Das 2te Unternehmen ist von wichtigem Umfang, und so ungeheuer auch die Schwierigkeiten der Ausführung sind, so verzweifle ich doch nicht daran, sobald der allgemeine Friede Ruhe und Leben in unsre erstarrten Körper, Geld in unsre Beutel zurückführt. Es gilt aber auch nichts geringers, als Schillern auf eine Art zu ehren, die seiner würdig und dem deutschen Kunstgenius, wenn auch nicht seiner Prachtliebe, angemessen ist. Sie kennen die Shakespeare-Gallerie — diese soll auf Schillern übertragen werden. Es ist eine Prachtausgabe seiner sämmtlichen dramatischen und poetischen Werke. Hier haben Sie einen kleinen Umriss des Ganzen.

1) 15 Hefte sind dazu bestimmt, für jedes ein Schauspiel oder ein Band Gedichte und zwei Kupfer. Der Druck in Format und Lettern wie Bowyer's Prachtausgabe des Hume!

2) 29 Gemälde (Schillers Porträt ist Nro. 30) gezogen aus den Gedichten und Tragödien, werden von den ersten deutschen Künstlern in Arbeit genommen. Die Concurrenz ist für alle. Ueber ihre eingesendeten Zeichnungen entscheiden drei Kunstverständige (der Kurerzkanzler, Goethe und Brabeck sind dazu bestimmt) nach öffentlichen Ausstellungen. Wer den Preis erhält, führt das Gemälde im Grossen aus. Dies wird sorgfältig gestochen (die Kupfer und Format etwa vom Tod des General Montgomery) das ganze Werk wird nur unternommen, wenn 500 Pränumeranten sich finden, nur diese erhalten Exemplare, denn es kommt nie in den Buchladen. Der reine Ertrag gehört zur Masse für das Familiengut, „Schillers Ehre". Vor zwei Jahren kann nicht angefangen werden und dann erst in acht Jahren vollendet. Künstler von Reputation sind von der Concurrenz zur Ausstellung dispensirt, mit ihnen contrahirt man unmittelbar, und sie haben auch die Wahl, welche Tragödie Schillers und welches Sujet darin sie bearbeiten wollen, doch müssen sie vorher eine Skizze zur Beurtheilung einsenden, und diese kann in der Ausstellung gezeigt werden.

103.

Kirms an Böttiger. den 29. November 1809.

Nächsten Sonntag wird W. Tell gegeben. Der letzte Akt bleibt weg, auch wird so viel gestrichen, dass die Vorstellung halb 9 Uhr geendigt sein kann. Ich denke, die Herren werden nun nicht mehr so lange Stücke schreiben.

104.

Ludwig Schubart an Böttiger. Stuttgart, den 14. Oktober 1810.

Dass ich künftiges Jahr die Schriften meines sel. Vaters in der Schweiz herausgeben werde, ist Ihnen aus den öffentlichen Blättern bekannt. — — Der ehrwürdige Wieland ist sehr dafür und hat mir kürzlich einen inhaltschweren Brief deshalb geschrieben. Unter den Briefen fanden sich mehrere der frühesten und interessantesten von Ihm, die ich ihm zur Durchsicht mitgetheilt habe. Auch Schiller, Herder (so oft er in Nürnberg war) und Johannes Müller haben mich wiederholt zu diesem Unternehmen ermuntert, das bis dahin wegen der Kriegsunruhen unterblieb.

105.

Rochlitz an Böttiger. den 19. Februar 1812.

Mein Tagebuch senden Sie mir wol zurück?*)

*) Aus diesem Tagebuche, vermuthe ich, hat Böttiger seine, vielfach ventilierten, sogenannten „zwei Briefe an einen Freund" über die Jungfrau von Orleans in der ‚Minerva' für 1812 S. 52 ff. zusammengestellt. Leider ist mir der Rochlitz'sche Nachlass nur zum Theil zugänglich gewesen, und ich konnte bis

106.

Leipzig, der 24. Januar 15.

Das, was ich aus Schillers Munde in einer Anmerkung zu einem Aufsatz des 1. Theils der Denkmale beybrachte*), haben Sie mit Recht übergangen, da es nur bestätigt hätte, was einer weitern Bestätigung nicht bedurfte.

107.

den 29. November 16.

Schillers Demetrius — wer soll den ergänzen? Er wäre, däucht mich, eines der herrlichsten, wo nicht das herrlichste, der Charakter-Stücke Schillers geworden. Goethe weiss, was damit werden sollte; er wird's aber schwerlich sagen. Den 4. Bd. von G.'s Leben hab' ich noch nicht gelesen; es werden noch zwey aus Italien folgen, und bald wird auch das 2. Heft seiner Kunst etc. gedruckt werden. In diesem will er derb und entschieden gegen das austrocknende, Geist und Mühe versplitternde Thun der Altdeutschen und Altitalienischen unsrer Tage auftreten. Unbefangene werden es ihm danken, und das um so mehr, je mehr ihnen bekannt ist, was uns Cornelius, Overbeck etc. hätte werden können, und nun sicher nicht wird.

Von meinen neuen Erzählungen werde ich schwerlich Freude, und von den Tagen der Gefahr wohl eher Unangenehmes erfahren. Es sey; ich werde, eben dies Stück bekannt gemacht zu haben, nie bereuen. Goethe macht Wesens aus dem Sandrart: er hatte wol aber, als er antwortete, ihn nur allein gelesen; und dass ich mich seiner nicht schäme, gestehe ich auch.

108.

den 27. November 17.

Hätten Sie sich doch Zeit und mir Gelegenheit gegeben, Ihnen zuvor mitzutheilen, — — was ich über seine**) Entstehung u. dgl. weiss: Sie würden noch Manches haben hinzusetzen können, was, bey der grossen Theilnahme am Dichter, vielen willkommen gewesen seyn würde.

109.

den 5. Februar 1818.

Diesem nach wird die kleine Sammlung Briefe bestehen: aus einem schönen Schreiben Gellerts an eine Vertraute; einem, in mancher Hinsicht wahrhaft merkwürdigen, und originell ausgesprochenen Schillers an mich; etc.

110.

den 17. Oktober 1818.

Ueber die Entstehung des Stücks (Cabale und Liebe) und Sch.'s Aufenthalt im Meiningischen, so wie, was eben da in seinem Innern

---

jetzt keine Bestätigung meiner Vermuthung finden. Vgl. den Brief Haide's vom 22. Juni 1812 in Schnorr's v. C. ‚Archiv für Literaturgeschichte' VI, S. 274 f.

*) Vgl. S. 96.

**) Wallensteins?

spukte, hätte ich Ihnen aus sicherster Quelle gar manches Nähere beytragen können.

111.

Körner an Böttiger. den 24. December 1821.

Ew. Wohlgeb. danke ich ganz ergebenst für die gütige Mittheilung des im Abendblatte gedruckten Briefs, der mir noch unbekannt war. — — In Taschenbüchern hatte ich interessante Schillersche Briefe gefunden, unter andern einen über ‚Maria Stuart‘, der in Ihren Händen gewesen war. Ich machte damals Herrn Cotta darauf aufmerksam und forderte ihn auf mit Ihnen darüber in Unterhandlung zu treten, da ich es für indiscret hielt, Ihnen zuzumuthen, mir aus blosser Gefälligkeit diese Briefe mitzutheilen. Herr Cotta hat nicht darauf geachtet. Auch ist ein andrer Versuch vergeblich gewesen, durch die verwittwete Gräfin Münster aus Coppenhagen die Briefe zu erhalten, die Schiller, wie ich vermuthete, über seine Werke an den Herzog von Holstein und den Grafen Schimmelmann geschrieben hatte. Es blieben mir also nur die Briefe an den Herrn von Humboldt und an mich zu benutzen übrig.

112.

Deinhardstein an Böttiger. Wien, den 29. Oktober 1831.

Mit grossem Vergnügen bin ich von Ihrer Zufriedenheit mit dem 55. Bande*) in Kenntniss gesetzt worden. Der 56. Band soll nicht dahinter bleiben. Unter anderen wird ihn ein herrlicher Aufsatz von Kreuzer über Plato zieren und einer von Rochlitz über Schiller aus Privatnachrichten ergänzt.

*) Der ‚Wiener Jahrbücher‘.

Recension.

Adolf Friedrich Graf von Schack, gesammelte Werke in sechs Bänden. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1883.

Besprochen von Max Koch.

Während und nach dem Erscheinen dieser Sammlung haben sich fast sämtliche deutsche Journale mehr oder minder ausführlich mit Schacks Dichtung beschäftigt, und die Überzeugung, welche ich schon vor zwei Jahren dem edlen Dichter persönlich aussprach, dass, sobald er mit gesammelten Werken hervortreten würde, die bis dahin ihm gegenüber herrschende Gleichgültigkeit, unter deren Bann er litt, weichen werde, hat sich vollauf bestätigt. Nachdem Schacks Dichtungen ein-

zeln wie sie erschienen jede für sich kurz besprochen oder tot geschwiegen worden waren, wurde zum erstenmal 1876 in der Beilage zur Augsburger (jetzt Münchner) allgemeinen Zeitung Schacks Dichtung im Zusammenhange betrachtet ‚Ad. Fr. von Schack als Lyriker, Epiker und Dramatiker' (Nr. 344 und 345). 1882 hat dann Jos. Bendel in dem Buche ‚zeitgenössische Dichter' (Stuttgart) eine zusammenfassende Charakteristik Schacks zu geben versucht, die jedoch nicht eben glücklich ausgefallen ist. Gleichzeitig mit der Sammlung der Werke erschien ‚Ad. Fr. Graf von Schack. Eine literarische Skizze' von F. W. Rogge (Berlin 1883); ein Buch über Schack kann man das eigentlich nicht nennen; es sind lange Auszüge aus Schacks Werken mit fadem, ganz unkritischem Lobe vermengt. Glücklicherweise sind Schacks Vorzüge gediegen genug, dass ihnen auch eine so unverständige Bewunderung nichts anhaben kann. Nach dem vielen was seit Jahresfrist über Schacks Dichtungen geschrieben worden ist, wäre es höchst überflüssig, noch einmal eine eigne Besprechung der einzelnen Werke vorzunehmen. Nur einzelne Seiten von Schacks dichterischem Charakter, die besonderes litterarhistorisches Interesse erregen, möchte ich, zum Teil im Anschluss, zum Teil im Gegensatze zu dem in den verschiedenen Recensionen Vorgebrachten beleuchten.

Eine besondere Beachtung verdient das am Schlusse der einzelnen Bände stehende Nachwort des Dichters. Schack spricht sich hier darüber aus, von welchem Standpunkte aus er selbst die einzelnen Werke ansieht und von anderen betrachtet wissen möchte. Wenn sich hierbei eine recht erbitterte Stimmung gegen „die kalte Mitwelt" und ihre Kritik geltend macht, so ist dies nach der Behandlung, die Schack bis vor kurzem sich gefallen lassen musste, wohl begreiflich; am meisten dem Theater gegenüber. Schack kann wenigstens, wenn er es auch nicht immer ist, ein bühnenwirksamer Dramatiker sein. Seine ‚Pisaner' sind, wie ich mich bei der Aufführung selbst überzeugt habe, ein zugkräftiges Drama; auch von der ‚Timandra' wird das Gleiche gerühmt; dennoch fand das Beispiel der Münchner Bühne nirgends Nachahmung. ‚Heliodor' ist vom Verfasser selbst als dramatisches Gedicht bezeichnet worden, um die grössere hier genommene Freiheit anzudeuten. Gerade über dies Werk, das entschieden eines seiner besten ist, musste er viel Vorwürfe hinnehmen. Der Grundgedanke, das hinsterbende hellenisch-heidnische Schönheitsideal durch einen Vertreter mit der neuen christlichen Weltanschauung in offnem letzten Kampfe darzustellen, ist nicht nur poetisch, sondern auch wirklich tragisch in Auffassung und Durchführung. In der ‚Atlantis' kann man dies nur von ersterer rühmen. Gaston und Kaiser Balduin, welch letztere stofflich mit Tiecks Novelle der ‚wiederkehrende griechische Kaiser' verglichen werden muss, sind nur wegen einzelner Schönheiten zu loben, im ganzen verfehlt. Eine eigenartige Bedeutung gewinnt dagegen Schacks Dramatik eben durch ihre negative Beziehungen. Dem Verfasser der ‚Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien' und Herausgeber des ‚spanischen Theater' (2 Bde. Frankfurt 1845) steht das spanische Drama am nächsten; er hat seiner Begeisterung für dasselbe noch jüngst in

seiner trefflichen Einleitung zu Calderons Dramen (3 Bde. Stuttgart 1883) Ausdruck gegeben. Da ist es doch auffallend, dass Schacks eigne Dramen nicht einmal formal einen Einfluss der spanischen Dramatik gewahren lassen. Nirgends hat er wechselnde Versmaasse versucht — nur die Priesterchöre im ‚Heliodor' zwingen von selbst zum Verlassen des Blancverses, — nirgends Trochäen. Die im spanischen Drama ganz anders noch als bei Shakespeare unvermeidliche Einmischung des Komischen in die Tragödie hat Schack durchgängig vermieden. Wenn wir uns erinnern, wie übermächtig die Bekanntschaft mit dem spanischen Drama nicht nur auf untergeordnete Dichter wirkte, sondern selbst Goethe zur Nachahmung trieb (‚das Trauerspiel in der Christenheit' vgl. v. Biedermanns Goetheforschungen S. 154—192) und Jahrzehnte lang unsere dramatischen Dichter auf Irrwege lockte; so erscheint es als ein hoher Beweis dichterischer Selbständigkeit und dramaturgischer Einsicht, dass Schack bei aller Bewunderung der Spanier sich doch nur Shakespeare und Schiller zum Vorbilde wählt. Er sucht zwischen beiden, bald dem einen, bald dem anderen zuneigend, eine selbständige Mitte innezuhalten. Der Versuch Platens Aristophanische Litteraturkomödien ins Politische überzutragen, verdient Anerkennung; aber nur der ‚Kaiserbote' ist geglückt. Man sagt zwar, dass auch Indignation den Dichter mache; der ‚Cancan' ist jedoch mehr chauvinistisch als witzig. Obgleich poetisch wertvoller, wird der ‚Cancan' an echter Komik doch übertroffen von der gleichfalls missglückten und mit Schacks patriotischem Werke zu vergleichenden Dichtung Richard Wagners ‚eine Kapitulation. Lustspiel in antiker Manier' (in IX. Bde. der ‚gesammelten Schriften und Dichtungen' Leipzig 1873).

So unabhängig Schack im Drama die eigne Dichtung von der als Übersetzer ausgeübten Thätigkeit erhält, so weiss er doch in anderen Fällen seine Vertrautheit mit fremden Litteraturen ungemein wirksam auszunutzen. Ich habe dabei vor allen ‚die Plejaden' im Auge. Diese epische Dichtung ist an sich so schön und gut, dass sie wohl jederzeit als eine der besten Leistungen unserer neueren Kunstepik hochgehalten werden wird; auch die leisen Anklänge an die mit der Rettung Griechenlands verglichene Wiederaufrichtung des Vaterlandes geben dem deutschen Werke eine eigne historische Bedeutung. Wodurch ist es aber Schack überhaupt gelungen, dem sonst spröden antiken Stoffe solches Leben, einzuhauchen? Er stellt uns nicht, wie das sonst zu geschehen pflegt, einseitig den Hellenismus dar, sondern lässt auch die auf der anderen Seite wirksamen Ideen bedeutend und Teilnahme erregend hervortreten. Der Übersetzer des ‚Firdusi' weiss uns auch für die Perser in einer ganz unerwarteten Weise zu interessieren. Der Kampf der Orzmud-Religion mit den Olympischen Göttern schwebt über den feindlichen Parteien wie in Kaulbachs Schlacht von Salamis, mit dem Schack selbst freilich nicht verglichen werden möchte, die Idealgestalten der Götter über den hellenischen Schiffen. Durch diese Gegenüberstellung der Repräsentanten zweier Kulturen ist aber ein ungemein glücklicher Ersatz für die altherkömmliche epische Maschinerie gewonnen, ich möchte behaupten ein noch ungebautes fruchtbares Feld für die neuere epische

Dichtung eröffnet, und das dem modernen Rationalismus so anstössige Wunderbare glücklich vermieden und ersetzt. Andererseits knüpft Schack gerade in den ‚Plejaden‘ an die beiden besten epischen Dichtungen des 18. Jahrhunderts wieder an, an Wielands ‚Oberon‘ und Goethes ‚Hermann und Dorethea‘. In Wielands Bahnen sehen wir Schack auch in seinen komischen Epen wandeln, aber auch hier nicht als Nachahmer, sondern Fortbildner. Es gilt dabei das komische Epos den Fortschritten und Umwandlungen des modernen Lebens anzupassen; Amerika, Eisenbahnen, Politik, Impresarios u. s. w. das alles soll komisch verwertet werden. Ich gebe dabei dem Romane ‚durch alle Wetter‘ entschieden den Vorzug vor ‚Ebenbürtig‘, denn in letzterem werden die ewig wiederholten Mesallianzen ermüdend und, so ungehalten sich Schack gerade diesem Vorwurf gegenüber zeigt, eine gewisse Wahrscheinlichkeit muss auch in solchen Werken herrschen. Dass ein junger Prinz, weil er in einem Gewitter in der von Telegraphen durchzogenen Schweiz seine Baarschaft einbüsst, sich sofort als Hausknecht und Kellner vermietet, das geht auch in einem komischen Romane über das Annehmbare. Die freisinnige Tendenz ist ja bei Graf Schack im höchsten Grade anzuerkennen; poetischer tritt diese aber in der schönen Verherrlichung Garibaldis, des Volkshelden, in ‚durch alle Wetter‘ hervor.

Die ‚Nächte des Orients‘ sind viel besprochen worden; den Vorwurf des Pessimismus lehnt Schack mit vollstem Rechte als ungegründet ab. Die ihm das vorwarfen, verwechseln einfach Pessimismus und Resignation. Resignation aber ist auch Goethes Grundstimmung gewesen; sie ist in Schillers ‚Idealen‘ wie in Shakespeares ‚Tempest‘, und bei jedem bedeutenden Dichter ausgesprochen. Pessimist im modernen Sinne kann man den Dichter des ‚Lothar‘ wahrhaftig nicht nennen.

Mit einer grösseren Anzahl lyrischer Gedichte ist Schack, wenn ich nicht irre, zuerst in Geibels ‚Münchner Dichterbuch‘ 1861 hervorgetreten. Die gesammelten Werke bringen in drei verschiedenen Abschnitten gesondert seine lyrischen Arbeiten ‚Gedichte‘; ‚Lotosblätter‘; ‚Weihgesänge‘. Gleichzeitig mit Schacks gesammelten Werken sind die Geibels im Cottaschen Verlag erschienen, von selbst eine Vergleichung der beiden Dichter herausfordernd. Auf beide hat Platen den grössten Einfluss ausgeübt; aber Schack schliesst sich gerade in kleinen epischen Dichtungen und Balladen z. B. ‚die Athener in Syrakus‘ eng an Platen an, während Geibel die Ballade mehr volkstümlich gestaltet. Geibels eigentlichstes Gebiet ist das Lied; bei Schack überwiegt unverhältnismässig die Gedankenlyrik. Die beiden in München lebenden Dichter Schack und Martin Greif (vgl. Aprilheft S. 249) vertreten geradezu die entgegengesetzten Endpunkte der Lyrik des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Schacks umfassende Welt- und Geschichtskenntnis, seine innige Vertrautheit mit den orientalischen und romanischen Litteraturen wirkt hier am entschiedensten auf seine eigene Dichtung ein. Seine Lyrik zeigt vor allen den durchgebildeten, ethisch wie geistig gleich gereiften Menschen. Der Vorzug des Charakters gegenüber dem blossen Talente, von der Schillers Recension der Bürgerschen Gedichte spricht, kommt hier zur Geltung. Wie sehr aber der Gedankenlyriker doch auch

plastisch anschaulich zu bilden versteht, davon legen wieder die ‚Episoden‘ Zeugniss ab, in denen vor allem Schacks Verhältnis zur bildenden Kunst (vgl. ‚meine Gemäldesammlung‘ Stuttgart 1881) für die Anwendung und Ausbildung der poetischen Gemälde fruchtbar geworden ist.

Während Geibel die Übersetzungen in die Sammlung seiner Werke mit aufnahm, hat Schack die seinigen angeschlossen (‚spanisches Theater‘ ‚Firdusi‘, Poesie der Araber, ‚Stimmen vom Ganges‘, ‚Strophen des Omar Chijam‘). Eine gerechte Würdigung seiner Verdienste als Dichter ist aber nur zu erreichen, wenn man auch diese Arbeiten mit in Betracht zieht. Die formalen Vorzüge, die Virtuosität in Reim und Vers zeigen sich in seinen Übersetzungen noch mehr als in seinen Originaldichtungen selbst. Als Übersetzer aber wie als Dichter steht Schack gleich ferne von den Modepoeten des Tages und wird, das kann wohl jetzt schon behauptet werden, wenn man einst die Litteraturgeschichte unserer Tage schreibt, als einer der bedeutendsten Dichter der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gerühmt werden.

Verzeichnis

der auf deutsch-österreichischen und schweizerischen Universitäten

gehaltenen Vorlesungen

über

Geschichte der neueren deutschen Nationallitteratur

(16. Jahrhundert bis Gegenwart)

während des Wintersemesters 1884/1885.

Zusammengestellt von

Max Koch.

Basel. J. Mähly: Der Roman des 19. Jahrhunderts (2 Stunden). O. Behaghel: Mittel- und neuhochdeutsche Grammatik (4), Deutsche Gesellschaft (1). St. Born: Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert.

Berlin. W. Scherer: Geschichte der deutschen Dichtung von Luther bis Lessing (3). L. Geiger: Deutsche Litteratur-Geschichte von Lessings Tod bis 1815 (4); Übungen zur neueren Litteratur-Geschichte (1).

Bern. L. Hirzel: Geschichte der deutschen Litteratur vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts (4);

Litterarhistorisch-pädagogische Übungen (2); Litterarhistorisch-kritische Übungen (2).

Bonn. A. Birlinger: Goethes und Schillers Leben und Schriften (2); Über Goethes Faust (1).

Breslau. C. Weinhold: Deutsche Litteratur-Geschichte (4); Übungen des deutschen Seminars (2). F. Bobertag: Deutsche Litteratur-Geschichte des 19. Jahrhunderts (2); Über Goethes Faust (2); Deutsche Übungen (1).

Czernowitz. J. Strobl: Deutsche Philologie.

Dorpat. L. Meyer: Übersicht über die Geschichte der deutschen Sprache (2).

Erlangen. E. Steinmeyer: Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert (4); Übungen des deutschen Seminars (2). M. Winterling: Über das Allegorische in Dichtung und Malerei.

Freiburg i. B. H. Paul: Über Lessing (2); Übungen des deutschen Seminars (Behandlung von Fastnachtsspielen des Hans Sachs).

Genf. Krauss: Geschichte der poetischen Nationallitteratur der deutschen Schweiz (2).

Giessen. W. Braune: Einleitung in das Studium der deutschen Klassiker Lessing, Goethe, Schiller (1).

Göttingen. K. Gödeke: Über Schillers Leben und Schriften (1). F. Bechtel: Vergleichende Grammatik der deutschen Dialekte (4); Übungen der deutschen Gesellschaft.

Graz. A. Sauer: Geschichte der deutschen Litteratur in der klassischen Periode (3); Über das deutsche Drama im 19. Jahrhundert (1); Seminar für deutsche Philologie, a) Übungen auf dem Gebiete der neueren Litteratur-Geschichte (Schillers dramatische Fragmente), b) Litterarhistorische Vorträge (2).

Greifswald. Al. Reifferscheid: Deutsche Litteratur-Geschichte von Luthers Zeiten an (4). F. Vogt: Deutsche Übungen (2).

Halle. R. Gosche: Litteratur-Geschichte des Reformationszeitalters (2); Litteraturhistorische Übungen. R. Haym: Über Goethes Leben und Schriften (1). C. Burdach: Erklärung von Lessings Hamburgischer Dramaturgie (1). H. v. Stein: Ästhetik (2).

Heidelberg. K. Bartsch: Encyklopädie der deutschen Philologie (4); Neuhochdeutsche Grammatik (2). L. Nohl: Über Richard Wagners ‚fliegenden Holländer', ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' (1). C. F. Meyer: Neudeutsche Übungen (Goethes ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' [1]).

Jena. A. Böhtlingk: Goethe (2); Societät für neuere deutsche Litteratur-Geschichte (1). B. Litzmann: Deutsche Litteratur-Geschichte vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis auf Gottsched (2); Lessings Leben und Schriften (1); im deutschen Seminar, a) Übungen im Anschluss an S. Hirzels ‚jungen Goethe', b) Übungen in Gymnasialvorträgen (2).

Kiel. Fr. Pfeiffer: Übungen des deutschen Seminars (2). Kl. Groth: Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache vom Anfang des 17. Jahrhunderts. P. Pietsch: Lessing und seine Zeit (1);

Deutsche Übungen (1). J. Sterroz: Erklärung der altfranzösischen Parabel vom ,echten Ringe'.

Königsberg. H. Baumgart: Über Goethes ,Faust' mit einer Einleitung über die ,Faustsage' (2); Über Goethe und Schiller von 1788—1805 (4). O. Erdmann: Syntax der deutschen Sprache (2).

Krakau. W. Creizenach: Deutsche Litteratur.

Lausanne. Maurer: Der Klassicismus in Deutschland (2); Abhandlungen und Disputationen über die deutschen Klassiker (1).

Leipzig. R. Hildebrand: Deutsche Metrik und Rhythmik (3). K. Biedermann: Geschichte der deutschen Litteratur im 16. und 17. Jahrhundert (2); Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert, speciell seit Goethes Tod (2); Kultur — und litterarhistorische Gesellschaft. K. v. Bahder: Neuhochdeutsche Grammatik (3).

Lemberg. R. M. Werner: Geschichte der neueren deutschen Litteratur während der klassischen Periode (3); Neuhochdeutsche Grammatik auf historischer Grundlage (2); im Seminar für deutsche Philologie litterarhistorische Übungen über das 17. Jahrhundert und Erklärung von Lessings Hamburgischer Dramaturgie (2).

Marburg i. H. M. Koch: Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von ihren Anfängen an bis auf Lessing (4); Shakespeares Einführung und Stellung in der deutschen Litteratur (1); Litterarhistorische Übungen (Erklärung ausgewählter Oden Klopstocks [1]).

München. M. Carriere: Ästhetik (4); Goethes ,Faust' (1). M. Bernays: Geschichte der neueren deutschen Litteratur seit den Anfängen des 19. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung auf die gleichzeitige Litteratur Englands und Frankreichs (4); litterarhistorische Übungen, a) Studien zu Lessings Dramaturgie, b) litterarhistorische Vorträge (2). O. Brenner: Pädagogische Übungen in der deutschen Grammatik (2). F. Muncker: Geschichte des deutschen Dramas von Lessing bis auf Kleist (2); deutsche Stilübungen (1).

Münster. W. Storck: Neuere deutsche Litteratur-Geschichte (4); deutsche Übungen (1). L. Wüllner: Über Goethes Leben und Werke von 1776 bis 1805 (2). F. Jostes: Deutsche Grammatik (3).

Neuchâtel. A. Humbert: Allgemeine Litteratur-Geschichte, vergleichende Studien der hauptsächlichsten Schriftsteller des 14. bis 18. Jahrhunderts (2). Domeier: Die Glanzperiode der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert (2); höhere Übungen in der deutschen Sprache (1).

Prag. J. Kelle: Grammatik der neuhochdeutschen Schriftsprache (3). J. Minor: Geschichte der deutschen Litteratur von 1750—1794 (5); Übungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur (2).

Rostock. R. Bechstein: Übungen in deutscher Poetik und Litteraturgeschichte (2); im Seminar Jakob Grimms Vorrede zum deutschen Wörterbuch (1).

Strassburg. W. Windelband: Über Goethe in seinen Beziehungen zur Philosophie (1). R. Henning: Geschichte der deutschen Litteratur vom westphälischen Frieden bis zu Lessings Tod (2).

Tübingen. C. v. Köstlin: Ästhetik der Poesie (3); Über Goethes

‚Faust' I. und II. Teil nebst Einleitung in die Faustsage und Faustlitteratur (3). B. Kugler: Voltaire und seine Zeit (2). E. Sievers: Neudeutscher Kurs im Seminar für neuere Sprachen (1). Th. Strauch: Geschichte der deutschen Litteratur seit Luther (3).

Wien. E. Schmidt: Geschichte der deutschen Litteratur im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (4); das deutsche Drama seit Schiller (1); Seminar für deutsche Philologie moderne Abteilung (2).

Würzburg. B. Seuffert: Geschichte der deutschen Litteratur von Herders Auftreten bis zu Schillers Tod (4); stilistische und litterarhistorische Übungen im Seminar für deutsche Philologie (1).

Zürich. L. Tobler: Historische Grammatik des Neuhochdeutschen II. Wort- und Satzbildung (2); Geschichte der deutschen Volkspoesie (1). J. J. Honegger: Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts (3); zur Geschichte der deutschen Prosalitteratur seit ihren Anfängen (2); stilistisch-rhetorische Übungen mit einem Repetitorium der Litteratur (2). J. Baechtold: Litteratur-Geschichte des 18. Jahrhunderts (2); Litteratur-Geschichte des 16. Jahrhunderts (1). A. Frey: Lessings Leben und Werke (1).

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. September bis 1. November 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Bauch, Gustav, Die Vertreibung des Johannes Rhagius Aesticampianus aus Leipzig. Nach aktenmässigen Quellen. ‚Archiv für Litteraturgeschichte' 13 (1), 1—33.

Bernays, M., Zum Studium des deutschen und englischen Shakespeare. ‚Allg. Ztg.' 1884 (307 Beil.), 4529—31; (308 Beil.), 4546—48; (309 Beil.), 4562—64.

Birlinger, A., Goethe und der brennende Berg bei Dudweiler. ‚Allg. Ztg.' 1884 (271 Beil.), 3995—96.

Bobertag, Felix, Georg Rudolf Weckherlin. Zum Gedächtnis seines dreihundertjährigen Geburtstages. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (37), 561—63.

Bolte, Joh., Das Berliner Weihnachtsspiel von 1589. ‚Niederd. Jahrbuch' 9, 94—104.

Bormann, W., Geist und Form im Sonnett. ‚Allg. Ztg.' 1884 (314 Beil.), 4633—34; (315 Beil.), 4650—52.

Bossert, Ein unbekannter Volksschriftsteller der Reformations-Zeit. ‚Zschr. f. kirchl. Wissenschaft' 1884 (8).

Bossert, A., Études allemandes.-Goethe. ‚Revue de l'enseignement secondaire' 1884 (16), 751—56; (17), 796—800.

Brandes, Herman, Zum Mühlenliede. ‚Niederd. Jahrbuch' 9, 49—54.

Brenning, Emil, Leopold Schefer. Eine Monographie. Gekrönte Preisschrift. (Aus: ‚Neues Lausitz. Magazin'). Bremen, Rühle u. Schlenker. ℳ 3,60.

Breul, Schillerstudien. 1. Die ursprüngliche und die umgearbeitete Fassung der Briefe über ästhet. Erziehung. 2. Ueber den moral. Nutzen ästhet. Sitten. ‚Zschr. f. d. A.' 28, 4.

Cafasso, Arth., Das Bild in der dramatischen Sprache Grillparzers. Progr. des Landes-Obergymnas. zu Leoben.

Delitzsch, Frz., Die revidierte Lutherbibel. Leipzig, Dörffling u. Franke. ℳ 0,80.

Eckermann, Joh. Pet., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 6. Aufl. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. 3 Teile. Nebst neuem Register. Leipzig, Brockhaus. ℳ 6.

Eckstein, Ernst, Der historische Roman. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (40), 608—10; (41), 623—24.

Eigenbrodt, Wolrad, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Berlin, Weidmann. ℳ 2,40.

Falck, P. Th., Friederike Brion von Sesenheim [1752—1813]. Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse. Berlin, Kamlah. ℳ 4.

Frankl, Ludw. Aug., Zur Biographie Ferdinand Raimunds. Wien, Hartleben. ℳ 0,90.

—, Zur Biographie Franz Grillparzers. 2. verm. Aufl. Wien, Hartleben. ℳ 0,90.

—, Zur Biographie Friedrich Hebbels. Wien, Hartleben. ℳ 0,90.

Geibel, Emanuel. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildnis in Lichtdruck nach der 1877 nach dem Leben modellirten Büste von H. Pohlmann in Berlin und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift vom November 1882. 3. Aufl. Lübeck, Grautoff. ℳ 1,50.

Geibel, Emanuel. Ein Gedenkbuch. Her. von Arno Holz. Berlin, Parrisius. geb. ℳ 4.

Gottschall, R. v., Heinrich Laube. Ein literarischer Essay. ‚Unsere Zeit' 1884 (10), 455—78.

Gredy, Fr. M., Geschichte der deutschen Litteratur für höhere Lehranstalten, wie zum Privat- und Selbstunterricht. 7. durchaus umgearbeitete Aufl. von Aloys Denk. Mainz, Kirchheim. ℳ 1,80.

Hänselmann, Ludwig, Zwei Gedichte aus der Reformationszeit. ‚Niederd. Jahrbuch' 9, 83—94.

Herrmann, M., Martin Luthers Leben nach den ältesten und neuesten Geschichtsforschungen. 2. verbesserte und wesentlich vermehrte Aufl. Mit einem Kapitel über das Lutherjubiläum. Regensburg, Coppenrath. ℳ 3,60.

Holstein, H., Eine niederdeutsche Spottschrift auf den Hamburger Patrioten von 1724. ‚Niederd. Jahrbuch' 9, 75—83.

—, Zwei Besuche bei Goethe. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.' 1884 (40; 41).

Holzhausen, Wilhelm Müller. ‚Allg. Ztg.' 1884 (273 Beil.), 4025—26; (274 Beil.), 4043—44.

Hub, Ignaz, Deutschlands Balladendichter und Lyriker der Gegenwart. Ein Hülfsbuch zur Wissenschaft der neuesten Literatur. Mit den Lebensabrissen und Charakteristiken der Dichter, auch einer Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus ihren Werken. Neue Ausg. (In 10 Lief.) 1. Lief. Karlsruhe, Bielefeld. ℳ 0,60.

Karpeles, G., Heine über Laube. Ein ungedruckter Bericht Heines aus Paris. ‚Vom Fels zum Meer' 1884 (November), 209—12.

Koch, A., Fr. Rückert unter dem Banne von Valentin Andreä. ‚Zschr. f. d. Phil.' 1884 (3), 361—62.

Köhler, Reinhold, Zu Bürgers Lenardo und Blandine. ‚Zschr. f. d. Phil.' 1884 (3), 362—63.

Koffmane, Zu Luthers Briefen und Tischreden. ‚Theol. Studien u. Kritiken' 1885 (1).

Kolde, Th., Martin Luther. Eine Biographie. 3. Lief. Gotha, Perthes. ℳ 1,20.

Krause, G., Friedrich der Grosse und die deutsche Poesie. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. ℳ 2.

Landau, M., Grillparzers Jüdin v. Toledo. Ihre Quellen und älteren Bearbeitungen. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (298 Beil.), 4401—2; (299 Beil.), 4410—11.

Latendorf, Theodor Körner und Toni Adamberger. Begrüssungsschrift zur 37. Philologenversammlung in Dessau.

Lenz, Reinhold, Lyrisches aus dem Nachlass, aufgefunden von Karl Ludwig. Mit Silhouetten von Lenz und Goethe. Berlin, Kamlah. ℳ 1,80.

Loeber, Zu Schillers Spaziergang. ‚Neue Jahrbücher f. Philologie u. Pädagogik‘ 1884 (7).

Loeper, G. v., Zur Zeitbestimmung Goethischer Schriften. ‚Archiv für Litteraturgeschichte‘ 13 (1), 72-81.

Löwenfeld, Raphael, Ernst von Wildenbruch. Ein Versuch. ‚Nord u. Süd‘ 1884 (10), 107—17.

Luthers drei grosse Reformationsschriften vom J. 1520: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und Von der Freiheit eines Christenmenschen von Ludw. Lemme. 2. Aufl. Gotha, Perthes. ℳ 2,40.

Muggenthaler, Klopstocks Orthographiereform-Bestrebungen und ihre Bedeutung für die Gegenwart. ‚Paedagogium‘ 7, 1.

Olfers, Marie von. ‚Grenzboten‘ 1884 (42), 127—34.

Peschkau, E., Neue Bühnenwerke Paul Heyses. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (297 Beil.), 4385—86.

Pröhle, H., Goethes Brockenreisen. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (36).

—, Schiller und Bürger. ‚Grenzboten‘ 1884 (40), 15—21.

—, Ueber Goeckingks Lieder zweier Liebenden. ‚Sonntags-Beil. zur Voss. Ztg.‘ 1884 (42; 43).

Riess, Ludwig, Der Chor in der Tragödie. ‚Preuss. Jahrbücher‘ 1884 (10), 339—60.

Rotermund, H., Abraham a Sancta Clara. Vortrag. Hannover, Feesche. ℳ 0,40.

Sachse, Max, Beitrag zur Charakteristik E. Raupachs und seiner Zeit. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (36; 37; 38).

Schäfer, Dietrich und **Walther, C.**, Niederdeutsche Inschriften in der Krypte der Domkirche S. Laurentii zu Lund. ‚Niederd. Jahrb.‘ 9, 125—31.

Schirmer, Karl, Mitteilungen aus einer mittelniederdeutschen Handschrift. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 41—47.

Schlossberger, v., Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart, Cotta. ℳ 2.

Schlüter, Bruchstücke von Emsers niedersächsischem Neuen Testamente, Rostock 1530. ‚Neuer Anzeiger f. Bibliographie u. Bibliothekwissenschaft‘. 1884 (8, 9).

Schmidt, E., Aus dem poet. Nachlass v. Jacob M. R. Lenz. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (290 Beil.), 4281—82; (291 Beil.), 4298—99.

—, Ein Jugendstück Lessings. ‚Gegenwart‘ 1884 (38), 181—83.

—, ‚Minna von Barnhelm‘ im Burgtheater. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (261 Beil.), 2849—50.

Schmidt, Julian, Berthold Auerbach. ‚D. Rundschau‘ 1883/84 (23), 373—91.

—, Goethes Werther. ‚Westermanns Monatsh.‘ 1884 (Oct.), 114—29.

—, Heinrich Laube. ‚Preuss. Jahrbücher‘ 1884 (9), 228—36.

Scipio, Noch einmal: ‚Ein feste Burg ist unser Gott.‘ ‚Protest. Kirchenztg.‘ 1884 (33).

Seelmann, W., Gories Peerses Gedicht Van Island. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 110—25.

Siegen, Karl, Heinrich von Kleists Liebesleben. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (37), 564—66; (38), 580—82.

Sievers, E., Notizen zu Thomas Birck. ‚Paul-Braune Beiträge‘ 10 (1), 199—205.

—, Zu Opitzens Deutscher Poeterey. ‚Paul-Braune Beiträge‘ 10 (1), 205—208.

Stein-Kochberg, F. v., Aus den Tagen nach den Kämpfen bei Saalfeld und Jena. Mit dem Porträt der Frau v. Stein. ‚Aus allen Zeiten und Landen‘ 2, 1137—44.

Trautmann, Karl, Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände der schwäbischen Reichsstädte im 16. Jahrhundert. ‚Archiv f. Litteraturgeschichte‘ 13 (1), 34—71.

Ueberweg, F., Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biographischen Skizze Ueberwegs von Fr. A. Lange. Her. von Mor. Brasch. Leipzig, Reissner. ℳ 8.

Walther, C., Die Hamburger Islandesfahrer. Zu Gories Dichtung. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 143—45.

—, Status Mundi. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 104—9.

Welti, H., Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform. Leipzig, Veit. ℳ 5,40.

Weltrich, R., Eine apokryphe geschichtliche Arbeit Schillers. ‚Allg. Ztg.‘ 1884 (272 Beil.), 4009—4010.

Werner, R. M., Emanuel Geibel. ‚Zeitschrift f. allgemeine Geschichte‘ 1884 (9).

—, Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen. Mit zwei Porträts. Berlin, Hertz. ℳ 6.

Zarncke, Fr., Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, sein Leben und seine Werke. (Aus: Abhandlungen der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften). Leipzig, Hirzel. ℳ 14.

—, Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise 1790. ‚Begrüssungsschrift zur 37. Philologenversammlung in Dessau‘.

Zolling, Th., Der Dichter des Centrums (Friedrich Wilhelm Weber). ‚Gegenwart‘ 1884 (40), 215—18.

Ausgaben. Sammelwerke.

Buchwald, Eine ungedruckte Trostrede Luthers am Krankenbette. ‚Zschr. f. kirchl. Wissenschaft‘ 1884 (8).

Droste-Hülshoff, Annette Freiin v., Gedichte. ‚Universal-Bibl.‘ Nr. 1901—1904. Leipzig, Reclam. geb. ℳ 1,20.

Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Nr. 64 des Museum. Sammlung litterar. Meisterwerke. In neuer Rechtschreibung. Elberfeld, Loll. ℳ 1,30.

Heine, Heinr., Sämmtliche Werke. Mit einer Biographie von G. Karpeles. Neue Volks-Ausg. in 50 Lief. 1. Lief. Hamburg, Hoffmann u. Campe. ℳ 0,20.

Kleist, Heinrich v., Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Grosses histor. Ritterschauspiel. In stenographische Schrift übertragen von R. Tombo. Barmen, Klein. ℳ 2.

—, Sonderbare Geschichte. Eine ungedruckte Humoreske. ‚Gegenwart‘ 1884 (44), 283—84.

—, Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten. Eine bisher ungedruckte Humoreske. ‚Gegenwart‘ 1884 (36), 157—58.

Lessing, G. E., Damon oder die wahre Freundschaft. Die alte Jungfer. Nr. 52 des ‚Museum‘. Sammlung litterar. Meisterwerke. In neuer Rechtschreibung. Elberfeld, Loll. ℳ 0,20.

—, Hamburgische Dramaturgie. Nr. 54 des ‚Museum‘. Sammlung litterar. Meisterwerke. In neuer Rechtschreibung. Elberfeld, Loll. ℳ 1,10.

Luther, Martin, als Lehrer des deutschen Volkes in einer Auswahl seiner Schriften. Mit einer Zeittafel des Lebens und der aufgenommenen Schriften Luthers her. von Heinrich Zimmer. 2. Ausg. Homburg v. d. H., Heyder u. Zimmer. ℳ 4.

Minor, J., Ein unbekannter Aufsatz Goethes. ‚Grenzboten‘ 1884 (38), 555—61.

Platen, Aug. Graf v., Gedichte. Nr. 159 des ‚Museum‘. Sammlung litterar. Meisterwerke. In neuer Rechtschreibung. Elberfeld, Loll. ℳ 1,20.

Saphir, M. G., Ausgewählte Schriften. Red. von M. A. Grandjean. 12 Bde. Brünn, Karafiat. In 5 Bde. geb. ℳ 30.

Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu, Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht aus den Jahren 1779—1782. Nach der einzigen bisher bekannt ge-

wordenen Handschrift her. von Otto Hartwig. ‚Archiv für Litteraturgeschichte‘ 13 (1), 82—115.

Tieck, Ludw., Des Lebens Ueberfluss. Musikalische Leiden und Freuden. Zwei Novellen. Nr. 1925 der ‚Universalbibl.‘. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.

Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft. Her. von Rud. Bergner. Inhalt: 2. Friedrich der Grosse. Ueber den Krieg und Reflexionen über den Charakter und die militärischen Talente Karls XII. ℳ 0.30. — Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer von Ludw. Achim von Arnim. ℳ 0,60. — Ueber die Ehe. Von Th. G. v. Hippel. ℳ 0,60. — Ueber dramatische Kunst und Literatur. Vorlesungen von A. W. v. Schlegel. ℳ 0,30. — Der Geisterseher. Von Fr. v. Schiller. ℳ 0.30. — Philosophische Aufsätze von Ch. M. Wieland. ℳ 0,30. Leipzig, Bruckner.

Zeitgenössische Dichtung.

Amyntor, Gerh. v., Caritas. Erzählungen für die christliche Familie. Leipzig, Friedrich. ℳ 5.

Blüthgen, Victor, Der Preusse. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. ℳ 3.

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht. 3. Aufl. Jena, Costenoble. ℳ 4.

Dewall, Joh. van, Die Erbtante. Roman. 2. Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. ℳ 8.

Fontane, Theodor, Graf Petöfy. Roman. Dresden, Steffens. ℳ 7,50.

Freytag, Gustav, Die Ahnen. Roman. 3. und 5. Abt. Die Brüder vom deutschen Hause. 9. Aufl. — Die Geschwister. 7. Aufl. Leipzig, Hirzel. à ℳ 6.

—, Soll und Haben. Roman in 6 Büchern. 29. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. ℳ 5.

Ganghofer, Ludw., Dramatische Schriften. 1. Sammlung: Oberbayerische Volksschauspiele. Stuttgart, Bonz. ℳ 5.

— und **Neuert, Hans**, Der Prozesshansl. Volksschauspiel in 4 Aufzügen. 3. Aufl. Stuttgart, Bonz. ℳ 1.

Genée, Rud., Gastrecht. Dramatisches Gedicht in 1 Akt. Berlin, Deubner. ℳ 0,75.

Gottschall, Rud. v., Im Banne des schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in 4 Büchern. 4. Aufl. Breslau, Trewendt. ℳ 4.

Grieben, Hermann, Rheinische Wanderlieder und andere Dichtungen. 3., verm. Aufl. der gesammelten Gedichte. Mit dem Bildnis des Dichters. Heilbronn, Henninger. ℳ 3.

Hevesi, Ludw., Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch. Stuttgart, Bonz. ℳ 4.

Jensen, Wilh., Das Tagebuch aus Grönland. Roman. 3. Bde. Berlin, Janke. ℳ 12.

Köhler, Heinrich, Moderne Gegensätze. Roman. 2 Bde. Dresden, Steffens. ℳ 9.

König, Ewald Aug., Um Glück und Dasein. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. ℳ 10.

—, Va banque! Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. ℳ 9.

Lingg, Hermann, Högnis letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda. München, Callwey. ℳ 0,80.

Rosegger, P. K., Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen. 2 Bde. Wien, Hartleben. ℳ 5.

Samarow, Gregor, Die Saxoborussen. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. ℳ 12.

Schack, Adolf Fr. Graf v., Tag- und Nachtstücke. Stuttgart, Cotta. ℳ 4.

Scherr, Joh., Neues Historienbuch. Leipzig, Wigand. ℳ 5.

Schubin, Ossip, Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte. Jena, Costenoble. ℳ 7,50.

—, Unter uns. Roman in drei Büchern. 2 Bde. Berlin, Paetel. ℳ 8.

Spielhagen, Fr., Gerettet. Schauspiel in 4 Akten. Leipzig, Staackmann. ℳ 3.

Stinde, Jul., Buchholzens in Italien. Reise-Abenteuer von Wilhelmine Buchholz. 6., verm. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 3.

Stinde, Jul., Die Familie Buchholz. Aus dem Leben der Hauptstadt. 6. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 3.
Taylor, George, Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung. 3. Aufl. Leipzig, Hirzel. ℳ 8.
Telmann, K., Das Spiel ist aus! Roman. 3 Bde. Leipzig, Reissner. ℳ 9.
—, In Glück und Leid. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Bergmann. ℳ 8.
Wachenhusen, Hans, Ball-Elfe. Roman. 2 Bde. Teschen, Prochaska. ℳ 6.
—, Der Herzenfresser. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. ℳ 12.
Winterfeld, A. v., Die Todtenköpfe. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. ℳ 15.

Übersetzungen.

Calderon de la Barca, Dramatische Dichtungen in wortgetreuer Uebersetzung. Erlangen, Krische. ℳ 2.
Dickens', Charles, Ausgewählte Romane. Aus dem Engl. 7—10 Bd. Bleakhaus. Deutsch von A. Scheibe. Halle, Gesenius. ℳ 6,40.
Farina, Salvatore, Mein Sohn! Aus dem Ital. von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Mit einer biographischen Einleitung von Siegfrid Samosch. 2 Bde. Berlin, Paetel. ℳ 8.
Lob, das, der Thorheit. Aus dem Lat. des Erasmus von Rotterdam ins Deutsche übertragen von Heinr. Hersch. ‚Universal-Bibl.‘ Nr. 1907. Leipzig, Reclam. ℳ 0,20.
Ponsard, F., Horaz und Lydia. Lustspiel. Im Versmass des Originals übertragen von Alfr. Friedmann. Leipzig, Reissner. ℳ 1,50.
Sophokles' Tragödien, übersetzt von G. Wendt. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. ℳ 7.

Vermischtes.

Brandes, Herman, August Lübben. ‚Zschr. f. d. Phil.‘ 1884 (3), 369—73.
Gross, Ferdinand, Ein Kürnberger-Verein. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (36), 561—63.
Martin, E., Karl Müllenhoff. ‚Zschr. f. d. Phil.‘ 1884 (3), 366—69.
Reifferscheid, Al., Beschreibung der Handschriftensammlung des Freiherrn August von Arnswaldt in Hannover. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 132—42.
—, Zwei Briefe Jacob Grimms an Albert Hoefer. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 146—48.
Schmolke, H., Jacob Grimm. ‚Sonntags-Beil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (39).
Strackerjan, K., Heinrich August Lübben. ‚Niederd. Jahrbuch‘ 9, 149—60.

Recensionen.

Amyntor, Gerhard v., Drei Küsse. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (42), 661.
Auerbach, Berthold, Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.‘ 1884 (42), 1538—39. — Ang. von E. Zabel, ‚Bl. f. lit. Unterh.‘ 1884 (39), 609—13.
Becker, August, Liederhort aus Jungfriedel. Ang. ‚Grenzboten‘ 1884 (42), 151—52.
Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Heft II: Robert Keil, Wiener Freunde; Heft III: Franz Spengler, Wolfgang Schmeltzl. Ang. v. Franz Muncker, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (9), 353—56.
Bobertag, Felix, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Erste Abteilung. Bis zum Anfange des 18. Jahrh. Zweiter Band. Zweite Hälfte. Ang. v. Max Koch, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (10), 387—88.
Braun, Julius W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Ang. v. Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (37), 577—78.

Braun, Julius W., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Ang. v. Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (37), 578—580.
Byr, Robert, Der heimliche Gast. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (42), 663.
Elbe, A. v. d., Der Heliandssänger. Roman. Ang. v. J. J. Honegger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 681—82.
Falck, P. Th., Friederike Brion von Sesenheim. Ang. v. Otto Roquette, ‚Gegenwart' 1884 (44), 278—80.
François, Luise v., Judith, die Kluswirthin. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (42), 662—63.
Frenzel, Karl, Nach der ersten Liebe. Roman. Ang. v. Rudolf Doehn, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (41), 647—48.
—, Zwei Novellen. Ang. v. J. J. Honegger, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 679—80.
Frimmel, Th., Beethoven und Goethe. Ang. v. Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (37), 581.
Goethe, Iphigenie auf Tauris. Von August Hagemann. Her. von Paul Hagemann. Ang. v. Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (37), 581.
—, Notizbuch von der Schlesischen Reise 1790. Herausg. von Fr. Zarncke. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (43), 1490.
—, Werke. Zweiter Band: Gedichte. Zweiter Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von G. von Loeper. Ang. von Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (37), 580.
— -Jahrbuch. Her. von Ludwig Geiger. 5. Bd. Ang. von Erich Schmidt, ‚D. Lztg.' 1884 (38), 1378—81. — Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (41), 1429—30.
Grosse, Rud., Register zu Hettners Litteraturgeschichte des 18. Jahrh. Ang. ‚D. Lztg.' 1884 (36), 1305—6.
Haller, Albrecht v., Gedichte. Her. von Ludw. Hirzel. — Tagebücher. Her. von Ludw. Hirzel. Ang. v. Daniel Jacoby, ‚Archiv für Litteraturgeschichte' 13 (1), 120—44.
Hauck, Guido, Arnold Böcklins Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Ang. v. Wilhelm Buchner, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (37), 581.
Heine's, H., Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgeg. von E. Engel. Ang. v. E. Zabel, ‚Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (40), 629—30.
Herrig, Hans, Konradin. Ang. v. Karl Bleibtreu, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (42), 643—45.
Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Ang. v. Erich Schmidt, ‚D. Lztg.' 1884 (36), 1306—7.
Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. Neue Folge. Ang. v. Otto Brahm, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (41), 627—28.
Hirzel, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (41), 1430.
Hosäus, Wilhelm, Ernst Wolfgang Behrisch. Ang. v. Sauer, ‚Göttingische gel. Anz.' 1884 (15).
Jensen, Wilhelm, Aus stiller Zeit. Novellen. Ang. v. Marius Stein, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (44), 698—700.
Kayserling, Moses Mendelssohn. Ang. v. Sauer, ‚Göttingische gel. Anz.' 1884 (15).
Klein, J. L., Zenobia. Trauerspiel. In freier Bearbeitung für die Bühne von Wilhelm Buchholz. Ang. v. M. G. Conrad, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (43), 656—57.
Koberstein, Grundriss der Geschichte der deutschen National-Literatur. Bd. 1 6. Aufl. v. K. Bartsch. Ang. ‚Allg. Ztg.' 1884 (282 Beil.), 4163—64; (283 Beil.), 4179—80.
Laube, H., Schatten Wilhelm. Ang. ‚Allg. Ztg.' 1884 (262 Beil.), 3865—66.
Lenz, J. M. R., Dramatischer Nachlass. Zum ersten Male her. von Karl Weinhold. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (37), 1290—91.
Lingg, Hermann, Clytia. Ang. v. H. Bulthaupt, ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 674—75.
Lücke, Otto, Goethe und Homer. Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.' 1884 (40), 1464.

Meissner, Alfred, Geschichte meines Lebens. Ang. v. Ernst Ziel, ,Gegenwart' 1884 (39), 198—201. — Ang. v. E. Zabel, ,Bl. f. lit. Unterh.' 1884 (40), 627—29.

Meister, Karl Severin, Das katholische deutsche Kirchenlied. Bearb. von Wilh. Bäumker. Ang. v. H. Bellermann, ,D. Lztg.' 1884 (37), 1347—49.

Nibelungen Not, Der. Nach Karl Lachmanns Ausgabe übersetzt und mit einer Einleitung versehen von O. Henke. Ang. v. Karl Bartsch, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (39), 591—93.

Robert-tornow, Walter, Goethe in Heines Werken. Ang. v. Wilhelm Buchner, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (37), 581.

Rosegger, P. K., Neue Waldgeschichten. Ang. ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (42), 663—64.

Sachs, Hans, Sämmtliche Fastnachtspiele. In chronologischer Ordnung nach den Originalen her. von Edmund Goetze. 1—4. Bändchen. Ang. v. Franz Muncker, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (10), 383—87.

Schiller, Maria Stuart. Her. von Heinr. Heskamp. Ang. v. O. Hellinghaus, ,Gymnasium' 1884 (18), 625.

Schlossberger, Neu aufgefundene Urkunden über Schiller u. seine Familie. Ang. ,Allg. Ztg.' 1884 (311), 4594-95.

Schubin, Ossip, Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen. Ang. v. Marius Stein, ,Blätter für lit. Unterh.' 1884 (44), 700.

Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen her. von Ludwig Tobler. Ang. v. Anton Schlossar, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (36), 572-73.

Spengler, Franz, Wolfgang Schmeltzl. Ang. v. Hugo Holstein, ,Archiv für Litteraturgeschichte' 13 (1), 116—20.

Strehlke, Fr., Goethes Briefe. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (37), 1291—93.

Taylor, George, Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung. Ang. ,D. Lztg.' 1884 (39), 1437—38.

Vely, E., Episoden. Roman. Ang. v. Rudolf Doehn, ,Blätter für lit. Unterh. 1884 (41), 648.

Vischer, Fr. Th., Nicht Ia. Schwäbisches Lustspiel. Ang. ,D. Lztg.' 1884 (43), 1595.

Vor hundert Jahren. Elise v. d. Reckes Reisen durch Deutschland 1784-86 nach dem Tagebuch ihrer Begleiterin Sophie Becker her. von G. Karo und M. Geyer. Ang. ,Lit. Cbl.' 1884 (37), 1276-78.

Voss, Richard, San-Sebastian. Ang. ,Blätter für lit. Unterh.' 1884 (42), 661—62.

Waldmüller, Rob., Auf der Leiter des Glücks. — Blond oder Braun? Zwei Novellen. Ang. v. R. M. Werner, ,D. Lztg.' 1884 (41), 1518.

—, Darja. Roman. Ang. v. M. Necker, ,Grenzboten' 1884 (44) 246—48.

Weddigen, F. H. Otto, Geschichte der deutschen Volkspoesie. Ang. v. H. Seidel, ,D. Lztg.' 1884 (41), 1505—1507. — Ang. ,Grenzboten' 1884 (45), 267—75.

Wichert, Ernst, Die Braut in Trauer. Ang. v. J. J. Honegger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 680.

—, Peter Munk. Volksschauspiel. Ang. v. H. Bulthaupt, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 674.

Wiener Neudrucke. Heft V: Samuel und Saul von Wolfgang Schmeltzl; Heft VI: Lustige Reysz-Beschreibung aus Saltzburg in verschiedene Länder von J. A. Stranitzky. Ang. v. Franz Muncker, ,Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (9), 356—57.

Wilbrandt, Adolf. Der Verwalter. Die Verschollenen. Novellen. Ang. v. J. J. Honegger, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 678—79. — Ang. v. Ludwig Fulda, ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (42), 640—43.

Wildenbruch, Ernst v., Opfer um Opfer. Schauspiel. Ang. v. H. Bulthaupt, ,Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (43), 673—74.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Aus Leopold Schefers Frühzeit.

Nach handschriftlichen Quellen

von

Karl Siegen.

(Fortsetzung).

An geistiger Nahrung fehlte es sonach nicht. Weniger günstig war es freilich um die leibliche bestellt, Schmalhans mag da manchmal den Koch gespielt haben. So erzählt Schefer selbst: Mit 1 Gulden 20 Kreuzer wollte er mit Brot die Woche langen, es wäre das auf den Pfennig ausgezählt gewesen. Er habe schliffiges und nicht selten auch halb verbranntes Brot gegessen, nur um seiner armen Mutter, die ja ausser dem bereits erwähnten Privilegium sehr wenig von seinem Vater geerbt habe, nicht zur Last zu fallen, und doch habe sie ihm einst Vorwürfe gemacht, worüber er sich lange nicht habe beruhigen können; denn nichts habe ihn mehr gekränkt, als dass man nicht habe glauben wollen, wie er doch das Beste wolle und schon sich zu eigen gemacht habe.

Ein ander Mal wieder verschweigt er längere Zeit der Mutter, dass er einen Freitisch, den er angeblich haben wollte, nicht mehr oder überhaupt gar nicht habe, und er kann erst dadurch bewogen werden, die Notlüge, welche dazu dienen sollte, der Mutter seine ärmlichen Verhältnisse weniger fühlbar zu machen, der armen Frau zu entdecken, als diese eines Tages Anstalten trifft, seinen angeblichen Wohlthäter in Bautzen aufzusuchen. Gewiss ein guter, ein zartfühlender Sohn.

Geradezu wunderbar klingt es da, wenn er einmal seinem Tagebuche beichtet, dass er einem armen Handwerker, der ihm seine Not vorgeklagt, einen Gulden in die Hand drückt, oder, wie nachher in Muskau, einem armen Jungen oder Mädchen sein Elend lindern hilft. Noch verwunderlicher aber und ein schöner Zug seines Herzens ist es, wenn er an einer Stelle seines Tagebuches zu einem Briefe die Bleistift-Notiz macht: „Und ich armer Teufel erhielt den Eduard Tamm (den Sohn meines ersten Lehrers) ein paar Jahr auf dem Gymnasium zu Bautzen. Der Pfarrer Tamm in Ludwigsdorf (Eduards Oheim, den Leopold Schefer in rührenden Worten gebeten hatte, doch auch etwas für den armen Sohn seines verstorbenen Bruders zu thun) that nichts“.

Noch ehrender für unseren Schefer ist eine dritte Handlung von ihm, welche in seine Bautzener Zeit fällt, ehrender insofern, als in

diesem Fall nicht nur sein bescheidener Geldbeutel, sondern fast noch mehr sein Mut in Frage kam und er sogar sich nicht daran kehrte, ob seiner Gutthat verlacht und verhöhnt zu werden. Lassen wir ihn selbst in seiner schlichten Weise den Vorfall erzählen: „Ich habe“ — gesteht er sich — „vielleicht manches sonderbar Scheinende an mir, aber es ist nun einmal meiner Natur angemessen. Ich ging eines Abends in B. zu Freund Vogel, ich sah einen Haufen Knaben in Aufruhr; als ich es näher bemerkte, warfen sie einen armen alten Mann mit ihren Mützen und Hüten, mit Koth und Sand. — Ich unter die Säue und trotzte den Haufen zurück, der Mann küsste mir die Hände und nannte mich einen Engel Gottes — ich liess das gut sein; er hatte das böse Wesen und war ein armer alter Handwerksbursche — ich wollte ihn in eine Herberge führen und that's, aber die ganze Gasse war vor den Thüren und an den Fenstern, und das Geschrei und Auszischen des Haufens hinter mir und Koth und Knochen, — ich ging aber, drückte die Augen zu, doch ging ich“.

Wir fügen hier wohl am thunlichsten noch eine andere Anekdote mehr heitern Charakters ein, deren Held unser Schefer gleichfalls in der Bautzener Zeit, doch bei einem Besuche in Muskau, im Winter 1803 war. Wie wir dem Tagebuche des Dichters entnehmen, ging er schon als Kind mit blossem Halse und unbedecktem Kopfe und blieb dieser „bequemen, gesunden Gewöhnung“ auch in Bautzen treu. Eines Tages nun in der Frühe machte er mit seinem Mantel angethan und baarhäuptig wie fast immer einen Spaziergang ins Freie über die Neissebrücke dem Walde zu. Von den Leuten, welche gerade an der Brücke arbeiteten, wollten einige einen Strick unter dem Mantel des Baarhäuptigen bemerkt haben, und man glaubte, er wolle sich hängen. Zwei der Leute seien ihm darum nachgegangen, um ihn, den sie nicht erkannten, auch in Muskau nicht anwesend vermuteten, zu retten, fanden ihn aber dort nicht mehr an, sondern sahen ihn bald darauf wieder auf die Neisse zugehen. „Jetzt will er sich ersäufen“ — hiess es — „es ist ihm mit dem Hängen nicht geglückt“. Sie holten unseren Jüngling ein, als zufällig der Superintendent von Muskau, des Weges kommend, gleichfalls zu dem ihm befreundeten Leopold trat. Jetzt ward es allen gewiss, dass der Superintendent gekommen sei, um den Selbstmordlustigen zu bekehren. Doch — hiess es weiter — jetzt ist er in guten Händen, und sie gehen wieder zu den anderen Arbeitern. Leopold sprach mit dem Geistlichen über alles Mögliche, nur nicht über Selbstmord, an den er am allerwenigsten gedacht hatte, nach einigen Minuten fand sich noch der Graf zu Lynar zu ihnen und sie gingen zusammen heim. Da sahen denn die Arbeiter erst, dass es Leopold war. Doch hatte sich schon im Städtchen die Schreckenskunde wie ein Lauffeuer verbreitet, der Freiknecht hätte jemanden auf der Karre gebracht, mit einem Mantel zugedeckt! Der Vorfall hat nachher dem Dichter reichen Stoff zum Lachen gegeben, ihn aber dennoch lange Zeit noch nicht davon abgebracht, ohne Kopfbedeckung auszugehen, da das ihm nun einmal einerseits gesund und bequem war, andererseits aber schon aus Rücksichten der Sparsamkeit als das Nützlichste erschien.

Trotzdem aber, dass er zu einem solchen Sparsamkeitssystem während seines Aufenthaltes in Bautzen allen Grund hatte, ja, obwohl es ihm selbst oft gar schlecht und traurig ging, liess sich unser Leopold nicht entmutigen, sondern fand seinen Trost und seine Beruhigung in angestrengtester Thätigkeit, die freilich etwas zersplittert war; denn bald lockten ihn die alten Epen des Homer, bald wurde er zu den exacten Wissenschaften gerufen, bald wieder reizten ihn die Freunde Petri und Vogel, sein unbestreitbares musikalisches Talent nicht ruhen zu lassen, bald wieder drängte es ihn mit Allgewalt in die schöne freie Gottesnatur, die neben dem klassischen Altertume ja ihm stets das Höchste, Liebste geblieben ist, und zum Überfluss forderten und erhielten auch die deutschen Poeten Goethe (vor allem mit seinem ‚Werther‘), Gessner mit seinen Idyllen, Matthisson mit seinen Elegieen, besonders auch Mahlmann mit seinem ‚Hymnus an die Natur‘ („Die Du blühest in nie veraltender Schöne“ etc.) ihr Recht. Letzteren Hymnus hat er sich auch in sein Tagebuch geschrieben, als eines der ersten überhaupt darin befindlichen Gedichte. Den Reigen der vielen Gedichte Anderer, welche sich Schefer sorgfältig — allerdings, wie wir noch sehen werden, zum Teil zu dem praktischen Zwecke, um sie zu komponieren — aufgeschrieben hat, eröffnet merkwürdiger Weise F. v. Köpkens Gedicht ‚Das Walzen‘, das mit den Worten beginnt: „O schimpf auf's Walzen nicht, Du strenger Moralist“.

Durch diese Gedichte wurde, wie begreiflich, auch — zumal angesichts der schönen Natur, der Berge und Wälder — der eigene Schaffenstrieb des Dichters geweckt; doch eine Art Scheu oder Scham hielt ihn fürs erste trotz seines Stolzes und Selbstgefühls davon ab, ein Gedicht fertig zu bringen, oder wohl richtiger, er selber hatte das Gefühl, dass er noch nicht reif genug sei, um mit einem Gedicht der Welt auch zu imponiren, und eben dies Gefühl liess ihn zunächst gar nicht dazu kommen, seine Gedanken in Verse zu bringen, sodass es dem Dichter trotz mehrfacher Versuche nicht möglich gewesen wäre, in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Bautzen auch nur ein einfaches frommes Morgenlied für seine Grossmutter zustande zu bringen, wiewohl es in seinem Geiste ganz fertig und lebendig war. Erst Weihnachten 1802 gelingt ihm sein erstes Gedicht, ehe wir aber dahin kommen, haben wir als ein Seitenstück zu dem Vorerwähnten noch anzuführen, wie Leopold sich eines Tages, als er bereits komponiert hatte, sich aus Scheu und Scham selbst vor seiner Mutter, die ihn besuchen kam, in sein Stübchen einschloss und erst nach wiederholtem Klopfen öffnete, sich dann aber laut schluchzend der Mutter an den Hals warf. Dass sich der Sohn nachträglich über diese seine augenblickliche Scham, die ihn bewog, sich vor der Mutter zu verstecken, selber wieder geschämt hat, gesteht er seinem ersten Biographen v. Lüdemann selber zu.

Konnte es Leopold Schefer zunächst also nicht zu poetischer Bethätigung bringen, so war er doch nichtsdestoweniger nicht müssig, seine Gedanken wenigstens in prosaischer Form aufs Papier zu werfen, allerdings nur für sich, zu seinem Privatgebrauch: doch sind manche dieser Gedanken wert, auch weiteren Kreisen hier mitgeteilt zu werden,

um so mehr, als sie uns Schefer stets durchweg im günstigsten Lichte zeigen und beweisen, dass wo auch derselbe einmal irrt, es doch in der besten, reinsten Absicht geschieht.

Hier in Bautzen beginnt nämlich sein Tagebuch, das von Mai 1799 bis 1860 reicht, mit einigen Unterbrechungen, und 81 ganze Bände fasst, welchem er indes im ganzen weniger eigene Erlebnisse, als vielmehr fast ausschliesslich Herzensergiessungen anvertraut hat und welches, wie begreiflich, auch die Gedichte, — zum Teil in verschiedenen Fassungen und mit Kompositionen —, daneben aber auch zahllose Büchertitel, Angaben von Hausmitteln, Rezepten und noch so manches Unwichtige mehr enthält, so dass man Mühe hat, das Wertvolle aus diesem Ballast von Büchertiteln, abgeschriebenen Gedichten beliebter Dichter, für die sich Schefer besonders in seiner Frühzeit interessiert hat, auszuscheiden. Überhaupt kann dieses Tagebuch nur mit grosser Vorsicht benutzt werden, da man gar oft nicht recht sicher ist, ob einer der darin aufgezeichneten Gedanken von Schefer selbst oder von Anderen herrührt, wenigstens was eben die Frühzeit des Dichters betrifft; dazu gerät in dieser Zeit derselbe oft aus einem Extrem in das andere. Es ist eben die Zeit des Zweifelns und Schwankens, wie sie keinem selbst Denkenden erspart bleibt, am allerwenigsten aber dem von Natur schon skeptisch angelegten Schefer erspart bleiben konnte. Nichtsdestoweniger sind wir doch in der Lage, aus dieser Gymnasialzeit desselben eine Reihe Kernsprüche hier folgen zu lassen, welche so ziemlich zweifellos sein geistiges Eigentum sind und sich, abgesehen von dem Scheferschen Geiste, auch durch die Initialen L. S. als solches zu erkennen geben. Sie laufen in der Hauptsache alle darauf hinaus, dass der Mensch streben müsse, auch wenn er auf die Aussicht auf ein Jenseits nicht rechne, hienieden so zu leben, dass er jederzeit bereit ist, zu scheiden, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen, dass er nicht gelebt habe, wie er soll.

So sagt der Dichter einmal: „Wahrlich das Leben währt lange genug, es entbehren zu lernen, jeder aber soll während seines Erdenlebens so sein, dass man die Menschheit in ihm achten kann. Freilich, dass wir hören, dass Tugend die Menschenwürde erhöhe und Laster den Menschen also erniedrige, das macht nur die besser, die es glauben. Mehr wirkt Moral in Beispielen des Glückes und Unglückes“. An einer anderen Stelle heisst es: „Recht ist, was jeder andre, in der und in jeder andern Lage thun dürfte, zum zweiten Mal thun dürfte; doch Recht ist nicht immer unschädlich. Unrecht aber ist, was man zum zweiten Mal nicht thun dürfte, und das ist ganz gewiss schädlich. Unschädlich ist so lange nichts, bis auch das strengste Recht niemandem schaden kann und soll“.

An einer dritten Stelle spricht sich Schefer ausführlicher dahin aus: „Jeder hat ein Gefühl von Recht und Unrecht; das kann bis zum Entgegengesetzten verschieden sein. Aber wovon ich fühle, dass es Unrecht ist, das ist für mich Unrecht, und ich darf es nicht thun, ohne meine Ruhe von diesem Augenblick an zu stören, wenn ich mich nicht vorher davon überzeugte, dass es nicht Unrecht, dass es Recht sei. Was

alle Menschen von jeher edel fanden und thaten und ohne Schaden und Schande nicht unterliessen und worauf sie immer wieder zurückkommen, das muss in unserer Natur liegen und für uns daher notwendig Recht und erlaubt sein. — Gut und bös ist, was uns einzeln betrachtet, schädlich oder nützlich ist. Wäre das Schädliche das Gute, d. h. könnte sich alles umkehren, das Unmögliche möglich werden, und das ist unmöglich, weil es sonst nicht unmöglich gewesen wäre, sowie das Schädliche dann nicht mehr das Schädliche wäre, wenn es das Nützliche wäre, so würde ich kein Bedenken tragen, dies zu wählen, wir können die Dinge nur nehmen wie sie uns erscheinen, als das was sie uns sind; der Mensch will das Gute oder das wahrhaft Nützliche, er müsste also jetzt das wählen, was jetzt das Nützliche ist. Für uns ist das Recht, was für uns Recht ist, oder wir müssen unserer Vernunft entsagen. Wir müssen jedenfalls nach unserer jedesmaligen besten Überzeugung handeln wollen, d. h. was das Herz verlangt, wir müssen uns ruhig fühlen, wenn wir uns die Handlung als geschehen denken sollen. Wer es ernstlich mit sich meint, der kann gar nicht anders als nach der besten Überzeugung handeln. Was uns also nützlich, andern und uns vorteilhaft, erlaubt und ebendeshalb Recht und Pflicht scheint, das müssen wir thun. In dem Augenblicke, als die Handlung begangen wird, muss sie uns belohnen, indem sie unseren Geist und Herzen, die immer nach grösserer Vollkommenheit streben, wieder einen Tropfen Beruhigung einflösst und so das innere Feuer immer mehr dämpft und stillt und uns der grossen tiefen Ruhe, die wir desto weniger erlangen können, je mehr Gefühl wir für Tugend haben, — näher bringt". So weit ist, was der Jüngling Schefer sagt, durchaus klar, und jedermann kann diese Urteile Schefers über Recht und Unrecht unterschreiben. In seinen philosophischen Deductionen scheitert unser Leopold freilich schliesslich, indem er daraus, dass also jeder frei sei, schliesst, es wäre deshalb ein Unrecht, einem, der von dieser seiner Freiheit schlechten Gebrauch mache, die Freiheit zu nehmen, ihn zu strafen, ja die Todesstrafe wäre geradezu eine Barbarei. Ebenso verteidigt oder doch rechtfertigt er den Selbstmord als eine That, welche nur aus dem Triebe nach dem Glück hervorgegangen. Man sieht hieraus, wohin mitunter selbst der Edelste gelangen kann, wenn er aus seinen philosophischen Problemen die äussersten Konsequenzen zieht. Indessen wird dem Jüngling, der solche Schlüsse zieht, keiner einen Vorwurf deshalb machen können; haben sich doch auch die reifsten Geister in dieser Beziehung auf Irrwege begeben, ohne es selbst zu ahnen. Auf alle Fälle ist es bewundernswert, wie ein junger Mann schon sich bemüht, sich in derlei philosophische Probleme zu vertiefen und sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu lösen, und noch mehr verdient es bemerkt zu werden, wie rastlos der emporstrebende Jüngling an seiner Selbstveredelung arbeitet und sich mit goldnen Lettern den Weg vorschreibt, den er wandeln muss, um ein guter Mensch zu sein und immer mehr der Vervollkommnung seiner selbst entgegenzureifen.

Dass einem solchen jugendlichen Denker mancher Zweifel, mancher selbstquälerische Gedanke nicht erspart bleiben konnte, liegt auf der

Hand, und so wundert es uns nicht, wenn wir ihn zu jener Zeit, wie auch später noch wiederholt, in der melancholischsten Stimmung finden und er z. B. einmal ausruft: „Alles ist heiter, nur meine Seele ist trübe". Im ganzen aber weiss er doch, dass „die Welt für den zu klein ist, der sich zu gross für sie und zu gut fühlt" und er findet sich immer wieder in der Welt und darf schon von sich mit einer gewissen Selbstzufriedenheit sagen: „Wer an mir zweifelt, zweifelt an der Menschheit". Je schlechter er aber andere um sich sieht, desto grösser ist seine Beruhigung, gut zn sein, und er ist stolz genug, geachtet sein zu wollen, „um durch Verachtung der Achtung noch grössere Achtung zu erlangen", Beschämung aber dünkt ihn ärger als Unglück. Deshalb setzt er an die Spitze des einen Bandes seines Tagebuches das Motto: „Auf! mein Geist!" Sein Wille, der Wille, so zu leben, wie er es vom Ebenbilde der Gottheit sich vorstellt, schützt ihn vor jeder Beschämung, vor jedem Unglück in diesem Sinne, und in diesem Sinne ruft er sich selbst zu: „Lass, was Du nicht thun, thu', was Du nicht lassen kannst, aber andererseits entferne streng, was nicht von Deinem Willen abhängt!"; in diesem Sinne aber ist er immer mehr darauf bedacht, auch im kleinsten gerecht zu sein, indem er ausführt, „man würde erstaunen, was Kleinigkeiten oft bewirken, wenn man nur die geheime Geschichte der Menschheit wüsste".

Mit diesen Kernsprüchen in Prosa also wollen wir uns, obwohl sie sich leicht bedeutend vermehren liessen, genügen lassen, denn die übrigen Sprüche aus der Bautzener Zeit bilden im Grunde nur Varianten zu den vorigen; allenfalls verdienen noch folgende drei Erwähnung: „Was soll das Kloster sein? ein Zufluchtsort für Verzweifelnde; Gott dient man ausserhalb besser"; sodann: „Das Grab ist das Schlüsselloch in der Thür zum Himmel" und schliesslich: „Ich wollte nicht als Mensch, — sondern als Mann geliebt sein".

Wir kommen nun zu der geringen poetischen Ausbeute aus jener Zeit. Da ist in dem Tagebuche des Dichters ausser einer kleinen Anzahl ausgehobener Distichen, zur Beurkundung seiner damaligen Denkart 1801—1802, hinsichtlich deren mir die Autorschaft Schefers sehr zweifelhaft erscheint, ein Gedicht, datiert Weihnachten 1802, erhalten, von Schefer ausdrücklich als sein erstes bezeichnet und zum Abschied derer, mit denen er auf der Schule vorzüglich bekannt gewesen war und die jetzt fortgingen, verfasst; der Dichter bemerkt dazu ausdrücklich, dass er infolge dessen ermuntert worden sei, ja seine poetische Anlage weiter auszubilden. Da das Gedicht weder in den Werken, noch speciell in den ‚Gedichten' mit abgedruckt ist, aber als Erstlingskind der Scheferschen Muse jedenfalls ein besonderes Interesse beanspruchen darf, so mag es hier seinen Platz finden; es lautet:

„Zieht denn auch Ihr hin, Ihr werteren Lieben,
Ist uns nach Freuden nur Trennung geblieben,
Tönet denn Euch auch das trauernde Lied?
Sollen des Herbstes erquickende Gaben
Einst nach der Schwüle des Sommers uns laben,
Muss uns der Lenz fliehn, wie Alles uns flieht.

Wer geschaffen, muss vergehen,
Früchte treiben, fallen ab,
Nichts von Allem kann bestehen,
Sinkt ins allgemeine Grab;
Selbst auf endlich schwachen Dingen
Rollt der Zeit unendlich Rad,
Die mit schnellen Adlerschwingen
Flieht, was sie geboren hat.
Nur in der Liebe, der Freundschaft Vereine,
Nur in der Tugend erwärmendem Scheine
Sprosset das Glück und die Freude hervor,
Diese nur werden hier nimmer vergehen,
Wenn auch einst nichts mehr bestünde, bestehen
Und uns gesellen zum himmlischen Chor.
Diese Güter zu bewahren
In des Lebens raschem Spiel,
So in Wonne und Gefahren,
Sei uns allen stetes Ziel;
Wenn die Holden (?) uns bedecken,
Trennet uns nicht Raum, nicht Zeit;
Nimmer wirst du uns dann schrecken,
Banges Wort, Vergänglichkeit!.
Zieht denn auch Ihr hin, Ihr werteren Lieben!
Wiedersehn ist uns nach Trennung geblieben
Klimmt zu des Tempels der Wissenschaft Höhn!
Wohl ist er trübe, der Trennungen Abend,
Doch ist es doppelt so fröhlich, so labend,
Strahlt uns der Morgen des Wiedersehns schön!"

Dieses Erstlingsgedicht verrät uns, was die Form betrifft, allerdings an manchen Stellen noch deutlich den Anfänger, inhaltlich wäre es indes doch wohl wert, den gesammelten Gedichten Schefers eingereiht zu sein, jedenfalls verdient es wenigstens bei dieser Gelegenheit der Vergangenheit entrissen zu werden.

Ausser diesem grösseren Gedichte gehören noch bestimmt dem Jahre 1802 drei kleinere Distichen an. Das erste ist betitelt ‚Spartacus' und lautet:

„Dauert das Glück gleich dem Geist, dann wird der Empörer zum Helden,
Spartacus, ach Dein Glück dauerte nicht wie Dein Geist!"

Das zweite, überschrieben ‚Der Gärtner', lautet:

„Nimmt er das üppige Holz nicht dem Baum, zerstreut er sich nutzlos;
Zieht er nur wenig empor, tragen sie köstliche Frucht".

Das dritte endlich, ‚Träume' betitelt, lautet:

„Träume verführen den Menschen, o trau' dem ätherischen Traum nicht!
Was Du wachend gewünscht, reichen Dir Schlafenden sie".

Ausserdem sind uns aus jener Zeit, aus den Jahren 1801—1803 noch 22 andere Distichen erhalten, grösstenteils dem Jahre 1803 angehörig, die sämtlich nicht mit in die ‚Gedichte' aufgenommen worden sind, von denen aber doch einige schon deshalb einen Platz in dieser Biographie verdienen, weil sie für die Denkart und Gesinnung des jugendlichen Schefer charakteristisch sind; wir lassen deshalb eine kleine Blumenlese hier folgen:

1. „Wem in der Jugend das Herz nicht entglüht, der hoffet vergebens
Auf sein Alter; es friert Wasser im Winter zu Eis.

2. Freiheit ist das köstlichste Gut, was den Menschen die Götter
Gaben, doch nur für den, der sie zu brauchen gelernt.

3. Aller Weisheit Anfang ist der, die Weiber nicht lieben;
Allem entziehen sie Dich, selten zum Guten Dich hin.

4. Deinen Wunsch und Dein Glück vermähle mit dem erst der andern;
Dann wird Glück Dich erfreun, wird es auch Dir nicht zu Theil.

5. Tugend muss nicht schwer sein; beglückt, wenn die Götter es gaben,
Dass sie ihm rein aus der Brust lächelnd als Fröhlichkeit fliesst.

6. Immer nicht bleiben die Blüten, es fallen auch endlich die Früchte;
Siehe des Lebens Bild, sieh' es und fürchte Dich nicht!

Dann haben wir ausser einem zuerst von Schefer griechisch gedichteten Skolion noch eines Jugendgedichtes zu gedenken, welches dem Winter 1803 zu 1804 angehört; von dem aus zwölf vierzeiligen Strophen bestehenden wunderlichen Gedicht, in dem sich das schöpferische Selbstgefühl des Knaben und seine Überzeugung, einst ein würdiger Wiedererwecker der klassischen Poesie und des Altertums überhaupt zu werden, lebhaft kundgiebt, müssen wir wenigstens Strophe 1 und 10—12 mitteilen, welche also lauten:

„Jauchze mein Geist! Jauchze mein Geist!
Mit bei den Göttern des Menschengeschlechts
Stehst Du fortan in Marmor und Erz,
Hast Dich gedrängt in die heilige Halle. —

Hin in Deine alten Tage
Über die Gräber Deines Volkes,
Über ihrer Tempel Trümmern
Reich ich Dir meine Hand, Bruder Homer!

Deine göttliche Brust webte die Himmel
Und die unter den Cedern, und um Sinai.
Aber göttlich ist dies Haus! die Brust der Himmel!
Dies das dreimal seelige Wort!

Von nun an giebt's keinen Tod, keine Trümmer,
Ewig waltet der Geist über seinem Grabe,
Und die des Weltgeistes ewige Lieder singen,
Heissen fortan: Scheferiden".

In der That ein seltenes Selbstgefühl bei einem jungen Genius, der eben erst schüchtern begonnen hat, die Schwingen zu regen! Neben diesen bescheidenen Erstlingsversuchen finden sich nun noch in seinem Tagebuche aus der letzten Zeit des Aufenthaltes in Bautzen einige Epigramme ‚nach Lessing' oder ‚à la Lessing' wie Schefer sagt; seine Chiffre trägt indes nur ein einziges, betitelt ‚Sonst und Jetzt', des Inhalts, dass er selbst wie sein Staar sonst im Besitze der Freiheit gesungen habe, wenn die Morgenröte nahte, jetzt aber gleich seinem Staar in Fesseln (d. h. der Dichter in Geistesfesseln) dies unterlasse, das Gedicht verdient indes kaum den Namen eines solchen, auch die übrigen Epigramme, die mehr Stechgedichte sein sollen, erinnern entweder so stark an Lessing oder entbehren so sehr der Pointe oder sind schliesslich in der Form wenigstens so mangelhaft, dass ich sie gar nicht für Schefers Eigentum oder ihre Veröffentlichung nicht im Interesse dieses Dichters, der so viel des Schönen und Wertvollen geschaffen, halten kann. Nur ein kleines, ernstgemeintes Epigramm, das sich auf Schefers Vormund, den „hochangesehenen" (wie ein Zusatz besagt) Intendanten Wolff bezieht, wollen wir hier wiedergeben, da es diesen Mann selbst, von dem wir sonst nichts wissen, wenigstens in etwas charakterisiert; es ist überschrieben ‚Herr Saum' und lautet:

„Er spricht den ganzen Tag drei Worte kaum
Und sagt doch mehr, als was er denkt, Herr Saum".

Als Leopold Schefer diese und die anderen epigrammatischen Kleinigkeiten wie auch das vorher erwähnte Winterlied seinem geliebten Tagebuche anvertraute oder vielmehr sie, wie sie ihm just einfielen, erst auf einzelne Blättchen niederschrieb, war er bereits in der ersten Klasse, in der Oberprima des Gymnasiums angelangt, in der er nach seiner Aussage schon am 19. Februar 1803 gesessen haben muss. Ostern 1804 war nun die Zeit herangerückt, wo er die Anstalt verlassen musste, um nun einen bestimmten Lebensberuf zu ergreifen. Er hatte zwar während der fünf Jahre nicht immer die besten Zeugnisse aufzuweisen gehabt und sie, da sie ihm einmal nicht gut genug gewesen sein mögen, in jugendlichem Übermut in Musik gesetzt, doch hatte er wohl immerhin Grund, mit den Ergebnissen seiner Gymnasialzeit nicht unzufrieden zu sein; denn fleissig war er zweifellos gewesen, und seine Wissbegierde, wie die Gabe, alles, wofür er sich einmal wirklich interessierte, rasch aufzufassen, zeichnete ihn vor vielen seiner Mitschüler vorteilhaft aus, nur schwankte er eben zwischen dem Studium der Schule, der Kunst (Musik und Poesie) und der Natur damals noch unschlüssig hin und her, und so mochten seine wirklichen Fortschritte in einzelnen Disciplinen hinter den Erwartungen der Lehrer und seinen eigenen Fähigkeiten zurückgeblieben sein. Eins aber hatte er bei alledem, wie W. v. Lüdemann bemerkt, gelernt und das war sehr wert-

voll: dass er im Stande sei, alles zu erfassen und zu ergreifen, freilich nur eines nicht: ein Brotstudium, das ihm wie eine Selbstentsagung erschienen wäre. Sein sehnlichstes Verlangen ging dahin, ein freier, durch keinerlei Fesseln eines bestimmten Berufes gebundener Mann zu werden, um so immermehr und ungehindert sich über sich selbst, über die Welt und die tiefsten Naturgeheimnisse klar zu werden.

Die Verhältnisse erwiesen sich ihm günstig, so traurig auch die Veranlassung für ihn war, welche ihn der Erfüllung seines Herzenswunsches unerwartet schnell näher führte; die Mutter soll nämlich um jene Zeit von einem bedenklichen Krankheitsanfall betroffen worden sein und nach dem einzigen Sohn, den sie fünf Jahre lang mit Ausnahme der Ferienzeit hatte entbehren müssen, verlangt haben. So entschloss er sich als guter Sohn rasch, dem Wunsche Folge zu leisten, denn wie er in sein Tagebuch niedergeschrieben hat, sagte er sich: „Gehe zu deiner Mutter, bleibe bei ihr! Was hülfe dir am Ende, alles erlangt zu haben, und du hättest sie nicht? sie stürbe dir weg?“ Und gerade jetzt in den unruhigen Zeitläuften, wo er Herr seines Willens und seiner Zeit war, musste er ja die Mutter trösten und stützen, wenigstens für die nächste Zeit wieder in ihrem Hause, an ihrem treuen Herzen weilen. Er verliess also das Gymnasium, sagte Lehrern und Freunden und dem alten Budissin Valet und begab sich auf die Heimreise. Freilich wollten die Verse, welche er einst in heiterer Stunde gedichtet:

„Schefer in dem braunen Rocke
Geht mit seinem Knotenstocke
Immer frisch auf Muskau los“

diesmal so ganz nicht zu seiner Stimmung passen, denn es war trotz mancher Verdriesslichkeiten, über die er wie jeder Schüler — besonders in der Fremde — glaubt klagen zu müssen, doch eine schöne Zeit gewesen die Zeit in der freundlichen Spreestadt Bautzen, mit all den nie wiederkehrenden Freuden, all den schönen Erinnerungen einer bei aller Armut doch immerhin glücklichen Jugend. Und halb wehmütig klagt er noch drei Jahre später: „Das Leben und die Angst in den Examen, die Freuden am warmen Ofen im Winter, in der erleuchteten Stube, die Nachmittage, wo ich nach geschlossener Schule auf dem Positiv spielte, und die alten Rectoren, die im Bilde alle der Reihe nach da hingen und sich die Abendsonne ins Gesicht scheinen liessen; die schönen Morgen und Abende im Winter und Sommer auf dem Schulthürmchen gesehen, wo ich alle meine Lieblingsplätzchen — die Thäler an der Spree — die herrlichen Berge längs der Felder hin im Mittag mit Trümmern alten Gottesdienstes überschauen konnte, — das werd' ich nie vergessen“.

Das Zeugnis, das ihm Rector Gedike ausgestellt, bezeugt, dass unser Schefer sich erprobt habe als „ein junger Mann nicht nur von ganz besonderer Begabung („eximiis ingenii dotibus“), sondern auch von löblichem Fleiss („laudabili industria“) und dass er in den Schulstunden vorzügliche („insignes“) Fortschritte gemacht, dabei aber auch ein vorzügliches Betragen („morum strenuam probitatem“) und Be-

scheidenheit („modestiam“) stets an den Tag gelegt habe, Beweis, dass Schefer trotz seiner musischen Nebenliebhabereien seine Zeit doch schliesslich so ausgenutzt hatte, wie das eben junge Männer auf der Schule überhaupt imstande sind. Noch eine Thräne der Wehmut, ein inniger Händedruck zwischen Freund und Freund, und unser Leopold sah die Thürme Budissins hinter den Bäumen des Waldes verschwinden, er war der Schulfesseln ledig für immer, und bald war er wieder daheim bei dem kranken Mütterlein, das er auf die Dauer nun nicht wieder verlassen hat bis an ihr Lebensende.

II.

„Nun bin ich heim im Jugendthal —
Nun ist mir wohl! . . .“

Mit diesen Worten beginnt Leopold Schefer, nachdem er zu Ostern 1804 die Wiedervereinigung mit der kranken Mutter gefeiert und sich wieder ganz in die alten lieben Verhältnisse hineingefunden, eins seiner ersten Lieder. Ob ihm in Wahrheit so wohl war? Für Augenblicke, für Stunden und Tage: ja; dann aber überfiel es ihn wieder wie schwere Trübsal und er sehnte sich hinweg von dieser Welt, in der er sich manchmal so sehr, so sehr vereinsamt fühlen sollte. Himmelanjauchzend, zum Tode betrübt — glücklich allein ist die Seele, die liebt! Die echte, rechte Liebe aber sollte noch lange auf sich warten lassen und erst 17 Jahre später sich in den Armen eines treuen Weibes die Herzenswunde des Dichters auf eine gute Reihe von Jahren schliessen. Bis dahin, bis zum Jahre 1821, hat Leopold Schefer zwar manche süsse Wonne, aber gleich darauf ebenso herbe Pein und Enttäuschung durchzukosten gehabt, und so schwankt seine Seele zwischen himmelanjauchzend und zum Tode betrübt in einem hin und her und kann — zumal in der ersten Hälfte dieser 17 Jahre — nicht zum rechten Frieden und Glücke gelangen, worüber uns sein Tagebuch den ausreichendsten Aufschluss giebt.

Obwohl die Mutter sich ziemlich einrichten musste, scheint doch ihr bescheidenes Einkommen gerade ausgereicht zu haben, um auch den Sohn mit zu unterhalten; dazu führten sie mit der Grossmutter, die ja schon seit 1764 in Muskau wohnte und ein kleines Vermögen besass, einen gemeinsamen Haushalt, kurz sie schlugen sich alle drei, da auch Leopold keine grossen Ansprüche ans Leben zu machen gewohnt war, so schlecht und recht durchs Leben. Leopold aber setzte nun seine Studien fleissig für sich allein fort, und die reiche alte Muskauer Schlossbibliothek bot seinem Geiste Nahrung in Fülle; besonders half ihm seine Beschäftigung mit Homer wie mit den Werken über alte Kunst manche trübe Stunde verscheuchen. Daneben las er den Plato, Kant, Jean Pauls ‚Neujahrsnacht eines Unglücklichen‘ und Mösers ‚Patriotische Phantasien‘, einen Aufsatz Schellings über ‚Das sich selbstzersetzende Ich oder neue Deduction des Naturrechts‘, grübelte über den Unterschied zwischen Mensch und Tier, über den Begriff Theorie als abstracte Er-

fahrung nach, ohne mit sich selber völlig ins Reine zu kommen. Wir ersehen aus allem nur, dass er, wie schon vorher in Bautzen, rastlos bemüht war, über den Zweck seines Ichs, seine Stellung und seine Pflichten in der Welt und gegen Menschen und Gott, an dessen persönliche Existenz er nicht so recht zu glauben vermag, sich klar zu werden, freilich für's erste nur mit dem alten Erfolg, dass er das ganze Leben für nichtig, für eitel hält und nur das als die eigentliche Bestimmung, den einzigen Trost des Menschen betrachtet, sich die Gewissensruhe zu wahren und immer mehr nach Selbstvervollkommnung zu ringen, unbekümmert darum, ob das Ziel auch wirklich erreicht wird.

Einen seltenen Genuss um diese Zeit gewährte ihm und regte ihn mächtig an, aber auch auf der erste Besuch von Schillers ‚Räubern'. „Ich sah" — vertraut er seinem Tagebuche an — „die Räuber. Sie trugen mich ins Leben, ich sah kein Schauspiel — das ist meine Welt — nicht die hölzerne, kalte. Der Vorhang fiel — so ein Leben ist nicht — und wenn es wäre — Leopold, verbirg Dich — Du bist zu schlecht, zu gut, — zu schwach, zu stark dazu. Ich blickte ins wirkliche — hu! da überfiel mich's, da weinte ich und weine noch. Ich wollte mich in die Arme der Philosophie werfen, aber ihre kalten Todesarme halten mich schon, — als meine Jugend ausgeträumt war — da verliess mich die Hoffnung, ich streckte meine Hände nach ihr aus; seh' ich dich wieder? — am Grabe vielleicht erst — wieder? aber ihre Gestalt zerfloss lautlos im tiefen Blau des Himmels — dahin blickt' ich und die Millionen dort — wie war mir das alles —, wie ich! Aber das Leben hatte zu heftig auf mich gewirkt, ich sah die Welt in ihren Verhältnissen und mich — alles wie es ist oder sich scheint. Der Gedanke der Vergänglichkeit war mir nicht genug, selbst sie überfiel mich, — mein einziger Trost sonst und immer, die Gegenwart empfing mich — die Erinnerung peinigte mich, je schlimmer, je mehr lachte ich laut auf — da ist Tugend, da fühlt man sich — je besser, o Schande! Aber die Welt ist nicht, wie ich sie mir schuf oder andere in mir — vielleicht grabe ich Hoffnung aus der Erinnerung. Vielleicht. — Das Gewöhnliche tritt wieder um dich, der Schlaf wird dich wieder zu dem Sklaven des Lebens machen — aber bleibe bei dir — lebe — thätig — lebe, weil du musst — und stirb weil du musst — Gut! — nur schweig!" Wir sehen auch hieraus, wie ernst er seinen Beruf als Mensch auffasste, aber zugleich, wie unzufrieden er mit sich und der ganzen Welt sein konnte, sobald er sich von der Bewunderung der schönen Natur und der Kunst in das für sein Alter noch zu schwer zu erfassende Reich der Philosophie verirrte. Er selber sagt sich das oft genug und nimmt sich vor, wieder wie die Kinder zu werden, „die nicht wissen, was sterben heisst und im Himmel leben und gern leben und sterben und in den Himmel kommen", ja er freut sich herzlich, dass er noch sich fähig weiss, wieder ein Kind zu werden; denn „das wahre glückliche Leben" — ruft er in so einer glücklichen Stunde aus — „ist doch das Leben der Beschränkung, der Unwissenheit, das Leben der unschuldigen Melancholie, mit einem Worte: das Leben der Kindheit". Die Zeit, meint er, sei auf ewig für ihn verloren,

aber wenigstens ins Leben, zum ewig quellenden Brunnen des heiteren Lebens müsse er zurück. Und ehe er es nur bemerkt, befindet er — freilich wieder nur für kurze Zeit — sich mitten darin in diesem ersehnten Leben der unschuldigen Melancholie, wenn auch nicht ganz in seinem Sinne, und er schwärmt eine Weile fast nur für Schiller, nicht für den Dramatiker, der ihn so mächtig erschüttert, wohl aber für den Verfasser des ‚Liedes an die Freude', ‚der Ideale', ‚der Hoffnung', ‚der nadowesischen Todtenklage', ‚der Nänie', ‚der Sehnsucht', ‚des Liedes von der Glocke', ‚der Schlacht', ‚der deutschen Muse', ‚der Götter Griechenlands', ‚der Dithyrambe', ‚der Sänger der Vorwelt', ‚der Erwartung', und er schreibt sich diese Gedichte, wie auch ‚Hektors Abschied von Adromache', ‚den Sämann', ‚Resignation', ‚des Mädchens Klage', ja selbst die naiven Rätsel des grossen Dichters, dessen so nahen Tod er damals kaum geahnt, in sein Tagebuch, componiert auch einige derselben, und es ist ihm wohl hier im Reiche der Poesie und des Schönen; er geniesst naiv wie ein Kind und die philosophischen Skrupel treten — aber leider immer noch nur auf kurze Zeit — in den Hintergrund. Der jüngere Dichter freut sich der Schöpfungen des älteren, ohne in dieser Zeit selbst sonderlich sich poetisch zu bethätigen; es finden sich wenigstens im Tagebuch nur eine Reihe Distichen und sechs andere Gedichte aus dem Jahre 1804, aus der ersten Zeit seiner Wiederkehr zur Mutter vor. Das eine der letzteren, ‚Die freien Nachtgeister', erinnert in Form wie Inhalt an die ersten Jugendgedichte Schillers, es ist eine von Schefers schwächsten Dichtungen und darum auch mit Recht nicht in die gesammelten Gedichte aufgenommen, die Reime sind äusserst gesucht und holprig, das Ganze unklar und verschwommen; das Gedicht besteht aus 10 sechszeiligen Strophen von ziemlich kunstlosem Gefüge und ist im trochäischen Versmass geschrieben. Ebenso unreif ist ein zweites Gedicht, das keinen besonderen Titel führt, eine Art Selbstcharakteristik enthalten soll, wie wir sie weit besser bereits wiederholt vom Verfasser in Prosa erhalten haben, und ist in — ebenfalls stellenweise sehr holprigen — Hexametern geschrieben; es beginnt mit den Versen: „Wer der Begier nicht vermag zu widerstehen, der ertrage | Ihrer Sättigung drückend Gefühl, er gesteh', dass er schwach sei, | Ärmlicher, sündiger Mensch, nicht werth des besseren Looses"; in dieser Weise geht es weiter, zum Teil in Kraftausdrücken, wie sie als poetisch eigentlich gar nicht mehr gelten können. Auch dies Gedicht kann im Grunde nur als ein misslungener Versuch, philosophische Gedanken in metrische Form zu kleiden, betrachtet werden und ist später vom Dichter nicht mehr anerkannt worden. Ein drittes Gedicht ‚Orientierung' besteht nur aus drei Distichen des Inhalts, dass uns grenzlos der Raum umstarre, endlos uns kleine Geschöpfe auf der kleinen Erde die Zeit umfange und wir uns weder durch Tag noch durch Nacht täuschen lassen sollen, da wir die Erde doch hier haben; das Gedicht entbehrt der richtigen Pointe, ist auch in der Form ebenfalls nicht vollendet. Ein weiteres Gedicht in kunstloser Form, eins der spätesten des Jahrs, datiert vom 13. November und gipfelt in den beiden Anfangsversen: „Wehe, wem der Tod nur Tröster ist, | Der schaudernde, späte unnütze Trost!"

führt wenigstens den eben angedeuteten Grundgedanken consequent durch.

Von dem Gedicht ‚Hymne‘, verfasst im Sommer 1804 auf dem Kirchhof, seien, da es in der Mitte sich in Schwulst verliert, wenigstens die Anfangs- und die Schlussstrophe hier mitgeteilt, die uns zeigen, wie der Dichter sich in Demut vor demselben Gott beugt, dessen persönliche Existenz er bisher wiederholt in trüber Stimmung angezweifelt hat; die Strophen haben folgenden Inhalt:

„Wo es so still ist,
Des Tages Rauschen
Nur wie Bienensummen
Die Luft durchtönt,
Die Trauerweiden silberglänzen,
Unter ihren thymianduftenden Hügeln
Die Gelebten todt sind —
Hier
Sing ich ihn! —
Alle Gräber
Preisen seine Allmacht!
Alle Himmel
Feiern seine Werke!
Alle Zeiten
Singen seine Unendlichkeit,
Singen ihm“.

Ein weiteres Gedicht, ‚Philoktet‘ betitelt, enthält eine elegische Klage darüber, dass Gott alle Gaben schon über den Knaben in Überfluss ausgeschüttet und nun keine mehr für ihn habe. Es ist datiert vom Dezember 1804, also, wie wir hier vorgreifend bemerken müssen, aus der Zeit, da den Dichter sein Lieblingsfreund Alexander verlassen hatte, um bald darauf in Russland dem Tode zum Opfer zu fallen. Bei dieser Gelegenheit sei gleich erwähnt, dass sich Leopold auch später gern mit dem Einsiedler von Lemnos vergleicht. Das Gedicht hat übrigens gleichfalls ein jugendlich unreifes Gepräge.

Auch die kleineren Distichen endlich, von denen nur einige Überschriften tragen (‚Zaubermacht des Gedankens‘, ‚Huldigung‘, ‚Der Spass‘, ‚Sklavenkind‘, ‚An den ewigen Tadler‘, ‚Sonst und Jetzt‘, ‚Zweck des Vergänglichen‘, ‚Lossprechen‘, ‚Der heilige Selbstmörder‘) und die zum Teil nur aus zwei einzigen Versen bestehen, können wir rasch und mit Stillschweigen übergehen, da sie den früher erwähnten an Wert nachstehen. Nur das folgende verdient allenfalls an dieser Stelle hervorgehoben zu werden.

„Sonst und Jetzt.

Sonst vermischte den Wein man mit vielem Wasser in Schaalen
Und man nippte noch lange bedächtig daraus;
Jetzt stürzt man den Becher des Lebens begierig hinunter,
Und der reine Wein glüht noch nicht feurig genug“.

Das also ist die ganze dichterische Ausbeute des Jahres 1804, und es ist, wie nicht zu leugnen, eben weder quantitativ noch qualitativ gerade bemerkenswert. Der Dichter mochte wohl selber fühlen, dass er erst noch gar manches in sich aufzunehmen habe, ehe er mit dem „Bruder Homer“ in die Schranken zu treten vermöge. Deshalb eben las er damals mehr, als er selber dichtete, und gerade Schillers Gedankenfülle war ganz dazu angethan, mächtig auf sein für alles Schöne so zugängliches Gemüt einzuwirken, zumal auch die damalige, sanft melancholische Stimmung des jungen Schefer dabei ihre Rechnung fand.

Neben Schiller beschäftigten nun aber auch Youngs ‚Nachtgedanken‘ und Ossians ‚Fingal‘ die so empfängliche Phantasie Schefers, sein Auge gewinnt der ewig schönen Allmutter, der Natur trotz mancher Rückfälle in seine trübselige Stimmung neue Reize ab, er durchstreift öfter als sonst andächtig geniessend Wald und Flur und weidet sich an den herrlichen Schöpfungen dessen, den er noch nicht ganz begreift, dessen Werke ihm aber doch Bewunderung abnötigen und dessen geheimnisvolles Walten er wenigstens dunkel ahnt.

So vorbereitet, fühlt er — zum ersten Mal in seinem Leben, soweit wir es nach dem Tagebuche verfolgen können — auch die Liebe, die Zuneigung zu dem anderen Geschlechte, dem gegenüber er bis dahin sich mehr abwehrend als entgegenkommend verhalten zu haben scheint, in sein unverdorbenes Herz einziehen. Es war in der Mitte des Januar 1805, als er von einem weiten Spaziergange nach Hause zurückkehren wollte und im letzten Dorfe, das er auf seinem Wege berühren musste, ihm ein Mädchen über den Teich entgegenkam, „bildschön und verschämt“. Leopold, der an der anmutigen Gestalt des Mädchens Wohlgefallen gefunden, „grüsste, sie aber dankte nicht. Bald“, fährt er fort, „sah ich mich um, da stand sie und sah sich gleichfalls um — jetzt sah sie nach den Hunden, die ihr über den Teich folgten und spielten. — Die Zeit drängt und treibt, liebes Mädchen, vielleicht denkst Du jetzt in der Stille der Nacht an mich, wie ich an Dich. — — Seh ich Dich wieder?“ Dass Schefer bei seinem lautern Charakter in dem Mädchen nur die Schönheit und jugendliche Naivität verehrte und dass nur diese beiden Eigenschaften ihn für einen Moment so lebhaft anzogen, lehrt uns ein anderes, ungefähr zu derselben Zeit in sein Tagebuch niedergeschriebenes Geständnis desselben. „Nie“ — heisst es da — „kann ich es übers Herz bringen, mit einem Frauenzimmer zu reden, wenn sie nicht Kind oder Matrone ist, oder vom untadligsten Rufe. Ich nenne es sonst blamieren“. Das Schöne ist wie in der ganzen Natur, so auch vor allem am Weibe ihm eben nur dann schön, wenn kein Fleck, kein Makel daran haftet, in welchem Falle eben das Schöne für ihn aufhört das zu sein, was es seinem Namen nach soll. Feile Dirnen waren ihm drum zeitlebens zuwider und er mied ihren Umgang.

Er sah das Mädchen wohl kaum wieder, jedenfalls aber kam sie ihm bald wieder aus dem Sinne, der inzwischen wieder in einen anderen Zauberkreis, als denjenigen weiblicher Schönheit gebannt war, nämlich in den Zauberkreis der Kunst speciell des alten Aegyptens. Die von Winckelmann, wie Schefer erklärt, mit leidiger Kürze abgefertigte Kunst-

geschichte des alten Pharaonenlandes, das wie alles Geheimnisvolle einen besonderen Reiz auf den jungen Dichter ausübte, regte in letzterem den Gedanken an, hier nachzuhelfen, der Kunst dieses Landes, wie überhaupt seiner ganzen, damals nur wenig bekannten Geschichte, sich ganz zu widmen. „Glücklich“ — ruft er aus — „das Menschenkind, das, seiner Natur getreu und mit neugierigem vertieften Sinn Kunde von altem vergangenen Volke sammelt, bei den Aegyptern weilt und in ihren Tempeln, in ihren Hieroglyphen und Thierkreisen nur die Spuren der ersten Bildung entdeckt, nicht wie an ihnen das Leben vorüberging, das tausendförmige, wundergestaltete, eingehüllte, und wie sie es in Gesellschaft ihrer Mumien und des mächtig schreitenden Tages von aussen, der ihnen das Leben wiederbringen sollte, reiner fassten und wahrer darstellten, nicht erdichteter, aussenförmiger, gewöhnlicher, wie wir! Aber glücklich ich, wenn ich ihre Weisheit wieder erwecke, die in meiner Brust an jenem Ort ganz entflammen soll, in Aegyptens Tochterlande, dem herrlichen Graecien“. Sein Gegenstand hatte wirklich so mächtig alle seine Sinne erfasst, dass Schefer um diese Zeit willens war, eine sich gerade darbietende Gelegenheit zu benutzen, um diese Länder seiner Sehnsucht aufzusuchen. Ein Bruder seines Vaters sollte nämlich nach Nachrichten, die eine heimkehrende Herrnhuterin nach Muskau mitbrachte, in Tranguebar, an der Ostküste Vorderindiens, weilen. Den längst verschollen gewesenen reichen Oheim zu besuchen und durch mündliche Rücksprache für die Interessen der Muskauer armen Verwandten zu gewinnen, zugleich aber auf der Reise dahin Griechenland und Ägypten mit eigenen Augen zu schauen und endlich auf diese Weise den schon damals traurigen Zuständen in Mitteleuropa auf eine Weile zu entrinnen, dieser Plan schien ihm, zumal ja die Mutter wieder genesen war, wohl der Ausführung wert, und er war bereits nahe daran, denselben zu verwirklichen. Da aber sagte die Mutter zu ihm: „Thu' das, mein Sohn, wenn ich todt bin: dann habe ich keine Sorge um Dich und Du nicht um mich“. Und Leopold als guter Sohn gab den Plan sofort auf, — bis auf Weiteres.

Seine Kunststudien indes setzte der Dichter beharrlich fort, um seine in dieser Hinsicht noch sehr mangelhaften Kenntnisse nach Kräften zu bereichern. Nebenbei setzte er auch seine Musikstudien fort, eine Zither im Hause und eine Glasharmonika, dem Dichter von dem würdigen Brescius verehrt, verschafften ihm manche genussreiche Stunde. Besonders die Glasharmonika*) blieb ihm sein ganzes Leben lang sein liebstes Instrument, und in solchen Stunden träumerischer Vergessenheit, während er seiner Glasharmonika glockenreinen Tönen lauschte, fühlte er sich der Erde und ihrem Leid entrückt und freute sich dessen von Herzen, freute sich, dass wieder einmal das warme Gefühl über den kalten Verstand den Sieg davon getragen hat. Mit Recht wohl zieht von Lüdemann aus der Vorliebe gerade für dies und, fügen wir hinzu,

*) In den Gedichten, 3. Auflage p. 332 hat Schefer diesem seinem Lieblingsinstrument später ein schönes Denkmal gesetzt; das betreffende Epigramm ist überschrieben: ‚Die Schaffung der Harmonika‘.

auch für das ersterwähnte Instrument, welche beide der subjektiven Empfindung, dem lyrischen Elemente der Seele entsprechen, den Schluss, dass eben mit der Vorliebe für diese Instrumente Schefers ausgesprochene Neigung zur Lyrik zusammenhänge. Neben diesen Instrumenten aber und seinem Klavier liebte Schefer auch die Orgel, und er hatte es auch im Orgelspiel mit der Zeit zu einer grossen Fertigkeit gebracht, und Bachs Fugen besonders soll er fast täglich und mit grosser Lust in der Muskauer Kirche damals gespielt haben. Mit den Freunden seiner Kindheit, mit Alexander und Georg Röhde und dem bisher nicht erwähnten Ruperty wurde aber sogar ein Quartett zustande gebracht, wobei die Freunde oft vor Rührung die Instrumente weglegen mussten. Schefer also fühlte sich im ganzen damals recht glücklich, obwohl diese heitere Stimmung nicht lange bei ihm anhielt und er einmal — im April 1805 — sogar erklärt, er finde an der Musik fast nicht das geringste Vergnügen mehr, an derselben Musik, die ihm noch wenige Tage vorher die süssesten Stunden verschafft hatte, ihm auch in der Zukunft so manche trübe Stunde noch verscheuchen sollte!

Diese momentane Missstimmung hatte freilich ihren guten Grund, denn Ende April dieses Jahres traf unseren Dichter ein Schlag, den er lange nicht hat verwinden können. Sein liebster Freund, Alexander Röhde, der einzige, dem er sein Herz ganz erschlossen hatte, musste ihn jetzt auf Nimmerwiedersehen verlassen, um als designierter Berghauptmann nach Kolywan am Ural zu gehen; Ende Juli sollte er schon an seinem vorläufigen Reiseziel, in Petersburg angelangt sein. Dem Dichter war es, als ihm der Freund am 22. April die Nachricht seiner Berufung mitteilte, zu Mute, als sehe er einen Sterbenden vor sich, zumal auch der Freund gleich ihm in Thränen ausbrach und aus Schmerz über die bevorstehende Trennung ganz blass geworden war. „Du weisst, wie ich denke“, lässt er den Scheidenden dem Bleibenden zurufen, diesem dadurch den Abschied zu erleichtern hoffend; „aber er weiss auch“ — vertraut er seinem Tagebuche —, „wie ich denke. Warum nicht lieber ein geringes Brot im Vaterlande, im Zirkel treuer Freunde, als Überfluss unter Fremden? Kann es jemanden freuen, wenn es ihm wohlgeht und niemand Teil daran nimmt, niemand es weiss? Unmöglich. Er verlässt dazu einen alten Vater, den er wahrlich nie wiedersieht; welcher Abschied!“ Der Freund trat seine Reise trotzdem, wie dies ja nicht mehr zu ändern war, Ende April an, mit einem Umweg über Dresden, bis wohin ihm ausser seinem Bruder auch Leopold mit Ruperty und noch einem anderen Freunde, Fr. Sieber, das Geleite gaben. Bei dieser Gelegenheit sah sich Leopold auch das Treiben dieser Grossstadt näher an, ohne indes in seiner schmerzlichen Stimmung an demselben Gefallen zu finden. Die Trennung der Freunde war schwer und erfolgte unter heissen Thränen, besonders von seiten Schefers, dem eine dunkle Ahnung sagte, dass er den Freund in diesem Leben nie wiedersehen werde. Und noch in demselben Jahre fand Alexander im fernen Russland einen frühen Tod.

In diesem Sinne schreibt Schefer noch unterm 12. Februar 1806 an seinen Freund Blochmann in Leipzig, den er von Bautzen her

kannte: „Wir trennten uns von Alexander fast nicht anders, als wie auf ewig, und Du kannst denken, was ich ausgestanden habe, schon bei dem Schmerze des alten Vaters, der ihn doch gewiss nie wiedersah, wie er ihn umarmte und schluchzend sich wegwandte, und Alexanders Blick hing unterdes an mir — wir trennten uns wie auf ewig, doch hofften wir wieder mit Zuversicht, — aber nach wenigen Monden sahen wir schon zu den Sternen zu unserem Alexander! Du weisst ungefähr, wie ich sonst denke, aber der Schlag (die Todesnachricht) hatte meine Überzeugungen wieder ungewiss und meine Stärke wieder weich gemacht. Doch genug! Jeder Todesfall ist nur eine Ermunterung, tiefer zu forschen, den Tod zu denken, nach dem Beständigen, Unendlichen sich zu sehnen, und jeder mahnt uns an unsere Vergänglichkeit. — Wir müssen doch endlich aufhören zu weinen, wenn unsere Thränen versiegen, und zu trauern, wenn unser Herz bricht. Ich muss meine Überzeugungen aufs neue revidieren, meinen Kant wieder vornehmen, den ich zwar noch nicht weggelegt habe noch sobald wegzulegen gedenke, — um mich gewiss zu machen, zu beruhigen, hinzuhalten; denn ohne meinen Freund ist mein Leben leer —, und was ich lernen, was ich werden, was thun, was haben und sein mag, — es wird ein Bruchstück bleiben, eine Lücke lassen, wie ein blüthenberaubter Strauch oder eine Staude sein, der das Herz fehlt — —“. So geht es noch ein paar Seiten weiter und Schefer spricht es an einigen Stellen ganz deutlich aus, dass er sich den Tod herbeisehne und das Leben ihm ohne Wert, dass es ihm eine Last sei. Dann aber fährt er fort: „Es ist mir so wie denen, die einer tödlichen Krankheit oder Gefahr entronnen sind — ich bin ängstlich, ich arbeite über meine Kräfte, und was ich mir für lange Jahre vorgenommen hatte, das will ich in der Zeit erzwingen, die ich mir sehr kurz vorstelle, und ich breche der Essenszeit und borge der Nacht ab, — aber wozu? um der Meinung andrer willen, die ich von mir nachlassen will? Nein, Freund, um der Gegenwart, und es wäre traurig, wenn diese nichts gelten, nicht etwas werth sein sollte; jede Stunde hat man auf immer gelebt, und den heutigen Tag habe ich nie wieder, wohl mir, wenn ich ihn gelebt habe! — Ich bin furchtsam geworden! Wenn ich nun jetzt von hier weggeh' (in die weite Welt) und ein Leben auf meine Hand anfange und mich fortreissen liesse und vielleicht vieles erlangte — aber unterdess lösten sich vollends die theuren Bande, die mich nicht allein an diesen Ort, sondern ans Leben fesseln — denn wenn das Glück vorbei ist, ist das Leben vorbei. — O, ich wag' es nicht zu denken! Wer weckte mir die Todten auf, an denen ich hing, wer stellte die Sonne zurück bis zu den Tagen, die ich mit ihnen leben konnte und die ich um — Butter zum Brote verscherzte? Nein, Freund, mit mir heisst es: ich habe gelebt! nicht: ich will leben — und wenn auch in diesem Jahr nur alle Wissenschaften zu erlernen, alle Aemter zu vergeben wären (ich aber will so nie eins und lieber bei trocknem Brote für die Kunst leben) ich bliebe doch hier und sagte: ich habe gelebt. Übrigens macht ein Jahr mich nicht zum Greise, aber Du siehst, sammeln muss ich mich, mit dem Tode versöhnen — und wieder bestimmter über das

Leben denken lernen; denn Alexanders Tod hat mich in Verwirrung gesetzt, und die Zeit hat ja auch sonst alles in Aufruhr gebracht, die leitenden Sterne sind verhüllt, die Magnetnadeln weichen ab und der Sturm tobt um uns, allen alten Sauerteig hat die Zeit aufgerührt, alle Forderungen der Menschheit geweckt, von allen Idealen den Schleier der Gewöhnlichkeit gerissen, und die Welt geht aus dem Geleise. —“

Wir brechen hier ab, obwohl der Brief gegen das Ende hin eine äusserst wichtige Stelle enthält. Wir werden uns mit derselben noch zu beschäftigen haben, sobald wir thatsächlich im Jahre 1806 angelangt sind. Fürs erste jedoch müssen wir noch kurze Zeit bei dem vorhergehenden Jahre verweilen und nochmals den ganzen Schmerz des Dichters über den verlorenen Freund an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen. Wir haben gesehen, wie wenige, wie wenig bedeutende Früchte das Jahr 1804 dem Dichter gezeitigt hatte. Jetzt, da er den Freund seines Herzens hat in die Ferne müssen ziehen lassen und dieser — einem Epigramm zufolge, das sich in den Gedichten, p. 334 unter dem Titel ‚Meines Jugendfreundes Alexander Röhde's Grab‘ befindet, in Koliwan selbst — den Tod gefunden, jetzt sucht der Trauernde Tröstung in der Dichtung, deren Quell ihm nun urplötzlich reichlich fliesst, und der Schmerz um den Verlorenen leiht ihm mit einem Male Kraft und Schwung, mit den schülerhaften Versuchen, dem blinden Umhertasten nach einer bestimmten Form ist es vorbei, was Schefer seit Jahren ersehnt und dunkel vorgeahnt, ist geschehen, er ist über Nacht ein wahrer Dichter geworden, dessen weitere Schöpfungen uns Achtung abnötigen, mag auch nicht alles von gleicher Güte sein und die Form sogar manchmal für den Anfang noch die letzte Feile vermissen lassen. Dem Freunde selbst, dem so innig Betrauerten, nach welchem er später in wehmütiger Rückerinnerung seinen einzigen Sohn Alexander nennt, widmet er ausser dem erwähnten Epigramm noch zwei poetische Ergüsse, die leider nicht mit in die ‚Gedichte‘ übergegangen sind und deswegen trotz ihrer Länge verdienen an dieser Stelle hier wiedergegeben zu werden, zugleich als leuchtende Beispiele echter Freundestreue wie als Beweis der eben erst ihrer selbst sich vollbewusst gewordenen Dichterseele. Beide Gedichte sind nach Alexander Röhdes Tode, das erstere im August, das letztere etwas später entstanden. Das erstere von beiden lautet:

„Ach ohne den ich mir den Tod erbete,
O Du, mit dem die ganze Welt mir starb,
Wenn ich nur unter leere Himmel trete,
Die, der sie schuf, voll Hohn zugleich verdarb —
Wie zürnt die Seele mir! Es welkt das Leben,
Doch immer steh ich noch, und Du bist todt!
Was kann die armutreiche Welt mir geben?
Ha ihrer falschen Schätze! — Du liegst todt!
Ich sehe ihre Schönheit ohne Freude
Und ihre Schrecken ohne Traurigkeit;
Ach nur um Dich geh' ich so tief im Leide,
In Jahren quillt das Auge noch wie heut.

Und nimmer soll die offne Wunde narben!
Von allen Welten nichts, nur Du warst mein;
Was rührt es mich, wenn auch die Welten starben —
Nur Dein wollt' ich, sonst keines Gottes sein.
Und ach auf ewig hab' ich Dich verloren;
So weint ihr Augen, weinet, weint euch blind,
Weh mir, dass eine Mutter ihn geboren;
Mit seiner Asche spielt der leichte Wind.
Nie werd' ich mehr an Deinem Herzen liegen,
Nie sind sich unsere Geister wieder nah,
Umsonst würd' ich durch alle Himmel fliegen —
Dich, armer Todter, fänd' ich nimmer da.
Das waren wir! mehr nicht. In allen Räumen
Wird hart gebüsst die Schuld der kranken Welt;
Das Leben scheint uns ewig! — nicht zu säumen
Ist mit dem Schein, der nur zu bald verfällt.
Wir klopften an die hohlen Weltenschranken,
Wir wussten, was man Welt, was Dasein nennt,
Und oft aus ungeheuren Werkgedanken
Erbauten wir ihr schändend Monument.
O wahrlich lang genug hat der gelebet,
Der bis zur Höh' der Geistesklarheit drang;
Die Frühwelt irrt, die an den Formen klebet,
Heil dem Geschlecht, das sich zum Lichte rang!
Den Menschen ward ein gleiches Loos beschieden
Und Eine Sonne, die uns allen lacht,
Ein Schicksal, und zu gleichem Götterfrieden
Der ganzen Erde reiche Wunderpracht.
O Heil dem Manne, der am stillen Tage
Hinauf — hinab — die ganze Zeit gedacht;
Auch er hat einst gelebt! es schweigt die Klage,
Und ohne Sehnsucht harret er der Nacht.
Schon eine Ewigkeit war ihm verloren,
Ihm reift der Augenblick — es schleicht die Zeit;
Kein Ernst, kein Zweck! die Erde sieht nur Thoren
Was soll Uns eine lange Ewigkeit!"

Der zweite Nachruf an den frühverstorbenen Freund, mit der Beischrift „mit schwerer Musik", hat folgende Fassung:

1. Um dich weint meine Seele,
Den wild der Tod zerstört,
Der, wie ich tief mich quäle,
Ach ewig nimmer hört!
Das Leben hat gelogen,
Was es uns einst versprach;
Die Hoffnung weint betrogen
Dem Leichenzuge nach.

2. Die frommen Kinder schauen
Den Himmel um sich her,
Das kleine Herz will trauen
Den Lüften wolkenleer —
Her rauscht des Schicksals Flügel,
Es schlägt in seine Welt,
Dass es um stummen Hügel
Aus seinem Himmel fällt.

3. Ach durch die Sternenfluren,
Wo nur der Tod gebeut,
Sinkt Alles ohne Spuren,
Kein Frühling wird erneut —
Man sieht die Welten gehen,
Wird ewig einmal froh —
Wir haben sie gesehen,
Und unsre Sonne floh.

4. O lerne Herz vergessen,
Dass Du im Glück gehofft;
Die Wünsche sind vermessen
Und täuschen nur zu oft —
Jetzt such' ich Dich vergebens,
Wohin ich immer geh';
Das Leere dieses Strebens
Thut nur der Seele weh.

5. Mich freun nicht diese Welten,
In denen Du nicht bist;
Die Zeit nur möcht ich schelten,
Dass sie so langsam fliesst;
Ich traure tief die Tage,
Die ohne Dich mir fliehn,
Ich fühle ohne Klage,
Dass ich nicht glücklich bin.

6. Ich möchte immer weinen,
Wenn schnell die Wolke fliegt,
In Feldern und in Hainen
Nun die Zerstörung siegt —
Ich möchte immer weinen,
Wenn früh die Sonne steigt,
Wenn Nachts die Sterne scheinen,
Die Welt nur furchtsam schweigt.

7. Wie könnt' ich Dein vergessen,
Wenn ich den Garten seh',
Den Ort, wo wir gesessen,
Allein vorübergeh' —
Die Augen Thränen füllen,
Die mir — sonst schön für mich —
Dein liebes Thal verhüllen
Noch jauchzend ohne Dich.

8. Ich fühle mit Vergnügen,
Wie's mich zum Tode zieht;
Dir nach, Dir nach! — die Lügen —
Das Leben flieht und flieht;
Du lebst in diesem Herzen,
Bis es am Ende ist,
Die Welt und ihre Schmerzen,
Dich und sich selbst vergisst.

Nachdem nun auf diese Weise das Eis gebrochen, fühlt sich der Dichter, der wenigstens nachweisbar im ganzen Jahre bis zum August nichts geschaffen, in seinem neuen Wirkungskreis wohl, den verlorenen Freund soll und muss ihm nun die Poesie als Freundin ersetzen. So dichtet er am 5. August eine kleine Tändelei ‚Klingklang', 6 Verse, von denen jeder zwei Reime enthält: „Viel grosse Lust vergällt nicht die Welt der Menschenbrust" u. s. w. Darauf folgt am 6. August das Gedicht ‚An Mutters Geburtstag':

„Ob künftig gleich ich sterben muss,
So freut's mich doch, zu leben;
Hab' ich gelebt, will ohn' Verdruss
Den Leib zurück ich geben —
Was soll mit mir die Welt vergehn?
Man gönnt die Lust auch andern;
Es wird doch ewig nichts bestehn,
Muss auch von hinnen wandern.

Ob's künftig gleich auch sterben muss,
So freut's doch auch zu leben,
Und hat's gelebt, wird's ohn Verdruss
Den Leib zurückegeben —

Nur schmerzt uns tiefer fremdes Weh,
Wenn Eltern uns erblassen;
Im Sterben nimmersatter See
Die Kinder zu verlassen“ etc.

Man sieht, mit welcher Leichtigkeit auf einmal trotz einiger schwerfälliger Ausdrücke der Dichter Sprache und Vers handhabt, wie er in vorstehendem Gedicht sogar so ziemlich den Ton des Volksliedes zu treffen weiss und wie die Muse ihm auf Augenblicke selbst den Schmerz um den heimgegangenen Freund zu verscheuchen vermag.

Hieran schliesst sich unterm 7. August das ‚Maurerlied‘, abwechselnd von je zwei Stimmen und vom Chor gesungen, das dem formschönen, tiefsinnigen Gedicht ‚Der Tod Gottes oder die grossen Ephemeriden‘ („Der Meister schläft? Wer sah denn heut' den Alten?“) zu Grunde liegt und dem gleichsam als Ergänzung das Gedicht ‚Der abtrünnige Maurer‘ vom 16. Dezember desselben Jahres dient, in den Versen gipfelnd:

„Für die Zukunft nicht, wie der Träumer meint,
Für die Gegenwart sind wir geboren;
Uns freut die Sonne, die jetzo scheint,
Vergangnes bleibt ewig verloren:
Soll den Menschen nicht mehr die Gegenwart freuen,
Dann packe die müssige Welt nur ein!“

Die nächsten Tage bringen zwei kleine Distichen ohne besonderen Wert, ‚Einem jungen Freunde‘ und ‚Nativität‘, der 8. August das Gedicht ‚Der seltene Quell‘, der 18. August das kleine, Schefers Denkart trefflich wiederspiegelnde Distichon ‚Weltgenuss‘:

„Ja! ein richtend Gesetz ward dem Menschen fürs Leben gegeben,
Das er ungestraft nie zu verletzen vermag,
Nur dem Bösen zur Last — Erquickung aber dem Guten,
Tränkt's mit Ergebung den Geist, nährt es mit Ruhe das Herz“.

Vom 27. August ist das Gedicht ‚Die Flotte‘, das Schefer dann in verbesserter Gestalt in die Gedichtsammlung von 1827 aufgenommen hat und das auch in seiner ursprünglichen Gestalt den Gedanken, dass die Menschheit einer kühnen Flotte gleich ihrem Ziele zu durchs Meer steure, in gelungener Weise durchführt. Ein wohl am selben Tage entstandenes Distichon ‚Das Ewige‘ hat den Sinn, dass die Welt für den, der das Ewige in seiner Brust festhält, an Freuden reich ist und der Tod ohne Schrecken, vom 30. August datiert ‚Das Wunderland‘, ein Gedicht, das vor allem seiner reichen Bildersprache wegen hervorzuheben ist. Ein Seitenstück dazu, nur von mehr düsterer Färbung, bildet ‚Die Zauberhöhle‘, am 1. September desselben Jahres entstanden und an Wert dem vorhergehenden nicht ganz gleich. Während in den beiden eben erwähnten Gedichten Schefer sich des Reimes bedient, und zwar in grosser Mannigfaltigkeit, kehrt er schon am 2. September zum Distichon zurück in seiner ‚Parabel vom Sämann und Schnitter‘. Am 5. September, in verzweifelter Stimmung, noch spät am Abend ist dann das Gedicht ent-

standen, dessen Anfangs- und Schlussverse statt des Ganzen hier stehen mögen:

„Wie öde steht das Leben
Wie schauert's mich an. —
Heil, was der Tod auf immer
Schon in das Grab gedrückt!“

Das Gedicht ist eins der schwermütigsten und zugleich der schwächsten aus dieser Zeit, muss aber der augenblicklichen Stimmung Schefers besonders zugesagt haben, was schon daraus hervorgeht, dass er sich dasselbe auch gleich noch in Musik gesetzt hat. Dieselbe Kirchhofstimmung atmet das Gedicht ‚Der Begrabene‘, gleichfalls im September verfasst, nur dass es noch etwas mehr grau in grau malt und fast noch mehr über den Grabesschauer als über die Eintagsfreuden des Lebens klagt. Aus derselben Stimmung hervorgegangen und zu derselben Zeit entstanden ist ferner die als Kanon vom Dichter komponierte Nänie:

„Meine schöne Nelke ist verblühet!
Ach sie senkt betrübt das Haupt hernieder.
Gestern dacht' ich: wie sie Feuer sprühet!
Und ihr Glanz durchfuhr so süss die Glieder.
Wenn auch bald der Frühling wieder glühet,
Ach, du schöne Nelke blühst nicht wieder“.

Hier ist der Dichter, wie wir sehen, einmal ganz in die kindliche Melancholie hineingeraten, die er sich bisweilen herbeisehnt. Ungefähr denselben Charakter zeigt, mit einem noch volkstümlicheren Anstrich, das Gedicht ‚Klein Vöglein‘, ebenfalls zugleich vom Verfasser komponiert, das wohl so ziemlich derselben Zeit angehört und von rührender Einfachheit ist, in der Form freilich etwas zu flüchtig ausgearbeitet. Von den kleinen Distichen aus dem Herbst und Winter dieses Jahres mag das folgende als Schefers Denkart in heiteren Stunden wiedergebend, hier ein Plätzchen finden:

„Zieh den vergangenen Tag nicht ab von der Summe des Lebens!
Wer ihn fröhlich gelebt, rechnet ihn fröhlich dazu“.

Einen schneidenden Kontrast zu einander bilden dann wieder die beiden Gedichte, das eine aus dem Herbst 1805, das andere wenigstens aus demselben Jahre, ‚Vernichtung‘ und ‚Gefühl ewigen Lebens‘; der Kontrast spricht sich schon in den Titeln aus; hier der Wunsch, zugleich des Erdenlebens und des Grabes ledig zu sein, dort der Jubelruf: „O Glück, o Wonne! Ich fühl's, ich bin“. — Ausserdem gehören dem Jahre 1805 auch an, ohne dass sich die Entstehungszeit noch näher bestimmen lässt, das kleine Gedicht, dessen Anfangsvers „Eile Deinen Maitag zu geniessen“ zugleich den Inhalt des Ganzen verrät, das gleichfalls titellose von Schefer auch komponierte Gedicht, das mit den Worten „Wie die Tage mir noch leuchten“ beginnt und im ganzen denselben Charakter zeigt, nur wieder um eine Schattierung düsterer, indem

der Dichter am Schlusse die Überzeugung ausspricht, dass er den nächsten Lenz nicht mehr erleben werde, und endlich ein gleich den beiden vorhergehenden gereimtes längeres, aus sieben achtzeiligen Strophen bestehendes Gedicht, ‚Der Jüngling am Ganges‘, welches den Wunsch ausdrückt, dass die Fluten des heiligen Flusses dem Liebesleid des Klagenden ein Ende machen. Ob unter dem Jüngling sich Schefer selbst gemeint hat, lässt sich nicht feststellen, doch bezweifle ich es und möchte vielmehr annehmen, dass der Dichter hier in Wahrheit sich in die Stimmung eines indischen Jünglings, der im Ganges für seinen Kummer ein Grab sucht, hineingedacht hat. Ich kann mir nicht versagen, aus diesem Gedicht, das trotz seiner nahezu klassischen Schönheit leider nicht mit in die neusten Sammlungen der ‚Gedichte‘ Schefers mit übergegangen ist, wenigstens die beiden Schlussstrophen mitzuteilen, um zu zeigen, welche Perlen sich in dem reichen Schatze der Scheferschen Gedichte noch befinden, ohne von weiteren Kreisen auch nur den Namen nach gekannt zu sein. Es heisst da gegen den Schluss des Gedichtes hin:

„Nicht mehr könnt' ich diese Schmerzen tragen,
Diese freudenleere Sonne sehn;
Ja! auf Brama's Güte will ich's wagen:
Ungerufen selber zu ihm gehn —
Freuden sollte seine Welt mir geben,
Darum sah ich ihrer Sonne Licht —
Und wer ohne Freud' ist, soll der leben?
Nein! das will der gute Vater nicht.

Nun so tauch' ich meine müden Glieder
In der stillen Fluten kühlen Grund;
Wenig ihres Wassers schlürf' ich nieder,
Und schon wird die kranke Brust gesund —
Ewig bin ich los vom Erdenleben,
Nimmer muss ich auf die Welt zurück!
Meine Asche eilt dem Strom zu geben,
Und es werde euch ein schönes Glück!“

Die warme Empfindung, welche das Ganze trägt und durchweht, wird schon nach diesem Bruchstück jeder selber herausfühlen können und sicher einen Dichter liebgewinnen, der wie Leopold Schefer die herrlichsten Gedanken in eine so angemessene, schöne Form gleichsam spielend und absichtslos zu kleiden versteht.

Im übrigen wären hier aus dem Jahre 1805 noch ein Selbstbekenntnis und eine Scene, welche sich im Tagebuche befindet, nachzuholen, das erstere lautet: „Ich habe mich niemand so gemein gemacht, dass ich meinen Charakter nicht immer behauptet hätte, dass ich nicht gleich mit Ernst hätte dreinfallen können, ohne dass man mir lächelnd sagte: „Verstelle Dich nicht!“ Auch habe ich der Versuchung nicht bedurft; ich bin eher strenger, als ich scheine. Ich habe bessere alte

Zeiten gedacht und künftige geträumt, daran mich erwärmt, mein Tugendgefühl immer gleichsam wie vor einem zu schauenden Gotte idealisiert, bei manchen geschehenen Dingen, indem ich sie als geschehend dachte, zum Vorteil der Wahrheit und Tugend geändert. So bin ich immer ernst und wahr gewesen; aber unvermeidlich im Leben eine erhebende Mischung von Sonderling, Egoist und Menschenverächter geworden“.

Die kleine Scene, die er erlebt, ist unter dem September 1805 ins Tagebuch eingetragen, die Person, um die es sich handelt, aber leider nicht nambaft gemacht. Da erzählt er: „Sie kam die Treppe herunter, ich hinauf, ich stand in ihren Anblick versunken, sie errötete, wollte vorbei, ich donnerte ihr ein Halt entgegen, sie stand erschrocken, ich betrachtete sie, schlug mir vor die Stirn, dann ging ich beschämt fort“. Ob das Mädchen mit einer von denen, mit welchen er nachher in ein freundschaftliches oder noch zärtlicheres Verhältnis getreten, identisch ist, wer will das nachweisen?

Zu Anfang des Jahres muss — vielleicht seitens der gräflichen Herrschaft — das Ansinnen an Schefer gestellt worden sein, aus seinem beschaulichen Leben hinauszutreten und sich zur Übernahme eines Amtes vorzubereiten. Es ist sehr interessant, was der Dichter seinem stummen Freund, seinem geliebten Tagebuche darüber vertraut: „Man ist so gütig gewesen, sich es kümmern zu lassen, was ich wohl werden möchte, was denn endlich aus mir werden würde? Was aus allen Menschen vor uns, auch die, welche man Kaiser und Könige, Gelehrte und Ungelehrte nannte, geworden ist, was dieses ganze Menschengeschlecht, die Noblesse und die bürgerliche Canaille werden wird — Erde! Ich wüsste nicht, welches Amt, — welcher Titel mich aus meiner Ruhe treiben sollte! Mehr kann man nicht werden, als zu was man sich selbst macht, und einen aufgeklärten Geist, einen freien Sinn und ein tugendhaftes Herz sich erworben haben, heisst die edelste Würde bekleiden — in der edelsten Deutung ein W e l t b ü r g e r sein. Und dann nur einen kleinen Winkel, in diesem grösseren Winkel der Schöpfung — und nur so viel als die Natur zur höchsten Notdurft braucht, damit unser Leben nicht hingegeben werden muss, unser Leben zu fristen — und wir sind zufrieden. Die Thoren, die nichts sind und doch etwas scheinen möchten, glauben sich unter einander, dass sie jemand, der auch nur in der Einbildung der übrigen etwas scheint, zu etwas machen könne oder gemacht habe. Wir wollen diesen Schattenwesen ihre Titel nicht versagen — aber wohl dem, den man nur Mensch und Bruder begrüssen kann!“ Wir wissen, dass Schefer diese seine Menschenwürde, auch nachdem er freiwillig in die Dienste seines Freundes Pückler trat, bis zu seinem Lebensende bewahrt hat und trotz seines Amtes ein Weltbürger in der edelsten Deutung des Wortes geblieben ist.

Jetzt aber trat an ihn ein Neues heran, das bisher ihm wenn auch nicht fremd gewesen, aber doch auch nicht seine Sinne allzustark beschäftigt hatte, das V a t e r l a n d in seiner immer mehr zunehmenden Not. Die erste Spur eines höheren Interesses dafür findet sich in einer Tage-

buchstelle aus den Januartagen 1806. Da heisst es: „Was man sein, was man schätzen und lieben soll und achten, das muss uns wichtig und nicht geringfügig und gleichgültig erscheinen. So ist es mit der Tugend, mit dem Leben, mit dem Vaterland. Ich fühle das an mir, wenn mir vor dem Gedanken der unzähligen Sterne, vor dem unbegrenzten Raume unsere Erde —, wenn mir oder der unendlichen Zeit mein Leben und alles, was an mir ist, verschwindet — alle Begierden sind dann aus mir verschwunden, die bösen und die guten — und die Gleichgültigkeit, die überirdische bezaubert mich und hält mich. In solchen Erhebungen sucht und findet meine Seele Trost bei den Ereignissen der Zeit und des Lebens — und der Name Vaterland hört dann auf, mich zu foltern und wie einen Wahnsinnigen zu treiben und zu jagen".

Die Verhältnisse im deutschen Reiche waren damals gerade recht trauriger Natur, und es ist in der That nicht zu verwundern, dass die Seele des ehrlichen Schefer, dem das Rechtsgefühl über allem steht, die Unfreiheit und Tyrannei verhasst ist, sich gegen die Gewaltstreiche Napoleons aufbäumte. Napoleon Bonaparte hatte, nachdem er u. a. das linke Rheinufer und den Breisgau sich abtreten lassen, am 8. August 1802 sich zum lebenslänglichen Konsul und nach dem Wiederausbruche des Konfliktes mit England und der damit zusammenhängenden Annexion Hannovers sich am 2. Dezember 1804 durch den Papst als erblicher Kaiser aller Franzosen krönen lassen, im folgenden Jahre sich auch zum König von Italien gemacht, hatte dann auf die Nachricht, dass Russland und Österreich sich gegen ihn verbündet und die Österreicher in das Napoleon befreundete Bayern eingefallen seien, rasch am 24. September 1805 den Rhein überschritten, die Truppen von Bayern, Baden und Würtemberg an sich gezogen und binnen vierzehn Tagen in Bayern die Österreicher, noch ehe die Russen sich mit denselben vereinigen konnten, in mehreren Schlachten und Gefechten geschlagen, von der angeblich 100,000 Mann starken österreichischen Armee 60,000 Mann gefangen genommen (unter dem unfähigen, säumigen Mack), 90 Fahnen und 200 Kanonen erbeutet, war dann in Österreich selbst eingerückt und hatte erst die Russen zurückgedrängt, sodann in der grossen Dreikaiserschlacht bei Austerlitz am 2. Dezember desselben Jahres die aus 30,000 Österreichern und 80,000 Russen bestehende feindliche Armee aufs Haupt geschlagen, bei welcher Gelegenheit über 12,000 seiner Gegner den Tod auf dem Schlachtfelde fanden und nahezu 40,000 in die Hände der Franzosen gerieten; der Friede von Pressburg, am 26. Dezember endlich hatte dem Kriege ein vorläufiges Ziel gesetzt, Österreich Venedig und Tirol geraubt, den Fürsten von Bayern und Württemberg neben der Königswürde Gebietserweiterungen, dem von Baden die Grossherzogswürde eingebracht, ein neues Grossherzogtum Berg unter Napoleons Schwager Murat geschaffen, kurz die deutsche Landkarte zu Gunsten der Anhänger Frankreichs umgestürzt, alles aus Napoleons Gnaden! Preussen und Sachsen allein blieben noch als neutrale Staaten ziemlich unbehelligt, nur dass Preussen auch ungefragt in einen Gebietsaustausch willigen musste, aus dem wiederum thatsäch-

lich bloss Napoleon Nutzen zog. Kein Wunder also, wenn die Patrioten in ganz Deutschland der Weiterentwicklung der Dinge mit Schmerz und Scham entgegen sahen, und wie der Preusse Heinrich von Kleist, so war auch der Sachse Leopold Schefer keiner der letzten, welchen die Erniedrigung des Vaterlandes, des nur noch dem Namen nach bestehenden heiligen römischen Kaiserreichs deutscher Nation die Flammen des Zornes in die Wangen trieb.

Während indes die meisten Patrioten in stummer Resignation verharrten, trieb es den sanften, menschenliebenden Schefer, ein Retter seines Volkes zu werden; der Tyrann, der Usurpator sollte unter der Hand des hoffnungsvollen Dichters sterben, gerade so wie auch Heinrich von Kleist um diese Zeit wiederholt mit diesem Plane sich herumgetragen hat. Der letztere liess sich von seiner Idee wieder durch die Warnung treuer Freunde abbringen, Schefer wohl ebenso, noch mehr aber aus Rücksichten für seine alte kränkliche Mutter. Trotzdem ist es wohl von hohem Interesse, zu sehen, wie hartnäckig unser Dichter seinen zwar thörichten, aber den edelsten Motiven entspringenden Plan verfolgte und wie er immer wieder darauf zurückkam.

Zunächst macht er seinen Zorn gegen Napoleon auf kindliche Weise in den Worten geltend: „Bonaparte war mein Mann, aber am Tage als er Napoleon wurde, habe ich sein Basrelief im Mörser zerstossen; dass ich doch die Kunst wüsste, die den Freimaurern sonst beigelegt wurde, die abwesenden Verräter in ihrer Silhouette erstechen zu können!" Aber schon unterm 12. Februar 1806 belehrt uns eine vorher von uns weggelassene Stelle aus des Dichters Brief an Freund Blochmann, dass Leopold Schefer den Gedanken die Tage vorher ernstlich erwogen hat, Napoleon zu beseitigen, nur gab er diesen Gedanken fürs erste wieder auf oder verschob doch, da der Kaiser bereits seit den letzten Wochen des Januar wieder in Paris war, die Ausführung seiner Idee auf bessere Zeit. Die merkwürdige Briefstelle lautet: „Bald hätt' ich mich durch meine Vaterlandsliebe verleiten lassen zu etwas, was Du erraten musst — wer die Vaterlandsliebe nicht höhnt, der hätte auch die That ehren müssen. Für den Thäter bleibt sie Sünde, aber da sie ein Abwerfen des Drucks, ein Aufstreben zur Freiheit, nicht ein Leiden, sondern eine Handlung ist, so scheint sie selbst grösser, als die Geduld der Sklaven. Sie hat auch den Beifall der meisten Menschen, und auch die übrigen sollten bedenken, dass sie, ohne Nachtheil der Sünde, doch Theil haben an den heilsamen Folgen, an die der Thäter nur in der Ferne denkt — ihn drückt, höhnt der Augenblick — und sein Tod sollte sie vollends versöhnen. — — Ich hatte einen Mann von Lumpen und alten Kleidern gemacht (wem ähnlich kannst Du denken) und ermordete ihn alle Abende einmal, um sicher des Mannes und der That gewohnt zu werden. — Wie liegt das Schicksal in jedes Menschen Hand, der entschlossen ist und eigenliebig genug, sich für einen Diener desselben zu halten! Aber das Leben verlieren ist weniger, als den Ruhm des unbefleckten Lebens — und den hat er verloren, er ist ja sterblich — und die Tage seines Glanzes werden bald vorüber sein und er ist ja sterblich, — und bald wird sich das Vaterland ja auch

so wieder heben — und ich steckte meinen Mann in den Ofen und er stank das ganze Haus aus. —"

Der Dichter war also — und fügen wir gleich hier hinzu, momentan — von seinem Mordgedanken abgekommen, und der betreffende Brief enthält noch den Schluss: „Erhebung zur Freiheit und dem Schönen erlöset von den Banden der Zeit; darnach strebe, darnach ring' ich, und schon ist mein Streben nicht ganz fruchtlos gewesen". So, seinen Mordplan bei Seite schiebend, arbeitet nun Schefer ruhig an seiner Fortentwicklung weiter, vor allem aber fesselt ihn um diese Zeit das Schöne, und zwar — als Weib, und dieses nimmt jetzt mehr als je ein Plätzchen, und nicht das schlechteste in seinen philosophischen Betrachtungen ein; so kommt er bald nach Abfassung des vorerwähnten Briefes zu dem Schlusse, dass doch der Tag, der Mai, das Mädchen schön seien, wenn sie auch vergehen, und er fährt fort: „Die Zukunft soll keinen Einfluss auf die Gegenwart haben; kann Dich diese Gegenwart nicht still entzücken, sättigen, begeistern? Kein Tag, kein Mai, kein Mädchen gehe vorüber, dass Du ihre Schönheit nicht empfunden, ihr Anblick Dich entzückt hatte!" Und noch deutlicher spricht sich der Dichter etwas später dahin aus: „Was möchtest Du lieber sein, als ein Mann? dadurch kommst Du in den Besitz des Schönsten, des Weibes, denn sich selber gilt die Schönheit am wenigsten. — Was könntest Du eher lieben, als den Menschen, als das Weib? Gehört sie nicht auch zur Natur, ist sie nicht ihr Meisterstück? — denn welches Thier, welche Pflanze, welche Blume ist so schön, als das Weib? Das Dir so gleich ist und doch so verschieden, das Dich versteht, für Dich lebt, wie Du es verstehst, es als Mann glücklich machst, indem Du für es lebst". Leopold Schefer hat, wie wir sehen in seiner Denkart über das weibliche Geschlecht, das er früher jedem Jüngling als die Ursache aller Schwächen und besonders der Unthätigkeit fliehen heissen wollte, recht erfreuliche Fortschritte zum Besseren gemacht, das Weib ist nun das Meisterwerk der Schöpfung!

Unter solchen Umständen fragt man sich, was wohl diese Umwandlung hervorgerufen habe. Natürlich kann es nur die Liebe sein, wird man meinen. Nun wenn auch zunächst das nicht, so doch der nähere Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Da ist es zunächst die kleine Schwester des Grafen Karl von Oerzen, die „liebe" Agnes, das „muntere Lämmchen", der er als Beigabe eines Kranzes zum Geburtstage des älteren Bruders ein artiges Distichon zurecht macht:

„Wie, der Dich brachte, der Mai, sei Dein Leben voll Blumen und Blätter
Und ohn' Ende so wie, den ich Dir weihe, der Kranz!"

Beim Abschied bittet der Dichter eines Tages das anmutige Kind, das schon nicht mehr allzuweit vom jungfräulichen Alter entfernt ist, um einen Kuss, schön Agnes reicht ihm in kindlicher Unbefangenheit die Wange, und Schefer wurde, wie er selbst gesteht, beschämt. Die Kleine aber soll nachher lange von dem hübschen jungen Mann, der sie

habe küssen wollen, geredet haben und nach Kinderart auch vom Heiraten. Hiermit hatte es nun freilich vorläufig keine Gefahr.

Da war aber auch ein anderes schönes Kind, eine bereits erschlossene Rosenknospe, wie aus einer späteren Stelle hervorgeht, die Schwester des erst vor kurzem wieder nach Muskau heimgekehrten Jugendfreundes Vogel, der gegenüber Schefers Herz schon mehr gefährdet war. Er war mit dem schönen und hochgebildeten Mädchen schon oft zusammen gewesen, ohne ihr so recht ins Auge geblickt zu haben. Ein paar Tage nach seinem Zusammentreffen mit der kleinen Agnes trug er am 18. Mai der Schwester seines Freundes, welche nach seiner Behauptung gern sang, ein von ihm selbst eben erst komponiertes Lied von Salis, das ‚Mailied‘ („Der Apfelbaum prangt grün und weiss“) hin, dessen Schluss gemahnt, die Blüten reiner Freuden zu pflücken, ehe wir scheiden müssen; und wie Karoline so sang, da sah Schefer auf einmal, wie schön sie sei. Dann sei sein Freund mit seiner Mutter zur Kirche gegangen, Karoline aber sei offenbar mit Willen zu Hause geblieben, sodass er mit ihr allein war. Das Mädchen, das von ihrem Bruder die griechische Sprache leidlich erlernt, las dem Dichter aus dem neuen Testamente griechisch vor, und Leopold bemerkte ihr, dass das Griechische sehr angenehm von ihren Lippen töne, und die Jungfrau sah ihm dabei tief in die Augen. Leopold bittet um ihr Stammbuch und trägt darein die Verse, die er nachher in das Gedicht ‚Die Pyramiden‘ mit aufgenommen hat:

„Ein verklärtes Lächeln, so lange wir sind —
Wir sind ja nur Schatten und Nebel und Wind“

und bittet sie, seiner nicht zu vergessen, eine bejahende Antwort reisst den Jüngling hin, er küsst das errötende Mädchen, das bereits verlobt, ihm ausweicht, feurig auf die Wange, will aber, nachdem die schreckliche ach wie oft auch von anderen in jugendlichem Leichtsinn begangene That geschehen, in Reue vergehen und erklärt: das Mädchen habe ihn Klugheit auf zeitlebens gelehrt, sie habe ihn bestimmt, der edleren Anregung unwandelbar zu folgen, die das Unfreiwillige, Unverdiente, wie gnädig hingeworfene Brocken verschmäht; doch schäme er sich, unter zwölf Wochen wieder auszugehen. Aber schon nach wenigen Tagen war er wieder dort, bat ihr sein Unrecht ab, und alles war vergeben und vergessen, vergessen von Seiten des Mädchens, nicht von seiner Seite, und er tröstet sich, dass sie seinem Rivalen nur aus kindlicher Neigung oder Ergebung in den Willen der Eltern ihr Wort gegeben haben könne; vorher habe sie noch nie geliebt, — ob jetzt, das wolle er, Leopold, sich Mühe geben zu entdecken. Sobald er aber die unerwünschte Entdeckung gemacht, überliess er die Geliebte neidlos einem anderen, ohne dass der freundschaftliche Verkehr dadurch abgebrochen worden wäre.

Um diese Zeit nun war oder schon etwas früher Graf Hermann Pückler, der nachherige Fürst und Standesherr in die Heimat zurückgekehrt. Graf Hermann, etwas jünger als Schefer, doch als Knabe schon mit diesem befreundet, dessen Lehrer, Hofrat Röhde auch eine Weile des Grafen Erzieher gewesen war, hatte in Leipzig die Rechte

studiert, darauf eine Zeitlang in Dresden bei den Gardes du Corps als Officier gestanden, aber dann seinen Dienst quittiert und Frankreich und Italien bereist und suchte nun bei seiner endlichen Heimkehr auch unseren Leopold wieder auf, sodass es diesem an neuen und schönen Anregungen nicht gebrach. Namentlich wusste der Graf ihm viel von den reichen unvergänglichen Kunstschätzen Italiens zu erzählen, die der geistreiche jugendfrische Kavalier mit eigenen Augen und mit Kennermiene gesehen, und das war ganz dazu angethan, die Sehnsucht nach jenen herrlichen südlichen Ländern in Schefer aufs neue zu entfachen, zugleich aber auch den Dichter zu neuen Kunststudien anzuregen, welche wiederum ihrerseits von Jahr zu Jahr herrlichere Blüten der Poesie zeitigen sollten. Eine der ersten und schönsten Gaben aus dieser Zeit, vielleicht überhaupt die erste dieses Jahres ist das längere Distichon ‚Die Kunst‘ vom 30. Mai, das in begeisterter Weise die Unvergänglichkeit der Werke der Kunst, des Schosskindes der Natur, im Gegensatz zu denen der letzteren besingt; besonders wird dies von der Dichtkunst, speciell von Homer gerühmt, wie er auf den Trümmern Trojas sitzt und weint

„um Achill und den göttlichen Hector
Ach dass Troja fiel! dass man auch ihn so begräbt!
Und es wuchs ihm die Brust, hell ward's durch die heiligen Thränen!
Troja, sieh, lebt und Achill, Hektor, es lebet Homer,
Ewig lebt sein Geist, er wallt von Geschlecht zu Geschlechte
Lehrend, entzückend fort, bis an das Ende der Welt“.

Doch auch seine andere treue Freundin selbst, die Mutter Natur, die grosse Mutter Natur, zu der im Gegensatz Schefer seine eigene leibliche Mutter „die kleine“ nennt, behält ihr Recht, und wie er am 7. Juni d. J. nach angestrengter Arbeit abends das Fenster öffnet, ihn heilige Stille umgiebt, über der nahen Kirche flammendes Abendrot ausgebreitet lag und die Schwalben hoch am Himmel flogen, da gesteht der Dichter, dass er eine Weile ganz still dagestanden habe und entzückt worden sei von der ewigen Welt, von diesem ewig festen Gewölbe mit seinen Lampen, von all den ewig neuen und herrlichen Wundern, und bricht in die Worte aus:

„Auch ich habe die Sonne gesehn
Und unzählige Tage vergehn
Und am Himmel die goldenen Funken,
Fröhlicher Tage Wiederkehr,
Hab' an des Lebens Quelle getrunken
Und die Brust begehrt nicht mehr —
Auch ich habe die Sonne gesehn!
Lass mich nun immer von hinnen gehn!“

Eine kleine Fabel ‚Die Mücke und das Licht‘, die am 15. Juni entstanden ist, sei, da sie der Originalität entbehrt, auch nicht recht ausgearbeitet ist, hier nur der Vollständigkeit wegen mit angeführt; dasselbe gilt von einer anderen poetischen Kleinigkeit, „Mitten aus dem Strom

der Zeiten | Hob die Welle mich empor", die, am 15. Juni entstanden, einem Traume ihre Existenz verdankt.

In die Mitte des Monats Juni 1806 (nicht 7) fällt nun eine kleine Reise, welche Schefer auf Einladung des Grafen Pückler nach dem Kynast und der Riesen- oder Schneekoppe mitmachte und welche dem Dichter manches Neue und Schöne erschloss, seinen Gesichtskreis bedeutend erweiterte, aber auch dem scharf beobachtenden Schefer so manche Spuren der Verwüstung und des Elends als Folgen des letzten Krieges vor Augen führte und seinem Zorn gegen den Unterdrücker des deutschen Volkes neue Nahrung gab. An poetischem Gewinn von dieser Reise her ist indes mit Sicherheit nichts nachzuweisen; nur das Gedichtchen ‚Das Mahl des Lebens', aus welchem sich später der wundervolle ‚Göttergesang zum ersten Frühlingstage' (‚Gedichte', 3. Aufl. p. 265) entwickelt hat, ist nachweisbar gleich nach Beendigung dieser Reise geschrieben, und zwar am 31. Juli.

Dagegen müssen wir einigen Prosa-Gedanken des Dichters hier noch Raum geben, welche ebenfalls gleich nach dieser Reise, und zwar am 30. Juli in dem Tagebuch niedergelegt worden sind und dahin gehen, dass die Kunst am Ende alle Religionen, alle Völker und alle Sinne vereinigen werde, da ihre Wahrheiten unleugbar, ihre Schönheiten jedem fühlbar seien, denn sie sei „ein Kind des Menschen, eines Kindes der Natur und, als rein menschlich, die einzig wahre Religion für den Menschen, zu der sie sich alle bekennen sollen oder werden". Deshalb also gesteht der Dichter auch ein paar Tage später, dass er allemal sehr bewegt sei, wenn er etwas, was dem Reiche der Kunst angehöre, vollendet habe, es sei nun ein Gedicht, eine Scene, eine Komposition. Das geschehe gewöhnlich in der Nacht, weil man da ruhiger arbeiten könne. Wenn er dann etwas fertig habe, so sei die grösste Lust, das Künstlerglück, das selige Vergessen in der Arbeit, diese Bezauberung und Begeisterung von dem Gegenstande, dieses Leben und Schaffen vorüber und die Horen empfangen nun das neugeborene Kind und führen es in das Leben. —

Die Reise aber hat seine Sehnsucht nach dem fernen Süden nur noch mehr gesteigert, und wehmütig ruft er am 20. August aus, wann werde er sagen können: „Sei mir gegrüsst, Du Sonne Italiens!" Der Bettler selbst, der dort lebe, sei reich und beglückt. Unter welchem Himmel könne es schöner sein, als unter dem, der sich über Rom, über der heiligen Stadt in strahlender Bläue wölbe? Diesem Drange nach dem Süden verdankt auch ein grösseres, wehmutvolles Gedicht ‚Sehnsucht nach Griechenland' sein Entstehen, das in der Form, wie wir es im Tagebuche vorfinden, indes dem Dichter so sehr der Verbesserung benötigt schien, dass er sich vornahm, es später in die Distichenform umzugiessen; das Gedicht wird in derselben Zeit oder spätestens Ende Oktober entstanden sein. Ganz derselben Zeit gehört beiläufig ein kleines Gedicht ‚Opfer' betitelt an, worin der Dichter zu Odin fleht, ihn seine Lebensbahn, sowie sich's gehört, vollenden zu lassen, d. h. also besonders seinen Wunsch, die Stätten des klassischen Altertumes zu sehen, zu erfüllen; das Gedichtchen trägt das Datum vom 17. August

1806. Bei dieser Gelegenheit sei auch eines kleinen poetischen Versuches aus dem Jahre 1806, dessen Entstehungszeit auf Tag und Monat sich nicht nachweisen lässt, gedacht; das Gedichtchen betitelt sich ‚Abgänglich‘ und führt die Idee durch, dass die Götter „abkömmlich“, d. h. entbehrlich seien, da wir auch ohne sie auf der Erde goldne Tage leben. Ebenso gut gemeint, aber der letzten Feile entbehrend und darum als unreif zu bezeichnen ist sowohl der ‚Prolog‘ wie der ‚Epilog‘ zum Menschenleben, welche beide ungefähr derselben Zeit angehören; der erste von beiden enthält eine Zwiesprache zwischen Zeus und Merkur, welcher letztere die von Zeus zurückgewiesenen Klagen der Menschen über ihr klägliches Schicksal vergeblich vorbringt, der Epilog dagegen enthält die Gegenrede des Menschen, der, erbittert über sein Schicksal, sich von den Unsterblichen lossagt.

Ehe wir nun über die Gedichte der letzten vier Monate dieses Jahres kurz Revue halten, haben wir wiederum einer Prosastelle im Tagebuche zu gedenken, welche uns zeigt, dass Schefer aufs neue mit dem Gedanken umgeht, den Kaiser der Franzosen aus der Welt zu schaffen. Der betreffende Passus datiert vom 10. August 1806, früh um 3 Uhr und lautet im wesentlichen wie folgt: „Für mich müsst' ich's thun, denn das Volk ist's nicht wert; bloss für mich. Ich wünschte, dass ich eine Armee von einer Million wäre! — Nichts infamer, als wenn es misslänge! ich blieb zu Mittag auf der Gasse stehen und dachte meiner That. — Warum will ich's thun? mich erniedrigt's. Das Volk ist es nicht wert! — Tugend, so wird dir wieder ein Leben geweiht, so wird dir wieder einer geopfert! Was ist's, dass du mich treibst, ohne Hoffnung, ohne Ersatz alles Leben, Dasein und Welt für ein Gefühl, für eine Beklemmung hinzugeben? — Ich will's — ich werd' es. — Doch wenn eine geheime innere Voraussetzung und Annahme nach diesem Leben im Tode getäuscht würde und der Mensch wirklich aufhörte! Lebe wohl Sittengesetz, und ihr schönen Ziele und Zwecke der Menschheit und der Welt — fahret wohl — doch ich werd' es thun. — Einen Brief will ich hinterlassen, an den einfachen, und einen an den doppelten Adler. Stehen nicht die gewaltsamen Lenker des Schicksals mit den gewöhnlichen Hirten der Völker im Bunde? sie sind der Erde gleichsam zur Hülfe geschickt. Meinen Todestag werden alle Patrioten gewiss jährlich still begehen“. Zum Glück besinnt sich der Dichter auch diesmal eines Besseren und überlässt einem Höheren die Rache. Inzwischen war im Juli unter Napoleons Protektorat der Rheinbund gegründet worden und Franz der Zweite, der sich schon seit 1804 Erbkaiser von Österreich genannt, legte notgedrungen die jetzt ganz bedeutungslos gewordene deutsche Kaiserwürde im September 1806 nieder. Zu gleicher Zeit aber hatte sich auf Englands Veranlassung Preussen im Vereine mit Sachsen bestimmen lassen, Napoleon den Krieg zu erklären. Hierauf bezieht sich die Tagebuchstelle vom 11. September: „Der Krieg wird vermutlich in Sachsen spielen“. Hieran knüpft der Dichter aufs neue die Betrachtung, die er schon einmal mit etwas anderen Worten ausgesprochen: „So sehr man jetzt Bonaparte hasst, so sehr wird man ihn bedauern, wenn er tot ist. Die Welt wird erschrecken,

und es wird wieder auf der Erde gewöhnliche Nacht sein, wenn diese Sonne weggenommun ist. O wäre er Bonaparte geblieben und nicht Napoleon geworden!" Gleich Goethe erkennt, wie wir sehen, auch Leopold Schefer die Grösse des Franzosenkaisers bereitwillig an, nur dass er namentlich die von demselben begangenen Ausschreitungen rückhaltlos verdammt und deshalb denselben mit dem ganzen Feuer der Jugend hasst.

Während nun die Kriegeswolken sich um Sachsen zusammenziehen und noch ehe der Zusammenstoss zwischen Preussen und Sachsen einerseits und den Franzosen andererseits erfolgt, befindet sich unser Dichter seit Mitte September in den Netzen einer Sirene, welche den unverdorbenen Mann mit dem ganzen Zauber ihrer schönen, üppigen Gestalt umstrickt hält und mit dem Arglosen eine kleine Schäferidylle beginnt. die ihrerseits auf den Vollgenuss der Liebe angelegt gewesen sein muss, aber in den ersten Oktobertagen durch Schefers Selbstüberwindung ihren raschen Abschluss findet, indem der Dichter sich mit einemmale von der Geliebten entfernt und seinem Tagebuche das Geständnis anvertraut: „Seht Ihr Götter, ob ich gleich schwach und vergänglich bin — ich mag nicht glücklich sein. Mit einer ernstlichen längeren Verbindung machte ich mich unglücklich, durch eine lustige kürzere sie". Seine Charakterfestigkeit und sein Tugendgefühl hatten über seine Sinne den Sieg davon getragen, ehe sich der Dichter etwas Unehrenhaftes vorzuwerfen hatte. Es war ein kurzer seliger Freudentaumel ohne Schuld. Wer das Mädchen gewesen ist, lässt sich nicht bestimmt sagen, es scheint die Schwester oder doch Angehörige eines anderen Freundes von Schefer gewesen zu sein; doch da der Dichter selber rücksichtsvoll sie mit dem Schleier der Anonymität umhüllt und den einzelnen Schilderungen dieser beiderseits mit grosser Wärme gespielten Liebesscenen nur den Namen „Nokram" vorgesetzt hat, ehren auch wir diese Rücksichtsnahme und forschen nicht weiter nach dem Namen dieser Schönen, welche es zwei Wochen lang dem Dichter noch mehr angethan hatte, als er vermutlich auch ihr; identisch mit der Schwester Vogels ist sie übrigens nicht, obwohl auch Nokram, als sie kokett sich von Schefer suchen lässt, mit einem anderen verlobt zu sein scheint. Zwei Gedichte ‚In ihrem Arm' und ‚Sonett', beide unterm 15. September eingetragen im Tagebuche, scheinen sich auf diese Liebe zu beziehen; doch steht der Wert beider nicht ganz in dem Verhältnis zu der Liebesglut, welche sie andeuten. Auch ein Gedichtchen vom 8. Oktober, betitelt ‚Der Befriedigte', dürfte hierher gehören; am Tage vorher war er, doch anscheinend schon weit kühler als in den Septembertagen, bei der Geliebten gewesen, das letzterwähnte Gedicht gipfelt in der Behauptung, dass er des kurzen Glückes, das er genossen, gedenken werde, wenn es auch nie zurückkehre.

Während auf diese Weise der Dichter ein kurzes Liebesglück genoss, das seinen Racheplan durchkreuzte, hatte Napoleon aufs neue den Rhein überschritten, hatte im Fluge Bayern durchzogen, dann am 10. Oktober bei Saalfeld den Prinzen Ludwig von Preussen geschlagen, am 14. Oktober sollten die vereinigten Preussen und Sachsen dasselbe

Schicksal bei Jena und Auerstädt erleiden. Schefer will am Tage der letzteren Schlacht den Kanonendonner in Muskau gehört haben, wohin er aus der Ferne ganz leise herübergeschollen sei, doch ist das wohl mehr auf Rechnung seiner lebhaften Phantasie zu setzen. Am 19. aber, als er die Nachricht von der Unglücksschlacht brieflich erhalten, schreibt er in sein Tagebuch:

„Ich sei totenblass geworden, sagte man mir; ich lag mit dem Kopfe auf dem Tisch, meine Sprache bebte, dem Weinen nahe. Sie kennen mich noch nicht, sagte ich, aber ich weinte nicht. Das ist mein Tod, sagte ich, aber sie verstanden mich nicht. Ich lag wieder mit dem Kopfe auf dem Tische und dachte: das sind Deine Freuden, jetzt darfst du nicht reden, und wenn du tot bist, wird man einigemal sagen: „wer hätte das in ihm suchen sollen — eine solche That!" und man vergisst mich. Solchen kleinen Menschen will ich gross scheinen, ein Leben — mein Leben opfern? Aber um meinetwillen. Ich hasse die Tyrannen und ich liebe das ganze Vaterland. Um meines Hasses, um meiner Liebe willen". Und weiter heisst es an derselben Stelle: „Alle holten wir (bei Beginn dieses Krieges) wieder freier Atem, ich selbst war wieder fröhlich, dass alles gut ging. Den Landsleuten unserer Bundesgenossen erzählte ich von den Fortschritten, zu Hause wieder zu erzählen. Ich hörte hier gemeine Leute wie Sparter sprechen und glaubte, was man einst davon uns geschrieben hat: ‚mein Sohn ist ein guter Soldat; nur tapfer soll er sein. Wenn er mitgesiegt, werden ihn seine Wunden nicht so schmerzen, und er kann erschossen werden als ein feiger Kerl. Nur tapfer soll er sein', sagte mir ein Mann; auch die Mutter weinte nicht und hatte nicht geweint. Alles lebte wieder auf; und Teutschland schien noch einmal jung werden, noch ein Leben leben zu wollen. O es geht alles unaufhaltsam dahin. Auch die Griechen sind hinunter, aber man nennt sie öfter als ihre Sieger und immer noch mit Liebe und heiligem Bedauern. So geh auch mein Teutschland dahin!" — Und dann wieder: „ich las den Brief unaufhörlich, am Schluss stand: ‚Gott helf uns ferner!' als ob er schon geholfen hätte! Diese verlorene Schlacht kommt mit in das Buch: es ist kein Gott. — So (wie jetzt) seufzte das ganze Land, als die Griechen von Philippos bei Chäronea geschlagen waren, niemand sprach so wie jetzt ein Wort, manche weinten, manche lachten spöttisch, keiner wagte dem anderen in die Augen zu sehen. Wer dem König von Preussen vor vier Monaten diesen heutigen Jammerbrief vorgelegt hätte, den hätt' er damals mit Recht für einen Dreckpropheten halten können. Wenn aber Bonaparte der Edle, oder Napoleon der Schurke wüsste, was hier geschrieben, gedacht, entschlossen, geschworen wird — wenn er das wüsste".

„So" — fährt er fort — „schwebt des Schicksals Hand in Nacht und trifft aus der Nacht wie der Blitz. Sorge für nichts als für Deine That! Das Übrige und Dein Tod wird sich von selber finden. Cassius und Brutus! euren Geist hab' ich! ich will auch euer Glück, wenn zuletzt auch euer Schicksal! Und dem Halbtodten will ich auch noch in die entschlafenden Ohren donnern: Verschmähst du, über Teutschland

zu gebieten! Das Vaterland ist frei — aber Du bist Erde und ein Sklave des Todes! Nur so lange will ich leben, bis ich das gethan habe, dann will ich gleich sterben; nur so lange möcht' ich leben. Nur so lange halte, du morsche Hütte der Seele und falle nicht etwa unvermutet zusammen, nur so lange behalte deine Kraft, mein Arm! nur so lange halte, du morsche Hülle, du zerbrechlicher Leib!“

Wie ernst es dem Dichter in jenen Tagen mit seinem Racheplan war, geht schon daraus hervor, dass er etwas veräussern will, um einen guten Dolch zu kaufen, dass er sich über die Lage der Mutter nach seinem Tode tröstete, da diese durch das vom Vater ererbte Privilegium materiell gesichert sei, dass er seine Papiere an Freund Blochmann oder an Sieber nach Russland zu schicken, das Übrige als Andenken zu verschenken, die Freunde durch versteckte Andeutungen auf die bevorstehende Trennung vorzubereiten, allen Freunden, auch dem König von Preussen und dem Kaiser von Russland Briefe zu hinterlassen und seinen Schützling, den kleinen Tamm, der Fürsorge des Grafen Pückler anzuempfehlen sich entschliesst und die nächsten Tage, um alle seine Sachen in Ordnung zu bringen, das Haus nicht verlässt. Sei es nun aber, dass die Mutter oder die Freunde ihm von der Ausführung seines Planes abgeredet, nach wenigen Tagen schon ist davon nicht mehr die Rede; ein Distichon ‚Opfer des Jünglings‘, welches in diese Tage fällt, bezeugt nur den Wunsch Schefers, nicht so alt wie Nestor zu werden und nur die gewöhnlichen Kreise des Menschenlebens zu vollenden; ein anderes Distichon vom 2. November enthält wohl noch eine rührende Klage über den Untergang des Vaterlandes, der auch zugleich der der Freiheit, des Rechts und der Treue sei, doch der Schmerz, die Verzweiflung, das Rachebedürfnis ist gewichen, und Schefer sagt nur noch kurz an einer Stelle, er wolle sich aufsparen, und wieder an einer anderen, der Dichter sei mehr wert als zwanzig Helden und die Werke eines Dichters mehr wert als die Thaten aller Helden zusammen. Wir dürfen uns in der That freuen, dass Schefer von seinem Entschluss, durch seine Hand die Weltgeschichte zu korrigieren, sich wieder hat abbringen lassen, denn wir wären sonst zweifellos um einen reichbegabten Dichter ärmer gewesen, und selbst, wenn sein Plan gelungen wäre, hätte doch den Thäter aller Wahrscheinlichkeit nach der Tod gleichfalls ereilt. Mangel an Mut war es übrigens am allerwenigsten, was den Dichter auch diesmal bestimmte, seine That aufzugeben, denn Schefer fürchtete den Tod niemals, sehnte sich im Gegenteil denselben oft genug herbei; wenn er also die günstige Gelegenheit nicht ergriff, sein Ende auf diese Weise zu beschleunigen, so geschah es einzig deshalb, weil er in ruhigeren Stunden sich sagte, dass diese That, falls sie misslinge, jedenfalls eine Dummheit sei und dass kein Einzelner das Recht habe, sich zum Rächer der Menschheit aufzuwerfen, so edel auch das Motiv zum Morde hier in der That war. Die Gesinnung, welche sich in den eben herangezogenen Tagebuchblättern ausspricht, ist trotzdem eine sehr ehrenwerte und macht dem Dichter sicher keine Schande, ja sie stellt ihn mit in die ersten Reihen von Deutschlands besten Patrioten aus jener Zeit.

Leopold Schefer warf sich nun wieder mit Feuereifer auf sein Studium und die nächsten Tageblätter sind fast durchweg Betrachtungen über das Schöne gewidmet, und es ist da besonders die Bemerkung des Dichters erwähnenswert, dass das Schöne in Gedanken, Wort und That — in Wesen und Form des Menschen Gott sei und dass er unter Religion nichts weiter als die Verehrung des Herrlichsten, Heiligsten in uns, unter praktischer Religion aber die Befolgung der Forderungen dieses Heiligsten verstehe. So bemüht sich denn Schefer, sowohl die moralische wie die ästhetische Urteilskraft zu üben und das Auge des Leibes und des Gemüts gleichmässig dem Schönen zu öffnen. Was ihm aber an anderen wie an sich selber mit seinem Schönheitsbegriff in moralischer wie in ästhetischer Hinsicht nicht gemäss ist, das tadelt er auch mit grossem Freimut oder vernichtet es, wenn es noch möglich und wenn es sein Werk ist.

Und geschaffen, speciell dichterisch geschaffen hat er, nachdem er seinen Mordplan bei Seite gelegt hat, genug, er flüchtet sich offenbar, hauptsächlich um sich zu zerstreuen und die trüben Gedanken zu verscheuchen, in das Reich der schönen Kunst und die Muse besonders erwies sich ihm als freundliche Trösterin, so dass der Dichter mühelos Blüte um Blüte, Frucht um Frucht zeitigte. So entsteht am 3. December das auch vom Dichter in Musik gesetzte im Volkston gehaltene Gedicht ‚Der Rosmarin‘, am 4. December ‚Die Erwartung‘, ebenfalls mit Musik, am 6. das Epigramm ‚Affenfeuer‘, dessen Pointe ist, dass die Deutschen die Kunst, den Kunstschatz aber die Franken haben, am 9. Dezember ‚Hänschen am Teich‘, am 10. ‚Nur zu‘, am 11. ‚Der Weg zu den Sternen‘, ‚Der Gang zur Christnacht‘ und ‚Antritt ins geweihte Land‘ (Italien), kurz dieser Monat und die folgenden fördern so viele Gedichte Schefers an das Licht der Welt, dass ihre weitere Aufzählung geradezu ermüden würde, denn es vergeht jetzt kaum ein Tag, wo der Dichter nicht ein, zwei, drei und mehr Produkte aufs Papier bringt, die Schaffenslust, die sich Schefers mit einem Male wieder bemächtigt hat, ist geradezu erstaunlich und es begreift sich leicht, dass sich unter diesen Gedichten gar manche leichte Waare befindet. Anerkannt hat Schefer in späteren Jahren, als er die besten Gedichte herausgab, keines derselben, und da auch die besseren, so wie sie im Tagebuche, rasch aufs Papier hingeworfen, verzeichnet stehen, gleichsam nur als Skizzen zu betrachten sind, so müssen wir schon darauf verzichten, auch nur die Entstehungszeit jedes einzelnen dieser zahllosen Gedichte aus jener Zeit zu registrieren, geschweige denn jedes auf seinen Wert hin hier zu prüfen. Es genüge daher der Hinweis, dass alle diese Gedichte eine gleichmütige Stimmung des Dichters verraten, eines davon, die ‚Dithyrambe‘, sogar lebhaft an den Bakchantenfreudentaumel der alten Griechen erinnert und fast das Stärkste ist, was dichterische Exstase und Begeisterung für die Schönheit des Weibes im natürlichen Zustande zu leisten vermag; Schefer wird, als er in das Alter des Nestor einem Jugendwunsch entgegen, angelangt war, sicherlich über dieses Erzeugnis seiner schwärmerischen Phantasie selbst gelächelt haben. Neben derartigen Gaben, die indes immer noch in ihrer Art schön sind, nur für weitere Kreise sich

nicht recht eignen würden, befindet sich in dem Tagebuche aus den letzten Monaten aber auch manches einfache, herzige Lied, manche spannende Ballade und Romanze, besonders auch verschiedene Kinder- und Volkslieder im besten Wortsinn, nur, dass sie zum Teil noch der Ausarbeitung bedürften, also in dieser ihrer ursprünglichen Gestalt nicht als druckfähig gelten können. Auch Epigramme hat der Dichter in dieser Zeit geschrieben, gleichfalls heiterer Natur. Nur in einem bricht sich seine Satire, oder vielmehr sein heiliger Zorn Bahn, als er die Nachricht am 27. Dezember 1806 gelesen, dass der Räuberhauptmann Fra Diavolo in Italien von den Franzosen gehängt worden sei, da ruft er in patriotischer Entrüstung aus:

„Zwar einen Bruder, Teufel, hingt ihr schon,
Doch eurer selber ist noch Legion!“

Wir haben nun bis hierher verfolgt, welche Stadien der Entwicklung der Dichter Leopold Schefer als solcher durchlaufen ist, wie sein Genius in Bautzen das erste Mal verschämt die Schwingen regt, zu Weihnachten 1802, wie dann unser Poet nach manchen trefflichen Versuchen im Streben, möglichst viel fremdes Schöne in sich aufzunehmen, nach seiner Heimkehr zur Mutter 1804 sowohl an Zahl wie an Güte seiner Gedichte nicht gerade Erhebliches leistet und eine Weile stilsteht auf der betretenen Bahn als Dichter, wie dann sein Genius nach Alexander Röhdes Tode im Herbste 1805 einen neuen verheissungsvollen Aufschwung nimmt und die Muse unseren Schefer mit manchem anmutigen und reifen Gedicht beschenkt, wie dann jedoch der Dichter, um seinen neuen Schmerz über die Not des Vaterlandes zu betäuben, sich mit einem fast erstaunlichen Feuereifer der Poesie hingiebt, dabei aber nicht immer in gleicher Weise auf die Qualität wie auf die Quantität seiner Erzeugnisse sieht und so aus Mangel an kritischer Sonde stellenweise sich sogar ins Tändelnde, ja Triviale verliert. Jetzt, mit dem Jahre 1807 beginnt die eigentliche Blütezeit, die Zeit der Meisterschaft, denn schon in die ersten Tage dieses Jahres fällt die Entstehung des formvollendeten Gedichtes ‚Abschied von Griechenland‘, vor allem aber fallen in dieses Jahr die ersten Anfänge des ‚Laienbreviers‘, das am allermeisten dazu beigetragen hat, Leopold Schefers Namen populär zu machen. Mit diesem Jahre ist denn auch die Zeit des poetischen Umhertastens, die eigentliche Frühzeit und der Werdeprozess im Leben Leopold Schefers zu Ende.

Nachdem meine Arbeit seit Frühjahr 1884 in den Händen des Herausgebers dieser Blätter, kommt mir soeben eine Monographie Schefers von E. Brenning zu Gesicht, die, diesen Herbst erschienen, mehr auf das Neben-, als auf das Nacheinander der historischen Momente in Schefers Leben Gewicht legt und, obwohl auch Br. des Dichters „Tagebücher“ benutzen konnte, doch, wie ich hoffe, meine Arbeit nicht überflüssig erscheinen lässt schon weil in letzterer weit mehr ungedrucktes Material aus Schefers Nachlass verwertet worden ist. K. Siegen.

Schiller als Dichter der ,Braut von Messina'.

Von

Walter Bormann.

1) Schiller und sein poetisches Glaubensbekenntnis.

Gegensätze sind es, welche allen menschlichen Entwickelungen oft die trefflichste Förderung gewähren. Dem Getriebe und Geräusche unserer Tage, ihren unersättlichen Bedürfnissen, ihren Zerstreuungen steht der Geist Schillers, steht vollends seine ,Braut von Messina' immer fremdartiger gegenüber. Und dennoch könnte vielleicht gerade dies uns Fremdgewordene plötzlich eine desto gewaltigere Wirkung zurückerobern, wenn wir anfangen, alle die reichen Fortschritte im Wissen und Können, welche die Neuzeit nach den unabweisbaren Bedingungen des vorwärtsstrebenden Geistes errungen hat, nicht länger mit Dünkel und Oberflächlichkeit als Erfolge anzusehen, die uns über die Natur hoch hinausheben, wenn wir vielmehr durch eben diese Fülle des Erworbenen dazu geleitet werden, ein tiefes, unerforschliches Innenleben der Natur zu ahnen.

Die Teilnahme für Schillers Dichtungen scheint in der That neuerdings wieder zu wachsen. Die ungerechten, anmasslichen Beurteilungen, welche sich seit den Romantikern in die deutsche Litteraturgeschichte eingeschlichen haben und vom Parteistandpunkte vieler Kritiker in höchst kurzsichtiger Weise ausgebeutet wurden, beginnt man mit selbständiger Meinung zu überhören. Man wendet sich auch wieder mehr der Erläuterung der Schillerschen Werke zu. Wie könnte auch dieser Dichter dem deutschen Volke verloren gehen? Wäre Schiller ihm überwunden und veraltet, so müsste es unerbittlich dem Greisenalter verfallen.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht empor in die reinen Lüfte —

Mit seinen eigenen Klängen hat so der Dichter die ganze Gesundkraft seines Wesens besungen, welches hoch über allem Lärmen und Staube der Welt in ungeschwächter Erhabenheit dauert.

Schiller ist ein Dichter der Freiheit. Seinem grossartigen Freiheitssinne aber ist in der irdischen Welt nicht genug geschehen. Immer und immer fühlt er die traurigen Schranken, welche dem strebenden Geiste hier gezogen sind:

Eng' ist die Welt und das Gehirn ist weit.

Er weiss, dass „der Jüngling mit tausend Masten hinausfährt und der Greis auf gerettetem Boot still in den Hafen treibt", dass „am Eingange der Bahn die Unendlichkeit offen liegt und mit dem engsten Kreis der Weiseste aufhört", dass „dem Säugling die Wiege ein unendlicher Raum und dem Manne die unendliche Welt eng ist", er sucht, unter Sternenschaaren wandelnd, die Grenzen der Welt, aber „der Adlergedanke muss sich niedersenken, die kühne Seglerin Phatasie ein mutloses Anker werfen". Er ist der Pilgrim, der den Wanderstab fasst, um

das Unvergängliche zu erreichen, bis er schmerzlich begreift, dass „das Dort niemals hier sei".

Damit hängt zusammen, dass er den heldenmütigen und vergeblichen Kampf des Menschen mit den Elementen, „die das Gebilde seiner Hände hassen", wiederholt abgebildet hat (‚Taucher', ‚Bürgschaft', ‚Hero und Leander', ‚unüberwindliche Flotte'), dass er ‚das Raten und Meinen' in den ‚Worten des Wahnes' als einziges Recht des menschlichen Geistes anerkennt und in der ‚Kassandra' sogar den in bestimmtem Sinne gewiss richtigen Gedanken zum Ausdrucke brachte, wie nur „der Irrtum das Leben und das Wissen der Tod sei".

An das Höchste, Letzte, Ewige knüpft Schiller seine poetischen Gedanken, selbst bei dem Kleinsten. Wenn er Punsch bereitet, so heben seine Vorstellungen sich noch zu den vier Elementen, „die das Leben bilden und die Welt bauen". Daher kommt es, dass er wie kein andrer freier Denker ein Dichter des Glaubens geworden ist, obschon er das Bekenntnis jeder besondern Religion bestimmt ablehnte und mehr gegen die Fesseln des protestantischen Christentumes sich wehrte, als den weltumfassenden freien Geist der christlichen Religion anerkannte. Hierüber hat schön und trefflich Christian Hermann Weisse gehandelt. (Kleine Schriften zur Ästhetik. Lpz. 1867. S. 29 ff.).

Wie von ungefähr mischt sich der Gedanke der Unsterblichkeit bei Schiller immer wieder in die Fülle seiner dichterischen Vorstellungen. (s. z. B. ‚Sehnsucht' Werke I 205—6. ‚an die Freude' I 79 ‚Glocke' I 335, die ganze ‚Klage der Ceres', ‚Thekla eine Geisterstimme', ‚Maria Stuart' V. 168. 172. 183. der Schluss der ‚Jungfrau von Orléans': „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude").

Frei über die Welt, von ihren Geschenken beseligt, schwebt die Dichtung Goethes empor und erschaut in blauer Ätherwelle ihre Freuden und Schmerzen reiner wieder, auch ihre Leidenschaften zumeist besänftigend. Dagegen schwingt sich Schiller nicht vom Staube hinauf, sondern wie Prometheus trägt er den himmlischen Feuerbrand zur Erde nieder, welcher er ihn als Leuchte zu den edelsten Waffengängen voranhebt. An dieser Flamme erglühen und läutern sich zugleich alle Leidenschaften seiner Dichtung.

Natur! Das war es, was Lessing für die deutsche Dichtkunst gefordert und ersehnt, selbst erarbeitet hatte aus voller Seele. Auch Schiller begehrt Natur, aber er will ihr Leben an den Strahlen seiner Himmelsfackel erwecken und so bleibt er, obwohl er sich mitten in den stürmischen Drang des Lebens hineinstellt, der unentweihte göttliche Bote, als welchen er in seinen Gesängen den Dichter so oft gefeiert hat. (‚Macht des Gesanges', ‚Teilung der Erde', ‚Vier Weltalter', ‚Graf von Habsburg', ‚Dithyrambe', ‚Kraniche des Ibykus', ‚Pegasus im Joche').

Sein letzter prosaischer Aufsatz enthält in kurzem sein poetisches Glaubensbekenntnis:

„Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloss der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen

Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein, als alle Wirklichkeit und realer, als alle Erfahrung. Es ergiebt sich daraus von selbst, dass der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, dass sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muss, wenn es als ein Ganzes Idealität haben und mit der Natur übereinstimmen soll".

Erst mit einer solchen Anschauung, wie sie hier Schiller ausspricht, ist der Kunst eine wahrhaft hohe Stufe angewiesen und für sie die Gefahr eines rohen Naturalismus abgewandt, welche bei Lessings Bevorzugung alles Natürlichen, wenn auch gegen dessen eigne in der ‚Dramaturgie' deutlichst kundgethane Verwahrung, immerhin nahe lag. Es wäre eben nur zu wünschen, dass immer Dichter wie Beurteiler nach jenem klaren von Schiller dargereichten Maassstabe dichten und richten wollten!

Und wo findet sich die angeführte Stelle? Es ist kein Zufall, dass sie in der Einleitung der ‚Braut von Messina' steht; denn dieses Stück ist unter sämtlichen Schillerschen Dramen dasjenige, welches die Forderungen des Dichters, wie ich in den folgenden Aufsätzen darzulegen hoffe, am glänzendsten bethätigt.

Gleich sei es gesagt, dass dieses ganze Stück einer Meinung, welche Lessing einmal in der ‚Dramaturgie' ausspricht, zuwiderläuft. Im 14. Stücke der ‚Dramaturgie' sagt er nämlich, dass die Namen von Fürsten und Helden einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung nichts beitragen, dass das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsern am nächsten kommen, natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringe. „Wenn wir mit Königen", heisst es da, „Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfter ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen die ganzen Völker darin verwickelt werden, unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsre Empfindungen".

Da die Hauptpersonen unseres Stückes sämtlich Glieder eines Fürstenhauses sind, so würde nach Lessing das die Rührung beeinträchtigen, welche nach ihm eher von den uns gleichstehenden Personen eines Dramas hervorgebracht wird. Seine Sätze sind nicht ohne grosse Übertreibung und geben ein Beispiel davon, wie zugleich mit der Einfalt der Natur, welche er verlangte, unsere Litteratur einer flachen Natürlichkeit und Gewöhnlichkeit hätte verfallen können. Gewiss hat das bürgerliche Trauerspiel, welches er begünstigte, den natürlichen Sinn für wahre Poesie, das poetische Empfinden ungemein belebt. Neben demselben behauptet aber das grosse geschichtliche Drama sein unbestreitbares Recht. Dessen Gesichtskreis ist der weitere und dessen Wirkung soll die grossartigere sein. Ist es denn wirklich nur „Pomp und Majestät", was das Auftreten von Helden und Fürsten bewirkt?

Das Schicksal derer, welches mit dem vieler tausend verkettet ist, auf das alle Augen bangend und hoffend sich richten, um welches das ganze menschliche Leben in den mannigfaltigsten Äusserungen, die ersten und besten Männer eines Volkes in Rat und That sich bewegen, dieses Schicksal hat, meine ich, eine erschütternde Kraft, an welche, schlechthin betrachtet, das Leiden eines gewöhnlichen Sterblichen nicht hinanreicht. Fühlen wir mit den Königen, die in Shakspeares englischen Historien auftreten, kein anderes Mitleid, als mit gewöhnlichen Menschen?

Schiller trachtete darnach „das grosse gigantische Schicksal“ vorzuführen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Ihm waren die hausbackenen Gestalten, wie sie mit Iffland und Kotzebue auf der Bühne Mode wurden, unerträglich; er suchte seine Bahn in stolzerer Höhe nach dem eignen Dichterworte:

„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide schreiten auf der Menschheit Höhen“.

---

2) Die allgemeine Schätzung der ‚Braut von Messina‘. Die auffälligsten Vorzüge des Stückes und seine Formschönheit. Eine Betrachtung über Inhalt und Form.

Gemäss dem eben gethanen Spruche über die ‚Braut von Messina‘ ist es zu hoffen, dass eine gründliche Betrachtung des Werkes uns zugleich in die Tiefe des Schillerschen Genius einführen werde.

Die Beurteilungen der ‚Braut von Messina‘ gehen mehr, als die eines anderen Schillerschen Stückes auseinander. Nachdem Wilhelm von Humboldt neben einigen Ausstellungen der einfachen und grossartigen Behandlung wegen die ‚Braut‘ über alle bisherigen Dramen Schillers gesetzt hatte, ist sie von A. W. Schlegel und der romantischen Schule unbarmherzig angegriffen worden. Nachher haben Hoffmeister und namentlich Palleske zum Verständnisse manches Wertvolle beigetragen, auch Drenckmann in einem Schulprogramme (Schicksal und Schuld in Schillers ‚Braut von Messina‘ Königsberg i. d. N. 1868) und Werner Hahn in seiner ‚Literaturgeschichte‘, welche bei aller Kürze oft selbständige und feinsinnige Urteile bietet*). Im allgemeinen hat die Kritik diese Schillersche Dichtung in auffallender Weise vernachlässigt und auch Litterarhistorikern, welche sich um die Würdigung Schillers ein Verdienst erworben haben und nicht gleich der Mehrzahl sich in der Herabsetzung unseres grossen Dichters gefallen, ist der wegwerfende Ton der Romantiker über dieses Werk massgebend gewesen. Es sind, wie mir scheint, Beziehungen übersehen worden, welche für die richtige Auffassung der Handlung und der Charaktere hauptsächlich sind, und es drängte mich daher, gerade dies Stück in allen seinen Triebfedern,

---

*) Inzwischen ist Wilhelm Scherers geistvolle Litteraturgeschichte erschienen, in der die .Br v. M.‘ als das höchste Werk reiner Kunst bezeichnet wird, das Schiller geschaffen. Diese Anerkennung ist hocherfreulich, wiewohl bei einem Dichter, der so viel des Grossen geschaffen, die Rangordnung seiner Werke uns einigermassen widersteht. Auch über die Einzelheiten des Stückes giebt Scherer treffliche Bemerkungen.

wie sie mir deutlich geworden sind, den Blicken klar zu legen und ein altes Unrecht zu sühnen.

Von keinem ist die Sprachgewalt der Dichtung, welche in wenigen deutschen Werken ihres Gleichen hat, angefochten worden. Die hohe Formschönheit im Gespräche und Chore bestreiten hiesse auch in der That nichts andres, als das Sonnenlicht leugnen. In keinem seiner späteren Dramen hat, was nicht so anerkannt wurde, Schiller auch eine so gewaltige Leidenschaft erdichtet, wie sie uns Isabella vor der Leiche Manuels zeigt.

Dies führt mich zu dem, was mir als das hauptsächliche Ziel meiner Betrachtungen vorschwebt. Ich will darlegen, dass die Hoheit und Kraft der Form in dem Stücke mit der Hoheit und Kraft des Inhaltes innig verwoben sei. Die Form ist kein äusserlicher Prunk, sondern, wo sie jemals in einem Kunstwerke etwas taugt, hat sie Wert durch bedeutsamen Ausdruck ihres Inhaltes. In der ‚Braut von Messina‘ ist die Form gross durch die Vereinigung von Kraft und Adel und zwar nicht an dieser oder jener Stelle, sondern so ist die Gesamtform des Werkes beschaffen. Eben dasselbe Lob nehme ich nun auch für den Inhalt der ‚Br. v. M.‘ in Anspruch.

Es will mir immer als bedeutender Mangel erscheinen, dass in unsern Handbüchern der Poetik nicht gründlich von dem Verhältnisse zwischen Inhalt und Form die Rede ist. Damit müsste sogar jede Poetik beginnen. Der Gegenstand führt, in seiner Tiefe erfasst, zu der hochwichtigen Frage über die Entstehung der Sprache. In ihr ist die menschliche Phantasie zur frühesten Kunstbildung wirksam und mich hat es oft gewundert, dass Schiller in seinen ‚Künstlern‘, diesem wundervollen Lehrgedichte, nicht von der Entstehung der Sprache seinen Ausgang genommen hat. Was als Idee und Inhalt grosse Kunstwerke ins Leben ruft, keimt hier zuerst als Gedanke in der kurzen Gestalt des Wortes. An dieser Stelle weitläuftig über die Entstehung der Sprache zu handeln, verbietet die Fülle des Stoffes. Nur mit einigen Bemerkungen sei das berührt, was uns hier vornehmlich angeht. Nicht der Verstand konnte mit seinen Kräften allein zur Sprache gelangen, noch vermochte sie eine beschauliche Phantasie allein wachzurufen. Es bedurfte der mächtigsten Erschütterung, alle Kräfte des Menschen mussten in Bewegung kommen, um die sinnende Phantasie zu gebären, welche im Klange des Wortes die kenntlichen Abbilder der lebendigen Sinnenwelt erschuf. Nach den neuesten Ergebnissen der Sprachforschung, die zuerst von Ludwig Noiré aufgestellt wurden, sind Zeitwörter die ältesten Sprachwurzeln und damit gelangen wir zu der durchaus einleuchtenden Vorstellung, dass das aufrecht wandelnde und handbegabte Geschöpf im Thun und Handeln seine Phantasie zum ersten Worte erweckt habe. Mit ihm entstand die Erkenntnis, dass ein Gedanke in jedem Dinge seine Verkörperung gefunden, welchem das eben gestaltete Wort gleichfalls Ausdruck zu geben bestimmt war. Alle Segnungen, durch welche der Mensch sein Innres herauskehrte, zu Verkehr, Wissenschaft und Kunst gelangte, waren ihm damit gewonnen, dass er den Gegensatz zwischen Inhalt und Form sich aneignete. So

bewährt am frühesten die Entstehung der Sprache das Herdersche Wort, dass Poesie des Menschen Muttersprache sei.

Sobald wir nicht nur den äusseren Schall eines Wortes berücksichtigen, sondern es zur Bezeichnung eines Begriffes anwenden, ist es von diesem unzertrennlich. Der Begriff ist dann auch ohne sein Zeichen vorhanden, die Form desselben nicht ohne den Begriff, sondern sie ist nur dieser Begriff in einer fasslichen Gestalt.

Schliessen sich ferner Begriffe zum ausführlichen Gedanken, Wörter zum Satze zusammen, so geht der Inhalt der Form vorher und ist ohne sie vorhanden; der Satz aber, der zum Ausdrucke dieses Inhaltes dient, ist nicht von ihm zu scheiden und ist nur der gestaltgewordene Inhalt.

Darnach ist deutlich, dass der einer Dichtung vorschwebende Inhalt trefflich sein kann, während die Form mangelhaft ist, obschon seine dichterische Geltung der Inhalt einzig durch die Form erhält.

Was aber ist die Form ohne Inhalt? Das ist ein Schall, ein Rauch, ein Nichts! Solche leere Form ist viel leerer, als der Mühle Geklapper und der Räder Geroll, in welchem wir noch fröhlichen Fleiss und regen Fortschritt als Inhalt empfinden, und der einzige Zweck, den sie hat, ist ihre Lüge. Schade nur, dass dieser Lüge so oftmals geglaubt wird; denn man kann nicht selten heute und sogar in gedruckten Beurteilungen die Anschauung finden, dass mit einem schwächlichen Inhalte eine schöne Form verträglich sei. Man hat sich gewöhnt, mit dieser Bezeichnung besonders den äusserlichen Wohlklang zu verstehen, welcher, wie beachtenswert er sei, der unwesentlichste Teil einer schönen Form ist im Vergleiche zu ihren übrigen Erfordernissen. Den ausgemachten Unsinn, wie er ja des Scherzes halber zuweilen in wohlklingende Reime gebracht ist, als schöne Form auszugeben, würde jeder Bedenken tragen und so widerlegt man sich selbst am besten.

Je reicher und lebendiger der Inhalt, eine desto würdigere Aufgabe fällt der Form zu, welche darin besteht, jenen in der Wahl und Stellung der Worte, der Rhythmen und Reime treffend zu versinnlichen und auch in Bezug auf Klang und Wohllaut endlich den erstrebten Ausdruck ihm zu verleihen, so dass schliesslich gesagt werden darf:

Eine schöne Form der Dichtung ist eine solche, welche ihren Inhalt am ausdrucksvollsten wiedergiebt.

Diese ganze Erörterung schien mir, da ich von der ‚Br. v. M.‘ zu handeln habe, besonders am Platze zu sein, damit man aufhöre, fortwährend von der vollendeten Form zu reden, obgleich man mit dem Stücke so umgeht, dass statt eines Prachtbaues nichts als Schutt übrig bleibt. Will man bloss die Schönheit der einzelnen Verse und Stellen hervorheben, so ist davon die schöne Form der ganzen Dichtung noch weit verschieden und doch pflegt von solcher die Rede zu sein.

Das Werk gehört bekanntlich (1802—3) der letzten Periode der Schillerschen Kunst an, deren Grundanschauungen er in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ verkündet hatte. (1795).

Er that dem künstlerischen Standpunkte Goethes Genüge und hob hier zuerst die ästhetischen Forderungen, welche er früher unter und neben die sittlichen gestellt hatte, über dieselben, indem er den Glauben hegte, dass das Ästhetische das Sittliche einschliessen müsse *).

Daher kommt es, dass Schiller von da an in Schriften und Briefen an Freunde ausnehmend den Wert der Form betont. Glaube man aber ja nicht, dass der grosse Dichter damit die äusserliche Auffassung verbunden habe, wie sie der grossen Menge geläufig ist.

Das Gegenteil beweist zum Überflusse seine Anwendung des Wortes ‚Form'. Es ist nämlich für den letzten Abschnitt der Kunst Schillers auch dies eigentümlich, dass er das Ganze seiner Dramen, welchen er in der früheren Zeit bloss eine hohe sittliche Idee der Freiheit eingeflösst hatte, an die Einwirkungen einer höheren Welt kettete. Dieses Schicksal, das über dem Menschen schwebt, vertritt im ‚Wallenstein' der Sternenglauben, in der ‚Maria Stuart' die katholische Religion, in der ‚Jungfrau von Orléans' ebendieselbe nebst den begleitenden Wundern, in der ‚Braut von Messina' endlich erscheint es nach dem Vorbilde der altgriechischen Tragödie. Auch diese Zuthaten seiner Kunst begreift Schiller mit dem Worte ‚Form' und doch ist es klar, einen wie wesentlichen Teil sie vom Inhalte, der Idee eines Stückes bilden

Als die ‚Br. v. M.' zum ersten Male in Weimar auf die Bühne kam, war ihr Erfolg grossartig, und bekundete sich in einer lauten Feier für den Dichter. Schiller selbst versicherte, dass er zuerst den reinen Eindruck einer Tragödie bei dieser Aufführung erhalten habe, und Goethe freute sich mit ihm an dem Werke, aus welchem er dann auch sämtliche Beispiele zu seinen Regeln für Schauspieler entlehnt hat.

Jene Einführung des antiken Schicksals aber ist es gewesen, was der ‚Br. v. M.' eine Reihe heftiger Anschuldigungen zuzog. Prüfen wir das Recht derselben! Sehen wir zu, ob die Form des Werkes, wie sein Inhalt, wahrhaft schön sei, und sich an ihm das Wort seines Schöpfers wirklich erfülle:

Nichts Schönres finde ich, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

---

3) Die Schicksalstragödie bei den Alten und ihre Behandlung durch Schiller.

Die Anregung zum Stücke, das Schiller bereits seit mehreren Jahren im Plane hatte, haben in beschränktem Masse zwei Dramen von Klinger und Leisewitz (‚die Zwillinge', ‚Julius von Tarent') geliehen, in viel stärkerem die altgriechische Tragödie. Der Bruderhass und Brudermord des Eteokles und Polyneikes in den ‚Phönizierinnen' des Euripides, von denen uns Schiller die Anfangsscenen in wundervoller Übertragung hinterlassen, hatten für den Stoff wichtigen Einfluss. Vor diesem Werke hatte er früher schon die ‚Iphigenie in Aulis' in deutscher Rede wiedererschaffen. Am mächtigsten aber hat auf die Weise der

*) S. Kuno Fischer ‚Schiller als Philosoph'. Leipzig 1868. S. 78 ff.

Behandlung der König Ödipus des Sophokles eingewirkt. Seine ganze Einbildungskraft hatte das Dämonische dieser Dichtung gefangen genommen, in welchem die gesamte überaus spannende Handlung nur die allmähliche Aufhellung der unseligen Thaten enthält, welche weit vor Beginn des Stückes liegen*).

Die nächste Aufmunterung zum Beginne der ‚Br. v. M‘. gab die Beschäftigung mit den mächtigen Schöpfungen des Äschylus. Es zeigt der Stil jenes Stückes durchaus, dass dem Dichter im Allgemeinen das Muster der altgriechischen Tragödie vorschwebte.

Es behandelt diese die Schicksale berühmter Fürstengeschlechter und ihr darin ausschliesslicher Brauch wäre gleichfalls einem oben angeführten Urteile Lessings entgegenzuhalten. Sie will uns zumeist belehren, wie die Überfülle des Reichtums und der Macht den Frevelsinn der Menschen und den „Neid der Götter“ wachrufe, welche dann das Verderben heraufbeschwören. Der menschliche Übermut erscheint ebenso beinahe als notwendige Folge des Schicksals, wie die Vergeltung wiederum ihm selbst vom Schicksale gesandt wird.

Das griechische Drama ist wie das germanische ein Charakterdrama und nicht aussergewöhnliche Vorfälle, sondern verschiedenartige Gemütsanlagen und Gemütsverfassungen sind sein eigentlicher Gegenstand, aus dem sich allerdings eine festgeschlossene, einheitliche Handlung, das Haupterfordernis jedes Dramas, entwickeln soll. Der Dichter kann dabei seine Charaktere im engeren Anschlusse an die Erfahrungen der Wirklichkeit, die Sitten und Bräuche ihrer Zeit und Umgebung entwerfen, — wie dies zumal bei den Germanen vielfach der Fall ist — oder er darf die Charaktere von den besonderen Zufälligkeiten mehr zum Ideellen erheben, wie die griechische Tragödie und zum grossen Teile Schiller geschaffen hat.

In der griechischen Tragödie war dieses Verfahren übrigens gewissermassen vorgeschrieben. Ihr war eine strenge Stilisierung natürlich, weil der Mensch in ihr noch nicht zu einer weiteren, freieren Entfesselung seiner Willenskräfte gelangt ist und im allgemeinen das dramatische Leben, wie dies Freytag gewiss mit vollkommenem Rechte behauptet, noch gebunden ist. Es fehlt an starken innerlichen Kämpfen und Erlebnissen, breite lyrische Ergüsse herrschen vor, der Mensch wird mehr leidend, als handelnd aufgefasst und sein Leiden oder Handeln ist zumeist enge verkettet mit seiner fürstlichen Geburt und seinem ganzen Geschlechte.

Werfen wir nur einen Blick auf das Stück, das Schiller so mächtig erweckte, den König Ödipus. Dass der Herrscher hier trotz seinen Tugenden eine „grosse Schuld“, wie sie Aristoteles für den Helden der Tragödie verlangt, auf sich geladen hat, gebe ich meinerseits entschieden zu, wenn es auch von anderen bestritten wird. Im Selbstgefühle seiner Thaten hat er leichtfertig den Mord des Laios vergessen; er überhebt sich dem Seher gegenüber. Schon längst und bestimmt mit Grund ist aber hervorgehoben worden, dass zu der grässlichen

*) Vgl. Briefwechsel mit Goethe III, 289 ff.

Strafe des Ödipus sein Vergehen im allergrössten Missverhältnisse steht. Dem griechischen Tragiker kam es offenbar nur darauf an, zu verlebendigen, wie die Sicherheit des Menschen, welcher auf die eigene Kraft zu sehr baut, die stärkere göttliche Macht auf das Schrecklichste zu fühlen hat.

Diesen Sinn können wir in der Tragödie grossartig herausgebildet finden, auch wenn wir zugeben müssen, dass er unserem Gefühle fremd sei. Das neuere Drama hat die freie Selbstbestimmung des Menschen, das unergründlichste aller Rätsel, an dessen Auflösung wir in gewissem Sinne zu glauben gezwungen sind, obschon uns jede Auflösung fehlt, nach den Vorstellungen des Christentumes reich ausgebildet. So unternimmt es die Kunst, ahnungsvoll die Tiefen anzudeuten, aus welchen alle menschlichen Triebe und Leidenschaften, Thaten und Leiden hervorquellen; ihren tiefsten Grund zu verstehen ist ihr versagt. Der Fortschritt der Kunst ist gross und bedeutet zugleich einen bedeutenden Fortschritt der Menschheit. In Bezug auf ihn ist sogar bemerkt worden, dass sich die Unterscheidung zwischen freiwilligem und unfreiwilligem Verschulden bei Sophokles erst in einer kargen Spur entdecken lasse *).

Obwohl der Fortschritt gross ist, die Verhängnisse des Menschen aus den Regungen seines Selbst herzuleiten, so bleibt die Frage nach dem Ursprunge dieser Regungen unbeantwortet. Darum sehe man die Wichtigkeit anderer Wege gleichfalls ein, welche hierfür eine gewisse Aufklärung darbieten. Man gebe zu, dass es auch gross sei, die menschlichen Geschicke im Zusammenhange mit einem Höheren, mit dem Weltgefüge zu erkennen, das einzelne Leid nur als ein Glied in der Kette der Schickungen zu betrachten. Dieser Sinn liegt, wie Palleske richtig ausführt, der alten Sckicksalstragödie zu Grunde und ebendenselben hat das geschichtliche Drama. Dessen hohe Aufgabe ist es, den Geist einer Zeit zu erfassen und aus ihren verschiedenen Richtungen die verschiedenen Bestrebungen aller Personen und ihre Schicksale zu erklären, wie dies mehr oder minder wahrhaft, aber immer mit der Wahrheit seelenvoller Poesie z. B. im ‚Julius Cäsar' oder ‚Wallenstein', mit eindringendem Blicke in den wirklichen Zeitgeist neuerdings grossartig in Freytags ‚Fabiern', einem nur in seiner Form etwas spröden Werke, gelungen ist. Die Schranke solcher Behandlung bildet wieder der enge Raum einer Zeit, über welchen unsere Phantasie nicht hinausdringt.

Dass das geschichtliche Drama den Richtungen der Gegenwart näher liegt, als die Schicksalstragödie, ist gewiss; dass die letztere deshalb schlechthin zu untersagen sei, wäre eine falsche, voreilige Folgerung. Komme man doch von vornherein dem Poeten entgegen in allem, was er beschert, wolle man geniessen und sich erbauen und nicht eher verwerfen, bis man mit berechtigten Gründen verwerfen muss. Alle Gabe der Kunst kommt frei herab und wir sollen unser Selbst erweitern, indem wir ihren Reichtum zu verstehen trachten;

*) Darüber handelt Drenckmann a. a. O. und Lübker ‚die Sophokleische Ethik'.

wenn wir sie bannen und einengen wollen, so sind wir ihrer unwürdig. Der glaube doch ja nicht sich als grossen Kritiker zu erweisen, der etwas klüger zu sein die Miene macht, als Goethe oder Schiller; der vielmehr ist es, welcher die hehren poetischen Gebilde, welche er selbst nicht erschaffen konnte, dadurch seinerseits noch zur Geltung bringt, dass er hilft, ihr tieferes Verständniss zu begründen. „Der hat keinen Geschmack, der einen einseitigen Geschmack hat“. Dieses Wort Lessings ist wahr mindestens in Bezug auf den Geschmack, welcher dem Kunstrichter eignen soll; denn jeder Einseitigkeit gebricht das Merkmal eines freien Geistes. Es ist bei uns gerade genug gemäkelt und mit wohlfeiler Scheinweisheit in den Staub gezogen worden, so dass es uns ein Wunder bedünkt, die besten Werke unsrer Poesie dem Volke nicht noch viel mehr verleidet zu sehen, als das bedauerlicher Weise schon der Fall ist.

Die Einführung der alten Schicksalstragödie bei uns kann an sich ein Fehler nicht sein; aber nur einem Meister durfte sie gelingen. Denn der besitzt genug eigene Kraft, um nicht in sklavische Nachahmung zu verfallen. Nur ein selbständiger Geist wird die Gestaltungsweisen einer vergangenen Welt, wo sie dem Ausdrucke seines Denkens förderlich scheinen, mit Glück erneuern, nur er ihr unsterbliches Leben lebendig weiter pflanzen. Ist daher die Anlehnung Schillers an die griechische Tragödie offenbar, so sind seine Abweichungen von derselben nicht minder deutlich.

Hätte man das immer eingesehen, wie viel sinnloser Tadel wäre uns erspart geblieben! Ja, was hat sich nicht die Mäkelei an diesem Werke zugute gethan! Man rügte die Vermischung der Religionen und übersah dabei ganz die Absichten des Dichters. Man behauptete, dass dem Stücke jede Charakteristik mangele, dass sich alles äusserlich entwickele, ja dass die Personen sämtlich unschuldig seien oder doch die Unschuldigen mit den Schuldigen auf das Grausamste litten. Gerade dieses Stück schliesst aber mit den berühmten Worten, welche das Grundwesen aller Trauerspiele überhaupt kurz und sinnvoll darlegen:

> Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
> Der Übel grösstes aber ist die Schuld.

Und der Titel ‚die feindlichen Brüder‘! Der allein hätte doch auch die Blinden sehen lassen müssen, dass diese beiden Brüder, welche „sich in wütendem Hasse selbst verzehren“, sich einer seltsamen Unschuld erfreuen. Freilich ist der Mutterschoss verflucht worden, „den Hass und den Streit zu gebären“ und der eigentümliche Geist, der dem Stücke als einer Schicksalstragödie innewohnt, muss erkannt werden. Über den Grundgedanken, der ihm vorschwebte, hatte Schiller sich gegen Böttiger geäussert. Es war „die Beobachtung, dass ein Volk, ein Geschlecht physisch und moralisch immer mehr ausartet, aber in dieser Ausartung auch schon den unvermeidlichen Fluch seiner Vorfahren trägt und endlich, wenn das Mass ganz voll ist, ohne Rettung untergeht“; Schiller bemerkte ferner, es sei hier eine wunderbare Wechselwirkung; denn so wie es geschehe, dass selbst ausgeartete Kinder noch des Segens ihrer frommen und gerechten Vorfahren teil-

haftig würden, so könnten Schuld und Ruchlosigkeit der Väter auch noch ein verderbendes Erbtheil für eine dem Anscheine nach schuldlosere Nachkommenschaft werden. Diese letzte Äusserung Schillers ist zumal für unser Stück festzuhalten; nur möchte ich beifügen, dass Böttiger sie nicht ganz richtig überliefert haben kann; denn, wenn vorhin von den Ausgearteten die Rede ist, die noch der Segen der Väter beglückt, so ist klar, dass hier von Edleren gehandelt wird, welche die Schuld der Väter herabzieht, und das Edle nicht nur gänzlich im Anscheine zu suchen ist. Aus dem Weiteren, was Schiller hinzusetzte, wird aber ersichtlich, dass er auch in diesem Falle die Schuld der Väter nicht etwa nur als etwas Äusserliches fasste bei den Kindern; sondern er suchte sie „im Blute“ und unterschied das Vererbte von dem, was „frühe Angewöhnung, Erziehung, Beispiele dem Stämmchen noch überdiess einimpfen“ *).

In solcher Weise sollte die Handlung seiner Schicksalstragödie den Zusammenhang mit einem grösseren Verhängnisse abbilden. Nicht aber konnte und wollte der Dichter von der freieren Selbstbestimmung, wie sie der Anschauung einer neuen Zeit allgemein geworden ist, abgehen. Überall entspringt das Handeln der Personen aus ihren Charakteren, zu deren Darstellung ich jetzt schreiten werde.

An Goethe schrieb Schiller am 4. April 1797: „Es ist mir aufgefallen, dass die Charaktere des griechischen Trauerspieles mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakspeare und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im ‚Ajax‘ und in ‚Philoktet‘ offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im ‚Ödipus‘ und in der ‚Antigone‘ bloss die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponieren sich geschwinder und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloss logischen Wesen ebenso entgegengesetzt sind, als blossen Individuen“. Ich hatte schon erwähnt, dass das nämliche Verfahren auch zumeist Schiller im Drama eingeschlagen hat. Wahrscheinlich also auch in der ‚Braut von Messina‘? So meinen viele Beurteiler; ich selbst will nicht voreilig sein und bitte nur, die Äusserung Schillers im Gedächtnisse zu bewahren, bis unsere Darlegung der Charaktere beendet ist und ein umfassendes Urteil gestattet.

Die Handlung der ‚Br. v. M.‘ darf ich, so weit sie jedem verständlich geworden ist, als bekannt voraussetzen und, so weit ich zur Auffassung der Handlung Beiträge zu liefern habe, soll das zugleich mit der Ausführung der Charaktere geschehen. Ich will dabei nicht unterlassen heraus zu sagen, dass ich sehr gut das Misstrauen kenne, mit welchem mein Vorhaben von einem gewissen Kreise unserer jetzigen Tageskritiker von vornherein begleitet wird. Man hört es ja so oft, dass es nur müssige Haarspalterei sein könne, welche an unseren klassischen Dichtwerken noch Beobachtungen vorzunehmen habe. Wenn

*) Böttiger im Taschenbuche Minerva 1814.

aber die geistige Fülle jener Werke wahrhaft unerschöpflich ist, an wem liegt es da, wenn der Stoff zur Betrachtung gebricht? Sollte dann vielleicht die Armseligkeit jener Kritiker die Schuld tragen? Ja, ich gestehe offen, mir scheinen alle wahren Dichtungen zu Erörterungen unendliche Ausbeute zu gewähren und es ist gewiss richtig, dass auch unsere altbekannten Meisterwerke immer wieder einmal eingehender Betrachtung unterzogen werden. Jene Kritiker, welche darüber spotten, würden ihren Beruf besser erfüllen, wenn sie bei gelegentlichen Theateraufführungen über jene Werke zur Belehrung der Menge ein passendes Wort zu sagen verstünden, an deren Platz ihre Armut einige belustigende Witze über die schlechte Aufführung setzt. Wenn solchen Gegnern meine Untersuchungen nicht gefallen, so ist es mir just am meisten recht und trotz ihnen — wage ich sie!

---

4) Die Gewaltherrschaft der Normannen in Sizilien. Die Religionen. Der Vater der feindlichen Brüder.

Auf den alten Boden Siziliens versetzt uns der Dichter, den „die Sonne mit immerfreundlicher Helle ansieht“, „wo die goldene Ceres lacht“, wo mit der Saat der Fluren auch das Leben des Menschen voller gedeiht, wo die Völker, welche um die Beherrschung der Welt gerungen, sich freudig ausgeruht und Spuren ihres Geistes in heiteren Gebilden der Kunst hinterlassen haben. Als Zeit des Stückes dachte sich Schiller das zwölfte Jahrhundert. Höchst sinnreich war der Einfall, dass der Dichter in dieser Handlung aufwallender, ungeläuterter Leidenschaften wie in einem Chaos die Spuren der drei weltbesitzenden Religionen gemischt hat, den sinnenfrohen Götterreigen der Alten, die ernste Strenge, das milde Hoffen des Christentumes und den finstern maurischen Sternenglauben, welcher zwar dem Muhamedanismus nicht mehr angehört, aber mit ihm zugleich sich verbreitet hatte. Sinnreicher noch wird das durch die bedeutsame Anwendung*), welche jeder dieser Religionen an der rechten Stelle zuerteilt worden ist, wie wir in der Folge beobachten werden. Die Romantiker hatten ganz besonders für die Dichtkunst eine Verflechtung der Religionen gefordert, um so einen möglichst grossen Reichtum von Phantasie auch in Bezug auf das Höchste zu entfalten. Als Schiller aber ihre Forderung viel sinnvoller, als sie es geahnt hatten, verwirklichte, den geeigneten Boden fand, auf welchem jede einzelne Religion mit eigenem natürlichen Leben neben der andern bestehen konnte, da — tadelten sie ihn, weil er das Unverträgliche vereine. „Unter der Hülle der Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen“. So Schiller in der Vorrede. Welcher Verständige möchte diese Wahrheit bezweifeln? Welcher Christ kann den göttlichen Geist, mit dem auch andere Reli-

*) Der einzige Beurteiler, welchem Schillers Absichten in der Anwendung der Religionen klar wurden, scheint Werner Hahn gewesen zu sein.

gionen dem Menschen ein Sinnbild des Höchsten auszufinden begehrten, leugnen, wenn ihm nicht jeder Sinn für Entwickelung, Mannigfaltigkeit, Geschichte mangelt? Ich hoffe, dass meine folgenden Darlegungen Schiller völlig rechtfertigen werden.

Das Geschlecht, um welches die Handlung des Stückes sich dreht, ist mit keiner dieser Religionen innerlich verwachsen, obschon es äusserlich dem Christentume angehören mag. Normannen sind sie von Ursprung, Kinder des Volkes, das, im unfruchtbaren Norden sitzend, die See zu ihrer zweiten Heimat nahm, um auf ihren veränderlichen Pfaden den Weg zu lockenden Gaben zu finden, dahin, „wo das Eisen wächst in der Berge Schacht“, um durch Raub und Abenteuer sich zu bereichern. So hat sich auch inmitten der sizilischen Fruchtbarkeit das gewaltthätige Geschlecht vor langer Zeit angesiedelt, alles sich unterwerfend.

Dessen vollendetes Abbild ist der Herrscher, welcher eben vor Beginn der dramatischen Handlung verschieden ist. Das ersehen wir aus jedem Worte, das über ihn verlautet. Jedem weicheren Gefühle war er abhold, verschlossen gegen alle Menschen, seine Beredsamkeit war nur die That und deren Sprache die Gewalt. Trotzdem übte die Kraft seines Wesens einen Zauber sogar auf die hochsinnige Gattin aus, wie er nur einer edlen Anlage gelingen konnte. Als er mit jener den Ehebund schloss, hat sein ungezügelter Willen, der kein Hindernis kennt, sich am ungescheutesten offenbart. Heisser Leidenschaft gehorchend, hat er sie, die „des Vaters Wahl war“, sich selber gewonnen und dafür den väterlichen Fluch geerntet, welcher sich in dem tragischen Vorgange des Stückes vollzieht. Denn ihn trifft die Vergeltung des Schicksals am schwersten, obschon er nicht mehr unter den Lebenden wandelt, in dem Untergange seines Hauses, dem traurigsten Lose, das allen Ehrgeiz seines Lebens vernichtet. Seinen Anteil an den Geschicken hat Schiller durch zwei sinnbildliche Vorgänge ausgedrückt: S e i n e Leichenfeier muss es sein, bei welcher Cesar und Beatrice sich zuerst erblicken und jene Leidenschaft des jüngeren Bruders für die Schwester entflammt wird, welche der Untergang des Geschlechtes wird. Mit dämonischer Gewalt hat es Beatrice nach dem Feste der Trauer gegen Manuels Gebot hingelockt. Nachher aber ist die Gruft des Fürsten offen geblieben, bis das Paar seiner Söhne neben ihm die Ruhestätte finden kann, und seine eigne schuldige Hand scheint so die Erben sich nachzuziehen.

Eine wunderbare und gewiss nicht zufällige Ähnlichkeit zeigt dieser Gewaltherrscher mit dem korsischen Imperator, dessen heimischer Volksstamm kaum minder heissblütig und wild war, als der normannische. Auch für Napoleon ward es ein Fluch, dass kein Sohn kräftig herangewachsen seine Erbschaft übernehmen, seine Ziele erneuern konnte. Dichter werden immer leicht, geschehe es auch oft unbewusst, von den Zeitereignissen bewegt. Man vergesse nicht, dass die Entstehung des Dramas in das Jahr 1802 — 3 fällt, da der Korse nach staunenswerten Siegen sein neues Kaisertum anzutreten im Begriff war. Da fragte man sich wohl, wie das sich weiter entwickeln, wie das endigen werde. Einer

Antwort darauf gleicht die ‚Br. v. M.‘ — Th. Vischer hat einmal den wunderbaren Sehergeist gepriesen, der die Stücke Schillers durchwehe. Wir sehen, er fehlt auch dem unsrigen nicht und gleichfalls bewahrheitet sich an ihm das Goethesche Wort, dass sich durch die sämtlichen Dramen Schillers der Gedanke der Freiheit hindurchziehe. Palleske will Goethe mit gewisser Entrüstung gerade mit Berufung auf die ‚Br. v. M‘. widerlegen. Er hat aber, wie ich meine, ganz Unrecht. Nur wittre man keinen engherzigen, kleinen Parteistandpunkt, der unsrem grossen Dichter überall fremd ist. Hohes und Schwaches hat er auf beiden Seiten gleich verteilt und den Fürsten, was ihnen gebührt, so wie dem Volke, was ihm eigentümlich ist, gegeben. Meint man denn, dass in der Tragödie, welche nach dem Sturze der Tyrannen in dem aufblühenden atheniensischen Freistaate erstand, der fort und fort wiederkehrende Fall mächtiger Häuser in den Herzen der Bürger nicht auch ein stolzes freiheitliches Gefühl entzündete? Wo aber war da ein spaltender Parteigeist? Nur Poesie und grosse Poesie war da vorhanden. Unwillkürlich nahmen die athenischen Republikaner ihre Tragödie anders auf, als wir sie heutzutage lesen. Republikanische Gesinnung wird in ihr ebenso wenig ausgesprochen, wie sie dem Werke Schillers überhaupt nur zu Grunde liegt, welches aber den Gedanken der Freiheit gemäss der Unfreiheit, die ihn noch umgab, viel absichtsvoller hervorkehrt. Die Eindringlinge sind von ihm mit der ganzen Urkraft, aber auch mit dem ganzen Übermute erobernder Tyrannen ausgestattet worden und in kurzem wird der Inhalt des Ganzen mit dem Worte getroffen, welches das Volk durch den Mund des Chores spricht:

Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Hier ein hilfloses Volk, das „Sklave geworden in den eigenen Sitzen“, dort Fürsten, deren einziges Ziel die Macht ist.

Aber mit ihr reibt das Geschlecht sich selbst auf. Auch gegen den schrecklichen Hader der Söhne hat der Vater bloss wieder die Macht als Waffe geführt; ihre ruchlose Gesinnung zu ändern, strebte er nicht und verstand er nicht. So entspricht es seiner gewaltsamen Natur, dass er auch die Fügungen des Schicksales, sogar auf das Herzloseste, beugen will. Weil das neugeborne Töchterchen das Leben der Söhne bedrohen soll, so will er sie, wie Laios den kleinen Ödipus aussetzen lässt, den Wellen überantworten. Was ist ihm an dem Mädchen gelegen, wenn nur die Thronerben gerettet werden? Und daher handelt er nach dem Spruche des sternekundigen Arabiers, seines Traumdeuters, „an dem sein Herz mehr hing, als es der Gemahlin gefiel“. Einem finstern Schicksalsglauben ist er ergeben und auch die Sterne droben sollen ihm gefügig Rede stehen über die ewigen Vorherbestimmungen. Und doch ist dieses Ewige ihm dann so wenig unantastbar, dass er wähnt, es auf das Frevelhafteste nach seinem Belieben wandeln zu können. Auch in solchem Aberglauben ist die Ähnlichkeit mit Napoleon unverkennbar.

Wir sind hier zu einem äusserst wichtigen Gesichtspunkte gelangt. Schon Palleske hat treffend hervorgehoben, dass die Menschen der

Schicksalstragödie deshalb, weil Träume und Orakel sich erfüllen, doch keineswegs blind ihr Loos ziehen. Ich sagte schon, dass auch der ‚Ödipus' des Sophokles nicht etwa ohne Anteil an seinem Verhängnisse sei. Eine besondre Schuld laden sie aber dann auf sich, wenn sie mit allerhand Künsten und Streichen frevelhaft und leichtgläubig die Sprüche der Orakel zu umgehen trachten.

Es ist ja wahr, dass sie unter einem unerbittlichen Schicksale stehen, aber das Schicksal ist oft nur darum ihnen so unerbittlich, weil ihre Schändlichkeit bestätigt, dass sie wert sind, von seinem Netze umschlungen zu werden. Dass sie selbst, indem sie es vermeiden wollen, in das Gespinnst sich verstricken, das ist die ungeheure Ironie der Schicksalstragödie und sie äussert sich mit voller Gerechtigkeit an dem Vater der feindlichen Brüder.

Nicht minder wirkungsvoll kann jene aber auch darin liegen, dass zu einem Schicksalsspruche, der günstig schien und günstig gedeutet worden, das Vertrauen grenzenlos wird und eine arge Blindheit gegen alle Vernunft zur Folge hat. Man übersehe diese andere Seite nicht. Palleske hat vergessen, dass gerade dies der Fall Isabellas ist. Auch der ihr gewordene Spruch trifft ein, aber ganz anders, als sie es gedacht.

5) Die Fürstin Isabella.

Ein „gottgeliebter Mann, ein Mönch, bei dem das Herz Rat fand in jeder ird'schen Not" ist es gewesen, der ihr den freudigen Sinn ihres Traumes bestätigte.

Wie sinnig ist es, dass dieses mild gestimmte Weib im Gegensatze zu dem Gemahle ihren Rat und Trost bei der christlichen Kirche findet! Nach der erhaltenen Offenbarung handelt sie dann mit völliger Sorglosigkeit, mit sichrem Zutrauen zu ihrem Glücke, ohne den geringsten Bedacht auf das wirkliche Leben, in dem das Rechte oft so gewissenhaft vom Unrechten gesondert, ein verliehenes Glück oft so behutsam vor Gefahren geschützt werden muss. Strenge Selbstprüfung und allen mühevollen Kampf des Lebens hat sie sich geschenkt. Heimlich hat sie die kleine Tochter durch den treuen Diego dem Mordbefehle des Vaters entzogen und fern von sich aufwachsen lassen, nur einmal flüchtig ihres Anblickes genossen, weil der argwöhnische Fürst „auf allen Schritten ihr die Späher pflanzte".

So ist in die unselige Ehe bereits das gegenseitige unheimliche Misstrauen eingeschlichen. Im Kloster hat sie das Mädchen verborgen. Sie glaubt „dass die Heiligkeit der Stätte allein jeden Schutz und Segen in sich schliesse. Wie weit ab lag auch die Möglichkeit, dass später der nächste Blutsverwandte an den geweihten Mauern die unbekannte Schwester mit glühender Liebe betrachten würde?! Das war freilich kaum vorauszusehen und dennoch muss eben sogar jenes Entlegenste eintreten, um die blinde Sicherheit zu strafen. Es wird Isabellas Fluch, dass alles, was sie angreift, um Gutes zu bewirken, ihren sorglosen

Sinn enttäuscht und in das Gegenteil sich verkehrt. Mehrmals ist ihr und der Ihren Geschick einer glücklichen Lösung so nahe; nur durch sie selbst und ihre weisen Pläne wird sie vereitelt.

Sie wagt es nicht, sofort nach dem Tode des Gatten die Tochter aus ihrer Verborgenheit zu ziehen, weil sie dieselbe nicht „zwischen die wild entblössten Schwerter“ der Söhne stellen mag, deren Hass jetzt ungehindert hervorbrach. Obschon sie der Weisung traut, dass ihr die Tochter die Herzen ihrer Söhne „in heisser Liebesglut vereinen würde“, so ist es verständlich, dass sie das Mädchen nicht aus dem friedlichen Kloster in solchen Unfrieden ihrer Heimat versetzen will und erst selbst versucht, die Söhne milder zu stimmen. Wäre aber jenes Geheimnis zur rechten Zeit gelüftet worden, so hätte sie mindestens die furchtbaren Folgen desselben umgangen. Sie ordnet an, um ebenfalls die Wutausbrüche ihrer Söhne zu hemmen, dass beide zur Leichenfeier des Vaters in unbekannter Kleidung mitten im Volksgedränge sich begeben und doch wäre, da auch Beatrice der Feier beiwohnt, ohne diese Verfügung ein rettender Lichtstrahl in das verhängnisvolle Dunkel gefallen. Denn wusste Beatrice, dass Manuel Messinas Fürst, dass Cesar sein Bruder war, sie hätte jenem Bruder von der Begegnung mit diesem reden müssen und dann hätte auch Manuel Cesar nicht verschweigen dürfen, wer seine Braut sei. Ja, noch viel mehr, ein einziges Wort hätte die Rettung noch gebracht, wenn Isabella es gesprochen hätte. Aber sie spricht es nicht und darf es nicht sprechen. Es wird ihr nämlich, während sie sich dem Rausche unaussprechlichen Mutterglückes überlässt, die Kunde vom Raube ihrer Tochter überbracht. Entgegen den üblen Vorbedeutungen, die dem Gatten geworden, sah sie alles Glück, das mit ihrem Traume zusammenstimmte, schon mit Gewissheit erfüllt und nun fährt der plötzliche Schlag hernieder. Ahnte sie das viel härtere Leid, das sie später erwartet! Schon dieser Fall, in dem noch Rettung möglich ist, nimmt ihr alle Besinnung und mit zerrissenem Herzen klagt sie über den Sturm, der sie dicht vor dem Hafen in die Wellen zurückschleudre. Sie ist auch ohne den geringsten Zweifel darüber, dass ihr Kind, obschon sie dessen Gemütsart nie erforschen konnte, nur mit verwegner Gewalt entfernt sein könne. So stark wieder ist ihr Zutrauen zum Guten und so — blind! Schenkt sie doch vollends dies Zutrauen ihrem eignen Fleisch und Blut! Fürwahr, ob sie wohl in ihrer eignen Brust zu solchem Zutrauen ein Recht trägt? Die Frage soll uns später noch beschäftigen. Die Elternlose hatte sie an dem versteecktesten Orte, der ihr „wie ein verschwiegner Aufenthalt der Seelen“ erschien, so trefflich verwahrt, sie hatte so klüglich gehandelt und daher weiss sie, als Manuel argwöhnisch sie nach dem Platze befragt, der bisher die Schwester behütet habe, diesem in der Verzweiflung über alle ihre vergebliche Vorsicht nichts zu erwidern, als bloss:

„Verborgner nicht war sie im Schoss der Erde!“

Endlich eilt Manuel, dessen Verdacht wieder durch einige Worte Diegos etwas beschwichtigt worden, davon, ohne den Schutzort Beatrices erfahren zu haben. Wäre Isabella also bei einiger Überlegung und

spräche sie nur das Eine aus, das hier geboten ist, so würde zwar die arge Ehe Manuels mit Beatrice immer das harmlose Glück des Hauses unwiderruflich gestört haben, aber der blutige Ausgang wäre abgewandt worden, der allerdings nun schon die einzige reine Erlösung bringt.

Von dem ersten plötzlichen Unglücksfalle an ist die unbefangene Sicherheit Isabellas hinweggenommen, sie misstraut ihren Sternen, sie klagt ihr eignes Thun an, weil das Glück nicht so vollkommen sei, wie sie es gewünscht. Gleichwohl liegt wieder furchtbare Ironie darin, dass sie noch immer gerade auf das ihr Vertrauen setzt, was sie am bittersten betrügen soll. Jetzt muss es ihr einfallen, dass sie früher manchmal doch gebangt habe vor der Wut, zu welcher die Leidenschaft einer jugendlichen Liebe den Hass der Söhne steigern könne, — das sagt sie eben jetzt, da Manuel schon dem Stahle Cesars erlegen ist. Und während die Söhne, wie sie glaubt, „geschäftig forschen auf der Tochter Spur", hat auch sie nach ihrer Aussage „gehandelt", d. h. sie hat sich wieder um ein Orakel bemüht; denn

„wo Menschenkunst
Nicht zureicht, hat der Himmel oft geraten".

Sie hat zu dem ‚Alten des Berges', einem frommen Einsiedler, geschickt, der früher von ihrem Hause manchen Fluch hinwegbetete. Kurzum, was sie eine Handlung nennt, ist nichts anders, als die Begier, ihr müheloses Glück wieder durch ein göttliches Wort verbürgt zu sehen. Und wie grausam spielt das rächende Schicksal mit ihr! Ihr muss sich das Glück noch einmal günstig erweisen, die Tochter wird ihr, obwohl bleich und ohnmächtig, in die Arme gelegt, ihr Herz schlägt wieder in der Erwartung jeder Hoffnung — da naht sich das Entsetzliche, das der Chor mit unmittelbarer Hinwendung an die ihr Glück wie ein Recht begehrende Fürstin voraus ankündigt:

Durch die Strassen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verschont.

und dann:

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

Auch auf die bevorzugte weltliche Stellung Isabellas wird in den Versen angespielt. Hängt doch jenes Verlangen ungemischter Glückseligkeit bei ihr eng mit der fürstlichen Würde zusammen, die sie über die Häupter gewöhnlicher Menschen emporhebt. Denn sie hat den ganzen Stolz, den eine Fürstin empfinden kann. Wie sieht sie herab auf das Volk, das in ihren Augen nur dazu da ist, „Ehrfurcht zu beweisen, wie's dem Unterthanen ziemt“, „seine Pflicht zu thun“, das im übrigen ihr nur gut scheint, um im Zaume gehalten oder von seinen Herrschern beschützt zu werden. Ihr gelten die gemeinen Männer als „rauh und mitleidlos“ und, weil sie einsieht, dass „ein jeder liebt, frei sich selbst zu leben nach dem eigenen Gesetz“ und den richtigen Schluss zieht, dass gewaltsam auferlegte Herrschaft verhasst sein müsse, so folgert sie weiter, dass nur Furcht das herzlos falsche Volk bändigen könne, das sich durch „Schadenfreude an Grösse und Glück der Fürsten räche“. Somit bekennt sie selbst den Eigennutz ihrer Anschauung. Ja, sie will die Zwietracht der Söhne den „wilden Banden“, die ihnen folgen, „den raschen Dienern ihres Zornes“ zur Last legen und Manuel und Cesar wiederholen, auf das Wort der Mutter bauend, mit geringer Selbsterkenntnis dieselbe Anklage:

Die Diener tragen alle Schuld.

Der Chor dagegen spricht anders:

wenn sich die Herren befehden,
Müssen die Diener sich morden und töten.
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

In der That äussert sich der Abstand dieses Fürstenhauses vom Volke am grellsten in Isabella. Gleichwohl würde ihr Stolz nicht richtig verstanden werden, liesse man die eigentümliche Quelle desselben ausser Acht: die Weiblichkeit, die Liebe und Güte der Fürstin.

Ersichtlich haben zur Erdichtung Isabellas Jokasta und auch Niobe Grundzüge dargeboten; aber jene besitzt nicht die Herbheit dieser Gestalten. Schon ihrem Äussern wollte der Dichter eine bezaubernde Anmut beilegen: Beatrice redet von dem „Engelsantlitze ihrer Mutter“ und „die Blume“ ihrer Schönheit soll noch unverblüht sein. Und in ihrer selischen Erscheinung welche gütige und liebevolle, welche einnehmende Gestalt hat Schiller in der Fürstin erschaffen! Es ist wahr, dass sich ihre Liebe und Güte mit allzu grossem Selbstsinne ihrem eignen Hause, ihren Kindern zuwendet — aber mit wie feinem Sinne erfasst sie da ihre eignen Pflichten und die ihrer Kinder, mit welcher Innigkeit weiss sie da zu lieben, das Gewissen ihrer Söhne wachzurufen! Die Mütterlichkeit im allergrössten Verstande ist der wunderbare Schmuck dieser Frau und in diesem Zauber ist sie selbst in allem Glanze menschlich rührend und gewinnend, wie kein anderes Weib, das Schiller abgebildet, gewinnender noch, als Maria Stuart, der gleich innige Gefühlsäusserungen zu gleich fesselnden Personen fehlen. Das ist es auch, was unmittelbar in Isabella entgegentritt, unwiderstehlich nimmt sie die Herzen der Hörer gefangen, jede Schwäche, jede Schuld ihres Charak-

ters verschwindet daneben fast ganz unserm Gemüte und erst der denkende Kopf hat sie sich aufzudecken.

Ist es demnach denn nun irgend verwunderlich, dass zwischen ihrem weiblichen und im schönsten Sinne fürstlich gearteten Gemüte und der Masse des Volkes die Kluft so weit offen steht? Ihre vornehme, über allem Rohen und Gemeinen erhabene Natur wird vom Chore angestaunt:

> Über der Menschen Thun und Verkehren
> Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.

Liebe besteht zwischen diesem Herrscherhause und dem Volke von vornherein nicht und, wo dieses Weib nicht lieben kann, wo Drohung und Kampf die Ordnung erhalten müssen, wo ihre wärmsten Gefühle kein Verständnis treffen können, da beginnt für sie die kalte, die rohe Welt, vor der ihre Seele sich abschliesst.

Aber da, wo sie eine Stätte findet, im Kreise ihrer Kinder, da redet ihre Liebe mit inbrünstiger Stärke und alle hohen und grossen Gedanken strömen ihr zu. Wie wundervoll ist der Auftritt, da die Mutter, zwischen den feindlichen Brüdern stehend, ihren Grimm beschwört und die heiligen Bande der Natur anruft, welche der letzte sichere Anker sei in der schwankenden, treulosen, selbstsüchtigen Welt! Wie gross ist das, wie wahr, wie tief. Noch ist mir diese Stelle in dem ebenso schlichten wie edeln Spiele der ausgezeichneten Schauspielerin Luise Hettstedt lebendig aus einer auch sonst guten Vorführung der ‚Br. v. M‘, welche ich vor zwölf Jahren in Weimar gesehen. Hier greift uns der Dichter mit der furchtbaren Tragik des Stückes machtvoll in's Innere, weil ja ebendasselbe, dessen Redlichkeit uns versichert wird, sich hernach so verräterisch zeigt:

> Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
> Ihn kann das Glück nicht geben. Anerschaffen
> Ist ihm der Freund und gegen eine Welt
> Voll Kriegs und Truges steht er zwiefach da.

Und dann:

> Seid edel und grossherzig, schenkt einander
> Die unabtragbar ungeheure Schuld!
> Der Siege göttlichster ist das Vergeben!

Es ist eine der höchsten Lehren des Christentums, welche Isabella hier aufruft. Wir sagten bereits, dass Schiller mit Absicht dem Christentume ihren Charakter angepasst habe, und werden finden, dass überall im Stücke mit den Charakteren die Religionen zusammenstimmen. Trotzdem ist der christliche Sinn Isabellas keineswegs rein. Zwar bewährt sie noch mitten in allem übertriebenen Vertrauen zum Glücke, das wir vorhin schilderten, immer einen frommen und stillen Geist, da ihr Vertrauen zum Glücke zugleich ein Vertrauen zum Guten ist, und sie will demütig einer höheren Hand die Erfüllung ihrer Wünsche verdanken, ohne sich zu gestehen, dass diese Wünsche fast einer Forderung gleich-

kommen. Auf das Frömmste wendet sie, als sie die Söhne zum ersten Male zugleich umarmen darf, den Blick nach oben und betet:

Blick' nieder, hohe Königin des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieses Herz,
Dass es der Übermut nicht schwellend hebe.

Sie weiss ja auch das überschwengliche Glück so voll zu empfinden! So drängt sie sich ihm, als sie seiner schon habhaft zu sein glaubt, mit Ungestüm entgegen:

Die Mutter zeige sich, die glückliche,
Von allen Weibern, die geboren haben,
Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleiche!

Das sagt sie kurz vor der ersten Trauerbotschaft. Wie sie dieselbe getragen, schilderten wir. Wie aber trägt sie nachher das vollgehäufte Mass ihrer Leiden? Als der Himmel ihr ganzes Hoffen so grausam verhöhnt hat, da versagt ihr Glauben, da ist sie vergeblich fromm gewesen, da thront keine Gottheit mehr da droben, ein wüster Unsinn ist die Natur und alle Orakel lügen.

Warum besuchen wir die heil'gen Häuser
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüt'ge Thoren! was gewinnen wir
Mit unsrem Glauben? u. s. w.

Gewinn also fordert sie jetzt unverhohlen als Zweck der Frömmigkeit. So redet sie, da sie vor den Leichnam Manuels getreten ist; da sie aber gehört, dass er durch das Schwert des Bruders geopfert ist, und erkannt hat, wie die Orakel Gestalt gewonnen und nicht am wenigsten durch ihre Mithilfe, da steigert sich ihr Trotz und im Falle, dass es Götter gebe, lehnt sie sich auf gegen ihre Leitung und fordert noch härtere Schickungen heraus, weil sie für nichts mehr zu zittern habe. Auch die Jungfrau von Orléans spricht einmal von Göttern und der christlichen Religion widerstreitet diese Anrufung höherer Wesen nach meinem Dafürhalten durchaus nicht. Dass aber Isabella gerade in ihrer Verzweiflung von „Göttern" redet, hat wohl besonderen Sinn und sie will die Götter jedes Glaubens verwerfen und alle Vorhersagungen, ob man „an der Hölle Flüssen schöpfe", wie ihr abergläubischer Gatte, oder „am Quell des Lichtes", dem Christentume, wie sie selbst. Aus diesen Ausbrüchen ihres Zornes erhellt wiederum klar, dass das normannische Geschlecht mit keiner der Religionen voll und ganz verwoben war.

Isabellas Leidenschaft aber tobt sich rasch aus; ihre Seele ist zu hoch, als dass sie verwildern und durch das Unglück nicht doch geläutert, zu Reue und Sühne vermocht werden sollte! Den übriggebliebenen Sohn hat sie verflucht. Das muss ihr Gefühl am ersten zur Besinnung bringen und sie nimmt ihre sündigen Gebete zurück, die der Himmel nicht höre. Sie ist zu voller Demut, zu Busse und Pilgerfahrt bereit und, mag ihr Gemüt auch noch durch des zweiten Sohnes Tod

zerrissen werden, es ist zu edel, als dass es zuletzt von seiner Frömmigkeit lassen könnte, auch wenn es nichts mehr zu verlieren hat.

Endlich aber habe ich den wichtigsten Schlüssel zu allem zu geben, was Isabella erleidet. Was ist es nämlich, was sie in der äussersten Steigerung ihres Trotzes dem Himmel entgegenhält? Ihre Unschuld! Man höre:

> Komm, meine Tochter! Hier ist unsres Bleibens
> Nicht mehr — den Rachegeistern überlass' ich
> Dies Haus — ein Frevel führte mich herein,
> Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
> Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
> Und in Verzweiflung räum' ich's — Alles dies
> Erleid' ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben
> Die Orakel und gerettet sind die Götter.

Wir wollen ja glauben, dass sie mit Widerwillen diesen Palast betreten, dass sie ihn mit Furcht bewohnt habe — ob denn aber der Widerwillen, die Furcht nicht so stark hätte sein können, dass er sie überhaupt vor diesem Dache bewahrte? War sie denn so wehrlos gegen den neuen Gatten, den Sohn ihres früheren, dass sie seiner Gewalt sich beugen musste?*) Ja, hier ist eine Hauptfrage zu erledigen: wie gross ist Isabellas Anteil an jener Schuld einer sündhaften Ehe, welche den Keim aller tragischen Verwickelungen in sich birgt? Ist sie so schuldlos, wie sie sich darstellt? Was hört man denn, was sagt sie denn selbst von ihrem Widerspruche, ihrem Widerstande? Ist es denn am blossen Widerwillen genug? Und war dieser Widerwillen so gross? War er ohne Mischung einer sprechenden Neigung? Dann hätten, meine ich, selbst der männlichen Gewalt gegenüber einem Weibe und diesem Weibe vielleicht wirksame Waffen nicht gefehlt. „Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heisst, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt!“ So belehrt uns Emilia Galotti. Die Unschuld selbst ist kein verächtlicher Schutz.

O nein, das ist Isabellas Verhängnis, darum traut sie so vergeblich allem Glücklichen und Guten, weil sie dies Vertrauen vor allem gegen sich selbst mit Übermilde geübt hat und übt. Mit ihrem Widerwillen hat sie ihr Gewissen beruhigt und geschehen lassen, was ihr zu einem Teile abscheulich war, weil es ihr zum grösseren Teile gefiel. Wie vermessen, dass diese Isabella so fest auf die Tugend Beatricens sich verlässt, weil sie ihr Kind sei! Wenn aber die Geängstete beim ersten plötzlichen Unfalle von „dem tückischen Dämon“ redet, „der mit ihrem Glücke spiele“, da glauben wir nun diesen Dämon zu kennen, welcher sich trotz allem nicht überwältigen lässt: es ist das Gewissen der Fürstin!

Ihre Neigung aber für den gewaltigen Herrscher bekundet sich in dem Stücke auf das deutlichste; immer gedenkt sie seiner mit Hin-

*) Nach Schiller, der Isabella „des Vaters Wahl“ nennt, kann es zweifelhaft sein, ob sie dessen Braut oder Gattin gewesen sei. Das Zweite halte ich allein für passend, wenn die „schwarzen Verbrechen“ und „Gräuelthaten ohne Namen“ ihren Sinn haben sollen.

gabe, ja mit Begeisterung. Sie nennt ihn „ihres Lebens Licht und Ruhm" und verständlicher kann sich die Liebe einer Gattin zum Gatten nicht ausdrücken, als in dem Hochgefühle, dass ihre Kinder ihm gleichen, und man höre Isabella reden:

Er selber ist dahin, doch lebt sein Geist
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieses Landes Stolz.

Auch später freut sie sich, dass sie an Manuel Geisteszüge seines Vaters wiedererkennt.

Ausser allen Zweifel aber hat Schiller das schwere Vergehen der Fürstin durch eine eigentümliche und schöne dramatische Kunst gesetzt, welche bisher in den Untersuchungen über die ‚Br. v. M.' keine Beachtung gefunden hat. Wie in dem ‚Ödipus' des Sophokles brütet eine arge Unthat, die vor langem geschehen, über dem Drama. Wenn im ‚Ödipus' niemand jene Unthat weiss, so will sie in der ‚Br. v. M.' niemand der Handelnden wissen und von denen scheint sie vergessen, bis der fürchterliche Schicksalsschlag Isabellen eine Andeutung desselben entlockt. Wir erfahren sie nur vom Chore:

Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen;
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Über das sündige Ehebett aus.
Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

So ist der Chor hier kunstvoll von Schiller als Mittel gebraucht, um den Hörer in Kenntnis über Dinge zu setzen, welche absichtlich die Personen des Dramas nicht berühren.

Und wo erhalten wir die Kenntnis? Erst da, als ein guter Teil des Stückes verstrichen ist und auch der Chor schon mehrmals gesprochen, unmittelbar vorher, ehe uns Beatrice im Garten vorgeführt wird und ihre Begegnung mit Cesar erfolgt. Der Plan des Dichters ist unverkennbar: der längst begangene Frevel soll, obwohl verschwiegen, fortwährend uns lebendig sein, indem sich durch Vererbung die Schuld der Eltern an den Kindern erneuert. Der Auftritt zwischen Beatrice und Cesar folgt deshalb auf die Erzählung der früheren Unthat, weil wir auch hier, obschon in anderer Weise, ein Schwanken Beatrices von dem einen Manne zum anderen gewahr werden. Besteht der Reiz des ‚Ödipus' ganz darin, dass die alten Gräuel durch die Enthüllung lebendig werden, so wachen sie in der ‚Br. v. M.' durch die Wiederholungen des Ähnlichen auf und so vereinigt sich in diesem Stücke die Wirkung des längst Geschehenen mit den vor unsern Augen sich zutragenden neuen Vergehungen und den strebenden Hoffnungen, die mitten im Sturme mit vollen Segeln fahren und sich selbst zerscheitern.

6) Beatrice.

Gehen wir mithin jetzt zur Betrachtung derjenigen Person über, nach welcher Schiller den geläufigsten Namen des Stückes gewählt hat, weil sie, obwohl nicht Trägerin der Handlung, der Glückespreis ist, welchen alle sich ersehnen, und das Verhängnis aller wird. Es ist wohl möglich, dass Schiller ihr, wie dies schon von andern angemerkt worden, nicht ohne Absicht und Ironie den Namen gegeben.

Beatrice, das Fürstenkind, die Tochter des heissblütigen Normannengeschlechtes, hat in der Abgeschiedenheit des Klosters ihre jugendliche Schönheit entfaltet; aber die ursprüngliche Natur hat sich gerächt, sie verleugnet das Blut nicht, das in ihren Adern fliesst, und, wie in allen drei Geschwistern die Gemütsart der Eltern in mannigfachem Wechselspiele sich kreuzt, so ist es ersichtlich, dass Beatrice gute sowohl als auch schlimme Seelentriebe ererbt hat. Sie zeigt den weichen Sinn ihrer Mutter, mit ihm aber eine Strenge, eine Willensstärke, welche ihres Vaters Erbteil ist.

Wie die Mutter ist sie dem Entführer gefolgt; ihre Flucht nur ist durch alle Umstände verzeihlicher. Sie aber geht härter mit sich ins Gericht und klagt sich an, dass sie, „vertrauend eines Schwures leichtem Pfande, alle früheren Bande zerrissen habe“, sie schilt den „rasenden Wahn, der sie bethörte, den Schleier jungfräulicher Zucht zu zerreissen“. Sie bangt nach der „stillen Zelle“ zurück, wo ihr Herz ruhig gewesen wie „die Wiesenquelle, an Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm“. Sie hatte den Mann, dem sie folgte, längst mit naturwüchsiger Leidenschaft geliebt und die Macht ihrer Liebe erstickt wieder ihr Schuldbewusstsein darüber, dass sie „in Lebensglut den Schatten beigesellt, sich dem Manne ergeben habe, der in der Welt allein sich an sie schloss“. Wie Goethes Gretchen und Grillparzers Hero fühlt Beatrice durch eine erste plötzliche Liebe sich beseligt und da erkaltet das Gewissen. „Ihr Geschick hat sie nicht frei erwählt, es hat sie gefunden“. Wie ihre Mutter empfindet sie Widerwillen und Glückseligkeit zugleich. „Dem Dämon“ sagt sie „ist sein Opfer unverloren“.

Wehe aber ihr, wenn sie wahr redet! Vom Dämon sprechen alle im Stücke und beschuldigen ihn und doch fällt viel schwerer die Schuld auf sie selber zurück, wenn sie ihn bezeugen und sich ihm trotzdem unterwerfen. Hat Beatrice Recht, dann drohen ihr Verirrungen, welche noch weit schlimmer sind, als die der Mutter. Die Liebe für Manuel ist nicht ihr einziger Dämon. Das verstehen wir, wenn sie „von dem fremden Jünglinge mit dem Flammenauge“ erzählt, der ihr mit schreckenden Blicken in das tiefste Innere schaute. Beim Andenken daran „durchschauert sie kaltes Grauen“ und sie kann nicht in die Augen Manuels schauen, „dieser stillen Schuld bewusst“. Auch hier also klagt sie sich strenge an, aber — wessen? Keines Vergehens; denn sie hat keines zu bereuen; aber ihres — Gefühles, ihres Gefühles, dessen verstohlene Glut wahrlich übergewaltig sprechen muss, wenn es ihr ohne Spur eines Fehltrittes zu solcher angstvollen Selbstanklage Anlass wird. Ja, Beatrice ist strenger gegen sich, als die Mutter, aber sie ist es viel-

leicht darum, weil sie auch viel leidenschaftlicher ist und die Stimmen ihrer Brust viel lauter reden! Wohl liebt sie den Mann, welchem sie das Opfer junger Unschuld gebracht, mit ganzer Anhänglichkeit und will ihm unverbrüchliche Treue halten; aber, wenn sie jetzt nach ihm sich sehnt, so ist es nicht mehr bloss deshalb, weil sie ihn allein mit ihrem Herzen umschliesst, sondern ihr Verlangen wird ungestüm, weil seine Gegenwart ihr Rettung bringen soll vor einem andern, der sich in ihre Gedanken drängt, selbst wenn sie nicht vor seiner Nähe zu zittern braucht.

Als er aber vor ihr steht, der rasche, feurige Cesar und um ihre Liebe fleht, da vermag sie ihm kein Wort zu erwidern und, was sie ihm nicht zugestehen darf, ihm auch nicht zu bestreiten. In diesem Schweigen bekennt sich ihre Leidenschaft und ihre Angst am Beredtesten. Hoffmeister hat sich über dieses Schweigen gewundert und hat es getadelt. Es ist nichts zu tadeln, als dass er selbst den Dichter nicht verstanden, und nur verwunderlich, dass der philosophische Kritiker für das Einfachste kein Auge gehabt. Da ihm einmal das Schweigen Beatrices auffiel, so hätte ihm die Ursache desselben nicht entgehen müssen. Die Liebe Beatrices für Cesar beleuchtet er überhaupt nicht und scheint sie für wesenlos bloss deshalb zu halten, weil sich vorher die beiden „nur ein einziges Mal flüchtig gesehen“. Wie ist es dann mit Johanna, die Lionel, kaum erblickt, schon entwaffnet hat, mit Gretchen, da sie Faust angeredet, mit Hermanns jählings erwachter Liebe zu Dorothea oder mit Grillparzers Hero, die beim Anblicke Leanders zusammenschrickt? Der Dichter gerade hat es nicht selten mit solcher Liebe zu thun, weil ihm alles Naturgewaltige von höchster Bedeutung ist.

Jene Liebesglut giebt sich fort und fort im Stücke, obschon immer unter einer gewissen Verhüllung, kund. Die Liebeswerbung Cesars ist, als Beatrice Manuel nach derselben wiedersieht, nicht das Erste, was sie ihm erzählt. Vielmehr treibt sie ihn zur Flucht an und wir wissen es, vor wem sie Verborgenheit sucht. Da bekennt Manuel seine Macht, seine fürstliche Geburt. Nun ist die Angst Beatrices grenzenlos. Schon vorher hat sie der Schrecken ergriffen, als sich Cesar ihr als Fürst Messinas nannte, weil sie vor diesem streiterfüllten Geschlechte beständiges Grauen empfunden. Wie steigert sich aber jetzt ihr Entsetzen! Was sie von allem am meisten foltert, thut sie sofort kund und leitet, ohne es zu wollen, nun ein Geständnis ein mit den Worten:

Du wärst Don Manuel, D o n C e s a r s B r u d e r?

darauf er:

Don Cesar ist mein Bruder.

Und sie fragt noch einmal:

I s t d e i n B r u d e r?

Noch immer aber mag sie nicht offen gestehen, dass sie C e s a r k e n n e. Teilweise ist, was sie davon zurückhält, das Entsetzen vor dem Hader der Brüder, dessen grimmigsten Ausbruch sie jetzt befürchten muss, da sie von beiden sich begehrt weiss, und mit staunender Ironie erwidert sie auf die Beteuerung der stattgefundenen Versöhnung:

Versöhnt, seit heute!

Dass es gleichwohl noch etwas ganz anderes sei, weshalb sie sich mühsam überwindet, ihr Geheimnis preiszugeben, merken wir sogleich; denn, da Manuel befremdet in sie dringt, die Ursache ihrer Verstörung ihr zu erklären, antwortet ihre Gewissensangst dem Fragenden nur mit einer neuen Frage:

Was denkst du? Wie? Was hätt' ich zu gestehen?

Darauf ist es begreiflich, dass jener den Verdacht, welchen ihre Erregtheit erweckt, mit einem anderen Argwohne, dessenthalben er von seiner Mutter zu ihr gekommen, in Verbindung bringt und sie nach ihrer ihm noch immer unbekannten Mutter ausforscht. Das bietet nun diesem zarten Herzen eine willkommene Zuflucht aus den unendlichen Ängsten, in welche es so plötzlich aus der klösterlichen Zurückgezogenheit versetzt ward, und es ruht sich süss in einer ausführlichen Betrachtung derer aus, welcher sie jetzt ihre ganze Sehnsucht entgegentreibt, zur Qual Manuels, der das entworfene Bild Zug um Zug wiedererkennt. Sei nun aber sein Argwohn begründet oder nicht, er muss ihn prüfen, indem er Beatrice zu seiner Mutter geleitet, und diese Absicht verkündet er der Geliebten, welche abermals in peinvolles Entsetzen ausbricht:

Was sagst du? Deine Mutter und Don Cesars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr!

Was es sei, das Beatrice hier dergestalt zittern macht, darüber scheint jeder Zweifel unmöglich. Sie zittert, dass sie dessen Heimat betreten und vielleicht täglich in dessen Nähe verweilen soll, dem gegenüber sie sich wehrlos fühlt, und sie wünscht sich die Tage zurück, da der Gatte ihr noch der unbekannte Ritter war, welchem sie mit ungeteilter Liebe zugehörte:

O, gieb mir diesen Unbekannten wieder!
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich selig!

Da lässt sich von weitem „Cesars Stimme vernehmen" und die erneute, auf das Äusserste gesteigerte Furcht Beatricens lenkt Manuel endlich auch auf den Verdacht, dass die Fremde, welche bei des Vaters Leichenfeier Cesar zur Liebe fortgerissen, vor ihm stehe. Seinem Forschen weicht Beatrice nicht aus, sie gesteht zu, sich wiederum unnachsichtlich anschuldigend, dass sie gegen sein Verbot an jener Leichenfeier Teil genommen habe. Jetzt tritt Cesar herzu, Manuel wird durchbohrt und neben ihm bricht Beatrice ohnmächtig zusammen.

Das dramatische Leben, die immer wechselnden Reize des geschilderten Auftrittes sind von höchster, unleugbarer Meisterschaft.

Eine letzte Entdeckung ist Beatricen noch vorbehalten. Von Cesar zu Isabella gesandt, kommt die Ohnmächtige wieder zu sich und fühlt sich glückselig, in das geliebte Antlitz derer zu blicken, die sie nur als ihre eigene Mutter kennt. Sie wähnt, dass das, was sie eben erlebte, bloss Schreckbilder eines Traumes gewesen, bis Isabella das zermalmende Wort spricht:

Ich, deine Mutter, bin Messinas Fürstin.

Da ist ihr wieder alles klar, alles wirklich geworden.

Als nun die volle, grässliche Wahrheit an das Licht getreten ist und ihr Gatte, der zugleich ihr Bruder ist, tot liegt, da will auch Beatrice am liebsten sich dem Tode weihen, während die weichere Mutter im Glauben an den Himmel ihren Trost sucht. Was ihr aber unmittelbar diesen Entschluss eingiebt, ist einzig dies, dass Cesar, den keine Bitten der Mutter vom Wege zum Tode zurückhalten konnten, von ihrer Erscheinung zum Leben mächtig zurückgelockt wird. Von dem Schrecklichen, was Beatrice erlebte, ist das innerliche Erlebnis ihrer Leidenschaft für Cesar nicht das letzte und, als er sie den „holden Lebensengel“ nennt, der „in der erstorbenen Brust die Hoffnung neu erwecke“, muss ihr Schamgefühl sie erbeben machen, zumal da die Hinneigung zu jenem in ihr auch jetzt keineswegs erloschen ist. Das giebt sich sogleich in einer wunderbaren Weise kund; denn, da Cesar ihren Entschluss zu sterben mit der bitteren Meinung beantwortet, dass sie allein Manuels wegen den Tod suche und um ihn selber nicht sorge, thut sie die kurze Frage:

Beneidest du des Bruders toten Staub?

Entweder hat diese Frage gar keinen oder sie hat einen unendlich reichen Sinn, sie verrät alles, was in Beatrice vorgeht und was die weibliche Scheu nicht aussprechen lässt, Beatrice sagt wenig, aber in dem Wenigen schon zu viel; denn sie wagt, ein Gefühl zu offenbaren, das sie bisher ängstlich verborgen hat. Kurz, es schmerzt sie, dass Cesar an ihrer Liebe zweifelt, und sie ist zu sehr Weib, um dieser Kränkung gewachsen zu sein, ihre Frage ist eine Versicherung ihrer Liebe, eine Bitte an jenen, dass er diese Liebe nicht verletzen möge, indem er sterbend ihr den Rücken kehre. Der durchschaut ihre Beteuerung noch nicht genugsam und preist noch einmal Manuel glücklich, der in Beatricens Andenken fortlebe — da enthüllt die Schwester sich ihm in einem Geständnisse strömender Thränen, deren Sprache er nun versteht.

Er schreitet dennoch, nachdem er „die Thränen gesehen, die auch ihm geflossen“, zum Tode und Beatrice bleibt leben. Man muss fragen, ob ihr Tod nicht gleichwohl ein poetisches Erfordernis gewesen wäre. Nach der argen Ehe mit dem Bruder ist ihr Leben allzu befleckt und wir wissen nicht einmal, ob sie nicht eine Frucht derselben im Schosse trage. Jokasta endigt im ‚Ödipus‘ in Verzweiflung und, obwohl ich eingestehe, dass die Ehe zwischen Bruder und Schwester nicht ganz so abscheulich sei, wie die zwischen Mutter und Sohn, so verlangt man hier leicht eine ähnliche Sühne. Und brauchte Schiller das Lächerliche, zu dem der Schritt vom Erhabenen für einen mittelmässigen Dichter leicht geschah, wenn die Mutter allein übrig blieb und alle Kinder untergingen, wirklich zu scheuen? Ich meine, dass seine Grösse der Schwierigkeit gewachsen war. Es scheint mir hier ein thatsächlicher Fehler zu liegen, den aber bisher niemand gerügt hat.

Die verborgene Liebe Beatrices zu Cesar, welche sich immer nur durch Schweigen, Bestürzung und Andeutungen kund thut, erinnert in

auffallender Weise an die Liebe Emilia Galottis zum Prinzen*). Wie viel begegnet uns in den Verwickelungen der Dramen Goethes und Schillers, dessen erster Ursprung in einer Erfindung Lessings liegt! Es ist fesselnd zu beobachten, wie sich auch in der Dichtkunst das Gesetz der Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht mächtig erweist. Wenn ausserdem Cesar in vielem mit der Gestalt des Prinzen Ähnlichkeit hat, so ist zum Überflusse sogar noch Ähnlichkeit der beiden älteren Liebhaber vorhanden und der grübelnde Appiani ein teilweises Muster für Manuel geworden, wie wir alles dies im folgenden verständlich machen werden.

7) Die feindlichen Brüder.

Manuel und Cesar müssen, weil sie fortwährend im Stücke unter gemeinsamen Wirkungen stehen, durchaus zusammen betrachtet werden.

An der schweren Schuld ihres Hasses ist von frühester Kindheit an der Anteil der beiden gleich gross gewesen. Jeder hat vom Vater denselben Ehrgeiz, dieselbe Heftigkeit ererbt und ihr Erzeuger ist es, der dadurch, dass er in ihnen seine Gewaltthätigkeit verdoppelte, in ihnen sich auch vernichtet.

Trotzdem sind auch noch in ihrem Hasse edle Triebe ihrer Natur erschienen: der offene Cesar bestrafte einen Mönch, welcher ihm den Bruder meuchlerisch aus dem Wege räumen wollte, und Manuel bekundet seinen fürstlichen Edelmut darin, dass er zuerst dem Jüngeren ein ehrendes Wort gönnt und aufrichtig seinen tapferen Mut anerkennt. Er fühlt sich „zu stolz zur Lüge“.

Auch in der Leidenschaft ihrer Liebe wiederholt sich durch Vererbung die Gewaltsamkeit, mit welcher der Vater einst die Mutter entführte, aber in ihrer Liebe zeigen sich die edlen Eigenschaften beider zugleich am schönsten und zwar sowohl in ihrer Übereinstimmung wie in ihrer Verschiedenartigkeit.

Schon beherrscht die Liebe zu Beatrice die Gemüter der feindlichen Brüder, als Isabella glaubt, dass die Ergebenheit für die Mutter der einzige Zug sei, den sie mit einander teilten. Trotzdem ist die Versöhnung nur zur leichteren Hälfte ein Werk der Mutter, deren Vermahnung allerdings ihr kindliches Gefühl sich gern unterwirft; das Schwerere hat die Liebe vorbereitet, sie haben „keinen Hass mehr mitgebracht“, dessen Verleugnung den Stolzen auch jetzt noch Mühe genug kostet, bis das erste freundliche Wort gewechselt ist und dann im Tausche eines nach dem anderen herausgelockt wird, Cesar sich an der äusseren Gleichheit Manuels mit der Mutter erfreut und dieser in jenem vollends eine Ähnlichkeit entdeckt, „die ihn noch wunderbarer rührt“. Es ist gar schön vom Dichter erfunden, wie mithin der Spruch, welcher die Vereinigung der beiden Streitenden durch die Liebe verhiess, sich

*) Von der heimlichen Leidenschaft Emilias für den Prinzen nehmen manche, wie auch Hettner in seiner Literaturgeschichte, gar keine Kenntnis. Hettner hätte bei Berücksichtigung derselben den ganzen von ihm gegen das Stück vorgebrachten Tadel umstossen müssen.

gleich anfangs nicht allein so bewahrheitet, dass jene für dasselbe Mädchen in einerlei Neigung erglühen, sondern auch darin sich erfüllt, dass sie ihre Liebe mit einander versöhnt. Die Schwester, welche die unfreiwillige Ursache neuen Bruderhasses und ihres Unterganges wird, erweckt in der Brust der beiden solche Regungen, dass wir denselben hohen Sinn, welcher beide durchleuchtet, durch nichts so lebhaft wahrnehmen, als durch ihre gleichen Gefühle für Beatrice:

Sie denken gross, wie sie geboren sind.

Hören wir, wie zuerst der sich freier öffnende Cesar vor der Mutter seinen Stimmungen Worte verleiht:

Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit göttlicher Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut,
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder keine sonst auf Erden!

Und fortgerissen krönt der ernste Manuel sein Geständnis mit dem feurigen Schlussworte:

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Wie tief zusammenstimmend und nicht bloss äusserlich versöhnt erscheint uns hier das Brüderpaar! Manuel zweifelt an Cesar nicht mehr, „weil er lieben könne“. Sicherlich offenbaren uns beide die Schönheit zweier kräftiger Jünglingsseelen, welche in der Liebe auch das Geistige spüren und ganz ihrer begeisternden Gewalt die eigene starke Natur gefangen geben. Isabella darf es mit Recht beglücken, dass ihre Söhne „ehren, was sie lieben“. Nichtsdestoweniger hätte dieselbe auch ein Recht, vor dem Wahnsinn ihrer leidenschaftlichen Liebe zu erschrecken, welchen sie früher befürchtet hatte, während sie sich jetzt mit der ungewöhnlichen Anlage ihrer Söhne tröstet, welcher eine schrankenlose Bahn verstattet sei, und „der unregiersam stärkern Götterhand“ vertraut, „die ihres Hauses Schicksal dunkel spinnt“.

An der unschuldigen Naturgewalt seines Fühlens sich zu erquicken, ist ein gesunder Genuss; Manuel und Cesar aber unterwerfen sich wahllos und willenlos der Naturgewalt ihrer Gefühle, welche einzuschränken die Sprossen dieses mit Gewalt herrschenden Fürstenhauses niemals ge-

lernt haben. Darum lässt mitten zwischen der Hoheit ihrer Geständnisse der Dichter wieder ironisch das Grässliche durchblicken, das alles Heil zerstört:

Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.

Muss es doch die geschwisterliche Verwandtschaft sein, welche sowohl Manuel und Beatrice, wie Beatrice und Cesar magnetisch zu einander zieht und in ihnen, da sie sich als Geschwister nicht kennen, eine Liebe der Geschlechter erweckt! Alle sind hohe und seltene Naturen und es ist nicht unverständlich, dass ihre seltene und ähnliche Art sich gegenseitig ergriffen fühlt.

Auch für die Geschlechtsliebe, welche in einem unbekannten geschwisterlichen Verhältnisse ihre Ursache hat, findet sich das Beispiel bei Lessing: der Tempelherr, welcher um Recha freit. Der sagt:

Sie seh'n,
Die ich zu seh'n so wenig lüstern war,
Sie seh'n und der Entschluss, sie wieder aus
Den Augen nie zu lassen — Was Entschluss?
Entschluss ist Vorsatz, That: und ich, ich litt,
Ich litte bloss. — Sie seh'n, und das Gefühl,
An sie verstrickt, in sie verwebt zu sein,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, wär' mir ganz undenkbar, wär'
Mein Tod, — und, wo wir immer nach dem Tode
Noch sind, auch da mein Tod u. s. w.

Es muss auffallen, wie sehr die Rede des Tempelherrn der Cesars ähnlich ist, nur dass Lessings Liebhaber überall an lyrischem Schwunge der Worte hinter Manuel und Cesar zurücksteht trotz der unleugbaren Leidenschaft, die auch er ausspricht: die verständigere Haltung entsprach ebensowohl dem Dichter, wie der Absicht seines Werkes, in welchem Lessing darthun wollte, dass die rein menschlichen Bande, die sinnbildlich durch die Blutsverwandtschaft vertreten werden, alle Menschen viel stärker zusammenschliessen müssen, als die verschiedenen Religionen sie trennen dürfen. Das hauptsächliche Leiden des Tempelherrn besteht darin, dass er in seiner Stellung dazu gekommen, ein Judenmädchen zu lieben, und, anstatt etwa in blinder Wut die Schranken der Wirklichkeit zu durchbrechen, macht er sich dieselben in klarster Einsicht deutlich. Als er dann zuletzt Recha als Schwester kennen lernt, macht ihn die Wandlung zwar einen Augenblick stutzen, gleich darauf aber erklärt er, dass ihm „mehr gegeben, als genommen sei“. Ihn bezauberte die Einfalt, die Anmut, die Wahrhaftigkeit des Mädchens wie etwas Ungewohntes, Hohes und da muss es ihn entzücken, dass das, was ihn so unwiderstehlich anzog, von der Natur schon mit ihm verbunden war, nicht erst durch Wahl an ihn gebunden werden soll. Dass aber Recha keineswegs als die Verliebte erscheinen solle, ist von Lessing allenthalben verständlich gemacht worden. Hätte der ‚Nathan‘ überhaupt eine regere leidenschaftliche Handlung, welche

von manchen vermisst worden, so würde dem Stücke eben jene heitere Ruhe, die seinem Inhalte gemäss ihm ausnehmend gut ansteht, genommen sein.

Das Umgekehrte, wie in dem vermeintlichen Bruder ein Geliebter entdeckt wird, hatte Goethe schon vorher in seinen ‚Geschwistern' (1776) auf das Anmutvollste dargestellt.

Ganz anders, als bei Lessing, hat bei Schiller die Liebe der Geschwister einen durchweg dämonischen Charakter und treibt beide Brüder zur Raserei, erhellt aber in allem Verkehrten sowohl wie in dem Edlen, das sie zum Vorschein bringt, auch die Gegensätze ihres Wesens in allen Teilen des Stückes.

„Keiner gleicht und keiner weicht dem andern"

sagt die Mutter von ihren Söhnen.

Der ältere, Manuel, „schön wie ein Gott und herrlich wie ein Held", bringt die Majestät der Herrschaft mit grösserer Würde zum Ausdrucke. Bedacht erscheint er fast in jedem Worte und zumal ist es das Grossmütige, Hochherzige, was er gern bedenkt. Ihn beglückt es, mit seiner Macht beglücken zu können. Wie er als ächter Fürst der Trefflichkeit des Bruders freudig seine Anerkennung zollt, so möchte er mit allen Gaben die Geliebte ehren. „Hoch über allen ird'schen Dingen auf Freudesfittigen schwebt ihm die Seele", weil er den Glanz seiner Fürstlichkeit ihr zu Füssen legen kann, und noch mehr erhöht es sein Entzücken, sie mit diesen unerwarteten Geschenken, mit dem fürstlichen Range, zu überraschen. Es bereitet dem Hörer Herzenslust, ihm zu lauschen, wie er die Schönheit Beatricens mit aller Pracht und Herrlichkeit seines Reichtums auszuschmücken gebietet.

Die Verschlossenheit seines Wesens, wie sie in gewissem Grade wohl einem Herrscher ansteht, hebt Isabella hervor und sie meint, dass er sie hierin an die Art des Vaters erinnere. Seine Vorliebe für Heimlichkeiten wird Manuel und seinem ganzen Hause verhängnisvoll, sie wird zur Schuld und Isabella hätte sehr wohl in ihr einen Zug entdecken müssen, der ihrer eigenen Natur entlehnt ist: Manuel liebt das Verborgene, solange es ihm gewogen ist und schmeichelt; er hat den Mut nicht, der Wahrheit in das Antlitz zu sehen, weil sie vielleicht hart ist, er hat ihn nicht einmal dann, wenn alles ihm den Verdacht nahe legt. Da er von Anfang an Misstrauen und Verdacht hat, so übt das Verdächtigste nicht mehr die erforderliche Wirkung. Er bekennt seine Meinung:

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden,
Nur in verschlossner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.

Als ihm Gelegenheit wird, durch Diego die Abstammung der Braut zu erfahren, unterlässt er es und sagt darüber:

Nie wagt' ich's einer Neugier nachzugeben,
Die mein verschwiegnes Glück gefährden konnte.

und seinem Stolze genügt, es zu hören, dass jene „von edler Abkunft" sei.

Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen;
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust.

Auch in seinem Aberglauben hat er mit dem Vater Ähnlichkeit. — Er schildert, wie er mit der Unbekannten, die er an der Klostermauer gefunden, rasch und geheimnisvoll den Ehebund geschlossen:

Kein Tag entstieg dem Meer und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte,
Geflochten still war unsrer Herzen Bund,
Nur der allseh'nde Äther über uns
War des verschwiegnen Glücks vertrauter Zeuge,
Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.

Um jeder Entdeckung aus dem Wege zu gehen, hat er Beatrice in das Landhaus zu Messina geführt. Als Cesar verheisst, ihm das Geheimnis seiner Liebe anzuvertrauen, so stellt sich selbst da seine Sucht nach dem Verborgenen ein, und er versetzt:

Lass mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimnis.

Bei solcher Schwäche erscheint doch seine Freude über die Ähnlichkeit Cesars mit Beatrice, wie erhebend diese Art der Versöhnung auch ist, zugleich als furchtbare Ironie. Er muss der Wahrheit so nahe kommen, welcher er so hartnäckig ausweicht. Nachdem sogar der Namen „Beatrice" und die Zeit der Entführung aus dem Kloster ihm beinahe Gewissheit gegeben, dass die Geliebte seine Schwester sei, als ihm zur Sicherheit nur noch der Namen des Klosters fehlt, unterlässt er es, an Ort und Stelle die Mutter und Diego unerbittlich auszuforschen, richtet sich an einer schwachen Möglichkeit des Glückes wieder auf, verschleppt die Aufklärung bis zu dem Platze, von dem jetzt sein Fuss zurückbeben sollte, und seine erträumte Wonne, von der er nicht lassen will, wird sein Tod.

Der Bruder ist bei weitem anders geartet. Wenn Manuel allem aus dem Wege geht, was er fürchtet, so fordert sich Cesar alles, was er wünscht. Seine Bahn streckt sich gerade aus, keine Gefahr kennt er, kein Hemmnis, „zur Demut ist er", wie Manuel urteilt, „zu stolz". Keine heilige Scheu hat ihn bewahrt, seine aufwachende Leidenschaft in der Kirche und noch dazu bei des Vaters Leichenfeier zu bewältigen, er hat sich stammelnd der Geliebten entdeckt und seine Hand in die ihre gefügt. Die zarte Schönheit Beatricens legt ihm zwar, wie die Liebe zur Mutter, ehrende Zurückhaltung auf, aber darüber ist er ohne Zweifel, dass jene ihm gehöre; ihr Schweigen deutet er siegesgewiss zu seinen Gunsten und stellt sie, ohne ihre Erklärung abzuwarten, dem Chore als seine Gattin vor. Er beträgt sich ganz wie der

Sprosse dieses Fürstenhauses, das gewohnt ist, die Welt sich unterthan zu wissen. Besitzen wollen sie alle das Glück, sei es auf geraden oder verstohlenen Wegen, sei es durch himmlische Gnade oder auf Geheiss einer weltlichen Leidenschaft. Dieser ist Cesar unbedingt unterworfen; wenn eine falsche Grübelei Manuel den Sinn umtrübt, so ist Cesar garnicht bestrebt, durch Überlegung zur Klarheit zu kommen. Er verlässt sich auf sein Gefühl und vertraut wie seine Mutter blindlings den edlen Trieben seiner Brust, immer rasch von feuriger Kraft fortgerissen, deren jugendliche Unbedachtsamkeit und Vorschnelle selbst um seine Schuld leicht den einnehmenden, wehmütigen Anschein der Unschuld breitet. „Sein Herz hat keine Falten“ und er schildert sich:

Nicht meine Weise ist's, geheimnisvoll
Mich zu verhüllen. Frei und offen,
Wie meine Stirne trag' ich mein Gemüt

und:

„Aufblicken muss ich freudig zu den Frohen
Und greifen in den Himmel über mir
Mit freiem Geist“

erwidert er der Mutter, die ihn bestimmen will, mit ihr durch Büssungen den Himmel zu versöhnen. Wie jene, so ist Cesar, seinem freigehobenen Sinne gemäss, den christlichen Vorstellungen ergeben; dieser trotzige Geist ist bei der Trauerfeier des Vaters, wie er selbst aussagt, zu demütiger Andacht bewegt worden und er hat es gespürt, wie „auf Seraphsflügeln des Gesanges die befreite Seele des Vaters sich nach oben schwang, den Himmel suchend und den Schoss der Gnade“. Eben da aber hat „der Lenker seines Lebens ihn mit der Liebe Strahl berührt“. So ist er schnell gesonnen, den Himmel für sein eigenes Thun verantwortlich zu machen, wie auch Manuel gesprochen, dass „der Mensch nicht löse, was der Himmel binde“.

In Cesar vor allem hat Schiller die vollständige Willenlosigkeit verkörpert, welche die Geschwister in sträflicher Liebe zu einander treibt. Manuel will den Namen der Geliebten nicht wissen, Cesar braucht ihn nicht zu wissen. Wie Beatrice beteuert, dass ihr Schicksal sie gefunden habe, so sagt auch der frei aufgewachsene Jüngling, in dem nicht, wie bei jener, die Natur gegen einen Zwang sich plötzlich auflehnte:

Und wärest du die Niedrigste geboren,
Du müsstest dennoch meine Liebe sein,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren.

Freilich gefällt es hierbei, dass ihm auch die „edle Abkunft“, die Manuel noch von Wert war, für nichts gilt. Nachher, als Isabella forscht, was seine Wahl gelenkt, antwortet er wieder:

Wahl, meine Mutter?
Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
Ereilt in der verhängnisvollen Stunde?

So erwägt sein vorwärts stürmender Sinn keine Verhältnisse des Lebens, sieht nicht rechts noch links und die freie Eingebung der Natur wird in ihm zügelloser Wahnsinn. Nach dem Raube Beatricens vergewissert auch er, wie Manuel, sich nicht über den bisherigen Aufenthalt der Schwester, aber er erkundigt sich bloss deshalb nicht, weil er das völlig vergisst, und er muss noch einmal umkehren, um für seine Forschungen Anhalt zu gewinnen!

Er ist es, welcher die beiden tödlichen Streiche vollführt, den Bruder und dann sich selber ersticht. Als er Manuel in Beatricens Armen erblickt, reisst seine Wildheit ihn sogleich fort, er hat nichts zu denken, zu fragen, nur zu handeln und zu frohlocken, dass er seinen „Todfeind“ erlegt habe. Weiss er denn, welche Rechte vielleicht Manuel auf Beatrice habe? und welche hatte ihm selbst denn jene zugestanden? Ohne Reue verlässt er den Schauplatz seiner Unthat und hinter ihm erschallt der Weheruf des Chores, welcher die Vergeltung der Eumeniden verkündigt, die Rache, die er nachher selbst an sich zu vollziehen hat, nachdem er Beatrice als Schwester und damit seine „Gräuelthat“ erkannt hat.

Die Glut für jene erkaltet aber in ihm auch nach solcher Erkenntnis nicht, seine Leidenschaft bleibt dieselbe; obschon er sie jetzt als Schwester anredet, erwacht gerade nach dieser entsetzensvollen Enthüllung für ihre Erscheinung, die ihn mit überirdischer Seligkeit erfüllt, ein flammendes Verlangen in ihm und, ob man die Unbefangenheit seiner heissen Worte mehr kindlich, mehr fürchterlich nennen solle, man weiss es nicht. Er ist und bleibt ganz und gar Leidenschaft, die kein Verstand berät.

Und trotzdem fleht auch Beatrice ihn vergeblich, dass er lebe. Es giebt ein Gefühl, das sogar die Liebe zu ihr überwiegt. Wie sehr Eifersucht und Heftigkeit ihm vorher seine Schuld verbargen, da er sie einmal erkannt, ruft sie allmächtig ihn durch dessen Mund, welchen er so lange gehasst, den er zu lieben versprochen und erschlagen hat, und mahnt, durch einen schuldvollen Tod sie zu bezahlen. Wohl kann er einen Augenblick schwanken — da öffnen sich die Flügelpforten und gewähren den Ausblick auf den Katafalk mit dem Sarge des Bruders und die Wirkung ist entschieden. Ob sie wirklich eine zufällige ist, wie man behauptet hat? Würde man das meinen, so müsste man Cesars Gang zum Tode als eine vorschnelle Laune des Augenblicks ansehen, was er doch trotz der Heftigkeit des Jünglings so wenig ist, wie seine Liebe zu Beatrice, die er sterbend überwindet. Ob der Brudermord ihm einen Augenblick früher oder später sinnenmächtig die Seele erschütterte, dieses furchtbare Angedenken hätte doch gesprochen und es blieb für Cesar, wie er in allem Guten und Schlimmen geartet ist, nur ein Ausweg übrig.

---

8) Der Selbstmord Cesars.

„Ein freier Tod nur bricht die Kette des Geschicks“. Man hat gemeint, dass der Dichter mit diesen Worten Cesars dessen Selbstmord

als eine freie heroische That habe verherrlichen wollen, welche die Tyrannei des Schicksals bricht. Hoffmeister, der dies als die Absicht Schillers ansieht, zweifelt darauf, ob „das Schicksal, welches den Menschen zermalmt, hier auch erhebend wirke" und findet die Erhabenheit dieses Selbstmordes nicht grossartig genug abgebildet.

Ist es denn nun aber ausgemacht, dass in dieser That uns lediglich Erhabenheit gezeigt werden soll? Der Chor wenigstens ist weit davon entfernt, nach ihr in eine Ruhmesfeier auszubrechen, sondern er weiss nicht, ob er den beklagen oder preisen solle, welchen das grösste aller Übel, die Schuld, von einem befleckten Leben geschieden hat, und dieses Zeugnis sollte man doch vor allen Dingen nicht übersehen.

Man hat dann angeführt, dass sich auch unreine Beweggründe, wie die Eifersucht über die Liebe der Mutter und Schwester, in die That Cesars mischen, und hat das tadeln wollen. August Buttmann hat diesen Stimmen auf das treffendste entgegengehalten, dass sie sich selbst widerlegen und am besten erweisen, wie durchaus verschieden Schillers Absicht von dem sei, was man ihm unterlegen möchte*). Eben der Umstand, dass gute und schlimme Regungen in der Handlungsweise Cesars in einander laufen, bieten Buttmann Anlass, das Dämonische in derselben hervorzukehren, indem er mit Bezugnahme auf eine bekannte Erörterung Goethes in ‚Dichtung und Wahrheit' das Wesen des Dämonischen ausführlich entwickelt. Das Dämonische kann teilweise göttliche Zwecke fördern, aber es ist von allen sinnlichen Gewalten der Erde magisch umstrickt und festgehalten. So vollzicht sich auch im Selbstmorde Cesars ein göttliches Gericht, welches nur, da es zugleich dämonischer Art ist, ungeläutert ist von den irdischen Leidenschaften.

Das Gewissen hat sich in Cesars edler Seele sofort bei der Erkenntnis alles Geschehenen machtvoll geregt, aber es wird, wie jede starke Empfindung, in ihm zur Leidenschaft, mit der sich dann im Hinblick auf die Zukunft noch andere Leidenschaften verbünden und ihn in den Tod senden. Wir wissen es ja, wie er eigenen Willen und eigene Wahl seines Schicksals bei der ersten Liebesregung vollständig ablehnte, bei welcher man ihm freilich solche Gefühlsstärke am leichtesten verzeiht. So ist aber die Freiheit alles seines Thuns und auch die seines Todes zu bestreiten, obwohl er selber sie betont. Es genügt, dass ihm selbst dieses Lebensende als etwas Freies und Befreiendes erscheint, weil es ihn von allem Jammer, allen Leidenschaften, aller Schuld seines Lebens entbindet.

Die dämonische Wirkung des „Bösen, welches fortzeugend Böses gebären muss, ist es, was Cesar zum Selbstmorde fortreisst, so dass dieser in Anbetracht der ganzen schrecklichen Lage und der Leidenschaftlichkeit durchaus nichts Gewaltsames mehr zu haben scheint, sondern wie etwas Menschliches und beinahe Notwendiges von uns eigentlich vorhergesehen

*) Diese Darlegungen finden sich in der neuerlich erschienenen, vielfach gediegenen Schrift: ‚Die Schicksalsidee in der Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit' von August Buttmann, Professor. Berlin. R. Damköhler. 1882.

wird. Es würde uns unnatürlich dünken, wenn dieser feurige, heldenstarke Jüngling mit dem Bewusstsein solcher Schuld sein Leben ertrüge und sich mit religiösen Büssungen nach dem Willen der Mutter zu entsühnen trachtete. Einer solchen fast übermenschlichen Aufgabe ist die schöne menschliche Natur Cesars nicht gewachsen.

Und von einer solchen Art, wie hier, muss der Selbstmord auf der Bühne immer sein, wenn er seinen tragischen Eindruck nicht verfehlen und nicht ästhetisch und sittlich abstossend wirken soll; ein hoher, edler Sinn dessen, der sich opfert, muss uns schon hinlänglich entgegengetreten sein und aussergewöhnliche, entsetzliche Seelenleiden müssen plötzlich auf ihn eindringen, welche dann desto dämonischer wirken, wenn sie aus der eigenen Schuld entspringen.

So sind die Selbstmorde Romeos, Ferdinands, der Gräfin Terzky, Mortimers, Klärchens, auch Mellefonts von dichterischer Wirkung; widrig und grausig dagegen wirkt derjenige Fernandos in Goethes ‚Stella‘, da dieser sein Leben ohne alle Grösse verschleudert.

Eben diese Grösse ist im Selbstmorde Cesars, wenn derselbe auch keineswegs an sich als grosse That behandelt worden ist, vom Dichter auf alle Weise zur Empfindung gebracht worden. Es ist die Äusserung eines edlen und wahrhaft fürstlichen Sinnes, wenn Cesar sagt, dass er „die Sühne selber an sich selber vollziehen müsse, weil auf der Welt niemand lebe, der ihn richtend strafen könne“.

Nicht der Selbstmord selbst giebt den versöhnenden Abschluss des Stückes, sondern nur dies, dass Cesar als der letzte des schuldbeladenen Hauses fällt, weil in ihm die Macht des Gewissens auflebt. Wir haben es ja schon allenthalben im Stücke empfunden, dass mit aller Verschuldung des Geschlechtes sich schon ein zu reiner Sinn mischt, als dass Schuld auf Schuld noch in langer Kette seine Bahnen bezeichnen dürften.

Nur ein Wahn war es, was den Bruder trieb, in die Brust des Bruders den Stahl zu tauchen. Die Versöhnung, welche die Mutter und Schwester herbeigeführt, hat nun Bestand, wie Cesar sagt:

Friedlich werden wir zusammen ruh'n,
Versöhnt auf ewig in dem Haus des Todes.

---

9) Allgemeiner Überblick über Charaktere und Handlung.

Wo sind also die „Unschuldigen“, die so grausam gemartert werden? Freilich ist ein hoher und reiner Zug in Mutter und Kindern nirgends verkennbar und es ist von Drenckmann hübsch gesagt worden, dass der freundliche, sonnige Schimmer, welcher hier von der Liebe der Geschwister trotz aller Verirrung ausgeht, in die Finsternis des Verhängnisses als heller Strahl falle, der uns zur Erhebung stimmt.

Wir sehen mithin jene von Böttiger mitgeteilte Absicht Schillers, nach welcher er in den Charakteren das Schlimme, das sich vererbt

hat, mit dem Edlen kreuzen wollte, in der Ausführung festgehalten und können auch das Letztere teilweise uns ahnend erklären; denn Isabellas hohes Beispiel und ihre Erziehung, zumal aber die von ihr vererbten schönen Eigenschaften erweisen, neben den Fehlern, deren Quelle auch sie ist, sich fruchtbar.

Gedenken wir nunmehr auch an das Wort Schillers über die Charaktere der griechischen Tragödie, welche er „idealische Masken“ nannte und für die Dichtung als höchst vorteilhaft ausgab. Ich bemerkte oben dazu, dass Schillers eigene dramatische Gestalten zumeist dieses Gepräge zeigen. Von solcher durchaus berechtigten Darstellungsweise ist er aber gerade in unserem Stücke, in welchem man es am wenigsten mutmasst, da es die griechische Tragödie zum Vorbilde nahm, am merkbarsten abgewichen und man wird im Rückblicke auf die dargebotene Charakteristik zugestehen müssen, dass die eigentümliche Mischung freundlicher, reiner Seelenzüge mit finstern, dämonischen Anlagen hier seinen Personen ganz und gar das frische Blut individuellen Lebens einflösste. Wir streiten nicht darüber, ob das ein Vorzug sei oder nach der eigenen idealen Absicht des Dichters vielleicht ein Mangel, welcher ihn der gewöhnlichen Natur zu nahe brachte. Es wird uns dieses freie individuelle Leben, welches dem Geiste des neueren Dramas viel mehr entspricht, hier desto reizvoller und willkommener sein, je mehr es durch den idealen Stil der ganzen Sprachform, deren blendende Schönheit es bisher leider nur zu sehr übersehen liess, einen Ausgleich erhalten hat. Die Verschiedenheit von dem altgriechischen Drama hat sich auf das Klarste ausgedrückt, wie sie sich ausdrücken musste, und es ist wohlthuend zu betrachten, wie besonders scharf unsere Denkweise gegen die antike Welt ihr Recht wahrte.

Der übersichtliche und einfache Verlauf der Handlung hat, wie Wilhelm von Humboldt rühmte, antikes Gepräge; aber trotzdem sind auch da, namentlich in der Liebe Beatrices zu Cesar, so feine, leichte Züge eingewoben, dass der Abstand wieder ersichtlich wird.

Ganz wie im ‚Ödipus‘, liegt sehr Wesentliches vor dem Beginne des Stückes: nicht allein die schwere Schuld der Eltern, sondern auch die klüglichen Anstalten Isabellas, mit denen sie ihr Glück so felsenfest gegründet wähnt, die versteckten Wege Manuels, die Verwegenheit Cesars gegen Beatrice und deren Verirrungen, gehen zum grössten Teile der Handlung voraus. Sein eigentlicher Inhalt ist die Umkehr der Handlung, die Lichtung der Geheimnisse und die Katastrophe, wie im ‚Ödipus‘. Während aber bei Sophokles die schrecklichen Entdeckungen die Katastrophe bewirken, wird hier umgekehrt die erste Katastrophe, nämlich Manuels Tod, die Ursache der Enthüllung, an welche sich dann erst als zweite Katastrophe Cesars Tod schliesst. Auch in diesem stärkeren dramatischen Wechsel, in dem Vorgange der beiden Katastrophen auf der Bühne, ersieht man die Richtung des neuzeitlichen Dramas.

Die Handlung, welche vor unseren Augen verläuft, hat der Dichter, obschon sie, wie gesagt, nicht den vollständigen tragischen Verlauf wiedergiebt, ganz nach der Art einer regelmässigen Tragödie gebaut. G. Freytag hat mit scharfsichtigem Blicke nach der Anordnung

von Spiel und Gegenspiel die ernsten Dramen eingeteilt und beobachtet, welches der beiden die erste, welches die zweite Hälfte der Handlung einnehme. In diesem Betrachte gehört die ‚Br. v. M.' zu den Stücken, in welchen der Willen der Hauptpersonen — von einer einzelnen kann ja hier nicht die Rede sein, sondern von dem ganzen Geschlechte — die vordere Handlung füllt. In ihr schwelgt Isabella und die Söhne in seligen Hoffnungen und Erfolgen, die schwierige Versöhnung gelingt, eine Schwester, zwei junge Fürstinnen sollen in das Schloss einziehen. Beatrice allein wird schon von Schuld und Furcht gequält. Die Botschaft von ihrer Flucht ist der Höhenpunkt, von da hebt der Rückschlag aller Wirkungen an, die zu treffen, welche sie selbst vollbrachten, und vertritt das Gegenspiel. Dieselben Personen oder, wenn man will, das Schicksal, geben hier also Spiel und Gegenspiel zugleich und damit gewinnen wir noch einen besonderen Einblick in den dämonischen Geist der Schicksalstragödie.

Die Dichtung verläuft nach der ursprünglichen Abfassung ununterbrochen, wie das griechische Drama. Die Einteilung in vier Aufzüge, die für die Bühne nachher ausgeführt ward, scheint mir, obschon sie vom Dichter selber ausging, möglichst misslungen zu sein. Der Chor allein ohne musikalische Darstellung giebt der Handlung nicht hinlänglich tiefe Einschnitte. Daher erfordert die überdies lange Handlung ein öfteres Fallen des Vorhanges. Störend aber scheint es mir, den ersten Aufzug mit den Befürchtungen des Chores nach Manuels Geboten zur Einholung der Braut zu beschliessen, weil die Begegnung Beatrices mit Cesar, wie ich oben auseinandersetzte, sicherlich ein Spiegelbild des Verbrechens ihrer Eltern geben und sich planvoll an die Offenbarung jenes Frevels durch den Chor sofort anreihen soll. Deshalb würde man passend den ersten Aufzug bis zum Ende der folgenden Scene erstrecken. Der zweite Aufzug beginnt dann mit den Scenen, welche nach der herkömmlichen Bühneneinteilung den zweiten Teil desselben ausmachen, wo Isabella den Söhnen die Schwester verspricht und die Botschaft von deren Entführung anlangt, die Manuel und Cesar forttreibt. Diese Scenen müssen nun nach meinem Dafürhalten mit den folgenden, welche jetzt den dritten Aufzug bilden, verbunden werden. Man muss es fühlen, dass Manuel, der trotz allem Argwohne jetzt in die Arme Beatricens eilen will, schon ein Kind des Todes ist und die Verzögerung seines Verhängnisses wirkt lähmend. Erst mit dem Fortgange Cesars nach vollbrachtem Morde scheint mir der zweite Aufzug sich schicklich zu schliessen. Als dritter Aufzug würde dann der jetzige vierte die Reihe enden.

Auf solchem Wege hätte man auch diesen Vorteil, dass die drei Aufzüge sämtlich einen Abschluss durch Reden des Chores empfangen, welches doch der Anlage der Dichtung entspricht, obschon der jetzige zweite Aufzug eines derartigen Abschlusses entbehrt.

10) Die Vollendung des Ganzen durch den Chor.

Der Chor hatte nach Schillers Willen, um seine Dichtung zu freier Wolkenhöhe emporzutragen, den wichtigsten Beistand zu leihen, welchen er der alten Tragödie entborgte.

Einem raschen Wehen bei heiterem Himmel glich der in lautem Jubel ertosende dithyrambische Gesang; wie aber die brausende Luft oft finsteres Gewölk heraufführt, so wälzten sich in seinem Geleite mehr und mehr Sagen heran von einer überkühnen Heldenkraft, welcher ein grauenvolles Ende beschieden ist, bis dieselben, schwül, wie ein Gewitter über der Natur, lasteten. Damit ihre Schwere sich entlade, sonderte sich ihr Gehalt in dramatischer Fassung von dem Ursprünglichen, dem Chore, ab, welcher immer noch gleich dem freien Atem der Luft dazwischenwehte, die hoffenden und fürchtenden Erwartungen, alle ernsten Gefühle, welche auf der Seele des Hörers lagerten, offenbarend. Die Handlung strömt ein in unser Gemüt und ihm könnte das Mitleid, das es fühlt, zu einem wahren Leiden werden: mit dem Chore aber strömt es seine Regungen wieder aus, es entfernt den übertriebenen Glauben an die Wirklichkeit des Vorgeführten und thut es, ohne unsere Gefühle aufzuheben, die er bloss im leichten Spiele des Windes zum Himmel hinanführt. Nicht ganz wahr ist es, wenn Schiller ihm hauptsächlich die Reflexion zuweist, die sich somit von dem übrigen Drama scheide; denn Reflexion wird man bei den Griechen in den zahlreichen Gemeinsprüchen des Dialogs oft sogar mehr finden als im Chore.

Das Satyrdrama der Griechen ist alsdann dem blauen Himmel vergleichbar, der durch das Gewitter erlöst und gereint ward; die Fülle ihres Segens durchschauert die Natur und, die schönste ihrer Gaben, die Frucht der Rebe, geniessend, erwacht der Frohsinn des Menschen.

Unser neuzeitliches Drama hat weder etwas, was dem Satyrdrama entspricht, noch gemeinhin den Chor. Nach Schiller, der selbst nachher wieder den ,Tell' und ,Demetrius' ohne Chor dichtete, hat bloss H. v. Kleist in ,Robert Guiscard' denselben wieder verwandt. Für das Recht eines neueren Dichters, welcher den Chor einführt, ist einzig die Kraft, mit der er verfährt, der entscheidende Maassstab und im übrigen lässt sich weder für noch gegen den Chor ein festes Gesetz aufstellen. Denn Gesetze hat jede Schöpfung und daher auch jedes Kunstwerk ohne Zweifel; aber es sind nicht immer die hergebrachten, sondern oftmals werden sie erst mit dem Werke geboren. Aus dem fertigen Gebilde entnehme man allimmer seine Gesetze, wenn man will, dass sie nach Goethes Wort „Freiheit geben" sollen, und enge nicht den schaffenden Genius durch Bande ein, die man ihm nach der Regel auferlegt. Er ist, wie Lessing sagt, „seines eignen Wesens Norm".

Das aber scheint dennoch sicher, dass wir jene beiden angeführten Bestandteile der alten Tragödie mit Fug entbehren können. Das Satyrdrama war eine Nachkost, wie sie das sinnenfreudige athenische Volk sich begehrte, um sich den dichterischen Genuss eines furchtbaren Schicksales doppelt zu bereiten, wenn ihm nachher das Leben mit einer berauschenden Lust entgegenlachte, welche jedem selber in der Gegen-

wart zu schmecken erlaubt war. Wir denken anders vom Tode oder sollen anders von ihm denken und, wenn auch ernst, erscheint er uns nicht so schrecklich wie den Alten, denen der Hades das äusserste Wahrzeichen ihres Hasses war. Durch lange Jahrhunderte hat uns das Christentum an eine andere Anschauung gewöhnt, die zudem, wie Freytag (‚Technik des Dramas') hervorhebt, auch in der germanischen Natur schon früher begründet war. Ein satyrhaftes Nachspiel auf der Bühne würde für uns eine Umgestaltung aller unserer Lebensansichten erheischen und dazu gebe man uns dann nur auch den kindlichen Frohsinn der alten Welt zurück, der mit der Beschränktheit ihres Daseins und ihres Wissens zusammenhing! Was in einer Zeit naturgemäss und ein Schmuck war, könnte in einer anderen nichts als roh sein. Oder passt es zu der geistigen Reife, welche man sich zuweilen so gern beilegt, dass man in seinem Treiben wieder zum Kinde würde?

Mit dem Chore aber kann unser Geschmack sich sehr wohl vereinigen. Was Schiller über jenen in der Vorrede zur ‚Br. v. M.' darlegt, ist teilweise ausgezeichnet, zum Teil angreifbar. Er bemerkt, dass der Chor die natürliche und notwendige Begleitung von Helden und Königen gewesen, deren Handlungen und Schicksale, zumal in der einfachen Urzeit, öffentlich seien. Was der Chor also für die alte Poesie von Natur war, das soll er für die neue künstlich leisten und Schiller glaubt sogar, dass seine Dienste dem neueren Tragiker noch weit wichtiger seien, weil er „die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandle, alles künstliche Machwerk in dem Menschen und um denselben abwerfe und nichts von allen äusseren Umgebungen desselben aufnehme, als „was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar mache".

Die letzten Sätze sind entschieden zu bekämpfen. Zu ihnen will es schlecht passen, dass Schiller selbst sich zu seinem Dichterberufe durch Geschichtsforschung gebildet hat. Da seine eigene Stärke in einem grossartigen Idealismus beruhte, so übersah er zu sehr die Vorzüge, welche dem Dichter bei der Behandlung der Geschichte aus einer mehr realistischen Betrachtung erwachsen. Ist denn nicht gerade die Menschheit an allen Punkten ihrer Entwickelung, mit den mannigfachsten Bräuchen und Sitten, für die dramatische Kunst anziehend? Schiller zieht den Vergleich mit dem Bildhauer, welchem ebenfalls die Gewandung nur so weit von Werte sei, als sie die natürliche Bildung des Menschen verrate. Der Vergleich ist nicht glücklich, weil der menschliche Körper, dessen Darstellung dem Bildhauer Hauptsache ist, allerdings zu allen Zeiten dieselbe Natur besitzt, während der menschliche Geist niemals stillesteht und seine Wandlungen in der Geschichte etwas anderes vorstellen, als die äusserliche Kleidung.

Hat es ferner sein Recht, eine fremde Kunstform gelegentlich zu verpflanzen, so wäre es gewiss falsch, das Fremde, das der Natur seiner eigenen Heimat untrennbar zugehörte, bei uns zu ganz derselben Geltung zu bringen; denn unfehlbar müsste dann, was dort Natur gewesen, uns zu kränklicher Unnatur werden. Der Chor darf, wie allerhand fremde Kunstformen, dazu dienen, unseren Formensinn einmal an-

zuregen, doch haben auch unsere Jahrhunderte eine grosse dramatische Poesie hervorgebracht, deren Natur sich ohne Chor entwickelte.

Bei den Griechen, in deren Tragödie nur einzelne fürstliche Personen die Handelnden waren, gab die Versammlung des Chores ein glückliches Gegengewicht, um auch die Gesamtheit, das Volk zu vertreten. Gegenüber der strenge stilisierenden Weise, welche sich in der Handlung und im Chore zeigte, hat im Drama Shakespeares und unserer Dichter der Volksgeist frei seine Triebe nach allen Richtungen entfaltet, Hoch und Niedrig, alle Lebensstellungen und Denkarten klar herausgebildet, so dass wir eines besonderen Mittels, um das Volksmässige darzustellen, eher entraten.

Der Reichtum mannigfaltiger Charaktere scheint es nun auch zu vollbringen, dass wir nicht das gemeine Mitleid, das Schiller ausschliessen wollte, statt des poetischen empfinden. In allen ihren Gegensätzen werden die Menschen, Freund und Feind, so lebhaft aus ihrem Innern erklärt, dass wir ihre Stimmungen vollkommen begreifen und oft die Rechtmässigkeit auf der einen wie der anderen Seite zugeben müssen. Damit wird der Anteil unseres Gemütes, obschon er sich vorherrschend einer Hauptperson zuwenden mag, geteilt. Die stärkere Bewegung unseres heutigen Dramas beruhigt ferner das Mitgefühl eben so wohl, wie sie es heftiger spannt; denn nicht in wenigen einfachen Vorgängen verläuft jenes, wie das griechische, sondern der Hörer wird unablässig überrascht und die reichhaltige Spannung verlangt von seiner Phantasie, dass sie selbst sich auf das Freieste bewege und zu jenen leichteren Luftwellen aufschwinge, deren Wehen nach meiner vorhergegangenen Ausführung im griechischen Drama gleichsam der Gesang des Chores hervorbrachte.

So trägt die freier entfesselte Natur des neueren Dramas Mittel genug in sich, um nicht zum Gewöhnlichen der Natur herabzusinken. Weil das Leben hier viel reicher sich drängt und seine inneren Triebfedern allenthalben aufgedeckt werden, so kann gerade dadurch eine Welt entstehen, welche über der Armut des Alltäglichen unendlich erhaben ist. Die Gefahr ist nur für den ärmlichen Sinn vorhanden, welcher, da ihm die Darstellung der ganzen Natur verstattet ist, die Innerlichkeit seiner Aufgabe übersieht und sich sehr reich bedünkt, wenn er bloss die äusseren Eindrücke der Welt im buntesten Wechsel durcheinander wirrt. Unsere Zeit liefert hierfür an jedem Tage ihr Beispiel und eben diese Gewöhnlichkeit war es auch, die Schiller mit der Einführung des Chores bekämpfte.

Auch den Chor hat er übrigens keineswegs genau nach dem griechischen Muster behandelt. Mit gereimten Versen wechselt der ungereimte antike Vers an besonders feierlichen Stellen ab. Im Verhältnisse hierzu hat auch das Gespräch nicht die antike rhythmische Einkleidung erhalten, sondern ist zumeist im üblichen fünffüssigen Jambus fortgeleitet, an dessen Stelle nur selten gereimte Versreihen und einmal auch der feierliche Trimeter eintreten. Der fünffüssige Jambus ist der freieren Bewegung unseres Dramas überaus angemessen, da er immerhin einen Schwung, aber einen leichteren Schwung hat, mit welchem

sich der Ausdruck eines unablässigen Vorwärtsdringens verbindet und alle möglichen heftigen oder weichen Stimmungen sich gut vertragen. Sehr mit Unrecht hat Platen ihn als formlos verlacht und er hat sich auch für die Handlung der ‚Br. v. M.‘ weit besser geschickt, als der schwerwuchtige Trimeter.

Mit einer musikalischen Ausführung des Chores auf der Bühne ist bisher kein Versuch gemacht worden und, wie er sich bewähren würde, bleibt eine unentschiedene Frage. Dafür trat das gesprochene Wort ein, welches der Dichter selbst der Reihe nach unter einzelne Sprecher (Cajetan, Bohemund, Berengar, Manfred u. s. w.) verteilte, und, wer jemals durch die geeigneten Schauspieler ihn vortragen hörte, muss wissen, dass der Chor auch in solcher Gestalt einen grossen Eindruck zu machen im Stande ist.

Er ist männlich, wie das der sinnlichen Kraft und öffentlichen Wichtigkeit dieser Begebenheit eignet. Die älteren griechischen Tragiker scheinen den Chor immer männlich zusammengesetzt zu haben, sobald ihre Erdichtung das Staatsganze anging: so hat der Agamemnon des Äschylus den männlichen Chor, die Choëphoren dagegen, in welchen vorzüglich häusliche Schicksale hervortreten, den weiblichen, wie auch die Elektra des Sophokles. Die Antigone aber hat, wie die beiden Ödipus, weil der Staat in lebhafte Mitleidenschaft gezogen wird, den männlichen Chor, wie aus ebendemselben Grunde die Perser des Äschylus, Aias und Philoktet. Ihre besondere Stellung haben die Eumeniden des Äschylus. Weiblich aber ist mit Recht der Chor der Trachinierinnen. Dem Prometheus, der als einzelner Dulder erscheint, steht im richtigen Gegensatze der teilnehmende mythische Chor der Okeaniden zur Seite. In den Schutzflehenden bot die Schaar der Danaiden sich von selbst als Chor dar. Einen weiblichen Chor haben ferner, obschon man es weniger erwartet, des Äschylus ‚Sieben gegen Theben‘, wie auch die Phönizierinnen des Euripides, weil die gesamte Bürgerschaft zur Verteidigung Thebens abwesend ist und auch das Schicksal nicht sowohl die Stadt, welche im Kampfe obsiegt, als mit den Gegnern die beiden feindlichen Brüder trifft. Anders verhält sich die Sache bei Euripides, welcher fast allein den weiblichen Chor anwendet und zu der stärkeren Bewegung seiner leidenschaftsvollen Handlungen gern diese sanftere Hinzuthat in Gegenwirkung brachte.

Schillers Chor bildet die ritterliche Begleitung der beiden Brüder, von denen dem älteren die älteren Ritter, dem jüngeren die jüngeren folgen, und so spricht er nicht immer als geschlossene Einheit, sondern tritt auch dazwischen in Gegnerschaft und beteiligt sich an der Handlung. Schiller hat sowohl in der Vorrede wie in einem Briefe an Körner über die sinnreiche Absicht geschrieben, welche er in dieser doppelten Eigenschaft des Chores sich stellte, und es kann dieselbe ohnehin einem achtsamen Leser schwerlich entgehen. Der Chor soll gemäss dem Sprichworte, dass Volkes Stimme Gottes Stimme sei, einerseits die göttliche Wahrheit des Volksmundes wiedergeben, andererseits als irre und wirre Masse erkennbar sein, welche keinerlei Halt in sich trägt nach dem Schillerschen Worte, „dass Verstand immer nur

bei wenigen gewesen“. Diese zweifache Behandlung giebt ein reicheres poetisches Leben und ist deshalb nicht zu tadeln, weil man jeder Zeit nicht im Zweifel sich befindet, in welcher der beiden Bezüge Schiller den Chor reden lasse. Auch der Unterschied des Alters hat den Reichtum der Gedanken gefördert und die verschiedenen Richtungen des Empfindens, welche er bewirkt, stören den einheitlichen Geist des Chores gewiss nicht.

Gleichwohl hat Wilhelm von Humboldt daran zu tadeln gefunden, welcher überhaupt ungeachtet seiner sonstigen Anerkennung für die ‚Br. v. M.‘ gegen die Ausführung des Chores manche Einwände erhoben hat. Seine feinen Bemerkungen verdienen sicherlich Beachtung und legen unzweifelhaft klar, dass der alttragische Chor von Schiller nicht mit Strenge nachgeahmt worden ist, aber das ist auch alles, was einzuräumen ist. Dass Schillers Chor, der bei der Bühnendarstellung so machtvoll wirkt, verfehlt sei, wäre eine unhaltbare Behauptung. Ändere der Dichter doch immer an dem Hergebrachten, gesetzt dass er nur mit Geist ändere! Dass Manuel dem Älteren eine Schaar älterer, bewährter Ritter und dem Jüngeren die übrigen beigestellt sind, ist, obschon wir keine Erklärung dafür hören, so seltsam garnicht und ist sicherlich nichts, was der dichterischen Freiheit nicht zu gute zu rechnen wäre. Obgleich bei den Alten der Chor nirgends so wie hier bald als Zweiheit, bald als Einheit erscheint, so ist es doch auch nicht wahr, dass er sich bei jenen niemals an der Handlung beteilige. Palleske erinnert schon an den Jungfrauenchor der ‚Iphigenie auf Tauris‘, welcher wacker mithilft, die Barbaren zu Ehren Griechenlands zu überlisten. Wie aber ist es gar mit den Schutzflehenden des Äschylus? Die Danaiden stehen dort unausgesetzt in der Mitte der Handlung. Im ‚Ödipus‘ auf Kolonos will der Chor der Greise im Beginn des Stückes mit Gewalt den Fremden von der heiligen Erde vertreiben, der dieser nachher sein Gebein als köstlichen Schatz hinterlässt.

Für die Zweiteilung fiel noch der Grund ins Gewicht, dass wir im neueren handlungsvollen Drama einen so furchtbaren Streit, wie er hier der Gegenstand ist, notwendiger Weise auch durch Massenwirkungen dann und wann verlebendigt wünschen und, wenn dem Dichter hierzu der Chor den passenden Beistand leistete, so wurde schwerlich ein falscher Ausdruck hineingelegt, der in der Folge einen Widerspruch fühlbar machte; denn die Masse als solche hat immer einen unbestimmten Charakter, der sich zum Höchsten wie zum Verkehrtesten wenden kann.

Gehen wir schliesslich zum Inhalte der Reden des Chores über, so ist, abgesehen von den Stellen, an denen er als gärende, streitlustige Masse sich beträgt, das Verhältnis zwischen Fürst und Volk der nächste gewichtige Gegenstand und das Kernhafte, Dauerhafte des Volkes, aber auch seine Ohnmacht wird eingesehen gegenüber dem herrlichen Glanze, dem ewigen Ruhme, der Flüchtigkeit seiner Beherrscher. Bald darauf folgt jener prachtvoll dahinrauschende Chor, in welchem die Freuden des Daseins mit sinnlicher Lebenslust gepriesen werden: die Süssigkeit des Friedens wird gerühmt, aber mehr noch die gesunde Bewegung des Krieges, das Glück jugendlicher

Liebesfreuden, welchen vom reiferen Alter der windesschnelle Zug der Jagd über Berg und Thal vorgezogen wird, und endlich das kecke Wagen auf der unbeständigen Meereswelle, deren flüchtige Gewinnste zuletzt daran gemahnen, dass alles Geschick im Leben schwankt und schwindet, zugleich die dem Fürstenhause drohenden Gefahren vor die Seele führend. Der eben geschilderten Lebenslust hat die nächste bedeutsame Chorrede schon die Klage über den Tod dessen anzureihen, der kurz vorher noch „der Liebe goldne Frucht nicht mehr flüchtig zu rauben“ sich vornahm, und mit ihr die Anrufung göttlicher Strafe für den Mörder. Alsdann wird der jähe Umsturz des Glückes der stolzen Fürstin vorgehalten und endlich finden alle Gedanken über Leben, Tod, göttliches Strafgericht und Glückesumschwung ihre Gipfelung in dem Ratschlusse, dass nur in der Einsamkeit am Herzen der Natur oder in der Entsagung des Klosters der Mensch selig zu preisen sei, weil er sich gerettet habe „aus den verworrenen Kreisen der Welt“.

So wird hier auch einmal die Ruhestatt des Klosters von unserm grossen Dichter gerühmt, dem er an anderen Stellen, wie unsre meisten Poeten, keine Gunst bezeigt, da sie ihm mit Fug nicht die Reize eines freientfalteten poetischen Lebens abzugewinnen wussten. Als Platz voller Weltentsagung wird es dessenungeachtet in Bezug auf den, dessen ganzes Glück scheiterte, seinen tiefen Sinn im poetischen Andenken der Menschheit behalten, wenn es auch längst untergegangen wäre, und das ist es, was mit Recht unsere Stelle behauptet. Die Hervorhebung des Christlichen in den späteren Stücken Schillers, ‚Maria Stuart‘, ‚Jungfrau von Orléans‘ und ‚Braut von Messina‘, ist zum grossen Teile von den Einflüssen der Romantik ausgegangen und ward, wie bekannt, für den Katholizismus ein Anlass, Schiller als den Seinigen in Anspruch zu nehmen.

Völlig dem Leben verlorene religiöse Anschauungen sogar sind es, welche vornehmlich in den Chorsprüchen wiederkehren: die Mythologie der alten Griechen. Der Dichter hatte das Bestreben, die sinnliche Kraft einer jugendlichen Welt, die er gerade mit dem Chore der Poesie wieder schenken wollte, möglichst lebendig durch die Abbildungen der alten Götter zu gestalten, und wir wissen ja, mit welcher Hinneigung Schiller in seine Dichtungen zu allen Zeiten jene verwob:

Aus der Zeitflut weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muss im Leben untergeh'n.

Und leben diese Phantasiegebilde der Vorzeit nicht mit Recht ihr poetisches Leben weiter? Haben wir uns vor ihnen zu ängstigen? Kann, was einmal dem Gemüte der Menschheit tief angehörte, trotz allem Wandel und Fortschritte ihm jemals verloren sein? Wahrlich, jenes „holde Blütenalter der Natur“, dem Schiller in den ‚Göttern Griechenlands‘ solch sehnendes Herz entgegentrug, war doch wie geschaffen für die Begeisterung eines grossen Dichters und die unvergänglichen himmlischen Gaben, welche über jene alte Zeit ausgestreut

sind, wurden für die unsrige kein verächtlicher Segen. Das, worin Schiller zu übertreiben scheint, ist ungefährlich; denn niemand wird die alte Götterwelt im Ernste wiederherstellen wollen und der Dichter selbst dachte nicht daran. Doch verlangten eben jene Vorzüge, welche damals für die ganze Welt gewonnen worden sind, auch die volle Sprache der Sehnsucht. Auch sie sind Ausflüsse der Gottheit, welche man durch „die Götter Griechenlands" herabgesetzt meint, obschon sie in Wahrheit nur verherrlicht wird.

Denn in allem Wechsel der Welt und Geschichte besteht ein Ewiges. Daran mahne zuletzt eine Chorstrophe der ‚Br. v. M.', welcher wir eine Anwendung auf das ganze Werk selber geben möchten:

Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde;
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnisvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schoss aufnahmen.
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein grosses Lebendiges ist die Natur
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.

Ein Dichtwerk, das einmal durch die Gunst des Geschickes späteren Geschlechtern aufbewahrt worden, verschwindet zwar nicht wie eine geschwinde That; aber es lebt auch nur wahrhaft, wenn es in empfänglichen Seelen eine Stätte gefunden. Sei Schillers ‚Br. v. M.' uns ein Talisman, um uns vor der Verflachung und Ernüchterung unserer Poesie zu schützen, möge sie die Hoffnung einer noch möglichen gewaltigen Zukunft unseres Dramas lebendig erhalten, möge sie uns an den Ringer Schiller gemahnen und an den hohen Siegestriumph, der uns aus solch einem Werke entgegenhallt, möge sie uns Frucht, möge sie uns Samen sein!

Zu Goethes ‚Faust'.

Exegetische Kleinigkeiten.

Von

R. Sprenger.

I. Teil.

Die folgenden Bemerkungen schliessen sich hauptsächlich, teils berichtigend, teils ergänzend, an die commentierte Ausgabe von K. J. Schröer (Heilbronn, Gebr. Henninger 1883) an.

Prolog 68. Weiss doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Dass Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Schröer nimmt hier grünen in der seltenen Bedeutung „wachsen", die noch dazu auf die bairische Mundart beschränkt ist (Schmeller-Frommann I, 1002). Ich glaube vielmehr, dass es als „grün werden" zu fassen ist. Goethe hat ein junges aus der Baumschule in freies Land versetztes Stämmchen im Sinne. Die Versetzung geschieht im Spätherbst oder Winter, so dass der Gärtner erst im folgenden Frühjahre wissen kann, ob es Wurzel gefasst hat. Wenn aber dann die ersten grünen Triebe sich zeigen, so kann er auch annehmen, dass es, von möglichen Zufällen abgesehen, auch Blüten treiben und Früchte tragen wird.

130. Du hast mich mächtig angezogen,
an meiner Sphäre lang gesogen . . .

Dazu bemerkt Schröer: „Sphäre — gesogen, an der Sphäre des Erdgeistes, der Erde hat Faust gesogen, Nahrung des Geistes, Erkenntniss gesucht". Diese Erklärung ist schon deshalb nicht zu billigen, weil nicht die Erde, sondern das Geisterreich die Sphäre des Erdgeistes ist. (Vgl. 157: Der du die weite Welt umschweifst, Geschäftger Geist . . .). Die Verse wollen ausdrücken, dass sich Faust mit allen Kräften seines Geistes in die Sphäre des Erdgeistes zu dringen bemüht, sich also gewissermassen an ihr festgesogen hat. Vgl. 141 f.: Wo bist du Faust, des Stimme mir erklang, — Der sich an mich mit allen Kräften drang?

135. Mich neigt dein mächtig Seelenflehn.

Das seltene neigen „geneigt machen (aus der höheren Sphäre) herabziehen" bedurfte der Erklärung mit Hinweis auf das mhd. sw. v. neigen (Lexer II, 49).

321. Im Briefwechsel mit Schiller No. 355 vom August 1797 schreibt Goethe: „Was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt, wie jenes Undenische Pygmaeenweibchen".

1167. Das Oel dient m. A. n., ohne eine tiefere symbolische Bedeutung zu haben, nur dazu die Mäuse herbeizulocken.

1236. Trauerhöhle verstehe auch ich nur als „das irdische Jammerthal“, denn die Stelle des Wertherliedes, welche von Loeper, ‚Literaturbl. f. german. und roman. Philologie‘ 1881, Sp. 133 anführt, kann nicht als Beleg für die Bedeutung „Leib“ angezogen werden, da dort ohne Möglichkeit eines Missverständnisses von „des Leibes Höhle“ geredet wird. Veranlasst war Goethe vielleicht zu diesem Ausdrucke durch ähnliche der alten Kirchenlieder. Vgl. z. B. „Sündenhöhle“ in J. Francks (1618—77) Abendmahlsliede ‚Schmücke dich, o liebe Seele!‘

1356. Ich habe mich nicht freventlich vermessen;
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Schröer erklärt: „Wie ich beharre = so wahr als ich beharre, dabei bleibe, bin ich in dem angegebenen Falle Knecht“. Diese Erklärung erscheint mir, wie auch schon von Loeper a. a. O. Sp. 133 durchaus unzulänglich; ich sehe in den Versen 1357, 58 vielmehr nur eine Variation der Verse 1346 ff.:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen . . .

Beharren ist bei Goethe = „an etwas festhalten“. So heisst es 21, 23 (der Ausgabe letzter Hand): Die Beharrlichkeit auf dem Besitz giebt uns in manchen Fällen die grösste Energie (vgl. Grimm, Wb. II, 86). Wie ist hier als relativ-temporal zu fassen. Vergl. Weigand, ‚Wörterbuch der deutschen Synonymen‘ N. 429: „Wie (s. Nr. 93 und Grimm III, 135, 185 f.) ist, seiner Abstammung gemäss, in unbestimmter Beziehung (relativ) auf irgend eine Zeit gebraucht, wie schon Otfried (z. B. IV, 7, 7 u. s. w.), doch mit dem Nebenbegriffe, dass es die Zeit schärfer als einen Moment bezeichnet, — = in dem gleichen Augenblicke. Z. B.: „Wie (nicht: als, da, indem) er mich sieht, läuft er mir entgegen“ *). Die Verse sind also folgendermassen zu verstehen: „In dem Augenblicke, wo ich mich der Ruhe hingebe bin ich dein Knecht“. Vgl. noch 1339, 40: Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich gethan. Faust erscheint es schon an und für sich als Knechtschaft, wenn man an irgend einem Dinge allzu ängstlich hängt, so wie man ja auch den Geizigen als den Knecht seines Geldes bezeichnet.

Unverständlich ist die Erklärung in Düntzers neuster Ausgabe

*) Beispiele für diesen Gebrauch des wie aus der klassischen Literatur: Schiller, ‚Tell‘ IV, 1 „Und an dem Ufer merkt ich scharf umher, — Wo sich ein Vortheil aufthät zum Entspringen. Und wie ich eines Felsenriffs gewahre — Das abgeplattet vorsprang in den See, — Schrie ich den Knechten handlich zuzugehn“. Goethe, ‚der Fischer‘ „Und wie er sitzt und wie er lauscht, — Theilt sich die Flut empor“. Uhland, ‚Roland Schildträger‘: „Dem Riesen schwand der Muth dahin, wie ihm der Schild entrissen. — Doch wie sie kamen vor das Schloss und zu den Herrn geritten, macht er von Vaters Schilde los den Zierrat . . .“

(‚Kürschners Deutsche Nationalliteratur' 1. Heft) „beharre, mich erhalte". Doch liegt hier ein Druckfehler vor, wie aus dem grösseren Faustcommentar desselben Verfassers (2. Ausg. 1857) S. 243 zu ersehen ist, wo es heisst: Die Worte wie ich beharre heissen nicht wenn ich bei diesem Versprechen bleibe, sondern wie ich mich auch verhalten, wie ich auch im Leben ausdauern mag. Auch das genügt freilich nicht.

1836. In der Nacht z. 28/29. Dezember 1836 übernachtete Goethe in Rippach auf der Reise von Weimar nach Leipzig begriffen. S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe No. 263 (Leipzig, 1. Jan. 1797).

1964. Des Zaubers, infolgedessen die Zecher die Nasen ihrer Genossen für Trauben halten, wird zuerst in Widmanns ‚Faustbuche' (A. v. Kellers Abdruck, S. 439) Erwähnung gethan. Dass es schon im ‚Volksbuche' von 1587 von Faust erwähnt werde, ist ein Irrtum Schröers.

2387. Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath ich eurer Lüsternheit
Die liebe schöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh zu sparen.
Ich hoff nicht, dass ihr geizig seid!
Ich kratz den Kopf, reib an den Händen. —

Zu V. 2391 bemerkt Schröer: „Den Kopf kratzen ist die Gebärde des Nachsinnens über eine schwierige Sache, an den Händen reiben ist die dienstfertige Geschäftigkeit. Er meint demnach: ich mühe mich eurethalb dienstfertig ab". Mir scheint dies wenig der Situation entsprechend. Kopfkratzen und Händereiben scheinen mir vielmehr als Gebärden des Zauberers aufzufassen, wie letztere noch unsere modernen Salonkünstler anwenden. Der Gedanke ist demnach etwa folgendermassen zu ergänzen: „Ihr habt nicht nötig zu geizen, denn ich brauche nur den Kopf zu kratzen und an den Händen zu reiben und — sogleich ist ein neuer Schatz zur Stelle". Dass Mephistopheles 2503 ausruft: „O ja, dem Herrn ist alles Kinderspiel!" geschieht nur im Ärger darüber, dass der Schmuck der Kirche zugefallen ist. Er ist ja auch gleich darauf bereit einen neuen herbeizuschaffen.

2761. Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!

Aus diesen Versen geht hervor, dass auch 2731 Die Mutter ist gar zu genau, genau wohl nicht in der mundartlich (Oberpfalz) vereinzelt vorkommenden Bedeutung „sparsam" zu nehmen ist, sondern = genaunehmend, von peinlicher Sorgfalt, besonders in Bezug auf Sauberkeit.

2764. Mein Vater hinterliess ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.

v. Loeper stellt hierzu (‚Lbl. f. g. u. r. Ph.' 1881, Sp. 134) die Frage, ob Haus und Garten vor dem Thore liegen. Da die Valentinscene offenbar innerhalb der Stadt spielt, so bleibt nur die Möglichkeit, dass das Gärtchen vor dem Thore gelegen ist. Es entspricht das den Verhältnissen eng gebauter mittelalterlicher Städte, wo innerhalb der

Mauern kein Platz für Gärten ist, der behäbige Bürger aber immer einen solchen vor den Thoren besitzt. Freilich ist hinter der Nachbarin Haus (vgl. V. 2670) ein, aber gewiss nur winziger, Gartenfleck. Ich habe den Vers mehrfach, auch von bedeutenden Schauspielerinnen so sprechen hören, als ob Haus und Garten vor dem Thore zu suchen sein. Um das Richtige anzudeuten wird man hinter Häuschen eine kleine Pause zu machen haben, etwa als wenn ein Gedankenstrich dort stände.

2794. Da gehts, mein Herr, nicht immer muthig zu.

Muthig steht hier für anmutig, angenehm. Goethe gebrauchte vielfach das einfache Wort statt des Compositums; für die Weglassung der Präposition an bot ihm speciell H. Sachs (Ausgabe der Gedichte, Nürnberg 1590 I, 263b), welcher rüchtig statt anrüchtig (in üblem Rufe stehend) gebraucht, Beispiele. S. Weigand, Wb. I. 3, 59.

2826. Die Aster wird, soviel sich aus Wuttke, ‚Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart' (2. Aufl.) Nr. 340 ersehen lässt, zu dem Blumenorakel nicht gebraucht, wohl aber besonders die Goldblume (Johannisblume, Chrysanthemum), die Kamille und das Gänseblümchen. Eine dieser Blumen ist also wohl unter der Sternblume zu verstehen.

3168. Die Erklärung von „Grasaffe" als ein „junges Mädchen, das noch wie schlimme Jungen im Grase umherspringt", ist nicht stichhaltig. Ich vermute volksetymologische Umdeutung aus „Grassaffe" von mhd. grâzen, leidenschaftliche Erregung durch Laute oder Gebärden ausdrücken, schreien (Lexer I, 1076), vgl. „Heulaffe, Winselaffe". Auch die Schelte „Grassteufel" ist so zu erklären.

3359. Nun aber fort, wir müssen gleich verschwinden:
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiss mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.

Düntzer, ‚Goethes Faust'. Erster und zweiter Teil. Zum erstenmal vollständig erläutert. 2. Aufl. 1857, S. 338 meint, dass der Hilferuf von Marthe und Gretchen ausgehe. Das ist aber falsch, denn beide treten erst, nachdem das Geschrei ergangen, aus ihren Häusern. Der Ausdruck Geschrei, durch den wir hier sofort in mittelalterliche Verhältnisse versetzt werden, bedurfte überhaupt einer Erklärung. „Geschrei" nannte man den Hülferuf, der erging, wenn eine öffentliche Gewaltthat verübt war. Er ging gewöhnlich vom Schergen aus und jeder Bürger war verpflichtet, wenn das „Geschrei" erging, sich bewaffnet mit auf die Verfolgung des Friedensbrechers zu begeben. Vgl. ‚Monumenta Wittelsbacensia' ed. Wittmann (München 1857—61) 2, 807: obe der scherig einen schedelichen man jaget, alle die umbezazen, die daz geschrai hôrent, die suln nâchvolgen. In ähnlicher Weise ergeht das Geschrei über einen Mörder im ‚St. Galler Stadtbuche', II, 25. In Niederdeutschland wurde dieser öffentliche Hülferuf mit gerochte oder geschrichte bezeichnet. Vgl. das ‚hanöversche Stadtrecht' (im ‚Vaterländischen Archive des histor. Vereins für Niedersachsen', Jahrg. 1844) S. 292: unde worde da we ghewundet eder dot gheslagen, deme vredebrekere scol-

den alle de volgen, de dar bi weren, mit gherochte, unde alle de dat rochte horden, bi enem punde. Men mak ok den sulven vredebrekere volghen int hus in der hanthaften dat alle de wile dat me one süt. Vgl. auch Homeyer in seinem ‚Glossar zum Sachsenspiegel' und R. Hildebrand im ‚Glossar zur Weiskeschen Ausgabe s. v. gherochte'. Mit dem Blutbann weiss sich Mephistopheles, der doch nach eigenem Geständnis mit der Polizei so gut umzugehen weiss, eben desbalb nicht abzufinden, weil hier gleichsam das gesamte Volk zur Rache aufgefordert wird. Deshalb auch später seine Warnung an Faust an die Stätte seines Verbrechens zurückzukehren: Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von deiner Hand, | Über des Erschlagenen Städte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder (Scene: Trüber Tag, Feld). Durch letztere Stelle bin ich lebhaft an Herodot erinnert, wo er von Epimenides redet, der die Blutschuld von Athen nimmt.

So erledigt sich auch der Vorwurf Rudolfs von Gottschall ‚Die deutsche Nationallitteratur' 2. Aufl. 1861, S. 119, dem die Worte des M.: „er könne sich zwar gut mit der Polizei, doch schlecht mit dem Blutbann abfinden" zwar als guter Witz, aber als schlechtes dramatisches Motiv erscheinen, indem diese Unterscheidung des Dichters rein willkürlich und aus der Luft gegriffen sei.

3403. Sollst keine goldene Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohl behagen!

Dazu dürfte bemerkt werden, dass es noch heute in manchen Gegenden gefallenen Mädchen nicht erlaubt ist, an Tanzlustbarkeiten teilzunehmen. Die Beschränkungen in Bezug auf die Tracht haben dagegen wohl allmählich überall aufgehört.

3663. Ruschen, „sich schnell fortbewegen", z. B. im Schlitten, ist wohl ursprünglich niederdeutsch. Im ‚Korrespondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung' ist an verschiedenen Stellen darüber gehandelt; vgl. das Adjekt. rusch, rasch, schnell im ‚Mittelniederdeutschen Wörterbuch', III, 534. Das von Schröer zu dieser Stelle citierte Aachener Sprichwort gehört dagegen nicht hierher. „Tuschen en rusche maacht vledige busche", d. h. etwa: Würfelspiel und Räusche machen leere Taschen.

3869. Wenn Mephisto zu Servibilis sagt:

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find ich gut, denn da gehört ihr hin,

so musste dazu die Redensart „zum Blocksberg (= zum Henker) wünschen" erwähnt werden.

4050. Sie streuen und weihen.

Unter „weihen" verstehe ich einfach das Murmeln der Beschwörungsformeln.

4212—17. Auch hier mischen sich offenbar Erinnerungen an Mährchen der Kinderwelt in Gretchens Wahnreden.

4240. Die Worte Gretchens:

Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt

scheinen mir bisher nicht genügend erklärt. Schröers Erklärung: „Jedem ist, als ob das Beil nach seinem Nacken zuckt, der nach meinem zuckt" scheint mir schon deshalb nicht annehmbar, weil ich es psychologisch nicht erklärbar finde, dass Gretchen, welche doch ganz mit ihrem bevorstehenden Sckicksale beschäftigt ist, sich noch in die Seelen der Zuschauer bei der Hinrichtung versetzen sollte. Nein! ihr selbst ist es, als ob das Richtschwert auch die Hälse der Zuschauer bedroht, und zwar steigt diese Vorstellung in ihr auf, weil sie in dem Aberglauben befangen ist, dass ein Richtschwert durch längeren Gebrauch gleichsam eine Seele bekommt und nach Menschenblut dürstet. Davon bericht Cl. Brentanos ‚Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl'. Bei einem Besuche im Hause des Scharfrichters setzt sich das Richtschwert im Kasten bei Annerles Annäherung von selbst in schwingende Bewegung (es „wankt"), worauf der Meister erklärt, dass er nach dem Blute des Kindes verlange*), und dass er, um grosses Unheil von ihm abzuwenden, seinen Hals mit demselben ritzen müsse. Neuerdings kommen auch ‚Heines Memoiren' gelegentlich der Erzählungen des ‚roten Sefchens' auf diesen Volksaberglauben zu sprechen.

4234. Die Menge drängt sich, man hört sie nicht. Schröer bemerkt dazu: „Von einer Höhe aus, wo man eine grosse Fläche übersieht, macht es einen eigenen Eindruck, dass man, wenn sich die Fläche mit tausenden von Menschen füllt, so wenig von ihnen hört. Das Auge reicht weiter als das Ohr". Ich glaube vielmehr, dass nur die atemlose Spannung geschildert werden soll, mit der die Menge auf den Beginn des grausen Schauspiels harrt.

Da ich nicht weiss, wann mir wieder Musse zum erneuerten Studium des ‚Faust' gegönnt sein wird, so will ich gleich hier eine Stelle des zweiten Teiles berühren, bei deren Erklärung Schröer durch die Sucht, seltene Worte in dieser Dichtung zu finden, wie auch schon anderwärts manchmal ein klassischer Philologe, irre geleitet ist. Ich meine 5524 ff.; Mephistopheles spricht:

Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürgernahrungsgraus,
Krummenge Gässchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke, wo die Schmeissen hausen,
Die fetten Braten anzuschmausen;
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiss Gestank und Thätigkeit.

Bürgernahrungsgraus erklärt nun Schröer als „ein Steinhaufen, in dem sich der Bürger nährt, in dem er lebt und webt", fasst also Graus (niederd. Grûss) als zerbrochene Stücke Stein, Kalk und

*) Ich kenne mein Schwert, es ist lebendig! sagt Meister Franz.

Lehm (Schmeller-Frommann, ‚Bair. Wörterbuch' I, 1009; Fritsch, Teutsch-Lat. ‚Wörterbuch' I, 369). Es wird jedoch hier nicht gesagt, dass die Hauptstadt selbst ein „Bürgernahrungsgraus" sei und insofern passt auch die beigezogene Stelle aus Schmeller-Frommann, wo es heisst, dass die Stadt Salzburg durch eine Belagerung „ein steingrauss" geworden sei, nicht hierher. Es wird vielmehr gesagt, dass im Kerne, im Innern derselben „Bürgernahrungsgraus" zu finden sei; es kann sich dieser Ausdruck daher nur beziehen auf die gleich darauf einzeln aufgezählten Gegenstände, welche zur bürgerlichen Nahrung, d. h. zur Hantierung gehören, mit welcher sie ihren Unterhalt suchen. Alle diese Gegenstände in ihrem wirren Gemisch sind Mephisto ein Graus und deshalb bezeichnet er sie als „Bürgernahrungsgraus", eine jedenfalls kühne, aber bezeichnende Neubildung.

Zum Schluss möchte ich noch die Überlieferung an einer Stelle schützen, ich meine das 5389 erscheinende „Röhrigflöten". Schröer nennt diese Lesart unverständlich und schlägt statt dessen vor „Röhrichtflöten" zu lesen. Nun ist aber Röhrich die bessere, historisch richtige Form (s. Weigand II. 3, 485). Dass Goethe Röhrig schrieb, kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir Formen wie Kindgen, Anngen, Gustgen, Mamagen*) etc. vergleichen, wo auch g an Stelle von ch steht. Dass hier das Säuseln des Schilfröhrichs gemeint ist, kann meiner Ansicht nach keinem Zweifel unterliegen.

Zu Goethes ‚Egmont'.

Von

Wilhelm Buchner.

Diese Blätter haben einige Textverbesserungen zu unseren Klassikern gebracht, oder doch von mir ausgesprochene Vermutungen, welche, wie es scheint, teilweise Beifall, teilweise wenigstens keinen Widerspruch gefunden haben. Nach anderer Seite haben dieselben angeregt zu ähnlichen Äusserungen; es ist an anderem Orte auf eine Stelle der ‚Emilia Galotti' hingewiesen worden, welche ohne Zweifel einen lapsus calami des grossen Verfassers enthält. Denn wenn in Akt II, 6. Auftritt dieses Stückes Claudia sagt: „Wie wild er schon war, als er nur hörte, dass der Prinz dich jüngst nicht ohne Missfallen gesehen", ist, wenn man nicht zu völlig spitzfindigen Sinneskonstruktionen seine Zuflucht nehmen will, einfach zu betrachten als ein Versehen des Dichters, welcher

*) Derartige Schreibungen sind besonders häufig in Goethes Jugendschriften, vgl. M. Bernays ‚der junge Goethe' fast auf jeder Seite.

schreiben wollte „nicht ohne Wohlgefallen“ oder „ohne Missfallen“, aber ganz gewiss nicht „nicht ohne Missfallen“.

Heft 7 d. Bl. S. 423 hat eine weitere Konjektur zu Lessings ‚Nathan‘ gebracht. Es wird die Vermutung ausgesprochen, Lessing habe in Akt I, 3 nicht geschrieben nach dem überlieferten Texte:

. . . am Ganges, wo ich leicht und barfuss
Den heissen Sand mit meinen Lehrern trete,

sondern es wird an die Stelle des Wortes „Lehrern“ das Wort „Ghebern“ vorgeschlagen, mit Berufung auf II, 9, wo derselbe Al Hafi sagt:

. . . Unter meinen Ghebern, an
Dem Ganges brauch’ ich beides nicht.

R. Sprengers Vermutung ist verführerisch, aber ich bin doch zweifelhaft, ob ich ihr folgen soll. Dass unter den Lehrern am Ganges die Ghebern zu verstehen seien, daran ist nicht zu zweifeln, wohl aber darüber, dass deshalb die Lehrer durch die Ghebern zu ersetzen seien. Es mag auffallend erscheinen, dass der nicht mehr junge Al Hafi sich als Schüler der Ghebern bezeichnet, aber es liegt doch nicht so fern, das Wort dahin zu deuten, dass die Ghebern Al Hafis Lehrer sind in der Weisheit der Weltentsagung, der Bedürfnislosigkeit. Man könnte daher immerhin annehmen, dass das Wort des ersten Aktes in demjenigen des zweiten erst seine nähere Erläuterung finde; ein Zwang zur Ersetzung des Wortes „Lehrern“ durch das Wort „Ghebern“ findet meines Erachtens nicht statt.

Aber es ist Zeit, dass ich die Überschrift „Zu Goethes Egmont“ rechtfertige. Dort spricht im III. Aufzuge, nachdem er Oraniens Absagebrief erhalten, Herzog Alba: „So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein!“ Das Wort hat mir jedesmal, so oft ich es las, die Empfindung hervorgebracht, ich sei doch eigentlich recht einfältig, dass ich es nicht verstehe; es schien mir ein unverständliches Witzspiel, doppelt unverständlich in einer sonst so durchsichtigen Dichtung, wie ‚Egmont‘, dem Werke eines jugendlichen Dichters, welcher es nicht nötig hat, sein Werk mit solchem anscheinend geistreichen, im Grunde spitzfindigen und gar nicht fassbaren Redeblümlein auszuputzen.

Wer ist der Kluge? frage ich. Doch wohl Oranien. Im vorhergehenden Gespräche mit Ferdinand nimmt Alba als völlig sicher an, dass Oranien mit Egmont komme; er ist sehr unangenehm überrascht durch die Meldung, dass Oranien nicht komme, und bricht in die Worte aus: So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein! Oraniens Klugheit bestand doch wohl darin, dass er Albas Einladung nach Brüssel nicht annahm, auf die Gefahr hin, Alba und dem Könige doppelt verdächtig zu werden; denn diese Gefahr war doch wohl minder dringend als die Gefahr, in welche Oranien sich begab, indem er Albas Einladung folgte. Und dass er letzteres nicht that, das wäre zugleich ein Beweis, dass der kluge Oranien nicht klug sei? Ich bekenne, dass mein Witz seit vier Jahrzehnten nicht ausreicht, diesen Widerspruch zu erklären.

Ich werde also jedem, der mir die gegenwärtig im ‚Egmont‘ stehen-

den Worte Albas deutlich macht, dankbar sein; bis dieses geschehen, erlaube ich mir die Vermutung auszusprechen, dass Goethe schrieb: „So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, auch klug zu sein“, d. h. klug genug, um Albas Zorne zu trotzen und seine Einladung nicht anzunehmen, klug genug, um nicht aus thörichter Rücksichtnahme sich selbst dem Feinde auszuliefern, klug genug, nicht bloss dafür gelten zu wollen, sondern es auch wirklich zu sein, wobei man im lebendigen Worte das „sein“ so kräftig wie möglich betonen mag. Es ist nicht zu läugnen, dass auch in der von mir vorgeschlagenen Form das Wort etwas witzspielerisch erscheint, aber es ist doch verständlich. Dass in des jungen Goethe flotter Hand ein „auch“ wohl mit einem „nicht“ verwechselt werden, dass das anscheinend geistreiche Wort in dieser Gestalt sich auf weiterhin erhalten konnte, liegt auf der Hand.

Recensionen.

Lessings Weltanschauung dargestellt von Gideon Spicker. Leipzig, G. Wigand 1883. XIV und 367 S.

Besprochen von Christian Gross.

Die Lessingforschung hat durch das von berufenster Seite hochgerühmte sowie von allerunberufenster noch mehr geschmähte Buch von Gideon Spicker über ‚Lessings Weltanschauung‘ einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan. Namentlich ist die Einheitlichkeit und Geschlossenheit von Lessings Weltanschauung, die bisher mehr vermutet und behauptet als dargelegt worden war, gründlich nachgewiesen und sein Verhältnis zu den Vorgängern, besonders zu Leibniz und Spinoza, einer allseitigen und tiefen, man möchte fast sagen abschliessenden Erörterung unterzogen worden. Und diesen Vorgängern ist, wofür wir Spicker ganz besonders dankbar sein müssen, ein neuer hinzugefügt worden, nämlich Aristoteles, dessen Einfluss auf die wichtigsten Grundsätze des ‚Christentums der Vernunft‘ von Spicker geradezu entdeckt worden ist. Die Biographen Lessings, die den grossen Denker bisher mit mehr oder weniger Einschränkungen fast ausnahmslos den Spinozisten zugezählt haben, werden sich in Zukunft entschliessen müssen anders zu urteilen, und sie werden dies im Interesse ihres Helden wahrscheinlich ganz gern thun, da Spicker die (selbstverständlich relative) Selbständigkeit von Lessings philosophischem Standpunkte mit schlagenden Gründen nachgewiesen hat.

Das sind hervorragende Verdienste, die wir gern und freudig hier an die Spitze unserer Bemerkungen stellen, besonders da wir die Absicht haben im folgenden eine Reihe von Ausstellungen zu machen, die teilweise der gütigen Berücksichtigung des Verf. bei einer neuen Auf-

lage sich empfehlen, teilweise freilich nur dazu bestimmt sind einen von dem des Verf. abweichenden Standpunkt zu markieren und, soweit hier möglich, zu begründen.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte: I. Lessings Philosophie. II. Lessings Religion. III. Lessings Ethik. IV. Lessings Unsterblichkeitslehre. Diese Einteilung ist keine logische; denn den Allgemeinbegriffen „Philosophie" und „Religion" sind die Specialbegriffe „Ethik" und „Unsterblichkeitslehre" neben- statt untergeordnet. Bei unlogischen Einteilungen sind Wiederholungen kaum zu vermeiden, und dieser üblen Folge ist auch der Verf. nicht entgangen. Dazu kommt, dass unter Abschnitt III. (Ethik) im wesentlichen nur die Freiheitsidee abgehandelt wird, während die Freimaurergespräche, die durchaus „ethischen" Inhalts sind, dem Abschnitt II. (Religion) einverleibt worden sind. Es scheint kleinlich auf solche Dinge hinzuweisen, da dem Verf. die Einteilung, der er folgt, für seinen Zweck gewiss am passendsten erschienen ist. Da Spicker indes Lessing ein „System" zuschreibt (p. IV f.), während man ihm dies bisher meist abgesprochen hat, so würde er dem Leser die Einsicht in das Systematische von Lessings Weltanschauung durch eine wirklich systematische Anordnung des Stoffes gewiss wesentlich erleichtert haben.

In der Geschichte der neueren Philosophie müssen von Anfang an bis in die Gegenwart zwei Reihen von Denkern scharf von einander geschieden werden. Die einen (Baco, Locke, Hume, Kant, Schopenhauer) halten vor dem Aufbau eines jeden philosophischen Systemes eine gründliche Untersuchung der Tragweite des menschlichen Verstandes und seiner Befähigung zu einem solchen Werke für durchaus erforderlich. Man hat diese Richtung die kritische, Gegner haben sie auch wohl die skeptische genannt. Die andern (Cartesius, Spinoza, Leibniz, Lessing, Schleiermacher, Hegel) glauben sich jene Voruntersuchung ersparen zu können, wie es im wesentlichen auch die Philosophen des Altertums gethan haben, sie bauen vielmehr wacker darauf los, auch auf die Gefahr hin ein leeres Begriffsgebäude auf Wolken und Sand aufzuführen. Diese Art von Philosophie wird die dogmatische genannt. Die Religion muss den Denkern der letzteren Art den Inhalt liefern; nur dass dieser Inhalt unter den Händen des Philosophen sich meist so verflüchtigt, dass die frommen Gemüter zwischen den Gebilden des spekulativen Philosophen und ihren religiösen Vorstellungen oft kaum noch eine entfernte Familienähnlichkeit zu erkennen vermögen. Spicker selbst gehört unzweifelhaft zu den dogmatischen Philosophen; daher neben vielem anderen seine Begeisterung für Hegel, den er (p. 20) für den „höchsten Gipfel" der neuen Philosophie erklärt. Der Satz Spickers: „Ohne Religion fehlt es der Philosophie an lebendigem Inhalt" (p. XII) ist ganz unzweifelhaft richtig, wenn man an die zweite Reihe der Philosophen denkt, und auch wenn er hinzufügt: „Und ohne Philosophie entbehrt die Religion der wissenschaftlichen Form", so wird er schwerlich auf Widerspruch stossen. Wenn er dagegen (p. XI) den „individualistischen Pantheismus" für die Religion der Zukunft erklärt und (p. XII) hinzufügt: „Nur eine Religion, welche auf die Thatsachen

der Geschichte und Naturwissenschaften sich stützt, mit der Vernunft und Philosophie im Einklang steht und zugleich dem Gemüt und der Phantasie Genüge thut: nur eine solche Religion vermag es, den trostlosen Materialismus und kulturfeindlichen Orthodoxismus siegreich zu überwinden", so scheint er mir das Wesen der Religion, die „höher ist als alle Vernunft" und in der der Standpunkt eines Tertullian mit seinem „prorsus credibile, quia ineptum" stets seine Berechtigung behalten wird, doch allzusehr zu verkennen und mit der Theologie resp. dogmatischen Philosophie zu verwechseln. Es ist wunderbar, mit welcher Zähigkeit die modernen Philosophen (man denke z. B. an v. Hartmann) auf „die Religion der Zukunft" hinweisen, während sie doch aus der Geschichte wissen müssten, dass alle wirklichen Religionen von begeisterten Männern, von Propheten, nicht von Philosophen ausgegangen sind. Manis Versuch, durch philosophische Spekulation und Kombination eine neue Religion zu stiften, ist bekanntlich kläglich gescheitert und dürfte schwerlich zu Versuchen ähnlicher Art ermutigen. Lessing selbst weist allerdings auch in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (§. 85 ff.) auf die „Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums" hin, die „gewiss kommen wird", aber ob er unter dem „ewigen Evangelium" eine neue Religion verstanden hat oder vielmehr eine möglichst hohe Stufe der allgemeinen Menschenentwickelung, wo „der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist", wo er der Religion als eines Vehikels zu seiner Vervollkommnung nicht mehr bedarf, das dürfte doch fraglich sein. Ja Spicker selbst scheint Lessing eher auf dieser Spur zu vermuten, wenn er am Schluss der Vorrede (p. XIII) Lessings „innerste Tendenz" sowie seine eigene Aufgabe in folgender Weise umschreibt: „In dem berühmten Ausspruch: die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings notwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen werden soll, ist nicht nur seine (Lessings) innerste Tendenz ausgesprochen, sondern auch unsere höchste Aufgabe vorgezeichnet. Wie er selbst den Entwicklungsprozess anstrebte, welcher Mittel er sich bediente und welche Resultate er zu Tage förderte, ist teils bekannt, teils wird es in der folgenden Untersuchung ausführlich dargelegt. Möchte der kühne Kämpfer viele solche Nachfolger finden, die wie er den nötigen Mut unb das richtige Verständnis besässen — um auf dem angedeuteten Wege die Menschheit ihrem erhabenen Ziele näher zu bringen!" Der hier angedeutete Weg ist offenbar nicht der Weg der Religion, sondern der der philosophischen Aufklärung, der geistigen und sittlichen Erziehung, einer, um so zu sagen, göttlichen Pädagogik im Lessingschen Sinne. Dies scheint übrigens auch Spickers innerste Meinung zu sein, wenn er (p. VI) Lessing den Luther der Aufklärung nennt, „der die Vernunft an die Stelle der Bibel und Kirche, Geschichte und Philosophie an die Stelle der Theologie gesetzt hat". Denn von specifisch Religiösem dürfte in einer solchen Zukunftsreligion nicht mehr viel zu finden sein. Auch an den mutigen Nachfolgern auf diesem Wege zu dem erhabenen Ziele der Menschheit hat es Lessing nie gefehlt und wird es ihm nie fehlen, so lange es wahre Menschen auf dieser Erde

geben wird und nicht bloss mit Vernunft begabte Bestien. Spicker selbst gehört offenbar zu diesen „mutigen Nachfolgern Lessings", wie uns die fanatischen Angriffe der Finsterlinge in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 4. Febr. d. J. hinlänglich beweisen.

Spickers philosophischen Standpunkt lernen wir p. 3—6 der Einleitung kennen. Er hält eine Vereinigung von Dogmatismus und Kriticismus, von Spinoza und Kant für möglich. Doch darf nicht vergessen werden, dass Spinoza naiv, ebenso wie alle anderen Dogmatiker vor Kant, die menschliche Vernunft für transcendentale Gegenstände verwendet hat. Ob der grosse Denker nach Kant noch so geredet haben würde, wie er es in der „Ethik" thut, bleibt ebenso fraglich, wie ich es stark bezweifle, ob Lessing nach dem Erscheinen der ‚Kritik der reinen Vernunft' noch ein ‚Christentum der Vernunft' geschrieben haben würde. Mit Sätzen wie den Spickerschen: „Das Denken an sich (oder „das Denken im allgemeinen") ist richtig" (p. 5), oder: „Es giebt eine letzte (bald darauf eine „ewige") Ursache" (ibid.), ist nicht viel anzufangen. Denn was ist ein „Denken an sich?" Läuft es nicht auf ein ganz willkürliches, leeres und hohles Spielen mit Begriffen und Worten hinaus, das einen Menschen, der sich bei dem, was er hört oder liest oder sagt, gern auch etwas denken möchte, beim Lesen der Hegelschen „Logik" geradezu zur Verzweiflung treiben kann? Denn es ist nun einmal so, wie der Dichter sagt: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen". Die „letzte Ursche" ferner hat, wenn ich nicht irre, schon Schopenhauer mit der Stelle verglichen, wo nach der populären Vorstellung die Welt mit Brettern vernagelt ist. „Denken" kann man sich eine solche Bretterwand ja freilich, aber man versuche einmal sich dieselbe vorzustellen. Wird man nicht unwillkürlich dahinter sehen wollen? Ebenso steht es mit der „ersten" Ursache; man stellt sich stets eine noch „ehere" vor und lässt sich durch keine „Spekulation" und durch keinen Philosophen Halt gebieten.

Der durchaus dogmatische Charakter von Lessings Philosophie wird durch nichts schlagender bewiesen als durch sein „Christentum der Vernunft". Mit Recht sagt Spicker: „Die Frage ist vor allem die: bildet das Vernunftchristentum in der Hauptsache den Grundstock, die Substanz von Lessings Weltanschauung oder nicht?" (p. 7 Anm.). Ich stehe nicht an mit Spicker diese Frage mit ja zu beantworten, trotzdem Lessing selbst in einem Briefe an Mendelssohn vom 1. Mai 1774 dies Vernunftchristentum „ehemalige Grillen" nennt. Die „Erziehung des Menschengeschlechts" beweist ganz unzweideutig, dass Lessing über die Grundgedanken dieser „Grillen" niemals hinausgekommen ist. Der grosse Kunstkritiker war zum Vernunftkritiker offenbar nicht berufen. Ja selbst wenn Lessing nicht im Erscheinungsjahre der Vernunftkritik gestorben wäre, so bezweifle ich doch sehr, ob ihn Kant von seinen „Grillen" ganz geheilt haben würde; denn es giebt Bedingungen des geistigen Seins, an die auch ein Lessing gebunden ist. Übrigens bleibt es doch bemerkenswert, dass Lessing diesen „Grundstock", diese „Substanz" seiner Weltanschauung niemals vollendet, niemals herausgegeben

hat. Ob nicht der grosse Denker doch eine Empfindung von der zweifelhaften Berechtigung zur Verwendung der Vernunft in transcendenten Dingen gehabt hat? und ob er nicht später von dem Christentum der Vernunft Gebrauch gemacht hat faute de mieux? Bei einem geschichtsphilosophischen Versuch wie die ‚Erziehung des Menschengeschlechts' behalten ja diese tiefsinnigen aristotelisch-leibnizisch-lessingischen Spekulationen ihre ganz unzweifelhafte Berechtigung. Hat doch auch nach Kant noch der denkende Mensch das Bedürfnis „Gott in der Geschichte" zu sehen, namentlich in der Geschichte der Religionen. Aber man muss dem Relativen nicht den Stempel des Absoluten aufdrücken wollen. Dies ist, so viel ich sehen kann, der grösste Fehler, nicht Lessings, sondern Spickers. Lessing sagt bescheiden in einem Briefe an Reimarus vom 6. April 1778: „Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben sie wieder einzureissen .... Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen". „Die reine Wahrheit ist nur für Gott allein", wie sich Lessing in einem berühmten Ausspruche ausdrückt. Wenn ich selbst (Bd. XIV. p. 199 der Hempelschen Ausgabe von Lessings Werken) das Christentum der Vernunft als „ein sophistisches Spiel mit Begriffen" bezeichnet habe, so sollte selbstverständlich das Wörtchen „sophistisch" keinen sittlichen Vorwurf involvieren, sondern nur die Sache kurz bezeichnen. Und an dieser meiner Auffassung der Sache halte ich auch heute noch fest. Denn ist es nicht ein handgreifliches Spielen mit Worten, wenn es §. 6 am Schluss heisst: „Einen Sohn (nennt man dies Wesen), weil unserem Begriff nach dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität zu haben scheint?" Also der Begriff der Vaterschaft liegt lediglich in der Priorität, ja sogar in dem blossen Scheine derselben? Dabei ist schon in dem ersten Satze §. 6 das Richtige gesagt: „Dieses Wesen nennt die Schrift Sohn Gottes"; denn es ist durchaus nur der Offenbarungsinhalt, der zu den Benennungen „Vater", „Sohn", „Geist" Veranlassung gegeben hat. Aus eigenem Antrieb würde die philosophische Spekulation schwerlich je zu diesen Vorstellungen gekommen sein. Hierin vertritt die ‚Erziehung des Menschengeschlechts' den allein richtigen Standpunkt. Übrigens scheint auch Spicker zuweilen vor seiner Gottähnlichkeit bange zu werden, wie z. B. wenn er p. 20 sagt: „Eine andere Frage ist freilich, wie weit es Lessing gelungen ist, die grossen Prinzipien der antiken, christlichen und modernen Spekulation in seinem Gottesbegriff zu vereinigen. In dieser Hinsicht würde man sich vergeblich Mühe geben, sich von der absoluten Wahrheit dieser kühnen Konzeption zu überzeugen". Sehr schön! Aber wie stimmt das mit den früher erwähnten kühnen Sätzen? Wenn Spicker dann hinzufügt: „Von der wissenschaftlichen Erweisbarkeit eines Satzes kann jedoch die Neuheit und Originalität einer Idee nicht abhängig gemacht werden", so weiss man kaum noch, was man dazu sagen soll; denn in der

Philosophie ist doch wohl die grössere oder geringere Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit das allein Wertgebende und nicht die Neuheit und Originalität der Idee.

Wenn hier die Hegelsche Philosophie Herrn Spicker hinderlich ist Lessing völlig gerecht zu werden, so verführen ihn später seine unitarischen Neigungen zu einem nach meiner Überzeugung ganz entschiedenen Verkennen des Lessingschen Standpunktes und zu den handgreiflichsten Widersprüchen gegen seine eigenen Behauptungen: ich meine die Ausführungen p. 212 ff. unter der Überschrift „Muhamedanismus“. Wenn man, wie Spicker gewiss mit Recht thut, das ‚Christentum der Vernunft‘ den „Grundstock“ und die „Substanz“ von Lessings Weltanschauung nennt, und wenn man die Grundidee dieses Werkchens in Lessings reifster Schrift, der ‚Erziehung des Menschengeschlechts‘, wiederkehren sieht, so darf man gegen die Fundamentalsätze dieser beiden Schriften nicht die Ausführungen einer Jugendarbeit wie die Rettung des Cardanus ins Feld führen. Ich halte es für eine völlige Verkennung von Lessings Stellung zu Religion und Christentum, wenn p. 217 zwar der Schluss für verfehlt erklärt wird, „Lessing müsse im Herzen ein Muhamedaner gewesen sein“, aber dann hinzugefügt wird: „Nur das Prinzip des Muhamedanismus steht ihm höher als das der christlichen und jüdischen Religion“. Dem widersprechen die §§. 72 und 73 der ‚Erziehung des Menschengeschlechts‘ schnurstracks. Der Muhamedanismus wird hier freilich nicht genannt, aber wenn nach Lessings Prinzip die geoffenbarten Wahrheiten in Vernunftwahrheiten umgebildet werden sollen, und wenn wir im ‚Christentum der Vernunft‘ einen derartigen Versuch zu erblicken haben, so ist doch der Muhamedanismus wahrlich kein Fortschritt, sondern ein ganz entschiedener Rückschritt gegen die christliche Lehre von der Dreieinigkeit. Der Tiefsinn dieser Lehre ist Lessing wohl erst nach und vielleicht infolge der Abfassung der ‚Rettung des Cardanus‘ aufgegangen. Es ist Lessings tiefste Herzensmeinung, wenn er sagt (§. 73): „Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand nach unendlichen Verirrungen rechts und links nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, dass Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne; dass auch seine Einheit eine transscendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschliesst?“ Wie geisttötend und moralzerstörend der muhamedanische Gottesbegriff mit seiner einseitigen und starren Betonung der blossen Einheit thatsächlich gewirkt hat, wie viel er namentlich zur Erzeugung eines intoleranten Fanatismus beiträgt, kann hier nicht weiter ausgeführt werden und ist auch Lessing schwerlich jemals zum klaren Bewusstsein gekommen. —

In dem Abschnitt „Kant“ (p. 235 ff.) möchte ich besonders auf folgende Punkte hinweisen. Spicker zeichnet (p. 281) den Kantischen Standpunkt der Religion gegenüber mehr kurz als treffend mit den Worten: „Ein gut erzogener, tugendhafter Mensch bedarf eigentlich gar keiner Religion. Denn da die Existenz Gottes sich doch

nicht beweisen lässt, und es somit dahingestellt bleibt, ob es einen Gott giebt oder nicht, und ausserdem die Idee eines höchst vollkommenen Wesens nur ein Vernunftprodukt ist, so giebt es auch keine Verpflichtung gegen ihn, sondern nur gegen dieses Ideal, d. h. gegen uns selbst". Hiergegen würde Kant doch sehr entschiedenen Protest erheben; denn er hat zwar die landläufigen Beweise vom Dasein Gottes gründlich zerstört, namentlich auch den ontologischen, aber er hat bekanntlich dafür neue Beweise geliefert. Es ist gar kein Zweifel gestattet, dass Kant von der Beweiskraft seiner Argumente und somit auch vom Dasein Gottes völlig überzeugt gewesen ist. Aber auch hiervon abgesehen halte ich den oben angeführten Spickerschen Schluss für einen gänzlich verfehlten. Spicker scheint das Vorurteil vieler Denker, z. B. auch Kants, zu teilen, dass das Dasein irgend eines Dinges dadurch zweifelhaft werde, dass es sich nicht beweisen lässt. Ich habe mich gegen dieses Vorurteil schon im Jahre 1871 (Programm des Gymnasiums zu Spandau p. 10) mit den Worten gewendet: „Dasein heisst nichts weiter als sein für ein anderes, Objekt für ein Subjekt sein, d. h. wahrgenommen werden; demnach sind Dasein und Wahrnehmen ebenso wie Objekt und Subjekt Korrelata, die einander mit Notwendigkeit gegenseitig bedingen. Es kann sich demgemäss beim Dasein nie um einen eigentlichen Beweis handeln, sondern lediglich um einen Nachweis; es kann mit anderen Worten nie das „Warum", sondern immer nur das „Dass" in Frage kommen".

Dass ferner „in der Geschichtsphilosophie Kants Stärke nicht besteht" (p. 282), ist allgemein anerkannt, und dass Lessing hierin Kant überlegen ist, soll hier nicht geleugnet werden; aber wenn Spicker weiterhin behauptet: „Kant ist sogar der Überzeugung, dass durch seine kritische That der Metaphysik ein für allemal ein Ende gemacht sei", so gilt dies doch nur von einer im Kantischen Sinne kritiklosen Metaphysik, während eine Metaphysik, die Kants „Prolegomena" zu den ihrigen macht, wie z. B. die Schopenhauers, auch nach Kant wohl möglich bleibt. Kants grosse That liegt nun einmal auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie, und man wird dem grossen Königsberger Weisen nicht gerecht, wenn man, wie Spicker in dem Kapitel „Kant" thut, nicht den Kritiker zum Worte kommen lässt, sondern nur den Metaphysiker, den Religions-, Geschichts- und Moralphilosophen. Kant ist der grösste in der einen der oben von uns aufgestellten Reihen von Philosophen; man verkennt seinen ganzen Geist, urteilt wenigstens schief über ihn, wenn man ihn mit den dogmatischen Philosophen in eine Linie stellt. Es ist Spicker der ebenso häufige wie verzeihliche Fehler passiert, dass ihm der Grösse seines Helden gegenüber die Grösse anderer Geistesheroen in nicht ganz richtiger Beleuchtung erschien. —

Was endlich Lessings Stellung zu der Lehre von der Freiheit des Willens betrifft, so ist dieselbe bekanntlich viel umstritten. Lessings Aussprüche sowohl in seinen bekannten Gesprächen mit Jacobi wie auch in der Vorrede zu Jerusalems ‚philosophischen Schriften' drücken eine sehr entschiedene Hinneigung zum Determinismus aus. Spicker kommt

an zwei verschiedenen Stellen auf diese Lehre zu sprechen, nämlich erstens am Schluss des Abschnittes „Christentum der Vernunft“, wo p. 29 die Lehre von der Freiheit als „der wichtigste Punkt des ganzen Systems“ bezeichnet wird, und zweitens im dritten Hauptteil des ganzen Buches, der „Lessings Ethik“ überschrieben ist, der aber, wie oben schon angedeutet, im wesentlichen nur von Lessings Lehre von der Freiheit handelt. Spickers Ausführungen laufen sämtlich auf den Nachweis hinaus, dass der Determinismus nicht in Lessings „System“ hineinpasse, und sind für mich in keiner Weise überzeugend. Schon wenn Spicker (p. 9) „Einfachheit und relative Selbständigkeit aller endlichen Wesen“ ganz richtig als Lehre Lessings hinstellt, scheint mir das Wörtchen „relativ“ die Freiheit auszuschliessen. Wenn Spicker dann p. 29 sagt: „Wenn irgend ein specifischer Unterschied zwischen einem Naturwesen und einem moralischen angenommen werden kann, so ist es die höhere Intelligenz und die damit verbundene freie Willensbestimmung“, so ist er auf dem besten Wege zu einem Circulus vitiosus; denn es ist eben streitig und bleibt zu beweisen, ob mit der höheren Intelligenz die freie Willensbestimmung verbunden ist. Sehr wenig stichhaltig ist auch das bald darauf folgende Argument: „Wenn Lessing ferner nicht die Freiheit im Auge gehabt hätte (nämlich im §. 26 ‚des Christentums der Vernunft‘: Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäss), so hätte er dieses Gesetz nicht als einen Imperativ fassen dürfen. Denn wo etwas mit innerer Notwendigkeit geschehen muss, da sind Befehl oder Ermahnung überflüssig. Kein Naturprozess, sei er in oder ausser uns, lässt sich gebieten“. Wenn dies Argument richtig wäre, dann würden der Hund, das Pferd freie Wesen sein, denn ihnen lässt sich gebieten; die Freiheit würde mit der Intelligenz abnehmen und scheint überhaupt von Spicker mit dieser verwechselt zu sein.

Auch die Worte Lessings gegen Jacobi endlich: „Ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung, dass kein freier Wille sei“ (p. 325 ff.), werden von Spicker ganz entschieden unrichtig von der Freiheit gedeutet. Lessing bekennt sich hier vielmehr möglichst schroff zu der lutherischen Lehre vom servum arbitrium, obgleich sie die Gegner (Katholiken) einen „mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung“ nennen. Lessing denkt gar nicht daran, diese Lehre, die ja auch die des Spinoza ist, selbst so zu bezeichnen und sich dann doch, in welchem Sinne auch immer, dazu zu bekennen. Nur wenig anders eingekleidet würden seine Worte so lauten: „Ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte die Lehre Luthers (d. h. ich halte fest an der Lehre Luthers), dass kein freier Wille sei, mögen die Gegner immerhin diese Lehre als mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung bezeichnen“. Dass dies Lessings Meinung ist, wird mir Spicker, wenn er nochmals den ganzen Zusammenhang betrachtet, gewiss zugeben. Die Kraftworte sind ja nicht Worte Lessings, wie Spicker annimmt, sondern sind ironisches Citat. Denn der ganze Satz lautet: „Sie drücken sich (sagt Lessing zu Jacobi) beinah so herzhaft

aus wie der Reichstagsschluss zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte „den mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung, dass kein freier Wille sei“ bei (man beachte die Anführungszeichen), worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wusste“. Übrigens glaube ich, dass der Determinismus sich auch mit Lessings „System“, wie es uns Spicker so gründlich dargelegt hat, gar wohl verträgt.

Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger. Herausgegeben von Johannes Crüger, Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann (Deutscher Nationallitteratur 42. Band). CI und 335 SS. 2,50 ℳ.

Besprochen von Jakob Minor.

In der Kürschnerschen Nationallitteratur hat sich wiederholt der Umstand bemerkbar gemacht, dass die Jüngsten die Ältesten aus dem Felde schlagen: fast möchte derselbe als ein verheissungsvolles Omen für die Zukunft des Unternehmens zu betrachten sein. Vergleicht man die Arbeiten von L. Fulda, J. Crüger und R. Hamel mit denen einiger Invaliden, aus welchen der Herausgeber Wielands namentlich angeführt werden sollte, so wird man ohne Überschätzung einen Fortschritt in der Methode und besonders in der Gabe fliessender Darstellung nicht abläugnen können.

Der vorliegende Band teilt mit früheren die Vorzüge eines leichten und gefälligen Stiles: nur selten begegnet ein unedler Ausdruck (wie S. XXXVIII „herunterreisst“), aber die Flüchtigkeiten im Satzbau nehmen gegen das Ende der „Generaleinleitung“, welches auch inhaltlich abfällt, stark überhand. Der Verfasser versteht es, den Leser ohne Anstrengung in die oft verwickelten Probleme einzuführen, welchen gegenüber er sich die Aufgabe allerdings auch dadurch vereinfacht hat, dass er fest mit Danzel zu Gottsched hält. Schon wenn er sich S. II über Gottscheds Verdienst um die „Verbesserung des poetischen Geschmackes“ in Deutschland äussert, wird der andersdenkende Leser stutzen; eine so blumenreiche und dabei geschmacklose Äusserung aber zurückweisen, wie man sie S. XLVI über die kritische Dichtkunst liest: „Es ist kein Frühling deutscher Ästhetik; eine kalte unabsehbare Schneemasse deckt das Gefilde, aus deren starrer Umhüllung vergebens die ersten Frühlingsblumen hervorzubrechen streben. Aber wer will leugnen, dass die harte Decke“ — Gottscheds Dichtkunst — „die zarten Keimchen vortrefflich geschirmt habe vor den rauhen Stürmen des Winters, vor den verlockenden Strahlen der ersten warmen Sonne, und wer ermessen, wie sehr sie das Erdreich gelockert, genässt und dem nahenden Lenz in die Hand gearbeitet hat“. Die Schweizer werden nicht nur im Urteil des Verfassers Gottsched gegenüber unbegreiflich zurückgesetzt, sondern auch in der Darstellnng verkürzt: über ihre Anfänge wird man ebenso ungenügend wie über die wichtigen Arbeiten

der vierziger Jahre unterrichtet. Und doch liegt bei Gottsched alles viel einfacher, während die theoretischen Ansichten der Schweizer viel schwieriger auseinanderzusetzen sind und daher eine eingehendere Betrachtung geradezu herausfordern. Auch über die Quellen sowohl der Gottschedschen als der Schweizerschen Ästhetik bleibt der Verfasser jede Auskunft schuldig. Die Litteratur, welche er im Eingange verzeichnet, beschränkt sich ebenso dürftig auf Gottsched: dass Briefe wie die von Stäudlin und von der Zehender herausgegebenen für die genaue Erkenntnis Bodmers unentbehrlich sind, wird ebensowenig gesagt als Braitmayer, Berthold, der Beurteiler von Gottscheds ‚Cato' im Herrigschen Archiv und andere, welche der Verfasser doch wohl benutzt hat, Erwähnung finden. Unter den Gegnern Gottscheds hätte mit Hilfe von Litzmanns „Liscow" die von König organisirte Dresdener Gruppe stärker hervorgehoben werden sollen. Auf wissenschaftliche Beachtung darf dagegen das Kapitel Anspruch machen, in welchem Crüger die Verdienste der Schweizer um die altdeutschen Studien auseinandersetzt. S. 233 ein ungedrucktes Brieffragment über Goethes und Karl Augusts Besuch bei Bodmer im Jahre 1779 (vgl. jetzt ‚Goethejahrbuch' V). Die Auswahl hat den Vorzug, vieles und buntes zu bringen; nur hätte die Buntheit nicht so weit getrieben werden sollen, dass der chronologischen Anordnung zu Liebe Gottsched und die Schweizer unaufhörlich abwechseln. An Stelle von Bodmers poetischer Bearbeitung der ‚Nibelungen' hätte vielleicht ein dem aus Breitinger mitgeteilten entsprechendes Kapitel der Gottschedschen Dichtkunst, jedenfalls aber mehr aus den Kunstlehren der Schweizer Aufnahme finden sollen . . . . . Solchen wissenschaftlichen Bedenken gegenüber darf sich der Herausgeber allerdings auf Vorzüge anderer Art berufen: er versteht sein Material nach Gesichtspunkten zu gruppieren, minder Wichtiges knapp zusammenzufassen, und seine Erzählung geschickt zu componiren. Man wird diese Vorzüge ebenso wie die des Stiles hauptsächlich in der ersten Hälfte leicht herausfinden, während der Schluss viel flüchtiger gearbeitet ist. Man hat denn doch keine Arbeit, nach welcher sich ein gebildetes Laienpublikum rascher und besser über das Thema orientieren könnte als das Buch von Johannes Crüger.

Chr. Fr. D. Schubarts Gedichte. Historisch-kritische Ausgabe von Gustav Hauff. 16°, 488 S. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Besprochen von R. Sprenger.

Vorliegende Ausgabe ist keine „historisch-kritische" im eigentlichen Wortsinne, es fehlt ihr dazu, da sie z. B. von den geistlichen Liedern nur etwa die Hälfte gibt, die absolute Vollständigkeit. Auch darin ist der Herausgeber von der Gewohnheit historisch-kritischer Ausgaben abgewichen, dass in derselben eine chronologische Ordnung nicht befolgt ist. Doch entschuldigt sich dies schon dadurch, dass die Angaben Ludwig Schubarts des Sohnes, auf dessen 1802 erschienene Ausgabe

sich die Datierung der einzelnen Gedichte hauptsächlich zu stützen hat, meist irrig und willkürlich sind. Für den allgemeineren Gebrauch, dem ja die Ausgabe zugleich dienen soll, wird sich die stoffliche Anordnung als bequemer erweisen. Wer sich jetzt eingehender mit diesem Dichter und merkwürdigen Menschen beschäftigen will, wird zu Hauffs Ausgabe greifen müssen, um so mehr, als die Auswahl von Sauer in ‚Kürschners deutscher Nationallitteratur', 81. Bd., S. 351 f., welche sich in Bezug auf Textreinheit den älteren Ausgaben gegenüber vorteilhaft auszeichnet, kein genügendes Bild von den verschiedenen Seiten der dichterischen Thätigkeit Schubarts bietet.

Nicht der geringste Vorzug der Ausgabe besteht in der Reinheit der Texte, während z. B. sämtliche Frankfurter Ausgaben durch abenteuerliche Druckfehler entstellt sind. Man sehe z. B. wie die älteren Herausgeber im ‚Schneider auf Reisen' (S. 341) aus Unkenntniss des schwäbischen Dialekts gefehlt haben. Doch auch in dieser Ausgabe sind noch Textverderbnisse vorhanden. So ist z. B. in dem Gedicht ‚An die Schwaben' (S. 144):

Ist's Wunder, wenn man euch entehrt,
Als wenn ihr Yähoos wärt?
Schnipst euch der Sachs' und Breme doch
Veräcbtlich unters Nasenloch.

statt des unverständlichen Breme, Brenne = ‚Preusse' zu lesen, eine Benennung, die ja auch von Th. Körner angewandt wird. Der Druckfehler ist dem Herausgeber hier entgangen, obgleich ihm diese Bezeichnung nach der Bemerkung auf S. 145 nicht unbekannt war. Auch hier stehen nämlich Sachs und Brenne neben einander. Eine andere Textverderbnis findet sich in dem ‚Märchen' (S. 343). Dieses Gedicht hat mit dem 1776 entstandenen ‚Der rechte Glaub, eine Legende' (S. 357) manche Ähnlichkeit, und so wird es auch möglich, eine Verderbniss im ersten Gedicht durch Vergleichung einer Stelle des zweiten zu berichtigen. Denn wenn es hier heisst:

Das Bäuerlein sprach: Habe Dank!
Setzt sich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief;

so wird man schwerlich im Stande sein, sich von einer Bank, die aus Veilchen besteht, einen Begriff zu machen. Die richtige Lesart ergiebt sich aus der Vergleichung mit V. 26, 27 des anderen Gedichtes:

Der Zänkerhauf gab sich zur Ruh,
Setzt sich auf eine Wolkenbank.

Ob sämtliche 92 Gedichte und Gedichtchen, welche diese Ausgabe mehr enthält als die vorhergehenden, auch wirklich von Schubart sind, dürfte noch genauer zu untersuchen sein.

Die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern von Ernst Achelis, Dr. und o. ö. Professor der Theologie zu Marburg. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 36 SS. in hoch 4°.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Eine sehr wertvolle Untersuchung, deren Resultate freilich nicht besonders erfreulich sind. Von den 36 geistlichen Liedern Luthers sind 20 völlig unbestimmbar; nur müssen sie vor oder spätestens im Jahre 1524 entstanden sein; nur bei vier kann man ein bestimmtes Jahr der Entstehung nachweisen, bei einem einzigen noch dazu den Tag angeben: 1541, Dez. 12: ‚Was fürchtst du Feind Herodes', bei allen übrigen kann man nur eine ungefähre Zeitgrenze angeben, innerhalb deren sie entstanden sind. Das Resultat ist für den Historiker deswegen nicht erfreulich, weil er dadurch der Möglichkeit beraubt wird, den innern Entwicklungsgang Luthers so zu schildern, wie er es möchte und müsste. Freilich ist es schon gelungen und mag noch ferner gelingen, die Entstehung einzelner Lieder aus gewissen Stimmungen herzuleiten, die wir zu fixieren vermögen, aber viel wirksamer würde es sein, wenn es möglich wäre, aus den Liedern, als dem beredtesten Ausdruck die Stimmung selbst zu erkennen. Die Untersuchung wird von Achelis durchaus klar und richtig geführt; dem Grundsatz, dass das Publikationsjahr für die Abfassung nicht viel beweist, dass es etwa nur den Endtermin angiebt, ist ohne weiteres zuzustimmen. Ein Beispiel hebe ich hervor, um zu zeigen, wie sehr wir in der ganzen Frage noch im Dunkeln tappen. Es handelt sich um das Hauptlied der Reformation: ‚Ein feste Burg ist unser Gott'. Es ist 1529 sicher gedruckt, und zwar in der von Wackernagel gefundenen „Form und Ordnung geistlicher Gesänge"; das Gesangbuch, das 1529 bei Joseph Klug erschienen sein und unser Lied gleichfalls enthalten soll, ist bisher nicht aufgefunden. Nun giebt es eine Ansicht, die das Lied im Jahre 1529, also dem Druckjahre selbst entstanden sein lässt, eine andere weist es in das Jahr 1528 zurück, eine dritte in das Jahr 1527, eine vierte sogar in das Jahr 1521. Bestimmte äussere Zeugnisse Luthers selbst oder der Zeitgenossen, die etwa das Lied gehört haben, giebt es nicht. Auch innere fehlen, denn die Stimmung, die das Lied ausdrückt, ist eine so echt lutherische, dass sie fast auf jedes Jahr passt. Man ist daher auf Parallelstellen in seinen Schriften hingewiesen. Über diese spricht Achelis einen sehr wichtigen Grundsatz aus: „Auf parallele Ausdrücke und Wendungen in anderen gleichzeitigen Schriften Luthers, dieses von manchen beliebte kritische Beweismittel, ist nur dann einiges Gewicht zu legen, wenn die Parallelen specifisch eigentümliche Wendungen des Liedes betreffen". Nun sind aber für alle vier Vermutungen Parallelstellen ins Feld geführt worden, unter allen scheinen mir die aus dem ‚grossen Katechismus' des Jahres 1529 am schlagendsten. Für das Jahr 1521 spricht ausser dürftigen und nichts beweisenden Stellen, die sich in Luthers Sendschreiben finden, besonders die Angabe Spalatins in seinen Reformationsannalen, Luther habe ihm aus Oppenheim geschrieben, „er wolle gegen

Worms, wenn gleich so viele Teufel drin wären, als Ziegel", eine Äusserung, die anklingt an die Worte des Liedes: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollt uns gar verschlingen". Nicht allein wegen des Anklingens an diese Äusserung ist Achelis für die Zugehörigkeit des Liedes ins Jahr 1521, sondern wegen einer bisher unbeachtet gebliebenen Notiz, dass nämlich Hermann Tast, der Reformator des holsteinschen Landes am Schlusse einer Predigt im Jahre 1524 das Lied ‚Ein feste Burg' angestimmt habe. Doch vermag ich dieser Notiz kein derartiges Gewicht beizulegen, wie Achelis es thut. Denn die holsteinschen Kirchengeschichtschreiber, welche dieselbe berichten, schöpfen alle mittelbar und unmittelbar aus Petrus Saxes (geb. 1597) handschriftlicher Eyderstädter Chronik. Diese aber kann frühestens im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, also ein Jahrhundert nach der Entstehung des Liedes, abgefasst sein und kommt daher als geschichtliches Zeugnis kaum in Betracht. Für die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts war der Gesang: ‚Ein feste Burg' das eigentliche Reformationslied; hörten sie, dass ein Theologe auf der Kanzel ein lutherisches Lied anstimmte, so dachten sie ohne weiteres an jenes. Einen so frühen Ursprung des Liedes darf man daher gewiss nicht annehmen; die Ansicht, dass es 1529 entstanden, hat die grösste Wahrscheinlichkeit für sich. Das Lied gehört zu denen, die sich, auch ohne gedruckt zu sein, rasch verbreitet haben würden; nun haben wir aber keine Kunde desselben vor jenem Jahre. Da nun in Schriften des Jahres 1529 die schlagendsten Parallelen zu dem Liede sich finden, da es ferner damals gedruckt ist, da endlich die alte Tradition wenigstens in die Nähe dieses Zeitpunktes weist, so glaube ich an diesem Jahre festhalten zu sollen.

De la littérature allemande von Friedrich dem Grossen. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 16. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1883. 8°. XXX u. 37 Seiten. 60 Pf.

Besprochen von Ernst Naumann.

Friedrich der Grosse war kein Professor der deutschen Litteratur. Er schrieb über sie als Laie, von seinem Standpunkte der Beurteilung aus, ohne geschichtliche Untersuchung. Was er vermisst, Entwickelung der Sprache, Bildung des Geschmackes, Tiefe des Gedankens, das fehlte ihr grösstenteils noch, so lange Friedrich Musse fand, sich mit ihr zu beschäftigen. Seitdem er das nicht mehr konnte, hatte die Litteratur ein Menschenalter hindurch eine Entwickelung genommen, die ihm nicht zum Bewusstsein kam. So verfasste er 1780 die Schrift, auf die Gefahr hin, einseitig, schroff und ungerecht genannt zu werden. Und doch offenbart auch sie den Scharfsinn und den richtigen Blick des Königs. Seine Bemerkungen über das Aufblühen der Litteratur unter den andern Völkern, über die verderblichen Folgen des dreissigjährigen Krieges in Deutschland, treffen durchaus das Richtige; die Prophezeiung eines

nahe bevorstehenden Aufschwunges ist überraschend schnell in Erfüllung gegangen. Die Mittel, die der König vorschlägt um die Litteratur zu fördern, fleissige Lektüre und Übersetzung der Alten und der Besten der Neueren, werden auch heute noch angewandt als ein wichtiges Element der Bildung. „Die grossen Ausländer" sind trotz allem, was Möser entgegnete, auch jetzt noch Muster geblieben, wogegen „die Klinger, die Lenz und die Wagner, die zu früh für deutsche Kunst und ihren Ruhm starben", der Nation auch heutzutage unbekannt sind. Aber die harten Urteile über ‚Götz von Berlichingen' und Shakespeare? Musste nicht Friedrich der Grosse von seinem Standpunkt der „Aufklärung", von seiner Anerkennung der französischen Regelmässigkeit aus zu seinem verwerfenden Urteil gelangen? Der einzige Mann, der dem König über die französischen Vorbilder die Augen hätte öffnen können, Lessing, war durch einen Franzosen für immer von ihm entfernt worden.

Die Schrift De la littérature Allemande behauptet mit Recht einen Platz unter den Litteraturdenkmalen des vorigen Jahrhunderts, und wir begrüssen deshalb ihre Erneuerung mit Freuden. Herr Ludwig Geiger hat dem sorgfältigen Abdruck der Originalausgabe eine umfassende Einleitung vorangeschickt. Sie beginnt mit Nachweisen über die von Friedrich gelesenen deutschen Schriften und handelt eingehend von Quandts ‚Predigten', von Ayrenhoffs ‚Postzug' und den viel besprochenen Versen eines Ungenannten. Die letzteren werden mit überzeugenden Gründen Joh. Nik. Götz wieder zugesprochen, gegen Phil. Kohlmannn, Archiv für Litteraturgeschichte XI, 353 ff. Nach einem Bericht über Entstehung der Schrift und deren Textgeschichte bespricht der Herausgeber die Entgegnungsschriften von Möser, Jerusalem, J. K. Wetzel und von Ayrenhoff. — Von den deutschen Dichtern wiesen die bedeutendsten die Schrift nicht kurzweg ab (vgl. S. XXVI. f.), nur Klopstock wurde bitter. Die geringeren aber hüllten sich auch damals in ihren Stolz und wiederholten sich, was 1773 im ‚Deutschen Merkur' (II, 158) zu lesen stand: „Unsern wahren Dichtern ist der stolze Gedanke Entschädigung genug:

Von keinem Hofe Sklav, für keinen Prinzen Dichter,
Deutsche von Deutschen verehrt,
Tönen wir mit den Nachtigallen
Ungekünstelte Lieder durch die Flur!"

Zur Kritik von Goethes Faust, seiner Ballade Mignon und Schillers Braut von Messina. Von Dr. Jos. Pohl. (Programm des Progymnasiums zu Linz am Rhein 1883/84).

Besprochen von Heinrich Düntzer.

Zunächst veranlasst ist diese Abhandlung durch die Äusserung von Wilhelm Buchner über hundertjährige Druck- und Lesefehler (oben S. 33 f.). Wir sind mit dem sonst sehr besonnenen Verfasser darin

ganz einverstanden, dass in unseren Klassikern noch manche Druck- oder Lesefehler der Verbesserung harren; je eingehender man sich mit ihnen beschäftigt, um so mehr überzeugt man sich davon. Auch ist von einzelnen Gymnasiallehrern schon manches dafür geschehen, wie von Schrwald. Vergl. meine ‚Erläuterung von Dichtung und Wahrheit' II, 140 f. 243, wobei ich bemerke, dass ich, was mir damals entging, die erste Verbesserung selbst schon im Jahre 1851 in die Cottasche Ausgabe eingeführt habe. Leider gehören die Versuche Pohls nicht zu den glücklichen.

Im ‚Faust' nimmt er an meiner und wohl der allgemeinen Deutung der Worte des Mephistopheles (I, 1091):

Bereitung braucht es nicht voran,

entschiedenen Anstoss, weil sie sprachlich unmöglich sei. Ich habe v o r a n einfach v o r h e r erklärt, muss mich aber belehren lassen, dieses habe stets lokale Bedeutung. Und doch steht die zeitliche Bedeutung des Wortes im Oberdeutschen ausser Zweifel, Adelung will sie nur nicht als hochdeutsch gelten lassen: aber wie vieles Oberdeutsche hat Goethe sich trotz Adelung gestattet! Der Ausdruck „Bereitung braucht es nicht voran" für das gewöhnliche „keiner Vorbereitung bedarf es" (im ‚Schatzgräber' findet sich: „Und da galt kein Vorbereiten") ist freilich etwas eigentümlich, aber deshalb durchaus nicht zu beanstanden, wie denn auch niemand bisher daran Anstoss genommen. Pohl hat darin recht, dass Goethe b e r e i t e n in einzelnen Verbindungen im Sinne von v o r b e r e i t e n braucht, aber dass B e r e i t u n g je von ihm für V o r b e r e i t u n g zu einer folgenden Handlung gesetzt worden, wäre noch zu beweisen. Jedenfalls ist der Gebrauch von b e r e i t e n in diesem Sinne nur eine Freiheit, die sich der Dichter auch bei anderen Simplicia nimmt, und wenn dieser neben v o r b e r e i t e n auch b e r e i t e n mit einem Adverb verbindet, das v o r h e r bedeutet, so ist dies kein Pleonasmus, wie Pohl meint. Ja, wir möchten Pohl fragen, ob er denn das Wort B e r e i t u n g sonst irgendwo bei Goethe, ja überhaupt im achtzehnten Jahrhundert nachweisen kann, und wenn dieses (die Wörterbücher bieten dafür keinen Beleg), anders als von der Kunst des Bereitens der Pferde und vom Zubereiten eines Stoffes zum Gebrauche. Aus dem von ihm benutzten Artikel des Grimmschen Wörterbuches war zu ersehen, dass dieser aus dem achtzehnten Jahrhundert nur diese eine Stelle anzuführen wusste. Wenn Pohl sich darüber wundert, wie Grimm bei der angenommenen Bedeutung von B e r e i t u n g sich mit dem überflüssigen, ja unstatthaften Zusatz v o r a n abgefunden, so gab dieser eben in der Goetheschen Stelle diese Bedeutung dem Worte nur an der Verbindung mit v o r a n. Pohl meint sich dadurch helfen zu können, dass er interpungiert n i c h t! V o r a n!, wobei er übersieht, dass er leichter zu seinem Ziel gelangt wäre, hätte er nach der Interpunktion des zweiten Verses: „Beisammen sind wir, fanget an!" gesetzt „nicht, voran!" Aber auch diese Änderung ist nicht so leicht; denn wenn Goethe auch Kommata leicht auslässt, selbst vor dem Nachsatz, so ersetzt er doch kaum das zum Verständnis nötige Ausrufungszeichen durch ein blosses Komma. Nach Goethes Interpunktion muss man die

koordinierten Sätze „Bereitung braucht es nicht voran" und „Beisammen sind wir", beide als Begründung des „fanget an!" fassen. Dass es für seine Künstler keinen Grund zum Säumen gebe, begründet er launig damit, dass sie nicht erst einer Probe bedürfen und sie auf keinen zu warten brauchen. Pohls Veränderung zerstört die einfach schöne Verbindung, indem sie auf den ersten Satz ein „voran!", das im Sinne von „macht voran!" doch erst nachzuweisen wäre, auf den zweiten das viel schwächere „fanget an!" folgen lässt. Auch Pohls Annahme, dass des Mephistopheles Unruhe sich in steigendem Masse kundgebe, können wir nicht billigen: die in Rede stehenden Verse verraten nicht seine Ungeduld, sondern zeugen von bester Laune, da er seine Geister mit gewöhnlichen Künstlern vergleicht, bei denen das Anfangen grössere Schwierigkeit hat. Die Stelle ist wohl geschrieben, als Goethe längst das Weimarsche Hoftheater leitete. Sehr unglücklich müssen wir auch Pohls Vermutung finden, die ursprüngliche, von Goethe später verworfene Fassung unserer Stelle seien die Verse in den „Paralipomena" gewesen:

Drum frisch ans Werk, und zaudert mir nicht lange,
Das Vorbereiten macht mir bange,

die in ganz anderem Zusammenhang stehen, den Schluss der Mahnung an Faust bilden, gleich ohne vieles Federlesen mit ihm in die Welt zu gehen. Freilich findet unser Kritiker, sie passten nicht in den Zusammenhang, da in den vorhergehenden Versen von feinem Äusseren, lustigem selbstbewussten Auftreten die Rede sei. Aber die Zusammengehörigkeit der Verse ist urkundlich zu wohl begründet, als dass sie durch eine solche auf offenbarem Missverständnis beruhende Vermutung erschüttert werden könnte. Hätte Pohl bedacht, dass diese Rede ursprünglich für die Stelle 1701—1708 bestimmt war, so würde er sich vor dieser gewaltsamen Annahme zur Stütze der falschen Auffassung von 1091 gehütet haben.

Die Vermutung, dass daselbst 1385 Farce statt Fratze zu schreiben sei, hat Pohl mit Recht selbst aufgegeben. Wir wünschten, dass er dasselbe bei dem sonderbaren Einfall gethan hätte, Goethe habe bei seiner Änderung in der Ballade ‚Mignon' durch katholische Rosenkranzgebete sich bestimmen lassen. Wenn der Dichter die in der ursprünglichen Fassung gleiche Anrede Gebieter später in Geliebter, Beschützer, o Vater variiert hat und Pohl selbst gestehen muss, dass ich diesen Wechsel ansprechend erklärt habe, so sehe ich nicht, mit welchem Recht man von den sechs Anreden an Jesus in einem Rosenkranzgebet drei (sponse animae meae, pater amantissime und protector meus) heranziehen darf, um ihm die sich von selbst ergebenden Veränderungen an die Hand zu geben.

Am ausführlichsten behandelt Pohl den Vers in Schillers ‚Braut von Messina' 401, wo er Schäfers Versuch, den Geländen statt dem Gesunden, zu Ehren bringen will, während die erst zufällig durch den Druckfehler eines Nachdruckes (dem Gesunden) verdrängte ursprüngliche Lesart keinen Anstoss gibt. Er behauptet, die Erklärungen, die man von dem Gesunden in widersprechendster Weise aufgestellt habe, seien

alle falsch. Aber wenn die an der ursprünglichen Lesart festhaltenden Erklärer sich auch verschieden ausdrücken, so stimmen sie doch alle in der Sache überein. Zu dem Missverständnisse, ich habe gesund gerade in dem dem Worte entgegengesetzten Sinne ungesund genommen, eine Albernheit, an die ich nicht denken konnte, habe ich Pohl keine Veranlassung gegeben, da ich das Gesunde in der erklärenden Umschreibung „ganze Strecken einstigen blühenden Lebens“ deute, was ihm doch zeigen musste, dass ich in der Sache mit Arnoldt übereinstimme, der „das bisher Unversehrte“ versteht. Das Gesunde ist das „früher lebendige, fruchtbare Erdreich“. Pohl bemerkt, „bisher“ stehe leider nicht in Schillers Texte. Aber ergänzt sich dies nicht aus dem Zusammenhange von selbst? Die Lavarinde, die „über dem Gesunden aufgeschichtet“ liegt, hat eben das Gesunde zerstört. Wenn Johanna in der ‚Jungfrau von Orleans‘ 2542 sagt:

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen,

so bezeichnet rein hier auch den früheren Zustand; denn durch die Liebe zu Lionel hatte die Jungfrau ein doppeltes Verbrechen begangen; sie hat ihr Gelübde gebrochen (2482), ist unwürdig geworden, die Waffen zu führen (2493), fühlt sich unrein (2599 ff., 2711 f.), schuldig (2744 ff.). Wird etwa Pohl behaupten, hier sei Johannas Busen noch wirklich rein, es deute nicht auf die jetzt eingetretene Änderung. Wird er dieser Parallelstelle gegenüber noch zu behaupten wagen, statt „über dem Gesunden“ hätte Schiller sagen müssen „über Ungesundem“? Und ähnliche Stellen werden sich mehr finden lassen. Pohl legt auch darauf Gewicht, dass gesund in keiner der von Sanders angeführten Stellen von Örtlichkeiten stehe. Als ob unsere Wörterbücher in dieser Beziehung vollständig wären? Das Gellertsche „gesunde Gegenden“, die der Ätna verheert, verwirft er gar als „nicht eben geschmackvoll“, und doch wird der gute Gellert hier nur den gangbaren Ausdruck gewählt haben. Wenn man in dem Gesunden und der Zerstörung („und jeder Fusstritt wandelt auf Zerstörung“) allgemein einen Gegensatz sehe, so sei dies falsch, der Hauptton ruhe auf alles und jeder. Das können wir unmöglich zugeben, sondern müssen den Vers „und jeder Fusstritt wandelt auf Zerstörung“ als nähere Ausführung von „eine Lavarinde . . . . . . dem Gesunden“ betrachten, das Hervorheben von jeder entschieden zurückweisen. Schliesslich möchte ich nur noch darauf hinweisen, dass derselbe Einwand, den Pohl gegen dem Gesunden macht, auch den Geländen und den Gefilden trifft; denn die von Lavarinde bedeckten, unter ihr begrabenen Strecken kann man nicht mehr als Gelände oder Gefilde bezeichnen, wenn man nicht den früheren Zustand im Sinne hat, was Pohl eben für unberechtigt hält. Wenn er auch die leichte Verwechselung von Geländen und Gesunden diplomatisch begründen will, so übersieht er, dass Schiller das s vor u sehr deutlich von l, auch das ä von u unterscheidet, wie z. B. das Faksimile aus ‚Demetrius‘ zeigt, das sich in meinem ‚Leben Schillers‘ zu S. 538 findet. Sein Zweifel wegen der Ausgaben und Handschriften (S. 7) erledigt sich dadurch, dass die

beiden Ausgaben (in Tübingen und Wien) nur ein Druck sind, Schiller das Stück für die Ausgabe des Theaters nicht mehr durchsehen konnte, die Regensburger Handschrift von Schiller an Dalberg geschickt, die Hamburger als Theatermanuskript dem Theater überlassen war, beide von Schiller durchgesehen, Schiller in dem „einzig sorgfältig“ nach einer „möglichst von allen Druckfehlern gereinigten“ Handschrift korrigierten Drucke noch einzelnes änderte, was Pohl alles in meiner von ihm benutzten Erläuterung finden konnte. Auch diplomatisch ist den Geländen statt dem Gesunden eine höchst unwahrscheinliche Änderung.

Unmittelbar nach H. Düntzer übersandte uns R. Sprenger die folgende kurze Besprechung der Pohlschen Schrift. Die Red.

Diese Abhandlung bringt vier ansprechende Conjekturen: 1) Die Interpunktion der Verse ‚Faust‘ I, 1091—92: „Bereitung braucht es nicht voran, Beisammen sind wir, fanget an!“ ist folgendermassen zu ändern: „Bereitung braucht es nicht! Voran! Beisammen sind wir, fanget an!“ 2) Der Ausdruck „Fratze“ = „Posse“, ebenda I, 1385 (nach Schröers Zählung) ist Luthers Sprachgebrauch entnommen. 3) Die Änderung des ursprünglichen „Gebieter“ in V. 6, 12 u. 18 der Ballade ‚Mignon‘ in „Geliebter“, „Beschützer“, „o Vater“, beruht vielleicht auf dem Einfluss eines litaneiartigen Kirchengebetes. 4) In V. 401 der ‚Braut von Messina‘: „eine Lavarinde liegt aufgeschichtet über dem Gesunden“ ist statt dessen zu schreiben „über den Geländen“. Letztere Vermutung ist schon von J. W. Schäfer vorgebracht.

Goethes Gedichte. Erster Band. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Düntzer. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. ‚Kürschners deutsche Natinallitteratur‘. Bandausgabe 20.

Besprochen von Robert Boxberger.

Der unermüdlich thätige Düntzer beschenkt uns hier mit einer neuen erläuterten und eingeleiteten Ausgabe von Goethes Gedichten, die die Ausgabe Goethes in ‚Kürschners Nationallitteratur‘ eröffnet, sowie Düntzers Erläuterung des ‚Faust‘ ihrer Zeit das ganze umfassende Unternehmen der Nationallitteratur eröffnete. Die Sammlung der Goetheschen Werke, also auch seiner Gedichte, wird eine möglichst vollständige werden, wie dies überhaupt bei unsern Klassikern, auch bei Lessing und Schiller in der ‚Nationallitteratur‘ der Fall sein wird. Düntzer äussert sich darüber (S. XII):

„Aber nicht bloss die von Riemer und Eckermann neu aufgenommenen Gedichte mussten an passender Stelle in den Reigen treten, sondern auch alle später bekannt gewordenen, wie unbedeutend sie auch an sich sein mochten, da Kürschner möglichste, nichts ausschliessende Vollständigkeit sich bei Goethe vorgesetzt hatte“.

Wir dürfen also auf die folgenden Bände gespannt sein, von denen, während ich dies schreibe, schon eine Lieferung erschienen ist (Heft 129 der ‚Nationallitteratur)‘, um so mehr, als Düntzer wegen der Concurrenz mit der v. Löperschen Ausgabe gewiss allen ihm in so reichem Masse zu Gebote stehenden Scharfsinn und die feinste Combinationsgabe aufbieten wird, um die Echtheit zweifelhafter Gedichte zu constatieren oder zu negieren, die Chronologie der kleineren Gedichte festzustellen, Aufklärungen über Persönlichkeiten zu geben und was dergleichen Pflichten eines Commentators mehr sind, für die das Publikum nicht immer die schuldige Dankbarkeit an den Tag legt.

Bekanntlich herrscht zwischen den beiden verdienten Erklärern Goethes vielfache Differenz, besonders über die Chronologie der Goetheschen Gedichte, die auch in dieser vorliegenden Ausgabe zum Austrag kommt. Wir wollen und können uns auf diese Streitigkeiten nicht einlassen, sondern gedenken nur einige minder bedeutende Punkte in Erörterung zu ziehen. Vorher jedoch wollen wir konstatieren, dass, während die Erläuterung des ‚Faust‘ in dieser Ausgabe sich, nach unserem Geschmack, zu sehr in Gemeinplätzen hält und das Publikum in ästhetischen Dingen als zu unmündig behandelt, hier uns überall das rechte Mass getroffen zu sein scheint; es ist ein wohlüberlegter Auszug, der das Beste enthält, was Düntzer zur Erläuterung dieser Gedichte geleistet hat. Dass die neuesten Forschungen und Mitteilungen gewissenhaft berücksichtigt sind, versteht sich bei Düntzer von selbst. Und nun noch einige Kleinigkeiten.

Zu der Entstehungsgeschichte des Liedes ‚Christel‘ (S. 13) wäre jetzt noch nachzutragen: L. Geiger in diesen Blättern, Heft 1, S. 18. Dass „regt“, V. 8 von „Selbstbetrug“ (S. 20) mit Viehoff für einen Druckfehler statt „legt“ anzusehen sei, kann ich nicht einsehen. Die Strophe lautet in der Überlieferung:

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Denken wir zu dem letzten Verse „nur“ hinzu, so ist Alles in Ordnung, „im tiefen Herzen“ ist der Gegensatz zu „am Tag“. v. Löper, der die Lesart „regt“ auch beibehält, erklärt die Stelle anders. Zu S. 45 hätte ich eine Erinnerung zu machen, die anscheinend eine grosse Kleinigkeit betrifft, und es kann nicht fehlen, dass wir „Registratoren“, wie uns der selige Hettner nennen würde, von Seiten ästhetischer Feinschmecker uns den Spott zuziehen werden, die Erklärung Goethes sei nun glücklich bis zu der feinsten aller Feinheiten, der Erörterung der Gänsefüsschen vorgeschritten, über die gegenwärtig ein hitziger Streit entbrannt sei. Und doch ist die Sache so unbedeutend nicht, denn Düntzer ist wirklich auf dem besten Wege, mit den Gänsefüsschen, die er ohne Gewähr auch schon im ‚Faust‘ gesetzt hat, dem Goetheschen Texte Gewalt anzuthun. So schreibt er im ‚Faust‘ (I, S. 41) V. 584—87:

Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,

Zufrieden jauchzet Gross und Klein:
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein".

Welcher verständige Leser des ‚Faust' wäre vor Düntzer darauf verfallen, den letzten Vers den Bauern in den Mund zu legen! Der Bauer reflektiert nicht, warum er sich wohl fühlt, sondern er geniesst einfach. Diese Worte sind nur in Fausts Munde möglich, und das Kolon des ersten Drucks, worauf sich Düntzer beruft, hat nur die Bedeutung, dass es den letzten Satz, gewissermassen den Schlusssatz zu den vorigen Vordersätzen einleitet. Dieser Vorwurf eines totalen Missverständnisses der Stelle ist Düntzer auch schon von anderer Seite gemacht worden, und er hat sich dagegen in den „Signalen" der ‚Nationallitteratur' verteidigt, ohne — mich wenigstens — zu überzeugen. Eben solche bedenklichen Düntzerschen Gänsefüsschen finden sich nun auch in dieser Ausgabe S. 45. 62, V. 37 und 40. Im günstigsten Falle sind sie hier unnütz; falsch gesetzt sind sie zu Anfang von ‚Alexis und Dora' S. 209, denn V. 8: „Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast" kann Alexis nicht selbst sprechen, die Gänsefüsschen dürfen also erst zu Anfang von Vers 11 stehen. Düntzer liebt es nicht, wie wir aus S. 51, Anmerkung zu „Mit einem goldnen Halskettchen" ersehen, Goethes erotische Gedichte aus der Frankfurter Zeit auf bestimmte Persönlichkeiten zu deuten, wie dies u. A. Gödeke versucht, der, wenn er vielleicht auch im einzelnen irrt, doch im Grundsatz dem Wesen der Goetheschen „Gelegenheitsdichtung" gerechter wird als Düntzer. Auch in der Interpunktion erlaubt sich Düntzer ungerechtfertigte Willkürlichkeiten. So setzt er im 3. Verse des ‚Nachtgesangs' (S. 60) einen Gedankenstrich und trennt ihn dadurch vom folgenden; hätte er dies konsequent in allen dritten Versen des Liedes gethan, so wäre dies erklärlich, aber an den übrigen Stellen setzt er dafür blossen Punkt, was in der letzten Strophe:

Ach, auf dem weichen Pfühle.
Schlafe! was willst du mehr?

doch entschieden falsch ist.

Warum S. 87 V. 21 der Plural nur aus Reimnot (Goethe und Reimnot!) gebraucht sein soll, vermag ich nicht einzusehen. V. 19 von „Generalbeichte" S. 88, dächte ich, wäre der deutsche Ausdruck „Schäferstunde" noch verständlicher als der zur Erklärung beigebrachte: heure du berger. Schwer wird man auch begreifen können, in wie fern im ersten ‚Kophtischen Lied' „die zweite und dritte Strophe eine auffallende Verschiedenheit gegen die erste zeigen". Auf eine Erklärung wäre ich begierig.

V. 19 des ‚Kriegsglücks' lautet:

Trompet' und Trab und Trommel summt. Ist dieses „Trab" wohl richtig? Kann der „Trab" auch in der stärksten poetischen Licenz wohl „summen"? Keiner der Erklärer sagt etwas darüber. Mir ist der Gedanke gekommen, ob es wohl „Tub'" (Tuba) heissen müsse. — Zu den Versen 23 f. im ‚Epiphanias'-Liede (S. 104):

Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu,

hätte ich die Anmerkung gewünscht, dass diese beiden frommen Tierlein, wohl nach alten Bildern, gewissermassen mit zur ‚heiligen Familie' gehören; in einem lateinischen Weihnachtsliede heisst es:

Viderunt bos et asinus,
Quod Deus noster dominus.

Zu den Versen 27 f.:

Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs,

wäre die Bemerkung nicht überflüssig, dass Klopstock im ‚Messias' wirklich sechs „heilige drei Könige" annimmt, da die Bibel bekanntlich ihre Zahl nicht nennt.

Zu dem Spruch ‚Beherzigung', den Düntzer, wie mir scheint, auch ohne zureichenden Grund „Ermutigung" (S. 110) tauft, wäre das Wort Cato's in Sallusts ‚Catilina' zu vergleichen (Kap. 52): „Nicht durch Gelübde, nicht durch weibisches Flehen gewinnt man der Götter Hilfe; wachet, handelt, schafft guten Rat, und Alles geht glücklich von Statten!" Vgl. die Schweizer Ausgabe des Opitz, S. 502. Im ‚Blümlein Wunderschön' V. 37 (S. 125) „frei" statt „rein" zu setzen ist eine Willkür Düntzers, die sich nicht rechtfertigen lässt; so darf man mit dem Text unserer Klassiker nicht umspringen. — Die Quelle des ‚Totentanzes' ist nicht zuerst, wie Düntzer S. 151 angibt, von Strehlke in ‚Corneri Chronicon' gefunden, sondern Strehlke hat sonderbarer Weise verschwiegen, dass er sie einem Aufsatz aus Pfeiffers ‚Germania' entnommen hat. Vgl. noch ‚Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer' herausg. v. Creizenach, 1. Ausg. S. 48 f. Die ‚Hölzlein' V. 18 erklärt Düntzer, mir unverständlich: „des Hackbretts". Ich denke mir Kastagnetten darunter. — Zu der indischen ‚Legende' (S. 174) wäre das, jedenfalls denselben Stoff behandelnde, mir aber nur dem Titel nach bekannte, frühere Gedicht (?) G. A. v. Halems ‚Mariatale' (Schriften III, S. 409) zu vergleichen (v. Halems Selbstbiographie S. 171). Die „Dewerkels" (S. 175, Anm.) als ‚Halbgötter', müssen ein Versehen Sonnerats sein, ich vermute: Deverchis, Götter-Weise. „Die Parias gehören zu der unreinen Klasse, den Sudras", ist eine irrige Behauptung Düntzers. Die Parias gehören vielmehr zu gar keiner Klasse, sie sind Ausgestossene oder Ausgeschlossene. — Endlich wünschte man in Betreff des Namens „Euphrosyne" (S. 221), den Goethe der Schauspielerin Becker geb. Neumann gab, immer noch nähere Auskunft: Was war der Inhalt jener „Zauberoper", wie Düntzer sie nennt? wann wurde sie zuerst aufgeführt? Dass die Euphrosyne in dieser Oper eine der besten Rollen der Becker war, sagt Pasqué. Soviel ich sehe, gehen alle Nachrichten der Commentatoren auf Webers „Geschichte des Waimarischen Theaters", 1863 zurück, welcher S. 284 sagt: „Man meint, die junge Frau Becker habe diesen Namen Euphrosyne bekommen nach dem tragikomischen Märchen (so hätte es also auch bei Düntzer heissen müssen) ‚Das Petermännchen' erster und zweiter Teil in je 4 Aufzügen, mit Musik von Joseph Weigl, von dem der erste Teil am 17. und der zweite am 27. Mai 1797 in Weimar gegeben und in Lauchstädt während des Sommeraufenthalts wiederholt wurde. In diesem Märchen ist sie ein

munteres Wesen, das die schöne Welt geniesst mit heiteren Blicken, den Grafen Rudolf von Westerburg für sich gewinnt, dann betrogen wird, wie das auch andern auf Veranlassung des unruhigen und boshaft geschäftigen Petermännchen begegnete. Das Stück ist nach einem Romane von Spiess bearbeitet (‚das Petermännchen', eine Geistergeschichte aus dem 13. Jahrhundert. Prag 1793, 3 Bände). Diese Meinung ist jedoch nicht sicher begründet, da das Märchen, ohne Bedeutung, erst in dem Jahre 1797, kurz vor der Becker Tode, gegeben wurde. Dabei ist zu beherzigen, dass mehrere Dichtungen diesen Namen führten, und liebliche, anmutige, junge Frauen Euphrosynen genannt wurden". Wirklich giebt es noch ein Drama aus dem Jahre 1794 ‚Das Petermännchen, Schauspiel mit Gesang in 4 Akten' in der ‚Marinellischen Schaubühne in Wien' (8 Bände, Wien 1794—95 vielleicht auch nach Spiess?) von K. F. Hensler, 1761—1825. Ferner wäre in diesem Artikel und mit der bekannten Stelle in Claudius ‚Briefen an Andres' (ed. Redlich), wo ‚Petermännchen' einen „Sprühteufel" bezeichnet, das deutsche Wörterbuch zu bereichern, denn bei Adelung wenigstens fehlen beide Bedeutungen: 1) Kobold, 2) Sprühteufel. Man sieht, die Sache muss noch genauer untersucht werden, und es wäre dies vielleicht eine Aufgabe für einen jungen Germanisten. Wir aber scheiden von dem würdigen Erläuterer Goethes mit Dank für die neue, schöne Gabe und freuen uns auf die Fortsetzung.

In Wettolsheim. Ein dramatisches Gedicht von Wilhelm Jensen. Freiburg i. B. 1884, Kiepert und von Bolschwing.

Besprochen von Julius Riffert.

Jensen hat in diesem einaktigen dramatischen Gedicht, das dem „Skizzenbuch" entnommen hier in geschmackvoller Sonderausgabe vorliegt, das Verhältnis Alfieris zu der unglücklichen Gräfin von Albany, der Gemahlin des Prätendenten Karl Eduard Stuart, eines Wüstlings, geschildert, ein Liebesverhältnis, das vielleicht den einzigen Lichtpunkt in dem düsteren Leben des grossen italienischen Tragikers bildet. In Wettolsheim, einem Dorfe in der Nähe von Kolmar im Elsass, treffen beide (1784) noch einmal zusammen, nachdem das Geschick sie schon früher mit einander bekannt gemacht, Vittorio als der noch immer heiss Liebende, Aloysia als die bereits von ihrem Gatten in Rom Geflüchtete, und das Ergebnis dieser Zusammenkunft, bei dem ein Abate Tommaso Valperga di Kaluso die Mittelsperson abgibt, ist das, dass die Gräfin Albany nicht wieder in die Arme ihres Gemahls zurückkehrt, Alfieri jedoch seiner Leidenschaft zu ihr entsagen muss, da ihn mit der von ihrem Manne Getrennten nur eine edle geistige Freundschaft verbinden soll und kann. Kaluso weist auf die Unlösbarkeit der Ehe durch die Kirche hin und das Stück schliesst folgendermassen:

Aloysia

Der Kirche? Ihr gelobt ich keine Treue;
Die ist ein Sakrament, im Menschenherzen

Empfangen und geweiht, und nur in ihm,
Im Menschenherzen bindet sie und löst.
Die Kirche mag mich segnen, mag verdammen —
Die Welt — doch i c h nicht!

Vittorio

Aloysia —!

Tommaso

Der Kirche Mund verweigert Ihnen auch
Mit irdischem Gesetze neuen Ehbund!
Zurück! Was wollen Sie Prinzessin?

Aloysia

Nichts,
Als eines grossen Mannes Freundin sein!
(Sie zieht den Ring von ihrem Finger und legt ihn fort).
Die Kette brach, die mich gefesselt hielt,
Mich bindet nichts mehr —
(Den Arm um Vittorio's Nacken legend)
Gehen Sie, Kaluso,
Und sagen Sie's der Welt: Ich kehre nicht
Nach Rom zurück.

So bildet Entsagung den schmerzlichen Schluss des Gedichts, aber die ideale Freundschaft zwischen den beiden Unglücklichen wirft doch ein verklärendes, versöhnendes Licht auf ihr ferneres Dasein. Wie die Frau gerettet ist aus unwürdigen Ehefesseln, so geht der Mann geläutert aus dem Kampfe der Leidenschaften hervor. — Jensen hat sich unseres Wissens bisher meist auf dem erzählenden Gebiete bewegt; wenn wir jedoch nach diesem dramatischen Gedichte, das uns einen hohen Genuss bereitet hat, urteilen sollen (die Bezeichnung als dramatisches Gedicht mag als feststehend einmal gelten), so steht ihm der e d l e Stil der dramatischen Dichtung auch in gleichem Maasse zu Gebote. Es weht ein Geist weihevoller Erhabenheit, sittlicher Reinigung durch das Gedicht, der von der Bühne herab den Gebildeten und poetisch noch Empfänglichen ebenso ergreift, wie er den Massen unverständlich bleibt. Es wird Jensens ‚In Wettolsheim' ebenso ergehen, wie etwa Goethes ‚Tasso' oder Geibels ‚Echtes Gold wird klar im Feuer': diese Gedichte sind nur für ein vornehmes Publikum bestimmt. Ob und wie weit der Verfasser selbst daran die Schuld trägt, dass sein Werk kein breiteres Interesse gewinnt, insofern er starke Wirkungen verschmäht oder nicht besitzt, in wieweit das Publikum, insofern es neben der inneren auch eine starke äussere Handlung fordert, bleibe dahingestellt. Die Frage über das Verhältnis innerer und äusserer Handlung ist eine offene. Nach unserem Dafürhalten ist für das Theater eine H a n d l u n g nötig; diese kann aber ebenso gut eine rein i n n e r l i c h e Handlung sein, denn das eigentlich Dramatische ist ja nicht an

das brutale äussere Geschehen geknüpft. Innere Vorgänge zu malen kann ebenso dramatisch sein. Andrerseits bleibt die reichste äusserliche Handlung undramatisch, wenn sie nicht die Folge innerer Ursachen im Menschengemüt ist. Vielleicht stellt sich die Lösung der Frage in dem richtigen Verhältnis innerer und äusserer Handlung dar, wie wir es bei Shakespeare sehen. Jensens ‚In Wettolsheim' gemahnt übrigens lebhaft an Goethes ‚Tasso' nicht sowohl seiner Eigenschaft als Dichtertrauerspiel halber, als wegen des gleichen Gedankenganges. Als Motto trägt das Buch einen historischen Ausspruch der unglücklichen Frau, deren Schicksal in dem Stücke berührt wird, an der Stirn, und zwar einen auf Alfieri bezüglichen: Elle n'a d'autre mérite que d'avoir été l'amie d'un homme supérieur.

Das moderne Drama dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern von Alfred Klaar. II. Abteilung. Deutsche Bühnendichter der Gegenwart. Mit zwei Porträts in Holzstich. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Besprochen von Julius Riffert.

Ein ganz vortreffliches Buch! Klaar unternimmt es hier, eine Übersicht über das moderne deutsche Drama zu geben, aber er fängt nicht mit dem Allgemeinen an, um dann aufs Besondere überzugehen, d. h. er giebt uns keine Charakteristik des deutschen Dramas der Gegenwart, um dann die Belege beizubringen (diesem Zweck war die I. Abteilung seines Werkes: ‚Geschichte des modernen Dramas in Umrissen' gewidmet), sondern er macht es wie Lessing in seiner ‚Dramaturgie', er knüpft an die Aufführungen einzelner Stücke an, um bei dieser Gelegenheit je nach Lust und Gefallen sich über sein Thema zu verbreiten, geht also vom Besonderen aufs Allgemeine über. Diese Art und Weise der Behandlung hat ja eben so ihre Berechtigung wie die entgegengesetzte, für das grosse Publikum, das geniessend lernen will, ist sie sogar die interessantere. Es ist im Grunde genommen ein trauriger Gegenstand, den Klaar sich zur Betrachtung vorgenommen, wenigstens für den, der sich jahraus, jahrein mit dem deutschen Theater der Gegenwart und seinem Verfall beschäftigt hat, gesehen hat, wie es trotz der ehrlichsten und eifrigsten Bemühungen mit der Bühne nicht wieder bergauf geht, weil — diese nicht einsehen will, dass sie zu etwas anderem berufen ist, als der frivolsten Unterhaltung zu fröhnen, und die besseren Stücke namentlich des ernsten Genres beharrlich von sich weist. Man hat gelegentlich mit Entrüstung auf das neuere englische Theater hingewiesen, das ja auch von Shakespeare auf das Ausstattungsstück glücklich herunter gekommen ist, hat aber vor dem Splitter im Auge des Anderen den Balken im eigenen Auge nicht wahrgenommen. Ja, fragen wir, ist es bei uns denn anders? Um keinen Deut! Wir gedenken an dieser Stelle uns nicht den Unzähligen zuzugesellen, die über diesen elenden Verfall geschrieben,

geredet und Vorschläge gemacht haben, wie dem Ruin entgegengetreten werden könne — Gott bewahre! das würde uns ein unfruchtbares Beginnen dünken. Wir wenden uns vielmehr wieder den Ausführungen Klaars zu. Klaar steht, was ja bei Behandlung seines Sujets nötig ist, auf einem sehr hohen Standpunkte; ein grosser sachlicher Ernst und ein ungemeiner Fleiss wird oft an Objecte gewandt, die eine ästhetische Zerfaserung kaum vertragen können, ganz wie bei Lessing. Denn wer wird nach Jahrzehnten noch etwas von ephemeren „Grössen" wissen, wie es Michael Klapp oder Julius Rosen, Wilhelmine von Hillern oder Frau Henle, die Verfasserin des ‚Preislustspiels' „Durch die Intendanz" sind? Die bedeutendsten der mit 44 Stücken vertretenen Namen sind zweifelsohne Anzengruber, L'Arronge, Albert Lindner, Moser, Murad Efendi, Gustav zu Putlitz, Hippolyt Schauffert, Spielhagen, Wichert und Wilbrandt — allerdings liessen sich hier noch die Namen mancher anderen, auch aufgeführten, Dramatiker hinzufügen; solche Auswahl beruht eben immer auf subjectiver Grundlage. Anzengruber findet von Klaar eine besondere, berechtigte Fürsprache; nur möchten wir den Gegensatz zwischen volksmässiger Bühnendichtung, wie Anzengruber sie vertritt, und vornehm aristokratischer von der Art Schillers doch nicht so sehr herauskehren, wie es Klaar thut; wenn Anzengruber uns seine beschränkte Welt vorführt, so beruht dies auf einer mindestens ebenso starken Einseitigkeit der Begabung, als wenn Schiller sich nur an Könige und Helden hält; zwischen den Gattungen an und für sich ist ein so grosser Gegensatz nicht vorhanden (Shakespeare). Wenn der grosse Dichter mit Spott von den „Pfarrern, Kommerzienräten und Fähndrichen" des Lustspiels seiner Zeit redet, so wendet sich dieser Spott doch mehr gegen Iffland und Kotzebue als solche. Von Hugo Bürger wird nur sein relativ bestes Stück, der ‚Jourfix', besprochen; charakteristischer für die innere Armseligkeit der Lublinerschen Schau- und Lustspiele sind aber seine anderen, nicht genannten Stücke. Dieser Autor wendet eine scheinbar reichhaltige, verwickelte Handlung in seinen Werken nur an, um die Unfähigkeit, schlicht und einfach zu sein, klar zu sein, wahr zu sein damit zu verdecken. Auch das Lob, das Klaar L'Arronge zollt, möchte nach dessen neuesten Leistungen einzuschränken sein. Man hat mit Recht behauptet, dass L'Arronge einen gewissen kleinbürgerlichen deutschen Ton in seinen Stücken glücklich treffe; aber wie oft verfällt er nicht in ungesunde Rührseligkeit, Trivialität, absolute Poesielosigkeit! Paul Lindau wird von Klaar ebenso treffend beurtheilt wie — verurtheilt. Wie hat sich die Vorliebe für ihn doch in zehn Jahren geändert! Vor einem Jahrzehnt waren Lindaus Bühnenarbeiten ein Ereignis, jetzt zollt man höchstens noch seinen besseren Lustspielen Anerkennung. Allerdings fällt diese Wandlung mehr der Laune des Publikums zur Last, als dass die Erkenntnis Ursache wäre, wie alle Lindau'schen Stücke den Stempel des Seichten zur Schau tragen. Von Mosers und Schönthans komischer Begabung hält Klaar, wie auch wir, viel; aber wie verwahrlost ist nicht beispielsweise Moser, wie flüchtig seine Charakteristik, wie gewöhnlich sein Dialog! Guten Dialog findet man bei unseren neueren Lustspiel-

dichtern überhaupt fast gar nicht mehr; die Massenproduktion schiebt da all solche künstlerischen Erfordernisse einfach bei Seite. Wohlthuend, auch durch seine solide Komposition, sticht dagegen ein Stück wie „Rolf Berndt" von Putlitz ab, wenn demselben auch sonst die Originalität abgeht. Die Erwähnung Schaufferts ist bei Klaar recht am Ort; geschieht sie auch anlässlich eines verunglückten Experiments dieses Dichters, so ist der Hinweis auf das Preislustspiel ‚Schach dem König' doch mit Freuden zu begrüssen, als auf ein Stück, das neben mannigfachen Schwächen (z. B. der einer übertriebenen Shakespearemanie) doch ganz hervorragende Scenen besitzt. Bei den Tragikern weist Klaar mit Recht auf die Verwechslung des Historischen und Ethischen auf der Bühne hin; man glaubt bei manchen historischen Tragödien wirklich nur das Erstere nicht das Letztere, das allein auf der Bühne ein Recht hat, zu erblicken. Die Berufung auf den Shakespeare der Königsdramen hätte doch grade die Wahrheit dieser Behauptung statt der des Gegenteils erhärten sollen. Auf Wilbrandt, dessen sowie Anzengrubers Bildnis dem Bande beigegeben sind, legt Klaar viel Gewicht, wie uns dünkt, zu viel; wenn er aber an Lindners ‚Bluthochzeit' tadelt, dass hier der Zustand des Lasters, der allemal anwidernd wirke, statt des Werdens des Lasters, wie bei Shakespeare, dargestellt sei, so vergisst er, dass er mit diesem Tadel auch die ‚Messalina' Wilbrandts trifft. In das Lob von der „Tochter des Herrn Fabricius" werden wohl auch nur wenige Leser mit einstimmen. Grade Wilbrandt ist mit einer der beredetsten Zeugen für die ganz treffliche Bemerkung Klaars, dass unsere ernsten Bühnendichter von heut statt zum Erschütternden zum Grässlichen, statt zum Ergreifenden zum Sentimentalen (Wilbrandts ‚Auf den Brettern') greifen. Ob aus Wildenbruch ein Gewinn für unser Trauerspiel erwächst, möchte zu bezweifeln sein; wenn Klaar die Schwächen dieses neuesten Lieblings unserer Theatermode aufdeckt, so bedenkt er dabei grade die Gefährlichkeit dieser Schwächen nicht. S. 209 findet man passende Worte gegen das Einmischen der Schauspieler in unsere dramatische Production.

Die III. Abteilung des Klaarschen Werkes kann vermöge ihres Themas hier nur ihrem Titel nach erwähnt werden; sie beschäftigt sich mit den ‚Fremden Dramatikern auf der deutschen Bühne'. Mit 6 Porträts in Holzstich. Unter diesen fremden Dramatikern sind vorwiegend die der Franzosen, in zweiter Linie aber auch die anderer Nationen, wie der Norweger (Björnson, Ibsen), der Ungarn (Doczi) zu verstehen. Der einleitende Aufsatz: ‚Die Mache der Franzosen, eine Parallele zwischen dem klassischen und modernen Theater derselben' weist die Ähnlichkeit der beiden scheinbar so verschiedenen Epochen nach.

Und nochmals zum Schluss: das Klaarsche Werk ist ein vortreffliches, interessantes und beherzigenswertes Buch!

Jacob Minor: Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1883.

Besprochen von Heinrich Welti.

Der Verfasser, der sich schon so mannigfach um die Geschichte der romantischen Schule verdient gemacht hat, bietet uns hier ein ansprechendes und gehaltvolles Buch über „drei Hauptvertreter der Schicksalstragödie". So nämlich und nicht „die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern" hätte Minor seine Schrift sach- und wahrheitsgemäss betiteln sollen. Er hätte seinen Lesern dann eine Enttäuschung erspart. Denn voll befriedigt kann man das Buch, so trefflich es ist, nicht aus der Hand legen; es hält nicht, was der Titel verspricht. Eine Geschichte der Schicksalstragödie von ihren Anfängen bis auf unsere Zeit, von Karl Philipp Moritz und Tieck bis auf Richard Wagner durfte man nicht erwarten, dagegen berechtigte der Titel zu der Annahme, der Autor werde die Entwickelung des Schicksalsdramas während der Zeit seiner grössten Beliebtheit darzustellen versuchen. Dem ist aber nicht so. Minor hat uns in anziehenden Schilderungen drei Hauptvertreter der Schicksalstragödie vorgeführt, aber Zacharias Werner, Müllner und Houwald sind nicht die einzigen Hauptvertreter der fatalistischen Tragödie und die drei wohlgelungenen Porträts entschädigen nur halb für das in der Ankündigung verheissene Gesamtgemälde. Dass das einzige Schicksalsdrama Grillparzers, die ‚Ahnfrau' (1817), in der Entwickelung dieser dramatischen Gattung eine ebenso grosse Bedeutung hat, wie die sämtlichen Werke Houwalds und dieselben an poetischem Wert noch übertrifft, wird Minor gewiss zugeben, ebenso, dass eine Darlegung der durch das Schicksalsdrama hervorgerufenen litterarischen Fehden auf Wesen und Geschichte desselben manches aufklärende Streiflicht geworfen hätte. Es ist daher sehr zu bedauern, dass der Verfasser statt einer auf die vornehmsten Erscheinungen beschränkten Geschichte der Schicksalstragödie uns bloss drei nur lose zusammenhängende Aufsätze über Werner, Müllner und Houwald gegeben hat. Es ist sehr zu bedauern, denn die Art und Weise, in der Minor die drei Dichter behandelt, lässt darüber keinen Zweifel, dass er sehr wohl zu leisten vermocht hätte, was der Titel verspricht.

Besonderes Lob möchten wir dem Essay über Adolf Müllner zollen. Minor hat uns zum ersten Mal ein treffendes Bild dieses einst so berühmten, nunmehr nur noch berüchtigten Theaterstückschreibers gezeichnet. Der Aufsatz über Zacharias Werner stützt sich vornehmlich auf das in den Tagebüchern vorliegende und schon von H. Düntzer (‚Zwei Bekehrte'. Leipzig 1873) benutzte Material, doch zeichnet die Arbeit Minors ein tieferes Eingehen auf die ästhetischen Eigentümlichkeiten der Wernerschen Dichtungen und eine flüssigere und klarere Darstellung aus. Überhaupt soll rühmend hervorgehoben werden, dass das Buch nicht nur lesenswert, sondern auch sehr lesbar ist. Weniger frisch als die Charakteristik des rohen, rein verstandesmässig arbeitenden und mit allen Bühnenkünsten hantierenden Müllner ist die Skizze

über den sentimentalen, schwächlichen und in seinen Kompositionen nachlässigen Houwald, doch ist auch sie als erste und sorgfältige litterarhistorische Erörterung über den Dichter des ‚Bildes' dankenswert.

In dem Augenblicke, da diese schon vor mehreren Monaten geschriebenen Worte an die Redaktion abgehen sollen, kommt uns der neueste Band von Kürschners trefflich fortschreitender ‚deutscher Nationallitteratur' zu Gesicht. Er bringt die Schicksalsdichter Werner, Müllner und Houwald mit Einleitungen vom Verfasser der oben besprochenen Schrift. Der schön ausgestattete Band, der Zacharias Werners ‚Martin Luther', ‚Weihe der Unkraft' und ‚der vierundzwanzigste Februar', Müllners ‚der neunundzwanzigste Februar' und ‚die Schuld', Houwalds ‚der Leuchtturm' enthält, verdient nicht nur als Chrestomathie zu dem recensierten Werke des Lesers Beachtung, es gebührt ihm auch um der allgemeinen Einleitung willen, in der Minor nun eine zusammenfassende Charakteristik des Schicksalsdramas giebt und manche neue Gesichtspunkte zur Beurteilung desselben andeutet, volle Anerkennung.

Zuschrift an den Herausgeber.

Dresden-Neust., 12. Nov. 84.

Geehrter Herr!

Gegen Walter Bormanns Bemerkung auf S. 362, dass mit keinem Worte in den ‚Kranichen des Ibykus' gesagt werde, ein Raub sei an Ibykus begangen worden, muss ich einwenden, dass dies doch der Fall ist: der fromme Sänger wurde ausgeraubt, „der nackte Leichnam wird gefunden".

Aber seinen Ausführungen über die mächtige Einwirkung des Chors auch auf die Übelthäter kann man nur beistimmen*); ich erinnere dabei an Hamlets Worte, als er den Plan fasst, seinem Oheim was wie die Ermordung seines Vaters vorspielen zu lassen und ihn dadurch zu entlarven:

Ich hab' gehört, dass schuldige Geschöpfe,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüt, dass sie sogleich
Zu ihren Missethaten sich bekannt.

Mit ergebenem Grusse
Dr. Edm. Goetze.

*) W. Bormann hat uns eine ausführliche Entgegnung auf Hellers ‚Nachträge zu meinem Aufsatz über die Kraniche des Ibykus' (S. 542 ff.) eingesandt, welche wir aber, um ein berechtigtes redaktionelles Princip zu wahren, nicht aufnehmen konnten. O. S.

Bibliographische Monatsübersicht.

Redigiert von

Herman Brandes.

1. November bis 15. December 1884.

Litteraturgeschichtliche und litterar-ästhetische Schriften.

Alberti, Ed., Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1866—82. 2—5. Lief. Kiel, Biernatzki. à ℳ 1,50.

Baechtold, Jakob, Von Eduard Mörike. ,D. Rundschau' 1884/85 (3), 222—37

Bode, Wilhelm, Ludwig Heinrich von Nicolay und seine Vaterstadt Strassburg. ,Landes-Zeitung für Elsass-Lothringen' 1884 (15. Nov.).

Brahm, Otto, Der Dichter des Schelmuffsky. ,Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg.' 1884 (44).

—, Heinrich von Kleist. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. ℳ 7.

Brasch, Moritz, Rudolf von Gottschall. Ein litterarisches Porträt. ,Westermanns Monatsh.' 1884 (Nov.), 255—69.

Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Litteratur. 5. und 6. Lief. Lahr, Schauenburg. à ℳ 1.

—, Otto Funke. Seine Würdigung als Schriftsteller. Eine Studie. Bremen, Müller. ℳ 1.

Brunner, Seb., Hau- und Bau-Steine zu einer Litteraturgeschichte der Deutschen. Wahrheit und keine Dichtung. 1. Heft. A. u. d. T.: Vater Gleim, ,der Seher Gottes'. Wien, Kirsch. ℳ 1.

Crüger, Joh., Briefe von Schöpflin und anderen Strassburger Gelehrten an Bodmer und Breitinger. ,Strassburger Studien' II, 4.

Doberenz, Heinr., La Martelière und seine Bearbeitung Schillerscher Dramen auf dem Theater der französischen Revolution. Löbau (Leipzig, Fock). ℳ 1.

Evers, G., Martin Luther. Lebens- und Charakterbild von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen. 6. Heft. Mainz, Kirchheim. ℳ 2,70.

Fischer, Zur Ergänzung des Artikels ,Die Revision der Lutherbibel und das evangelische Kirchenlied'. ,Blätter für Hymnologie' 1884 (10).

Fulda, Ludwig, Marianne von Willemer. Zum Gedächtnis ihres hundertjährigen Geburtstages. ,Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (46), 701—4.

Goedeke, Karl, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, aus den Quellen. 2. Heft. 2., gänzlich neubearbeitete Aufl. Dresden, Ehlermann. ℳ 5,40.

Hartmann, Berthold, Das volkstümliche deutsche Kinderlied. Ein Beitrag zur Würdigung und Wiederbelebung desselben. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. ℳ 1.

Hofmann-Wellenhof, P. v., Alois Blumauer. Litterarhistorische Skizze aus dem Zeitalter der Aufklärung. Wien, Konegen. ℳ 3

Hub, Ign., Deutschlands Balladendichter und Lyriker der Gegenwart. Ein Hülfsbuch zur Wissenschaft der neuesten Litteratur. Mit den Lebensabrissen und Charakteristiken der Dichter, auch einer Auswahl des Schönsten und Eigentümlichsten aus ihren Werken. Neue (Titel-) Ausgabe. 2—5. Lief. Karlsruhe (1874), Bielefeld. à ℳ 0,60.

Kirchner, K., Adam Andreä und das Chemnitzer Lyceum in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. (Separatabdruck aus dem IV. Jahrbuche des Vereins für Chemnitzer Geschichte). Chemnitz, Geidel.

Koberstein, Aug., Grundriss der Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 6. umgearbeitete Aufl. von Karl Bartsch. 1. Bd. A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Nationallitteratur bis zum Ende des 16. Jahrh. Leipzig, Vogel. ℳ 9.

Koffmane, Zu Luthers Briefen und Tischreden. ‚Theol. Stud. u. Krit.' 1885 (1).

Lang, W., Jean Paul. ‚Neue freie Presse' 1884. Nr. 7260.

Loesche, G., Ernst Moritz Arndt, der deutsche Reichsherold. Biographie und Charakteristik. Gotha, Perthes. ℳ 1.

Luthers Briefwechsel. ‚Evangel. Kirchenztg.' 1884 (42).

Maurer, J. C., Hermann von Gilm. Ein Dichterbild aus Tirol. ‚Unsere Zeit' 1884 (12). 793—800.

Melzer, Ernst, Goethes philosophische Entwickelung. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. (Aus: 22. Bericht der wissenschaftl. Gesellschaft Philomathie). Neisse, Graveur. ℳ 1.

Minckwitz, Joh., Die Entwickelung eines neuen dramatischen Styls in Deutschland. Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. 203. Heft. Berlin, Habel ℳ 1,20.

Opitz, H., Zur Revision der Lutherschen Uebersetzung des neuen Testamentes. Ein Urteil über die Probebibel. Leipzig, Mutze. ℳ 1,50.

Parmentier, Le Henno de Reuchlin et la Farce de maistre Pathelin. Extrait du Bulletin mensuel de la Faculté des lettres de Poitiers (avril et mai 1884).

Peterson, Emil, Bemerkungen zu zwei Stellen bei Lessing. ‚Herrigs Archiv' 72 (2), 236—37.

Prosch, F., Klinger in Oesterreich und über österreichische Zustände. ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.' 1884 (8 u. 9), 561—73.

Schultze, R., Dr. Martin Luther. Sein Werden und Wirken bis zu dem Zeitpunkt seiner inneren Abgeschlossenheit, seine zuversichtliche Selbstständigkeit, seine Ruhe eines gerechtfertigten Christen im Sterben und die Predigt seines erhaben grossen Lebens an unser Herz. Vortrag. Wittenberg, Wunschmann. ℳ 0,80.

Speidel, Ludw., und Wittmann, Hugo, Bilder aus der Schillerzeit. Mit ungedruckten Briefen an Schiller. Stuttgart, Spemann. ℳ 8.

Steck, R., Goethe und Lavater. Basel, Schwabe. ℳ 0,80.

Versuche, critische und nicht critische. Von Egmont. II. Die Nächte des Orients von Adolf Friedr. Graf v. Schack. ℳ 0,75. — IV. Faust. Tragödie von Goethe. ℳ 1,60. Danzig. Axt.

Ausgaben. Sammelwerke.

Cordatus, Conr., Tagebuch über Dr. Martin Luther, geführt 1537. Her. von H. Wrampelmeyer. 4. Heft. Halle, Niemeyer. ℳ 1,60.

Fastnachtspiele, Mittelniederdeutsche. Mit Einleitung und Anmerkungen her. von W. Seelmann. Norden, Soltau. ℳ 2.

Goethe, Faust. 1. Teil. Illustrirt in 50 Compositionen von Alex. Liezen Mayer. Mit Ornamenten von Rud. Seitz. München, Stroefer. geb. ℳ 25.

—, Gedichte und Dramen. Ausgewählt und mit erläuternden Anmerkungen versehen für die deutsche Jugend und unser Volk von A. Hentschel und K. Linke. Leipzig, Peter. geb. ℳ 3.

—, Götz von Berlichingen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Leo Smolle. Schulausgaben class. Werke her. von J. Neubauer. 10. Heft. Wien, Graeser. ℳ 0,60.

—, Sämmtliche Werke. Neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe in 36 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 18—22. Bd. Stuttgart, Cotta. geb. à ℳ 1.

Goethe, Torquato Tasso. Mit Einleitung und Anmerkungen von J. Neubauer. Schulausgaben class. Werke. 11. Heft. Wien, Graeser. *M* 0,60.

Hauff, Wilh., Sämmtliche Werke. Illustrirte Prachtausgabe. Illustrirt von hervorragenden Münchener Künstlern. In ca. 40 Lief. 1. Lief. München, Arnold u. Kreyssig. à *M* 0,50.

Heine, Heinr., Sämmtliche Werke. Neue Volks-Ausg. Mit einer Biographie von G. Karpeles. 2—8. Lief. Hamburg, Hoffmann u. Campe. à *M* 0,15.

—, Werke. Illustr. Prachtausg. Her. von Heinr. Laube. 2—8. Lief. Wien, Bensinger. à *M* 0,50.

Lessing, Laokoon. Her. von J. Pözl. Wien, Hölder. *M* 0,48.

—, Minna von Barnhelm. Her. von Heinr. Düntzer. 4., neu durchgesehene Aufl. Leipzig, Wartig. *M* 1.

—, Nathan der Weise. Her. von J. Pözl. Wien, Hölder. *M* 0,72.

—, Sämmtliche Werke in 20 Bänden. Her. und mit Einleitungen versehen von Hugo Göring. 11—13. Bd. Stuttgart, Cotta. geb. à *M* 1.

—, Werke. Neu her. von Franz Bornmüller. 11—20. (Schluss-) Lief. Leipzig, Bibliograph. Inst. à *M* 0,50.

Luther, Martin, Sämmtliche Schriften, her. von Joh. G. Walch. Aufs Neue her. im Auftrag des Ministeriums der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten. 13. Bd. 2. Abt. Die Haus-Postille nach G. Rörer. St. Louis, Mo. Dresden, Naumann. *M* 9.

National-Bibliothek. Schweizerische Dichter und Redner des 18. und 19. Jahrh. in sorgfältiger Auswahl. Mit biographisch-kritischen Einleitungen her. von Rob. Weber. 6. Bd.: Jak. Frey, Der Alpenwald. 1. Heft. — 7. Bd.: Jak. Frey, Der Alpenwald. Das Vaterhaus. Die Freiämter Deputirten und General Massena. Kindersegen. Aarau, Sauerländer. à *M* 0,50.

Rists, Joh., Lebenserinnerungen. Her. von G. Poel. 1. Teil. 2. verb. Aufl. Gotha, Perthes. *M* 8.

Schiller, Ausgewählte Werke. Auswahl für Volk und Schule mit kurzen Erläuterungen. 2 Bde. Münster, Aschendorff. *M* 1,80.

—, Jungfrau von Orleans. Her. von Heinr. Düntzer. 3., neu durchgesehene und erweiterte Aufl. Leipzig, Wartig. *M* 1.

—, Die Jungfrau von Orleans. Her. von J. Pözl. Wien, Hölder. *M* 0,64.

—, Sämmtliche Werke in 15 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. 11—15. Bd. Stuttgart, Cotta. geb. à *M* 1.

Schlegel, A. W., Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. 3. Teil (1803—1804). Geschichte der romantischen Litteratur. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh., in Neudrucken her. von Bernh. Seuffert. Nr. 19. Heilbronn, Henninger. *M* 2,50.

Tieck, L., Werke. 1. Bd. Das Fest zu Kenelworth. Dichterleben. Mit einer Einleitung von L. H. Fischer. ‚Collection Spemann‘. 68. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. *M* 1.

Volkslieder, Schweizerische. Mit Einleitung und Anmerkungen her. von Ludw. Tobler. 2. Bd. Frauenfeld, Huber. *M* 3,60.

Zeitgenössische Dichtung.

Alexis, Willibald, Der Wärwolf. Vaterländischer Roman. 5. Aufl. Berlin, Janke. *M* 3.

Amyntor, Gerh. v., Aus der Mappe eines Idealisten. Elberfeld, Lucas. *M* 3.

—, Hypochondrische Plaudereien. 4. Aufl. Elberfeld, Lucas. *M* 5,50.

Anzengruber, Ludw., Dorfromane. 1. und 2. Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. *M* 5.

Auerbach, Berthold, Auf der Höhe. Roman in 8 Büchern. 13. Aufl. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. *M* 10.

—, Sämmtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volksausg. in 10 Bänden. Stuttgart, Cotta. *M* 10.

Blumenthal, Osk., Der Probepfeil. Lustspiel in vier Akten. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 2.
Dahn, Felix, Die Kreuzfahrer. Erzählung aus dem 13. Jahrh. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin, Janke. ℳ 12.
Dichterbuch, Sächsisch-Thüringisches. Unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt her. von Emil Barthel. Halle, Hendel. ℳ 3.
Eckstein, Ernst, Das Vermächtnis. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Leipzig, Reissner. ℳ 12.
Heyse, Paul, Dramatische Dichtungen. 14. Bändchen. Berlin, Hertz. ℳ 2,60.
—, Gedichte. 3. Aufl. Berlin, Hertz. ℳ 5.
Jordan, Wilh., Tausch enttäuscht. Lustspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Jordans Selbstverl. ℳ 2.
Jensen, Wilh., Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwingh. ℳ 12.
Keller, G., Das Sinngedicht. Novellen. 4. Aufl. Berlin, Hertz. ℳ 6.
Laube, Heinr., Ruben. Ein moderner Roman. Leipzig, Haessel. ℳ 3.
Leuthold, Heinr., Gedichte. 3. verm. Aufl. Mit Porträt und Lebensabriss des Dichters. Frauenfeld, Huber. ℳ 5.
Meyer, Conr. Ferd., Die Hochzeit des Mönchs. Novelle. Leipzig, Haessel. ℳ 2.
—, Huttens letzte Tage. Eine Dichtung. 5. Aufl. Leipzig, Haessel. ℳ 3.
Redwitz, Oscar v., Haus Wartenberg. Ein Roman. Berlin, Hertz. ℳ 5.
Reuter, Fritz, Sämmtliche Werke. 2. Bd. (14. Aufl.) und 7. Bd. (13. Aufl.). Wismar, Hinstorff. à ℳ 3.
Rittershaus, Emil, Am Rhein und beim Wein. Gedichte. Leipzig, Keil Nachf. ℳ 1,50.
Schack, Graf Adolf Fried. v., Gesammelte Werke. 2. verb. und verm. Aufl. 1. Bd. Mit dem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Franz v. Lenbach. Stuttgart, Cotta. ℳ 2,50.
Scheffel, Jos. Vict. v., Hugideo. Stuttgart, Bonz. ℳ 2.
Storm, Theodor, Gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. 3. Aufl. 14 Bde. Braunschweig, Westermann. ℳ 31,50.
—, Zur Chronik von Grieshuus. Berlin, Paetel. ℳ 5.
Traeger, Alb., Gedichte. 16. verm. Aufl. Leipzig, Keil. geb. ℳ 5,25.
Voss, Richard, Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildnis. 2 Bde. Dresden, Minden. ℳ 6.
Waldmüller, Rob., Darja. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. ℳ 8.
Wichert, Ernst, Von der deutschen Nordost-Mark. Vier preussische Historien. Leipzig, Reissner. ℳ 6.
Wildenbruch, Ernst v., Kinderthränen. Zwei Erzählungen. 2. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel. ℳ 2.

Übersetzungen.

Camoens, Luis' de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilh. Storck. 6. und letzter Bd.: Dramatische Dichtungen. Paderborn, Schöningh. ℳ 5.
Nibelungenlied, Das. Uebersetzung der Handschrift A [Hohenems-München], nebst Vorwort und historisch-ästhet. Einleitung von Werner Hahn. Collection Spemann. 70. Bd. Stuttgart, Spemann. geb. ℳ 1.
Wimpfeling, Jac., Germania, übersetzt und erläutert von Ernst Martin. Mit ungedruckten Briefen von Geiler und Wimpfeling. Ein Beitrag zur Frage nach der Nationalität des Elsasses und zur Vorgeschichte der Strassburger Universität. Strassburg, Trübner. ℳ 2,50.
Wolfram von Eschenbach, Parzival. In neuer Uebertragung, für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert und zum Gebrauche an höheren Lehranstalten eingerichtet von G. Bötticher. Berlin, Friedberg u. Mode. ℳ 3.

Vermischtes.

Berndt, Mor., Jakob Grimms Leben und Werke. ℳ 1,80.
Catalog der zum 10. Novbr. 1884 veranstalteten Schiller-Ausstellung im grossherzogl. Museum zu Weimar. Weimar, Kühn. ℳ 0,50.
Hayn, Hugo, Bibliotheca Germanorum erotica. Verzeichnis der gesammten deutschen erot. Litteratur mit Einschluss der Uebersetzungen, nebst Angabe der fremden Originale. 2. durchaus umgearb., sehr stark verm., durch Beifügung der Berliner und Münchener deutschen erot. Bücherschätze bereicherte und mit Antiquar-Preisen versehene Auflage. Leipzig, Unflad. ℳ 18.
Heinemann, Otto v., Die Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 1. Abt. Die Helmstedter Handschriften. I. Mit einer Ansicht der alten Bibliothek in Lichtdruck und 10 Taf. Schriftproben in Stein- und Farbendruck. Wolfenbüttel, Zwissler. ℳ 15.
Retzsch, Mor., Umrisse zu Goethes Faust. 1. und 2. Teil. Stuttgart, Cotta. geb. ℳ 6.
—, Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke, nebst Andeutungen. Stuttgart, Cotta. geb. ℳ 6.
Wagner, J. M., Das Eleusische Fest. Schillers Dichtung bildlich dargestellt. Gestochen von F. Ruscheweyh. Stuttgart, Cotta. geb. ℳ 10.

Recensionen.

Arréat, Lucien, La morale dans le drame. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (47), 1628—29.
Baumbach, Rudolf, Der Pate des Todes. Dichtung. Ang. ‚D. Lztg.‘ 1884 (49), 1799.
Bolanden, Konrad v., Savonarola. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (47), 743.
Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. Ang. ‚D. Rundschau‘ 1884/85 (4), 322—23.
Bratke, Ed., Luthers 95 Thesen und ihre dogmenhistorischen Voraussetzungen. Ang. v. G. Kawerau, ‚D. Lztg.‘ 1884 (47), 1713—15.
Crueger, Joh., Die erste Gesammtausgabe der Nibelungen. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (48), 1683—84.
Düntzer, H., Goethes Eintritt in Weimar. Ang. v. K. Rieger, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 1884 (8 u. 9), 658—63.
Ebers, Georg, Serapis. Historischer Roman. Ang. ‚Sontagsbeil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (50).
Eckermann, Joh. Peter, Gespräche mit Goethe. 6. Aufl. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (46), 1608.
Eckstein, Ernst, Das Vermächtnis. Roman. Ang. v. G. v. Amyntor, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (47), 723—25.
—, Eingeschneit. Novelle. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (48), 762.
Evers, Georg, Martin Luther. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (45), 1545.
Fischart, Johann, Das glückhafft schiff von Zürich. La nave avventurosa di Zurigo. Prima versione metrica del dottore Aristide Baragiola. Ang. v. Ludwig Geiger, ‚D. Lztg.‘ 1884 (44), 1628.
Frankl, Ludwig August, Andreas Hofer im Liede. Ang. v. Hans Minckwitz, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (46), 733.
Frenzel, Karl, Nach der ersten Liebe. — Zwei Novellen. Ang. v. Ludwig Salomon, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.‘ 1884 (46), 704—5.
Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel. Ang. v. H. Holstein, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.‘ 1884 (11), 423—26.
Goebel, Julius, Ueber tragische Schuld und Sühne. Ang. ‚Grenzboten‘ 1884 (46), 342—44. — Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (47), 1628.
Goethe und die Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, her. von R. M. Werner. Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (46), 1607—8.

Grimm, Jacob, Recensionen und vermischte Aufsätze. Ang. v. Max Roediger, ‚D. Lztg.' 1884 (47), 1721—22.

Grosse, Julius, Gedichte. Ang. v. Ernst Ziel, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (46), 705—6.

Hagemann, August, Goethes Iphigenie auf Tauris. Ang. von G. Wendt, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (11), 427—28.

Heine, Heinrich, Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. — **Selden, Camilla**, Heinrich Heines letzte Tage. — **Jaubert, C.**, Heinrich Heine. Ang. v. Daniel Jacoby, ‚D. Lztg.' 1884 (48), 1756—58.

Hevesi, Ludwig, Auf der Schneide. Ang. v. Theophil Zolling, ‚Gegenwart' 1884 (49), 360—61.

Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. Ang. v. Wilhelm Bolin, ‚Gegenwart' 1884 (45), 298—99. — Ang. v. Otto Brahm, ‚D. Lztg.' 1884 (46), 1700—1701.

Hölderlin, Friedrich, Dichtungen. Mit biographischer Einleitung her. v. K. Köstlin. Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.' 1884 (49), 1791—92.

Hoffmann, Hans, Brigitta von Wisby. Eine Erzählung. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (48), 760.

Jensen, Wilhelm, Aus den Tagen der Hansa. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (46), 344.

—, Das Tagebuch aus Grönland. Roman. Ang. v. J. Boy-Ed, ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (45), 694—95.

Jonas, Justus, Briefwechsel. Her. v. Kawerau. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (50), 1737—40.

Joret, Charles, Des rapports intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne avant 1789. Ang. v. B. Suphan, ‚D. Lztg.' 1884 (45), 1651—52.

Klopstock, Werke. Her. von R. Hamel. Ang. ‚Lit. Cbl.' 1884 (45), 1568—69.

Krüger, Barth., Eine schöne und lustige neue Action aus der Reformationszeit. Mitgeteilt von A. Freybe. Ang. v. W. Scherer, ‚D. Lztg.' 1884 (47), 1722.

Luther, Martin, Ungedruckte Predigten im Jahre 1530 auf der Coburg gehalten. Her. von Georg Buchwald. Ang. v. G. Kawerau, ‚D. Lztg.' 1884 (47), 1715—16.

Mandelkern, S., Thamar. Ein Roman aus dem biblischen Altertum. Ang. v. Gustav Karpeles. ‚Magazin f. d. Lit. d. In- u. Ausl.' 1884 (45), 691—94.

Meissner, Joh., Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Ang. ‚D. Lztg.' 1884 (44), 1617. — Ang. v. Muncker, ‚Lbl. f. germ. u. roman. Phil.' 1884 (11), 426—27.

Meyer, Konrad Ferdinand, Das Leiden eines Knaben. Novelle. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (46), 722—23.

—, Die Hochzeit des Mönchs. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (48), 420—24.

Müller, Otto, Altar und Kerker. Roman. Ang. ‚Grenzboten' 1884 (51), 578—87.

Parmentier, J., Le Henno de Reuchlin et la Farce de Maistre Pierre Pathelin. Ang. v. A. Pey, ‚Revue de l'enseignement secondaire' 1884 (21), 988—90.

Pentzhorn, Edm., Thomas Abbt. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.' 1884 (46), 1689—90.

Peschkau, Emil, Novellen. Ang. v. A. Kohut, ‚Magazin f. d. Lit. d. In.- u. Ausl.' 1884 (48), 741—43.

Piderit, A., u. **Hartwig, Otto**, Charlotte Diede. Ang. ‚Lit.-Cbl.' 1884 (45), 1552.

Redwitz, Oscar v., Haus Wartenberg. Ang. v. Paul Lindau, ‚Nord u. Süd' 1884 (12), 416—24. — Ang. ‚Grenzboten' 1884 (48), 438—40.

Samarow, Gregor, Schwere Wahl. Roman. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.' 1884 (47), 742.

Schlözer, Karl v., Aus Dur und Moll. Ang. v. Theophil Zolling, ‚Gegenwart' 1884 (49), 359—60.

Schmidt, Maximil., Altboarisch. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.' 1884 (44), 1626—27.

—, Der Georgi-Taler. Lebensbild. Ang. v. R. M. Werner, ‚D. Lztg.' 1884 (44). 1626.

Schücking, Levin, Grosse Menschen. Roman. Ang. ‚D. Lztg.‘ 1884 (47), 1735—36.

Sehrwald, Fried., Deutsche Dichter und Denker. Ang. v. K. F. Kummer, ‚Zschr. f. d. österr. Gymn.‘ 1884 (8 u. 9), 650—58.

Telmann, Konrad, Götter und Götzen. Roman. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (48), 759—60.

—, Lebensfragmente. Novellen Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (48), 763.

Velatus, L., Schlangenmoos. Novelle. Ang. ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (47), 743.

Welti, Heinrich, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Ang. v. Ernst Ziel, ‚Blätter f. lit. Unterh.‘ 1884 (46), 312—14.

Widmann, Aus dem Fasse der Danaiden. Zwölf Erzählungen. Ang. v. Theophil Zolling, ‚Gegenwart‘ 1884 (49), 360.

Ziegler, Hans, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder. Ang. ‚Grenzboten‘ 1884 (48), 440. — Ang. ‚Lit. Cbl.‘ 1884 (47), 1644—45. — Ang. v. H. Pröhle, ‚Sontagsbeil. zur Vossischen Ztg.‘ 1884 (50).

14
19

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.